Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

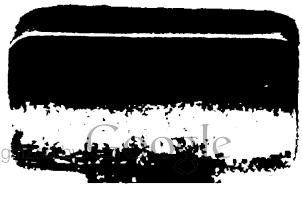
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

LIBRARY

053
VE
v. 33²



Digitized by Google

The person charging this material is responsible for its return on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

University of Illinois Library

SEP 2 6 1969

AUG 24 1981

L161—O-1096

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3 German 23592/131 ...

33. Jahrg. / Januar 1919 / 5. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY
APR 26 1919

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b.
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

ZU ALLEN ZEITEN

war das weibliche Geschlecht darauf bedacht, die Schönheit des Gesichts und Körpers zu pflegen und zu erhalten, die Anmut zu erhöhen und Fehler zu beseitigen

Für das Gesicht

Pasta Divina *zur Verschönerung der Haut. Durch sie wird jene echte Schönheit erzielt, die Anmut des schönen Antlitzes, ohne Gesichtsflecke, Gesichtsröte, Augenränder, Erhaltung der Jugendlichkeit. Preis M. 2.65, 5.25, 10.50*

Stirn- und Kinnbinde *Wie häßlich sind Stirnfalten und wie alt machen sie! Wie entstellt ein Doppelkinn! Tragen Sie nachts meine Binden u. Ihre Schönheit kehrt wieder. St. M. 6.—*

Methode Fix-Fix *gegen alle Gesichtsfalten u. Runzeln. In 14 Tagen ist Ihr Gesicht glatt. Sie erscheinen um Jahre verjüngt! Berühmte Spezialisten empfehlen diese Methode. M. 18.—, 30.—, 39.—*

Für die Augen

Nero *echte Färbung d. Augenbrauen und Wimpern. Eine Färbung 6 Wochen anhaltend, unbeeinflusst d. Waschungen. Farben: blond, braun und schwarz. M. 6.40*

Augenbrauensaft *der pikante Reiz langer Wimpern, die ausdrucksvolle Schönheit ebenmäßiger, dichter Brauen durch den dunkler färbenden Augenbrauensaft. Preis M. 4.50*

Für die Figur

Hygienischer Toilette-Essig *gegen Fettglanz und Schweißabsonderung der Haut und für Waschungen. M. 3.25*

Afro *Vollendete Schönheit bedingt vollendete Figur. In 6—8 Wochen werden schlaffe Formen gefestigt, Unebenheiten am Hals und Schulter ausgeglichen. Prospekt frei.*

Für das Haar

Goldliesel *entwickelt das Haar zu höchster Schönheit u. erzeugt den rötlichgoldigen Glanz! Gleichzeitig wird die Kopfhaut gereinigt u. ernährt; verhindert Nachdunkeln blonden Haares! Preis M. 4.15*

Enfin *gegen graue Haare. Vermeiden Sie Alterszeichen! Jede gewünschte Farbe. Mißfärbung unmöglich. M. 7.90*

Ratschläge *Rezepte, praktische Angaben über Schönheits- u. Körperpflege finden Sie in dem bekannten Buch: „Der einzige Weg zur Schönheit und Gesundheit". 160000 Auflage. Preis M. 1.50.*

Auskünfte *Prospekte kostenfrei. Sachkundige Behandlungen und Elektrolyse im Institut.*

FRAU ELISE BOCK GMBH

BERLIN-CHARLOTTENBURG 32 • Kantstraße 158

MANNESMANN

MOTORLASTWAGEN OMNIBUSSE

MULAG-AACHEN

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft
zum Preise von 2.70 Mark einschließlich Kriegsaufschlag.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte“ eingetragen. Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Post-Anstalten bezogen werden.

Inhalt des Januarheftes:

	Seite
Feiertagskinder. Roman von E. Graf Keyserling (Schluß)	449
Silvester. Gedicht von Friedrich Wilhelm Wagner	464
Hiasl Maier-Erding. Von Richard Braungart, München. Mit einer Kunstbeilage in Faksimiledruck und acht zumeist mehrfarbigen Textbildern	465
Beethovens Tod. Gedicht von Ernst Lissauer	473
Der Landsknecht. Von Dr. Martin Hobohm	474
Dem heimkehrenden Heer. Gedicht	479
Tielemann. Erzählung von Viktor von Kohlenegg	480
Bücher. Gedicht von Hermann Hesse	498
Von den Bühnen in Berlin und im Reich: Aus den Berliner Theatern. Von Karl Strecker. — Aus den Theatern im Reich. Von Dr. Ernst Leopold Stahl. Mit insgesamt elf Bildern	499
Teuerungszeiten und Wuchergewinne. Von Prof. Dr. Ed. Heyck	511
Meisterwerke alter Wachsplastik. Von Annette von Eckardt. Mit zwölf teilweise mehrfarbigen Abbildungen	517
Eine stille Straße in Berlin oder: Wie ein Lustspiel entstand und verschwand. Von Eugen Zabel	527
Der Sünder. Die Beichte einer großen Liebe. Dichtung von Max Bittrich, mit Buchschmuck von Franz Christophe	533
Casanova in Potsdam. Von Friedrich Hussong	545

Digitized by Google

Seite

Großmutters Frieden. Von Egid v. Filek 550
Zwei Gedichte von Hugo Salus: Brautlied — Schläfer 552
Neues vom Büchertisch. Von Karl Strecker 553
Illustrierte Rundschau: Der neue Direktor des Goethe-Nationalmuseums — „Alt-Holländische Bilder" — Silberarbeiten von Marga Jeß — Zu unsern Bildern 557

Kunstbeilagen:

Bildnis einer Dame. Gemälde von Wilhelm Schmurr. Faksimiledruck . . . . . Titelbild
Markt in Straßburg. Gemälde von Prof. Carl Jordan. Faksimiledruck . . . . . 456—457
Chiemgauerin. Gemälde von Hiasl Maier-Erding. Faksimiledruck . . . . . 468—469
Arthur Graf von Posadowsky-Wehner. Gemälde von Karl Rickelt. Faksimiledruck . 498—499
Futterneid. Gemälde von Emil W. Herz. Faksimiledruck . 514—515
Das Arbeitszimmer der † Dichterin Marie von Ebner-Eschenbach. Gemälde von Alois Hänisch . . . . 552—553

Einschaltbilder:

Schiffspferde im Anziehen. Gemälde von Prof. Julius Bergmann. Tondruck . 464—465
Schichtwechsel. Gemälde von William Krause. Tondruck 480—481
Der heilige Antonius. Gemälde von Karl Plückebaum. Tondruck . . . . . 488—489
Die drei Türme in Gent. Künstlerische Aufnahme von A. Heinicke. Tondruck . . . . . 496—497
Elegie. Marmorbildwerk von Prof. Gerhard Janensch. Tondruck . . . . . 528—529
Studienkopf. Steinzeichnung von Robert Wellmann. Tondruck . . . . . 532—533

Selbständige Textbilder:

Dackl. Bronze von Richard Rusche 532
Die Tänzerin. Gemälde von Anna Rosina Mathieu 549

* * *

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Prof. Heinrich Wienynck in Dresden.

Inserate:

Vorderer Anzeigenteil . . 1—12
darunter folgende Sonderabteilungen:
Töchterpensionate . . . 4
Unterrichtsanstalten . . 4
Heilanstalten . . . . . 4—5
Hotels. 5
Anzeigenteil am Schluß . . 1—4

Digitized by Google

Digitized by Google

Bildnis

Familie von Wilhelm Leibl

Digitized by Google

VE
v. 33²

Velhagen & Klasings Monatshefte
33. Jahrg. / Januar 1919 / 5. Heft

Feiertagskinder

Roman von E. Graf Keyserling

Schluss

Nun kamen Tage, die Irma leer, ganz leer dünkten. Der Sonnenschein lag in den Zimmern, die Luft, die durch die Fenster eindrang, wurde immer schwerer von Düften, der Großvater ließ sich durch die Alleen fahren, bleich und gebrechlich, Isa spielte mit ihren Püppchen, indem sie lautlos die Lippen bewegte, Ulrich war draußen bei seiner Arbeit, und Irma, für Irma, war der Tag ganz leer. Eine zwecklose Unruhe trieb sie von Zimmer zu Zimmer, ließ das Parkett unter ihren rastlosen Füßen knarren; wenn sie an einem Fenster stehen blieb, sah sie, wie die Bäume grünten, wie die Kastanien und der Flieder blühten — aber das sagte ihr nichts. Nicht einmal an Uli konnte sie denken, nur eine unendliche Müdigkeit lastete auf dieser bleichen Frau im langen Trauerkleide. Zuweilen kam Fräulein Christa und sprach in ihrer resoluten Weise von Uli, vom Himmel und von Gott, aber Irma winkte ab: „Laß das," sagte sie müde, „erzähle lieber von Piervogel." Abends kam Ulrich; sie saßen im Kaminzimmer beieinander in der hellen Dämmerung, die Fenster standen weit offen, Fledermäuse flogen vorüber, ihren dünnen, schrillen Jauchzer ausstoßend, ein Nachtschwärmer verirrte sich zuweilen in das Zimmer, und man hörte in der Dunkelheit nur das surrende Geräusch seiner Flügel wie den Ton winziger Propeller. Irma und und Ulrich hatten lange geschwiegen, jetzt nahm Ulrich Irmas Hand und sagte mit einer leisen, erregten Stimme: „Ach Irma, wollen wir unsere Schmerzen zusammenlegen, sprich, das wird dir gut tun."

„Sprechen," sagte Irma, „was soll ich sprechen — es ist aus, ich wußte nicht, daß ein großer Schmerz eine große Leere ist. Uli war ein Festtag, jetzt, wo er fort ist, kommen die Werktage, die alle einander gleichen und nichts bringen."

„Die Werktage richten uns auf," versetzte Ulrich, „wie könnten wir ohne sie leben; sie helfen uns unseren Schmerz als eine heilige, ernste Melodie in das Leben aufzunehmen, wir gehören nicht ihm, sondern er gehört in unser Leben."

„Ja, du hast Arbeit," meinte Irma, „aber ich?"

„Für dich muß das Leben auch wieder beginnen," meinte Ulrich.

„Ja," sagte Irma klagend, „vielleicht wird es wieder beginnen, dieses Leben, ich kann es nicht hindern, aber wird es je wieder einen Inhalt haben?"

„Wir müssen ihm einen Inhalt geben," bemerkte Ulrich, dann schwiegen sie wieder und horchten hinaus auf das Flüstern der Mainacht. —

* * *

Der Mai war vorüber, die Tage wurden heiß. Die Vorhänge in den Zimmern waren vor der Sonne geschlossen, im Garten begannen die Lilien und Rosen zu blühen. Graf Pax und sein Diener verkrochen sich in die schattigsten Winkel des Gartens und dort schlummerten dann beide. Auch auf dem stillgewordenen Hofe suchten die Hunde kleine Schattenflecken, um dort zu schlafen. Erst am Abend erwachte das Leben, wenn vor dem Gesindehause die Harmonika gespielt wurde und die Mägde in langen Reihen die Landstraße entlang gingen und sangen. Irma empfand die heißen Nach-

 Nachdruck verboten. Copyright 1918 by Velhagen & Klasing

530987

Digitized by Google

mittage, an denen Sonnenstrahlen durch die Vorhänge die goldenen Dolche in das Zimmer stachen, als eine Zeit, die sie doppelt traurig und müde machten. Sie legte sich dann auf ihre Ottomane, sie liebte jetzt zu schlafen, traumlos zu schlafen, denn die unwahrscheinliche und leere Welt um sie war dann fort, ganz frei.

* * *

So lag sie eines Nachmittags da, das bleiche Gesicht beruhigt, fast glücklich; sie hatte schon längere Zeit geschlafen, als das Erwachen begann, das mühsame, hoffnungsarme Erwachen. Sie spürte es deutlich, daß jemand sie anschaute. Es war wohl wieder Ulrich, der ihr diesen Augenblick erleichtern wollte. Aber sie schlug die Augen nicht auf, sie wollte das ernste, traurige Gesicht ihres Mannes nicht sehen. Ein leises Hin- und Hergehen jedoch ließ sie aufsehen; mitten im Zimmer stand Achaz und lächelte. „Du bist es?" sagte sie. Achaz wurde gleich ernst, er machte ein trauriges und elend befangenes Gesicht. Er eilte zu ihr, küßte ihre Hand, sprach leise etwas, von tiefem Schmerz, den er mitempfinde, von dem lieben Jungen, der auch ihm fehlen würde.

„Ja," sagte Irma langsam, „es ist seltsam, wie das Fortgehen dieses kleinen Kerls mit dem großen Lockenkopf das Haus und das ganze Leben so leer macht."

Achaz hatte feuchte Augen, aber er wußte nicht viel zu sagen; eine ihm sonst ungewohnte Befangenheit ließ ihn nach Worten suchen. Da ertönte unter dem Fenster das Knarren der Räder eines Rollstuhls. Ein wenig erleichtert sprang Achaz auf. „Das ist der Großvater," sagte er, damit eilte er hinaus. Irma hörte, wie sie unter dem Fenster miteinander sprachen, anfangs leise und gemessen, dann plötzlich lachte der Großvater, und dann prasselte auch Achaz' jugendliches Lachen auf. Irma horchte auf, dieser Ton war ihr so ungewohnt seit langer Zeit, gab es das noch? Da war es wieder, dieses helle, sorglose Lachen. Von dem ungewohnten Tone aufgeschreckt, war Isa an die Tür geschlichen, eine kleine, schwarze Gestalt, die mit runden Augen verwundert auf dieses Lachen da draußen horchte. ‚Würde er noch einmal lachen?' dachte Irma, dieser Ton brachte ihr eine Botschaft vom Leben, die sie noch nicht verstehen wollte, aber die sie fühlte. Der Rollstuhl setzte sich wieder in Bewegung, Achaz' Schritte knarrten auf dem Kies, die Stimmen entfernten sich, das Zimmer war wieder still in der goldenen Schläfrigkeit der Mittagsstunde.

Graf Pax ließ abends seinen Rollstuhl in das Kaminzimmer rollen, er wollte hören, was Achaz erzählte. Durch die geöffneten Fenster drang die weiche Luft der Sommernacht, schwer von den Düften der Lilien und der Nachtviolen. Die Unterhaltung war anfangs stockend und kleinlaut, allmählich jedoch kam Achaz in das Erzählen, seine Stimme wurde lebhaft und sein Lachen sorglos und heiter. Der alte Graf legte die Hand an sein Ohr, aus Achaz' Geschichten wehte es ihm entgegen wie der Asphaltgeruch der Großstadtstraße, er hörte wieder die Namen vornehmer Menschen und guter Restaurants, er richtete sich in seinem Stuhl auf, kicherte und erzählte seinerseits die längst bekannten Geschichten aus Paris. Irma hörte nur zerstreut zu, aber diese Stimme, diese Geschichten, dieses Lachen — es zeigte ihr, daß das Leben wartete, und unbewußt fühlte sie, es wartete auf sie. Aber gleich empfand sie dann, daß sie etwas verriet, etwas verließ, und sie wollte zurückkehren zu ihren traurigen Gedanken, wollte es unterdrücken, dieses leichte Zittern einer neu erwachenden Lebenslust. Achaz hatte langen Urlaub genommen, denn Ulrich hatte ihm geschrieben, er sei hier erwünscht. Nun meinte er, man ist doch so selten erwünscht, da muß man die Gelegenheit erfassen. Übrigens wollte er sich ganz dem Landleben widmen, wollte in der Morgenfrühe in dem See baden, morgen schon und mit Fräulein Christa im Freien von Religion sprechen. Gerade in seinem Berufe war es wichtig, einmal wieder ganz zur Natur zurückzukehren, denn Diplomatie sei das Gegenteil von Natur. Als man sich trennte und gute Nacht bot, rieb der alte Graf sich die Hände und meinte schmunzelnd: „Wieder einmal ein anständiger Abend!"

Es war ganz früh am Morgen, als Irma erwachte. Die Sonne schien noch tief zu stehen und sandte schräge Strahlen unter den Vorhängen hindurch in das Zimmer. Erfrischende Morgenluft drang durch die Fenster. Irma wollte aufstehen, bevor die heißen Stunden kamen, sich mit Morgenkühle volltrinken. Ja, es war etwas, das sie heute den Tag mutvoller beginnen ließ, als verspräche er etwas. Was war es? Worauf konnte sie sich freuen? Achaz fiel ihr ein, aber sogleich widersprach das Gewissen ihres Schmerzes, was konnte Achaz ihr sein? Und dennoch, eine wunderliche Ungeduld, den Tag zu beginnen, trieb sie heute aus dem Bette. Sie ging in den Garten hinaus. Ein grauer, mattschimmernder Tauschleier lag auf den Blättern und Blumen, eine wohltuende feuchte Kühle mischte sich in alles Duften. Irma stand eine Weile da, die Lippen halb geöffnet, und trank diese

Digitized by Google

Morgenluft ein wie einen köstlichen Trank, der sie für eine Weile ihre Jugend und ihr Leben fühlen ließ, so daß ihre Augen blank wurden. Aber dann mahnte wieder etwas in ihr zum Schmerz wie zu einer Pflicht, und sie begann ernst die Lindenallee auf und ab zu streifen. Zuweilen blieb sie stehen und sah zwischen den Bäumen hindurch auf das Land. Die Luft war noch voll eines leichten Glitzerns, vom Sumpfe stiegen weiße Nebelschleier auf, jenseits der roten Häuschen des Fleckens glänzte der See. Da kam auch Achaz die Landstraße herab, im hellen Sommeranzug, den Strohhut auf dem Kopf, wiegte er sich beim Gehen lässig in den Hüften und köpfte mit seinem Spazierrohr die Blüten des Löwenzahns am Wegrain. Plötzlich hatte er Irma erspäht, er lachte über das ganze Gesicht, grüßte, winkte mit der Hand, sie sollte ihm entgegenkommen. Gut, sie wollte ihm entgegengehen, ihm, der da lächelnd im Sonnenschein stand wie das leibhaftige Leben. Sie öffnete das Gartenpförtchen.

* * *

Auf der langen Brücke trafen sie sich. Achaz' Gesicht war von dem Bade leicht gerötet, seine Augen glitzerten, die Morgenluft berauschte ihn; er mußte unaufhörlich sprechen, große Gesten machen, mit dem Stock auf das Brückengeländer schlagen. „Da bist du ja," rief er Irma entgegen und küßte ihre Hand, „zufällig sehe ich zum Garten hinüber und bemerke dich zwischen deinen Bäumen, wie du mit dem Morgentau und Morgenduft eine Orgie feierst."

„Ja," meinte Irma, „diese Stunde gibt uns ein wenig Kraft für den langen, heißen Tag."

„Ja, eine Orgie," wiederholte Achaz, „während wir im Bett liegen, bereitet jeden Morgen die Natur solch ein raffiniertes Fest mit Gold und Purpur und Düften und Geschmäcken, ganz raffiniert; was sind unsere großstädtischen Diners dagegen mit ihren hohen Weinen und Sorbets; der Natur ist es ganz gleich, ob wir kommen oder nicht; sie feiert eben ihre Feste. Und dieses Bad im See! Soviel Goldflitter lagen auf dem Wasser, daß es mir vorkam, als schwimme ich auf lauter Generalsuniformen, und wenn man emporschaute, war es, als ob man dieses kühle, durchsichtige Blau des Himmels trinken könnte; ich sage dir, großartig. Früher gingst du doch auch mit deiner Minna im See baden."

Irma lächelte matt. „Ja früher," sagte sie, „ich tat manches, was ich nicht mehr tue."

„Und warum?" rief Achaz und schlug mit der Faust auf das Brückengeländer, „ich weiß, unser Junge fehlt uns, aber ich glaube, du trauerst um ihn nicht, wie er es wünschen würde. Er wurde ungezogen, wenn er ein trauriges Gesicht sah, wenn keine Freude in Aussicht stand. Um diesen sonnigen Jungen müssen wir trauern, indem wir ihm Sonnenschein und Duft und Freude und Lachen als Totenopfer darbringen. Lebe wieder, Irma, und du wirst es dann fühlen, daß er bei uns ist, daß er sich mitfreut, daß er mitlacht, daß er ein Teil von allem ist, das uns wohltut. Siehst du, er war ein Festkind, und um ihn müssen wir weinen, indem wir lächeln."

Irma lächelte wieder ihr mattes Lächeln, aber Tränen standen in ihren Augen, gaben ihnen einen durchsichtigen Saphirglanz und verschönten sie seltsam. „Wenn ich das könnte," sagte sie leise — dann schwiegen sie eine Weile; Irma schaute auf die grünen Hümpel des Moores hinab mit ihren Wollblumen und Sumpfhyazinthen.

Achaz ging unruhig auf der Brücke hin und her; er mußte jetzt von etwas anderem sprechen, sagte er sich, von etwas Heiterem. „Es war seltsam," begann er, „wie ich so auf dem See schwimme, sehe ich plötzlich im Schilf eine große Gestalt stehen, ein nackter Mensch, ganz blank von Wasser und Sonnenschein. Ich trau' meinen Augen nicht, aber es ist Viervogel. ‚Herr Rechtsanwalt,' sage ich, ‚ich finde Sie da in einer Lebenslage, die nicht zu Ihnen paßt.' ‚So, so,' sagte er, ‚das ist möglich, aber täte man nie etwas, das nicht zu einem paßt, so müßte man sich aufhängen.' Er ist ein trauriger Mensch, dieser Viervogel, mitten in dieser glänzenden Morgenstunde vom Aufhängen zu sprechen. Wir gingen später ein Stück Weges zusammen nach Hause, der dicke, melancholische Kerl philosophierte über die Freuden des Lebens: ein Bad, wenn es heiß ist, ein Butterbrot, wenn man hungert, das sind die nie versagenden Freuden des Lebens, ‚und Frau Weidemann,' sagte ich, ‚ja, die auch,' meinte er. Im Ort war schon alles lebendig; die Gärtnerstöchter steckten Stangen in die Erbsenbeete, Frau Weidemann klopfte ihren Teppich, und die kleinen Mädchen gingen zur Schule. Sie rochen schon von weitem nach Seife, und ihre hart geflochtenen Zöpfe hingen ihnen über den Rücken nieder. Fräulein Christa aber stand in der Schule am offenen Fenster und sah ernst ihre Schülerinnen kommen. Nun ja," fuhr Achaz fort und schlug mit dem Stock auf das Brückengeländer, „und wir sitzen da in den Ministerien und Gesandtschaften, treiben hohe Politik, schließen Verträge und Bündnisse, eigentlich nur, damit solche fried-

Digitized by Google

liche Menschen friedlich ihr Leben betreiben können, damit die kleinen Mädchen ungestört zur Schule gehen, damit Frau Weidemann ihren Teppich klopfen kann und die Gärtnerstöchter ihre Erbsenstangen stecken. Das ist die Hauptsache, darauf kommt es an, wenn das nicht mehr geht, dann ist es faul mit einem Staat." Achaz wußte nicht, ob Irma ihn hörte, er schwieg daher und begann wieder unruhig hin und her zu gehen. Plötzlich blieb er stehen und fragte: „Reitest du noch deinen Goldfuchs?"

„Reiten?" wiederholte Irma aus tiefen Gedanken heraus, „ach nein, ich tue nichts mehr von dem, was ich früher tat."

„Das sollst du aber," rief Achaz lebhaft, „wir reiten heute noch, nicht wahr? Wir reiten in den Wald, den wir im Winter zusammen mit Uli sahen; der Kleine ist immer bei uns, und wir wollen den Wald jetzt im Sommerschmucke sehen. Abgemacht; jetzt bin ich aber hungrig; Viervogel hat recht: ein Frühstück, wenn man hungrig ist, ein Stuhl, wenn man müde ist, das sind ganz wichtige Dinge." Sie gingen langsam auf der Landstraße nebeneinander her, Achaz schwieg jetzt, und Irma rollten große Tränen über die Wangen.

⁂ ⁂ ⁂

„Ich bin dir dankbar, daß du gekommen bist," sagte Ulrich zu Achaz, als sie nach dem Frühstück sich in Ulrichs Zimmer die Zigarren anzündeten. „In Irma schien das Leben zu versiegen, müde und gleichgültig brachte sie die Tage hin, und ich, mein Gott, ich bin so ein steifer Geselle, ich stand ganz hilflos vor ihr. Über meinen eigenen Schmerz komme ich ja auch nur hinweg, indem ich mich in die Arbeit stürze. Es war ein recht elendes Leben hier; selbst der Großvater schrumpfte zusammen, jetzt aber, scheint mir, beginnt sich manches wieder aufzurichten, und das verdanke ich dir."

„Mach' dir keine Sorgen, mein Alter," meinte Achaz, „das Leben will sein Recht, wir bringen die Sache schon wieder in Gang; heute reite ich mit Irma aus."

Es war die Zeit des schweren, goldenen Nachmittagslichtes, als Achaz und Irma ausritten; kleine, gelbe Staubwolken erhoben sich unter den Hufen der Pferde, und die Wärme lag wie etwas Drückendes auf den Schultern der Reiter. Im Flecken war es ganz leer und still, die Leute hatten sich in ihre Häuser verkrochen und beim Hufschlag der Pferde traten sie an die Fenster und schauten den Reitern aufmerksam und lange nach.

„Hier sieht es müde und nachmittaglich aus," bemerkte Irma, „das hätte Uli nicht gewollt."

„Nun, wir kommen gleich in den Wald," sagte Achaz, „dort wird es festlich sein."

Und da war er dann, der Wald, stark duftend, blank von Sonnenschein. Sie bogen von der Landstraße in die Waldschneise ein, setzten ihre Pferde auf den harten Boden, der blank und braun von Tannennadeln war, in Trab; immer schneller ging es dahin.

„Ist es so gut?" fragte Achaz.

„So ist es gut," erwiderte Irma, und ihre Wangen röteten sich leicht in der schnellen Bewegung; ihre halbgeöffneten Lippen waren wieder leuchtend rot, und ihre Augen glitzerten.

„Immer vorwärts," rief Achaz, „nur nicht denken!"

Die Tannen griffen mit großen, grünen Händen nach den Reitern, der Eichelhäher flog laut schreiend auf, ein Reh setzte über den Weg; die ganze Sommerstille des Waldes schien von dem wilden Ritt in Aufruhr gebracht. An einer kleinen Waldwiese hielten sie stille; Pferde und Reiter atemlos.

„Hier steigen wir ab," sagte Achaz und winkte den Reitknecht heran, „die Tiere müssen sich erholen."

Irma und Achaz gingen die Waldwiese entlang, die bunt von Trollblumen und Schwalbenaugen war. „Wie Frau Weidemanns Schürze," bemerkte Achaz. Auf der anderen Seite begann ein Bestand alter Tannen und Föhren, mächtige Bäume. Die Tannen ließen ihre großen Zweige bis auf die Erde niederhängen, wie grüne Schleppen; an ihren Ästen trugen sie lange graue Moosbärte, die Föhren hoben auf glatten rötlichen Stämmen ihre wirren Schöpfe hoch in den Sonnenschein hinauf, rauschten leise und über ihren Wipfeln revierten die Falken.

„Hier wollen wir uns niedersetzen," sagte Achaz und zeigte auf einen Mooshügel, „hier ist es still und feierlich." Sie setzten sich mitten zwischen die Bäume. „Hier ist es gut," sagte Achaz, „wir wollen stille sein wie die Bäume, nur zuweilen ein wenig rauschen. So ein Baum sein, ist das nicht die schönste Existenz? Man steht still, wartet auf Sonnenschein, auf Regen, auf Wind, man wartet darauf, daß man blüht; muß das nicht köstlich sein, darauf zu warten, daß man blüht? Man fühlt etwas in sich, das schön ist, das leuchtet und schmückt und das herauswill, und plötzlich steht man da wie der schönste Traum, den man geträumt hat."

„Warten, daß man blüht —" wiederholte Irma nachdenklich, „das muß schön sein."

„Nicht wahr," fuhr Achaz fort, „wollen wir ganz still sitzen, uns dahinein denken, vielleicht spüren wir etwas." Und sie saßen ganz stille da und schauten zu den Falken empor,

Digitized by Google

die wie kleine silberne Scheiben im Blauen schwebten. Endlich schüttelte Irma den Kopf und lächelte. „Nein, es ist nichts," sagte sie, „ich fühle nichts."

„Ich glaube," sagte Achaz, „es wäre so etwas über mich gekommen, aber dann war es wieder fort."

In die Bäume fuhr ein plötzlicher Wind, ließ die Tannen aufrauschen und die Schöpfe der Föhren wirr durcheinander fahren, dann wurde es wieder still und die Bäume standen regungslos da.

„Das kann ich nachfühlen, so plötzlich vom Winde ergriffen zu werden, sich zu neigen und zu rauschen und dann wieder dazustehn."

„Ach ja," sagte Irma nachdenklich, „dieses plötzliche Neigen und Rauschen, das kenne ich gut. Als ich Kind war, las meine Mutter Sonntags im blauen Zimmer eine Predigt vor. Diese Predigt erschien mir sehr lang. Um mich zu zerstreuen, schaute ich zum Fenster hinaus, da standen die hohen Birken ganz still im Sonnenschein, und plötzlich kam ein Wind, und alle Blätter regten sich und die großen Birken wiegten sich und bogen sich zueinander, als wollten sie sich etwas sagen und fuhren dann wieder zurück, als lachten sie über das, was sie gehört, und dann plötzlich wurde es stille, und sie standen regungslos da, als müßten sie auch einer Predigt zuhören. Dieses Schwanken und Wiegen der großen Wipfel erschien mir damals als etwas Köstliches, und ich hätte viel darum gegeben, als Birke meine Wipfel im Sonnenschein zu wiegen, statt der Predigt zuzuhören."

„Ja," erwiderte Achaz, „das muß auch etwas Köstliches sein, köstlicher als alle unsere Feste. Still, hörst du, jetzt kommt der Wind, wir wollen uns biegen lassen, wie die Birken." Sie saßen still da, und als der Wind in die Tannen fuhr und die Föhren metallisch zu rauschen begannen, da fingen auch Achaz und Irma an sich zu wiegen, sich zueinander zu neigen und sich voneinander fortzubiegen. „So ist es gut, so ist es gut," rief Achaz, „ich fühle die ganze Baumwonne!"

Irma lachte. „Ja," sagte sie, „ich fühle etwas von den Birken in mir." —

Dann war der Wind vorüber, die Bäume standen still, und auch Irma und Achaz saßen ruhig da, schwiegen und lächelten sich an. —

Es wurde abendlich; die roten Strahlen der untergehenden Sonne spannen sich zwischen den Föhrenstämmen hin. Von der Waldwiese stieg Nebel auf wie feiner, weißer Rauch, am Rande standen Rehe knietief in den Blumen und ästen. „Es wird feucht, laß uns heimreiten," sagte Achaz.

„Heimreiten," wiederholte Irma, „heim, dort wo das Grämen und Vermissen wohnt."

„Ach was," meinte Achaz, „wir nehmen das Leben aus dem Walde mit, da kann uns nichts etwas anhaben, und unser Junge sieht uns lächelnd zu." Er reichte Irma die Hand zum Aufstehn, und dann gingen sie durch das feuchtwerdende Preißelbeerkraut zu den Pferden. Sie ritten heim über ein Land, das von der untergehenden Sonne rot überstrahlt war; überall zogen Viehherden langsam nach Hause. In Dirksen saßen die Leute vor ihren Türen und sprachen miteinander, und ihre ruhig erzählenden Stimmen klangen die stille Straße entlang. Die Fenster in Fräulein Christas Wohnung waren weit geöffnet, Fräulein Christa saß am Klavier und sang laut und andächtig einen Choral. An der Ecke stand das Postfräulein und wartete auf den Provisor. „Die alle," sagte Irma, „sind einverstanden mit dem Leben."

„Das will ich meinen," erwiderte Achaz und lachte.

Zu Hause empfing sie Ulrich; er legte freundlich den Arm um die Taille seiner Frau und fragte: „Hat es dich erfrischt?"

„Es war schön," erwiderte Irma, deren Wangen leicht gerötet und deren Augen ganz blank waren. „Endlich wieder etwas Schönes."

In der Türe erschien Isa in ihrem schwarzen Kleide, das Gesicht bleich und spitz und schaute mit den grauen Augen forschend ihre Eltern an. Als Irma freundlich sagte: „Nun, mein Kind," kam sie heran und schlang ihre Arme um die Taille ihrer Mutter.

„Bist du draußen gewesen?" fragte Irma zerstreut, dann wandte sie sich von ihrem Gatten ab, machte sich ein wenig ungeduldig aus den Armen des Kindes frei, sagte: „Geh spielen, mein Kind," und ging langsam der Gartentüre zu. Ulrich schaute Isa ernst nach, als sie aus dem Zimmer ging und sagte: „Sie trägt schwer an ihrer Einsamkeit; wir müssen ihr tragen helfen." Irma wandte sich schnell um, sie errötete, als sie ein wenig heftig erwiderte: „Wer trägt nicht schwer an seiner Einsamkeit? Ich weiß, ich müßte mich dem Kinde mehr widmen, aber ich kann nicht, noch nicht, wenn sie so allein in der Türe steht, ich kann das nicht sehen."

„Und doch," meinte Ulrich, „dürfen wir das Kind nicht mit unserem Schmerze belasten." Irma zuckte die Achseln und schritt weiter der Gartentüre zu. Auf der Gartentreppe saß der Großvater und bei ihm stand Achaz und lachte; er lachte, weil der Großvater so böse war. „Den ganzen Nachmittag sich da draußen herumzutreiben!" rief er,

Digitized by Google

„das ist sinnlos, ich fahre hier wie ein Eremit die Alleen auf und ab und warte! ‚Die Natur genießen,' — mein Gott, das ist vieux jeu, ebenso gut könnt ihr Paul et Virginie lesen oder Chateaubriand. Wie soll ich euch denn halten? Ich gebe euch nächstens ein Frühstück, ich habe mir Delikatessen holen lassen, Hahnenkammpastete, Kaviar und sowas, ich gebe euch von meinem alten Yquem zu trinken, das wird hübscher sein, als euer Naturgenuß."

* * *

Das Frühstück des Grafen wurde unter der Hausgalerie eingenommen. Der Tisch war mit Chrysanthemen und Schwertlilien geschmückt. „Nur keine duftenden Blumen," befahl der Graf, „das ist ein Fehler." An jedem Platze lag ein kleiner Papierfächer; Lukas hatte seine neue Livree an, und der Graf saß oben am Tisch im schwarzen Rocke, die neue Perücke auf dem Kopf, sehr feierlich und weltmännisch. „Bitte, hier zu meiner Rechten," sagte er zu Irma, „Ulrich zu meiner Linken, Achaz sitzt dort, Fräulein Christa gegenüber, unsere kleine Isa kommt an die Ecke des Tisches; so, eine sehr distinguierte Gesellschaft. Bei den frères provenceaux kann es nicht besser sein; für dich, Irma, wird die Hahnenkammpastete zu fett sein, nimm du davon, Ulrich, du trinkst einen Aquavit drauf. Für Irma ist hier foie gras truffée, wir trinken dazu etwas St. Peray, bitte nur zuzugreifen, meine Herrschaften, später essen wir noch etwas kalten Lachs und zum Yquem sind Krebsbrötchen und Kaviarbrötchen da und schließlich de petits fours. Lukas, die Weine nur nicht zu gleicher Zeit eingießen, da machen die Herrschaften Fehler, trinken zum Lachs St. Peray oder zur Pastete Hochheimer. Ja, ich erinnere mich, bei den frères provenceaux in einem hübschen weißen, kleinen Saal, die Fürstin du Chateau Loux und die Gräfin Fiz James waren da; ich war ganz in meinem Element und die Damen kamen aus dem Lachen nicht heraus. Gut, wir haben soupiert und gehen; da kommen wir in einen kleinen Saal Rokoko, blau mit Rosengirlanden. Die Fürstin ist entzückt. ‚C'est charmant, c'est adorable'; ‚schön, meine Damen,' sage ich, ‚soupieren wir hier noch einmal,' und wir setzten uns soupieren, und es wird womöglich noch heiterer als vordem. Als wir fertig sind und aufbrechen, kommen wir in einen dritten kleinen Saal, chinesisch, eine wahre Puppenstube, die Gräfin ist entzückt, und ich schlage vor, zum Drittenmal zu soupieren; so haben wir dreimal soupiert, ein köstlicher Abend! — Ja, meine Jugend, ich war ein causeur ersten Ranges; es ist merkwürdig, der Mensch wird eben ein anderer! Wenn ich so im Herbst hier durch die Alleen fahre, an den nackten Bohnenstangen vorüber, so denke ich: Ist das derselbe Mensch, der in den Pariser Salons Aufsehn machte? Der Graf Pax wurde oft im Figaro genannt."

„Man hat eben sein Milieu nötig," meinte Achaz.

„Das ist es, das ist es," meinte nachdenklich der alte Graf. Die anderen waren ziemlich schweigsam, nur Achaz lachte, erzählte, nannte große Namen, die dem alten Herrn wie Musik klangen. Die Mahlzeit ging ihrem Ende entgegen, das kleine, faltige Gesicht des Grafen war leicht gerötet und seine Augen blitzten. „Kaffee, Kaffee!" rief er ungeduldig, „mein Evangelist bedient langsam und laut; wie anders war's im Café anglais oder bei Véfour, man wurde dort bedient von Zephiren mit weißen Schürzen." Plötzlich ließ sich Fräulein Christas tiefes Organ vernehmen: „Wenn ich all die seltenen und teuren Dinge esse, kommt es mir vor, als äße ich die Sünde."

Der Graf kicherte. „Mein liebes Fräulein," sagte er, „Sünde gut frappiert ist nicht zu verachten."

Der Kaffee war getrunken, Irma stand auf, küßte ihren Vater auf die Perücke und sagte: „Achaz, gehen wir durch den Garten? Christa, kommst du mit?" Der Graf schaute den Davongehenden ärgerlich nach. „Natürlich wieder Natur genießen," murmelte er. Achaz sagte etwas zu den Damen, und diese lachten. „Was hat er gesagt?" rief der Graf, „dieser Schwerenöter; Lukas, fahre mich den Herrschaften nach." Und Lukas eilte schnell mit dem Rollstuhl den Davongehenden nach. Auch Ulrich schaute zu ihnen hinüber, sehr ernst, die Lippen fest zusammengekniffen; ‚so war's doch,' dachte er, ‚so hatte er's gewollt und doch —' Schnell wandte er sich ab und ging auf seine Felder hinaus. Isa blieb allein zurück. Niemand hatte sich um sie gekümmert, sie stand da, eine kleine, schwarze Gestalt, mitten unter den großen, roten Feuerlilien.

Ulrich ging langsam die Landstraße entlang an seinen Feldern hin. Der Roggen war schon in die Halme geschossen, jetzt wogten die grünen Halme ganz sachte, ganz wohlig, und es war, als flössen beständig dunkelgrüne und hellgrüne Schatten über sie hin. ‚Ihnen muß wohl sein,' dachte Ulrich. Es waren seine Geschöpfe, er hatte ihnen das Land bereitet, damit sie es gut haben, jetzt wogten sie lustvoll und freuten sich des Lebens, und das Reifen und Sterben war in dieses Leben eingeschaltet, eine stille, ernste Sache, von der ein jedes weiß, daß sie zu

Digitized by Google

ihnen gehörte. Dieses Wogen gefiel Ulrich so sehr, daß er sich an den Wegrain setzte, um zuzuschauen. Dieses Wiegen der grünen Halme tat ihm wohl, nahm von ihm das menschliche Zerren, die menschliche Qual. Etwas schien in ihm einzuschlummern, einem Wiegenliede gehorchend, das die Halme da vor ihm unhörbar sangen. Er legte sich auf den Rasen zurück; die Schafgarben sandten ihren strengen Geruch zu ihm herüber, aus den weißen Dolden des Kälberkopfs und der Kümmelstauden kam ein süßer Honiggeruch. Eine Hummel läutete schläfrig vorüber und verkroch sich endlich mit einem ärgerlichen Surren in die Glocke eines Benediktenkrautes. Schaute Ulrich aber empor, so hing der blaßblaue Himmel voll singender Lerchen. Eine süße Trägheit kam über ihn: dieses stille Leben um ihn her schläferte ihn ein, es vergingen ihm die Gedanken, und eine Weile lag er regungslos da. Das Wetzen der Feldgrillen klang in seinen Schlaf hinein; Libellen und Kohlweißlinge setzten sich zutraulich auf seine Hände.

Ein leichter Wind raschelte im Grase, machte die Blumenköpfe nicken und fuhr wie eine sanfte, kühle Hand über Ulrichs Gesicht. Er schlug die Augen auf, wirklich, er hatte geschlafen. Er mußte darüber lächeln, aber dieser Schlaf hatte ihm gut getan; etwas, das ihn vordem quälte und beunruhigte, war jetzt ganz ruhig geworden, und er fühlte das Leben so selbstverständlich, wie die Halme und Blumen um ihn her es fühlen mochten. Er stand auf, die Beine waren ihm vom Liegen steif geworden, so ging er denn eine Strecke die Landstraße hinab. An einer Biegung des Weges standen die Knechtswohnungen, Holzhäuser mit großen Dächern und kleinen, trüben Fenstern; Kinder saßen auf den Schwellen, die Haare hingen ihnen in das Gesicht, und sie starrten wie scheue, kleine Tiere den vorübergehenden Herrn an. Vor der Tür des einen Hauses stand Andrä, die Mütze in der Hand, und erwartete seinen Herrn. Der Wind wühlte in seinem blonden Haar, und sein Gesicht sah rot und böse aus. Als Ulrich näher kam, trat auch Andrä vor und begann gleich im scheltenden, klagenden Ton seine Sachen vorzubringen. Nein, er hielt es nicht länger aus; seitdem das kleine, vor zwei Wochen geborene Kind gestorben war, konnte er mit der Trine nicht mehr auskommen, sie war wie verrückt, sie weinte und klagte und lästerte und versündigte sich wider Gott, nein, solch ein Leben konnte er nicht weiterleben. Ulrich sah den Mann nachdenklich an, was sollte er ihm sagen, er wußte keinen Trost.

„Das geht wohl vorüber, mein guter Andrä," meinte er, aber Andrä schüttelte den Kopf.

„Ich dachte," sagte er, „wenn der Herr einige Worte mit ihr sprechen würde, vielleicht, daß sie das vernünftiger macht."

„Das kann ich tun," erwiderte Ulrich und ging durch die niedrige Tür des Hauses in die Wohnung des Knechtes. Eine große Stube, die voller Gerät stand, Betten und eine Wiege und ein Schrank, und all das übergossen vom Golde der Nachmittagssonne, die jetzt voll durch die kleinen, irisierenden Scheiben der Fenster drang.

„Hier ist ein Stuhl, Herr," sagte Andrä und wischte mit einem Tuch einen Holzstuhl ab.

„Danke," sagte Ulrich, „wo ist denn die Trine?"

„Die kommt gleich, Herr, sie gibt nur den Schweinen das Futter."

„Sie gibt den Schweinen das Futter," wiederholte Ulrich, „ja dann ..." er wollte etwas hinzufügen, schwieg aber vor dem gespannten Blick der blauen Augen des Knechtes.

Eine Türe ward geöffnet, und Trine kam in das Zimmer, eine große, blonde Frau. Sie hatte ihr braunes Kopftuch in die Stirne gezogen, blonde Haarsträhnen fielen ihr in das rot verweinte Gesicht; die helle Kattunjacke war unreinlich, der graue Rock kurz, und die Füße nackt. Sobald sie den Herrn erblickte, eilte sie auf ihn zu, hockte vor ihm nieder, umschlang seine Knie mit ihren Armen und begann laut zu weinen und zu klagen.

„Es war ein so kräftiges Kind, ein hübsches Kind, und nun ist es mir genommen worden; andere haben sieben und acht Kinder, und alle leben sie, und ich habe doch nur die Mariele und den Jungen, der geboren wurde, und gerade mir muß man den Jungen nehmen; wie kann man da weiter leben? Man arbeitet und plagt sich, und wenn man eine Freude hat, so wird sie einem genommen; was hilft es, daß man nichts Unrechtes tut, schont Gott einen deshalb? Nein, er haut drauf los, soviel er kann." Sie legte die Hände vor das Gesicht und ihre lauten, fast tierischen Klagen erfüllten das Zimmer.

Ulrich wußte anfangs nicht, was er sagen sollte, endlich begann er zu trösten, strich sachte mit der Hand über den Arm der Frau und sagte: „Beruhige dich, Trine, du weißt, auch mir hat Gott meinen Sohn genommen; wir müssen es tragen und weiterleben. Gott bürdet uns nichts auf, das wir nicht tragen können; wir müssen es nur recht anfassen.

Digitized by Google

Es ist wie ein Sack voll Getreide, du denkst, den bringst du nie auf den Rücken, aber wenn du ihn nur richtig zu fassen verstehst, dann geht es. Und vielleicht schenkt dir Gott ein anderes Kind, und dann ist es gut, daß du jetzt geschmeckt hast, wie groß das Glück ist, ein Kind zu haben."

„Nein, nein," schluchzte Trine zwischen ihren Händen hindurch, „ich habe immer Unglück gehabt; schon voriges Jahr mit dem Kalbe! Solch ein schönes Bullkalb." Plötzlich richtete sie sich höher auf, schaute zum Fenster hinaus mit einem bösen Gesichte und sagte scheltend vor sich hin: „Ist er verrückt, der Junge, wohin treibt er denn das Vieh?" Sie sprang auf, murmelte noch einige Scheltworte vor sich hin und stapfte zur Türe hinaus.

Ulrich schaute ihr sinnend nach, dann erhob er sich und sagte: „Ja, mein guter Andrä, sie wird sich beruhigen, sie hat ihre Arbeit, ihre Schweine und ihr Vieh; wenn wir weiter leben, wie wir's gewohnt sind, dann heilen die Wunden schon. Sei du nur gut zu ihr."

„Ich tue ihr nichts," sagte Andrä, „ich schimpf' sie nicht, ich schlag' sie nicht, ich tue ihr nichts."

„So, so!" meinte Ulrich, „dann wird es schon gut werden, guten Abend," und er ging hinaus, sich wieder tief unter der zu niedrigen Tür beugend..

Draußen stand die kleine Tür des Kuhstalls offen, Trine kam heraus, den Melkkübel in der Hand; sie nickte Ulrich ernst zu und ging mit ihren nackten Füßen eilig durch die großen Pfützen.

„Sie hat ihren Schmerz eingereiht," sagte Ulrich, „zuerst die Schweine füttern, dann klagen und weinen, dann die Kuh melken, so überwindet es sich." Er ging wieder die Landstraße entlang. Greller, goldener Sonnenschein lag auf den Wiesen und ließ sie wie Bronze erglänzen; Hütekinder lagen mitten unter ihren Schafen auf dem Bauche und sangen laut und eintönig vor sich hin; auf den Weiden hielten die Kühe im Grasen inne und schauten mit großen, leeren Augen vor sich hin in das Flimmern des Nachmittagslichtes. An seinem Garten spähte er durch das Gitter, um zu sehen, ob Irma und Achaz da seien, aber er sah nur den alten Grafen, der sich durch die Alleen fahren ließ. Noch immer stramm aufgerichtet, ein feines Lächeln um die Lippen, als unterhielte er sich liebenswürdig mit einer Marquise. Als Ulrich vom Garten fort in die Landschaft schaute, bemerkte er zwei dunkle Figürchen, die dem See zuschritten; das waren sie, das waren Irma und Achaz, und sofort begann es in Ulrich wieder zu bohren und zu nagen, er wollte dem Gefühl keinen Namen geben, aber in ihm saß da etwas, das da höhnte und lachte, über ihn höhnte und lachte und ihn verwundete, wenn er nicht mit Gewalt davon fortdachte; nein, er wollte das nicht fühlen, das nicht.

* * *

Die Dämmerung sank herab, breitete über das Land graue Schatten, hüllte die Gegenstände in eine unsichere Finsternis, nur das Weiß der blühenden Holunderfträuche und der Schlehdornhecken legte eine gespenstische Helligkeit in dieses Dunkel. Achaz stand auf der Brücke, die über den Sumpf führte, und wunderte sich über das tolle Duften, das in dieser Finsternis begann; die großen Fliederbüsche, der Holunder, die Gärten, die Wiesen, selbst der Sumpf mit seinen Orchideen und Wasseriris, alles strömte seine süßen und bitteren Düfte in die laue Abendluft hinaus. Achaz stand auf der Brücke und ließ sich von den Düften anhauchen, bis ihn der Kopf schmerzte, dann ging er auf den Flecken zu und schlug einen kleinen Pfad ein, der hinten an den Gärten herumführte. Er konnte kaum mehr etwas sehen, die kleinen Häuser waren dunkel, drüben von der großen Straße hörte er die Stimmen der Leute, die vor den Haustüren saßen und sprachen, ab und zu einmal ein helles Kinderlachen. Aus den kleinen Gärten, an denen er vorüberging, stieg der Geruch von Würzkraut, Porree und Sellerie auf. Endlich gelangte er an den Garten Kappelmeiers; es roch hier nach Nesseln und Kletterblättern, die am Zaun wucherten; eine Katze, die hier still auf die Jagd gegangen war, floh erschrocken aus dem Dickicht vor Achaz' Tritten; endlich gelangte er an einen Fliederbusch, der ganz weiß von Blüten war. Hier blieb er stehen; vorsichtig bog er die Blüten und Zweige auseinander, bis er zum Zaun gelangte und so ganz in Düften und weißes Blühen eingehüllt, stand er da und ließ ein leises Pfeifen hören. Drüben im Garten regte sich etwas zwischen den Rosenbüschen. Vorsichtig näherten sich Schritte, und jenseits des Zaunes stand Agnes, die Gärtnerstochter, vor Achaz. Er sah in der tiefen Dämmerung den Umriß ihres runden Kopfes, um den die blonden Zöpfe etwas wie Helligkeit legten.

„Bist du es?" fragte sie leise.

Achaz lachte. „Wer soll es sonst sein?" sagte er.

Da streckte das Mädchen die Arme aus, umschlang Achaz' Hals und zog ihn an sich; schwer lagen die runden Arme des Mädchens auf Achaz' Schultern, er hörte den

Digitized by Google

Markt in Straßburg. Gemälde von Prof. Carl Jordan

Digitized by Google

Digitized by Google

kurzen, schnellen Atem, er fühlte das Wogen der Brust, und die breiten Lippen des Mädchens brannten auf den seinen. Die kühlen weißen Blütendolden überdeckten sie beide, schütteten ein wenig Tau auf sie nieder und umgaben sie mit einer Wolke eines bitteren Duftes.

„Warum kamst du gestern nicht?“ sagte Agnes, „und vorgestern und vorvorgestern auch nicht? Ich stand dort jeden Abend und wartete, daß du pfeifst.“

„Das mußt du nicht,“ meinte Achaz.

„Doch, ich muß es,“ versicherte Agnes, „ich kann nicht anders; wenn der Abend kommt, muß ich dort stehen und warten. Die Lene hat, glaube ich, etwas gemerkt, aber es ist mir gleich, alle mögen sie es wissen, auch der Vater; die mögen mich totschlagen oder mit Fingern auf mich weisen, aber ich muß und muß auf dich warten.“

„Gutes Mädchen,“ meinte Achaz und strich ihr mit der Hand über den Rücken.

„Ja,“ fuhr Agnes fort, „mußt du denn nicht auch zu mir kommen, wenn die Stunde da ist? Du mußt, was auch geschieht, du mußt hier im Fliederbaum stehen. Sag', ist es dir so?“

„Ach Kind,“ erwiderte Achaz ein wenig gelangweilt, „warum mußt du so heiß sein?“

Aber da begann Agnes zu weinen, er spürte die warmen Tropfen auf seinem Gesichte. „Ja du,“ klagte sie, „du kannst kalt sein, aber was soll ich tun, wenn du nicht mehr kommst?“

Und Achaz hörte im Dunkeln den leidenschaftlichen Ton ihres Schluchzens. „Beruhige dich doch,“ meinte Achaz ein wenig ungeduldig, „ich höre Schritte im Garten; ich komme doch nicht her, um dich weinen zu hören — jetzt muß ich gehen.“

„Bleibe noch,“ bat das Mädchen, aber er nahm die schweren, runden Arme von seinem Nacken, küßte flüchtig das tränenfeuchte Gesicht und ging dann wieder den Zaun entlang bis auf die Straße. Dort saßen noch die Leute vor ihren Haustüren und sprachen mit schläfrig beruhigten Stimmen miteinander; zuweilen stand einer auf, um in das Haus zu gehen, und lautes „Gute Nacht, gute Nacht“ scholl über die Straße. Vor dem Gasthause brannte eine Laterne, und unter der Laterne stand jemand und wartete.

Es war Fräulein Christa; sie rief Achaz an, als er vorüberging. „Ach, Herr von Buchow, einen Augenblick.“

Achaz blieb stehen.

Christa kam zu ihm heran, beugte den Kopf zurück, um ihm ins Gesicht sehen zu können, und fragte: „Darf ich Sie, Herr von Buchow, die Straße herunterbegleiten bis zur Brücke?“

„Es wird mir ein Vergnügen sein,“ meinte Achaz.

„Immer höflich,“ versetzte Fräulein Christa, „gut, so gehen wir.“

Sie ging neben Achaz her in ihrem sommerlich hellen Kattunkleide, einen schwarzen Strohhut auf dem Kopfe; sie trat fest auf, klapperte mit ihren Stöckeln auf dem Straßenpflaster und warf beim Gehen ihre flache Gestalt hin und her.

„Liegt etwas vor?“ fragte Achaz.

„Ja, es liegt vielleicht etwas vor,“ erwiderte Christa, „ich wollte mit Ihnen sprechen, aber Sie werden mir böse werden.“

„Das werde ich nicht,“ versicherte Achaz. „Sie, Fräulein Christa, sind ein kluger und ein guter Mensch, wenn Sie etwas sagen, dann hat es einen Zweck, und man kann Ihnen nicht böse sein.“

„Um so besser,“ meinte Christa, „also Sie wissen, Herr von Buchow, daß ich sozusagen der Wachthund der jungen Mädchen hier am Ort bin. Sie sind alle meine Schülerinnen gewesen, und ich verfolge auch später ihr Schicksal, wache darüber, daß da keine Irrungen und Störungen entstehen. Es gibt manche Enttäuschung, aber im ganzen bin ich mit meiner Tätigkeit zufrieden.“

„Das glaube ich,“ sagte Achaz, „Sie lesen in diesen Mädchenseelen, wie in guten, etwas langweiligen Büchern und werden weise dabei, denn es macht immer weise, die Hand an ein Menschenschicksal zu legen.“

„Meinen Sie?“ versetzte Christa nachdenklich. „Ja, vielleicht gibt das eine Art untergeordneter Weisheit. Geradlinige, einfache, friedliche Schicksale, das ist es, was diese Mädchen brauchen. Und nun komme ich zu einer Frage, die mir vielleicht nicht zusteht, die mir aber in meiner Rolle als Wachthund Pflicht ist, auf die Gefahr hin, Sie zu erzürnen.“

„Ich sagte Ihnen schon,“ erwiderte Achaz und seine Stimme hatte einen leisen, seltsam unsicheren Klang, „ich sagte Ihnen schon, daß ich Ihnen nicht zürnen kann.“

„Gut,“ sagte Christa, „dann frage ich Sie also, Herr von Buchow, warum wollen Sie der armen Agnes Kappelmeier ihren Frieden nehmen? In diesem hübschen Köpfchen war nie viel Verstand, aber sie hat ein gutes und sehr heißes Herz. Denken Sie, welch eine Unordnung in dieser einfachen Seele entsteht, wenn Sie, aus der großen Welt, und mit allem Verführerischen, allem Falschen und ihr doch Unverständlichen an das Mädchen herantreten? Sie weiß nicht, daß es auch eine Liebe gibt auf wenig Wochen, so zur Unterhaltung; wenn die liebt, glaubt sie für das Leben zu lieben, und wären Sie

Digitized by Google

nicht gekommen, so hätte sie ruhig ihre Rosenstöcke weiter aufgebunden und ihre Erbsenstangen in die Beete gesteckt und ihren Gärtnerburschen geheiratet. Aber jetzt, wie unklar muß sie sich selbst vorkommen, welch unverständliche und bittere Schmerzen muß sie erleiden! Sie sind doch kein grausamer Mensch, nur um ein wenig Vergnügen zu haben. Sehen Sie, darum wollte ich Sie bitten, nicht mehr zur armen Agnes Kappelmeier zu gehen; sie wird darunter einige Tage leiden, aber dann wird sie wieder zu ihren Rosenstöcken und Erbsen zurückkehren, und ihr Leben wird wieder einfach und klar werden. Ich wollte Sie bitten, Herr von Buchow, und ich weiß, daß es vorlaut ist, aber ich wollte Sie bitten, mir zu versprechen, nicht mehr zu Agnes Kappelmeier zu gehen."

Sie hatten den Ort jetzt hinter sich gelassen und schritten auf die große Brücke zu; weiße Nebel stiegen vom Sumpf auf und der Tau verschwebte in den Erlenbüschen. Achaz hatte eine Weile geschwiegen; er hatte seinen Hut abgenommen und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Endlich sagte er: „Ja, Fräulein Christa, das will ich Ihnen versprechen, was liegt mir an diesem blonden Mädchen; aber ich will nicht, daß Sie mich für einen Vergnügungsjäger halten, der um einige Stunden Vergnügens willen ein armes Mädchen kränkt. Sehen Sie, Fräulein Christa, Sie verstehen, Ihnen kann ich alles sagen: ich glaubte, die arme Agnes Kappelmeier könnte mich vor einer anderen Liebe retten, einer Liebe, die kommt; ich kann es nicht ändern, so furchtbar es ist. Aber das kann die gute Agnes Kappelmeier nicht, laß sie ihren Gärtnerburschen heiraten, ich muß mein Schicksal tragen, denen weh zu tun, denen ich dankbar sein soll und die ich liebe. Verstehen Sie, Fräulein Christa?"

„Ja," erwiderte Christa ganz leise, „ich glaube zu verstehen, mein Gott, das ist entsetzlich. Und mich nennen Sie weise? Aber ich stehe vor unentwirrbaren Rätseln vor diesen Dingen, wie ist das? — Agnes Kappelmeier sollte für Irma geopfert werden? Aber Irma, mein Gott, Irma ist in Gefahr! Sie müssen fort, Sie müssen abreisen; seien Sie großmütig, seien Sie edel, Sie können das ja."

„Ich muß," wiederholte Achaz, „aber kann ich denn?"

Sie waren bis zur Brücke gekommen und stehen geblieben; sie schwiegen eine Weile. Im Sumpf begannen einige Frösche zu quarren, und irgendwo in der Dunkelheit schlug ein Vogel in die Nacht hinein. „Guten Abend, Fräulein Christa," sagte Achaz mit niedergeschlagener Stimme, „über diese Dinge soll man nicht sprechen, sie werden dadurch nur dunkler und verworrener, und wir entgehen unserem Schicksal nicht."

„Mein Gott, mein Gott," stöhnte Christa, und Tränen machten ihre Stimme zittern. „Könnte ich meine Irma nehmen und emporheben in die lichten und stillen Höhen, in die sie gehört."

„Ja, in die sie gehört," wiederholte Achaz, „aber hier kann auch Ihre Hand, die gewohnt ist, Menschenschicksale zu ordnen, nicht helfen."

„Nein, nicht helfen," erwiderte Christa und sie ließ ihre Arme schlaff niederhängen in einer Bewegung tiefster Mutlosigkeit; dann trennten sie sich.

Achaz ging durch die duftende Sommernacht nach Laleiken heim; in den Büschen, auf dem Rasen raschelten vorsichtig leise Tritte; das waren wohl die Igel und Wiesel, die da vorsichtig auf ihren Jagdwegen dahinschlichen. Am Waldrande rief ein Kauz sein gespenstisches Liebeslied herüber, und weiter im Walde drinnen antwortete ihm ein anderer. Achaz ging mit gesenktem Kopfe vorwärts, die Augenbrauen in schwerer Sorge zusammengezogen; das Leben war ein unberechenbares, gefährliches Ding, und doch, hinter all der Sorge leuchtete etwas wie eine große Freude, etwas wie ein Erwarten beglückender Dinge. Durch die Sorgen muß er hindurch und dann — er wagte es kaum zu denken. Er nahm seinen Hut ab, ließ den Abendwind in seinen Haaren wühlen und pfiff laut und fröhlich in die Nacht hinein.

* * *

Die Sonne sengte unbarmherzig auf die Rasenplätze des Gartens nieder und gab ihnen einen herbstlich-gelben Schimmer; die Blumen ließen die Köpfe hängen, und die ganze Natur schien ein großes Dürsten nach Kühlung und Wasser. Der Graf Pax hatte sich in die dunkelste Laube zurückgezogen und ließ sich von seinem Diener mit einem Fächer Luft zufächeln; Achaz irrte durch die Alleen des Gartens; in einem hellen Sommeranzug, den Strohhut im Nacken, das Gesicht gerötet, schien er von der Hitze ganz aufgelöst. In einer der Alleen begegnete er Irma, sie lächelte, als sie ihn in diesem Zustande sah. „Du leidest wohl?" fragte sie.

„Natürlich leide ich," erwiderte Achaz, „vielen anderen Leiden kann man entfliehen, aber wo sollen wir der Luft entfliehen, die wir atmen? Wir sind eben zum Leiden geboren."

Irma lachte. „O Gott, wie tragisch," sagte sie, „komm nur, gehen wir zu den Wesen,

Digitized by Google

denen es in dieser Hitze ganz wohl wird, die sich in ihr erst ganz entwickeln."

„Wer sind diese Wesen?"

„Komm nur," sagte Irma und sie gingen miteinander durch den Garten bis zur Stelle, wo die Gemüsebeete in langen Reihen lagen und die Treibbeete mit ihren Glasfenstern. Hier glühte die Sonne ungeschwächt, und all diese Blätter und Früchte schienen sich behaglich in dieser Hitze zu dehnen und zu erschließen.

„Wie sie hier sitzen," sagte Achaz, „und die Hitze eintrinken und feist und rund werden; das ist ihr Geschäft, das ist ihre Pflicht, feist und rund zu werden."

„Wie friedlich das sein muß," meinte Irma.

„Sehnst du dich nach diesem Frieden?" fragte Achaz erstaunt.

„Jetzt zuweilen," erwiderte Irma.

„So jetzt?" wiederholte Achaz und lächelte.

Die Zwiebelstauden standen nebeneinander wie schlanke Kandelaber, das Spargelkraut wie ein Wald grüner Federn, Porree stand da, die Blätter lang wie grüne Klingen und endlich die krausen, fetten Blätter des Salates; und wie alles das roch, streng und würzig! Die ganze Luft war wie vom Dufte einer heißen Suppe erfüllt. „Und sieh hier die Treibbeete," sagte Achaz, „diese Gurken, wie sie sich strecken, ganz mit Warzen besät."

„Ja," sagte Irma, „und diese grünen Nasen, die sie ansetzen."

„Ja," meinte Achaz, „die kümmern sich nicht um Ästethik, die wollen nur wuchern und wachsen. Sieh hier die kleinen Pfeffergurken, hocken sie nicht da, wie die kleinen Kröten? Oder diese hier krümmen sich wie die Blutegel, und alles wächst und blüht unbekümmert um seine Häßlichkeit. Sieh hier die Melonen, wie die in der Wärme schwellen, und duften und erst dort, der große Kürbis! Keiner will ihn so groß, keiner weiß etwas mit ihm anzufangen, aber er wächst und wächst ins Ungeheure. Daß er so dick ist, ist sein Vergnügen, sein Glück; er will ein Monstrum sein; er ist stolz darauf." Von der Allee her ertönten Stimmen: Ulrich war es, der mit dem Gärtner sprach. „O Gott, sie kommen hierher," sagte Achaz, „noch haben sie uns nicht gesehn."

„Komm hier herein," schlug Irma vor und öffnete die Türe eines aus Brettern zusammengeschlagenen Hauses, in dem die Gartenwerkzeuge aufbewahrt wurden.

Sie traten ein und Irma schloß die Tür. Von draußen hörten sie deutlich jetzt Ulrichs und des Gärtners Stimme: es wurde über neue Treibbeete beratschlagt. In dem Hause war es kühl und dämmrig, es roch nach Erde und Sämereien. Eggen standen da und Rechen und Schaufeln, und in das ganz enge Fenster, das in die Wand gesägt worden war, drang ein dicker, goldener Lichtstrahl in die Dämmerung. Irma und Achaz standen einander gegenüber, lächelten und schauten sich in die Augen, schauten so scharf, daß ihnen vor der blauen Durchsichtigkeit schwindelte. Draußen entfernten sich die Stimmen, es wurde wieder still rings umher. Achaz nahm eine von Irmas Händen und begann langsam einen Finger nach dem andern zu küssen. Aber sie entzog ihm die Hand; ein wenig Rot stieg ihr in die Wangen, und in dem Blau ihrer Augen erwachte ein seltsam scharfes Blitzen. „Das will ich nicht," sagte sie, „wenn du mich liebst, so sag' es mir, sag's mir täglich, sag's mir stündlich, das will ich hören, danach dürste ich, aber diese Backfischheimlichkeiten, die mag ich nicht. Unsere Liebe, wenn sie da ist, soll tapfer und aufrecht sein."

„Tapfer," wiederholte Achaz, „ich könnte dich einer ganzen Welt abtrotzen."

„Könntest du es?" fragte Irma und lächelte.

„Das könnte ich," wiederholte Achaz, „und es wäre mir gleich, was ich zerschlage und verwunde und zerbreche."

„Mein Gott," sagte Irma und alles Glück schwand aus ihrem Gesichte, „daß es ohne Verwunden nicht geht."

„Das ist gleich," meinte Achaz, „werde nicht traurig, das dürfen wir nicht; komm, gehn wir in den Sonnenschein hinaus."

Achaz öffnete die Türe, und sie gingen hinaus in diese heiße Luft, die schwer von dem Duft der Suppenkräuter war.

„Ein heißes Suppenbad," sagte Achaz.

Irma lachte. „Ja," erwiderte sie, „aber heute abend reiten wir zu unseren Bäumen, lassen uns vom Winde wiegen und zueinander biegen."

„Das wollen wir," sagte Achaz, „und wenn der Wind mich zu dir hinwiegt, dann sage ich immer dasselbe."

„Und ich will immer dasselbe hören," versetzte Irma. Dann ging sie in das Haus. Auf der Treppe stand Isa, das spitze, bleiche Gesichtchen mit dem sorgenvollen Munde und den ernsten Augen; es schaute nachdenklich in den sonnigen Garten hinab. Irma blieb einen Augenblick stehen, ein Ausdruck des Schmerzes, aber auch der Ungeduld, flog über ihr Gesicht. „Isa, Kind, geh in dein Zimmer und spiele etwas." Gehorsam ging Isa in das Haus.

* * *

Achaz trieb sich müßig auf den Rasenplätzen des Gartens umher; es fehlte ihm der Entschluß, etwas zu tun, er hätte in sein Zimmer gehn können und lesen, er hätte dem Großvater Gesellschaft leisten können

Digitized by Google

oder hätte zum See gehn können und baden, aber er konnte sich zu nichts entschließen; er kühlte seine Hände an den Blütenblättern der Feuerlilien und Malven; er belauschte die Grillen im Rasen; das war alles, was er tun konnte, und noch eins konnte er: im tiefsten Innersten seines Herzens eine große Freude verspüren. Plötzlich trat Ulrich zu ihm. Sein Gesicht war bleich und hatte den Anschein, als sei es zusammengedrückt, was Achaz gut aus seiner Kindheit kannte; die Lippen, wenn sie nicht sprachen, waren wieder so fest geschlossen, daß sie weiß wurden.

„Was tust du hier?" fragte Ulrich.

„Ich tue nichts," erwiderte Achaz. „Die Hitze löst mich auf."

„Ja, die Hitze," meinte Ulrich, „laß uns in die Ulmenallee gehn, dort wird es kühl sein, dort können wir miteinander plaudern, wir haben so lange nicht miteinander geplaudert."

„Gut, wie du willst," erwiderte Achaz und warf seinem Bruder einen schnellen, beobachtenden Blick zu. Sie gingen in die Allee; Ulrich senkte den Kopf und schien nachzudenken.

„Ja, diese Hitze," sagte Achaz, „sie erweicht alles in mir. Wir haben eben noch nicht die Kultur der Hitze."

„Wer hat die?" fragte Ulrich.

„Nun die tropischen Völker," erwiderte Achaz, „und die Gurken und Melonen."

„Meinst du?" versetzte Ulrich, „ich leide nicht unter der Hitze; es ist mir angenehm zu fühlen, daß alles in mir warm ist, denn sonst ist immer etwas in mir, das friert."

„So?" sagte Achaz interessiert, „es ist immer etwas in dir, das friert?"

„Ja," antwortete Ulrich, „ich bin ein Mensch, der schwer auftaut." — Dann schwiegen sie eine Weile. Um sie her in der Allee zitterten die Blätterschatten auf dem Sande, und in den Wipfeln der Ulmen schlugen die Stare. Ulrich zeichnete nachdenklich mit seinem Spazierstock Linien in den Sand.

‚Er will etwas sagen,' dachte Achaz, ‚und bringt es nicht heraus — was mag das sein?'

Plötzlich blieb Ulrich stehen, stemmte den Stock fest auf die Erde und sagte: „Ich denke, dein Urlaub geht jetzt bald zu Ende?"

„Ja, in diesen Tagen," erwiderte Achaz mit ein wenig unsicherer Stimme und sah dabei seinen Bruder forschend an, „in diesen Tagen, aber ich habe einen Brief geschrieben, den ich heute abschicken will, in dem ich um Verlängerung des Urlaubs bitte; es kann keine Schwierigkeiten haben."

„So, so!" meinte Ulrich und begann langsam weiterzugehen, indem er mit gesenktem Kopfe auf die zitternden Blätterschatten zu seinen Füßen herabsah.

„Du wirst es mir nicht übel nehmen, was ich sage," fuhr er fort, „Brüder, die ihre Jugend zusammen verbracht haben, verstehen sich ja so ganz, auch in den verborgensten seelischen Empfindungen, und es ist gut, wenn zwischen Brüdern Klarheit herrscht."

„Oh, sprich nur," sagte Achaz, und es klang fast herausfordernd.

„Ich meinte," versetzte Ulrich, „es ist vielleicht besser für uns, für uns alle, wenn du deinen Urlaub nicht verlängerst."

Achaz lächelte. „Gut, ich kann ja morgen fahren."

„Es ist nicht Eifersucht," sprach Ulrich weiter, „ich habe dich gebeten zu kommen; du hast mir den großen Dienst geleistet, Irma wieder in das Leben einzuführen, du hast sie gelehrt, das Leben wieder zu lieben, und ich bin dir dankbar dafür; denn ich, siehst du, ich bin ein so schwerfälliger, melancholischer Mensch, bei mir verkümmerte sie in ihrem Schmerze. Also ich bin dir sehr dankbar, aber ich fühle, daß Irma sich von mir entfernt, mir entschwindet, und das soll bei einem Ehepaar nicht sein. Daher bat ich dich, uns zu verlassen. Ein Ehepaar muß sich nahe sein, und solange du da bist, wird sie mich stets vergessen. Ich sagte schon, daß es nicht Eifersucht ist; du erinnerst dich, als wir beide zusammen Kinder waren, da warst du stets freigiebig mit deinem Besitz, während ich eifersüchtig über das wachte, was mir gehörte. Wehe dem, der es mir nehmen wollte." Und Ulrich schlug mit dem Spazierstock einem Löwenzahnstengel seine Tüllhaube ab. „Es ist nur, daß ich mit dir nicht konkurrieren kann und ich denke, Irma wird soweit erstarkt sein, um mit mir leben zu können. Dich wird sie vermissen, aber es wird ein Vermissen sein, wie es uns im Leben so oft begegnet, wenn Menschen, mit denen wir zusammen froh waren, uns verlassen. Das vergeht."

„Gut, also morgen!" versetzte Achaz.

„Ich danke dir noch einmal," sagte Ulrich und reichte dem Bruder die Hand. „Du hast mich und meine Not verstanden, ich vergesse dir das nicht."

Damit ging er dem Hause zu, wo der Inspektor schon wartend stand.

Achaz aber ging in der Allee auf und ab. Auf seinem Gesichte lag ein seltsam erregter Ausdruck, seine Augen blitzten, nein, er wollte heute Irma nichts sagen, aber morgen, was würde morgen geschehen? Diese Ehemänner waren doch alle einander gleich, sie hielten sich alle für das unentrinnbare Schicksal ihrer Frauen.

* * *

Achaz war früh aufgestanden; eine freudige Unruhe, das Gefühl, er müsse tun, er

Digitized by Google

müsse kämpfen für das Glück, das auf ihn zukam, ließ ihn nicht schlafen.

Er ging in den Garten hinunter; auf den Blumen und Blättern lag noch der Tau; manche Blüten waren so schwer von Tropfen, daß sie ihre Köpfe hängen ließen. Die Luft war voll kühlen, feuchten Duftens. ‚So ist es gut,' dachte Achaz, ‚so muß der Morgen meines Glückes aussehen.'

Er ging vor Irmas Fenstern auf und ab und wartete, daß sie am Fenster erschiene. Endlich öffnete sie das Fenster und beugte sich hinaus. Ihr Gesicht war ganz rosig; ihr Haar flimmerte in der Sonne und sie lächelte ihm zu.

„Schon auf?" sagte sie.

„Ja," sagte Achaz, „komm herunter zu mir, ich habe dir etwas zu sagen."

Sie verschwand vom Fenster und bald erschien sie auf der Treppe; wunderbar blühend und farbig nahm sich dieser blonde Kopf über dem schwarzen Trauerkleide aus.

„Ist das schön!" rief sie. „Mein Uli sagte immer: ‚Mama, warum weinen die Blumen immer am Morgen?'; ja — sie weinen aus Glück über ihr Blumenleben."

Achaz ging ihr entgegen, nahm ihre Hand, um sie zu küssen, und sagte leise: „Ich fahre heute fort, er will es so; er sagt: wenn ich hier bin, entschwindest du ihm."

Irma war blaß geworden, dann aber lachte sie und sagte: „Der Arme, ja, ich entschwinde ihm und ich werde ihm noch viel mehr entschwinden, denn, wenn du heute fährst, fahre ich auch. Fahre nur, ich komme dir nach und ich kämpfe meine Schlachten allein."

„Ich würde sie gerne für dich schlagen," sagte Achaz.

„Nein, das kannst du nicht," wehrte Irma, „ich komme dir nach. Ich wohne bei Papas Schwester, Gräfin Krothow, bis, ja bis —"

„Ja bis —" wiederholte Achaz, und beide lachten.

„Bei Ulrich kann ich nicht mehr leben," fuhr Irma fort, „hier sterbe ich; wo Ulrich ist, da zieht das Leben nur ganz fern mit seinen flatternden Fahnen vorüber."

„Wir aber wollen mit im Zuge sein," rief Achaz und ausgelassen ergriff er Irmas Hände und drehte sie auf dem Rasenplatze hin und her, daß der Tau, von der schwarzen Schleppe aufgepeitscht, wie kleine Funken um sie her aufsprühte.

„Das wird ein Leben werden," rief Achaz, „ein Musterleben; noch nach Jahrhunderten werden sie in den Schulen davon wie von einem klassischen Beispiel des Glückes reden."

An einem der Fenster des Hauses erschien Ulrich und schaute ernst zu, wie Achaz und Irma sich auf dem tauigen Rasen drehten. —

Um zehn Uhr war der Wagen vor der Türe, der Achaz zur Station bringen sollte. Er küßte Irma die Hand, sah ihr in die Augen und sagte leise: „Auf Wiedersehen."

Irma lächelte und sagte ebenso leise: „Auf Wiedersehen."

Sehr elegisch war der alte Graf: „Also du fährst ab?" sagte er.

Achaz zuckte die Achseln und meinte: „Man will mich hier nicht mehr."

„So, man will dich nicht?" versetzte der Graf, „jalousie vielleicht? Das kommt vor; nichts zu machen; wärst du geblieben, so hätte ich dir noch ein Frühstück gegeben, aber so ist nichts mehr los; ich werde allein durch die Alleen fahren und an das Ende denken; nein, nein, sag' nichts; so, das ist mein Schicksal. Du hast Leben hierher gebracht, mit dir geht das Leben wieder fort; wir versinken wie in ein Grab; na, nichts zu machen. Laß es dir gut gehen."

„Kommen Sie nicht auch nach Berlin oder Rom?" fragte Achaz.

„Bis auf eine," erwiderte der alte Herr, „ist es wohl mit meinen Reisen aus."

Ulrich war sehr herzlich beim Abschied, er küßte seinen Bruder und dankte ihm für die Hilfe, die er ihm geleistet. „Ich danke dir auch," sagte er, „daß du mich verstanden hast und mir nicht zürnst."

Dann fuhr Achaz davon; auf der Treppe stand Isa und schaute ihm nach; in der Allee winkte der alte Graf mit dem Taschentuch. Achaz lehnte sich zurück und schaute befriedigt auf das schöne Stück Land, in dem sich sein Schicksal erfüllt hatte. Als er durch den Marktflecken fuhr, stand Agnes, die Gärtnerstochter, am Gartenzaun und weinte. Fräulein Christa aber winkte Achaz aus dem Fenster ihrer Schule ein Lebewohl zu.

Ulrich blieb auf dem Sofa seines Zimmers sitzen; er hörte draußen das Hin und Her der Schritte; die Stimme des Grafen Pax rief laut etwas aus, Achaz lachte, dann fuhr der Wagen davon, und Ulrich lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. Es war, als wäre eine Last von ihm genommen, warum sollte er jetzt nicht glücklich sein, warum sollte er nicht still und glücklich leben, mit allem, was sein war? Draußen hatten sich das Hin- und Hergehen und die Stimmen beruhigt, in der großen Esche vor seinem Fenster schlug eine Amsel, schlug so leidenschaftlich, als sollte ihr die Brust zerspringen. Ulrich fühlte sich heute so leicht und ruhig wie seit langem nicht. ‚Wir müssen das Leben zwingen, daß es uns gehorche,' dachte er, ‚dann läßt es sich leben' und die wohlige Ruhe genießend, saß er mit geschlossenen Augen da.

Digitized by Google

Er hörte, wie seine Türe leise geöffnet wurde, der Estrich knackte unter leichten Schritten, die bis zum Schreibtisch vorgingen und dort stillestanden. ‚Das ist Irmas Schritt,' dachte Ulrich und es war ihm unendlich wohltuend so dazusitzen mit geschlossenen Augen und diese segensreiche Gegenwart zu fühlen, erquickend wie ein Sommerwind, der über blühende Bohnenfelder streift. Aber da es ganz still im Zimmer geworden war, so öffnete er die Augen: Irma stand am Schreibtisch und stützte beide Hände auf die Tischplatte. Sie hatte die Gewohnheit, wenn sie erregt war, ihre schlanke Gestalt an etwas zu stützen, mit den Armen etwas zu umfangen, eine Säule oder einen Pfeiler, gleichsam um sich an etwas zu ranken, wie die Zweige der kleinen, weißen Rosen draußen im Garten. Es fiel Ulrich auf, daß sie bleich war, aber das Gesicht war dennoch so wunderbar jung unter dem Gewirr der blonden Haare. Die Augen sahen grellblau zu ihm hinüber, und der Mund mit der kurzen Oberlippe mit den leicht hinaufgebogenen Spitzen hatte etwas Herbes, wie er zuweilen annehmen konnte. Ulrich lächelte und sagte freundlich: „Irma, Kind, kommst du zu mir? Das ist gut, komm, setz' dich her, jetzt sind wir ja wieder ungestört beisammen und wir wollen immer fester zueinander gehören."

„Ich wollte mit dir sprechen," sagte Irma, und ihre Stimme klang ein wenig heiser.

„Ja, Kind, sprich," versetzte Ulrich, „jetzt können wir uns alles sagen, jetzt stört uns keiner mehr."

„Achaz ist fortgefahren," brachte Irma ein wenig mühsam heraus, mit dieser heiseren Stimme, die in ihrer Erregung einer Knabenstimme glich.

„Ja," erwiderte Ulrich, „es ist wohl besser für uns und für ihn."

„Ich wollte nur sagen," versetzte Irma mit einer wunderlich zitternden und doch scharfen Stimme, einer Stimme, in der eine Saite zu springen schien, „ich wollte sagen, daß ich auch fortfahre, daß ich Achaz nachfahre, daß ich ohne Achaz nicht leben kann, daß ich hier bei dir nicht leben kann." Sie schwieg, niemand sprach im Zimmer mehr, nur die Drossel auf der Esche erfüllte den Raum mit ihren schmelzenden Tönen.

Ulrich saß noch auf seinem Platze, aber in seinem ganzen Körper war etwas Gespanntes, etwas, wie zum Sprung bereit. Irma sah wartend zu ihm hinüber, und das Blau ihrer Augen bekam ein stechendes Licht. Endlich erhob sich Ulrich, langsam und als ob es ihn Mühe kostete; er machte einige Schritte bis zum Schreibtische und blieb Irma gegenüber stehen. Er schaute sie an, aber vor dem Blick dieser blauen Augen senkte er die seinen und er ergriff ein Stück schwarzen Marmors, das dort als Briefbeschwerer lag und wog es in den Händen. Es war, als wollte er etwas sagen, aber als hätten die festgeschlossenen Lippen Mühe sich aufzutun; endlich kam es leise aus ihm heraus: „Du vergißt wohl, daß du meine Frau bist."

„Nein," erwiderte Irma und ihre Stimme nahm etwas seltsam Metalliges an, „ich vergesse nicht, daß ich deine Frau war; du hast zu Achaz gesagt: ‚in dieser Zeit sei ich dir ferne gerückt', aber ich bin dir immer ganz fern gewesen, und du warst mir immer ganz fern. Ich habe von deinen Schmerzen, und deinen Freuden nichts gewußt und wenn wir beisammen waren, wenn wir still beisammen saßen, wie du es liebst, dann war es, als warteten wir auf ein gemeinsames Unglück; o nein, dieses Leben kann ich nicht mehr leben."

„Wir hatten einen großen, gemeinsamen Schmerz," sagte Ulrich leise, „und das verbindet doch."

„Du meinst unseren Jungen," versetzte Irma, „ach nein, dein Schmerz und mein Schmerz verstanden sich nicht. Du hast ein anderes Kind verloren als ich, du kanntest mein Sonnenkind nicht, das den Alltag haßte und das Traurigsein; und jetzt ist er noch bei mir, ich fühle es, er ist bei mir und ich nehme ihn mit aus diesem traurigen Hause."

„Du vergißt," begann Ulrich wieder mit dieser zischenden, leisen Stimme, „daß du mein bist, mein Eigentum, daß wir zusammengehören, unlöslich verbunden."

„O nein," unterbrach ihn Irma, „ich war deine Frau, aber nicht deine Sklavin; nichts, nichts in mir gehört dir. Unsere Ehe war ein Versuch, ob ich dir gehören könnte, aber ich sehe, ich kann's nicht."

„Und das Kind?" fragte Ulrich, „ist das nicht ein Band, das uns verbindet?"

Irmas Augen wurden feucht. „Meine arme, kleine Isa! Nein, sie soll bei dir bleiben, sie wird dich verstehen, sie ist dir so ähnlich; mich wird sie vergessen."

„Glaubst du," sagte Ulrich, „der Mensch habe das Recht oder auch nur die Möglichkeit solche Bande zu lösen?"

„Du kannst mich nicht halten," rief Irma und es klang aus ihren Worten wie Herausforderung und Triumph, „ich gehe meine hellen Wege und will deine dunklen Wege nicht teilen. Halten kannst du mich nicht, du kannst mich totschlagen mit diesem Stein, den du in der Hand wiegst; oh, ich fürchte mich nicht, aber bei dir bleibe ich nicht."

Es war ein seltsam scheuer, trauriger

Digitized by Google

Blick, den Ulrich jetzt auf Irma ruhen ließ, dann legte er das Marmorstück auf den Tisch. „Nein, ich tue dir nichts," sagte er und ging langsam wieder zum Sofa zurück, setzte sich nieder und dann —

Es war Irma, als erlebte sie das Seltsamste und Furchtbarste in ihrem Leben — dann schlug er die Hände vor das Gesicht und weinte. —

Irma sah den weinenden Mann regungslos an; in ihren Zügen zuckte es, als wollte auch sie weinen, aber es war nicht Mitleid, es war etwas, wie ein schmerzhaftes Erstaunen, etwas wie Furcht; dabei hatte sie das Gefühl, als müßte sie etwas tun, etwas sagen und unwillkürlich sprach sie es aus: „Ulrich, du weinst?"

„Ja, ich weine," erwiderte Ulrich und wandte sein tränenüberströmtes Gesicht ihr zu, „aber das kümmert dich nicht, geh doch, geh — wie du sagst, deine hellen Wege; ob ich weine oder nicht weine, ist meine Sache."

Irma machte einige Schritte auf ihn zu und sagte leise: „Ulrich, ich habe nicht gewußt —"

„Nein, du hast nicht gewußt," unterbrach sie Ulrich und seine Stimme klang hart und laut, „von mir hast du nichts gewußt, so geh doch, geh; ich gebe dich frei, dein Anblick schmerzt mich, er verwundet mich und kränkt mich, geh!" und er schrie fast das letzte Wort.

Irma beugte den Kopf, ging zur Türe, öffnete sie leise und schloß sie dann wieder leise hinter sich. Wie betäubt blieb sie stehen und sie fühlte, wie die Tränen aus den Augen zu rinnen begannen.

In dem Zimmer befanden sich Fräulein Christa und Isa. Fräulein Christa eilte auf Irma zu, nahm sie in ihre Arme und sagte: „Wie siehst du aus, Kind? Komm zu uns!" und sie führte sie zum Sofa. Dort saßen sie alle drei nun und weinten. Durch das Fenster kam der Duft der Hochsommerblumen, der Gesang der Vögel, die ganze Wonne der Natur; von weitem hörte man das Rollen des Wagens des alten Grafen, dann stand Irma auf, wischte sich die Augen und sagte: „Ich muß zu meinem Vater."

Der Graf Pax saß in seiner Laube, rauchte eine Zigarette und ließ sich von dem Diener mit einem trockenen Palmenblatt Luft zuwehen; als Irma sich zu ihm setzte und dem Diener winkte, sie zu verlassen, beugte der Graf sich vor und sagte freundlich: „Irma, meine Tochter, kommt auch zu ihrem alten Vater. Ja, ja, mir tut vor Einsamkeit der Kopf weh; du vermißt wohl auch unseren Achaz; der Junge bringt Leben mit, wo er hinkommt, und leider nimmt er es wieder fort, wenn er wegfährt; es ist bei uns jetzt wie in einer Kirche."

„Ja, Papa," begann Irma, „ich kam, um dir zu sagen, daß ich auch fortfahre."

Der Graf beugte sich vor: „Was, was?" fragte er.

„Ich fahre," fuhr Irma fort, „ich fahre nach Berlin. Ich fahre zur Tante Krothow und wohne dort, bis — ja bis alles in Ordnung ist. Ich fahre Achaz nach."

„Aber Kind," sagte der Graf und machte ein ernstes, mürrisches Gesicht. „Du, als verheiratete Frau, fährst einem jungen Menschen nach, das ist ja unmöglich, was werden die Leute sagen?"

„Nein, ich kann bei Ulrich nicht bleiben," versetzte Irma, „ich habe mit Ulrich gesprochen, er hat mich freigegeben; hier sterbe ich und ohne Achaz kann ich nicht leben."

„Aber Kind," sagte der Graf, „das ist doch ein Skandal und in unserer Familie gab es nie einen Skandal. Ulrich ist ja nicht heiter, aber er ist doch ein edler Mensch."

„Es nützt nichts," unterbrach Irma ihren Vater, „es ist alles bestimmt, ich fahre heute."

Der Graf schüttelte seinen Kopf. „Kind, Kind, daß du deinem alten Vater diesen Schmerz bereiten kannst, nein, das überlebe ich nicht; und ich bleibe allein hier zurück! Aber vergeßt nicht, wenn ihr euch eine Wohnung nehmt, daß ihr zwei Zimmer für mich bereithaltet. Wir gehen ins Theater, soupieren dann im Kaiserhof oder bei Borchardt, oder zieht ihr am Ende nach Rom? Nun, ich kann mich ja auf dem Pincio mit dem Stuhl herumschieben lassen; und dann die Gesellschaft! Ich kenne gut die Fürstin Paterno, die Odescalchis und die Borgheses; das kann hübsch werden! Ach, aber der Schmerz, den du mir antust!"

„Sei nicht traurig," tröstete Irma; „du kommst zu uns, und das Leben wird noch hübsch."

„Ja, ich weiß," erwiderte der Graf, „wenn ich wieder in die Großstadt komme, lebe ich auf wie ein Fisch im Wasser. Ich kann mir denken, daß du hier nicht leben kannst, und du weißt, Geld, Geld werdet ihr genug haben; aber, mein Kind, la morale! Es ist ein großer Schmerz, aber er muß überwunden werden; komm her, mein Kind, daß ich dich segne." Und er legte seine zitternde Hand auf Irmas Kopf. „Gott behüte dich," sprach er weinerlich und dann fügte er hinzu: „Vergeßt die beiden Zimmer für mich nicht." —

88 88 88

Ulrich saß noch immer in seinem Zimmer; er weinte nicht mehr; sein bleiches Gesicht hatte einen seltsamen, gewaltsamen Ausdruck: gespannt hörte er auf die Töne, die von

Digitized by Google

außen in das Zimmer drangen. Wieder kamen und gingen die Schritte; es wurde etwas getragen, das waren wohl die Koffer. Er hörte Christas Stimme, dann Irmas, und beide hatten dieses wunderlich gläserne Schwingen, das verhaltene Tränen den Frauenstimmen geben. Jemand weinte ganz laut: das mußte Isa sein. Ein Wagen fuhr vor, die laute Stimme des Grafen Pax rief scherzend: „Nun, die ungetreue Frau verläßt uns."

Jemand lachte, ein Wagen fuhr vor, die Stimmen entfernten sich, man ging wohl auf die Treppe hinaus, nur Isas lautes, kindliches Schluchzen war deutlich zu hören. Dann fuhr der Wagen wieder fort; Ulrich schaute durch das Fenster: er sah die Kalesche an den Spiräenhecken entlangfahren, er sah das Wehen eines grauen Schleiers. Müde setzte er sich auf seinen Platz zurück: also dieses Stück Leben war aus, jetzt mußte er um ein neues Stück Leben kämpfen. Oh, wie er sie alle haßte, die da draußen lachten und weinten und mit diesem grausamen, unergründlichen Dinge Leben wie die Kinder spielten. „Ihre hellen Wege gehen," hatte Irma gesagt, oh, er kannte diese hellen Wege, auf die legten sich nur allzubald die tiefsten Schatten. Nein, er wollte das neue Leben kräftig anfassen, mit der Kandare wollte er es reiten, er wollte der Herr sein.

* * *

Der Sommer verging; im Lalaikenschen Garten blühten auf den Beeten, die die Wege einfaßten, die Dahlien in langen Reihen; weinrote, weiße und gelbe Sammetbälle; große Herbstfalter, Admiräle und Trauermäntel, flogen langsam über die welkenden Levkoien hin, als machten die Farben ihnen die Flügel schwer. Im Garten roch es nach Äpfeln und Pflaumen und welkenden Blättern; zuweilen ließ sich der dumpfe Ton eines auf den Kiesweg fallenden Apfels hören, und ganz hoch im blaßblauen Himmel zogen eifrig plaudernd die Wildgänse dahin. Der Graf Pax ließ sich stumm und mürrisch durch die Alleen rollen; nur wenn er Fräulein Christa begegnete, wurde er lebhaft.

„Ich habe einen Brief von Irma bekommen, die Scheidung ist im Gange. Sie schreibt von Einsamkeit, von Melancholie, von Buße; aber das vergeht." Fräulein Christa nickte und schaute ernst vor sich hin; ihre guten braunen Augen wurden blank von Tränen und sie sagte: „Ja, unsere arme Irma irrt jetzt einsam auf fremden Wegen."

Der Graf schüttelte unwillig die Locken seiner Perücke und meinte: „Ach was, warum einsam."

Ulrich stand mit Isa an der Landstraße und schaute nachdenklich auf das Wogen eines Weizenfeldes.

„Nächste Woche werden sie geschnitten," sagte Ulrich, und Isa schaute ernst zu ihm auf. „Ja," fuhr Ulrich fort, „die Ernte beginnt und damit die Arbeit und das ist gut. Liebst du auch die Arbeit, meine Tochter?"

Isa dachte eine Weile nach und versetzte dann: „Ja, die Arbeit bei Fräulein Christa; wenn der Sonntag kommt, dann ist der Morgen schön; es ist, als wären die Bäume und die Blumen auch feierlich, aber der Sonntag nachmittag ist so traurig und Sonntag abends, wenn ich im Bett liege, muß ich zuweilen weinen und ich freue mich, wenn es wieder Montag ist."

Ulrich lächelte und strich Isa sanft über den Rücken. „Du bist meine Tochter," sagte er, „du verstehst den Werktag." Dann kehrten sie in den Garten zurück und gingen lange in der Eschenallee auf und ab; zu ihren Füßen raschelten die welken Blätter und durch die spärlich belaubten Wipfel der hohen Bäume sank allmählich die Dämmerung nieder.

Silvester

Man sitzt besinnlich still bei seinen Sachen.
Und wartet. Auf was wartet man?
Man weiß es nicht. Man klopft mit schwachen
Und bangen Schlägen bei der Zukunft an.

Wer wird uns öffnen? Weinen oder Lachen?
Ein Glück? ein Wunder? oder eine Tat?
Man sitzt besinnlich still bei seinen Sachen.
Und klopft. Und lauscht. Und bangt vor dem, was naht.

Friedrich Wilhelm Wagner

Digitized by Google

Schiffspferde im Anziehen. Gemälde von Prof. Julius Bergmann

Digitized by Google

Digitized by Google

Stilleben. Gemälde von Hiasl Maier-Erding

Hiasl Maier-Erding

Von Richard Braungart in München

Der Krieg hatte schon eine Weile gedauert, als der Name Hiasl Maier anfing, hier und dort und von einem zum anderen Male mit hellerem Klang genannt zu werden. Man erfuhr, daß sein Träger ein Maler sei, ein ganz junger offenbar, und der Beiname Erding verriet auch dem in der Erdkunde nicht sehr Bewanderten, daß es sich da wohl um etwas Oberbayerisches handeln müsse. Was aber Maier und Erding nie zuwege gebracht hätten — daß man sich nämlich für den also Benannten rasch zu interessieren begann —, das gelang mühelos und sicher dem Vornamen Hiasl. Süddeutschen Ohren klingt er natürlich vertraut, wie es denn gerade in München nicht allzu selten ist, daß Maler mit Vornamen wie Sepp oder Toni oder Rudi ohne Scheu selbst bei Tage herumlaufen. Die ausgesprochene Mundartform Hiasl dürfte allerdings bis jetzt nur ‚inoffiziell' üblich gewesen sein. Nun: Herr Maler Maier aus Erding hat gewagt, auch für die große Öffentlichkeit Hiasl und nicht gebildet Mathias zu heißen. Und man sieht: es geht. Man hat sich bereits daran gewöhnt, wenn auch die richtige Aussprache des Namens norddeutschen oder gar ausländischen Zungen dauernd große Schwierigkeiten machen dürfte. Aber man wird es eben lernen müssen, und die Kunstgeschichte wird sich damit abzufinden haben. (Ich bin nämlich zuversichtlich genug, zu glauben, daß dieser Name, soferne sein Träger sich wie bisher weiter entwickelt, der Kunstgeschichte angehören wird.)

Wer nun freilich der Meinung wäre, daß die Wahl des Vornamens Hiasl nur aus einer Laune oder etwa gar aus dem Wunsch heraus zu erklären sei, auf billige und bequeme Art Aufsehen zu erregen, der wäre auf falscher Fährte. Maier sagt sich, und zwar mit Recht, wie man zugeben wird, daß er nun einmal so heiße, von Kindheit an nie anders gerufen worden sei und sich an eine hochdeutsche Form seines Namens nicht gewöhnen könne. Und wenn man Maier kennt, wird man ohne weiteres zugeben, daß er überhaupt nicht anders wie Hiasl heißen könnte. Zwar: er trägt sich jetzt ganz städtisch, elegant sogar, und wenn man ihn irgendwo von ungefähr sähe, ohne zu wissen, wer er sei, dann hielte man ihn gewiß für einen jungen Großstädter aus gutem, bürgerlichem Hause. Man braucht aber nur einmal mit ihm zu sprechen oder näher mit ihm bekannt zu werden, welch letzteres allerdings bei ihm das Vorhandensein von Sympathien zur unerläßlichen Vorbedingung hat, und man wird erkennen, daß das Städterkleid, so gut sich Hiasl auch darin zu geben weiß, doch nur Maske ist für den, Gott sei dank, untadelig erhaltenen Jungen vom Lande, für den Bauernbuben, wenn man

Digitized by Google

schon will. Sprechweise — echte Mundart — und Manieren, auch der Schnitt seines Gesichtes, besonders beim Lachen, verraten dem Kenner sofort den erdentsprossenen Sohn oberbayerischer Gefilde. Und man versteht dann mit einem Male, weshalb er Hiasl heißt und daß er gerade so und nicht anders heißen kann.

So wenig also, wie wir gesehen haben, diese Namengebung scherzhaft, im Sinne eines Dauerulks etwa, aufzufassen ist, so ernst hat dieser junge Meister (man gestatte dieses Wort!) von Anbeginn an sein Handwerk, das Malen, genommen. Wahrscheinlich sind auch heute noch viele der Ansicht, daß die Bauernmalerei im Grunde überhaupt keine ‚seriöse' Hantierung, sondern mehr oder weniger ein Spaß sei, und daß also jemand, der ländliche Motive male, zu den Humoristen gehöre. Und wenn dieser Maler noch obendrein Hiasl heiße, so müsse die Sache schon ihre Richtigkeit haben. Aber es fällt ihr gar nicht ein, dem Publikum diesen Gefallen zu tun. Maier ist, wie gesagt, ein Maler von so positiv-ernsthaftem Streben, wie es vielleicht nicht viele gibt, nicht einmal innerhalb eines gewissen Münchener Kreises, dem er, ohne ihm irgendwie durch Zwang oder stillschweigende Übereinkunft anzugehören, doch durch sein Wollen und durch das bereits Erreichte nahesteht. Diese kleine Gruppe junger Maler, die in einigen älteren, wie Gröber und Thor, in bestimmtem Sinne ihre Vorläufer hat, knüpft mit vollem Bewußtsein wieder bei W. Leibl an, also bei jenem echtesten Maler (im ursprünglichsten und reinsten Sinne des Wortes), den München und damit Deutschland in vielen Jahrzehnten gehabt hat. Es gehören zu diesen jüngsten Jüngern Leibls starke Begabungen, wie Gerhardinger, Baumgartner, Herzog, ohne daß damit gesagt sein soll, daß diese Künstler etwa alle das gleiche Schema benützten oder vielleicht gar Leibl kopierten. Das fällt ihnen nicht ein. Sie hätten es auch nicht im geringsten nötig. Das Gemeinsame ist eben, daß sie von der Primatechnik Leibls und von seiner malerischen Form ausgehen und auf diesem Wege, der trotz den leicht erkennbaren französischen Einflüssen bei Leibl ein spezifisch deutscher ist, zu neuen malerischen Ergebnissen zu gelangen hoffen und auch tatsächlich schon gelangt sind. Keiner aber beweist das klarer und eindringlicher als Hiasl Maier, dessen Werk, so bescheiden es seinem Umfang nach noch ist, doch heute schon so etwas wie geschichtliche Geltung hat — neben seinem Wert an sich natürlich, der eine Sache für sich ist.

Landschaft mit Fischer

Die näheren Umstände, die Maier zu Leibl geführt haben, wird er vielleicht selbst nicht mehr ganz genau angeben können. Es wird wohl die künstlerische Blutsverwandtschaft gewesen sein, die beide zusammengeführt hat. Und das Stoffliche der Bilder Leibls muß auf einen Menschen, der aus ländlichen Verhältnissen hervorgegangen ist, mindestens ebenso stark gewirkt haben wie seine fabelhaft klare und sachliche Malerei, die auch das Verborgenste rücksichtslos preisgibt und gerade auf den Realisten, der jeder Landgeborene ist, Eindruck zu machen pflegt.

Digitized by Google

Daß auch die anderen Großmeister der Münchener Schule nach 1870, vor allem Trübner und Schuch, zu den Lieblingen Maiers gehören, versteht sich unter diesen Umständen von selbst. Man hat es hier, wie immer in solchen Fällen, wohl mit einer Art von Vorbestimmung zu tun, gegen die auch Schule und Lehrer nichts auszurichten vermögen. Und es hat an „Versuchungen" mancherlei Art bei Hiasl Maier nicht gefehlt, besonders während seiner Akademiezeit. Aber wir wollen die Tatsachen seines Lebens, sofern von solchen bis jetzt geredet werden kann, hübsch der Reihenfolge nach an uns vorüberziehen lassen.

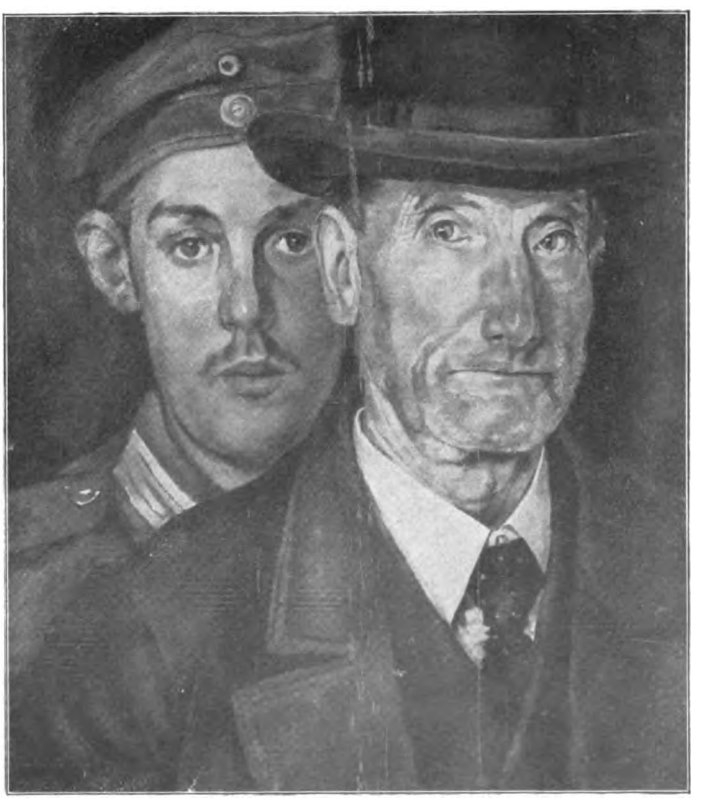
Seine Heimat ist Erding, ein kleines Nest, das nordöstlich von München im Erdinger Moos, einem Gegenstück zum Dachauer Moos, gelegen ist. Die Gegend wird ihrer feinen Stimmungsreize wegen von Malern viel besucht und kann auf einen Empfänglichen schon in dem Sinne einwirken, daß in ihm der künstlerische Gestaltungstrieb geweckt wird. Sonst freilich waren die Vorbedingungen für das Malerwerden für den jungen Hiasl in einem Ort, wo jeder nur dem Alltag und dem praktischen Wirken im engsten Kreis angehört, nicht gerade hervorragend günstig. Sein Vater ist Wirt, sein Bruder Metzger; und so sollte Hiasl, zum Nutzen des Geschäftes, Bäcker werden. Aber er wollte nicht, wollte ganz und gar nicht; denn er hatte immer schon das Malen im Kopf. Nun, schließlich ist auch das Malen ein Handwerk, das seinen Mann ernährt, dachte die Familie Maier. Aber sie dachte nicht an die höhere, sondern an die praktische Malerei. Und so wurde Hiasl zunächst einmal nach Prien am Chiemsee in die Lehre zu einem Dekorationsmaler geschickt. Vier Jahre sind dort vergangen. Dann kam er nach München, an die Kunstgewerbeschule, wo er aber nicht lange blieb; denn er galt für talentlos — und war es wohl auch im Sinne einer solchen Anstalt, was freilich weder gegen sie noch gegen Maier spricht. Es war eben ein Irrtum, daß die zwei es miteinander versucht haben. Und bis zu einem gewissen Grade war es das gleiche, als Hiasl an die Münchener Kunstakademie übersiedelte. Er besuchte erst die Klasse des unlängst verstorbenen Chiemseemalers Raupp, dann die von Angelo Jank. Gelernt hat er manches bei jedem von den beiden, aber doch mehr auf seine Weise, nicht so, wie man es im allgemeinen von

Tarockabend

Digitized by Google

Schülern liebt. Und ein fleißiger Schüler war er auch nicht; d. h. er malte schon, mit vielem Eifer sogar, aber weit lieber draußen, z. B. am Chiemsee, als in einem Schul- oder Stadtatelier. Die Natur und die großen Meister der ferneren und näheren Vergangenheit: das waren und sind seine liebsten Lehrer. Bei ihm muß sich alles aus eigenem Fühlen und Begreifen ergeben. Daß er trotzdem auch bei Becker-Gundahl Unterricht nahm, beweist nichts dagegen. Denn hier war es ihm um etwas zu tun, das nur von einem, der es verstand, in einem Atelier zu lernen war: um die große Form.

Man muß das so verstehen: als Maier zu malen anfing, konnte es ihm fürs erste nur darum zu tun sein, eine gewisse elementare Form in den Grundzügen festzulegen. Das war eine recht unbehauene Art, den Dingen zu Leibe zu gehen; aber es war doch jedenfalls eine, und, wie es sich später gezeigt hat, auch die richtige. Allmählich ging Hiasl dann dazu über, einzelnes genauer ins Auge zu fassen. Aber wie das schon zu gehen pflegt, kam er dabei mehr und mehr zu einer gewissen Überschätzung der Einzelheit. Freilich: dem Publikum schien das kein Fehler. Im Gegenteil. Dieses ‚Durchführen' eines Bildes war gerade nach seinem Sinn. Aber Hiasl fühlte deutlich und rechtzeitig, daß er auf diesem Wege sich früher oder später selbst verlieren und unfehlbar in eine kleinliche, glatte Schönmalerei hineingeraten müsse, aus der es, bei fortgeschrittener Krankheit, kein Entrinnen mehr gibt. So ging er denn zu Becker-Gundahl, der ein Meister der großen, dekorativen Formen und ein geistiger Verwandter Hodlers ist. Und das tat gut. In kürzester Frist hatte er sich dort wiedergefunden, hatte von neuem gelernt, das Wesentliche eines Motives zu erkennen und als solches festzuhalten, im Umriß, in der Formgebung und in der Farbe. Und nun konnte die Bindung der beiden Elemente, der großen Form und der liebevoll durchfühlten und durchgearbeiteten Einzelheit, beginnen. Mit anderen Worten: seitdem fühlt sich Hiasl Maier erst ‚auf der Höhe', im Besitz der Mittel, die es ihm gestatten, dieses Letzte der Malerei, das



Sein letztes Opfer

Digitized by Google

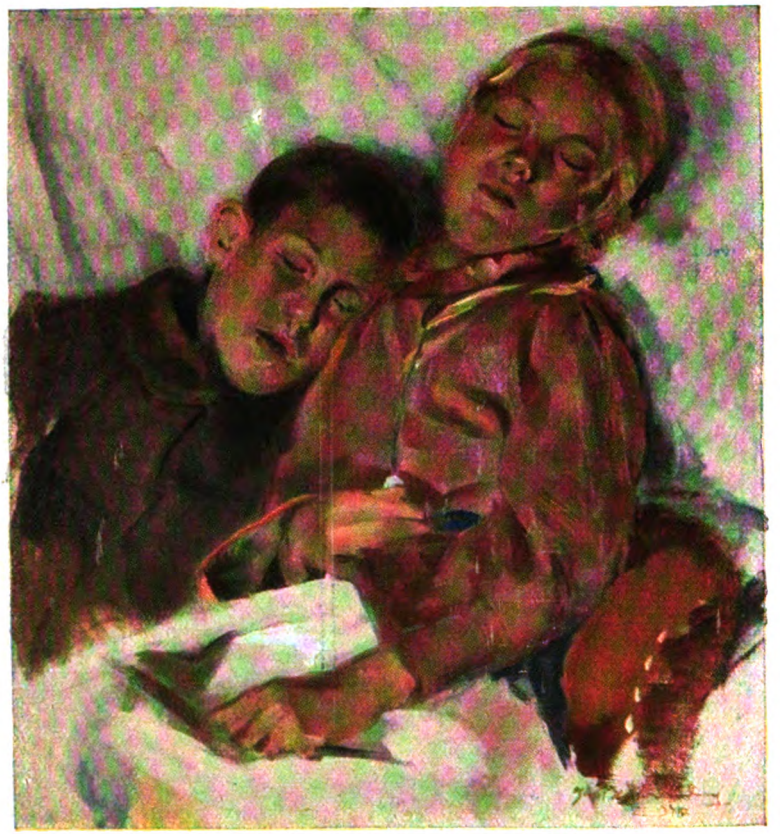
Chiemgauerin

Gemälde von Hiasl Maier-Erding

(Aus Eduard Schultes Kunstsalon in Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google



Schlafende Kinder

in der eben genannten Bindung enthalten ist, wahrzumachen. Man könnte erwidern: wie, mit vierundzwanzig Jahren — so alt ist Hiasl Maier heute — soll ihm bereits gelingen, was viele erst ganz spät und manche niemals erreichen? Darauf wäre nur zu sagen, daß Hiasl noch lange nicht der erste ist, der schon in jungen Jahren zum Rang eines Meisters aufrückt. Ganz besonders ein Bild, das im Herbst 1918 in vierwöchiger Arbeit vollendet worden ist, scheint zu beweisen, daß Maier heute tatsächlich auf dem Wege dazu ist. ‚Bei der Wassersuppe' ist sein Titel, und das Motiv ist einfach genug: ein junger Bursch vom Chiemsee, der am Tisch sitzt und aus einem braunen, irdenen Geschirr die Suppe löffelt. Er hält eben einen Augenblick inne und blickt den Beschauer ruhig aus seinen blauen Augen an. Diese Augen — man vergißt sie nie wieder, wenn man sie auch nur ein einziges Mal auf sich hat wirken lassen! Und der herrliche, weiche, vielfach abgestufte, graue Ton des Ganzen! Hier haben wir, was Hiasl Maier seit einiger Zeit bewußt anstrebt: die Zusammenfassung im oben geäußerten Sinne. Und in einer so vollkommenen Weise, daß man sich eigentlich nicht vorstellen kann, wohin der Weg über dieses Bild hinaus noch führen könnte. Er wird aber bestimmt noch weiter führen; denn Hiasl steht ja, trotz allem, erst am Anfang seiner Bahn. Freilich: welch ein Anfang! Man macht sich durchaus keiner Überschwenglichkeit schuldig, wenn man an eine solche Laufbahn nur die größten Maßstäbe legen mag. Sie wird sie bestimmt rechtfertigen.

Wenn man die Proben der Kunst Maiers, die hier in Abbildungen beigegeben sind, auf das eben Gesagte hin betrachtet, so wird man in dem ‚Priener Bauernpaar' und auch in dem ganz köstlichen Bildnis des Töchterchens des Malers Sieck unschwer Beispiele für das beginnende Sichverlieren Hiasls in

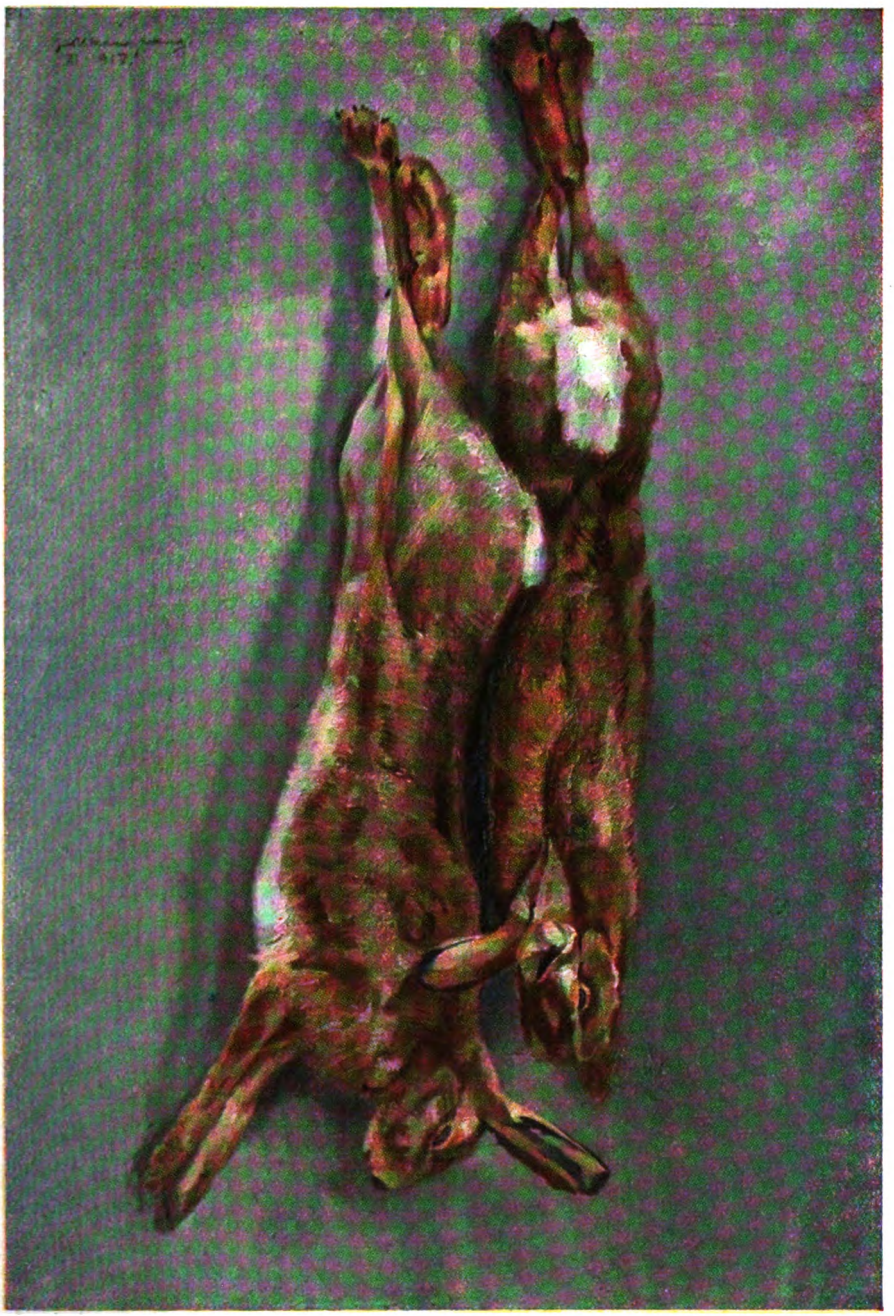
Digitized by Google

die Einzelheit erkennen. Das Siecktöchterchen freilich hält sich gerade noch diesseits der Grenze, hinter der ein Zuviel des Guten beginnt; und es ist deshalb auch ein Stück Malerei geworden, das man mit stets gleichbleibender Freude betrachten kann. An Unmittelbarkeit und Wahrheit der Lebensbeobachtung, aber auch an Schönheit der Farbengebung dürfte es nur wenige Bildnisse von der Hand unserer jüngeren Maler geben, die ihm gleichzustellen wären. Aber, wie gesagt: die beiden Bilder, die 1916 entstanden sind, gehören ebenso wie die famose ‚Chiemgauerin' vom Beginn des Jahres 1917 zu jenen, die Hiasl über sich selbst stutzig werden ließen. Und so kam das Sichbesinnen und ein vorübergehendes Aufgeben des bereits Erreichten zugunsten einer Konzentrierung auf die mehrfach erwähnte große Form. Ein besonders bezeichnendes Beispiel für Maiers Versuche in dieser Richtung sind die ‚Schlafenden Kinder' (1917). Man braucht dieses Bild nur mit dem Siecktöchterchen zu vergleichen und man sieht sofort, wie das gemeint ist. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem ‚Stilleben' von 1917, bei dem Hiasl ebenfalls, und sogar in einem noch weitergehenden Maße, auf jede Durchbildung von Einzelheiten verzichtet und nur die bestimmenden Formen und Farbwerte notizenartig festzulegen sich bemüht hat.

Man wird es weiter nicht merkwürdig finden, daß ein Maler wie Hiasl Maier, der in allem und jedem seine eigenen Wege zu gehen gewohnt ist, auch sonst manches tut, was vom Herkömmlichen abweicht. Trotzdem dürfte es einem Laienohr kaum glaublich klingen, wenn es vernimmt, wie Maier ein Bildnis malt, genauer: wie er es zu malen beginnt. Jeder denkt natürlich: damit, daß er die Umrisse mit Kohle aufzeichnet und daß er dann mit Farbe zu formen, zu ‚modellieren' anfängt, von der Grundierung bis zur vollkommenen Durchführung fortschreitend. Ganz falsch geraten. Hiasl verzichtet auf jede, auch die geringste Vorzeichnung — er liebt das Zeichnen überhaupt nicht; sein Element ist die Farbe — und verschmäht somit auch den Behelf der Kontur, was, nebenbei bemerkt, andere nicht selten ebenfalls tun. Er setzt sich vielmehr vor die grundierte, leere Leinwand und beginnt so-

Priener Brautpaar

Digitized by Google



Stilleben. Gemälde von Hiasl Maier-Erding
(Aus Eduard Schultes Kunstsalon in Berlin)

Digitized by Google

fort zu malen — aber was und wo? Nein, man errät es nicht: beim rechten (also auf dem Bilde linken) Auge! Dieses sucht er zunächst zu erfassen und zu gestalten. Und meist ist nach der ersten Sitzung noch nicht viel mehr als das Innere des Auges zu sehen. Im weiteren Verlauf der Arbeit wächst dann alles Umliegende langsam hinzu: die Nasenwurzel, das zweite Auge und so fort, bis das Gesicht, der Kopf, kurzum: bis das ganze Bild fertig ist.

Man wird zugeben, daß eine solche Arbeitsweise ein ungewöhnlich entwickeltes Gefühl für das Ganze, für die endgültige Form des Bildes voraussetzt. Aber man sieht, daß auch das Unwahrscheinlichste möglich ist und daß es sogar der beste Weg zu einem bedeutenden Ziele sein kann. Es kommt eben hier wie auch anderwärts alles auf den Mann an, der es macht.

Daß es diesem Manne, in unserem Falle dem Maler Hiasl Maier-Erding, nicht leicht gemacht worden ist, in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit das zu werden, was er heute ist (und verspricht), ist oben schon angedeutet worden. Es ist ihm wirklich eine Zeitlang übel genug ergangen. Seine Angehörigen, die den ‚freien' Maler ebenso ungern sahen, als ihnen der Dekorationsmaler recht gewesen wäre, überließen Hiasl ganz sich selbst; und so kam es, daß er, als er während des Krieges vom Militär vorläufig entlassen wurde, nichts als zwei wollene Decken besaß. Auf die eine legte er sich, mit der anderen

Bildnis der Tochter des Malers Sieck

Digitized by Google

deckte er sich zu. Damals zeichnete er, wenn es gar nicht anders gehen wollte, Porträts für das fürstliche Honorar von fünfundzwanzig — Mark, meinen Sie? nein: Pfennigen. In Klöstern, wo es nichts kostete, holte er einen Mittagstisch, und als er einmal den Auftrag bekam, eine Dampfnudelbäckerin zu malen, ging es ihm eine Woche lang glänzend; denn das Honorar bestand in Dampfnudeln, soviel er essen konnte. Es waren 125 Stück! Das klingt sehr ‚romantisch'. Hübsch ist es aber erst, wenn es vorbei ist. Und für Hiasl Maier ist diese Zeit wohl für immer vorbei. Seine Honorare sind heute — nun, sagen wir mal: wesentlich höher. Und er darf sich sagen, daß er alles nur sich allein und seiner seltenen Begabung dankt. Das gibt eine gute Grundlage für die Zukunft.

Selbstverständlich bringt es seine Kunst — in Verbindung mit seiner ursprünglichen Persönlichkeit — mit sich, daß es ihm an einflußreichen Bekannten so wenig wie an anderen Möglichkeiten fehlt. Durch eine Ausstellung im Münchener Kunstverein war z. B. Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg auf ihn aufmerksam geworden. Dies hatte wieder eine Empfehlung an den holländischen Hof im Haag zur Folge. Und so kommt es, daß Hiasl Maier, der junge Wirtssohn aus Erding, sich heute der freundschaftlichen Fürsorge eines Mannes von Weltruf wie Bredius erfreut, dessen Unterweisungen ihm von unschätzbarem Nutzen beim Studium seiner Lieblinge — Rembrandt, Hals und vor allem Vermeer — sein müssen. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß für Hiasl Maier gerade dieser Aufenthalt, wenn er nicht aus irgendeinem Grunde abgekürzt oder unterbrochen werden muß, von größter, vielleicht entscheidender Bedeutung werden kann. Daß Holland ihn aus dem Sattel werfen wird, ist bei einem seiner selbst so Sicheren wie Hiasl nicht zu befürchten. Aber wir werden ihn jedenfalls in irgendeinem Sinne gewachsen und gesteigert zurückkehren sehen. Und was das bei einem der stärksten, jungen Talente, die wir haben, bedeutet, braucht man wohl keinem erst des langen und des breiten auseinanderzusetzen. Wir erwarten das Ergebnis mit Spannung.

Beethovens Tod

Von

Ernst Lissauer

Beethoven starb.
Da stob in verfinsterndem Flug
Ein Donner vorbei dem Gemach,
Der ihn vollend von dannen trug.

Und Beben läuft durch der Erde Gebäu.
Die heißen
Gischtbrunnen der Tiefe anhuben zu kreißen,
Aufklafften die Vulkane und Vesuve,
Schwarzes Feuer barst,
Wirbelnd Felsstück und -stufe,
Brechend bog sich Moräne und Karst.

Die Erde, spürend gespalten,
Wankend Flüsse und Flur,
Schrie, wie der Fürst den Gewalten
Entfuhr.

Digitized by Google

Der Landsknecht

Von Dr. Martin Hobohm

Der Landsknecht ist eine der romantischen Gestalten der Geschichte. Seine malerische Tracht, seine Ungebundenheit, seine freudige Lebenskraft und wilde Tapferkeit stehen vor der Einbildungskraft der Nachgeborenen als ein reizvolles Bild zugleich der Lichtseiten wie der Schattenseiten des Krieges. Ohne meistens die verwickelten politischen Voraussetzungen seines Daseins voll zu überblicken, hat jedermann für den Landsknecht doch ein aus Zuneigung und Abneigung gemischtes instinktives Verständnis und empfindet mit Überzeugung, daß die Verse über den Landsknecht im ‚Faust' den Nagel auf den Kopf getroffen haben:

„Der Mietsoldat wird ungeduldig;
Mit Ungestüm verlangt er seinen Lohn,
Und wären wir ihm nichts mehr schuldig,
Er liefe ganz und gar davon.
Verbiete wer, was alle wollten,
Der hat ins Wespennest gestört;
Das Reich, das sie beschützen sollten,
Es liegt geplündert und verheert."

Jeder dieser Gedanken ist ein Gegenstand, über den man Bücher schreiben könnte, und die Frage, wie sich solche Zustände denn erklären, ist ein verwickeltes Knäuel geschichtlicher Probleme: wer es auflösen will, sieht nicht sogleich, wo er zu zupfen anfangen soll.

Gehen wir der Sache einmal von der Frage aus zu Leibe, worin denn die eigentümliche militärische Leistung der Landsknechte bestand, um von dort aus weiter zu überlegen, warum man sich soviel von ihnen gefallen ließ.

Die Entstehungs- und zugleich die Blütezeit des Landsknechttums ist das erste Viertel des 16. Jahrhunderts. Kriegsgeschichtlich ausgedrückt ist es die Entstehungszeit der europäischen Infanterie. Was zuerst die Schweizer fertiggebracht hatten: in geschlossenen Schlachthaufen den Rittern im freien Felde die Stirn zu bieten, das sahen ihnen um 1500 auch die Spanier und die Deutschen ab. Für die reichsdeutschen Fußknechte kam noch vor der Jahrhundertwende der Name ‚Landsknechte' auf; er wurde später der Sammelname für das freie Söldnerfußvolk aller Länder, und in diesem allgemeineren Sinne gebrauchen wir das Wort auch hier.

Im Mittelalter hatten die gewappneten Reiter die Schlachtfelder durchschnittlich allein beherrscht: die soziale Schichtung des feudalen Jahrtausends ließ nicht leicht die Vorbedingungen für die Entstehung einer selbstbewußten demokratischen Waffengattung aufkommen. Und nur vermöge des Selbstbewußtseins, der Kraft inneren organischen Zusammenhalts konnte eine Truppe damals zu festen taktischen Körpern zusammenwachsen. Der Gedanke der künstlichen, durch Drill gesicherten Disziplin war der europäischen Welt seit dem Untergang der antiken Geldwirtschaft verloren gegangen. Hier und da hat im Mittelalter ein selbstbewußtes Bürger- oder Bauerntum den Ansatz gemacht, der Ritterwaffe trotzig zu widerstehen; aber der erste und späte Anlauf dazu, der völlig gelang, war derjenige der Schweizer (zuerst bei Laupen 1339). Bei ihnen war das zunächst die Leistung eines kriegerischen Volksaufgebotes, das stark mit Berufskriegern (Reisläufern) durchsetzt war. Als sie später, seit den Burgunderkriegen (1474—1493), Heere auf fremde Kosten in die Ferne hinaussandten, bestanden diese, wie die Landsknechte, aus freiwilligen Söldnern.

Der Unterschied zwischen Fußvolk nach mittelalterlicher Art und dieser ersten Infanterie der Neuzeit wird aus einer Beschreibung des Francesco Guicciardini († 1540) anschaulich, wie er sie im Jahre 1494 gibt:

„Die Italiener fochten nicht in festen und geordneten Gevierthaufen, sondern über das Feld zerstreut, und zogen sich meistens hinter die Deckung der Dämme und Gräben zurück. Die Schweizer dagegen, eine über die Maßen kriegerische Nation, die durch lange Kriegserfahrung und viele glorreiche Siege den Ruhm der antiken Tapferkeit erneuert hatte, stellten sich zum Kampf in geordneten Scharen mit klarer und bestimmter Gliederzahl. Fest in ihrer Ordnung bleibend, traten sie dem Feind wie eine Mauer entgegen, standfest und so gut wie unbesiegbar, wo das Gelände erlaubte, ihre Ordnung zu formieren."

So schwer es auch zuerst für das mißachtete Fußvolk war, sich den sieggewohnten Rittern gegenüber zum Standhalten zu ermannen, die Erfahrung setzte sich dann doch bald allgemein durch, daß dichtgedrängte Massen von Fußgängern durch Reiter nicht zu sprengen waren, sofern sie nur eben fest zusammenstanden und ihre Spieße nach allen Seiten vorstreckten wie ein Igel seine Stacheln. Schon aus der Schlacht bei Granson (1476) ist ein Ritter Karls des Kühnen, Chateauguyon, berühmt geworden, weil er wirklich mit seinem Pferd ein Stück in den schweizerischen Gevierthaufen hineingekommen ist, ehe er erschlagen wurde.

Wenn mehrere solcher für Reiter unsprengbaren Schlachtkörper sich gegenseitig beistanden, so war für ein Ritterheer, das ja auch nicht diszipliniert, sondern nur sehr locker in der Hand der Führer war, keine Möglichkeit, zu siegen. Durch diese urwüchsigen Gebilde infanteristischer Kunst ist also das Rittertum militärisch überwunden worden, keineswegs, wie man früher sich vorstellte, durch das Aufkommen der Feuerwaffen. Allein ein neuer, hartnäckigerer Kampf entstand sofort, als den Schweizern ihre Kunst

Digitized by Google

von Landsknechten und Spaniern nachgemacht und nun die Schlachthaufen gegeneinander geführt wurden. Das war der eigentliche Tummelplatz der Landsknechtstapferkeit. Ein wahrhaft riesiges Ringen entstand, wenn diese Körper aufeinanderprallten. Man stellte am liebsten je 6000 Mann in ein Viereck, und wenn auch der Fall, wo dies Viereck in die Tiefe ebensoviel Glieder zählte wie in die Breite nicht sehr häufig verwirklicht worden sein mag, so waren dem natürlichen Bestreben, auf Kosten der Tiefe lieber in die Breite zu gehen und auf solche Art desto mehr Mannschaften in der Front zur Geltung zu bringen, doch sehr enge Grenzen gesetzt: nicht bloß, weil die Flanken auch eine breite Front darstellen mußten für den Fall, daß etwa ein Angriff auch von dieser Seite erfolgte, sondern vor allen Dingen legte der Mangel an Schulung der Mannschaft dabei die stärkste Beschränkung auf: im tiefen Klumpen läßt sich eine Masse undisziplinierter Leute viel leichter zusammenhalten und bewegen als in breiter, dünner Linie. Erst als die Oranier den Drill wieder erfunden hatten, konnten sie zuerst die Schlachthaufen klein und flach machen, und zur langen, dünnen Linie kam man erst in dem Zeitalter der Exerzierkünste des alten Dessauers; die höchste Stufe, das Gefecht einzelner Schützen, die dennoch zuverlässig in der Hand der Führer bleiben, hat erst die hochentwickelte Schulung der modernen Volksheere erreichen können.

Im Zeitalter Frundsbergs († 1528) mußte man sich wohl oder übel an die plumpen Vierecke halten, denen allein die geringe Kunst und Zuverlässigkeit der zusammengelaufenen Truppe entsprach. Es half nichts, wenn der sogenannte ‚Trewe Rat' von 1522, eine Abhandlung wohl aus Frundsbergs eigenem Diktat, der sinnvollen Ausnutzung der Mannschaftszahl das Wort redete:

„Man soll die Ordnung breit machen, drey mahl so breit als sie lang ist, und last euch davon niemand abreden. Ich habe es aus gewisser übung und erfarung, das breite Ordnung nützlicher denn die gevierdten Ordnung, das kan ein jeglicher bey sich selbst messen, als viel ein Ordnung breiter ist, weder die ander, also weit bricht man in die Seiten ein, und fast die schmale Ordnung zwischen die Arm, das ist der rechte todt und gewinn der Schlacht, ob gleich die schmale Ordnung viel mächtiger am Volck ist, dann die breite, dann wenn man in dieselbe in die seiten kompt, so sein sie verloren, denn es müssen doch die foedersten 5. oder 6 Glieder die Schlacht gewinnen oder verlieren, ehe mehr Leut zu der arbeit kommen können, je leichter es zu gehet, und ist nicht die meinung das man sagt, die Ordnung sollen dicke sein, darumb das sie frisch hernach können bringen, denn die foedersten, die die arbeit thun sollen und müssen, die wollen nicht überdrenget werden, man mus ihn den freyen stich lassen, sonst drünge man sie hinein, wie man ein Volck in einen Graben stieße, und machte sie Alle wehrlos, darumb last euch von der breiten Ordnung niemand reden."

So anschaulich und vernünftig das ist: um jene Zeit ward doch noch alle Hoffnung auf den einfachen Frontalstoß gesetzt, mit dem man die gegnerische Front zu durchbrechen suchte. Ihn suchte man aufs höchste zu steigern, soweit die Rücksicht auf die Bewahrung der eigenen Ordnung es gestattete. Die beiden beherrschenden Gesichtspunkte sind der eigene unzerreißbare Zusammenhang und das Streben, die Gegner auseinanderzusprengen. Eine dichte Hecke langer Spieße, von mehreren Gliedern übereinandergefällt, ward dem Feinde entgegengestreckt. Das war die Hauptwaffengattung. Die Spieße prallten, zahlreich splitternd, auf die Panzer der ‚Doppelsöldner', mit denen die vordersten Glieder besetzt waren. Einzelne Schützen, zwischen den Pikenieren eingereiht, suchten aus der gegnerischen Front auf nächste Entfernung die Hauptleute und Vorkämpfer herauszuschießen. Bei den gewandten Spaniern wußten Leute mit Kurzschwert und Tartsche unter den gefällten Spießen durchzukriechen.

Wie fest die beiden Kampflinien ineinander verfangen zu sein pflegten, geht aus Reisners Beschreibung der Schlacht bei Bicocca (1522) hervor: Die Schweizer „drangen so hart hernach, daß beide Hauffen die langen Spieß nit wohl brauchen konnten", und in Marschall Tavanes Memoiren heißt es ohne Beschränkung auf einen bestimmten Fall: „Die Spieße der ersten Glieder halten aus (soutiennent), die des dritten und vierten stoßen." So stark war also der gegenseitige Druck der Fronten.

Auch einzelne, besonders tüchtige Leute mit dem ungefügen, zweihändig zu führenden Schlachtschwert standen mit in erster Reihe, um durch Zerhauen der gegnerischen Pikenschäfte das Eindringen in die feindliche Menschenmauer zu erleichtern. „Frundsberg, der wider die Angreifenden im ersten Gliede stand, schwang sein Schwert gewaltig, keuchte, wie ein Holzhacker keucht, der im Walde eine Eiche fällt, und hieb wieder." So erzählt Ranke aus der Schlacht bei La Motta (1513) den Zeitgenossen nach.

An beiden Enden der Kampffront duellierten sich Einzelkämpfer mit Feuergewehr, Armbrust, Hellebarde, Bidenhänder und suchten dem feindlichen Haufen in die Flanke zu kommen. — Die rückwärtigen Glieder hatten, solange nicht Seiten- und Rückenangriffe erfolgten, nur den „Druck" nach vorn hin auszuüben, den moralischen Halt des sicheren Nachschubes und noch mehr den körperlichen Druck, der sich dem Feinde entgegenstemmte. Der Druck, das „Nachdrücken" wurde ein Lieblingsbegriff der Zeit.

Der feste Zusammenhalt war die einzige Existenzhoffnung des Haufens und aller seiner Glieder. Ein Schlachtkörper, der sich vom Gegner zersprengen ließ, war dem Untergange geweiht. Denn je tapferer eine unterliegende Mannschaft gestritten hatte, desto wilder war die Rachgier der Sieger und ihr Verlangen, diese gefährlichen Nebenbuhler auf dem Soldmarkt auszutilgen. Und in der Auflösung vermochten sich die über offenes Feld zerstreuten Knechte nicht mehr

Digitized by Google

wirksam gegen geschlossene Haufen oder ansprengende Reiter zu verteidigen, weder diejenigen mit den blanken Waffen noch die mit dem noch sehr langsam schießenden Feuergewehr und der Armbrust. „Alsbald eine Ordnung zertrennt wird, so helf Gott, so ist es wahrlich aus", sagt ein Soldatenbrief des Jahres 1544 auf Grund schlimmer Erfahrung.

Darum wurde die Not am größten, wenn der erste Schritt vom Feinde rückwärts getan war. Was hielt Georg Frundsberg für seine schönste Kriegstat? Daß er einmal aus dem Bereich der Schweizer hatte in Ordnung zurückziehen können (1521 bei Valenciennes). Er stand schon aufmarschiert, als die Zahl der Gegner für überlegen erkannt wurde; der Rückzug wurde unvermeidlich. Nun maskierte man den eigenen Gevierthaufen durch die Reiterei, das neblige Wetter kam zu Hilfe, den Landsknechten täuschte Frundsberg vor, sie wollten gemach ein klein wenig hinter sich weichen, um den Franzosen aus seinem Vorteil zu locken, und wollten dann angreifen. „Hett der Hauffen den abzug verstanden, und weren auß der Ordnung gelauffen, so hettens die Feind gemerkt und hetten im nacheilen sie alle erschlagen." Dies hat Frundsberg „für sein höchst Glück und für die ehrlichst Kriegßthat gehalten". (Reisner, Taten der Frundsberge.)

Lehrreich tritt hier und in den anderen zeitgenössischen Erzählungen hervor, in wie hohem Grade das Mittun der Mannschaften auf einer sehr kritisch veranlagten Freiwilligkeit beruhte. Man hat es, einer bayrischen Kriegsordnung von 1504 zufolge, wohl für notwendig gehalten, den Landsknecht als Kriegsartikel feierlich beschwören zu lassen, daß er sich vor dem Feind seinen Platz in der Ordnung anweisen lassen und wirklich dort stehen bleiben werde. „Lautes Geschrei und Gemurre" tönte aus den Massen, während die Ordnungmacher bei der Arbeit waren; wo viel unerfahrenes Volk zu stellen war, verging darüber eine Stunde nach der andern. Als Maximilian im Schwabenkriege bei Konstanz den Eidgenossen die Schlacht bieten wollte, zog er „frih" aus, um die Ordnung zu machen aber „diß verzoch sich vom Morgen untz um Vesper Zyt. Indeß, aber viel zytlicher, hatten die Eidgenossen sich in guter Ordnung auch harfür gestellt." Eine Betrachtung bei Fronsperger (1558), die mit der Wirklichkeit in Fühlung ist, merkt an, man müsse sich zur Herstellung der gevierten Ordnungen vor dem Gefecht „auf einen ziemlich bequemen und weiten Platz begeben, der nahe dabei liegt". Darin liegt denn freilich schon die schwere Sorge mitbeschlossen, die dann auch sehr nachdrücklich ausgesprochen wird, man möchte bei der Formierung durch „Verräterei oder Kundschaft" vom Feinde überrascht werden.

So unabhängig und zugleich so ungeschult waren diese Söldner. Ihre Tapferkeit war groß, aber ihre Kunst war gering, weil es an der Ausbildung fehlte. Die einzige Quelle ihres Könnens war die Erfahrung. Und die Güte der Truppe hing davon ab, ob ein Stamm kriegserfahrener Mannschaften beisammen war. In der hin und her wogenden Söldnermasse bildeten sich feste Stämme, meist um glückliche und beliebte Hauptleute herum; viele einzelne bröckelten davon ab, andere kamen hinzu, aber immer blieb doch der Grundstock und pflanzte den Ruf des Führers und seiner erprobten Scharen fort. Wenn der Landsknecht seinen Hauptmann und die überwiegende Mehrzahl seiner Kameraden schon als in ruhmvollen Gefechten erprobt kannte, dann vertraute er ihnen auch weiter in gemeinsamer Gefahr. Umgekehrt wurde eine solche Truppe dem Feinde schrecklich. Wenn man wußte, da drüben stehen die alten Scharen Georgs von Frundsberg, oder etwa Pescaras Veteranen, dann konnte man seiner Sache verhältnismäßig sicher sein, daß diese Gegner nicht zu sprengen sein würden; und man mußte sich und seiner Truppe schon viel zutrauen, wenn man solchen Feinden gegenüber auf Sieg hoffte. Je besser also der Ruf der Truppe war, desto leichter war nicht nur der Sieg, sondern auch das Geldverdienen: Solch altrenommierte Krieger waren natürlich auf dem Soldmarkt immer sehr gesucht. Kaiser Maximilian sagte, er nehme lieber einen alten Krieger als zwei Rekruten.

Für einen Neuling kam also alles darauf an, Anschluß an ein Veteranenfähnlein zu finden. Ehe der Hauptmann ihn annahm, ward er sicherlich auf seine Handfertigkeit im Waffengebrauch und die Brauchbarkeit seiner Ausrüstung geprüft. Auf diese Weise regulierte sich die Verteilung der Waffengattungen nach dem Bedürfnis. — Das überschüssige Rekrutenmaterial mußte in ruhmlosen Fähnlein unterzukommen suchen, und auf eine so zusammengesetzte Truppe wurde in der Schlacht von vornherein wenig gegeben, was ihr dann wiederum die Möglichkeit, sich zu entwickeln, stark beeinträchtigte.

Aber ob es sich nun um alte oder neue Fähnlein, um gute oder schlechte Truppen handelte, sie waren fast durchschnittlich unpünktlich bezahlt. Das ist eine für unsere Begriffe überaus fremdartige Erscheinung von außerordentlicher Tragweite. Gerade das auf gegenseitiger Freiwilligkeit beruhende Vertragsverhältnis zwischen Kriegsherrn und Söldner scheint die regelmäßige Bezahlung zur Grundlage aller Erfolge zu machen — aber in Wirklichkeit fehlte es daran in erstaunlich hohem Grade. Der Zahltag war für den Kommandierenden sehr häufig ein böser Tag, weil die Ungeduld der handfesten Gläubiger, wenn sie immer wieder herausgefordert wurde, oft nicht viel Federlesens machte. Als der tapfere Herzog Erich von Braunschweig einmal bei solcher Gelegenheit kaum noch hatte den Schutz der

Digitized by Google

nächsten Burg erreichen können, meldete er an Kaiser Max, wenn er wieder Musterung halten solle, müßte er noch einen Kopf in der Kiste haben. Ehe er es dann wirklich wagte, ließ er sich von den Knechten für seine Person erst Sicherheit stellen (1510).

Da die Geldnöte normal waren, so spekulierte natürlich jede Partei auf die Not der anderen; ob im feindlichen Heere der Zahltag hatte abgehalten werden können oder nicht, das war ein Gegenstand gespanntester Aufmerksamkeit. Die welterschütternde Schlacht bei Pavia (1525) ist zustande gekommen, weil die kaiserliche Armee sich wegen Soldmangels aufzulösen begann und darum den Kampf unter höchst gefährlichen Verhältnissen aufzunehmen gezwungen war. Andernfalls wäre sie kampflos ins Nichts zerflossen, wie so manches andere Heer sich tatsächlich wegen Soldmangels aufgelöst hat. Wer sicher war, den Krieg geldlich länger aushalten zu können als der Gegner, hielt sich gewöhnlich in festen Stellungen und überließ es dem Partner, ob er den ungünstigen Kampf wagen oder seinen strategischen Zweck aufgeben wolle. Bisweilen ließ das Verlangen, den eigenen Kriegsherrn durch den Sieg endlich zahlungsfähig zu machen, die Söldner in toller Wildheit den unmöglichen Angriff erzwingen. Bisweilen schlugen sie auch wiederum die umgekehrte Taktik ein und verweigerten das Fechten, wenn Not am Mann war, um so Geld zu erpressen.

Man ging so weit, die Unpünktlichkeit selber zum Gegenstand des Soldvertrages zu machen; im Artikelsbrief des deutschen Reichsheeres von 1532 gegen die Türken steht die Bedingung, wenn der Sold am ersten Tage „nicht gleych da" sei, müßten die Knechte vier oder fünf Tage „Geduld tragen, nicht minder wacht versehn und keinen Zug abschlagen". Jedermann wußte, ganz besonders beim Reichsheer, daß aus den Tagen leicht Monate werden konnten.

Wie erklärt es sich, daß solche Mißverhältnisse immer wieder herbeigeführt und ertragen wurden?

Im Rahmen der obwaltenden Verhältnisse wäre gewissenhafte Bezahlung nicht imstande gewesen, Eigenart und Leistungsfähigkeit des Landsknechts in entscheidender Weise zu bessern. Der Kriegsherr schuf die Qualität der Soldaten nicht selbst, sondern sie boten sich ihm ohne seine unmittelbare Einwirkung dar. Er ließ nur möglichst renommierte und möglichst viele Söldner anwerben und auf das Schlachtfeld führen. Ob sie bezahlt waren oder nicht, man wußte, daß sie fechten würden, sofern sie in ihrem Berufe tüchtig waren; teils um der Selbsterhaltung willen, teils um Ruf, Beute und Anspruch auf Schlachtsold zu gewinnen. Waren sie untüchtig, so stand doch dem Kriegsherrn kein Mittel zu Gebote, sie vorher erziehend zu bessern. Zu einer strengeren Beschränkung auf eine Truppenzahl, die zuverlässig pünktlich besoldet werden konnte, lag erst dann ein hinreichend kräftiger Grund vor, wenn man durch solche Beschränkung die Qualität in entscheidender Weise zu bessern vermochte. Das konnte erst geschehen, wenn die Kunst der Disziplinierung erfunden war; in der Tat hat später die oranische Heeresreform, als sie diese Erfindung machte, mit einer starken Verminderung des Mannschaftsbestandes eingesetzt.

Natürlich ist auch die noch verhältnismäßig unreife Finanztechnik der damaligen Zeit mit zur Erklärung heranzuziehen. Anderseits brachten die Verhältnisse der europäischen Politik, die fast plötzlich zum Austrag kommende Nebenbuhlerschaft der neuerstandenen Großmächte, einen außerordentlich angespannten militärischen Wetteifer mit sich. Und das Heerwesen hatte nun in kurzer Frist einen viel größeren Maßstab angenommen. Im Mittelalter hatte die militärische Konkurrenz wesentlich darin bestanden, wer ein paar Ritter mehr als der andere aufs Feld stellen könnte. Nun hatten sich die Waffengattungen vervielfältigt. Neben die schwere Reiterei trat eine leichte, dazu kam die Artillerie und ihretwegen wieder die gewaltige Verstärkung der Festungen. Aber alles das wurde überboten von der neuen, durch ihre Massenhaftigkeit kostspieligen Waffengattung, der Infanterie. Der Wetteifer des Krieges wurde in erster Linie ein Wetteifer im Aufstellen der stärksten Infanterie. Und unter dem Druck der politisch-militärischen Konkurrenz pflegte man nun die Heere so groß zu machen, wie man kaum im günstigsten Falle hoffen durfte zu besolden. Dadurch sind dann die eigentümlichen Schattenseiten des Landsknechtstums so schlimm und bedeutend geworden. Der Drang zur politischen Machtentwicklung hat sein eigenes wichtigstes Werkzeug allzuscharf und dadurch schartig gemacht.

Man spekulierte, der Sieg selber werde den Soldaten auf seine Rechnung kommen lassen; und je stärker das Heer, desto sicherer die Beute, so hat bekanntlich noch Wallenstein gefolgert. Auf die disziplinarische Gewalt des Kriegsherrn wurde dabei in einem hohen Grade von vornherein verzichtet, und den Stimmungen der Truppe wurde ein weitgehender Einfluß auf die strategischen Entschlüsse eingeräumt. Überdies gab man das dran, was der eigentliche Lohn der Soldateska wurde: Personen und Güter der wehrlosen Bevölkerung. Es war das nicht bloß ein Dulden und Geschehenlassen, sondern ein von beiden Seiten anerkannter Rechtsgrundsatz des Soldvertrages; und nicht immer wurde dabei die Einschränkung innegehalten, daß nur geplündert werden solle, wenn die Einwohnerschaft am Widerstande teilnehme. Pescara pflegte zu sagen: „Wer es mit diesem Kampfvolk zu tun hat, der kann schwer Mars und Christus zugleich anbeten."

Das kaiserlich-spanische Heer in der Lombardei 1514 wurde wegen Soldrückständen schwierig; da erlaubte man ihm zur Entschädigung ein paar unschuldige Städtchen

Digitized by Google

zu nehmen und gründlich auszuplündern, die am Wege lagen.

Ein Teilnehmer an Karls V. Feldzug nach Frankreich im Jahr 1543 meldete voll Empörung nach Hause, seinem Regiment sei leider die Plünderung der Stadt Düren entgangen. Erst habe der Kaiser den Deutschen versprochen, sie dürften stürmen; dann aber hätten ihm die ‚Welschen' so in den Ohren gelegen, daß er ihnen erlaubt habe, früher anzulaufen. Die Bresche war noch nicht fertig, aber die Welschen wollten vor den Deutschen hinein; nach schweren Verlusten glückte es ihnen beim vierten Anlauf, und nun hausten sie fürchterlich. Neiderfüllt schreibt der Deutsche: Der Kaiser hat uns zugesagt, die nächste Stadt, so sich zur Wehr stellt, sie sei groß oder klein, uns stürmen zu lassen und uns preiszugeben.

Natürlich wurde von den Heeresleitungen vor Beginn der Plünderung oft verboten, es zu weit zu treiben, zum Beispiel den Frauen Gewalt anzutun, aber das war meistens nicht viel mehr als eine grause Scheinheiligkeit. Im Durchschnitt haben sich die Söldner als Sieger so betragen, daß es der literarischen Gestaltung widerstrebt. Indes möchte schwer sein, dabei irgendeiner Nationalität ein schlimmeres Schuldkonto zuzuweisen als der anderen.

Vom Plündern mit Billigung der Befehlshaber führt der nächste Schritt zum Plündern *gegen* ihren Befehl. Oft sind solche Vorgänge für das Heer selber höchst gefährlich geworden. Wenn man an einer Stadt in Eile vorüberziehen wollte, so hat man gelegentlich falschen Alarm schlagen müssen: der Feind rücke an; nur so konnte man die gierigen Knechte von der Mauer zurückhalten und gefährlichen Aufenthalt vermeiden.

Mit der Beutegier und Ungebundenheit des Soldaten hing es zusammen, daß der Troß der Heere riesengroß war und die Bewegungen des Heeres sehr erschwerte. Der Feldherr hatte seinen Zug danach einzurichten, wo er für diese ganze Masse etwas zu essen fände; „offtermalen zeucht der Wagen die Ochsen", so hat ein Schriftsteller des 16. Jahrhunderts diese Fatalität des Strategen ausgedrückt. Es war fast ein wanderndes Volk, das da zu versorgen war. Der Landsknecht, und besonders der deutsche, richtete sich für die Kriegsfahrt in aller Form häuslich ein. Der Frauen wollte er nicht entbehren; sie gehören in den Farbenreichtum dieses heiß vorwärtsstürmenden Lebens hinein. Der Gedanke an sie hat ihn nicht immer nur im Schlimmen beherrscht; seine Lieder bezeugen es in wilder Poesie. Die Gestalt des Landsknechts hat die Schönheit der Kraft. Im Lager leistete ihm die Gefährtin — sehr oft war es die angetraute Ehefrau — viel nützliche Hilfe: Sie kochte, wusch und stahl für ihn; sie flickte ihm die bunten Hosen; wenn er wund war, pflegte ihn sie oder keiner. Weit hinaus streifte sie ins Land, natürlich oft genug von ihrem marodierenden Liebsten begleitet. De la Noue († 1591) hat in der Erzählung eines Hugenottenfeldzuges die merkwürdige Auffassung überliefert, dieses Gesindel habe dem Heere vorzügliche Aufklärungsdienste geleistet: Wie Mücken habe es sich über das Land verteilt und gewöhnlich Fühlung mit dem Feinde gehabt.

Was das offene Land unter solchen Umständen zu leiden hatte, dem keine Stadtmauern Hoffnung boten, das braucht nicht ausgemalt zu werden; und der Unterschied zwischen feindlichem und befreundetem Gebiet wurde dabei wenig beachtet. Die Heeresleitungen waren diesen Erscheinungen gegenüber, wie sich nach dem Gesagten versteht, vollends machtlos, auch wo sie noch so sehr wünschen mochten — was nicht immer der Fall war — dem Treiben Einhalt zu gebieten. Die Engländer machten einen Kriegszug nach Frankreich hinein (1523) und wollten nicht plündern, sondern als „Befreier" von der Tyrannei des französischen Königs auftreten; aber es ging nicht, die Truppen machten sich durch Ausschreitungen unbeschreiblicher Art ebenso verhaßt wie immer. — Man pflegte hochgestellte Persönlichkeiten mit Reiterabteilungen auszusenden, um Polizeidienste zu versehen und manchmal rasche Exekution zu üben. Im Schmalkaldischen Kriege ritt nach andern Fürstlichkeiten auch Kaiser Karl selber auf solchen Dienst hinaus; aber wenn er seine Spanier aus einem Dorfe vertrieben hatte und den Rücken kehrte, dann waren sie schon wieder darin, fast ehe er außer Sicht war.

Die Leiden der Bevölkerung schrien in vielen Tausenden von Fällen zum Himmel, und es ist sittlich kein Trost, daß es doch immer nur begrenzte Kreise waren, über welche diese Furie dahinbrauste, während der Hauptbestandteil der Völker verschont blieb. Wie muß jenen Kriegsherren oft zumute gewesen sein! Karl den Fünften hat während des Schmalkaldischen Krieges sein Arzt darüber klagen hören, des Abends am Fenster, indem er nach den Sternen blickte: Wenn dieser Krieg beendet sei, wolle er nimmer wieder einen führen, und sollte er Spanien darüber verloren gehen sehen. So hat er, ganz erschüttert, mehrmals wiederholt. Aber die innere Gewalt des Staatsgedankens, dessen Träger er war, hat ihn doch noch manches Heer ins Feld schicken lassen.

So ist der Landsknecht ein Träger merkwürdigster geschichtlicher Verknüpfungen, eine Geißel seiner Zeit und zugleich auch ein Held seiner Zeit. (Ausführlich sind alle diese Zusammenhänge dargestellt im 2. Bande meines Buches ‚Machiavellis Renaissance der Kriegskunst,' 1913.) Die zügellosesten Wüteriche haben auf dem Schlachtfelde so manchesmal wie die Mauern gestanden. Wer ihre Untugenden ins Auge faßt, bemerkt zugleich, daß doch auch ihre Tugend und Leistung etwas Großes war.

Digitized by Google

Dem heimkehrenden Heer

Was dröhnt durch den Tag? Was schwillt für Gebrause?
Heergraue Millionen marschieren nach Hause,
Ein tragisch umstrahltes, beleuchtetes Meer,
Von Liebe bewillkommt, wie niemals ein Heer.

Geschlagen, geschlagen! Wer wagt's es zu sagen?
Ihr marschiert, wie von Wellen der Liebe getragen,
Aus eisernem Heldenlied kehrt ihr zurück
In heiligem Unglück, das tiefer als Glück.

Man möchte sich singend zwischen euch drängen,
Die Straßen, die Züge mit Blüten behängen,
Fahnenbahnen entrollen wie nie zuvor.
Deutschlands Kraft strömt nach Hause. Wer sagt, wer verlor?

Die Mauer von Erz, die kein Anprall genommen,
Muß fluten zurück. Wer sagt, wie's gekommen?
Kein Mund wird es lösen. Wer sagt, wer gewann?
Deutsche schmerzheiße Seele, verblute nicht dran!

Der Schrei, den du schreist, sei ein Willkommentosen!
Dem Heer deine Liebe als heißrote Rosen!
Die Tapfren, die Helden, vom Schlachtgott gespart,
Kehren heim, aufrecht schreitend, von Adlern umschart!

Digitized by Google

Tielemann

Erzählung von Viktor von Kohlenegg

Sie fragen nach unserm alten Freund Tielemann und schreiben zugleich, daß Sie sich über das Geschehene, das, wie Sie richtig meinen, Zusammenhänge mit früheren Ereignissen sicherlich habe, kein klares Bild machen können.

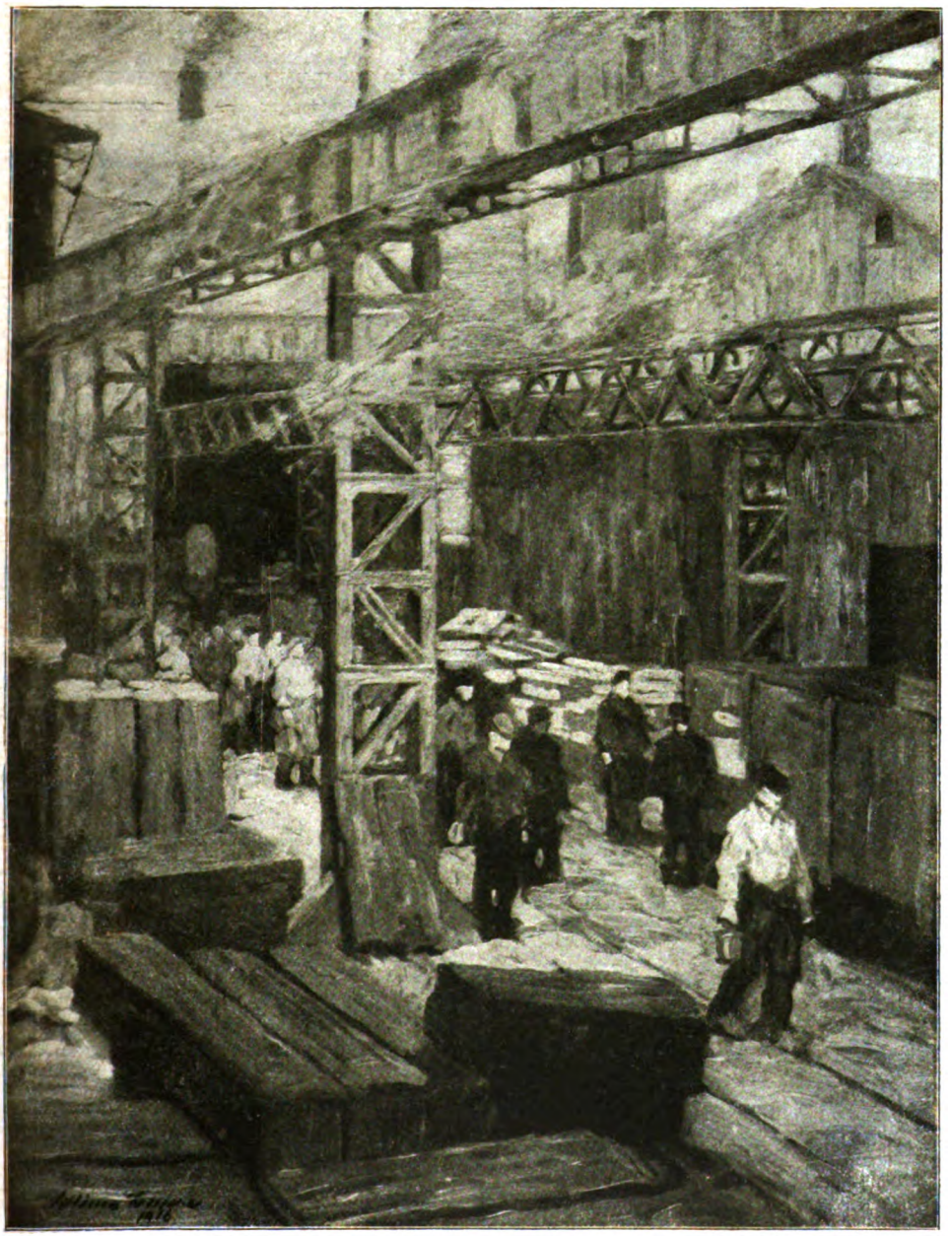
Ich stand ihm in allen Zeiten seines Lebens näher als Sie, besonders in diesem letzten Jahr. Ich erfuhr allerlei Wesentliches durch meine Beobachtung und durch sein Vertrauen, das freilich mit Worten geizig war. Er schwieg und lächelte mehr, als daß er sprach, und war immer geneigt, durch ein spöttisches Abweisen jedem harmlos-kameradschaftlichen Forschen zuvorzukommen. Nur zuletzt offenbarte er sich zu verschiedenen Malen mit einem ernsten Wort.

Sie wissen so gut wie ich, daß es für die Erkenntnis eines Menschen und seines Tuns nicht immer der Worte und Mitteilung bedarf. Es gibt Gesten, Taten und ein verräterisches Schweigen, das dem Beobachter genug des Verborgenen erschließt — ich setze hinzu: dem Freunde. Denn es ist Voraussetzung, daß man mit des andern Art einigermaßen vertraut ist. Des Menschen letzter Wesenszug aber ist das Rätsel.

Auch ich war überrascht und erschüttert, obwohl mir selbst, daß ich es gestehe, am Ende dieses wunderlich-tragischen Kapitels das ironische Lächeln Tielemanns, das er gern, aber vielleicht nicht ganz aufrichtig bis zum letzten Augenblick vor jeder Überspannung bereit hielt, tröstlich zuhilfe kam. Wir standen alle ein wenig in seinem Bann. Er war ein unbekümmerter, bei allen scheinbaren Widersprüchen in sich gefestigter Mensch. Wir vergaßen, auch wenn wir von ihm getrennt waren, seinen Einfluß nicht. Ich weiß noch, daß wir als Studenten alle ein wenig seine Art zu sprechen und durch einen kurzen Sarkasmus mit den Dingen fertig zu werden, nachahmten. Er war immerdar der Mittelpunkt unseres kleinen Kreises. Er brachte, auch in verstörten Zeiten, wie sie Examensnot und Geldmangel schaffen, Ruhe und ein eigertümlich spaßig-überlegenes Behagen, das voll mittlerer Wärme war, mit. Er war immer der gleiche, und ich habe ihn kaum einmal in Hast oder sonderlicher Verlegenheit gesehen. Seine lange, etwas spitze Nase stand gleich einem unverrückbaren Weiser in seinem Gesicht. Seine Haltung war immer fein und auch schon in jungen Semestern geheimrätlich. Lang, hager, schritt er fest und anmutig daher, kleidete sich stets nobel, und ich glaube sogar, daß er auf seine wissende Art eitel war. Denn ich ertappte ihn nicht selten dabei, wie er in einem Kaffee oder besseren Wirtshaus, wo Spiegel hingen, sich öfter musterte, seinen geschorenen blonden Bart strich und mit der Hand sorglich liebevoll über sein kurzes, damals schon dünnes Haupthaar glitt. Er merkte ein oder das andere Mal meinen spöttischen Blick; aber er lächelte nur väterlich: „Man muß immer mal untertags wissen, daß man überall intakt ist und mit sich zufrieden sein darf." Also Eitelkeit? Nein: ein Tielemannzug.

Sie schreiben, daß Sie stets die Nüchternheit für den Grundzug von Tielemanns Wesen gehalten hätten. Gut, er war nüchtern. Indes, es gibt hier Grade und vor allem Unterschiede der Art und des Wertes. Er war nüchtern, weil er viel Verstand hatte und stark zur Kritik neigte. Er war gänzlich unmusikalisch, vielleicht überhaupt ohne rechtes Kunstgefühl; nur für seinen äußeren Menschen und für seine Wohnung hatte er einen auf Vornehmheit und Gediegenheit gerichteten Geschmack. Er hatte für solche Dinge einen merkwürdigen feinen ‚Riecher', und hier war wohl die einzige Stelle, wo man ihn, wenn man das Zeug dazu hatte, beeinflussen konnte. Ja, er war wohl amusisch, denn er las gelegentlich mit Eifer die tollsten Verbrecherbücher, Spukgeschichten und Grotesken und entschuldigte sich lächelnd nebenher mit Darwins und anderer zuverlässiger Leute gleicher Neigung. Er hing mit geradezu andächtiger Liebe an seiner Mutter und trug immer ein Bild von ihr in seiner Brieftasche. Er war als Student und blutjunger Arzt ein liebevoller Anhänger der Homöopathie, man kann sagen aus Gründen einer zärtlichen Kindheitserinnerung gewesen: weil seine Mutter auf dem Lande damit gedoktert und, wie er erzählte, wundervolle Kuren vollführt hätte. Er war aller Metaphysik und Transzendenz abhold und hatte anderseits eine eigensinnige Neigung für okkulte Geschehnisse, denen er freilich mit irdischer Logik und Psychologie

Digitized by Google



Schichtwechsel

Gemälde von William Krause

Digitized by Google

Digitized by Google

beizukommen suchte, denn er hatte selbst ein paar merkwürdige Dinge erlebt und behauptete mit feinem Lächeln, daß hier noch mancherlei aufzuklären wäre. Aber er sprach nicht viel davon. Es kam nicht selten vor, daß er irgendwo bei einem oder mehreren von uns auftauchte, mitunter an Orten, die wir nur ganz selten besuchten, und dann ruhig feststellte, indem er seinen feinen Hut aufhing: „Ich dachte, daß ihr hier wäret."

„Wieso?"

„Ich wußte es."

Er verpaßte eigentlich niemals jemand. Ein empfindlicher Instinkt, eine fast hellseherische Kombinationsgabe im Verein mit seinem peinlichen Ordnungssinn und seiner Ruhe oder sonst etwas ließen ihn stets zur rechten Stunde und an die rechte Stelle kommen. Und über diese Tatsache sprach er oft und mit Neigung. Kurzum, er war bei aller Nüchternheit einer der feinfühligsten Menschen, die ich gekannt habe und kenne. Er war durch das leiseste Wort zu treffen. Aber er war dabei durchaus nicht im üblen Sinne empfindlich oder übelnehmerisch. Der höchste Ausdruck seines Unbehagens war der, daß sich seine Schläfen für eine kurze Weile röteten. Er schwieg einen Augenblick, gab eine knappe, sachliche Erklärung, als handle es sich um einen völlig objektiven Fall, und war liebenswürdig und ironisch behaglich wie zuvor. Er liebte die Heiterkeit, ein delikates Essen, einen guten Trunk, eine erlesene Zigarre. Er nannte sich selbst einen Lebenskünstler, und es schien so, als wäre diese Daseinsform — in einem umfassenderen und überlegeneren Sinne — sein eigentliches Lebensziel und -ideal. Obwohl er über Ideale lächelte. Anderseits, und Sie werden das ebenfalls mitunter an ihm erlebt haben, konnte er wiederum sehr ausgelassen sein — jäh, unvermittelt, gerade in Zeiten eines Ärgers, einer Bedrückung, aber noch öfter gewissermaßen aus heiler Haut heraus. Er war dann der Tollsten einer und zeigte ein stürmisches, aber immer, wie mir schien, seiner bewußtes Temperament.

Er hatte auch Liebschaften. Er war treu, auch hier gründlich und eigen. Ob er leidenschaftlich war? Man muß es glauben. Es war, wie ich schon sagte, zuzeiten etwas unberechenbar Gewaltsames, beinahe Abenteuerliches in ihm, im Scherz, aber auch im Ernst. Hier lag vielleicht das eigentliche Geheimnis und der tiefversteckte besondere Zug seines Wesens. Er war kein Frauenmann. Er hatte eine innige Achtung vor der Frau. Tiefunten in ihm glühte Verehrung und Bewunderung, die wohl in seiner großen Liebe zur Mutter ihre Wurzel hatte. Und er empfand es mitunter als Mangel, daß er keine Schwester besäße.

Die Frauen, auch die ihm fernerstehenden, hatten alle Respekt vor ihm und faßten sofort ein großes Vertrauen zu ihm, das ihm wohl seine behutsame und im Herzen ehrfürchtige Art bei jeder, die einen ernsten Kern besaß, erschloß. Doch schien er kein sonderliches Gewicht darauf zu legen und war, wie er selbst sagte, immer geneigt, sich als Hagestolz fürs Leben einzurichten. Auch seine Liebschaften begannen auf der weiblichen Seite stets mit Respekt, Zutunlichkeit und Freundschaft und blieben es auch wohl im Grunde. Man hing ihm herzlich und dankbar an; aber man wurde ihm doch stets nach längerer oder kürzerer Zeit untreu, denn seine männlichen Reize waren zweifellos unbeträchtlich und sein nach außen hin sprödes Wesen bestrickte wohl keine auf die Dauer. Und beim letztenmal merkte ich, daß ihm bei seiner Hagestolzenneigung doch nicht allzu lustig zumute wäre. Sie war mehr Resignation, Scheu, Beherrschtheit, die mit allem fertig werden wollte, so daß sein Leben ein feines, reines, nobles Kunstwerk bliebe. Er hielt sich damals eine ganze Weile von uns zurück.

Und dann begann jenes andere. — —

Hier haben Sie eine Reihe von Einzelzügen. Fügen sie sich Ihnen zum Bilde? Ich glaube, es gehen feine Fäden von einem Zug zum andern, und in der Tiefe des Wesens sind sie eng verwoben. Wir alle sind vielspältig. Und mir fällt ein Wort Montaignes ein, den er liebte und oft las: ‚Wer genau auf sich achtet, wird bemerken, daß er sich kaum zweimal in demselben Zustand befindet. Meine Seele ist bald auf diesen, bald auf jenen Ton gestimmt, je nachdem ich die Dinge betrachte. Alle Gegensätze sind in gewisser Hinsicht auf irgendeine Art vorhanden: Schüchternheit und Dreistigkeit, Keuschheit und Zügellosigkeit, Schwatzhaftigkeit und Schweigsamkeit, Verlogenheit und Wahrhaftigkeit, Wissen und Unwissenheit, Geiz und Verschwendungssucht.' So ähnlich heißt es. Und so ist der Mensch; wenn auch diese Gegensätze nicht wortwörtlich auf Tielemann passen mögen.

Sie waren lange Jahre fort. Ich aber habe ihm von allen, die ihn kannten, am längsten nahegestanden — von unsern Universitätsjahren an bis zum Schlusse.

Ich will, da Sie es wünschen, die Geschichte Tielemanns aus hundert beobachteten, mitgeteilten und erratenen Einzelheiten zusammenfügen. Das erscheint auch mir jetzt als eine nötige, weil mildernde Beschäftigung.

Digitized by Google

Tielemann stammte, was man ihm nie anmerkte, aus ganz einfachen Verhältnissen. Sein Vater war Hauptlehrer in einem Dorfe oben an der Ostseeküste, ein starker rotbärtiger Mann, laut und lustig, immer zu reichlichen Gastereien und Schnurren aufgelegt. Er betrieb neben seinem Amt eine beträchtliche Landwirtschaft, hielt sich Pferd und Wagen und für den krummen Knecht eine blaue Tressenmütze. Es mag sein, daß Tielemann seinen nobeln Zug bis zu einem Grade vom Vater ererbt hatte; aber noch mehr war hier ein Muttererbe im Spiel, wenn man den Bildern der zarten, feinen Frau und gewissen Erwähnungen Tielemanns recht geben wollte. Sie stammte ebenfalls aus einfachem Hause, hatte indes Mädchenfreundschaften auf Junkergütern gehabt und ein kleines rundes Vermögen besessen, das dem Sohn am Tage seiner Volljährigkeit ausgezahlt worden war und seine Liebe zu einem ansehnlichen Lebenszuschnitt gut begründet hatte.

Tielemann liebte sein Dorf. Kannte alle und wurde nicht nur von den älteren Leuten, sondern auch von dem Nachwuchs, mit dem er sich in goldener Rüpelzeit scharf geprügelt hatte, allzeit mit heimatlichem Stolz geschätzt. Auch später noch, als er mit gemessener Lust weite Reisen machte und sich in der Welt umtat, kehrte er immer für eine oder zwei Wochen zum Beschluß daheim ein. Er genoß es und sog aus dem heimatlichen Boden tiefe Erquickung und eigentliche Erholung. Er nahm sich oft einen guten Freund mit und bereitete durch sein eigenes Wohlbehagen auch dem Gast eine beglückende Rastzeit.

Hier im Dorf hatte Tielemann auch eines seiner merkwürdigen Erlebnisse, von denen er bloß zu den Vertrautesten sprach. Er schrieb eines Abends spät in der kleinen Stube, die nach dem Vorgarten an der Dorfstraße ging, an Vaters knarrendem Sekretär dicht am Fenster an einer kleinen Studie über Krankenbettpsychosen des Kindes, denn er war nach allerlei Fährnissen Kinderarzt geworden. Er praktizierte während seiner Ferienzeit auch im Dorf bei alt und jung, ja, manche schienen sich ihr Krankwerden stets bis zu seiner Ankunft aufzusparen. Sie hatten das größte Vertrauen zu ihm, denn er kannte jeden von ihnen bis auf das letzte Knopfloch und vor allem: er nahm kein Geld dafür. Da war nun ein alter Tagelöhner, der seit Menschengedenken auf dem Tielemannschen Hof gearbeitet und den Doktor noch als Kind auf dem Buckel getragen hatte. Der war schwerkrank und hatte seine ganze Hoffnung auf die Ankunft Tielemanns gesetzt, denn so alt und gebrechlich er war, er hing mit wilder Energie am Leben und mit einer rührenden Liebe an Tielemann, die durch seine Angst noch gewaltig verstärkt wurde. Tielemann besuchte ihn täglich und saß oft lange bei dem Alten, tröstend, schwatzend, um der geplagten Kreatur das Sterben leicht zu machen. Und nun schrieb und dachte er in kühler Ruhe und wohliger Schreiblust, weitab von allen Erinnerungen des Tags. Es war zwischen elf und zwölf nachts, nur noch der Freund saß lesend und rauchend im Nebenzimmer, sonst schliefen Mensch und Tier. Und mit einemmal mußte Tielemann aufblicken, als geschähe da draußen in dem dunkeln Gärtchen etwas. Er tat es ruhig und mechanisch, ohne die Feder vom Papier zu nehmen, als gedächte er in der nächsten Sekunde weiter zu schreiben. In seiner geistigen Versunkenheit aber, aus der er kaum aufgetaucht war, als sähe er nach einem raschelnden Blatt da draußen, erkannte er einen weißen Schein, und als er fester hinsah, war es der kranke Tagelöhner, der ihn anblickte und dann weiterging. Tielemann war ganz ruhig, weder Mißtrauen noch Furcht war in ihm, er war nur Spiegel für eine Erscheinungstatsache, legte die Feder hin und ging mit seinem gleichmäßigen Schritt ins Nebenzimmer, wo der Freund mit einem Buche in der Sofaecke saß.

„Was ist? Fertig?"

„Beinahe. Was ist die Uhr?"

„Dreiviertel zwölf."

„Stimmt. Wir wollen morgen früh dran denken. Eben ist Oll Krähl gestorben."

Und so war es.

Er erklärte es ganz irdisch als eine Fernwirkung höherer Ordnung. Der Sterbende hätte seiner wildverzweifelt gedacht; irgendein Fluid hätte Tielemanns dem andern unterbewußt zugeneigte Seele als Empfangsstation berührt; und die hätte ein Phantom ins Dunkel projiziert. Eine Erklärung bloß, und man hätte auch eine sehr viel einfachere Zufallsdeutung oder -täuschung finden können. Aber die seinige war ihm lieber.

Mitunter schien es, als ob Tielemann unter allem Ernst mit dieses Daseins Erscheinung bloß spielte; als ob ihm Tod und Leben gleich leicht oder schwer wögen und nur die sichtbare Form eines fernen Gesetzes wären. In solchen seltenen, zuweilen auch heiteren Stunden erschien er den Vertrautesten wie ein fernstehender Mensch, außerhalb des Kreises. Und manch einer dachte wohl: ‚Tielemann, du trägst ein Zeichen.' Oder auch: ‚Tielemann, du hängst nur lose an dieser Zeitlichkeit.'

Digitized by Google

Und hier sei gleich noch ein anderes Erlebnis, das er in der Mitte oder am Ende unserer Studentenzeit hatte, eingefügt, und das vielleicht ein rasches Licht auf eine gewisse entgegengesetzte Besonderheit seines Wesens zu werfen vermag, die aber jenem vagen Lebensgefühl doch wohl nicht ganz widersprach.

Es war Sommer. Tielemann hatte seinen stillen Tag und war spöttischer als sonst. Desto lärmender gaben sich die andern. In der Nacht besuchte man zum Schluß eine Kneipe, zu der eine rotbelegte Treppe gleich von der Straße aus hochführte. Die andern stürmten voran, besonders ein unzuverlässiger Kumpan, guter Kerl, aber Haselant, fuchtelte mit Stock und langen Beinen und rempelte einen jungen Herrn an, der mit seiner Dame von oben kam.

„Hopla!" sagte der Haselant.

Der andere verbat sich das scharf.

„Nehmen Sie das kleine Mädchen doch auf den Arm —" und nun folgte ein Schimpfwort. Jener aber wurde eisig und hob den Hut, so daß man Säbelnarben sah — und da verschwand der Kumpan mit langen Beinen. Tielemann kam als letzterer heran.

Der Beleidigte sprach von elender Kneiferei und maß Tielemann fragend: „Kennen Sie den Kerl?"

„Ich kenne keinen Kerl. Was wünschen Sie?"

„Sie kamen mit diesem Menschen."

„Das geht Sie nichts an. Im übrigen meine ich: Einer genügt doch." Und Tielemann griff in die Tasche, lüftete zierlich den Hut und überreichte seine Karte. Er wußte, daß der lange Genosse kneifen würde. Das war nicht hübsch. Und da reizte es ihn selbst, seine etwas eingerosteten Säbelkünste vor Toresschluß noch einmal zur Genugtuung des Gekränkten zu erproben. Am Tag der Rache selbst war er um einen Grad gesammelter, aber ohne eine Spur von Aufregung. Er ‚stand' eine gute halbe Stunde und ging dann einige Wochen lang an einem scharfen Pektoralishieb krumm.

Ein Spiel! Und doch eine Unbekümmertheit, reizbare Raschheit und Abenteuerlichkeit, die letzthin etwas Fatalistisches hatte.

Es kam übrigens bis in die jüngste Zeit vor, daß Tielemann, selbst wenn er in seinem besten Zylinder, im Frack und mit Seide gefütterten Überzieher einherstolzierte in vollständiger Gleichgültigkeit gegen das Aufsehen, das er erregte, sich mit den ungeschliffensten und wütendsten Menschen in eine eifrige und gefährliche Unterhaltung einließ. Es handelte sich dabei meist um ein gequältes Tier, um ein Kind, eine Frau oder sonst eine geplagte Kreatur. Er reckte sich höher auf und sprach allmählich mit einer Härte, die seine äußerste Entschlossenheit in keinem Augenblick außer Zweifel ließ. Nur selten konnte ihn etwas hindern, einzugreifen. Er ließ Auto- und Pferdedroschke halten, ja, es kam vor, daß er vom Autobusverdeck, auf dem er besonders am Abend gern fuhr, herabkletterte, um da unten nach dem Rechten zu sehen.

* * *

In einem Sommer vor einigen Jahren, als der August unerträglich heiß war, ging Tielemann nach Swinemünde.

Er hatte sich, wie er gern tat, ganz plötzlich entschlossen und von heute auf morgen für eine Vertretung gesorgt. Als er mit dem Abendzug ankam, war alles voll. Ganz Berlin war an die nahe See geflüchtet, und er gedachte schon in irgendeinen Strandkorb einzubrechen und dort zu nächtigen, als er endlich weit nach Mitternacht noch eine schäbige, fensterlose Kabuse mit der Zusage für ein freiwerdendes Herrenzimmer für den nächsten Tag auftrieb.

Danach aber wurde es entzückend. Die ersten Tage an der See sind bei gutem Wetter wie ein unirdischer Traum, gewebt aus Sonnenschein, Frische, Bläue und himmlischer Faulheit. Man liegt und starrt. Man hört das Schäumen und Hitschen der See; Kinderstimmen, Möwenschrei, alles weitab, so greifbar nah es ist. Flaggen wehen und klecksen wildlustige Farben in den Himmel, weiße Kleider flattern und die heiter-strahlenden Mädchen und Frauen sind alle gebräunt — fast so brünett, wie es Tielemann liebte. Vor allem aber liebte er die See.

Schon am zweiten Tage badete er. Die Ostsee ist ein bißchen ein Teich. Aber es war *seine* Ostsee, die er von Kindheit an als ein Stück Heimat im Herzen trug. Und kein Stück der Nordsee bei Westerland oder Norderney, selbst nicht in Holland ist so lustig belebt wie diese blauwallende Fläche mit dem weißen heranstürzenden Schaum. Braune Fischersegel glitten, Boote, Dampfer und weiß-phantastische Dreimaster fuhren aus Osternothafen heraus, Torpedos lagen draußen, das kam und ging; Arbeit und Vergnügen mischten sich und schufen einen fröhlichen Rhythmus.

Nach dem kräftigen Schwimmbad lag er eine Stunde und sah sich blind an dem Himmel. Zuletzt schlief er. Und danach spazierte er dicht am Rand des Meers, sah den Kindern zu und verlor sich in seine frischgeschaufelte Sandburg, grub und schichtete ein bißchen in Hemdsärmeln und streckte sich dann, wieder bürgerlich angetan, quer in

Digitized by Google

dem breiten Strandkorb aus, um die verdammte Zeitung zu lesen. Dennoch — die Welt war draußen, weitab! Man hatte alles abgespült in dem prächtigen Wasser. Und nun saß und lag man in ewig währendem Frieden.

Er wohnte in einer netten Pension am Strand, die nach guter deutscher Sitte Monbijou hieß. Teuer, aber vortrefflich. Eine breite Glasveranda vor dem Zimmer sah gerade aufs Meer hinaus. Auch hier ließ es sich ausgiebig rasten und sogar, wenn's einen gelüstete, ein wenig mit der Feder hantieren.

Gleich hinter dem Haus war grüner und kühler Wald, und hier an der nächsten Biegung begann ein reizender Waldgarten, in dem ein luftiges, weißes Haus mit Holzterrassen, gestreiften Markisen und roten Pelargonien stand. Das war ein Kinderheim, für das Tielemann natürlich eine lebhaftere Aufmerksamkeit bezeigte.

Es sollte, wie er irgendwo vernommen hatte, zwei reichen Berliner Damen gehören, die es in froher Geberlaune für wenig bemittelte Kinder geschaffen hätten. Tielemann stand mitunter auf einem Spaziergang davor und sah die Kleinen, es waren die Kleinsten, die sich noch mit keinem Lehrer zu plagen hatten, sich selig tummeln; Mädchen und Jungen, alle in luftigen, blaugestreiften Hosen, von denen auch die weiblichen Röckchen während dieser hitzigen Spielstunden völlig abgeknöpft waren. Auch unten am Strand hatte die kleine Bande ihren abgesteckten Platz mit bunten Hütten und Zelten, wo sie buddelten, spielten und im Wasser plantschten.

Die beiden Damen selbst schienen übrigens gerade hier zu weilen, um, wie es nach derselben untrüglichen Berichtsquelle hieß, wie in jedem Jahre, so auch in diesem, für einige Wochen das Haus unter ihre persönliche Obhut zu nehmen. Tielemann wenigstens hatte bald nach seiner Niederlassung in Monbijou an einem Nachmittag ein großes grünes Auto vor der weißen Gattertür halten sehen, aus dem eine zierliche alte Dame in sommerlich gestreifter Seide und hinter ihr ein junges, schlankes Fräulein, über mittelgroß, mit ernstem, schönen Gesicht und einem weichen, empfindsamen Mund ausgestiegen waren. Er war im selben Augenblick vorübergegangen.

Er war den Damen dann, wie sich das hier ganz unvermeidlich gab, auch am Strand und im Walde mehrfach, zuletzt fast täglich, begegnet und hatte sie ebenso oft drin auf einer der Terrassen des weißen Häuschens, wenn ihn sein Spaziergang hier entlangführte, mit freundlicher Aufmerksamkeit bemerkt. Ja, die Junge, Brünette, mit den schmalen, zärtlichen Händen tollte sich nicht selten mit den Kleinen im Garten. Sie rollten die willige Tante übers Gras, daß ihr das schwere, schwarze Haar locker und wirr wurde. Aber plötzlich stützte sie sich erschrocken auf und lächelte dann und richtete ihr Kleid über den schlanken Füßen und zarten Strümpfen. Denn am Zaun, ganz in der Nähe, stand der Doktor Tielemann und lächelte ebenfalls.

⁂ ⁂ ⁂

Bald darauf lernten sie sich kennen. Und das kam so: Tielemann war mit seinem Strandkorb umgezogen. Nicht der zahlreichen Kinder wegen, die trotz des späten August sich noch an der See herumtrieben. Er hatte eine gute Art, selbst mit den wildesten Rangen fertig zu werden. Aber ringsum waren auch Eltern, Onkels, Tanten und meist aus Sachsen. Die Herren begrüßten sich: „Guten Tag, mein Fürscht," ergingen sich von früh bis spät in Hemdsärmeln und konnten auch meist in heiterer Laune den Kragen entbehren. Es waren drei riesige Strandkorbburgen, die durch tiefe Gräben miteinander verbunden waren und unablässig Besuch erhielten. Allmorgendlich war jeder Besuch verpflichtet, eine Flasche Gilka zu stiften. Nun, das ging niemand etwas an, mochten sie zwei Flaschen trinken ... Aber die Menschenfreunde konnten schon am dritten Tage nicht umhin, auch den langen, still benachbarten Herrn, als er mit grünkarierter Reisedecke, Buch, Zeitung und Zigarrentasche erschien, zu begrüßen: „Morgen, Herr Nachbar. Selten schön heute, wie?" „Guten Morgen, prächtig," sagte Tielemann, nahm das ‚selten' schön wie eine leichte Kränkung hin, öffnete die Kette seines Korbes und drehte ihn gegen die Sonne. Aber der Fabrikant aus Merseburg stützte sich auf den Schaufelgriff, sah dem Doktor wohlwollend zu und meinte dann, den Kopf zurücklegend und ein Auge zukneifend: „Na 'n bißchen graben müssen Sie heute auch an Ihrem Wall, Herr Nachbar! — Gestatten Sie: Hirsekorn, Merseburg." „Kann sein," sagte Tielemann, „nach dem Bade." Setzte sich, streckte die Beine aus und gedachte den ersten geruhigen Blick aufs Meer zu genießen. Dieses Behagen aber gefiel dem Herrn aus Merseburg allem Anschein nach ganz besonders, denn er verschwand für einen Augenblick, als versänke er in einen Keller, und kam wieder zum Vorschein. „Schnäpschen gefällig, Herr Nachbar? Darf ich Sie feierlich in den Gilkaverband von Swinemünde aufnehmen?" Tielemann dankte mit

Digitized by Google

einem Lächeln. Er trinke nur gelegentlich des Abends einen Kognak. Nein, das ging nicht. Das war ebenso spaßig wie furchtbar. Man kam froh und bewegt wie ein Verliebter an den Strand, um die leuchtende Braut zu grüßen, und wurde mit vortrefflich gesinnter sächsischer Biederkeit daran gehindert. Aller Frühzauber, alle Lust zur Stille und verdämmernder Hingabe zerflatterte und man saß mißmutig und in den feinsten Nerven gereizt mitten im Staub des Alltags.

Da zog Tielemann um. Er ließ seinen Korb weit hinaustragen, nach Ahlbeck zu, umfriedete mit flüchtigem Schaufelstich, um das Flecklein Erde auch sichtbar zu besitzen, den Korb und ließ sich's aufatmend in der neugewonnenen Ruhe und Frische wohlsein.

Dreißig Schritte ab zwitscherten die Stimmen des Kinderheims, patschten blanke, schlanke Beinchen, und mitunter sausten auch ein paar wilde Kerlchen an ihm wie ein einziger wirbelnder Schrei vorüber. Aber das störte Tielemann nicht. Das war ein Stück Natur, glich dem Möwengekreisch oder dem grellen Pfeifenton eines Motorboots draußen.

‚Famos!' dachte Tielemann vergnügt. Und wenn es ihn später gelüstete, ein wenig in der Sonne zu braten, dann konnte er, wenn er wollte, von seinem glühenden Sandlager aus den Spielplatz der Kleinen bequem überblicken. Die Pflegerinnen hantierten in Kleidern aus dem gleichen luftiggestreiften Leinenstoff, aus dem die Springhöschen der Kinder gemacht waren, in dem Gekribbel. Aber auch die beiden Damen, die sich in diesem Jahr scheinbar auf längere Zeit in Swinemünde eingerichtet hatten, saßen oft dadrüben; die ältere, immer in hellgrauer Seide, mit dunkler Schutzbrille; die junge in Weiß mit schützendem Haarschleier. Sie machte also die unzweckmäßige Mode der Hüte, Handschuhe, Sonnenschirme und Stöckelschuhe am Strande nicht mit, und das gefiel Tielemann an ihr. Es waren Tante und Nichte, wie man gleichfalls in seiner vornehm benamsten Herberge mit ewig begieriger Teilnahme für alles und nichts wußte.

Der Strand wurde unleugbar — auch der Doktor Tielemann leugnete es nicht — immer ein wenig heller, festlicher, wenn die beiden Frauen und der flimmernde Schleier der einen erschienen. Doch das lag daran, daß es hier draußen einsamer war, und daß man nach stundenlanger Einsamkeit über die flatternden Köpfe der Kleinen hin etwas Neues zu sehen bekam. Die Kinder selbst waren beseligt, wenn die junge Tante zu ihnen trat, und es war auch für sie ein Spaß. Sie spielte und tollte mit ihnen, und es war dabei eine große Anmut und viel Temperament in dem schlanken Leib. Doch dann kam es oft plötzlich, daß sie müde wurde und abwehrte. Und dann konnte sie sich in die Sonne legen, in die äußerste Bucht des Walles, das Gesicht in die Hand stützen und regungslos eine Stunde lang auf die See hinaussehen.

‚Ein feines Menschenkind,' dachte Tielemann, der einen Blick für Leute und Menschen besaß. Aber sie war vielleicht gar nicht so einsam, wenn sie da lag, dachte der Doktor weiter. Ihre Phantasie spazierte irgendwohin in die Ferne, oder eine andere Seele flog zu ihr. Tielemann lächelte.

Und plötzlich sprang das Fräulein auf, schüttelte Sand, Sonnenglast und Versonnenheit ab, schlug in die Hände und schien wieder frisch und energisch. Aber sie spielte nicht mehr. Sie führte die alte Dame, der sie zärtlich zugetan schien, zu einem Spaziergang nach dem Holzsteg.

Nein, es wäre nicht gut angebracht, meinte Tielemann, den Damen, wenn sie so vorüberzogen, nach Art seines Merseburger Freundes, einen Gilka anzubieten und auf diese Weise eine Anknüpfung zu gewinnen. So hatte eben doch die höhere Lebensform auch ihre Minusseiten, man war einsamer und unerreichbarer durch sie für die anderen.

Tielemann, der viel Einsamkeit vertrug, aber doch kein Menschenverächter war, hegte, sowenig er auf Umgang erpicht war, mitunter eine kleine Neigung, mit der hm — alten Dame, die so fein und gütig aussah, und vor allem mit der Jungen, die so reizend und apart daherschritt, ein bißchen zu schwatzen. Man war am Ende kein Trappist aus Neigung und Gelöbnis, und die Leute in Monbijou erwiesen sich, von innen und außen betrachtet, nicht als übermäßig anmutig. Jene aber waren Menschen einer Welt, die er liebte.

Nun, ein Arzt ist dem Zufall ein wenig verschwägert, jedenfalls hat er mehr Hilfen des Geschicks als ein anderer Mensch.

Es war Tatsache, daß Tielemann in Zeiten der Muße bisweilen träumte; niemals über die greifbare Wirklichkeit hinaus, sondern im Gegenteil fest innerhalb ihrer Grenzen. Er kombinierte. Es war immer nur ein kurzes Spiel, stieg in ihm mit leichtem Zwang auf. Aber obwohl er es belächelte, trat später die Wirklichkeit oft in ganz ähnlicher, ja, überraschend gleicher Form an ihn heran: eine feinfühlige Ahnung dessen, was ihm genehm und zugetan oder auch feindlich und nach Lage der Dinge möglich war

Digitized by Google

... So dachte Tielemann darüber. Es war aber doch mitunter etwas unheimlich und seltsam.

Tielemann hatte im Geiste mit der Jungen, Brünetten schon öfter zierliche und gescheite Worte gewechselt, war im Wachtraum mit ihr einherspaziert ...

Nun, es ereignete sich auch diesmal in Wirklichkeit so, und sein wacher Traum sollte zuletzt und im wesentlichen recht behalten.

Einige der Kleinen hatten bald erspäht, was für ein guter Freund der lange, stille Doktor für sie war. Sie hatten gelächelt, geknickst, waren stehen geblieben; und die Wildesten hatten bloß gedacht: ‚Was wird er nu machen?' Und da hatte er ihnen die Hand über den Sandwall hinüber gereicht und hatte sich mit ihnen was Nettes erzählt.

Aber nicht nur das. Eine der Pflegerinnen hatte den geschätzten Berliner Arzt von ihrer früheren Praxis her wieder erkannt und wehrte den Kindern, seine Ruhe zu stören. Was half es? Auch junge Liebe hält fest. Die hübsche Pflegerin kam selbst und bat um Entschuldigung. Aber nun wehrte Tielemann. Er plauderte ein Weilchen, fragte als Arzt und Menschenfreund, wie man es in dem netten Kinderheim triebe. „Herr Doktor sollten es sich doch einmal ansehen!"

„Nun ja. Nun ja."

„O gewiß!" klang es überzeugt zurück, als hätte man schon mal mit der gnädigen Frau über ihn gesprochen. Vielleicht auch mit dem Fräulein. Und das weckte in Tielemann ein leichtes, vielleicht sogar ein eitles Behagen.

Er war eines Mittags, kurz vor Tische, von einem Strandspaziergang gen Ahlbeck hin zurückgekommen und hatte die kleinen Leute des Kinderheims dicht am Meer um einen künstlichen Tümpel versammelt gefunden. Dort lag eine riesige Qualle, die angespült worden war, eine häßliche Gallertmasse mit violetten Tupfen und einem Gewirr von Saugfäden. Die Kinder stießen mit ihren Holzspaten dagegen, ängstlich und zornig zugleich, als könnte die schillernde Masse ihnen noch etwas tun. Die Großen des Kinderheims, dazwischen das schöne Fräulein, erklärten. Aber sie wußten selbst nicht viel. Als Tielemann herankam, lief eines der Kleinen auf ihn zu: „O, sieh mal, Onkel — lebt es auch wirklich nicht?" „Nein," sagte Tielemann und grüßte die Damen. „Es ist tot." „Aber es ist sehr böse, wenn es lebendig ist?" „Es kann sich mit diesen Saugnäpfen da — das sind lauter Münder — an einem Menschenbein oder an einem Arm festsetzen, und das kann manchmal ein bißchen schlimm werden. Aber dazu muß man schon recht weit draußen schwimmen, denke ich, und das sollte man niemals tun." „Kann es auch schwimmen?" „Gewiß. Und die Quallen können wunderschön aussehen. Sie hängen wie große und kleine Becher oder Glocken im Wasser, wie schöne, durchsichtige, schillernde Beutel, mit blauen oder gelben oder braunen Streifen, und man denkt, es muß darunter leise läuten und klingen, so seltsam und hübsch sieht es aus."

Sie hörten alle zu, auch das Fräulein, es stand ganz dicht bei ihm, daß er den frischen, duftigen Hauch ihres Leibes atmete, und sah ihn mit ihren dunkeln Augen unbefangen an, wie ein warmherziger, unverstellter Mensch, der keine Kleinlichkeit kennt. Sie war in der Tat sehr schön. Und dann nahm Tielemann ein paar bunte Zelluloidfischchen, die er am Morgen für seine kleinen Besucher gekauft hatte, aus der Tasche und setzte sie in das Wasser neben die Qualle, so daß sie zu schwimmen anfingen. Hei, das war eine Freude! Tielemann lachte und schob ein schwächliches Kind mit ganz dünnen Ärmchen heran, damit es auch was sähe. Dann grüßte er wieder und wollte sich empfehlen.

„Dürfen wir die Fischlein behalten?" fragte das Fräulein. „Ja. Wenn mir versprochen wird, daß sie nicht geschlachtet werden." „Wollen wir's versprechen?" „Ja! Oho!!" „Dann danken wir."

Und die Kleinen riefen „Danke! Danke!" und knickften wie auf Kommando.

Tielemann wandelte erquickt und mit sich und der Welt zufrieden weiter und sagte: „Na also!"

Wenige Tage darauf saß Tielemann in seinem Strandkorb und dachte an nichts als an seine Ruhe, denn er hatte durch einen unliebsamen Nachbar in Monbijou in der Nacht erheblich gelitten. Da kam das hübsche blau und weiß gestreifte Mädchen wieder gerade auf seine Sandburg zugelaufen, er sah es in seiner beschaulichen Lage und dachte: ‚Sieh da, immer frisch und behende, es ist ein flinkes Kind. Es wird einem der kleinen Strolche, der sich auf eigene Gefahr ins Meer begeben hat, nachlaufen.' Aber Tielemann irrte. Er mußte sich bequemen, nach einigem Zögern die Beine herabzunehmen, und sah dann, die Hände gemütlich über der Decke gefaltet, das Mädchen freundlich an. Der Besuch galt in der Tat ihm. War abermals eine Qualle in Sicht, oder waren die Zelluloidfischchen davongeschwommen?

„Verzeihen, Herr Doktor, wenn ich störe. Das gnädige Fräulein ist gefallen."

Tielemann lüftete die gestreifte Decke. „So so — im Sand beim Spielen?"

Digitized by Google

„Der Fuß . . .“ erklärte die Wärterin. „Sie ist umgeknickt, gewissermaßen auf sich selbst gefallen.“ Das Mädchen war etwas atemlos vom Laufen. Er zog die Weste straff, überstieg mit langem Schritt sorglich den Wall, ohne den ausgesparten Eingang zu benutzen, was er sonst nie unterließ, und schritt ohne Hast und Hut hinüber. Unterwegs dachte er noch, indem er seine Bereitschaft nach guter Ärzteart noch mehr beherrschte: ‚Du hättest ohne sonderlichen Zeitverlust deinen Hut aus dem Strandkorb nehmen können;‘ man kam, trotz allem, etwas bequem und leichtfertig daher. Die Kinder waren bereits an den Strand geführt worden. Eine der Pflegerinnen kniete vor der erschrockenen alten Frau und vor dem Fräulein. Sie hatte Schuh und Strumpf schon von dem schmalen, zarten Fuß gestreift, sie lagen als hübsches, unordentliches Häuflein daneben, das man bei des Arztes Annäherung unwillkürlich beiseite schob und als ungehörig empfand.

Tielemann verneigte sich etwas steif. Die Pflegerin erhob sich und trat hinter den Arzt.

Das Fräulein verzog keine Miene und sprach auch wenig. Und gleich darauf fühlte sie Tielemanns behutsame Hand an ihrem Knöchel. Sie schien große Schmerzen zu haben. Dennoch waren die schmalen, braunen Schläfen gerötet und spähte ihr dunkler Blick nach dem gesammelten Gesicht mit der langen und spitzen Nase. Die junge Dame war beruhigt: Es konnte das Gesicht eines Dreißigers, aber auch das eines Vierzigers sein, es hatte den zeitlosen Ausdruck einer großen Sachlichkeit. So konnte sie sich ohne Verlegenheit ihrem Schmerz hingeben.

Der Knöchel war geschwollen, doch der Fuß ließ sich leidlich gut bewegen. „Eine Zerrung,“ sagte Tielemann kurz, und seine warme, trockene Hand ließ nach einer Weile den Fuß los, daß er plötzlich fror.

„Gottlob,“ sagte die alte Dame. „Siehst du, Hanna, du solltest nicht so mit den Kindern toben. Ich habe dich oft gewarnt. Es ist gerade jetzt so überflüssig!“

„Es konnte schlimmer verlaufen,“ meinte der Arzt. „Hoffen wir, daß es mit acht Tagen abgetan ist — Tielemann,“ stellte er sich vor, ganz ähnlich wie der Herr aus Merseburg, und er dachte mit einiger Verlegenheit an ihn. Mensch ist Mensch, und wir sind alle Brüder.

„Wir kennen Ihren Namen, Herr Doktor,“ sagte die alte Dame zu ihm. „Wir danken Ihnen herzlich und bitten um Verzeihung wegen der Störung. Und wenn der Vorfall nicht so ernst ausgesehen hätte —“

Die beiden Mädchen hatten den Fuß gewickelt und wieder bekleidet. Und nun rückte sich das Fräulein zurecht, besah sich den Schaden und schlug von ihren Händen den Sand ab. „Dumm und überflüssig. Ja, Tante Ellenor, ich verdiene Strafe und habe sie schon. Auch ich danke, Herr Doktor! . . . Wer hätte gedacht, daß wir Sie so bald wieder in Anspruch nehmen würden. Die bunten Fischchen leben alle noch. Aber können Sie auch wirklich für nur acht Tage gutsagen?“

„Wenn Sie folgsam sind.“

„Ich werde brav sein, ich kann auch das. Recht so, Schwester Klara —“ sie nickte der einen Pflegerin zu, die einen kleinen Sitz herbeistellte. „Es ist freilich bloß ein Strandstühlchen. Wir sprachen bereits ein paarmal von Ihnen mit Schwester Klara da,“ meinte die junge Dame und verzog plötzlich schmerzhaft die Brauen, während Tielemann sich vorsichtig auf das Klappstühlchen niederließ. „Nicht wahr, Tante Ellenor?“ Sie nahm von neuem deren Hand. „Gerade in diesen Tagen. — O weh!“

„Sie werden jetzt meinen Arm nehmen, gnädiges Fräulein. Und Schwester Klara wird Sie auf der anderen Seite unterfassen. Und dann werden wir lustig und munter heimmarschieren.“

„Lustig und munter . . . ich danke bestens!“

Das war nun wirklich ihr erster gemeinsamer Spaziergang, wie Doktor Tielemann ihn sich in einer trägen Stunde ähnlich so und mit seiner ärztlichen Kunst alltäglich verquickt, denn er war nun mal kein Phantast, vorgestellt hatte, und dem freilich noch manche andere folgen sollten, die weniger behutsam verliefen.

* * *

Tielemanns tröstliche Voraussage erwies sich als richtig. Schon am siebenten Tage waren Schmerz und Schwäche zurückgegangen und nur noch eine Neigung zum Umknicken vorhanden. Tielemann verbot Niederschuhe. Da ging es vortrefflich.

Man hatte es abgelehnt, den Arzt des Heims aus Stadt Swinemünde zuzuziehen. Er war gleichfalls ‚nur‘ Kinderarzt, aber erheblich jünger, gerade in seinem Wesen; Tielemann selbst entschuldigte sich bei dem vielbeschäftigten Kollegen.

Das Heim war allerliebst und blinksauber. Man besaß einen geräumigen Turnsaal, große, sonnige Wasch- und Baderäume und sogar ein heiteres, luftiges Krankenzimmer. Fünfundzwanzig Bettchen standen im Haus, fünfundzwanzig Tellerchen, fünfundzwanzig Gäbelchen lagen auf langem, weißem Tisch, fünfundzwanzig Becher blinkten daneben —

Digitized by Google

wie bei den guten Zwergen. Als der Doktor einmal des Abends durch den dämmernden Schlafsaal schritt, da schliefen fünfundzwanzig rote Backen seitwärts gewandt auf schmalen Kissen.

Die Zimmer der beiden Damen sahen sich behaglich und ländlich an. Bunte Vorhänge, feine Matten, Rohrmöbel und blankes Messing machten die Räume und Veranden kühl, licht und luftig.

Es gefiel dem Doktor. Er kam gern, auch dann noch, als es nichts mehr zu kurieren gab. Man war in der Sommerfrische, man weilte am leichtsinnigen, flüssigen Meer, das Blut und Sinn beweglich und umgänglich machte und selbst ernsthafte Leute zu raschgefügten Freundschaften verlockte.

Man besuchte einander des Morgens am Strand, wenn man vorüberkam. Man stand am Meer und hatte Muscheln, winzige Fischchen und andere Ungeheuer zu betrachten oder einen Drachen aus rotem Seidenpapier steigen zu lassen. Man saß des Abends, wenn man nichts Besseres vorhatte, eine Stunde auf der großen Veranda des Gartens. Die See rauschte fern, der Wald zischte und brauste, das Licht brannte zwischen ihnen, große Motten umschwirrten es, indes Tielemann und das gnädige Fräulein rauchten, und mitunter nahm man einen Schluck Wein.

Ja, die beiden Damen zeigten bald eine offenbare Vorliebe für diesen ernsten und spaßigen Doktor Tielemann. Sie sahen nur wenige Bekannte hier; Tielemann besaß schon einen guten Namen und im übrigen den gleichen praktischen Sinn wie die alte Frau selbst. Auch sie lebte für die Kinder und hatte noch Größeres für Berlin im Sinn, wo sie — sie war sehr reich — ein blankes Krankenheim für Kinder aus Berlin O. und N. und sonstigen bedürftigen Gegenden schaffen wollte.

Das traf sich gut, sie konnte fragen, sich umtun, und vielleicht gewann sie sogar das tätige Interesse dieses klugen Mannes.

Das Fräulein war oft lebhaft, oft schweigsam. Manchmal ging sie still von ihnen fort, überließ die beiden ihren Besprechungen und Anzettelungen und schlenderte im Garten oder am Strand umher oder ging in die Dänen hinüber, wo sie dann einsam lag oder reglos und dunkel stand. Aber auch sie gab sich nach ihrer unverstellten Art bald freier und allmählich vertraulicher, sprach wohl auch einmal, wenn sie allein gingen, von Tante Ellenor und ihren unruhigen Plänen und lobte es, daß er so vortrefflich mit ihr auskäme, was bei aller ihrer großen Güte oft nicht ganz leicht wäre.

Sie machten auch selbdritt Ausflüge, im Auto der Damen und mit dem allgemeinen Motorboot, nach Misdroy, Heringsdorf und Bansin. Die Heimfahrt auf dem um diese späte Stunde wenig bevölkerten Boot war dann für Tielemann immer das Hübscheste, wenn man schweigend, die Damen in Mäntel und Tücher gehüllt, im Heck saß und auf dem nachtblauen, stillen Meer glitt, über dem die hohen Sterne flimmerten. Nicht selten glaubte man, von einer Erinnerung getäuscht, einen Gondoliere südlicher Nächte in der Ferne singen zu hören, und fühlte einander durch Stille und Dunkel freundwillig nahe. Fräulein Reutlin stand dann auf und trat an das Geländer des Boots und sah starr und ohne Regung weit hinaus. —

* * *

Eines Abends indessen traf Tielemann bereits einen Gast auf der Veranda an. Und als der Herr sich langsam erhob, groß, schlank, elegant, dunkel, erwies es sich, daß er dem Doktor, nach einem kurzen Erstaunen und Sichbesinnen auf Tielemanns Seite — denn wer hätte das aus hellem, heiterem Himmel erwartet — kein Unbekannter war.

„Herr Regierungsrat von Rechta. Die Herren sind sich in Jena begegnet."

Ja, in Jena begegnet. Wer hätte das gedacht! Tielemann sicherlich nicht. Man saß hier losgelöst von Welt und Leben und freute sich dessen aus ganzer Seele.

Es war Rechta. Sie waren ein paar Semester lang in Jena zusammen gewesen ... Ewig lange her! Dazwischen hatte man sich nur ein- oder zweimal wieder getroffen, zufällig, wie eben jetzt, gewissermaßen auf der Straße.

Tielemann sah ihn mit freiem Forschen an. „Wie geht es?" fragte er bürgerlich.

„Danke. In Berlin sieht man sich nicht. Man muß auf Reisen gehen." Die Damen hatten wohl schon von dem Doktor zu ihm gesprochen.

Tielemann war nicht gerade erbaut. Das ihm freundlich aufgeschlossene und scheinbar von allen guten Geistern dieses Wandelsterns behütete Haus, das so ganz nach Tielemanns Gefallen war, bekam für seinen empfindlichen Sinn plötzlich eine windige Stelle, einen kleinen Riß, einen raschen, dunkeln Flecken. Die Damen hatten nie den Namen dieses Herrn von Rechta erwähnt. Zufall ... Wie kam er hierher? War er ein Freund des Hauses? Ohne Zweifel. Die Tatsache seiner Anwesenheit und wie er sich am Tische wieder niederließ, nachdem man sich begrüßt hatte, und mit der alten Frau Ellenor weiter sprach, bewiesen es.

Digitized by Google

Der heilige Antonius
Gemälde von Karl Plückebaum

Digitized by Google

Digitized by Google

Abermals empfand der Doktor eine flüchtigste Regung des Ärgers, fast der Eifersucht. Denn jener schien ihm überdies nicht so ganz in diese Umgebung zu passen, gerade nicht zu diesen Frauen, so vorzüglich er selbst aussah, zu der vornehmen Matrone und diesem schönen, raschen und leidenschaftlichen Kind. Nur das?

Tielemanns verräterische Schläfen waren für eine Sekunde rot. Aber seine Haltug war die beste.

Dieser Herr von Rechta war schlank, von einer edlen männlichen Gehaltenheit. Auch er war brünett, Augen, Haar und Spitzbart waren tiefdunkel. Ein schöner Mann und wohl den Frauen gefährlich. Er stammte aus Hamburg, wirkte aber wie ein Ausländer. Derlei traf man öfter in diesen Hansestädten, gerade in alten Familien, die sich wohl irgendeinmal in ferner Zeit überse mit einem südlichen oder gar tropisch wilden Blut gemischt haben. Das kommt dann immer von neuem durch, als die stärkere Vitalität oder Blutskraft. Er war ernst und zurückhaltend, verriet aber zuweilen seine innere Beweglichkeit, war in einer besonderen Art witzig und schlagfertig und besaß in hohem Maße eine nicht alltägliche Gabe, zu bezaubern und unversehens, als blitze aus seiner Reserve die Leidenschaft auf, fortzureißen. Keiner wohl vermochte ihm auf die Dauer zu widerstehen. Auch Tielemann war ihm damals vor vielen Jahren in Jena wie alle andern für eine Weile verfallen.

Die beiden Damen standen offenbar schon von länger her in seinem Bann. Tielemann sah es und erkannte es noch deutlicher im Verlauf des Abends.

Die alte Dame Ellenor Reutlin lauschte ihm mit mütterlichen Augen und lächelte mitunter fast zärtlich. Und das Fräulein? Es war am Anfang still, blaß und eigentümlich verschlossen gegen den neuen Gast und danach, so schien es, in sichtbarer Unruhe oder nervöser Ungeduld.

Sie wandte sich mit Vorliebe an den Doktor Tielemann, sie sprach dabei vielerlei, gewiß mit Teilnahme, aber doch etwas sprunghaft und zerstreut, wenn man schärfer aufmerkte. Herr von Rechta war in manchen Augenblicken bemüht, in das Gespräch der beiden einzugreifen, wobei er Hanna Reutlin ernst und, wie es Tielemann einmal vorkam, geradezu demütig ansah; doch sie wich ihm mit ihren Worten immer bald wieder aus. So ging es eine ganze Weile. Aber danach, besonders als man von dem Wein und den Früchten genascht hatte, schlug ihre Stimmung ganz plötzlich um, und nun sprühte auch ihr Temperament, als wäre es im Innersten gereizt worden, auf, und dann umklammerten und umlohten sich im Lachen und Sprechen beider Blicke. Und mitunter wieder, wenn sie sich unbeachtet wähnte, schloß sie tief die Augen, als fiele alle ihre Kraft und all ihr Lebensmut nach innen.

Tielemann, der es einmal sah, blickte fort von ihr.

Und plötzlich begriff er manches von ihrem zwiespältigen Wesen, das er schon in den Tagen vorher aufmerksam betrachtet hatte.

Nein, das nicht. Das täte ihm doch wohl leid.

Aber war es nicht immer so mit ihm gewesen? Nun, das ging ihn nichts an. Er saß hier als Fremder und Unbeteiligter zwischen diesen beiden, die sich schon länger kannten und von deren Erleben miteinander er nicht das geringste wußte. Er besaß nicht die kleinste Berechtigung, sich in ihre Angelegenheiten, wenn auch bloß als Zuschauer, zu mischen.

Indes Tielemann, den vieles an dem andern bestochen hatte, erinnerte sich, ob er mochte oder nicht, während dieser Abendstunden auch, daß sie damals in Jena alle mehr oder weniger ärgerlich den Kopf über ihn geschüttelt hatten, obwohl sie alle keine Spielverderber oder gar Philister waren. Auch Rechtas Korps hatte dem Herrn zuletzt einen sehr kräftigen Wink gegeben. Lange her. Immerhin, mancheiner behält seinen Geruch und Ruf ... Nun gut. Sein Blut kannte keine Skrupel. Dame oder Gassenmädchen. Sie standen ihm alle gleich hoch oder niedrig; und gerade das war es, was ihm die ritterlicher Gesinnten verdacht hatten. Nicht bloß Tollheiten. Bewahre. Zuletzt war es die schöne, junge Frau eines älteren Arztes gewesen, die er im ausschweifenden Gefühl seiner Macht bloßgestellt, ja, die Verirrte und Verwirrte gezwungen hatte, sich mit einem berüchtigten, geschminkten Wesen der Stadt bei ihm zu treffen ... Unappetitliche Sachen. Jede Woche neue. Das Nest war voll davon gewesen. Und nun war er etwas plötzlich und verwirrend hier hereingeschneit. Ach, Menschlichkeiten, Empfindlichkeiten! Ein Weibermann damals, er lebte für nichts anderes, unersättlich. Grausam und hemmungslos. Es paßte nicht zu seinen edlen Händen und seiner stolzen Gestalt.

Tielemann mußte auch daran denken, daß er ihm einmal in einer späten, feuchten Stunde energisch auf den Leib gerückt war: „Rechta, ich kann vieles verstehen. Aber soviel nicht. Sie sind eine andere, ganz vermaledeite Rasse, vielleicht Oktavone, Kreole,

Digitized by Google

vermanschtes Negerblut." Der andere, dem die Stadt und der hohe Senat des neuen Skandals wegen auf den Fersen war, hatte bloß gelächelt.

„Was wollen Sie, Tielemann? Sie sind dem Blute nach Bauer. Merkwürdig kultiviert, zugegeben. Aber gewisse Welten sind Ihnen verschlossen."

„Mag sein." Und Tielemann, die Stunde war sehr spät, gebrauchte des zum Zeichen einen untermenschlichen Vergleich, den der andere geduckt hinnahm.

Lange her. Allzulange.

Er war gewiß kein gewöhnlicher Mensch... Schwatz. Alle hatten ihre Jugend hinter sich. Er selbst aber saß hier und hörte und beobachtete behaglich aus seiner eigenen gefestigteren Welt heraus.

Fräulein Reutlin verließ auch heute den Tisch und stieg allein in den Garten hinab. Man hörte ab und zu ihren leichten Schritt in dem Kies und sah einen Schimmer ihres Kleids. Tante Ellenor mahnte. Und als sie endlich zurückkam, schien sie zu frieren. Da trank sie roten, süßen Wein und spielte mit dem Hund. Doch als die Herren sich bald darauf empfahlen, war sie wieder laut und hastig, daß es Tielemann mißfiel. Rechta küßte ihr an der Pforte die Hand. Lange und inbrünstig, wie es dem Doktor erschien. Ihre Augen schlossen sich wieder für eine Sekunde. —

„Wie lange bleiben Sie noch, Rechta?" fragte Tielemann, als die Herren zur Straße vorgingen.

„Nur noch morgen. Kein Urlaub möglich. Bei uns im Geschäft ist Hochbetrieb."

Er war Regierungsrat a. D., obwohl er erst wenig über die Mitte der Dreißig war, und saß im Vorstand einer großen Finanzgruppe.

„Sie wollten mal unter die Konsuln gehen."

„Wollte. Aber wo eine Gesandtschaft oder gar eine Botschaft ist, da ist selbst das Generalkonsulat zweite Garnitur und gesellschaftlich nur auf mittlerer Höhe. Man wird knapp in die Botschaft eingeladen, geschweige anderswohin. Zur hohen Diplomatie aber langte der Mammon nicht. Geld, Geld, mein lieber Tielemann. — Schade, daß man sich nur so vorübergehend streift. Es ist hübsch hier. Liebe, reizende Damen..."

„Sie sind da gut Freund?"

„O ja. Ich verkehre seit einiger Zeit dort. Lernte Fräulein Reutlin auf einem Kolonialball kennen. Entzückendes Kind. Auch Sie werden es nicht bestreiten. Die alte Dame macht ein nettes Haus: im Winter in Berlin, im Sommer in Potsdam, schöne, alte Besitzung dicht hinterm Marmorpalais. Na und Sie, Tielemann? Immer noch flügge und ledig?"

„Immer noch."

Der andere lachte leicht und spöttisch. Auch er erinnerte sich.

„Der Mensch wird älter und ändert sich. Bloß Sie nicht."

„Auch ich vielleicht. — Aber hier muß ich abbiegen, und es ist spät geworden. Selbst auf der Promenade ist es leer. Also auf Wiedersehen, Rechta."

Auch der hatte wohl an dem Wiedersehen in diesem Hause keine sonderliche Freude. Sie grüßten und schieden. Tielemann aber gedachte morgen schon in der Frühe einen Ausflug nach dem Jerichosee auf Wollin zu machen. Und dann ging er auf einem kleinen Umweg heim. ‚Ja,' dachte er, ‚das Leben ist ein Puppenspiel.' Und so hatten denn diese netten, hübschen Tage plötzlich für ihn ihr Gesicht verändert und ihren hellsten Zauber verloren.

⁂ ⁂ ⁂

Die Dame Ellenor hatte dem Doktor, als er sich nach gut acht Tagen zur Heimkehr rüstete, unter herzlicher Bitte nahegelegt, sich in Berlin nach ihnen umzusehen und ihr seinen Rat in gewissen Dingen, den sie schätzen gelernt habe, auch künftig zuteil werden zu lassen.

Auch Fräulein Hanna hatte sich dieser Bitte angeschlossen, und sie schien es ebenso aufrichtig zu meinen. Sie weilte gern in des Doktors Nähe. Es kam dann fast etwas wie Sicherheit oder Ruhe über sie.

Sie waren gerade in diesen letzten Tagen oft miteinander gegangen, am Morgen und am Abend dicht am Wasser, wo man den feuchten, festen Sand suchte. Sie machten auch einen gemeinsamen Ausflug durch den Wald, wobei sie auf einer Waldwiese lagen und die Bienen summen hörten, und dann bewirtete er sie sorglich in einem alten Schenkchen. Sie nahm es dankbar hin, dehnte sich wie ein geschmeidiges Kätzchen und saß dann still und froh mit ernsten, dunklen Augen in der grünen Kühle des Waldschattens.

Ein paarmal ruhte sie auch bei ihm in seiner Sandburg und plauderte. Sie sagte, daß Tante Ellenor zu schreiben habe, und daß sie selbst den Kindern heute entschlüpft sei. Tielemann hatte ihr seine Decke zusammengerollt und unter das schwere Haar geschoben, damit sie sauber und gut liege. Er saß daneben und sah mit seinem stillen ironischen Lächeln auf die liebe, heiße Schönheit hinab, die sich ihm so traulich gab, und

Digitized by Google

hörte ernst und forschend zu, was die weichen, leidenschaftlichen Lippen sprachen.

Er fühlte wohl, daß er ihr, so kurz ihre Bekanntschaft erst war, irgend etwas bedeutete, daß sie bei ihm etwas suchte. Und das stimmte sein Lebensgefühl für so eine Stunde höher. So kritisch und zweiflerisch vor sich selbst er war, auch er war nur ein Mann, der neben wahrem und holdem Frauenwesen sich klein und unsicher fühlte; der jeder Gegenwart dankbar war und die Stunde fatalistisch für die Dauer oder doch für eine verheißungsvolle Zeitlosigkeit zu nehmen bereit war.

Suchte sie Schutz, eine mit Worten nicht zu formende Anlehnung? Er fragte sich an einem dieser Abende, als er noch eine Zigarre hoch oben in seinem Glaskäfig rauchte und über das rauschende Meer sah, auf dem weit draußen ein paar kleine Lichter wachten. Irgendwo tönte noch Musik; unten auf der Promenade war Lachen, und dazwischen schwieg die Welt, als schliefe man allenthalben oder küßte sich stumm. Schutz wovor? Und er dachte an ihre Unruhe vor einigen Tagen, die bis zur Fahrigkeit und Lautheit aufgezuckt war, und wie sie für die Dauer eines Hauches die Lider schloß und in sich selbst versank. Er sah auf seine eigene Hand. Sie war nicht schlank und fein; aber sie wärmte stark dort, wo sie etwas fest umschloß. Ahnte sie das? War es nur ein blindes Greifen nach einem Andersgearteten, bloß ein dumpfes, dunkles Zutrauen und dann ein stilles, beschwichtigtes Davongleiten?

Er sah das schmale, stolze Gesicht wieder vor sich, die ganze entzückende Gestalt, und wie sorglich, fast zärtlich er sie auf den Wegen und im Sande betreut hatte, und ein unbezwinglicher Unmut faßte ihn unvermittelt gegen jenen andern an — mit welchem Recht? Narr, Narr! ... und dann ein blitzhafter Glaube, der aus diesen linden Schauern der Nacht aufstieg, daß er vielleicht doch noch einmal eine Zuflucht für sie bedeuten könnte und ihr einmal nahe sein sollte. — Er stand auf, atmete tief die kühle, salzige Nachtluft ein, warf die glimmende Zigarre über die Brüstung auf die Straße hinab und schloß mit harter Hand die Balkontür.

⁂ ⁂ ⁂

Tielemann meldete sich nicht sofort.

Er wußte, daß die Damen in Potsdam weilten. Er dachte oft an sein Versprechen; ja, an manchem Abend, wenn er die Schlußvisite in seiner Klinik gemacht hatte und sich plötzlich einsam fühlte in gewissen Erinnerungen an noch nicht ferne Tage mit Sonnenglanz und Salzluft, dann wäre er gern einmal auf gut Glück hinausgefahren. Wenn er sie nicht anträfe, dann konnte er mit einem Dampfer bis nach Ferch gondeln und sich auf diese Art erquicken; denn es war immer noch heiß und sommerlich.

Eines Morgens nahm er den Hörer ab und ließ sich mit Potsdam verbinden.

Hanna Reutlin war selbst am Apparat. „Wir sind böse."

„Das dürfen Sie nicht sein, Fräulein Reutlin. Ich hatte zu tun."

„Tante Ellenor ist gekränkt. Ich war nahe daran, Sie anzurufen."

„Sie hätten es tun sollen."

„Nein. Wer uns mag, soll selbst anklopfen. Ich bat Herrn von Rechta, Ihnen mal aufzulauern und Ihnen ins Gewissen zu reden. Doch er vergaß es stets im Drang der Geschäfte und anderer Verpflichtungen."

„Rechta. Wie geht es ihm? Sehen Sie ihn?"

„Er kommt in der Woche zweimal zum Tennis. Das nenn' ich Freundschaft."

„Ja, Freundschaft. Wie wär's heute abend?"

„Alles sei verziehen. Wir sind ganz allein da. Sie essen mit uns, also nicht zu spät. Wir schicken den Wagen zur Bahn."

Das war die unvergessene, klare und doch so geheimnisvolle Stimme. Erst hatte sie ihm fremd und kühl geklungen. Aber dann war die Wärme darin aufgesprungen, und über alle Geräusche und Entfernungen hinweg erkannte er sie. Er glaubte den Mund zu sehen.

Tielemann stand steif in seinem Zimmer. Seine Schläfen waren kaum merklich gerötet, und die Muskeln daran bewegten sich. ‚Was ist das? Bist du auf dem Wege zu einer Dummheit, mein Sohn? Nun, wer sich allzusehr vorsieht, ist ein noch größerer Esel. Im übrigen ist Rechta vorhanden — vielleicht sogar heute. Jedenfalls morgen oder übermorgen.'

Das war nun wieder einmal ganz nach Tielemanns verwöhnter Neigung.

Das Haus und der Park lagen dicht hinter dem Neuen Garten. Man konnte von der Terrasse aus die zierliche Puttenkuppel des Marmorpalais über die Baumwipfel aufragen sehen. Es war nicht alles nagelneu, und das gefiel Tielemann, das Haus war noch nach guter altberlinischer Weise gebaut; ein berühmter moderner Architekt hatte es vor einigen Jahren neu hergerichtet, hatte Licht, Luft, köstliche Hölzer und Bronzen und behaglich schöne Möbel hineingebracht.

Als das grüne Auto über den Kies

Digitized by Google

knirschte, sah Tielemann schon Fräulein Hanna unter einem großen rotgestreiften Schirm hantieren, Silber und Kristall auf schimmernden Damast stellen. Sie ordnete den Tisch: man wollte also draußen sitzen. ‚Gut!' dachte der Doktor. Er stieg aus, und da war auch schon Fräulein Reutlin, rasch und mit einer leichten Röte auf den braunen Wangen, am Wagen. Ja, das war ihr Gesicht und auch ihre Hand. Man sollte es nicht glauben.

Auch die Dame Ellenor kam in raschelnder Seide mit dem mißtrauisch erregten Schäferhund, der ein wildes Bellen anhub. So war die Freude laut und ehrlich. Und dann saß man in dieser guten Atmosphäre, in diesem üppigen Blumengarten, in dem die späten Rosen dufteten und den der Park umrauschte. Bauchige Lampen standen auf dem Tisch, und ein alter Diener mit einer Miene, die vor Aufmerksamkeit bekümmert aussah, und mit weiten, faltigen Zwirnhandschuhen ging lautlos zwischen Haus und Tisch hin und her.

Man plauderte, aß, trank einen feurigen, würzigen Pfälzer und sah in den dunkelnden Garten, der immer wieder einen kühlen, süßen Hauch über die Gesichter schickte.

Als der Abend feucht wurde, ging man durch die Säulenhalle hinein. Und dann spielte Hanna Reutlin in dem schönen Eßsaal, dessen hohe Wände altväterisch kühl mit bunten Genien bemalt waren und von dessen Decke eine riesige Kristallkrone schillerndes Licht gab, auf dem dunkeln Flügel.

Er hatte sie noch nie gehört, denn in Swinemünde hatte man nur ein kleines, quarrendes Grammophon für die Kinder zur Hand. Sie spielte mit einer Kraft und Leidenschaft, die einem die Seele mit Weh durchgoß. Nein, Tielemann mochte sie dabei nicht ansehen. Es war eine Scham in ihm. Er ging leise in das Arbeitszimmer der alten Dame, dessen hohe Eichentüren offen standen. Darinnen war es noch kühler, es roch nach Leder und gutem Holz; die Schreibtischlampe gab Licht, Tielemann sank in einen weichen, dunkeln Sessel, seine Zigarre glühte, durch die offenen Fenster wehte der laue Abend, und aus dem Saal kam mit dem starken Klingen Hannas leidenschaftliche Seele.

Schade, daß jetzt der bekümmerte Diener mit klirrenden Gläsern hereinspazierte. Aber es war nötig, nun mal auch an den Ernst des Lebens zu denken und der alten Frau ein bißchen in die Akten und Pläne zu sehen, sie brannte schon darauf. Hanna spielte noch ein Weilchen, als hätte sie des Gastes vergessen oder als wollte sie ihm aus der Ferne etwas Gutes und Herzliches antun. Du bist da. Komm wieder. Du siehst, jeder tut, was ihm lieb ist, und ist dadurch auch dem andern zur Freude.

Nur zuletzt, als der Abend ganz reif und ruhevoll über Haus und Park stand, sprach Hanna den Namen Rechta aus. Heiter, mitteilsam und zuversichtlich, als wäre der Abend ihre freieste und beste Zeit, die alles Dunkle, Schwanke band und alles Gute und Gewisse in ihr löste. Er schien dem Hause sehr nahe und immer näher zu stehen. Er hatte gewissermaßen ein eigenes Zimmer zur Verfügung, wo er sich wie andere vertraute Freunde für das Tennisspiel umzog, und wo immer ein paar Toilettengegenstände von ihm standen, denn am Wochenende blieb man auch gern über Nacht hier draußen. Das Haus war groß; zwei Damen allein konnten es nicht füllen. Selbst der vor Sorglichkeit gramvolle Diener lauschte, als man von ihm sprach. Bis Hanna verstummte, als wär' es nun genug. Sie sah den Doktor an und erwachte aus ihrem Mitteilungsbedürfnis, das sie sichtlich erfüllt hatte. Sie hörte den Nachhall ihrer Stimme, und er war ihr peinlich.

‚Liebes Fräulein Hanna ...!' Tielemann hätte den Finger heben und ihr mit gutem Spott, in dem ebensoviel Selbstironie war, drohen mögen. Doch als er dann am Ende dieses Abends in dem Wagen wieder davonglitt, da war ihm plötzlich einsam zumute. Er ließ etwas zurück, was ihm von neuem lieb geworden war. Der tiefe Hupenton bewegte ihn förmlich wie der Baß einer Klagemelodie. Und er lächelte über sich.

* * *

Tielemann traf nun auch wieder mit Rechta zusammen, der wirklich wie ein verwöhnter Hausgenosse auftrat.

Am liebsten freilich sah er es, wenn er jenen nicht vorfand. Und Herr von Rechta seinerseits schien einen ähnlichen Wunsch zu hegen. Hanna indessen forderte an manchen Tagen förmlich, daß der eine mit dem andern zusammenträfe. „Sie dürfen heute nicht wieder absagen, Doktor," sagte sie am Morgen am Fernsprecher. Und dann war es gewiß, daß Herr von Rechta da wäre.

So kam der Winter.

Die Stadtwohnung der Damen lag in der Hohenzollernstraße. Man trat hier in einen noch weiteren Kreis ein. Reiche Industrieherren mit ihren Frauen — die Reutlins entstammten einer alten Berliner Kaufmannsfamilie — Verwandte, die von ihren Gütern und Reisen heimgekehrt waren, Offiziere und Beamte fanden sich ein.

Da hatte man weniger voneinander. Herr

Digitized by Google

von Rechta glitt auch hier mit seiner hohen, schlanken Gestalt gleich einem verwöhnten Freund des Hauses über die Teppiche. Oft schien es sogar, als trüge er die Pflichten für den fehlenden Hausherrn. Tante Eleanor wandte sich in mancher Bedrängnis an ihn, und der alte, biedere Diener sah immer nach seinen stolzen Augen.

Dem Doktor Tielemann war auch dieser neue Sachverhalt recht. Es war gut so. Man hatte sich selbst in der Hand behalten. Und hatte im übrigen der Welt ihren Lauf zu lassen. Ein kühl sich abschließender Egoismus ist ein guter und brauchbarer Stab und Stecken.

Es war für Tielemann stets ein Bedürfnis gewesen, alles klar vor sich hinzustellen. Hatte er's in der letzten Zeit ein wenig versäumt? Nicht so ganz. Er hatte immer klar gesehen und bloß darauf gewartet, daß es einmal ganz schlimm kommen werde. Sie war die feinste, heißeste — hm. Sie hatte die schwebende Klugheit der Frau, die mit dem Mann auf alle Höhen steigt und in alle Tiefen sinkt, und die doch der Weisheit lächelt, als wäre ihr eigenes Reich das Gewissere, Reichere und Tröstlichere. Auch das liebte Tielemann ehrlich männlich. Narr.

Es war an einem eiskalten, sehr späten Winterabend, als er auf dem Heimweg, den er zu Fuß unternommen hatte, solcherlei dachte. Der Stock stieß den frostharten Boden. Die Augen blickten glänzend von der Kälte. Der Pelz wurde ihm zu warm. Und er trat noch in ein Café, um Licht zu sehen, Stimmen zu hören, um für einen Augenblick in lärmender Gleichgültigkeit unterzutauchen. Er trank und rauchte, zürnte dem aufdringlichen Alltag und ging heim. Es war jederzeit ein Gebot der Vernunft, die Illusion von der Wirklichkeit abzuziehen. Aber es stellte sich mitunter heraus, daß diese Operation nicht so ganz einfach, wenn nicht gar unmöglich war. Man hatte die selbstverständliche Verpflichtung, aus dieser — Störung herauszukommen, und trat doch mit dem nächsten Schritt in eine neue Wolke des Wunsches, ja des Schmerzes.

Rechta! ... Tielemann blieb stehen.

Man wußte nichts. Dennoch war es klar: Rechta!

Konnte man sich mit Rechta messen? Niemals. Auch Hanna war eine Frau. Ein Mensch, den der schöne, funkelnde Schein bestach und zwang.

Es war völlig klar. Und man hatte damit nach jeder Richtung hin fertig zu werden.

* * *

Der Winter nahm zu an eisiger Kraft, an Stürmen und wildem Schneefall und trieb die Menschen in Theater, Konzerte und duftende Säle.

So ein Winter in Berlin gleicht einem großen Kuchenberg, durch den man sich langsam hindurchißt; aber die meisten Menschen werden nur immer hungriger im Schmausen statt satt, und zuletzt wird die Übersättigung zur quälenden Leere.

Tielemann freilich machte diesen Schwindel nicht mit. Er war immer mehr für Abseitigkeit als Mittenzwischensein gewesen und hatte zu allen Zeiten gern von seinem Uferstandpunkt, von seinem Zuschauertum gesprochen.

Nun geschah es noch betonter und mit einem eigentümlich genießerischen Lächeln, dem man eine geheime Bitterkeit kaum anmerkte. Gelegentliche Schroffheiten in der Beurteilung anderer, Ironie und Spott gegen die Allzugeschäftigen, in Erfolg und Genuß sich Blähenden deuteten darauf hin. Er war früher in diesen Dingen duldsamer gewesen, hatte unvermeidliche Menschlichkeiten darin gesehen, die der eigenen klar erkannten Natur mancherseits verwandt wären; auch jetzt noch bekannte er sich im allgemeinen zu dieser mehr humoristischen Auffassung. Aber ihr zugrunde lag doch ein schärferer, innerer Gegensatz. Vielleicht ein Ethos der Reife, der noch bewußteren oder bestimmteren Stellungnahme zum eigenen Leben — Wollen und Verzichten.

Er war der Mann des ‚kleinen Kreises' und des Behagens am einsamen Abend. Eine Anzahl von Vertrauten, deren Mittelpunkt er nach wie vor war, stand jederzeit zu seiner Verfügung. Man traf sich in einem alten, gemütlichen Weinlokal, Ecke Behrenstraße, schrägüber der Bibliothek, eine Treppe hoch, das nur Eingeweihte, jedenfalls keine Fremden kannten; am schmalen Hauseingang, der sich in nichts von den anderen Hauseingängen der Straße unterschied, auf einer kleinen weißen Marmortafel mit verwaschenen Goldbuchstaben, wie sie alte Ärzte, Justizräte oder Privatbankiers verwenden, stand der Name des Wirts, weiter nichts; oben fand man vier geräumige, sehr behagliche Stuben, die nebeneinander lagen und angenehm erhellt waren; rote Teppiche dämpften den Schritt, sie und die schönen Ölbilder an den Wänden, die alten Stiche und Lithographien waren der einzige Schmuck der Räume; alles andere war einfach: rote Plüschsofas mit Quasten, schnörkelige und verkröpfte Bronzekronleuchter aus der erschrecklichen Makartbukettzeit, die nun schon wieder Erinnerungs- und Behaglichkeitswert besaßen, zumal ihre mehrfache Wandlung vom Petroleum zum Gas und endlich zum

Digitized by Google

Elektrischen für Kenneraugen noch festzustellen war. Aber Wein und Essen enttäuschten niemals. Der Wirt, ein verkrachter Bankier und Börsenmann, ging am Abend einige Male artig von Tisch zu Tisch, plauderte oder empfahl, ein feiner Mann, der sein Pech im neuen Wohlstand längst verwunden hatte. Hier hatte Doktor Tielemann mit seinen Freunden seine abendliche ‚Bleibe' — einen runden Tisch mit Sofa in der Ecke des zweiten Zimmers. Die Gäste der anderen Tische waren alles gute, sogar allerfeinste Zeitgenossen: das Opernhaus hatte seine Runde, die Universität war vertreten, die schwerste Hochfinanz versammelte sich zu dunkelm Burgunder und bürgerlichem Lendenstück oder löffelte eine der berühmten Suppen des Hauses, es waren immer dieselben Gesichter, Laufkundschaft gab es nicht.

Tielemann erschien drei-, viermal in der Woche. Er traf immer jemand, einige Fachkollegen, daneben Juristen, Architekten; auch Fremde waren willkommen, doch man war, besonders auf seiten Tielemanns, gegen störende Elemente empfindlich.

An den anderen Abenden blieb er ebenso gern daheim, aß in einer Ecke seines großen Studierzimmers, arbeitete, rauchte und las bei geschlossenen Vorhängen. Mitunter ging er in eine Oper oder in ein Konzert, obwohl er eigentlich unmusikalisch war. Aber das Klingen tat seinen Nerven wohl, beschwichtigte, löste vom Tage los; dabei freute er sich an dem lichten, bunten, eleganten Bild des Saals und hatte das tröstende Bewußtsein, daß die andern auch nicht viel mehr verstünden; vor allem gefiel ihm immer wieder das alte, vornehme Opernhaus mit seinen rotgoldenen Rängen, er fühlte sich aufs beste geborgen auf seinem bequemen Parkettplatz; doch er blieb selten bis zum Schluß; meist ging er, plötzlich aus seiner wohligen Hingabe erwachend, nach dem ersten oder zweiten Akt, steuerte der Behrenstraße zu oder auch seiner Wohnung, um noch bis Mitternacht zu arbeiten.

Familienbesuche und andere Einladungen lehnte er in der Regel ab.

Mit den Damen Reutlin kam er nicht gerade häufig zusammen. Er war unbekümmert, als stünde nichts zwischen ihnen, von Mal zu Mal mit längeren Pausen dazwischen dort wieder erschienen. Hanna war ihm ebenso unbefangen entgegengetreten, mit dunklem, freiem Blick und festem Händedruck. Sie hatte gefühlt und verstanden, was in ihm vorgegangen war, es tat ihr leid, auch um seiner Zurückhaltung willen. Um so mehr freute sie sich, daß er nicht völlig beiseite getreten war, sondern klar bewußt diesen Mittelweg für den besten hielt. Sie zog ihn immer wieder zu sich heran; nicht bloß aus weiblicher Dankbarkeit, die sich an jeder tieferen Neigung und Bewunderung wärmt. Sie hielt viel von ihm und hätte ihn am liebsten in egoistischer Bedürftigkeit ohne Zwang zu gutem Wort, so oft sie wollte, zur Verfügung gehabt.

Und gerade in dieser Zeit hatte sie einmal, rücksichtslos und fast ohne Maske, als löse ihr eine Not die Lippen, oder als wäre etwas reif geworden und dränge zu einer Entscheidung hin, von Rechta gesprochen. Und das war so gekommen.

In den letzten Tagen des kalten Februar war er um eine sonnige Mittagsstunde mit Hanna im Auto nach Potsdam gefahren. Tante Ellenor war erkältet und konnte, gegen die Verabredung, im letzten Augenblick nicht mitkommen. Man hatte dort draußen einmal nach dem Rechten sehen, die Gewächshäuser betrachten und den Gärtner für das Frühjahr in Schwung bringen müssen. Die Damen, denen Tielemann am Tage vorher auf einem Tiergartenspaziergang begegnet war, hatten ihn eingeladen. Er hatte Hanna ruhig angeblickt und zugesagt: so eine flinke Fahrt in der Wintersonne könne ihn wohl locken. Und sie hatte den Blick klar und ernst erwidert.

So waren die beiden allein gefahren.

Der Wagen schoß durch Schöneberg, an Lichterfelde und Zehlendorf vorüber. Das vordere Halbverdeck war niedergelassen. Hanna wollte den Schlag der frischen Winterluft spüren. Der Wannsee öffnete sich weit und blau, blitzend von der hohen, vollen Sonne. Aber er war trotzdem tot von der matten Eisschicht darauf, nur strich- und tümpelweise bewegte sich das Wasser und leuchtete mit einem warmen Blau gleich einer sehnsüchtigen Erwartung. Sie flogen an dem verschneiten Glienicke vorüber. Dann kam die Brücke, ein paar zopfige Fritzen-Häuslein mit blanken Fenstern tauchten auf, und das erste Lebendige, das ihnen begegnete, waren ein paar Offiziersburschen mit Pferden, in deren Decken Adelskronen eingestickt waren.

Tielemann, der Potsdam wie alle Historie schätzte und vor jeder Stätte eines denkwürdigen Geschehens in ein innerliches Glühen geriet, hatte auch heute seine Freude an den Winkeln und Straßen dieser gegenwartumsponnenen Vergangenheit.

Hanna indes schien zerstreut; sie war schon lange einsilbig und zuletzt völlig verstummt. Sie sah nicht nach rechts und links. Sie war das alles ja auch durch viele Jahre gewöhnt.

Digitized by Google

Da hatte sie ihn plötzlich nach Rechta gefragt. Fast ohne Einleitung und Übergang ...

Ob sie damals in Jena gute Freunde gewesen wären?

Und Tielemann hatte nach einem kurzen Nachdenken gemeint: Sie wären beide noch sehr jung gewesen. Zwischen Anfang und Mitte zwanzig.

Auch mit zwanzig halte man's mit Freundschaften. Gerade in diesen Jahren.

Gewiß. Das bestreite er nicht. Aber in diesem besonderen Falle könnte man das, was zwischen ihnen beiden damals bestanden hätte, doch nicht so nennen. Man wäre auf ein, zwei Semester zusammengeweht worden. Wäre von irgendwoher gekommen, jeder aus einer andern Welt. Und dann hätte man sich wieder irgendwohin getrennt, Sie wären auch sehr verschieden gewesen. — Gewissermaßen zweierlei Rassen.

„Aber Sie waren viel zusammen?" fragte sie weiter.

„Ja. Eine Zeitlang. Die Stadt ist klein, und ich kneipte auf seinem Korps."

„Ist etwas zwischen Ihnen vorgefallen?"

„Durchaus nicht. — Warum?"

„Nun, mir schien es mitunter, als läge Ihnen nicht sonderlich viel aneinander."

„Das ist wohl öfter so, wenn man nach so langer Zeit wieder beisammensitzt. Man hat sich auseinander gelebt."

Sie zögerte einen Augenblick, während sie vor einem scharfen Windstoß den Kopf neigte. „Es ist oft — ja, ein ironischer Ton zwischen Ihnen."

Er lächelte. „Das war unser Jenenser Ton, Fräulein Reutlin. Gerade *das* ist ein Rückstand."

„Weichen Sie mir aus, Herr Doktor?"

„Nein. Warum sollte ich das?"

„War er — war Herr von Rechta ein guter Kamerad, verläßlich — wie war er überhaupt? Sagen Sie. Ich habe Sie nie gefragt. Hatte er *Freunde*, *Sympathien*? Ja — *wie war er*?"

Tielemann schwieg und sah wieder nachdenklich in den Wald. Dann meinte er: „Er war beliebt und ein guter Schläger, das verschaffte ihm Respekt. Und er trat immer als Kavalier auf ..."

„Weiter nichts? — Ich möchte es *wissen* —!" Es klang dringlich und bittend. „Er war — er kannte viele Frauen?"

Hanna errötete rasch und stark und bewegte unwillkürlich nervös die Hände auf der Decke.

„Liebes Fräulein Reutlin, warum fragen Sie? Soll ich aus der Schule schwatzen?"

„Sind Sie mein Freund?"

„Das bin ich, gewiß. Sie dürfen es glauben."

Aber sie schwieg darauf und senkte die Augen. So fuhren sie eine Weile.

Warum forschte sie? War sie in suchender, vielleicht gar in quälender Not? Immer noch — immer von neuem? Und *doch* — — Hanna sah zur Seite, als fühlte sie seine Gedanken. Es war wie eine scheue, fast kindliche Bewegung der Flucht. Alle Hilflosigkeit und Botmäßigkeit einer unlösbar verstrickten Frau schien darin zu liegen. Nun also.

„Liebes, gnädiges Fräulein. Wir waren jung. Wir waren ... Spießgesellen. Und es ist so lange her! Welten liegen dazwischen. Nichts. Nichts. Sie müssen ihn selbst in die Beichte nehmen. Mir fehlt der ernsthafte Blick für so Fernliegendes. Und ich hatte nie das Zeug zum Inquisitor."

„Und später?"

„Nichts."

„Verzeihen Sie."

„Nein!" sagte er ernst und warm. „Aber *darf* man in so belanglos fernen Dingen den Merker und Schulmeister spielen, der über Fleiß und Wohlverhalten mäkelt und Zeugnisse austeilt? Falsch oder töricht."

Hannas schmale, weiße Hände lagen reglos auf der bösen Raubtierdecke.

„Und doch verbirgt das alles etwas —! Er hat viel — und *viele* geliebt?"

„Ich weiß es nicht. Darum kümmert man sich nicht. Und das haben wir *alle* getan. — Und glauben Sie, Fräulein Hanna — ich will einmal so sagen — ja, glauben Sie: daß so ein nichtiger, höchst fragwürdiger Schwatz, wenn überhaupt, Ihnen das geringste, Ihnen irgend etwas bedeuten oder gar — helfen könnte — vielleicht gar zu einer letzten und vorwirkenden Zuversicht? Erst recht falsch und töricht. Warum zweifeln Sie? Soll ich nun *Sie* fragen? Sie kennen sich schon lange, länger noch, als ich ihn kannte — länger als seit Jahr und Tag. Immer noch Prüfung?"

„Ich mußte Sie einmal fragen. Wer kennt den andern bis auf den Grund? Und ein Leben liegt vor einem!"

„Fürchten Sie sich?"

„Ich weiß es nicht — —" Die Hupe rief und das Getriebe knatterte. Ein langer, schmaler Rennwagen stob vorbei und hüllte sie in Staub und Lärm. Sie sah wieder von Tielemann fort. „Ich weiß es nicht ..." Es schwang noch in der Luft. Aber sie hatte es nicht laut gesagt, sie hatte es mehr noch mit einer Bewegung ihrer Schultern, ihrer Hände, mit einem plötzlichen Verzerren ihres Mundes gesagt ...

Was ging in ihr vor? Was fürchtete oder schreckte sie? Sollte er Schicksal spielen?

Digitized by Google

Niemand kennt den andern aus dem Grunde; auch er nicht. Und wenn er ihn kennt, so kann keiner die Macht der Zeit ermessen. Was heute ist, muß es morgen sein? Gerade ihre Hand — die neue Fessel konnte Vergangenheiten beschwören und abschnüren. Es war selbstverständlich. Alltagsweisheit? Ja und — nein. Kein Mensch ändert sich im Kerne. Er wußte auch das.

„Sie sind ein seltsames Kind, Fräulein Hanna. Wenn Sie meine kleinere Schwester wären —"

„Nun?"

Doch er schwieg. Und der Wagen stürmte auf einem stillen, leeren Seitenweg davon.

Hatte sie selbst etwas von seiner Art geahnt und gefühlt — in des andern Blick und Berührung furchtsam gewittert, von Anfang an, mit reif gespanntem Frauensinn? Hatte sie selber ihn mit heißem, wachem Trieb vor andern Frauen und — vor sich selbst in tastender, aufzüngelnder Gefahr beobachtet?

Er war Partei, Geschlechtsgenosse — Spießgeselle. Und ließ dem Leben und Geschick seinen Lauf. Sollte er ihn etwa aufhalten? Unsinn. Auch wenn man jede Stunde durch und durch sähe. Ach, sie will im letzten Grunde ja gar kein: nimm dich in acht! Sie will zu allerletzt bloß Zustimmung und Tröstliches. Zuspruch. Und jedes Nein oder Hütedich wäre trotz allem dreimal falsch. Vor der Zukunft hat jede Wahrheit drei Böden.

Sie sah ihn groß und ruhig an, als wartete sie. Er sagte aus seinem Menschlichsten heraus zu ihrem Menschlichsten etwas von diesen ganz nahen Dingen. Etwas in ihr wollte sich aufbäumen. Und dann sprachen sie nicht mehr von dem andern. Der Wagen hielt und in der plötzlichen Stille stand die Wirklichkeit wieder warm, hell, greifbar und undurchdringlich um sie her.

⁂ ⁂ ⁂

Tielemann kannte die Zwangsläufigkeit des menschlichen Wollens und Geschehens. Auch der Hellste und Willigste schließt einmal vor dem Mysterium Leben die Augen und nimmt in dumpf verworrenem Schreiten, weil Herz und Sinne oder der Augenblick stärker sind, sein vorbestimmtes Wegziel hin. Er war hier und in allem Pessimist; freilich ein Pessimist mit fruchtbaren Hintergründen. Skeptisch — und gläubig für künftiges, höher liegendes Neuland.

Herrn von Rechta war Tielemann wie sonst mit der behaglichen Ironie alten erinnerungsvollen Bekanntseins begegnet, die der Schlagfertige im gleichen Stil erwiderte und die zwischen den Worten ohne Umschweife sagte: wir wissen, wer wir sind, und wir mögen uns nicht. Nebenbuhler? Nein. Wie lächerlich. So dumm sind wir nicht. Und doch —: wir mögen uns nun erst recht nicht.

— — — — — — — — — — —

Und wieder an einem Abend, es war der letzte dieser Gesellschaftszeit und der Frühling stand schon heiß über der Stadt, als Tielemann und Hanna durch Zufall, vielleicht auch in einer plötzlichen, ungefähren Absicht in dem Bibliothekserker zurückgeblieben waren, da nahm er ruhig, während sie neben ihm ein Buch in den Schrank zurückstellte, ihre Hand. „Nun?"

Ihre Hand war kühl und plötzlich zitterte sie, und in ihren dunkeln Augen lag, ihr selbst kaum bewußt, ein angstvolles, hartes Bitten oder Abweisen. Dann war es fort. Sie sah ihn ruhig an, und plötzlich brannte ihr Antlitz und senkte sich ihr Blick, sie schloß die Augen und wandte sich langsam, lautlos ab, als gestände sie eine Schuld ein. Sie zögerte noch, sie schien einen Augenblick lang stehen bleiben, sich umwenden und noch etwas sagen, erklären oder zurücknehmen zu wollen. Aber es kam nicht dazu. Ihr Fuß glitt lautlos, ihr lichtrotes Kleid schimmerte und rauschte.

Dann stand er allein an den Büchern, nickte und lächelte bitter.

Auch sie?! — —

⁂ ⁂ ⁂

Im Sommer arbeitete er viel. Er schrieb an einem wissenschaftlichen Buch. Im Herbst aber packte er alles weg und fuhr mit seinem ältesten Freund, der ihn schon in ferner Studienzeit auf solcher Fahrt begleitet hatte, in sein Heimatdorf.

Küster Tielemann lebte noch. Sein ehedem roter, buschiger Bart war inzwischen ins Graue und Brandgelbe verschossen. Aber seine Stimme war noch laut und dröhnend und zu wagehalsigen Aufschneidereien geneigt, denen der Sohn mit kennerhaftem Schmunzeln, mitunter ein wenig verlegen, lauschte, was den Alten erst recht in Hitze brachte, daß er mit dem einen Auge drohend blickte und mit dem andern listig blinzelte. „Jung', glaubst du's nicht?!"

Tielemann war durch Jahre nicht daheim gewesen. So war es für den Alten ein Fest.

Die Freunde bewohnten wieder die kleine Giebelstube, die mit ihren zwei winzigen Fenstern auf die schattige Dorfstraße sah. Gewaltige Federbetten machten sich unter der niederen Decke breit. In der Ecke stand auf eisernem Gestell ein kleines Waschbecken aus Blech und darunter in einem Ring eine kleine Blechkanne. Tielemann hatte für um-

Digitized by Google

Die drei Türme in Gent

Künstlerische Aufnahme von A. Heinicke

Digitized by Google

Digitized by Google

fangreiche Reservekannen Sorge getragen. So mußte am Morgen, während der eine in der winzigen Wasserfläche plätscherte und spritzte, der andere in der warmen Tiefe seines Bettes warten; so war es schon damals gewesen. Tielemann, der auch in andern Dingen verjüngt schien, öffnete, so gemessen und geheimrätlich sein Auftreten sonst war, wie einst im Adamskostüm eines der klapprigen, nach außen aufzustoßenden Fenster und leerte vergnügt die Waschschüssel von Zeit zu Zeit einfach auf die Gasse hinab, daß die Gänse wild aufschnatterten und schreiend davonfegten oder ein verträumter Köter von unglaubwürdiger Dorfstraßenrasse entsetzt aufjaulte.

Dann frühstückte man Eier, Schinken, Butter, frische Waffeln, schneeweißes Weizenbrot, die beiden Männer aßen wie die Scheunendrescher und stiegen dann mit duftender Zigarre, die Tielemann niemals der väterlichen Stinkadoreskiste entnahm, in den grashohen Obstgarten hinterm Haus. Tielemann sprang dann wohl plötzlich mit kraftvoll elastischem Schwung in den alten Gravensteinerbaum hinauf, kletterte in die höchste Spitze und holte zwei Taschen voll herab. Man lag dösend, lesend im Grase, Tielemann immer in der prallsten Sonne, er hatte in diesem Punkt die Neigung eines Südseeinsulaners, schnurrte wie ein Kater und behauptete, dabei die besten Gedanken zu spinnen.

Des Abends lauerte der Alte schon auf die beiden; er tafelte ihnen die leckersten Dinge auf, um sie bei umgänglicher Laune zu erhalten, denn mitunter sprang ein gewaltiger Männerskat heraus, der bis um Mitternacht währte und bei dem ihn sein undurchdringlicher und kühl wägender Sohn stets mächtig hineinlegte. Kam kein Spiel zustande, weil Tielemann gegen die feinsten Andeutungen seines Seniors taub blieb, dann wurde bei einem alten feurigen Johannisbeerwein geschwatzt und gestritten, denn der Küster war wie alle Schulmeister ein halber oder ganzer Roter, den die Junker auf den Nachbargütern stets in Hitze brachten; aber regelmäßig kam er bald ins Geschichtenerzählen, und darin war er noch größer und unerschöpflich. Seine besondere Stärke waren Gespenstergeschichten, die in Massen in dieser Ecke an der See passierten. Er flunkerte dabei, daß sich die Balken bogen, sein brandgelber Bart sträubte sich förmlich, und seine Äuglein funkelten. Tielemann hörte mit vielem Behagen zu. Er kannte die meisten Geschichten schon, aber sie wurden auch ihm jedesmal wieder neu, zumal der Alte sie mit frisch gelogenen Zügen ausstaffierte oder mit anderen Geschichten verschmolz. Mitunter nahm der Doktor einen Schluck aus dem Glase, oder tat einen langen Zug aus seiner Zigarre und meinte trocken und schmunzelnd: „Na na!“ Dann verschwor der Alte wieder Stein und Bein, daß es bis aufs Tüpfelchen wahr sei — „frag' Nachbar Scheel oder Burow!“

„Die können's noch besser als du,“ meinte der Junior. „Weiter im Text. Und möglich ist alles.“

Es geschahen in der Tat von alters her sehr merkwürdige Dinge in diesem Winkel. Auch Dinge, die man, wenn man wollte, ernsthafter beleuchten und mit den viel umstrittenen Worten zweites Gesicht und Fernwirkung umschreiben konnte. Hierbei hörte der Doktor aufmerksamer zu und war mitunter bemüht, die wildwuchernden Schößlinge der väterlichen Phantasie wegzuschneiden und einen deutbaren Tatsachenkern herauszuschälen. Auch der Spiritismus spukte hier herum; sein vorzüglichster Vertreter war ein Emeritus des Nachbardorfes, der ebenfalls zuweilen an der Tafelrunde im Küsterhaus saß, ein stiller, blasser Mann, bescheiden vor den jüngeren gelehrten Herren, aber doch auserwählt in seinem eigenen Gefühl, besonders den fröhlichen Späßen des Küsters gegenüber.

Tielemann verriet nicht viel von seinen Gedanken über diesen Rätselkreis, die sicherlich einen festeren Kern besaßen und ihre Daseinswurzeln in die Erfahrung senkten, von scharfer Beobachtung beklopft wurden. Er hatte sich, das wußte der Freund, besonders in letzter Zeit mit einer behutsamen, wissenschaftlichen Neigung mit gewissen geheimnisvollen Erscheinungen befaßt; gerade der Umstand, daß die zünftige Wissenschaft schon die Beschäftigung mit solchen Dingen verpönte, war für ihn ein Grund mehr, diesen Geheimnissen, die manche ängstigten und einige beglückten, in ihrem Dunkel irgendwie nachzuspüren und ihre Grenzen im Faßbaren nach Möglichkeit festzustellen. Er hatte mit einem Kollegen und Psychologen berühmte und versteckte Medien untersucht, hatte fremde Berichte nachgeprüft. Nun, er war auch dabei kein Gläubiger geworden, denn nicht weniges, wenn unter strengste Bedingungen gestellt, hatte versagt oder war als geschickter, sogar als plumper Schwindel entlarvt oder gedeutet worden. Bestimmte Reste einer feineren psychischen Art waren freilich als ernste Rätsel übriggeblieben — indes auch sie konnte man, wie Tielemann kurz meinte, vielleicht schon jetzt ohne Not in die noch ins Dunkle verlaufende Reihe einer psychischen und physikalischen Gesetzmäßig-

Digitized by Google

keit einfügen — später, so glaubte er, gewiß. Über diese zwischen Nacht und Tag der Erkenntnis schillernde Befunde pflegte er stets nur wortkarg und orakelnd, als könnte am Ende auch mehr oder auch — nichts, bloß Zufall und Täuschung dahinter stecken, zu sprechen; er lächelte dann, und niemand wußte am Ende, wie er es wirklich meinte.

Der alte Küster, der im Grunde furchtsam war, war mitunter verzweifelt.

Nach diesen Sitzungen aber schlief man prächtig in den tiefen Bauernbetten bis in den Herbstmorgen hinein, und wenn man erwachte, war alles verflogen und vergessen. Rasch gingen die Wochen dahin.

Am Tage vor der Abreise lagen die beiden Freunde am Meer und träumten. Die Sonne stand schräg und schob einen glühenden Balken über das Wasser. Möwen tauchten schreiend gleich verwunschenen Wesen ihre Brust hinein.

Tielemann, der während der letzten Tage ernster und verschlossener gewesen war, als beschäftige ihn etwas, vielleicht dachte er an seine Arbeiten, die er in naher Zeit in Berlin wieder aufnehmen würde, war schweigsam und sah unbewegt übers Meer und seinen goldenen Balken, von dem ein Abglanz auf seinen Kleidern und auf seinem Gesichte lag.

Dann sprach er wieder von dem wunderlichen Emeritus, und daß schließlich alle Weltanschauung nur Form eines unfaßlichen innerlichen Vorwärts- und Aufwärtsdrängens sei, alles wirke am Kleide des Lebens, wenn auch der einzelne wunderlich alte Fäden in die Kette schösse. Und vielleicht sei alles noch mehr ein Glücks- und Haltsuchen. Wir schweben alle im Grenzenlosen und Unheimlichen. „Glück — Glück — —“ wiederholte er langsam, suchend und brach ab.

Dann beobachtete er wieder nachdenklich die flatternden Möwen.

Und nach einer langen Pause, als hätten ihn Sonne, Stille und Möwenschrei aufgeschlossen, meinte er plötzlich ruhig, als hätte ihn im Grunde nichts anderes beschäftigt, mit wacherer Stimme: „Übrigens: Fräulein Reutlin hat sich vor einigen Tagen verheiratet.“

„Ah. Sieh da.“

„So ist es.“

„Sie war seit dem Frühjahr verlobt. Glücklicher Rechta. Schön, reich, jung, voll glühenden Lebens. Und glaubst du, daß es gut gehen wird, Tielemann?“

„Gut? Schlimm? Wer weiß es. Niemand und in keinem Fall.“ Er legte sich anders und sah in die Höhe.

„Man fragt dennoch.“

Sein Kopf lag im Sand und sein Auge stand offen und hell gen Himmel.

„Ich glaube es *nicht*,“ sagte er dann klar, fast scharf. „Ich glaube, jener wird nie das Mausen lassen — bis ins ekle Greisenalter nicht. Ach, nicht nur das —! Und eine, die es bitterernst nimmt, die sich mit jeder Fiber hingibt und jeden Herzschlag dafür eintauschen will, die schon der leiseste Verrat bis ins Blut schneiden und wehrlos erbittern wird — sie wird gedemütigt werden, leiden und wahrscheinlich ein zerstörtes Leben weiterschleppen.“

Der andere hatte sich, eigen berührt, aufgestützt.

„Holla. Siehst du nicht zu scharf, Tielemann?“

Der wurde rot an den Schläfen.

„Ich *sehe* es.“ Sein Blick war starr und gewaltsam, und die Adern an seinen Schläfen waren hervorgetreten und bewegten sich. „Man ist feige, mein Bester. Man päppelt seine Weisheit, und doch ist nur die Tat alles Lebens Wert!“

Kurz darauf sprang er auf, schüttelte den Sand ab. Und sie gingen gemächlich und rauchend, wie sie gekommen waren, in das dunkelnde Dorf zurück. (Schluß folgt)

Bücher

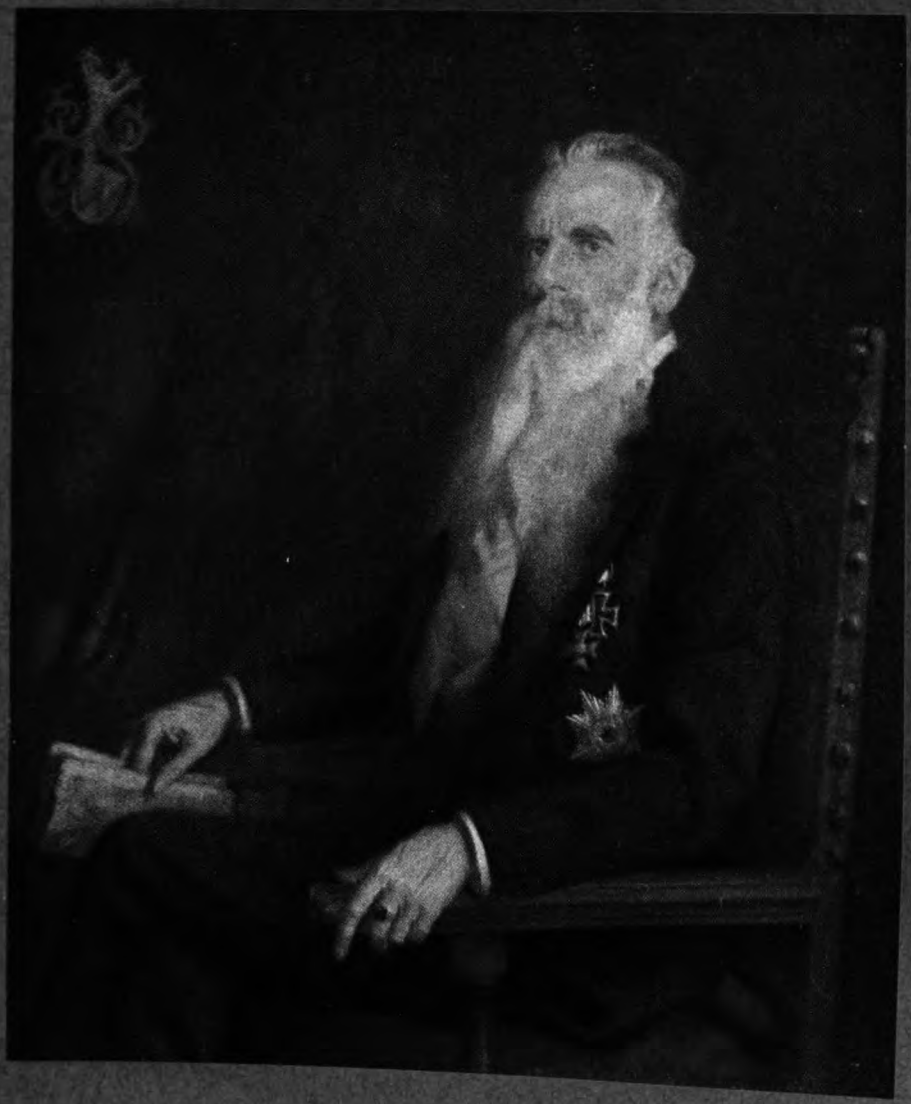
Alle Bücher dieser Welt
Bringen dir kein Glück,
Doch sie weisen dich geheim
In dich selbst zurück.

Dort ist alles, was du brauchst,
Sonne, Stern und Mond,
Denn das Licht, danach du frugst,
In dir selber wohnt.

Weisheit, die du lang gesucht
In den Bücherei'n,
Leuchtet jetzt aus jedem Blatt —
Denn nun ist sie dein.

Hermann Hesse

Digitized by Google



Arthur Graf von Posadowski-Wehner
Gemälde von Karl Rickelt

Digitized by Google

Digitized by Google

Von den Bühnen in Berlin und im Reich

Aus den Berliner Theatern

Die Theater der Reichshauptstadt haben in diesem Winter unseres Mißvergnügens bisher wenig getan, die Gemüter zu erheben oder zu erheitern — und beides hätten wir doch so nötig gehabt, wie nie zuvor. Herr Publikus schien infolgedessen der nicht ganz unberechtigten Meinung zu sein, daß man Trübsal billiger zu Hause haben könne, und da auch die Ansteckungsgefahr der Grippe die Leute zeitweise fernhielt, erlebten wir zum erstenmal während des Krieges eine Art Theaterkurssturz, ähnlich dem der Börse — die ja ohnehin in gewissen Wechselbeziehungen zum Theater steht; namentlich in Berlin — was etwa an der Vertrustung der Schauspielhäuser zu erläutern wäre, die gerade neuerdings einen bedrohlichen Charakter angenommen hat. Es sind jetzt schon vier Direktoren in Berlin, von denen jeder ein ganzes Theaterbündel in seiner Treuhand zusammenfaßt; und die Folgen solcher Ringbildung: Beherrschung des Marktes, Lahmlegung des Wettbewerbs, Ausbeutung des Publikums sind unverkennbar. Daß dadurch die Bühnenliteratur sowohl wie die Schauspielkunst nicht gewinnen können, liegt auf der Hand, es ist ein einfaches Rechenexempel, daß zwölf oder vierzehn Theaterdirektoren mehr Leben und Förderung in das Kunstleben einer Hauptstadt bringen, als drei- oder vier.

Unberührt von dieser Ringbildung sind eigentlich nur noch zwei große Theater Berlins, übrigens ihrem Bau nach die schönsten und ragendsten: das Schauspielhaus und das Volkstheater am Bülowplatz, ihrem Ursprung und Wurzelboden nach zwei entgegengesetzte Pole. Das Wortbild ist indessen nicht dahin — mit einem Körnchen Salz — zu deuten, daß diese beiden Gegenpunkte nun, wie die Weltpole, bei der täglichen Drehung allein stillestehen, im Gegenteil: gerade in diesem Winter zeigte sich bei beiden mehr Leben und Bewegung als je. Der Schinkelbau am Gendarmenmarkt hat, wie an dieser Stelle schon früher hervorgehoben wurde, in letzter Zeit eine gründliche Auffrischung seiner künstlerischen Kräfte unternommen, namentlich Reinhardts Bühnenkünstler haben sich in ihren vordersten Reihen stark durch den Überlauf ins Lager der ehemaligen Hofbühne gelichtet; wenn auch einige wie Paul Wegener, vorläufig noch durch Vertrag an ihrer alten Wirkungsstätte festgehalten werden. Und schon sind Anzeichen der Verjüngung durch diese Blutauffrischung im Schauspielhause zu spüren. Emil Jannings, der junge Komiker, von dem wir hoffen dürfen, daß er uns in trüben Zeiten noch oft das Herz ein wenig erleichtern wird, hatte gleich am ersten Abend seines Auftretens einen starken Doppelerfolg. Zwar bot ihm Schmidtbonns Einakter: ‚Die Versuchung des Diogenes' keine sonderliche Gelegenheit, aus sich herauszugehen. Dazu ist das Späßchen von dem Tonnenbewohner und Philosophen, der sich — nach Schmidtbonn — alljährlich ein Liebchen in seine Tonne holt und es nach reichlichen Flitterwochen wieder entläßt, zu dünn. Jannings als langbärtiger, rauhbehaarter Naturmensch wußte die wenigen komischen Lichter des Scherzes so klug zu setzen, daß ihr Reflex über die Dürftigkeit der Lichtquelle hinwegtäuschte. Ganz anders konnte Jannings die Quellen seines Humors als Dorfrichter Adam im ‚Zerbrochenen Krug' sprudeln und springen lassen. Es war geradezu eine Neuschöpfung. Mit breitem Pinselstrich legte er einen Kerl voll feister Verschlagenheit an, er gab ihm so viel Drolliges in seinen Ängsten und Nöten, seinen Winkelzügen und Frechheiten, daß man, den Sorgen der Zeit entrückt, sich selber bei behaglichster Stimmung ertappte.

Die Vorstellung bewies, daß im Schauspielhause der beste Wille und auch die Möglichkeit zu guten Leistungen wohl vorhanden ist, leider fehlt nur der Dramaturg, der für einen ersprießlichen Spielplan sorgt. Denn was es bisher an Neuheiten gebracht hat, ist ziemlich kläglich. Ein kleines altflämisches Schäferspiel: ‚Lanzelot und Sanderein', erfreute durch seine urtümliche Naivität. Es stammt aus dem 15. Jahrhundert; der Verfasser ist unbekannt. Kunstlose Knittelverse erzählen uns die Geschichte vom ungetreuen Lanzelot, dem Dänenfürsten, der die holde Sanderein verführt und dann sitzen läßt, worauf ein kreuzbraver Rittersmann auf der Jagd sie findet und heiratet. Lanzelot aber liebt sie noch immer, er läßt sie von seinem Kämmerling im ganzen Land suchen, und als der die falsche Nachricht von ihrem Tode überbringt, stirbt Lanzelot vor Liebesgram. Und die Moral von der Geschicht': Verlaß verführte Mädchen nicht. Die naive Schelmerei und Schalkheit dieses beinahe einfältigen Liebesspiels hatte Dr. Bruck, dessen Regie auch die Neubelebung von Kleists humorvollem Charakterbild zu danken ist, sehr hübsch herausgebracht, schon äußerlich war das Wesen des Stücks in einem reizen-

Digitized by Google

den Holzschnittrahmen des Bühnenbildes sehr glücklich getroffen; die Darstellung fügte sich diesem Rahmen verständnisvoll stilisierend ein. Immerhin war das Ganze nicht mehr als eine literaturgeschichtliche Spielerei, die den Mangel an neuen Bühnenwerken lebender Dichter nicht ausgleichen kann.

An guten Neuheiten hapert es vorläufig auch bei der Volksbühne am Bülowplatz, deren neuer Leiter, Friedrich Kayßler, sonst sicher der geeignete Mann an dieser Stelle ist. Das bewies schon seine Eröffnungsvorstellung. Im Anfang war die Tat — als bewußte Tat, zugleich als literarisches Glaubensbekenntnis wollte Kayßler ohne Frage die Wahl seines ersten Dramas aufgefaßt wissen: Karl Immermanns ‚Merlin'. Bisher hatte sich noch keine Bühne an dies mit einer Überfülle geheimnisvoller Anklänge schattierte Gedankendrama, das vor sechsundachtzig Jahren gedichtet wurde, herangewagt, obwohl Geibel es seinerzeit einen ‚zweiten Faust' nannte. Der Grundgedanke der Dichtung ist in der Tat erhaben genug: Der große Zwiespalt des Menschen, die zwei Seelen des Faust — die Kirche drückt diesen Zwiespalt in Göttlichem und Teuflischem, Kant nüchtern in Pflicht und Neigung, Schiller poetisch in Sinnenglück und Seelenfrieden aus — wird verkörpert in Merlin, dem zaubermächtigen Sohn des Teufels, der hier als Demiurgos, als Bildner des Weltalls, aufgefaßt ist. Er, „der schöne Fürst der Welt", will der Entsagungslehre Christi das Evangelium der Sinnenherrlichkeit entgegenstellen. Aber das geistige Erbe der Mutter, ein weltflüchtiges Sehnen nach Höherem, läßt ihn an seiner Aufgabe scheitern. Verstrickt in die Bande der Sinnlichkeit, ruft er sterbend den Namen Gottes. Eine Fülle tiefer Gedanken und schöner Bilder, oft in meisterhaften, wirklich an den Faust anklingenden Versen, oft freilich auch in schwächlichem Reimgeklingel, durchzieht diese „Tragödie des Widerspruchs", die selbst an einem großen Zwiespalt zwischen Wollen und Vollbringen scheitert. Denn das Gedankliche liegt in stetem Kampf mit dem Sinnbildlichen der Bühne. Um so mehr ist der Mut des neuen Mannes am Bülowplatz zu bewundern, daß er sich zu Immermann — der wirklich immer Mann war — und seinem dramatischen Aschenbrödel bekannte, und alle Anerkennung verdiente auch die Darstellung, in der Kayßler selber, der größte und inbrünstigste Künstler seiner Bühne, den Merlin verkörperte: ein Rassekopf, göttlicher Hoheit sich bewußt und doch von dem Zwiespalt im Inneren tragisch ergriffen, mit bohrendem Grüblerblick und edler, freier Stirn. Das einzig Störende des Abends war für mich die übermoderne Bühneneinrichtung des zweifellos begabten Künstlers Ewald Dülberg. So kühn und phantasiereich auch manches Szenenbild und manche Figurine waren, so berückend manche Farbenwirkung: die kalte Linealkunst eines kubistischen Expressionismus in Reinkultur wollte zu der kernigen Poetennatur Immermanns nicht recht passen, und wenn seine Gestalten zwischen dieser Ansammlung von Dreiecken, spitzen Winkel- und Würfelgebilden sich hin- und herbewegen mußten, fürchtete man immer, daß sie sich an einer Kante stoßen und eine Spielhemmung herbeiführen könnten.

Die folgenden Aufführungen Kayßlers brachten uns Shakespeares ‚Maß für Maß', Tschechows ‚Kirschgarten' und Ibsens ‚Komödie der Liebe' — ebenfalls drei Außenseiter der Dramenliteratur, trotz ihrer dichterischen Werte wenig oder gar nicht gespielt. Die beiden ersten brachten es zu starkem Erfolg, Ibsens Jugendwerk, das den eingesponnenen Grübler so frisch und liebenswert, wie kaum ein anderes seiner Dramen, zeigt, zu einem Achtungserfolg. Shakespeares von den Bühnen so arg vernachlässigte Tragikomödie mit ihrem scharfen Stachel gegen heuchlerisches Pharisäertum bietet wegen der ungleich ausgearbeiteten Teile und der derb realistischen, zum Teil niedrig komischen Szenen, die mit dem Ideal einer höheren und freieren Sittlichkeit zusammengeschweißt sind, Darstellungsschwierigkeiten, die nur durch große Erfassung des Ganzen mit weitem Dichterblick zu überwinden sind. Dem Dichter Kayßler gelang dies Kunststück, von dem Schauspieler Kayßler (als Vincentio) und dem Spielordner wirksam unterstützt. Eine tiefe Wirkung ging von Anton Tschechows ‚Kirschgarten' aus, obwohl diese Tragikomödie, wie fast alle russischen Dramen ohne eigentliche Handlung, ohne technischen Bau ist. Was uns in diesem Drama packt und sobald nicht wieder verläßt, sind die Menschen, die der Dichter hier wundervoll gestaltet und bis in die feinsten Äderchen hinein mit wahrem Leben erfüllt. Es ist das Rußland vor dem Kriege, das wir in diesen überwältigend echten, artbildenden Gestalten sehen, wunderliche Eigenbrötler, denen ein schwermütiger Wesenszug und zugleich eine schüchterne Glückssehnsucht eigen ist. Jeder dieser Menschen mit der ankleben den Eischale des Halbasiatentums hat sein besonderes Schicksal, über dem meist ein träumerischer Fatalismus oder eine selbstgenügsame Entsagung hängt, gleich schatten den Wolken, die zwar ziehen, aber nicht schwinden. Daß auch diese seltsamen Volkstypen an Kayßlers Bühne fast ohne Ausnahme treffend charakterisiert wurden, stellt der künstlerischen Sorgfalt seiner Leitung ein hervorragendes Zeugnis aus und bestätigt, daß mit ihr ein heller Stern am vielfach verdüsterten Berliner Bühnenhimmel aufgegangen ist.

Hier muß, ganz allgemein, erlesenes Spiel vorläufig die literarischen Neuheiten von Wert ersetzen. Max Reinhardt hat seinen Zyklus ‚Das junge Deutschland' vorläufig noch nicht wieder aufgenommen, allerdings steht die bedeutendste Neuheit seiner Bühnen in enger Beziehung zu ihr. Reinhard Goe-

Digitized by Google

Aus ‚Kirschgarten' von Anton Tschechow. Volksbühne, Berlin (Phot. Zander & Labisch)

ring, Verfasser der vielerörterten ‚Seeschlacht', kam mit seinem Schauspiel ‚Der Erste' in den Kammerspielen zu Wort. Die ‚Seeschlacht' hatte selbst bei denen, die zu einem Hosiannah-Gruß keine Veranlassung sahen, gewisse Hoffnungen erweckt. Auch wer die starke Wirkung dieses Matrosenstücks vorwiegend in dem aufregenden Stoff und in der Zeitstimmung sah, gleichsam in eine Retorte (den Panzerturm) gepreßt und von klug verteilten Kanonenschüssen in Atem gehalten — nahm gern diesen kühnen Versuch als ein Versprechen auf bessere, größere Leistungen des Dichters hin. Diese Erwartung wurde durch den ‚Ersten' gründlich enttäuscht! Es war ein schmerzlicher Abstieg.

Freilich: Goering hat sich keineswegs, wie so viele unserer Jüngsten, gehen lassen und schludrig gearbeitet. Schon der Anfang läßt erkennen, daß er mit Umsicht und gesammelter Kraft zu Werke geht. Die Hauptgestalt seines Schauspiels, die zugleich in der Mitte und im Vordergrund des Ganzen steht, ist der mittelalterliche Priester Antonio. Er ist so stark, daß er die Stiere bei den Hörnern packt und übers Knie wuchtet, gleichzeitig ist er klug und weise. Beides müssen wir auf Treu und Glauben hinnehmen; aber wenn wir selbst die übernatürliche Stärke seiner Fäuste glauben wollten, die Stärke seines Geistes können wir besser kontrollieren, da er ja den ganzen Abend hindurch spricht, leider vielfach so abgedroschenes Zeug, daß wir in diesem Bezirk seiner Eigenschaften zu Ungläubigen werden. Die Höhepunkte seiner Gedanken sind etwa: „Voll Einbildung stecken wir, und dunstig ist das Bild der Welt und unser selbst", oder: „Was wissen wir von dem, der Schluß macht mit sich selbst." Abgesehen von dem Tiefsinn dieser unbestreitbaren Denksprüche ist auch die Tatsache, daß schon die Priester des Mittelalters von ‚Schluß machen' sprachen, fesselnd. Gleichwohl ist die Gestalt des Antonio — namentlich in der schöpferischen Darstellung Paul Wegeners — anfangs nicht ohne Reiz. Zwingt man sich, in der Hoffnung, nicht leer, sondern beschenkt aus dem Theater zu gehen, zum Glauben an seine Möglichkeit, so nimmt man ihn anfangs als den starken Willensmenschen, der nur einen Zweck für den Mann auf Erden sieht: zu schaffen, zu nützen, Segen zu bringen.

Da kreuzt seinen Weg das Weib. Die uralten Gegensätze zwischen Frauenliebe und Mannesliebe, zwischen den Lebensidealen der weiblichen und der männlichen Seele werden stark herausgearbeitet, man wird gespannt und hofft ... Aber hier ist Goering

Digitized by Google

Aus ‚Der Hauch im All' von Walter von Molo. Theater an der Königgrätzerstraße, Berlin
(Phot. Zander & Labisch)

auch schon mit seinem Können am Ende, hilfesuchend tastet er nach Wedekind und wüstem Balladenspuk: Mord und Totschlag, Rächer- und Gespensterercheinungen, Blutgericht, Verbrecherangst, Galgenszenen, scharlachrotem Henker und Selbstmord in der Schlinge. Dazwischen eine Kinderszene mit Max Jungnickelschen Himbeerbonbons. Das Hauptgewicht legt Goering aber wieder — vermutlich weil es ihm in der ‚Seeschlacht' so gut geglückt ist — auf die liebevolle Schilderung der Todesangst. Sie ist auch hier sein leitender Gesichtspunkt, sein letztes und entscheidendes Kunstprinzip. Kein Zittern, kein Zähneklappen, kein grauenvolles Merkmal entsetzlichster Angst, die den Tod vor der Hinrichtung noch herbeiführt, bleibt uns erspart. Sieht man näher zu, so sind dies alles Theaterrequisiten, auf krasse Wirkung gestellt. In losen Bildern, schreckhaft und aufgepeitscht, ohne geistiges oder seelisches Band, abgerissen nebeneinander gerückt, lassen sie nichts weniger als einen dramatischen Aufbau, nichts deutlicher als die Form des Kinos, des Filmtheaters erkennen ...

Mit Fug und Bedacht habe ich dies Drama eingehend besprochen. Nicht nur, weil es das mit den stärksten Erwartungen empfangene Werk des bisherigen Winters war, auch weil Goering als der begabteste der Neutöner gepriesen wurde und jene Urteilslosigkeit, die jedem Erfolg die Schleppe trägt, sogar von der „Ursprünglichkeit eines werdenden Kleist" fabelte. Die Ursprünglichkeit besteht in der Erweiterung der bekannten Todesangst des Prinzen von Homburg, sonst hauptsächlich in der strengen Befolgung des Programms der Expressionisten. Programme stellen sich immer da ein, wo das ursprüngliche Talent fehlt. Der selbständige Dichter lacht über jedes Programm.

Aus ‚Nachtbeleuchtung' von Kurt Goetz. Künstlertheater, Berlin
(Phot. Zander & Labisch)

Augenscheinlich tut das Walter von Molo. Der bekannte Verfasser der Schiller- und Friedrich-Romane hat in seinem Drama ‚Der Hauch im All'

Digitized by Google

(Theater in der Königgrätzer Straße) die Tragödie eines Staatsanwalts geschrieben, der als Übermensch verächtlich und zugleich neidisch auf das Herdentier mit seiner kleinbürgerlichen Zufriedenheit herabblickt. Aus einem Gefühl der Rachsucht hat er den armseligen Gerichtsschreiber Mensch monatelang durch namenlose Briefe in berechnete Neigung zur Eifersucht und zum Morde an seiner Gattin gestachelt. Es ist ein Meisterstück szenischer Spannung, wie im zweiten Akt der Staatsanwalt nun eben diesen Mörder verurteilen soll, im Lauf der Verhandlung aber zum Bekennen seiner eigenen Schuld gelangt. Damit wäre das Drama eigentlich zu Ende, wir brauchten nur noch kurz etwas über die Sühne der Schuld zu erfahren. Aber Molo füllt noch einen ganzen Schlußakt mit einer Unterredung des Staatsanwalts und seines Arztes, einer spitzfindigen Seelenzerfaserung. Der Staatsanwalt erzählt, wie er von Jugend auf von bösen Begierden geplagt wurde. ‚Der Schwarze' und ‚Der Weiße' haben immerfort in ihm gekämpft, schließlich hat ihn das Glück ‚zerfault'. Und das kleine Herdentier, dem diese Kämpfe fremd waren, haben ihn, das streifende, schweifende Raubtier gereizt, seiner Begierde nach dem Bösen dürftige Nahrung gegeben. Was sind Ansehen und Glück und sichere Lebensstellung für den Menschen! Er ist ja doch nur ein Hauch im All, bewegt und getrieben von heimlichen Wünschen und Begierden, die sich gegenseitig bekämpfen. Diese ganze Erörterung könnte in einer psychologischen Erzählung fesseln, im Drama ist sie fehl am Orte und ermüdete schließlich, trotz manchen gescheiten Gedanken und einer klug gestaffelten Gesprächführung, die Hörer.

Weniger tief faßt der Schweizer Siegfried Giedion seine Probleme. In seinen ‚Drei Akten' (so lautet der Untertitel) Arbeit wird ebenfalls sehr viel geredet und wenig getan, aber diese kleinen Bürgersleute ringen still und redlich miteinander um ihr bißchen Glück, sie sind durchaus eindeutig und in dieser Eigenschaft mit kühler Sicherheit gezeichnet. Der Verfasser sucht, entsprechend einer seiner Regiebemerkungen, allen Personen gleiches Recht zu gönnen, jedem ohne Schmuck und Glimpf seine Menschlichkeit zu geben. Das ist sehr anständig gedacht, nur dramatisch ist es nicht, so war die Aufnahme im Kleinen Schauspielhause äußerst lau, und wir haben auch hier vom Verfasser nur eine Hoffnung, keine Erfüllung erhalten.

Ungewöhnlich dürftig sieht es mit der leichten Bretterware in diesem Winter aus. Weder der ‚Stralauer Fischzug' im neugegründeten Palasttheater, noch die ‚Tanzende Nymphe' im Komödienhause zeichnen sich durch Witz und neue Einfälle aus; leidlich unterhalten wurde man nur durch das gute Spiel in Georg Hermanns Komödie ‚Mein Nachbar Ameise' (Dagny Servaes, Loos, Götz) und in einer der Grotesken, die unter dem gemeinsamen Titel ‚Nachtbeleuchtung' der Schauspieler Kurt Götz im Deutschen Künstlertheater zum besten gab. Unsere Bühnenliteratur krankt in zwiefacher Hinsicht an dem Erbe Frank Wedekinds und Bernhard Shaws. Ein harmloses Lustspiel sagt dem durch diese überpfefferten Gerichte abgestumpften Geschmack der Theatergänger einfach nicht mehr zu.

Erika Gläßner in ‚Die tanzende Nymphe'
Komödienhaus, Berlin
(Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft)

Anderseits glauben auch unsere ernsten Dramatiker neuerdings ohne Morde, Hochstapeleien, spitzgestellte Widersprüche und allgemeine Verbrecherinstinkte der Handelnden nicht mehr auskommen zu können. Man braucht durchaus nicht prüde und engherzig zu sein, wenn man die auffallende Erscheinung unserer Bühnenliteratur für ungesund hält, gewisse Begriffe einfach wedekindlich umzustellen. Etwa: Geistesfreiheit in Zynismus, Heiterkeit in witzelnde Satire, Hand-

Digitized by Google

Dagny Servaes als Eminé in ‚Mein Nachbar Ameise' von Georg Hermann. Leſſingtheater, Berlin
(Phot. Käthe Hirſchfeld)

lung in Verbrechen, Geſelligkeit in Bosheit, Liebe in Sexualität, Weib in Dirne, Mann in Snob . . . So iſt das Leben denn doch nicht. Noch nicht, glücklicherweiſe. Drum: zurück zur Wirklichkeit, ihr jungen Dichter: Mit dieſer Mahnung ſoll eurer Phantaſie wahrlich kein Kappzaum angelegt werden.

Karl Strecker

Digitized by Google

Aus den Theatern im Reich

Walter Harlan dankt das deutsche Theater bis heute neben Stücken von geringerer Bedeutung bereits ein gedankenreich schönes Lustspiel, ‚Jahrmarkt in Pulsnitz' — das Werk eines echten Humoristen vornehmer Prägung — und vielleicht unser höchststehendes und gelungenstes Volksschauspiel des letzten Menschenalters, das ‚Nürnbergisch Ei': poetisch, deutsch und einfach, wie man ein solches Stück sich wünscht, das einer Gesamtheit künstlerisch empfänglicher Menschen dienen will. Dem Schauspiel aus dem Renaissance-Nürnberg hat Harlan eines aus dem gotischen Straßburg folgen lassen, ‚Die vorsichtige Jungfrau' (Uraufführung am Kgl. Hoftheater in Stuttgart, Buch im Verlag der Vertriebsstelle des Verbandes Deutscher Bühnenschriftsteller in Berlin). Eine liebenswürdige, sonnige, anmuterfüllte Idylle, zeigt dieses „Spiel aus der Jugend des Straßburger Münsters", wie der Untertitel lautet, wieder alle Vorzüge des vorangehenden Werkes: auch seinen klugen philosophischen Unterton, den Sinn für das Kulturbildliche, der wieder den farbigen Hintergrund zu dem Stücke schafft, und nicht zuletzt die geschickte Handhabung der leicht altertümelnden Sprache. ‚Die vorsichtige Jungfrau' ist Schwanhild, die Tochter des „Ordentlichen" Dombaumeisters Wohlgemuth, die allzulang und allzuklug sich die Entscheidung zwischen ihren drei Freiern vorbehält, bis sie schließlich sitzen bleibt und erkennen muß, daß die Klugen nicht die Klügsten sind. Einer von jenen dreien ist der „Bauknecht" Erwin aus Steinbach, der spätere Münsterarchitekt. Neben dem Kampf um die Lebensgefährtin (bei dem er sich schließlich der stillen Husa, Schwanhilds gemütvoller Base, zuwendet) geht sein Ringen um die Anerkennung als Künstler, bis er sich gegen Borniertheit und Zeitgebundenheit durchsetzt. Ein wenig wortreich und ein wenig spannungsarm sind diese vier Akte wohl, typische Schwächen des Dichters Harlan, die wenig ins Gewicht fallen gegenüber den schönen inneren Werten seiner Kunst, der auch der leise lehrhafte Zug so wohl ansteht.

Die karge Volksstückliteratur unserer Bühnen wird, wie das ‚Nürnbergisch Ei Harlans, auch ein (im Untertitel vom Dichter selber übrigens schon als ‚deutsches Volksstück' bezeichnetes) Drama von Walter von Molo, dem Schiller-Romandichter bereichern, ‚Friedrich Staps' (Uraufführung am Stadttheater in Leipzig, Buch bei Albert Langen in München). Der aus Österreich stammende Dichter zieht hier in seinen fast preußisch knapp und kräftig wirkenden, in Prosa gehaltenen ‚fünf Bildern' das Schicksal einer dem Volksbewußtsein entschwunden gewesenen deutschen Jünglingsfigur wieder ans Licht: Friedrich Staps, Pfarrerssohns und Handlungsgehilfen aus Erfurt, der ausführte, womit Kleists Phantasie gerne spielte, als er — auf göttliches Geheiß hin, meint er — sich nach Schönbrunn aufmachte, Napoleon zu ermorden, und nach mißlungener Tat erschossen wurde. Molo hält sich ziemlich genau an die Überlieferung. Worauf es ihm ankam, war dies: die Gewalt des deutschen Idealismus darzustellen in der Gestalt dieses unbedeutenden

Aus ‚Friedrich Staps' von Walter von Molo. Stadttheater in Leipzig (Phot. S. Genthe)

Digitized by Google

achtzehnjährigen Durchschnittsmenschen. Die Szene, in welcher Staps zum Verhör vor Napoleon geführt wird und unbefangen und ohne Hemmung sich über die Beweggründe äußert, ist von starker innerer (wie äußerer) Wirkung: der Korse lernt hier durch einen gleichsam nur zufälligen Mittelsmann eine neue Macht kennen, die ihn unsicher macht. Nicht um den ihm gleichgültigen Burschen zu retten, sondern um sich selber zu belügen, legt Napoleon jenem vergebens die Erklärung nahe, er stamme aus geisteskranker Familie. Ohne Prunk des Worts und der Geste sind hier an nüchternem Tatsachengerüst zwei Weltanschauungen gegeneinandergestellt, Weltmachtgedanke gegen Nationalgefühl. Und dieses siegt mit dem in den Tod gehenden Staps: Napoleon beschleunigt (was ebenfalls geschichtlich beglaubigt ist) den Friedensschluß mit Österreich. Was das ganze, seine Szenen ziemlich locker verknüpfende Schauspiel vor zahlreichen anderen mit vaterländischem Inhalt so schätzenswert hervorhebt, ist der warmherzig einfache, von jeder Phrase freie Ton. Der ‚Staps' (der, nebenbei bemerkt, vor zwei Jahren geschrieben ist) stammt von einem stillen Deutschlandgläubigen.

Wohltuend unterscheidet sich dieses bescheidene Volksstück Molos z. B. von dem, der Ausnutzung einer Konjunktur recht verdächtig gewesenen Schauspiel „Könige" von Hans Müller, das vor einigen Jahren über nahezu sämtliche Bühnen der deutschen Länder lief und nun bereits der Vergessenheit anheimfiel. Auch in dieser Spielzeit wird ein Theaterstück des Brünners Hans Müller das meistgespielte, wahrlich nicht das wertvollste sein. Der Verfasser, der zwischen dem frivolsten Schwank (‚Die Garage') und dem Operettenstoff (‚Ein Walzertraum') einerseits, dem vaterländischen Schauspiel anderseits sich wohl in allen dramatischen Spielarten versucht hat, tritt diesmal mit einem zeitgemäßen Problemstück, ‚Der Schöpfer' an die Öffentlichkeit. (Uraufführungen gleichzeitig am Wiener Hofburgtheater, dem Schauspielhaus in Leipzig, Hoftheater in Coburg und Stadttheater in Halle a. S., Buch bei J. G. Cotta.) ‚Der Schöpfer', dessen Titelrolle am Berliner Lessingtheater Albert Bassermann spielen soll, hat glänzende Theaterwirkungen wie ein Sardousches Stück und enthält eine „Bombenrolle", auf die kein Charakterdarsteller verzichten wird, wenn ihn nicht der literarische Geschmack seines Direktors oder Dramaturgen daran hindert. Es ist ein Arztedrama, wie der ‚Arzt am Scheideweg' von Shaw und ‚Professor Bernhardi' von Schnitzler, Dramen, deren künstlerischen Wert es allerdings nicht entfernt erreicht. Denn nicht auf psychologische Tiefe, menschliche Wahrhaftigkeit und tatsächliche Glaubhaftigkeit kommt es Hans Müller an als vielmehr auf die allerdings nie versagende, mit sicherem Instinkt aus jeder Szene geholte Spannung. Der Vorwurf des Stückes besteht darin, daß ein berühmter Gelehrter, der Professor Schumacher, Erfinder eines Heilmittels gegen die Tuberkulose, vor die Pflicht gestellt ist, vermittelst seines Serums dem Liebhaber seiner eigenen Frau das Leben zu retten. Er tut das, aber der Patient stirbt. Der Arzt kommt in den falschen Verdacht absichtlicher Tötung, den er aber nicht entkräften will, um seine Schöpfung, an die er glaubt, zu retten. Da weist seine Frau vor versammeltem Senat an einem Liebesbriefe nach, daß der Freund sich aus hoffnungsloser Liebe selber das Leben nahm. Es erfolgt die Aussöhnung der Gatten, und gleich danach beginnt, wie jeden Tag, der ‚Schöpfer' wieder seine Vorlesung.

Aus ‚Arbeit' von Siegfried Giedion. Altes Theater in Leipzig
(Phot. S. Genthe)

Stoffe aus der vaterländischen Geschichte und Sage behandelt ein Drama Heinrich Lilienfeins und eines

Digitized by Google

Aus ‚Der Schöpfer' von Hans Müller. Schauspielhaus in Leipzig (Phot. S. Genthe)

aus dem Nachlaß Wildenbruchs. Der Schwabe Heinrich Lilienfein greift in seinem ‚Hildebrand' (Uraufführung im Wiener Hofburgtheater, reichsdeutsche Erstaufführung am Danziger Stadttheater, Buch bei Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart) das herrliche Hildebrandslied, eine Perle althochdeutscher Dichtung, wieder auf, erweitert das aus drei Akten und einem Vorspiel bestehende Drama um einige wirkungsvolle und stoffgemäße Motive und behält den ursprünglichen tragischen Ausgang der Sage bei. Der Kampf zwischen Hildebrand und seinem Sohn Hadubrand entspringt nicht mehr ausschließlich dem Nichterkennen, sondern erfolgt bei Lilienfein auf Betreiben von Hildebrands Weib Ute, die sich während dessen Abwesenheit — bei Lilienfein sind es nur noch zwanzig, nicht mehr dreißig Jahre, wie im Heldenliede — einen zweiten Gatten, Herrn Sindolt, erkor. Ute selber erkennt Hildebrand, als er ihr gegenübertritt, aber er ist für sie tot. Ihn hat sie auch früher nur mit scheuem Verehren geliebt, jetzt ist er ihr vollends fremd geworden in zwanzig Jahren, in denen er Mannendienst draußen tat. Sindolt indes gehört die Liebe ihres Bluts. Hildebrand

Digitized by Google

Aus ‚Ermanarich' von Ernst von Wildenbruch. Schauspielhaus in Dresden (Phot. Hugo Erfurth)

fordert Liebe, die er selber nicht gepflegt hat. Als Vater und Sohn im Beisein der Mutter einander gegenübertreten, spricht Ute nicht das klärende Wort. So zieht der Sohn gegen den Vater das Schwert und fällt selbst im Zweikampf. Dem Hildebrand aber, der heimlos weiterzieht in den Reckenkampf, folgt Utes Fluch. Es gelang Lilienfein, in einer knappen, herben, stabreimenden Sprache, die rhythmisch frei sich bewegt, die Stimmung alter Volksballaden einzufangen.

Schwieriger ist es, ein Verhältnis zu dem von Ernst von Wildenbruch nachgelassenen Drama zu finden: ‚Ermanarich der König' (Uraufführung am Kgl. Schauspielhaus in Dresden, Buch bei G. Grote, Berlin). Berthold Litzmann, der treue literargeschichtliche Gefolgsmann des Dichters von Jugend auf, sagt im Vorwort zur Ausgabe dieses Dramas: „Für manches hat erst der große Krieg das innere Ohr erschlossen, vor allem für die Königssorge und die Königsnot, die den um die Wende des Jahrhunderts sorgend in die Zukunft seines Volkes blickenden Dichter und Seher nicht schlafen ließ, ihn zwang, dies prophetische Lied von Kampf und Sieg zu

Aus ‚Nur sechs Schüsseln' von G. F. W. Großmann Schauspielhaus in Frankfurt a. M. (Phot. R. Dantes)

Digitized by Google

singen." Das Stück, das Wildenbruch acht Jahre beschäftigte, bis er es schließlich doch nicht der Öffentlichkeit übergab, spielt in der Zeit der Völkerwanderung, im Jahre des Einbruchs der Hunnen in Europa. Der neunundneunzigjährige Ostgotenkönig Ermanarich aus dem Geschlechte der Amalungen, der die Balten wie die Goten aus der Hunnenbedrängnis rettete, will im Glauben an die göttliche Sendung seines Stammes das Erbkönigtum errichten und ist hartnäckig genug, auch dann noch darauf bestehen zu wollen, als sein Erstgeborener Torismund von einem Gotenpfeil getötet wurde und sein tückischer zweiter Sohn Hunimund an der Reihe wäre. Erst als dieser aus Rachgelüst selbst den Feind ins Land läßt, verflucht der Alte das eigene Geschlecht und erwählt den ‚königlichen Menschen' Alarich, den Balten, zum Nachfolger. Diesem wird die längst geliebte Tochter des Westgotenkönigs Atanarich zuteil, Waladamara, die Ermanarich aus Staatsgründen zur Heirat zuerst mit seinem ältesten, dann sogar mit dem verrohten zweiten Sohne hatte zwingen wollen. Wir stehen diesen blutleeren Figuren eines gedanklich und dichterisch schwachen Alterswerks teilnahmelos gegenüber. Die alte Begeisterung Wildenbruchs, der alte Theaterinstinkt ist geblieben. Aber das geistige Band ist hier gar dürftig geworden. Das Drama der deutschen ‚Königsnot' muß uns, so groß dieser ‚Ermanarich' gewollt gewesen ist, erst noch geschenkt werden.

Die neue Dramatik der dem Expressionismus nahestehenden Dichter brachte einen Romantischen Abend von Georg Kaiser und ein Werk des in Hamburg lebenden Kunstschriftleiters Hans W. Fischer, ‚Der Motor' (Uraufführung des letzteren am Düsseldorfer Schauspielhaus). Hans W. Fischer, der bisher nur einmal als Dramatiker hervorgetreten war, mit dem ‚Flieger', stellt in den Mittelpunkt seines neuen Werks eine auch Sombart und Rathenau beschäftigende Frage: die nach den Wirkungen der Mechanisierung der Welt durch die Maschinenkultur. Ein amerikanischer Großindustrieller, Endell, gibt die Antwort. „Ich bin der Meinung," so sagt Fischer, „daß ein solcher Mann zu einer ungemeinen Größe heranwachsen kann, genau zu der Größe, die die Griechen als Überhebung, als Hybris empfanden: das heißt, zu einer lebensfeindlichen Gewalt, die mit Notwendigkeit die feinen seelenhaften Dinge der Welt, selbst die Empfindung in der eigenen Brust, töten muß." Auf diesem Gedankenuntergrund baut Hans W. Fischer in einem überknappen, verkürzenden Sachlichkeitsstil, der demjenigen Sternheims und Georg Kaisers verwandt ist, sein Geschehen auf: den Autokönig, der, Allgebieter in seinem Reiche, nicht mehr die Fähigkeit in sich hat, eine Frau festzuhalten, wohl aber die, sie zu vernichten, nachdem sie durch seine Schuld die Geliebte eines anderen Mannes geworden war, nämlich des Künstlermenschen Völkers, der als Vertreter des deutschen Gemüts dem amerikanisierten Hirnmenschen gegenübergestellt ist. Das Stück hält nicht durch alle fünf Akte völlig, was es verspricht: es neigt, wie manches andere der Jüngsten, gelegentlich mehr als billig zum Kinostil. Unstreitig aber ist der geistige Inhalt des Werks erheblich, seine dramatische Technik sogar glänzend.

Georg Kaiser, der jahrelang zum Schweigen verurteilt war, macht jetzt von der Gelegenheit, sich vernehmen lassen zu können, reichlich Gebrauch. Die erste der für diesen Winter in Aussicht stehenden Uraufführungen neuer Werke Kaisers fand an seiner Stammbühne, dem Neuen Theater in Frankfurt a. M., statt und war als ein „Romantischer Abend" bezeichnet. Er umfaßt drei, schon vor einer Reihe von Jahren geschriebene und nur für einen Freundeskreis gedruckte Einakter: ‚Claudius', ‚Friedrich und Anna', ‚Juana', die durch das gemeinsame Hauptthema vom Weibe und durch ein besonderes verbunden sind: den Drang des Mannes nach dem Alleinbesitz des Weibes. Dreimal wird das Thema verschieden gelöst: Claudius erstickt sein junges Weib, als er erfährt, daß sie eine Dirne ist. Friedrich, der Platoniker, überwindet sich, den vorehelichen Geliebten seiner Anna zum Gastmahl zu laden. Juana endlich, die einem von zwei Männern nach deren Beschluß den Giftbecher reichen soll, leert ihn selber, da sie beide gleich liebt. Es sind geistvolle, in der Entwicklung (wenigstens der zweite und dritte Einakter) glänzend geführte kleine Spiele.

Das Frankfurter Schauspielhaus brachte die Belebung eines der ‚Leib- und Magenstücker' von Goethes Mutter, ‚Nur sechs Schüsseln', von dem ersten Frankfurter Theaterdirektor, G. F. W. Großmann, dem 1743 in Berlin geborenen Schauspieler, Dramatiker und Bühnenleiter. Selbst unter dem Einfluß der ‚Minna' des von ihm verehrten Lessing entstanden, ist ‚Nicht mehr als sechs Schüsseln' das Vorbild zahlloser ‚Familiengemälde' geworden, die auf ähnliche Weise bürgerliche Tüchtigkeit im Kampf mit aufgeblasenem Adelstum zeigen und jene über dieses obsiegen lassen, wie es bei Großmann dem wackeren Demokraten Hofrat Reinhard in der kleinen Residenz mit der morschen Sippe des ersten Stands, der Hof- und Adelsleute, gelingt. Zwischen ‚Emilia Galotti' und ‚Kabale und Liebe' entstanden (1777), enthält auch dieses auf einen ernsten Grundton gestimmte Lustspiel, das mit dem restlosen Sieg der Guten endigt, in behaglicherer, dem Fassungsvermögen eines bequemen Spießbürgertums sich geschmeidig anpassender Form etwas vom Geist der Auflehnung, der damals durch die Welt ging. Der rührige Dramaturg der Frankfurter Städtischen Bühnen, Dr. Georg J. Plotke, hatte das Stück sorgfältig überarbeitet (Buch bei Georg Müller in München).

Von den verdienstlichsten und schönsten Leistungen der Zeißschen Bühnen in diesem

Digitized by Google

Spieljahr liegt eine auf dem Gebiete der Oper (Glucks ‚Alkeste'), eine zweite auf dem Grenzgebiet zwischen Oper und Schauspiel. Diese letztere war die Auffrischung eines Goetheschen Singspiels, ‚Erwin und Elmire', das in der Umarbeitung aus Goethes italienischer Zeit und mit der Musik Reichardts nicht unbekannt, hingegen in der ersten Fassung mit der Vertonung von Goethes Jugendfreund Johann André in Offenbach, dem späteren Gründer des Musikverlags, seit Goethes Tagen nicht mehr aufgeführt worden war. Für seinen Zyklus ‚Der junge Goethe' griff das Frankfurter Schauspielhaus auf diese, Lilli gewidmete Urform von 1775 zurück, ähnlich wie auch für ‚Faust' (mit dem ‚Urfaust'), für ‚Stella' (mit dem ursprünglichen Schluß: der Doppelehe) und für die ‚Mitschuldigen' (in der kürzeren, einaktigen Gestalt). Ein paar Jahre zuvor hatte auch ein anderes Singspiel Goethes, ‚Scherz, List und Rache', mit der damals ebenfalls neu aus den Archiven hervorgeholten Musik Christoph Philipp Kayſers am Karlsruher Hoftheater Erfolg, trotzdem diese so wenig wie die Andréſche als Kunstwerk eben etwas Besonderes bedeutet. Weder Kayſer noch André sind Originale, wohl aber gebildete, sorgsam arbeitende Rokokomusiker von Zartgefühl. Und so hört man doch mit Vergnügen dem anmutreichen, musikalischen und Wortgeplauder einer auch in den Kleinkünsten geschmackvollen Zeit zu. Die Handlung von ‚Erwin und Elmire' hat Goethe dem englischen ‚Landprediger von Wakefield' von Goldsmith entnommen. Sehr ausgiebige Wechselreden wechseln ab mit Ensemblesätzchen und Liedern, zu denen zwei Köstlichkeiten wie das ‚Veilchen' und ‚Ihr verblühet, süße Rosen' gehören. Die Frankfurter Aufführung ließ das Werk mit Stilgefühl als ‚Theater auf dem Theater' erstehen, auf der Gartenbühne eines Rokokoparks vor einem an der Handlung teilnehmenden Publikum in Reifrock und farbigen Fräcken.

Auf einen ernsthaften Versuch, die Pflege der Operette durch künstlerisch wohlerwogene Aufführungen zu veredeln, darf zum Schluß mit einigen Worten hingewiesen werden. Er geschah im Rahmen von sogenannten ‚Operettenfestspielen' auf der vom Kgl. Maschinendirektor Adolf Linnebach-Dresden eingerichteten Bühne des pompösen neuen Festsaals, welchen Professor Stürzenacker-Karlsruhe im Neuen Kurhaus von Baden-Baden erbaute. Man erstrebte durch ein möglichstes Gleichmaß der Kräfte, ohne ‚Stars', rein durch Gesamtspielwirkungen künstlerischen Eindruck, und dies gelang dem Leiter der Baden-Badener Aufführungen, dem Mannheimer Intendanten Dr. Karl Hagemann, der in seinem Ausstattungsleiter Ludwig Sievert eine hervorragende Kraft auch für solche Aufgaben besitzt, bei zwei der drei von ihm einstudierten Werke (dem epigonischen ‚Opernball' von Heuberger und Offenbachs ‚Orpheus in der Unterwelt') nur teilweise, beim dritten, der ‚Nacht in Venedig', hingegen ausgezeichnet. Diese überaus melodiöse romantische Operette von Johann Strauß, die keine überragenden Einzelleistungen fordert, hat eine glückliche Auferstehung feiern können.

Dr. Ernst Leopold Stahl

Figurinen zu ‚Eine Nacht in Venedig'
Entwurf von Ludwig Sievert für die Operettenfestspiele in Baden-Baden

Digitized by Google

Teuerungszeiten und Wuchergewinne

Von Professor Dr. E. Heyck

Viele tun Unrecht, vom klassischen Altertum nichts mehr wissen zu wollen. Eine Fülle von Utopien und ihren Enttäuschungen, unendliche Erörterungen und Widerlegungen könnten wir dank seinen Lehren ersparen und verringern. Wir würden sie bündiger, begriffsfertiger behandeln, kennten nur wenigstens die Studierten und die Belesenen den Aristophanes halbwegs so, wie er vom großen Teil des atheniſchen Volkes verſtanden und lachend, nicht ohne Selbſtſpott, bejubelt ward. Da haben wir ſchon die ganze zuverſichtvolle Frauenrechtlerei in ihrem Bündnis mit dem jeglichen Segen verheißenden Bolſchewikiſtaat; wir erleben die ‚intellektuellſten' Verſtiegenheiten akademiſcher Sophiſten, und der verwegene Hohn der ‚Ritter' ſtellt uns in einen Politikerkreis, der an Neuzeitlichkeit die heutigen gewiß hinter ſich zurückläßt. Mit einem Mut, der ſeine einzige Deckung hat in der tollen Dreiſtigkeit einer den ganzen öffentlichen Zuſtand überhaupt umfaſſenden Verulkung, führt im Jahre 424 der junge Ariſtophanes in dieſer ſeiner erſten, den Preis erringenden Komödie den Stoß gegen den allmächtigen Kleon. Die Verbindung von Kriegsgewinnlerei und Regierungseinfluß, ähnlich wie das zur Zeit der Jakobiner und Thermidorianer in Frankreich während der Koalitionskriege wiederkehrt, bringt ihren klaſſiſchen Typus hervor in dieſem attiſchen Lederhändler, der mit ſeinem grobpfiffigen Redeſchwall, mit ſeinen frech verlogenen Anſchwärzungen jedes Widerſachers ſeiner Tyrannei den Ochlos, den Stimmpöbel, lenkt und, da dies mitten in den peloponneſiſchen Krieg fällt, die geſamte Heereslieferung in Leder, die Ausrüſtung der Hopliten vom Koller und Schild bis zum Schuhwerk an ſich bringt, zu unbeſehenen Preiſen, die der Staat, das heißt in letzter Linie er, bewilligt. Verſpekuliert und ſchwer verſchuldet, als er ſich des Staatsruders bemächtigte, ſo berichtet Älian, ward er in wenig Jahren ein überreicher Mann, der ſeine Gewalthaberſchaft durch die Furcht vor ſeiner verſchlagenen Gemeinheit zu feien wußte. Weil kein Schauſpieler die in den ‚Rittern' den Kleon verkörpernde Perſon zu ſpielen wagte, hat der Dichter ſelbſt die Rolle übernommen; mit freiem, nur gemaltem Geſicht mußte er ſie ſpielen, da nicht einmal jemand die übliche Bühnenmaske anzufertigen wagte.

Mit den erſten Worten ſind wir in der Handlung. Auf Wegen der Vernunft und der Gutſinnigkeit läßt ſich dieſem Kerl nicht beikommen; die ſind in Athen hoffnungslos von ihm zugrunde gerichtet. So verfallen denn die zwei im Spiel, die dem ſtumpfgewordenen alten Hausherrn Demos, dem Volksſtaat, redlicher zu dienen trachten, auf den Gedanken: man kann dieſen ſkandalöſen Beherrſcher der Verſammlungsbeſchlüſſe höchſtens noch über-, oder vielmehr unterbieten. Und da gerade ein gewöhnlicher Blutwurſtmacher die Straße daherkommt, der mit ſüdländiſch heulender Ausruferſtimme die Würſte auf ſeinem Tragbrett ausbietet, machen ſie ſich an den heran. Nach raſchem Übergang des Geſprächs zu den öffentlichen Zuſtänden finden ſie eine fabelhafte Einſicht bei ihm; er wäre der Mann, an die Spitze des Volks zu treten! — Sie ſollen ihn in Ruhe laſſen, antwortet der wackere Blutwurſter. Was das für einen Sinn hat, ihn ſo aufzuziehn? Er bedankt ſich ſchön für die Politik, pfui Teufel! Aber die laſſen nicht locker. Und allmählich horcht er ſchon beſſer zu auf das, was auch ſeiner kleinbürgerlichen Mißvergnügtheit einleuchtend wird. „Siehſt du's vor Augen, wie in der Verſammlung Kopf an Kopf das atheniſche Volk ſteht?" — „Ja, ſchon!" — „Alſo, von allen gedankt und bewundert, wirſt du der Führer ſein, Gebieter der Agora, Gebieter der ſchwerbeladenen Häfen, Machtherr der Pnyx! Die Feldherren ohrfeigſt du, in den Hintern trittſt du den Staatsſekretären!" Kurz und gut, der Mann fängt an, dem Vorſchlag Geſchmack abzugewinnen. Aber wie ſoll er denn das Zeug zum Politiker haben? — „Lächerlich! Du tuſt genau dasſelbe, was du ſonſt getan. Du wurſteſt zuſammen, was gerade zur Hand iſt, du richteſt dich nach dem allgemeinen Geſchmack und kirrſt ihn mit grober Würze nach dem neueſten Rezept. Was ſollſt du weiter brauchen? Banauſe biſt du genug, ehrlich vermagſt du dich als Proletarier zu rühmen, die wüſte Stimme haſt du, knotigen Gaſſenwitz genug, daß dir die ‚ſtürmiſche Heiterkeit' nicht verſagen kann!" Und ſo rollen ſich denn die vertölpelten parlamentariſchen Dialoge des ehrlichen Wurſters und des ſchlemmeriſch verfreſſenen Gerbers, der kürzlich erſt wieder die zur Aufbringung der Kriegskoſten hergegebenen Silberbergwerke des attiſchen Staates billigſt an ſich ſelbſt verkaufte, in der ausgelaſſenſten Verhöhnung, die die Weltliteratur beſitzt, widereinander auf.

Rundet ſich Athens nachperikleiſcher Niedergang zum geſchichtlichen Schulbeiſpiel durch die überſichtliche Kleinheit helleniſcher Staatsverhältniſſe, ſo hat das kaiſerliche Rom durch die Ausdehnung des Reiches, die Freizügigkeit, den großhändleriſchen Weltverkehr andere Seiten des uns Verſtändlichen, wenn auch Vorauseilenden aufzuweiſen. Für die ringbildende Geldmacht beſtimmter römiſch-italiſcher Kreiſe ſind nun die Zeiten des Mißwachſes und des Mangels die Jahre ihrer deſto üppigeren Ernten geworden. Auf alles kann ſchließlich der Menſch verzichten:

Digitized by Google

essen, sich am Leben halten aber muß er, und je knapper die Zufuhren sind, zu desto widerstandsloser gewährten Preisen schraubt man den Käufer hinauf. Rom hat Karthago besiegt und ausgelöscht, aber mit dem, was den punischen Stadtstaat als Merkmal kennzeichnete: plutokratischer Latifundienbetrieb und Korngroßhandel, hat er in seinem Untergang den römischen Bürgerstaat vergiftet. Durch den Korngroßhandel aus den Provinzen ward der italische Getreidebau, schließlich die Landwirtschaft vernichtet. Es führt hier zu weit, wie er auch die Provinzen, zuerst Sizilien, Spanien, der Reihe nach erschöpft und verödet hat. Den italischen Bauern hat man den Übergang zum Weinbau und zur Pflanzung von Ölbäumen angeraten, aber die so eintretende Überzeugung hatte auch wieder die Unwirtschaftlichkeit zur Folge; nach einem berühmten ‚Weinkrach' wurde staatlich das Herausreißen der allzuvielen Reben angeordnet. Auf die Art kam es dahin, daß neben den großen Getreideflotten aus Tripolis, der damals hochfruchtbaren Cyrenaika und aus Ägypten nun auch noch die übrigen Bodenerzeugnisse gutenteils durch den Handel von Übersee hereinkamen und in Ostia, dem römischen Stadthafen — dessen Lagerhäuser die italischen Archäologen neuerlich ausgruben — und in den sonstigen Seeplätzen der Halbinsel gelandet wurden. In den Händen der reichen Großunternehmer kommen die ausgestorbenen, billig angekauften Landgüter zusammen. Dort, abgesehen von ihren weiträumigen, palastartigen Villen, richten sie ihre großindustriellen Sklavenbetriebe ein. Mit deren gewerblichen Massenerzeugnissen von Wollwebereien und Verbrauchswaren allerart wird auch noch das bürgerliche Handwerk erdrückt. Es fristen sich nur die Reste mühseligen Kleinmittelstandes im Lande. Maßregeln der Kaiser, wozu im Jahre 193 der Erlaß gehört, daß jeder in Italien und den Provinzen das unbebaute Land, welches er unter den Pflug nimmt, zu eigen gewinnt, schaffen bei den fortdauernden Monopolen des Großkapitals und der Einfuhr die entscheidende Abhilfe nicht. Ein stetige Masse von Arbeitslosen und Überdrüssigen strömt nach der Hauptstadt zusammen, wo man früh den ‚sozialpolitischen' Ausweg hat betreten müssen, sie durch monatliche Brotfreikarten und Kinos, möchte man sagen, durch ‚panem et circenses' in einer erschlafften, selbst zum Aufruhr nicht mehr taugenden Lazzaroni-Zufriedenheit zu erhalten. Dieser sozial selbstmörderische Zustand geht solange, als die Steuerkraft der vornehmlich ausgepreßten Provinzen noch immer gewaltige Staatsmittel nach Rom führt, das Ausbeute- und Unternehmersystem innerhalb des Weltreichs den Vermögendsten die offene Hand gibt für die vielköpfigen Klientelen und Schmarotzer und die müßige Schaulust der Menge. Das echte, vollbürgerliche, alte Römertum ist schon am Anfang der Kaiserzeit in Bedeutungslosigkeit gesunken. Auch diese Schichten, die Rom zur Größe getragen, verarmen, ziehen sich zurück, sie kommen nirgends mit gegenüber den neuen Leuten. Die Freigelassenen aus dem Osten sind die Hauptinhaber des Handels und der Geldgeschäfte jeder Form. Sie werden die finanziellen und politischen Vertrauten der auf eigene Hand sich in Ränken und Geschäften betätigenden hohen Damen, während bei den Kaisern schon bald nach Augustus derartige Freigelassene die Geheimsekretäre, Berater, Kabinettminister sind. Sie entstammen allermeist dem gleichen Asien wie die Kreise der Milliardäre. Es sind die vom östlichen Mittelmeer, wo der Hellenismus die Sprache und eine dünngefirnißte Kultur gibt, gekommenen Levantiner und Syrier. Dort im Morgenlande, wo schon in der alttestamentlichen Sage die Söhne Jakobs an eine die Sinaiwüste durchziehende Karawane ihren Bruder Joseph verhandelten, ist das klassische Urgebiet des die Erdteile durchzweigenden Menschenhandels mit jungen Männern und mit Mädchen. Zur Zeit des Weltreichs werden zu Tausenden ständig diese jungen Vorderasiaten nach Italien verschifft. Unzählige bleiben die armseligen, ewig mit Kreuzigung und Geißelung bedrohten Gefangenen der Unternehmerarbeit oder die Köche, Gärtner, die Hausssklaven. Andere machen, nur weder so ehrlich noch keusch in der Regel, die Laufbahn des Joseph, werden die zuerst so gelobten, anstelligen, später so allwissenden, allbestimmenden, nicht mehr abzuschüttelnden Verwalter und Schatzmeister. Sie werden Testamenterben des Herrn und der Dame — die Kinderlosigkeit gehört mit ins spätrömische Bild — oder sie verbinden sich etwa mit einer ähnlich befähigten ehemaligen Lieblingssklavin und nachher gewinnbringend ins öffentliche Lupanar gesteckten Kokotte, die ihre Privateinkünfte gleichfalls auf die Seite brachte. So verlegen sie sich mit ihren Beziehungen auf das Lebensmittelgeschäft, auch den Transport in Schlachtvieh, führen wohl selber Sklaven aus der Heimat ein, und wenn sie soweit gelangen, vollziehen sie ihren Übergang in den schon engeren Kreis der großen Geldgeber, die wieder die Unternehmer auswuchern, indem sie keine sich ihnen entziehende Selbständigkeit zulassen und so an allem mit hochprozentigem Zins, aber gedeckter Verlustgefahr beteiligt bleiben.

In allen älteren Völkerzeiten sind Hungersnöte häufig, die schon aus geringeren Ernten entstehen. Die damaligen Verkehrsverhältnisse gleichen noch keinen Mißwachs aus, der Kornhandel ist zu abhängig von seinen besonderen Gebieten, und seine Hochkonjunktur ist eben, daß der Mangel nicht ausgeglichen wird. In solch eine Notzeit stellt der römische Satiriker Petronius seine Schilderung der in jeder Klotzigkeit und Protzigkeit sich genugtuenden Schlemmerei, die als eine Art jour fixe der hausherrlichen Mittagstafel

Digitized by Google

bei dem reichen Trimalchio (Dreifürst', der Name halb griechisch, halb semitisch-syrisch) stattfindet. Um Trimalchios Tisch kristallisieren sich die Typen, die seiner jovial splendiden Selbstbewunderung entsprechen. Da sind die ähnlich, doch nicht wie er emporgekommenen Freunde, ebenfalls Freigelassene. Dann der in diesen Geldkreisen bewanderte Advokat, der Kundi e der Rechtsparagraphen und ihrer Maschen; über einen, der gerade gestorben ist, führt er das Wort, Chrysanthus (Goldblum), „ein lieber Kerl war's! Ehrlich hat er gelebt und ehrlich ist er gestorben! Wo er nur einen Groschen sah, zog er ihn mit den Zähnen aus dem Dreck. Wenn ihm was testamentarisch vermacht war, er verstand's, daß er noch das Legat der andern Erben kriegte. Was er anfaßte, wurde Gold." Sodann der Künstler, Bildhauer mit Gattin, der die Grabmälerkunst als die am wenigsten unsichere begriffen hat. „Gajus Pompejus Trimalchio der Mäzen" wird künftig auf dem Denkmal stehen. Ferner der altfreie Römer, dessen bürgerliches Geschäft zum Bankerott geführt hat, der nun froh sein muß um einen kostenlosen Tischplatz und dafür zwar reichlich Trimalchios Lehren anzuhören hat, daß er nicht klug war, vor allem zu töricht verschämt, zu ehrempfindlich; hatte er doch noch, als zuletzt seine Habe verauktioniert ward, einen Anschlag angebracht: „Julius Proculus läßt seinen entbehrlichen Hausrat versteigern!"

Endlich sitzt einer dabei, auch so ein gealterter Freigelassener, nur daß er jenes andere Widerspiel im Orientalentum vertritt, das verinnerlichende, altgläubige, demütigehrsame, und ungemein paßlich hierzu seinen alten Sklavennamen Ganymed führt. Lange nur zuhörend, mischt er sich im belebtesten Augenblick in diese Gespräche, wie wundervoll wieder zurzeit verdient wird. „So reden wir, und keine Seele denkt daran, was aus dieser absehlosen Teuerung noch werden soll! Ein ganzes Jahr lang haben wir den Hunger! Es ist nicht recht, wie es zugeht! Der Schinder soll die Beamten holen, die Dekurionen. Das Volk geht zugrunde bei dieser Preisschrauberei, und jene Hunde drücken die Augen zu, helfen mit ausquetschen! Für die Schmiergelder, die sie einstreichen, verkaufen sie unser Leben. An einem Tag nimmt so ein schlechter Kerl mehr ein, als unsereins im Vermögen hat. Das waren noch andere Leute, als ich zuerst aus Asien kam. Grob waren sie, scharf wie Pfeffer, aber rechtschaffen. Deswegen war Achtung vor den Amtsstellen. Damals war das Brot wohlfeil wie die Steine auf der Straße. An einem Batzenbrot konnten zwei sich sattessen. Jetzt hab' ich nächstens mein Gespartes aufgezehrt und werd' mein Häuschen angreifen müssen. Aber das kommt, weil man nicht mehr an die Götter denkt. Weil wir keine Religion mehr haben, haben wir dies schändliche Elend" — —

„Red' doch gescheiter!" unterbricht hier einer der Klienten. Die anderen haben doch eigentümlich dazu geschwiegen. „Das sieht ein Kind, daß alles jetzt besser ist! Das Land kann doch nichts dafür, wenn es brach liegt! — Wo hat man vordem solche Kultur gehabt! Allein nur die Spiele! Gewöhnliche Sklaven schickte man in die Arena; jetzt fechten Freigelassene, und was für Gagen und Geschenke bekommen sie! Die reichen Damen sind ganz verrückt in sie! Was haben wir für reiche Leute gegen die Knicker von früher! Das Geld liegt auf der Straße, man muß es nur aufnehmen, es war noch nie so viel Wohlstand" ...

Es gehört zu den guten Eigenschaften des Trimalchio, daß er diesen Ganymed dabei hat, seinen alten Kameraden und Mitsklaven nicht verleugnet. Es ist auch Rasseeigenschaft. Man kann das nicht besser als bei Petronius lesen. Es sind dabei die Epikureismen der Selbstgefälligkeit, die geliebte Zwanglosigkeit, letztlich die mangelnde Härtung bestimmter Kräfte. Es reicht immer vielseitig zur Macht, reicht auch zum Baron und Großgrundbesitzer, aber nicht zum Junker. Darum behält ihr Aufstieg immer die gleichen Schranken, seit der Kanaanäer Ben-Mentana allmächtig bei dem Pharao Merenptah war oder Nehemia am Perserhof. Der Germane will herrenhaft, vornehm werden, opfert dafür Genüsse und Bequemlichkeit. Es bedurfte für Deutschland des englischen Musters nicht, wie alles zum Gentleman und zu der aristokratischen Gesellschaft strebt. Als ehemals das Geld den Ritterstand enteignete und abhängig machte, wurden die Kaufmannssöhne die Turnierer und die Junker, die in den Artushöfen saßen. „Sie hassen nach Herkommen allen Adel," sagt die Zimmerische Chronik, „und affektieren adelig, wenn einer in Nahrung kommt; nach lange getriebenem Wucher lassen sie sich adeln und herren."

Um die Zeit, da der schwäbische Graf Froben von Zimmern das niederschrieb, waren in der wucherischen Ausbeutung unsere Landsleute nicht hinter den sonst gescholtenen Juden zurückgeblieben oder hatten sie abgelöst. Die Wirkung wird dadurch umfassender und härter, wenn zuzeiten der gedankenlose Satz ‚Geschäft ist Geschäft' mit den Deutschen allgemeiner durchgeht und sich so ein materialistisches Getriebe formt, das in der Kalischnauzigkeit und Großschnauzigkeit seine Krönungen findet. — Bis um 1100 ist der festländische Großhandel und Geldverkehr nur erst der Wirkungskreis der Juden und neben ihnen der kaufmännischen Sarazenen aus den arabisierten Ländern der Kalifen. Der semitische Handel nimmt da die Stelle ein, wie etwa heute der europäische im Kongostaat. Nur liegt die Ursache nicht in Unkultur, von der keine Rede sein kann, sondern in der kirchlichen Macht und der reichsfränkischen Gesetzgebung. Mit sozialpolitisch bester Absicht hatte die Kirche, nachdem sie im Römerreich zu staatlicher

Digitized by Google

Einsetzung gelangte, die Zinsleihe bekämpft und verboten (Lukas 6, 35: man solle nicht leihen, um Vorteil zu hoffen, kam da nur gerade gelegen). Sie will den ruinösen Groß- und Trustkapitalismus treffen; es soll wieder ein natürlicher, unmittelbarer Handel und Warenaustausch gesunden. Im Römerreich, wie später in Italien, hat sie nur nichts damit ausgerichtet. Dafür trägt sie die unerfüllte Forderung, indem diese zu einer eigensinnigen und nicht mehr verstandenen religiösen Theorie erstarrt, in die jungen Missionsländer, zu deren Wirklichkeiten sie am schlechtesten paßte. Von dieser christlichen Unterbindung der Geldgeschäfte wurden nun die Juden, die mit den Römern nach Gallien und in die rheinischen Gegenden einrückten, sich von dort ausbreiteten, nicht mit betroffen. Es ist ihnen nie vorher und nie wieder so gut gegangen wie im Frühmittelalter. Wenn ihnen gelegentlich ein auf die Zustände achtender merowingischer König, den sie beim Einzug in eine Stadt begrüßen, dann zur unverblümten Antwort ungefähr dasselbe ausspricht, was heute viele von einem Teil der Juden denken, so ist doch von öffentlichem Antisemitismus keine Rede. Der Deutsche sieht diese reichgekleideten Mitbewohner noch mit seiner naiven Hochachtung vor dem Nichtheimischen an. Die älteren Miniaturen, wenn sie zum Beispiel die Händler und Wechsler im Tempel zeichnen, stellen sich diese in solchen buntprächtigen, reichen Trachten vor. Die Juden zu dieser Zeit wohnen, wo sie mögen. Sie kaufen Grundbesitz nach ihrer Willkür und Berechnung; seit der karolingischen Großpolitik stehen jüdische Vertrauensleute zu den Kaisern und Königen, Kanzlern und geistlichen Fürsten als die weltkundigen, auch vielfach politisch gebrauchten Agenten. In Fühlung mit dem sarazenischen Verkehr verzweigt sich ihr Großhandel von Asien und Afrika bis Irland und in den hohen Norden. Verbietet Byzanz den Durchpaß ihres Menschenhandels, so tut im älteren Abendland, vor dem fürsorglichen, trefflichen Kaiser Konrad II., niemand Einhalt, wenn sie ihre Karawanen böhmischer, russischer, nordischer Mädchen, die sie aus der elterlichen Muntschaft kaufen, und knabenhafter Jünglinge, die sie eigenhändig zu Eunuchen herrichten, durch Deutschland, Frankreich nach Spanien und in die weiteren Länder des Islam führen. Da Verdun an der deutsch-französischen Grenze liegt, ist diese Bischofsstadt für sie ein oftgenannter Hauptsitz. An der Grenze gibt es stets die besondere Mannigfaltigkeit der Praktiken, nicht nur in Kriegszeit. Im übrigen sind sie die Monopolisten des Leihgeschäfts gegen Faustpfand, zu Zinssätzen, über die sie sich nur einig zu sein brauchten. Von Stadtobrigkeiten, die ihnen im späteren Mittelalter schärfer auf die Finger sehen, finden wir als Zinstaxe etwa zwei Pfennig wöchentlich für das Pfund Silbers festgesetzt, bei Bürgern; das sind 43½ Prozent. Von Nichteingesessenen — Bauern, Rittern — können sie aber nehmen, was sie bekommen.

Aus Anlaß einer wunderbaren Hochkonjunktur, durch deren Überspannung, ist all diese Gunst zuerst ins Wanken gekommen. Vor 1095 liegen eine Reihe Mißwachs- und Teuerungsjahre. Sie haben nicht zuwenigst beigetragen, der Predigt zum ersten Kreuzzug, welche Papst Urban II. veranstalten ließ, die verarmten, entwurzelten, bei mittelalterlichen Hungerzeiten ohnedies stets in Aufbruch und Umherirren geratenden unteren Massen, neben den Lehens- und fürstlichen Ritteraufgeboten, zuzuführen. Alle Welt, Ritter und Pilger, braucht Ausrüstung für die Kreuzfahrt, und das dafür Nötige befindet sich, rechtzeitig aufgekauft, in den Händen der schieberischen Händler. Nichtsdestoweniger braucht man diese Gegenstände, braucht auch vor allem Barmittel, verpfändet und verkauft zu noch so jämmerlichen Preisen und überzahlt desto höher, was man mitnehmen muß. So brechen erstmals, nicht ohne längst angestaute Stimmungen und Kritiken, mit elementarer Volksgewalt die Pogrome der Kreuzzugsjahrhunderte los, mit ansteckender Verbreitung und mit gedanklicher Nachdauer des Judenzorns, der sich nicht wieder unterdrücken läßt. Unmittelbar werden diese Vorgänge zum Glück der ‚Lombarden', der italienischen Geldleiher, die sich als Konkurrenten der Juden festländisch ausbreiten. Aber das geschichtlich Wichtige, Denkwürdige ist, daß nunmehr der bisher wenig bedeutende heimische Handel sich zur Selbständigkeit erhebt. Er organisiert sich genossenschaftlich, wie immer die deutsche Selbsthilfe tut, in kaufmännischen Gilden, die nur Landsleute aufnehmen, und bildet seine den Juden gesperrten, nicht beziehungslos christlich benannten ‚Messen' aus.

Drei Jahrhunderte geht dieser Kampf um den Warenhandel und den Geldverkehr.

Um 1400 ist die Verdrängung der Juden entschieden. Ihnen bleibt die Pfandleihe und Verwandtes. Früher waren ausschließlich sie die ‚Wechsler' gewesen, was auch die wichtige Vermittlung von Zahlungen nach auswärts und in die Ferne einschloß; davon heißen diese schriftlichen Anweisungen jetzt noch Wechselbriefe.

Nur skizzenhaft ließen sich die Entwicklungsgänge hier berühren. Zum Segen des inneren deutschen Lebens, wenn man die edlere Tüchtigkeit des Handwerks ausnimmt, ist jener Kampf um die kaufmännische Oberhand, um den Reichtum, die Eindeutschung des Großverkehrs zunächst nicht geworden. Für längere Zeit nehmen Erscheinungen zu, die sich während der älteren Gilden noch kaum bemerklich machten. Es gibt in Deutschland kein roher materielles Jahrhundert als das fünfzehnte, kein der grobianischen Vergnügung und Üppigkeit des Geldes mehr ergebenes, kein so dem poetischen und geistigen Hochstand der Zeit der Ritterepen und der Spiel-

Digitized by Google

Futterneid

Gemälde von Emil W. Herz

(Einzelkunstblätter im Verlage von Wohlgemuth & Lißner in Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google

mannsdichtung entfremdetes. Und bei der immer begehrlicher entfesselten Gewinnjagd verchristlicht sich auch der gescholtene jüdische Wucher, in anderen Formen und im Verein damit, daß jeder heimische Stand auf den andern zu drücken, ihn verhaßt und verspottet zu machen, den öffentlichen Vorwurf abzulenken, hin und her zu schieben sucht. Mehr und mehr treten die Verständigungen, die Truste der süddeutschen Handelsgesellschaften hervor, die den Verkehr mit Italien und Spanien, mittelbar mit dem Orient, mit Indien betreiben, dazu jetzt auch den Geldverkehr beherrschen, die Fugger voran, die Habsburgs Geschäfte und Anleihen besorgen. Im Warenhandel treiben sie zu besonders ungeheuerlichen Preisen die vielgeliebten, unmäßig gebrauchten Gewürze hinauf, aber auch Kupfer und andern allgemein notwendigen Bedarf. Durch ihren Vorgang wirken diese Patrizierkreise, wie es immer geschieht, auf die Ungesundheit der mittleren Haushalte, durch die ‚Belebung' der Modesucht, des sehr kostspieligen Kleiderluxus und des Genußtreibens.

Schließlich haben sich die Kurfürsten, nach längst vorhergegangenen ungeduldigen Reformrufen, zu Maßregeln vereinigt.

Im Jahre 1512 hat ein Reichstag gegen die monopolistischen Handelsgesellschaften beschlossen. Bei der Wahl Karls V. wurde diesem die Verpflichtung auferlegt, sie zu verbieten. Huttens Büchlein ‚Praedones', die Räuber, richtet sich gegen diesen kaufmännisch-bankmäßigen Hochwucher und gegen dessen Trick, planmäßig gegen die längst abgetakelten Ritter, denen es reichlich schlecht und verschuldet ging, mit abgestandenen Anklagen zu hetzen. Letzten Endes aber drückt der gesamte Zustand auf den Bauern, den eigentlichen Produzenten, aus sämtlichen Richtungen, Herren und Ritter, Juristen und Klerus, Wucher der Bürger und Juden. Darin sind sie geeint, für ihn, den einstmaligen germanischen freien Gehöftherrn, nur Entrechtung, Verknechtung und dazu noch groben Hohn zu haben. Das am Anfang der Regierung Karls V. eingesetzte fürstliche Reichsregiment hat sich ehrlich mit der Aufgabe befaßt, die wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse im nationalen Rahmen des Reiches zur Gesundung zu bringen. Aber die großen Gewinnmacher hatten den Rückhalt des wenig deutschdenkenden Kaisers. So ist das Reichsregiment von diesem Zusammengehn des Habsburgers und der Geldleute gestürzt worden und einer der besten nationalen Reformversuche ergebnislos versandet. Von da ab bleibt nur noch Hoffnung bei den einzelnen Landesfürsten.

Unermüdlich hat einer den Kampf gegen die ‚mutwillige' Teuerung fortgeführt — Luther. Er führt ihn in besonderen Einzelschriften und kommt auch sonst auf den ‚gewissen- und liebelosen' Handel zurück, wo er ein nützlicher Austausch, ohne die Selbstsucht des unnötig gemehrten Zwischenhandels und des Preiswuchers sein sollte. Im Alter überaus scharf und mißtrauisch gegen die Juden gerichtet, die Luther als junger Reformator eher in Schutz genommen — aus religiöser Würdigung — streitet er in seinen jüngeren Lebensabschnitten voran gegen die patrizischen Gesellschaften. Wenn sie es noch 100 Jahre so weiter treiben, müssen sie herbeiführen, daß sich die Deutschen bis dahin mit ihrem Wohlstand ‚untereinander gefressen' haben.

Einen Korngroßhandel römischer Art, außer hansischen Verschiffungen von Ost- nach Westeuropa, gibt es zu jener Zeit in Binnendeutschland nicht. Weder seinen Segen, noch die gefährliche Macht, die in seinen Händen liegt, wenn sich ein Land auf ihn verlassen muß. Aber auch ohne ihn macht sich bei günstig scheinender Gelegenheit die miteinander verkettete Hochschraubung der Preise in Getreide, Vieh, Butter, Wolle geltend, „die doch Gottes Gabe für alle sind": das Verfahren, daß vereinte Händler „ein Gut oder Ware in einem Lande oder in einer Stadt ganz und gar aufkaufen und danach setzen, steigern und geben mögen, wie teuer sie wollen oder können". Deswegen drängt Luther immer wieder auf möglichste Mehrung der Siedlung und Urerzeugung, da in Deutschland „noch viel Land nicht umgetrieben und bearbeitet ist". „Ackerwerk mehren, Kaufmannschaft mindern!" macht er's zum geflügelten Wort. Von Kurzsichtigkeiten hält er sich, was Schmoller an ihm rühmte, fern, verkennt nicht, daß, wo die Schlagwörter der Abhilfe nahzuliegen scheinen, die schwierigsten Vielbedingtheiten sich hinter dieser billigen Einfältigkeit verstecken. — Der Bauer, Bürger, Grundbesitzer müssen auch unter Umständen für den Betrieb Geld aufnehmen. Aber, so ist Luthers nachdenkenswerter Satz: Ungerechtigkeit der Verteilung ist, daß der Geldgeber stets gegen alle elementaren Unglücksfälle, Mißernten, Verwüstungen Vorsorge trägt sich zu decken, dagegen den Schuldner drin sitzen läßt und ihm nun, da es ihm am übelsten geht, am vollständigsten das Fell über die Ohren zieht. Wer an der redlichen Arbeit gewinnen will, soll auch, will Luther, mit ihr die unverschuldeten Schädigungen gemeinsam tragen. An zahlreichen Stellen setzt er sich so für die ganz in Verfall geratene sittlich-soziale Beachtung und Wertung der Arbeit ein, wofür nun der Reichtum und das Geld das kritiklos Anerkannte, zum allseitigen Vorzug Gebrachte sind.

In den hieraus abgeleiteten tief einschneidenden Forderungen berührt sich bereits Luther sehr nahe mit dem 1880 verstorbenen K. Chr. Planck, dem ernsthaft weit vorausblickenden schwäbischen Denker, dessen endliche ‚Entdeckung' zu den Folgen gehört, auf die so manche grelle Erscheinung der gegenwärtigen Kriegszeit führen mußte.

Digitized by Google

Das Mädchen von Lille. Wachsbüste im Musée Wicar zu Lille

Digitized by Google

Meisterwerke alter Wachsplastik

Von Annette von Eckardt

Die Wachsplastik, die alle Kulturvölker gekannt und ausgeübt zu haben scheinen, tritt uns, dem besonderen Wesen des Wachses entsprechend, in zwei Hauptgruppen entgegen: einerseits wurde die sichtbare Eigenart des Stoffes, die matte, fettglänzende Oberfläche und seine leicht zu bewerkstelligende Färbung, in ihrer Weise ausgenützt, und zwar namentlich in Totenmasken, für die ja das Wachs überhaupt eine dem Modell völlig gleichende Stofflichkeit darbot, dann aber auch für Bildnisse, bei denen besonders täuschende naturalistische Wirkungen erwünscht waren. Anderseits bot die leicht knetbare, edle Masse des Wachses, die dem leisesten Druck der bildenden Hand folgt und Dauer verleiht, für den Bildhauer ein ideales Ausdrucksmittel und hat namentlich für die Kleinplastik in Metall von jeher die Rolle des Entwurfs getragen. Alle künstlerischen Erzeugnisse, die das Wachs nach einem dieser beiden Gesichtspunkte, also nach seinen besonderen Eigenschaften, ausnützen und somit zur Erlangung ihres reinsten Ausdrucks auf diesen Stoff angewiesen sind, bilden das Gebiet der eigentlichen Wachsplastik.

Die Gepflogenheit, Totenmasken und danach Bildnisse von Verstorbenen in Wachs herzustellen, ist schon im griechischen Altertum nachweisbar. Die vornehmen Römer stellten die Wachsbildnisse der Vorfahren im Atrium auf; bei Beerdigungen lag die Wachsmaske des Verstorbenen im Schmuck der Kleider auf dem Schaubett, eine Sitte, die sich in der Folge durch das ganze christliche Mittelalter bis ins 17. Jahrhundert auch im übrigen Europa eingebürgert hat.

Im Jahre 1377 wurde für die Beisetzung von Jeanne de Bourbon eine wächserne Schaumaske verwendet. In einer Rechnung über die Beisetzung Karls VII. von 1461 wird die Summe angeführt, die der Wachsabguß der Leiche kostete. Gewöhnlich war der Wachskopf mit einer Perücke geschmückt und die Leiche in prunkvolle Gewänder gehüllt; die wächsernen, mit Juwelen gezierten Hände hielten die königlichen Abzeichen. Es war Sitte, eine solche Paradeleiche 40 Tage lang nach dem Tode auszustellen. Während dieser Zeit mußte zu jeder Stunde des Tages, genau wie bei Lebzeiten des Verblichenen, der übliche Dienst vor dem wächsernen Scheinbild verrichtet werden, ja sogar die Mahlzeiten mit all' ihren feierlichen Gebräuchen wurden in seiner Gegenwart eingenommen.

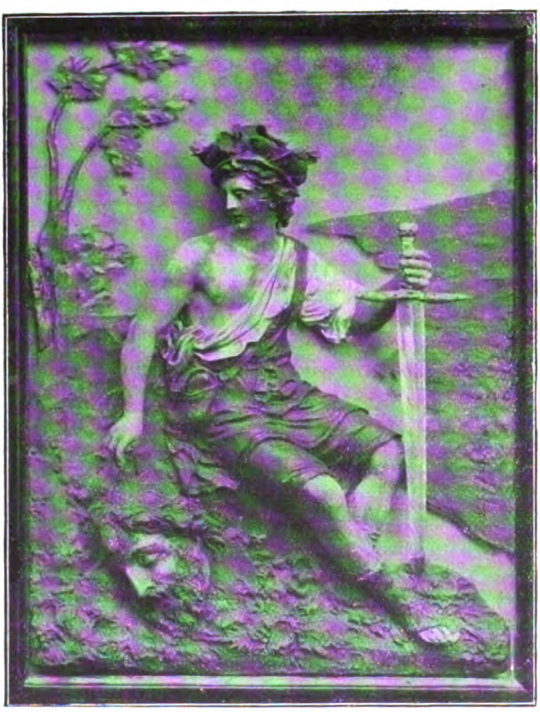
Als Meister im Verfertigen von wächsernen Paradeleichen nennt Vasari den Freund des Andrea Verocchio, Orsino Benintendi,

Modell zum Denkmal des Alessandro Farnese in Piacenza. Wachsbildwerk von Francesco Mochi (Nationalmuseum zu Florenz)

Digitized by Google

den Sprößling einer Familie, die sich seit Menschenaltern mit der Herstellung von Weihegestalten beschäftigte und vorzüglich für die Kirche der Annunziata arbeitete. Freilich gewinnt man den Eindruck, als ob Orsino nur ein geschickter Handwerker gewesen wäre, dessen lebensgroße, bemalte und bekleidete Bildfiguren etwa das vorstellten, was wir heute im Panoptikum zu sehen gewohnt sind. Als z. B. Lorenzo von Medici im Jahre 1478 dem Anschlag der Pazzi glücklich entronnen war, bestellte er bei Orsino ein lebensgroßes Bildnis in Wachs, und zwar gleich in drei Wiederholungen, die er in verschiedenen Kirchen aufstellen ließ. „So geschah es denn," berichtet Vasari, „daß Orsino mit Hilfe und unter Anleitung des Verocchio diese Arbeit vollendete. Das Gerippe der Figur bestand aus Holz, darüber wurden Gewänder gebreitet, die mit einer dünnen Wachsschicht überzogen waren. Der Faltenwurf war so köstlich und von solcher Anmut, daß man sich nichts Schöneres und Lebensvolleres vorstellen konnte. Kopf, Hände und Füße waren aus Wachs geformt, aber innen hohl. Er stellte sie genau nach dem Leben her und malte schließlich mit Ölfarbe die Haare, den Schmuck und alle weiteren Einzelheiten. Diese Arbeit war so gelungen, daß man nicht

Die heilige Margarethe. Florentinisches Wachsbildwerk aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts (Berlin, Kaiser Friedrich-Museum)



David. Florentinisches Wachsbildwerk aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts (Berlin, Kaiser Friedrich-Museum)

mehr von Wachsfiguren reden konnte, sondern geradezu leibhaftige Menschen vor sich zu sehen glaubte."

Der Brauch, Totenmasken in Wachs anzufertigen, zog weitere Folgen für die Wachsplastik nach sich. Es lag nahe, solche Abgüsse zum Ausgangspunkt für künstlerische Bildwerke zu machen, d. h. Bildnisse nach ihnen frei zu gestalten. So nimmt z. B. Giulio Romano 1492 die Totenmaske des Herzogs von Mantua und malt nach ihr ein Bildnis. Als der Gesandte der Republik in Genua Nicolo Capponi 1529 plötzlich stirbt, wird der Bildhauer Silvio Cosini (1497—1547) eiligst an seine Leiche berufen, um die Totenmaske abzunehmen und „Cosini verfertigte nach ihr eine Büste in Marmor, die so schön ausfiel, wie jener erste Entwurf in Wachs".

Fälle dieser Art fesseln uns besonders, wo das freie Kunstwerk auch wieder in Wachs ausgeführt wurde, wie bei dem berühmten ‚Mädchen von Lille'. Die halbgeöffneten Lider dieser Büste geben augenscheinlich den gebrochenen Ausdruck einer Sterbenden wieder.

Digitized by Google

Um die schmalen Lippen spielt ein eigentümlich bitteres Lächeln. Die Gesichtshälften sind etwas ungleich, die Lider ein wenig verzogen. Da der liebliche Ausdruck dieses sterbenden Mädchengesichts den Wunsch erweckte, den Schleier über seiner Geschichte zu lüften, so war man geneigt, den folgenden Brief des Bartolomäus Fontinus mit ihm in Zusammenhang zu bringen: „Es war am 14. April 1485, als Arbeiter, welche damit beschäftigt waren, an der Via Appia Marmor zu brechen, auf drei Gräber stießen. Von einem hieß es, es berge die Gebeine der Familien des Terenz und Tullius; es war mit Inschriften geschmückt. Die beiden anderen Gräber aber wiesen keinerlei Inschriften auf. Nachdem man 10 Fuß tief gegraben hatte, stieß man auf ein Gewölbe von starken Ziegeln und nachdem man auch dieses aufgebrochen, erblickte man einen Marmorsarg. Man öffnete den Deckel, und den Blicken der Anwesenden bot sich ein wunderbares Schauspiel: In dem Sarg lag ein junges Mädchen ausgestreckt, mit gesenktem Antlitz. Der ganze Körper war mit einer stark duftenden, etwa zwei Finger dicken Masse bedeckt; man entfernte vorsichtig diese Schicht und siehe, man hatte eine Leiche vor sich, die so tadellos erhalten war, als sei sie erst gestern beerdigt worden. Das lange schwarze Haar war gescheitelt und im Nacken in einen Knoten gewunden ... Dieses edle junge Mädchen von hinreißender Schönheit scheint der Blütezeit Roms angehört zu haben, wer sie jedoch war, ihren Namen, ihr Alter weiß niemand, als das Grab."

Junge Märtyrerin. Florentinisches Wachsbildwerk aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts (Berlin, Kaiser Friedrich-Museum)

Es ist zwar nicht ausgeschlossen, daß Zeitgenossen, angeregt durch diesen seltsamen Fund, eine Wachsbüste nach der Leiche schufen, jedoch liegt für uns kein Anlaß vor, das Mädchen von Lille auf diesen Fund zurückzuführen. Viel natürlicher scheint, daß ein Künstler nach irgendeiner schönen Totenmaske seiner Zeit eine Büste modellierte, um sie zu Modellzwecken zu benützen. Vasari berichtet nämlich, daß die Künstler Wachsabgüsse schöner Köpfe auf hölzernen Gliederpuppen zu befestigen pflegten, um sie mit Gewändern behängt als Modelle zu figürlichen Darstellungen auf ihren Gemälden zu benutzen. Hätten wir es hier mit der berühmten Leiche aus dem Jahre 1485 zu tun, so würde sich der Künstler die Gelegenheit sicher nicht haben entgehen lassen, wenigstens einen Teil des Brustansatzes mit zu modellieren, zumal die Beschreibung der Zeitgenossen die Schönheit des Körpers besonders rühmend hervorhebt. Tatsächlich ist jedoch an der Liller Büste nur Kopf und Hals aus Wachs geformt, die Brust aber aus Ton.

Nicht unerwähnt möge bleiben, daß die Büste nur dreiviertel Lebensgröße hat und nach Spuren auf dem rötlichen Haar in späterer Zeit mit einer Perücke versehen war.

Wir sind geneigt, ihre Entstehung an den Anfang des 17. Jahrhunderts zu setzen und ihrem neuerdings beobachteten Zusammenhang mit den Arbeiten von Fr. Duquesnoy beizustimmen.

Die oben angeführte Angabe Vasaris, daß Wachsabgüsse nach toten oder lebenden Modellen von den Künstlern als Gliederpuppen benützt zu werden pflegten, führt uns auf ein neues Gebiet der Wachsplastik. Tintoretto sowohl wie seine Kollegen ließen sich von Nicolo Rocca Diane lebensgroße Modell-

Digitized by Google

figuren aus Wachs herstellen, um nach ihnen zu malen. Vasari beklagt wiederholt den Umstand, daß die Künstler nicht mehr wie früher nach dem Leben arbeiten, sondern aus Bequemlichkeit in ihren Ateliers Abgüsse aus Wachs benützen. So geschah es, daß oft ein und dieselbe Figur, von verschiedenen Seiten dargestellt, auf den Gemälden gewisser Meister immer wiederkehrt. Dieselbe Rolle, welche heute die Photographie für die Malerei übernimmt, scheint also damals dem bequemen Wachsabguß zugefallen zu sein. Gelegentlich mag es auch geschehen sein, daß ein solcher Abguß, der anfänglich nur als Vorlage gedacht war, bei sorgsamer Ausführung zu einem selbständigen Kunstwerke

Bildnis der Kaiserin Maria. Wachsbildwerk von Antonio Abondio (Bayr. Nationalmuseum in München)

ausreifte. So wird uns von einer Madonnenmaske mit geschlossenen Augen im Geschmack des Correggio berichtet, die im 16. Jahrhundert als ‚la madonna di Lodovico' von Hand zu Hand ging; weiter von einem Modellkopf des Guido Reni, der bei den Künstlern als Vorlage außerordentlich beliebt war. Zanetti berichtet, daß zu seiner Zeit noch Modelle im Umlauf waren, die der Überlieferung nach aus Tintorettos Atelier stammten, ebenso eine Anzahl von Kohleskizzen, die nach jenen Hilfsmodellen angefertigt waren. Der Maler Greco brachte dieses Verfahren, nach Wachsmodellen zu arbeiten, aus Venedig nach Spanien, und Pacheco berichtet in seiner Abhandlung von 1641, einen ganzen Schrank solcher Puppen bei Greco gesehen zu haben.

Die Möglichkeit, in Wachs täuschende naturalistische Wirkungen zu erzielen, führt uns endlich zu jenen fragwürdigen Kunstwerken, mit denen noch heute die Panoptiken die rohe Schaulust der breiten Massen befriedigen. Besonders in Spanien, dessen Künstler ja mit Vorliebe naturalistische Täuschungen auf die Spitze trieben, sind solche Figuren schon frühe nachweisbar, z. B. bei Alonso Cano (1601—1667) und einem Mönch namens Gutierez de Torices (gestorben 1706), der Bildnisse, Früchte, figürliche Darstellungen und Reliquienschreine in Wachs anfertigte. Am Ende des 17. Jahrhunderts erwirbt A. Benoit in Paris ein Sonderrecht, das ihm gestattet, ein ganzes Lager von wächsernen Figuren öffentlich für Geld zu zeigen. Neben den Bildnissen fürstlicher Personen des französischen Hofes, des Dogen von Genua usw. konnte man dort die Figuren orientalischer Gesandter von Siam, Marokko, Algier usw. bestaunen.

Derartig bekleidete Wachsfiguren waren bald in ganz Europa verbreitet. Die Wiener Hofbibliothek besitzt noch heute die Porträtbüsten der deutschen Kaiser bis zu Leopold II., die Eremitage in St. Petersburg eine Büste und eine bekleidete Wachsfigur Peters des Großen, das Hohenzollernmuseum eine ähnliche von Friedrich II. und so fort. Besonders eigentümlich ist die Aufmachung von Luthers Totenmaske in der Marienbibliothek zu Halle: Man sieht den Reformator in talarähnlichem Gewande auf einem hochlehnigen Stuhl vor dem Tisch mit aufgeschlagener Bibel sitzen.

Diese Wachspuppen, die meist nichts anderes als aufgeputzte Totenmasken waren und der möglichst treuen Überlieferung bedeutender Persönlichkeiten für die Nachwelt dienen wollten, führen uns noch einmal auf den Zusammenhang der Wachsplastik mit einer besonderen Sitte des Totenkultes zurück. — Wir müssen vorausschicken, daß das Wachs im christlichen Kult überhaupt von jeher eine bedeutende Rolle gespielt hat. Zwar hatte die Kirche anfänglich gegen die Verwendung von Wachskerzen als gegen einen heidnischen Brauch geeifert. Lactantius, der Lehrer Konstantins, rief angesichts der in den Kirchen brennenden Kerzen klagend aus: „Sie zünden Gott Lichter an, als ob er im Dunkeln säße," und verschiedene Konzilien untersagten das Brennen von Kerzen in den Kirchen bei strenger Strafe. Später aber fand die Wachsplastik gerade in der Kirche den besten Abnehmer ihrer Erzeugnisse. Mit figürlichen Darstellungen verzierte Kerzen, Reliquienkästen, Agraffen usw. wurden massenhaft in prächtiger Ausführung hergestellt. Da das Wachs immer leicht verwendet werden konnte, indem man es einschmolz und zu Kerzen umformte, nahm es die Kirche neben Gold am liebsten, ja bei dem starken Bedürfnis nach Wachs forderten oft die Heiligen selbst zu solchen Spenden auf.

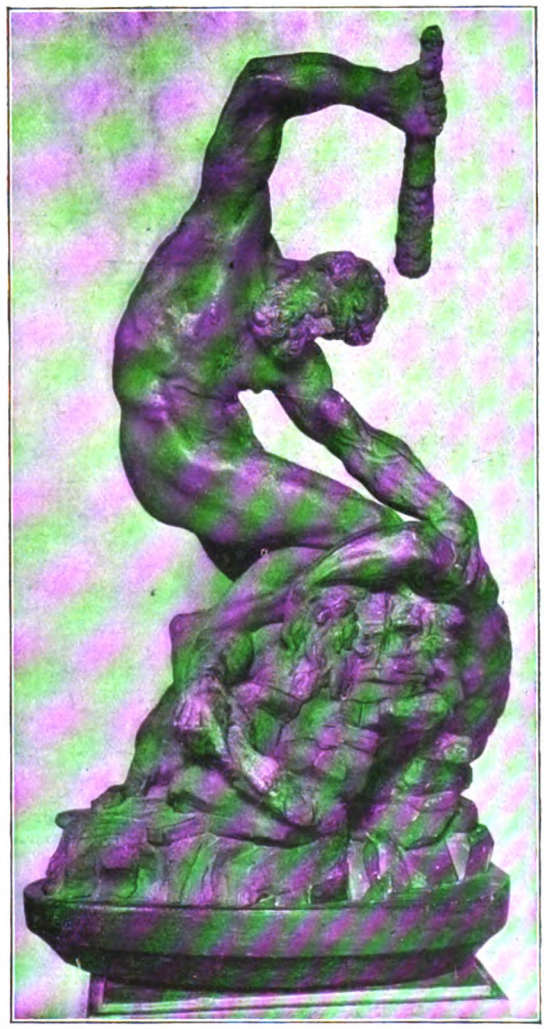
Von besonderem kulturgeschichtlichen Belang ist der Übergang von der künstlerisch verzierten Kerze zur Weihefigur aus Wachs. Wer ein Anliegen irgendeiner Art hatte,

Digitized by Google

„verlobte“ sich Gott oder seinem Schutzpatron. Man ließ sich in Wachs „abwiegen“, aus der betreffenden Masse sein Bildnis formen und so in der Kirche aufstellen. Als Karl VI. 1389 erkrankte, „verlobte“ er sich mit seinem wächsernen Abbild dem heiligen Peter von Luxemburg. Philipp der Kühne, dessen Sohn von einem tollwütigen Hunde gebissen wurde, läßt, nachdem die ärztliche Behandlung versagt hat, ein lebensgroßes, wächsernes Weihebild in dem Gewicht des Knaben anfertigen, um dieses den Reliquien des heiligen Antonius in Viennes zu „verloben“ (1398). Von den drei Votivfiguren, die Lorenzo von Medici zum Dank für seine Errettung aus der Pazziverschwörung gestiftet hatte, war schon die Rede. Derartige Weihebilder von fürstlichen Personen in allen Größen sind noch in ziemlich bedeutender Anzahl und in allen Ländern Europas erhalten. Wir nennen besonders die des letzten Markgrafen von Tirol, Leonhard II. (gestorben 1500), die aus einer Kirche des Pustertals stammt und heute im Museum zu Innsbruck aufbewahrt wird. Sie zeigt den Markgrafen in knieender Stellung, Kopf und Hände sind ganz aus Wachs geformt, der Körper innen durch ein Holzgerüst gestützt. In der S. Annunziata zu Florenz wurden die Votivbilder schließlich durch ihr Gewicht eine Gefahr für die Kirche, an deren Gewölben sie befestigt waren. Man überführte sie daher in den offenen Vorhof und schmolz sie im 18. Jahrhundert zu Kerzen ein, nachdem sie im Freien beschmutzt und unansehnlich geworden waren.

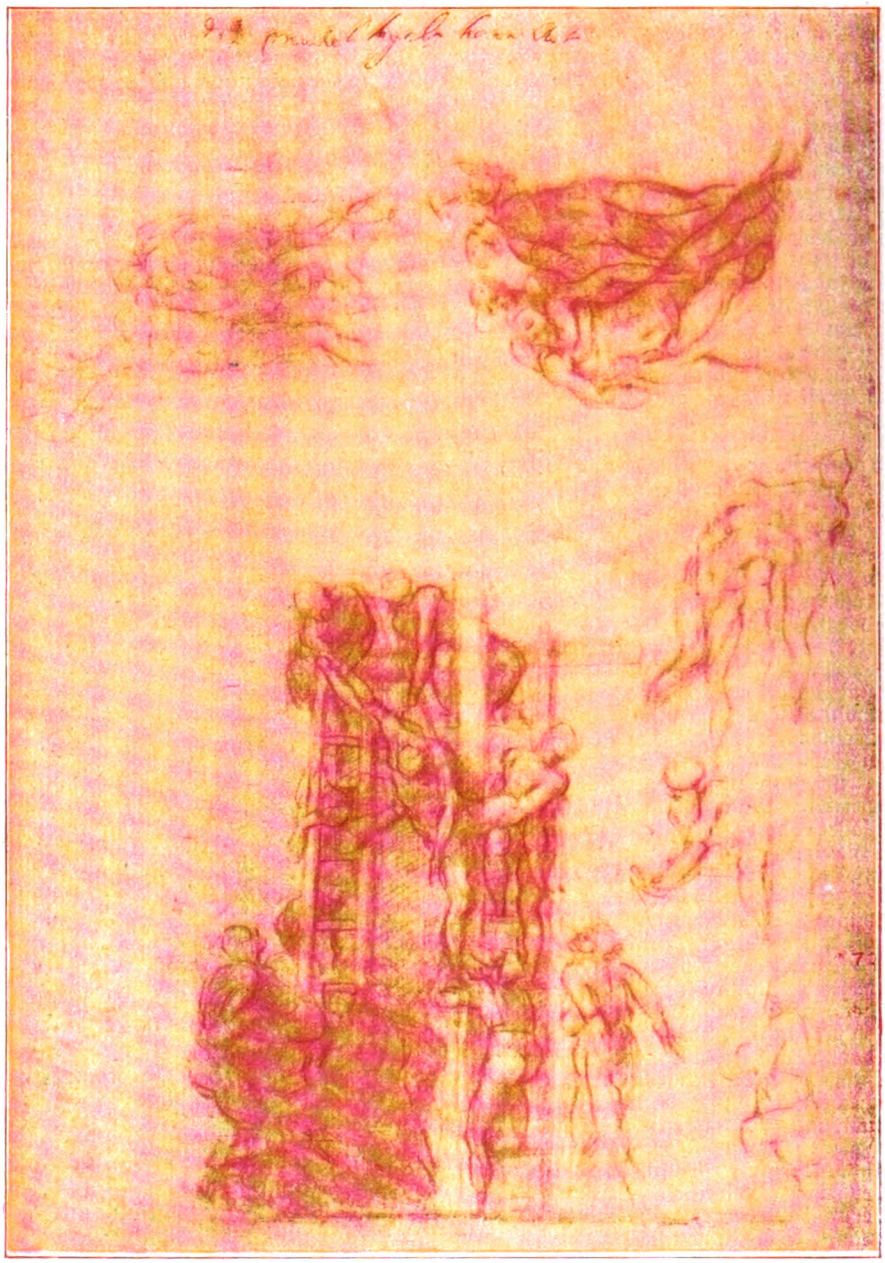
Im Zusammenhang mit der Verwendung des Wachses zu Weihegegenständen — wir erinnern auch an die „wächsernen Füß' und Händ'“ in unseren Wallfahrtskapellen — mag ein gewisser Aberglaube stehen, der sich schon in den frühesten Zeiten an das Wachs geknüpft zu haben scheint. Schon im Altertum wurden Wachspüppchen zu Zauberkünsten gebraucht, und auch im Mittelalter sind Prozesse, in denen solche wächsernen Fetische eine Hauptrolle spielen, keine Seltenheit. Geschichtlicher Berühmtheit erfreut sich der Prozeß des d'Enguerrand de Martigny, der von Ludwig X. 1564 verurteilt worden war. Um ihren Mann zu befreien, setzte sich die Frau des Verurteilten mit zwei Hexenmeistern in Verbindung; der König sollte sterben. „Um dieses zu erreichen, ward ein wächsernes Bildnis von ihm angefertigt, das ihn als Sterbenden darstellte, also daß der König, wäre dieses Verbrechen nicht rechtzeitig entdeckt worden, eines langsamen Todes hätte sterben müssen, denn gleich wie dies wächserne Abbild langsam im Feuer dahingeschmolzen wäre, also hätte sein Leben dahinschwinden müssen.“ Ähnliche Anschläge, über die unter andern die ‚Contes de la Reine de Navarre‘ genaueres berichten, wurden auch gegen Franz I., Karl IX. und Heinrich III. geschmiedet; man nannte sie in Frankreich „voulte“ oder „envoultement“.

Die Möglichkeit, durch die körperliche Eigenart des Wachses Bildnisse von täuschender naturalistischer Wirkung herzustellen, hat sich auch die Kleinplastik in besonderer Art zunutze gemacht. Portraits en miniature wurden gewöhnlich auf kleine Schiefertafeln in farbigem Wachs aufgetragen, Gewand und Kopfputz vielfach reich, mit echten kleinen Edelsteinen und Perlen verziert. Ein Meister in diesem Fach war der Venezianer Alfonso



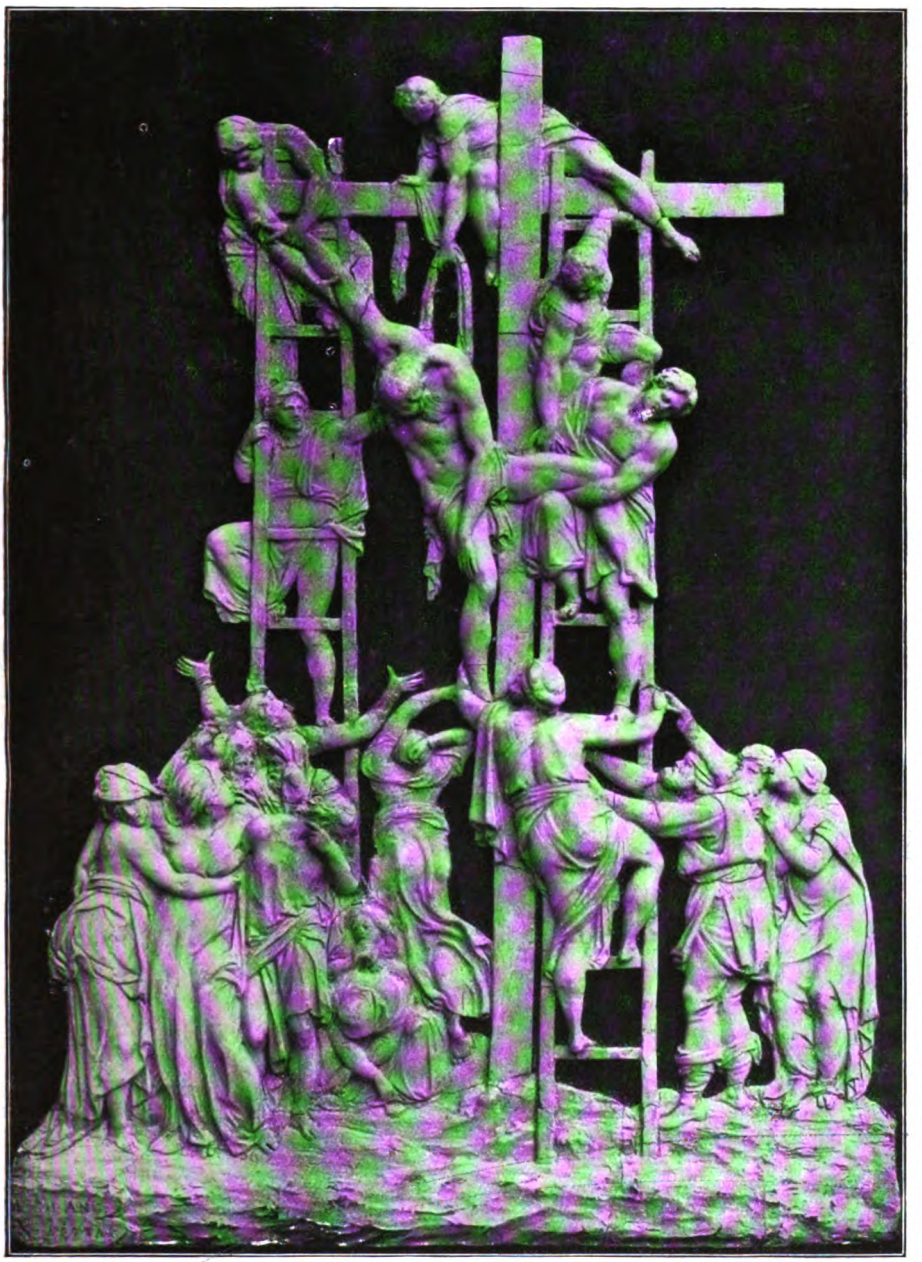
Herkules und Cacus. Wachsbildwerk von Baccio Bandinelli (Berlin, Kaiser Friedrich-Museum)

Digitized by Google



Entwurf zu einer Kreuzabnahme
Zeichnung von Michelangelo im Teyler-Museum zu Haarlem

Digitized by Google



Kreuzabnahme. Wachsbildwerk in der Reichen Kapelle zu München
Nach Michelangelos Entwurf vermutlich angefertigt von Antonio Abondio

Digitized by Google

Lombardi, der laut Vasari die meisten italienischen Herrscher seiner Zeit abgebildet hat. Auch in Florenz stand im 16. und 17. Jahrhundert die Kleinplastik in Wachs in hoher Blüte. Von Cellini hat sich noch bis heute ein beglaubigtes Bildnis der Bianca Capello erhalten, besonders aber wurden in Florenz Heiligenbilder und sonstige figürliche Darstellungen, von denen der Bargello in Florenz und das Berliner Museum vorzügliche Beispiele besitzen, ebenso geschmackvoll als kunstfertig in kostbaren Umrahmungen hergestellt.

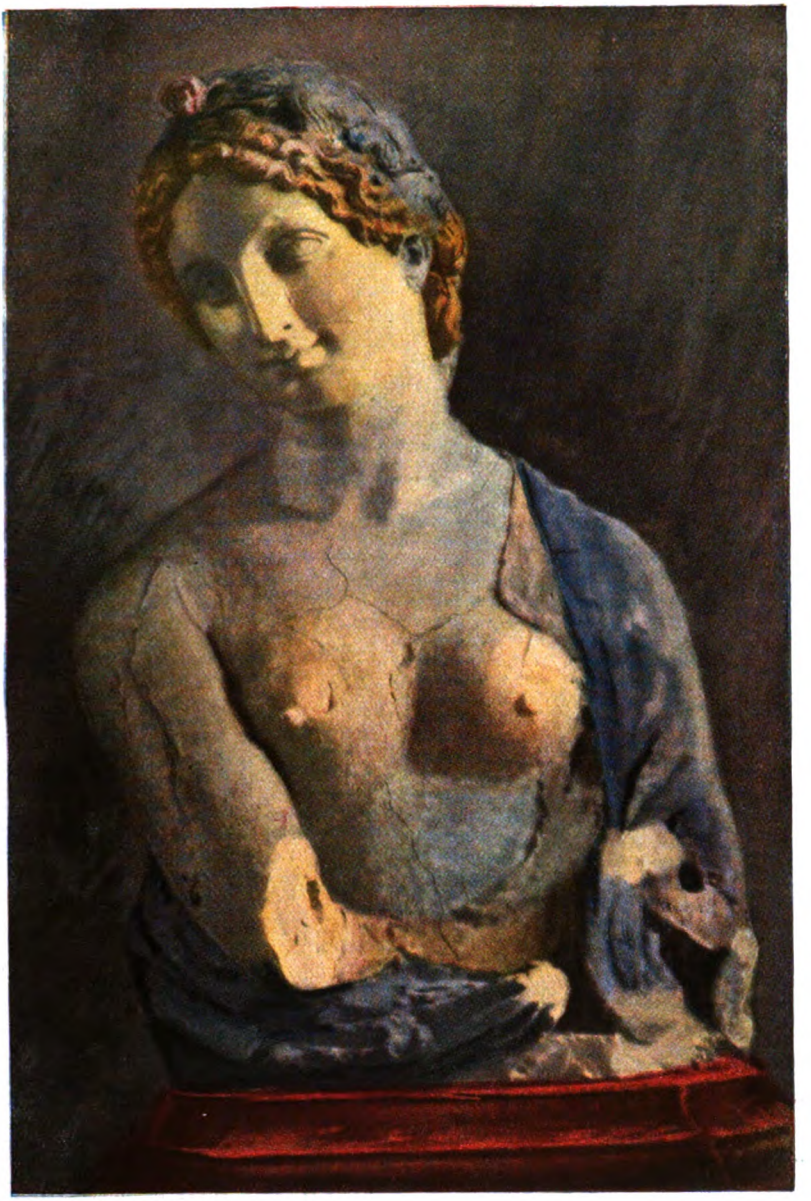
Nach Deutschland drang die Kleinplastik in Wachs durch den 1538 in der Lombardei geborenen Antonio Abondio, der Schüler und Gehilfe Michelangelos war. Er wirkte vor allem in Wien und München, wo sich im Nationalmuseum die schönen Bildnisse Kaiser Maximilians II. und seiner Gemahlin erhalten haben. Antonios Sohn Alessandro Abondio (geboren um 1580) war ebenfalls am Hof Rudolfs II. in Prag tätig und siedelte dann nach München über, wo er für Maximilian I. arbeitete. Miniaturbildnisse von seiner Hand haben sich noch in größerer Anzahl erhalten, namentlich aber besitzen wir die lebensgroße Darstellung einer Pietà in Wachs, die er 1640 nach einem damals in der kurfürstlichen Galerie befindlichen Gemälde von Willem Key ausführte (heute in der Dreifaltigkeitskirche). — Von deutschen Bildhauern, die sich mit Bossieren von Wachsminiaturen befaßten, ist neben Georg Pfründt (1580—1620), Georg Schwaigger (1630—1690), Georg Petel (1600—1643) und Abraham Drentwett (1647—1727) vor allem Georg Holdermann aus Nürnberg (1585 bis 1629) hervorzuheben, von dessen Arbeiten sich in den deutschen Museen noch eine große Anzahl erhalten hat. Als mit dem Eintritt in das 18. Jahrhundert die Wachsplastik sich zu überleben begann, dauerte die Mode der kleinen Wachsbildnisse weiter fort und hat namentlich in Frankreich und den Niederlanden noch Hervorragendes geleistet.

Schon bei den Miniaturbildnissen mag das Wachs nicht bloß wegen seiner naturalistischen Färbungsmöglichkeit in Anwendung gekommen sein, sondern vor allem wegen seiner geschmeidigen Subtilität als Modelliermaterial. Diese besondere Eigenschaft war denn auch der Grund, warum sich die Bildhauer überhaupt von jeher gern des Wachses bedient haben, namentlich bei flüchtigen Entwürfen, Modellen und sonstigen kleinplastischen Erzeugnissen. Von der Hand Michelangelos hat sich eine Anzahl solcher Modelle in der Casa Buonarotti zu Florenz und im Viktoria- und Albert-Museum zu London erhalten. Benvenuto Cellini erwähnt in seinen Lebenserinnerungen mehrfach Arbeiten und Entwürfe in Wachs, von denen der Bargello in Florenz noch heute den Entwurf seines Perseus besitzt; namentlich aber seine Goldschmiedearbeiten pflegte er in Wachs vorzubereiten. Ein besonders prächtiges florentinisches Wachsmodell können wir dank der umständlichen Beschreibung Vasaris noch heute nachweisen. Wir erfahren nämlich, Baccio Bandinelli habe, nachdem ihm ein gewisser Marmorblock zur Verfügung gestellt worden sei, ein großes Modell aus Wachs angefertigt, „das Herkules darstellte, der den Kopf des Cacus mit dem Knie zwischen zwei Felsblöcken einklemmt, während er ihn mit dem linken Arm mit großer Kraftanspannung würgt und ihn unter sich in qualvoller Stellung zusammengekauert festhält ... Das Haupt gebeugt über den bewältigten Feind, die Zähne fletschend, erhebt er den rechten Arm und gibt ihm mit der Keule den zweiten Schlag, der ihm mit großer Wucht das Haupt zerschmettert. Dieses Modell befindet sich heute in der Garderobe des Herzogs Cosimo und wird von ihm sehr wert und von dem Künstler für ein seltenes Werk gehalten." Es ist kein Zweifel, daß wir die hier beschriebene Gruppe in dem prachtvollen Wachsmodell des Berliner Museums, das bisher dem Giovanni da Bologna zugeschrieben wurde, vor uns haben. Über die Ausführung in Marmor ist nichts bekannt.

Es würde zu weit führen, alle noch auf ihren Schöpfer zu bestimmenden Wachsmodelle der Renaissance, sowie die einschlägigen Hinweise Vasaris anzuführen. Das Wachs war in den damaligen Bildhauerwerkstätten ein sehr viel verwendeter Stoff, vor allem auch für die sogenannten Bronzegüsse a cera perduta. Aber auch abgesehen von solchen Modellen liebten die Meister der Renaissance in Wachs zu arbeiten und wir möchten diese Zeilen nicht abschließen, ohne der umfangreichsten uns erhaltenen Wachsplastik jener Zeit zu gedenken, nämlich der Flora im Berliner Museum. Nachdem sich die Erbitterung gelegt hat, mit der vor neun Jahren die in- und ausländische Presse gegen dieses Werk loszog, scheint es nicht überflüssig, die Frage der Flora wieder einmal in ruhiger Sachlichkeit aufzuwerfen.

In England, wo die Büste erworben wurde, war man anfangs gegen die Londoner Museumsverwaltung sehr aufgebracht, daß sie sich ein so wertvolles Werk habe entgehen lassen. Dann aber trat plötzlich ein völliger Umschwung ein. Man erklärte die Büste kurzerhand für das Werk eines englischen Künstlers namens Lucas, der um 1830 als Restaurator und Wachsbildhauer tätig war. Die Einzelheiten des Streits darzustellen, können wir uns hier schenken. Als wichtiger Zeuge sei nur die Photographie der Büste aus den fünfziger Jahren erwähnt, mit der eigenhändigen Unterschrift von Lucas: „The Flora of Leonardo da Vinci". Merkwürdig ist diese Photographie nicht nur, weil die Büste schon damals unten fragmentiert und deshalb mit einem Tuche umhüllt war, sondern weil ihr Hals tiefe Risse aufwies, die heute nicht mehr vorhanden sind. Sie war also

Digitized by Google



Flora. Wachsbildwerk aus dem Kreise des Leonardo da Vinci (Berlin, Kaiser Friedrich-Museum)

damals, als Lucas an ihr arbeitete, schadhafter als heute, und tatsächlich finden wir noch jetzt an den Haaren im Nacken und an der Brust des Originals die alte braune Schmutzkruste, während das Gesicht — besonders die Wangen — von einer blanken Sauberkeit glänzt, die ein trauriges Zeugnis von der Tätigkeit des Restaurators ablegt. Auf der alten Photographie ist aber hiervon noch nichts zu spüren, sondern der dunkle, goldige Ton der Wachsmasse ist dort noch auf allen Teilen des Gesichts und des Körpers durchaus gleichmäßig zu erkennen.

In früheren Jahren hatte die Verfasserin

Digitized by Google

Bildnis. Wachsbildwerk von Georg Holdermann

Gelegenheit, in der Werkstätte eines Künstlers zu arbeiten, der sich viel mit Restaurieren von Wachsplastiken beschäftigte. Handelte es sich nur um Ergänzungen, die von alten Teilen gut gestützt wurden, so begegnete die Arbeit keinen Schwierigkeiten. Hingegen gelang es nie, große, freistehende Körperteile (wie z. B. die Arme an der Florabüste) wirklich dauerhaft zu ergänzen, da das frische Material sich mit dem steinharten, alten Wachs nicht verbinden ließ und darum immer wieder, oft allerdings erst nach Verlauf einiger Jahre, abbröckelte. Diesem Umstand ist es wohl auch zuzuschreiben, daß von den Restaurierungen, bzw. Ergänzungen des alten Lucas an dem unteren Teil der Florabüste nichts mehr vorhanden ist.

Als überzeugendsten Beweis für die neuere Herkunft der Büste wurde seinerzeit die berüchtigte Weste ins Feld geführt, die sich in der Büste befunden haben soll. Ein Bildhauer, der im Begriff steht, eine neue Arbeit zu beginnen, wird jedoch zur Herstellung eines Grundstockes geeigneteres Material bereitstehen haben, als eine alte Weste. Wohl aber war ich oft Zeuge, wie mein Kollege in aller Eile, um dem zu restaurierenden brüchigen Fragment Halt zu geben, dessen Fugen mit allen möglichen und unmöglichen Fetzen, die im Atelier herumlagen, vollstopfte. Ebenso stellte es sich heraus, daß beim Reinigen der Wachsskulpturen mit Tinkturen und Spachtel die feineren Vertiefungen sich vielfach verwischten oder auch ganz verloren gingen. Es sind dieses dieselben betrüblichen Merkmale, welche wir am Gesicht der Flora wahrnehmen. Die weichen Linien der Wangen und Mundwinkel, die tiefen Grübchen, die das schwermutsvolle Lächeln mit bezaubernder Anmut paaren, sind auf der alten Photographie viel ausdrucksvoller erhalten, als heute, nachdem das erbarmungslos glättende Messer des Restaurators die Handschrift des Künstlers verwischt hat, wenn es auch seine tiefe Schönheit nicht auslöschen konnte.

Was die Zuschreibung der Büste anlangt, so wissen wir, daß Leonardo bildhauerisch tätig war und gelegentlich auch in Wachs modelliert hat. Bei der großen Beliebtheit seiner Arbeiten ist es nun keineswegs unwahrscheinlich, daß einer seiner begabtesten Schüler nach dem Entwurf des Meisters und unter dessen persönlicher Leitung das Floramotiv als Skulptur zur Ausführung brachte. Berichtet doch Vasari von Baccio Bandinelli ausdrücklich, daß dieser „von Leonardo unermüdlich angefeuert wurde, in Wachs zu modellieren" und daß auch Lorenzo di Credi und Giovanni Rustici leidenschaftlich bemüht waren, Leonardo „täuschend ähnlich zu kopieren".

Es bedarf nach dem Gesagten keiner besonderen Betonung, wie sehr wir es Dr. Wilhelm Bode zu danken haben, daß er den historischen und ästhetischen Wert der Florabüste erkannt und durch rasches Zugreifen das einzigartige Stück für das Berliner Museum gesichert hat. Trotz teilweiser Entstellung wird die Berliner Florabüste immer zu den bedeutendsten plastischen Kunstwerken gezählt werden müssen, die uns aus der Hochrenaissance erhalten sind, und auf dem Gebiet der Wachsplastik insbesondere, für die Kenntnis ihrer Technik sowohl als ihrer künstlerischen Tragweite, kann ihr nichts Ebenbürtiges an die Seite gestellt werden. Verschieden gemalte Kopien beweisen, welchen Eindruck sie schon auf die Zeitgenossen gemacht hat.

Wachsbildnis
Französische Arbeit aus dem Anfang des 17. Jahrh.

Digitized by Google

Eine stille Straße in Berlin

oder: Wie ein Lustspiel entstand und verschwand

Von Eugen Zabel

Vom Rande des Berliner Tiergartens, wo Richard Wagners Marmordenkmal zwischen Bäumen und Büschen aufleuchtet und der Meister mit erhobener Rechten auf dem gedrungenen Sockel thront, zweigt sich eine schmale, kurze Straße unauffällig ab. Die Fremden erkennen sie als solche kaum und blicken durch ihren Eingang wie in einen Garten hinein. Sie zieht sich von den Spaziergängen im Grünen zu dem Landwehrkanal hin, der an dieser Stelle eine Biegung macht und durch die Gemütlichkeit des Schiffsverkehrs den Wanderer wie ein Stillleben innerhalb des Treibens der Weltstadt anmutig überrascht.

Selbst viele Berliner wissen nicht, wem diese Straße ihren Namen entlehnt hat, die gerade auf Künstler immer eine große Anziehungskraft ausübte. Oft hört man deshalb die Vermutung aussprechen, daß sie nach dem berühmten Landschaftsmaler Eduard Hildebrandt getauft sei, von dem das einst als „blaues Wunder" bespöttelte Tropenbild „Meer unter dem Äquator" herrührt. Das weiße Richtschild an der Tiergartenstraße gibt den Namen aber ohne ‚t' an und erinnert an den Begründer der Hildebrandschen Schokoladenfabrik. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erbaute er sich zwischen Gärtnereien und Wiesen am Tiergarten als Sommerfrische ein Landhaus, in dem er sich damals noch außerhalb der Stadt fühlte. Ihm folgten dann allmählich andere Ansiedler, die ihre jetzigen, so vornehm einladenden Grundstücke nach ihren verfeinerten Bedürfnissen errichteten. Also eine Straße der reichen Leute, die unter sich bleiben wollten und nicht mehr als zwei Dutzend Nachbarhäuser aufkommen ließen! In ihrer Mitte verengt sich die Straße so sehr, daß zwei Wagen nur mit Mühe einander ausweichen können, so daß die Einfahrt nur von der Wasserseite her erfolgen darf. Fast jedes Heim erzählt hier von schönen Lebensaufgaben und heiterer Geselligkeit, wenn auch viele von denen, die ihnen huldigten, inzwischen ins Reich des ewigen Schweigens hinübergegangen sind.

Der große Genremaler Ludwig Knaus, der in den Herzen des Volks und der Kinder so tief zu lesen wußte, hatte dort sein Lebenswerk vollendet. Als ich ihn zum erstenmal besuchte, war auf seiner Staffelei ein kleines, mit einer Seidenhülle zur Hälfte bedecktes Ölgemälde aufgestellt. Aber an den übereinander geschlagenen Füßen und den derben Bauernstiefeln, die sichtbar waren, konnte man erkennen, daß es Mommsen, den Geschichtsschreiber des alten Rom, darstelle, wie er mit dem vergeistigt durchfurchten Gesicht und dem prachtvollen weißen Lockenhaar seitdem in der Nationalgalerie zu sehen ist. Ihm gegenüber zauberte Wilhelm Gentz, der stattliche Mann mit dem wallenden Silberbart, die Wunder des Orients auf seine Leinwand und veranschaulichte den Einzug des deutschen Kronprinzen, „unseres Fritz", in Jerusalem in seiner hellblauen, vom weißen arabischen Staubmantel umflatterten Dragoneruniform hoch zu Roß vor dem Volk der Orientalen, das sich tief vor ihm verneigt und ihn mit wehenden Palmenzweigen in einem Meer von Licht begrüßt.

In der Mitte der Hildebrandstraße führten bis vor kurzem Stufen zum Schutzdach einer Villa empor, wo vielleicht mehr Persönlichkeiten von Namen und Bedeutung als irgendwo anders in dieser Gegend zusammentrafen. In ihren Räumen lebte lange in unermüdlichem Schaffen der Maler Paul Meyerheim. Im Spätsommer 1915 nahm er als Zweiundsiebzigjähriger sanft und schnell von der Welt Abschied, während er sich mittags zu einer Erholungsreise rüstete und noch am Abend vorher mit der ihn nie verlassenden Regsamkeit und Geistesfrische fröhlich geplaudert, die Registerarie des Leporello mit seinem warmen, männlichen Brustton gesungen und dem geliebten Cello sanft verklingende Weisen unserer klassischen Meister entlockt hatte.

„Wolltest du nicht, mein Lieber, von einem Theaterstück erzählen?" unterbricht mich der freundliche Leser.

„Gleich, Herr, gleich!" ruft der dienstbeflissene Geist in Shakespeares ‚Heinrich IV.', wenn bei ihm eine frische Kanne Sekt von dem dicken Ritter bestellt wird.

Meyerheims Persönlichkeit prägte sich jedem, der mit ihm in Berührung kam, in ebenso wohltuender wie nachhaltiger Weise ein und bildete eine der ausgeprägtesten Erscheinungen der Berliner Gesellschaft. Wer den hochgewachsenen, breitschulterigen Mann mit dem graugesprenkelten, auf die Brust herabwallenden Bart und der vollen, ein wenig lispelnden Stimme kennen lernte, mußte sofort den Eindruck einer Vollnatur gewinnen, die aus den besten künstlerischen Überlieferungen hervorgegangen war, mit unermüdlichem Fleiß an der Ausbildung seines Talentes arbeitete, sich für jede geistige Bestrebung erwärmte und sich nur mit dem Unnatürlichen und Verstiegenen nicht befreunden wollte.

Ich begegnete ihm zuerst in der Mitte der siebziger Jahre beim Nachttrunk nach einer Vorstellung der Meininger. Dem Darsteller

Digitized by Google

des Fiesko, Ludwig Barnay, der als Gast der gefeierten Gesellschaft des Thüringer Herzogs angehörte, war beim tödlichen Sturz vom Brett zur Galeere in Genua vor einer Viertelstunde der purpurne Herzogsmantel von dem tückischen Verrina gezerrt worden. Meyerheim war des Lobes voll über die ebenso prunkvollen wie charakteristischen Bilder wie den leidenschaftlichen Schwung der ganzen Aufführung, während seine hübsche, bewegliche und gesprächige Frau mit ihrem echten Berlinertum so lebhaft zustimmte, daß die Gäste an den Nebentischen zu uns herüberblickten und aufmerksam zuhörten.

Während wir überlegten, ob wir dem schmackhaften Gambrinus noch mit einem letzten Steigbügeltrunk zusprechen sollten, ermunterte uns die treffliche Frau Clara, die im stillen so viel Tränen getrocknet hat, dazu mit den Scheffelschen Worten: „Man spricht von großem Trinken wohl, doch nie von großem Durste.“ Als ich dem Meister beim Nachhausegehen in seinen Überzieher hineinhalf, dankte er mit den Worten der Leonore aus dem ‚Torquato Tasso‘: „Ein edler Mensch zieht edle Menschen an.“ Ich hatte sofort das Gefühl, einen Freund gewonnen zu haben, dem ich mich rückhaltlos anvertrauen durfte.

Er wohnte auch damals bereits in unmittelbarer Nähe des Tiergartens. In der Matthäikirchstraße stand sein Haus, in dessen altmodisch behaglichen Räumen sich ein weit gezogener Kreis von Künstlern und Künstlerinnen einzufinden pflegte. Seine Studienreisen hatten ihn, der auf der Berliner Akademie weiter ausgebildet war, nach Belgien, Holland und Paris geführt, wo er ein Jahr verweilte. Die vielfachen Eindrücke, die er dabei sammelte, nahmen aber seinem persönlichen Schaffen, den Bildern aus dem Tierleben, den Porträts, Volksszenen, den humoristisch belebten Gruppen, Landschaften und Stilleben nichts von seiner Eigenart. Er hatte gerade die Skizzen zu den sieben Bildern entworfen, in welchen er für die Borsigsche Villa in Moabit die Geschichte der Lokomotive aus der unmittelbaren Anschauung des technischen Betriebs ohne irgendwelche Symbolik, wie sie in früherer Zeit geboten erschien, zum Ausdruck brachte. Sein ganzes Wesen strömte eine natürliche Wärme und geistige Überlegenheit aus, die aber von allerlei Rechthaberei frei war und sich mit Vorliebe humoristisch äußerte.

Sein Gegenüber, der Shakespeareforscher F. A. Leo, dem seine literarische Tätigkeit und Stellung durch die Ehe mit einer Enkelin Salomon Heines, des Dichters Onkel, wesentlich erleichtert wurde, war der Meinung, seinem Lieblingsdramatiker ungemein ähnlich zu sehen, und hatte sich trotz seines orientalischen Aussehens als „süßer Schwan von Avon“ in der Tracht der Zeit der Königin Elisabeth photographieren lassen. Er zeigte dies Bild als eine von ihm gemachte neue Entdeckung der Gesichtszüge Shakespeares seinen Gästen, die es andächtig betrachteten. Nur Meyerheim ließ die Bemerkung fallen: „Also auch der Hamlet ist von einem Juden geschrieben!“ Von einem reichen Kunstsammler, der sich eine Galerie von sehr gemischtem Wert angelegt hatte, aber sehr stolz darauf war, nur unbezweifelte Originale zu besitzen, äußerte er beim Abschied auf die Frage, wie ihm die Bilder gefallen haben: „Das einzige Original, das ich bei Ihnen entdeckt habe, sind Sie selbst.“ Meyerheim, dem die guten Einfälle von allen Seiten zuströmten, war aber auch ein ebenso guter Zuhörer, sobald andere einen Treffer machten, und keineswegs verstimmt, wenn er selbst zur Zielscheibe eines guten Witzes gemacht wurde. Als er sich darauf berief, daß seine Vorfahren aus Schweden nach seiner Vaterstadt Danzig gezogen seien und eigentlich ‚Meyerjelm‘ hießen, entgegnete ihm Julius Stettenheim, der immer zu liebenswürdigen Bosheiten aufgelegte Erzeuger des Kriegsberichterstatters Wippchen aus Bernau: „Auch ich heiße eigentlich Stettenjelm!“ Seine Tischkarten waren geradezu köstlich ersonnen, und die Reden, die er zu ihrer Erklärung hielt, werden allen Hörern unvergeßlich geblieben sein. Als die Direktion des Zoologischen Gartens zur Besichtigung der neuen Raubtierhäuser eingeladen hatte, erhob er sich bei dem darauffolgenden Frühstück zu einem Trinkspruch auf den Schöpfer dieser Baulichkeiten, Hermann Ende, wobei er mit den Worten schloß:

„Denn wer den Bestien seiner Zeit genug
Getan, der hat gelebt für alle Zeiten.“

Kam der Schalk in Meyerheim überall zum Ausdruck, so war er doch unablässig bemüht, die Grenzen seiner Begabung zu erweitern. Seine Volks-, Zirkus- und Jahrmarktsbilder mit Kamelen und Affen zwischen neugierigen Zuschauern vom Lande und aus der Stadt sind mit Recht überall als Meisterwerke anerkannt worden. Wie treuherzig und rührend blickte uns daneben von der Wand seines Musiksaals das Bild seines Vaters, eines hochgeschätzten Genremalers, an, an dem er mit so viel Liebe und Dankbarkeit hing! Wie charakteristisch wirkte das Bildnis des Berliner Kupferstechers und Malers Chodowiecki, mit dessen lebendiger und humorvoller Wiedergabe des bürgerlichen Lebens seiner Zeit er sich im Innern so nah verwandt fühlte! Meyerheim wußte sich mit seinem Pinsel Thüringen zu erobern und ist ins Hochgebirge gewandert, um ihm eigenartige Schönheiten abzugewinnen. Er zog als reifer Mann nach Ägypten, um aus dem Pharaonenlande neue Anregungen zu gewinnen, und wer seine zahlreichen Skizzenbücher durchblätterte, die er von dort mitbrachte, mußte erkennen, wie treffend und vielseitig auch diese Beobachtungen gestaltet waren. Daß die Heimat aller Kunst, Italien, ihn nicht gleichgültig gelassen, sondern zu wiederholten

Digitized by Google

Elegie. Marmorbildwerk von Prof. Gerhard Janensch

Digitized by Google

Digitized by Google

Studienreisen begeistert hat, braucht kaum erwähnt zu werden.

„Aber das Lustspiel — wo bleibt das Lustspiel? Du holst weit aus und sprichst immer nur von dem Maler. Was hat er denn eigentlich damit zu tun?“ bemerken die Leserinnen, indem sie mit den Fußspitzen nervös zu wippen anfangen.

„Nur noch einen Augenblick Geduld! Das Stück wird bei euch Schönen sofort ‚eingereicht‘ werden, wie es in der Theatersprache heißt. Ich muß nur noch fünf Minuten abschweifen und euch wieder in die Hildebrandstraße führen dürfen. Die Sache will's! wie Othello so richtig sagt.“

Hochsommer! In dieser Straße ist es mittlerweile so still geworden, daß man jeden Atemzug der wenigen Menschen zu hören glaubt, die in den Häusern zurückgeblieben sind. Die Herrschaften befinden sich fast sämtlich auf Reisen, in den Bädern oder sonstwo fern von Berlin. Die Dienerschaft hat sich jetzt der Räume bemächtigt, um Fenster und Treppen zu säubern. Vor mir trabt auf dem Hof ein Pferdchen frei herum und macht lustige Sprünge, während es sein Futter abrupft. In dem daneben befindlichen Garten wird ein ängstlich gackerndes Huhn von einem Hunde, dem die Hitze zu Kopf gestiegen ist, gejagt. Ein gelehriger Papagei schreit durch einen geöffneten Erker: „Du bist verrückt, mein Kind, du mußt nach Berlin!“ Zwischen den vornehmen Wohnhäusern und Villen erkennt man noch Reste aus früherer Zeit, als es hier wie auf einem Dorf aussah. In einem verfallenen Hause, das nur aus einem Erdgeschoß besteht, erholt sich ein Kunstreiter aus dem Zirkus Busch von seinen Ruhmestaten auf ungesatteltem Pferd und versorgt die Nachbarschaft mit Milch und Butter. Ein Brunnen plätschert und murmelt wie ein Erzähler, der kein Ende finden kann. Ab und zu hört man kurze Schläge vom Klopfen eines Teppichs.

Was macht aber unser Meister? Ach, er hat sich merklich verändert. Was mag nur vorgefallen sein?

Schmerzlich berührte es die Freunde des Künstlers, daß auch in sein Schaffen auf der Höhe des Lebens die Schatten tragischer Erlebnisse hineinfielen, die er durch seine geistige Widerstandskraft und seinen glücklichen Humor vergebens zu verscheuchen suchte. Ein neues Geschlecht war herangewachsen, das die Malerei von ihren bisherigen Überlieferungen loslösen und bei der Beobachtung der Natur und der technischen Durchführung der Bilder seine eigenen Wege gehen wollte. Für die Führer der Sezession, namentlich bei ihrem ersten Ansturm gegen alles Akademische, gehörte Meyerheim wie auch sein einst so weltberühmter Nachbar Knaus nur noch zum alten Eisen und wurde als Hindernis für die freie Bewegung der jungen Talente angesehen. So sehr er sich in seinem Schaffen und seiner Lehrtätigkeit gegen diesen Vorwurf auch wehrte, fühlte er doch, daß seine Kraft in der Tat nachzulassen begann. Ein Augenleiden hatte sich bei ihm eingestellt und seinen Gesichtskreis schließlich dermaßen verengt, daß er Menschen und Dinge nur noch in unmittelbarer Nähe zu erkennen vermochte. Das hinderte ihn aber nicht, sich allein auf Straßen und Plätzen aufzuhalten, wo er sich nur mit Mühe zurechtfand. Mit wahrer Angst erblickte ich ihn einmal in der Hochschule für bildende Kunst in Charlottenburg, wie er auf einem Tisch stand und mit der Ausführung eines lebensgroßen Reiterbildnisses des Kaisers Friedrich beschäftigt war, wobei der schwere Mann beständig in Gefahr schwebte herabzustürzen. Hierzu kam, daß seine treue Lebenskameradin, die an dem Erfolg und Glück seines Lebens einen so vollen Anteil hatte, ihm nach kurzem Krankenlager entrissen wurde und er trotz der Fürsorge von Verwandten und Freunden in seinem gastlichen Heim sich innerlich immer mehr vereinsamt fühlte.

In dieser Zeit versuchte er das, was ihn an Bildern und Gedanken unaufhörlich beschäftigte und den Gegenstand seiner fesselnden Unterhaltung bildete, schriftlich wiederzugeben. In Berlin geboren, das seitdem sein beständiger Wohnsitz geblieben war, durch sein Talent, seinen Fleiß, glückliche Familienverhältnisse und gesellschaftliche Beziehungen zu Ruhm und Unabhängigkeit gelangt, verfügte er über einen Schatz kostbarer Erinnerungen, dem er sicherlich ein literarisches Werk von bleibendem Wert, wie wir es von manchem andern Künstler besitzen, hätte entnehmen können. Im Jahre 1905 hatte er über Adolf Menzel, mit dem er in den freundschaftlichsten Beziehungen stand, ein kleines, reizendes, mit Bildern und handschriftlichen Vervielfältigungen versehenes Buch veröffentlicht, das den unerreichten Meister in der Genialität seines Schaffens und der Ursprünglichkeit seiner Persönlichkeit lebendiger vor dem Leser erstehen läßt, als es die ausführlichste Beschreibung erreichen könnte. Später schien er das Beste von dem, was er zu sagen hatte, nur in kleiner Münze ausgeben zu wollen, in kurzen Aufsätzen, mit denen er seinem Ärger über den veränderten Geschmack Luft machte, und das „Kunstkarussell“, wie er die wechselnden Modeströmungen nannte, lustig verspottete. Für dergleichen Teelöffelportionen, die er aus seinem reichen Können und Wissen dabei verausgabte, war ein Mann von seiner Bedeutung aber sicher zu schade. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß er auch literarisch ein Kunstwerk schaffen sollte, wie es ihm so oft mit dem Pinsel gelungen war. Er schmunzelte bedeutungsvoll, machte einige unklare, wenn auch geistreiche Bemerkungen, als ob er sich die Sache überlegen wolle, und verstreute bald darauf wieder eine Reihe seiner bunten Feuilletons in die Öffentlichkeit, so daß ich mich nicht mehr berufen fühlte, auf meinen Vorschlag zurückzukommen.

Digitized by Google

Um so mehr mußte es mich überraschen, als er mir eines Tages anvertraute, daß er ein Theaterstück verfaßt habe und sich mit mir über die Möglichkeit seiner Aufführung aussprechen wolle. „Natürlich ein Lustspiel!“ meinte er verschämt und zaghaft wie ein Jüngling, der unglücklich liebt. Er hätte die Arbeit schon lange bei sich erwogen, aber erst jetzt ausgeführt.

„Aha! Also endlich ist von dem versprochenen Stück die Rede!“ wird mir entgegengerufen. „Hört, hört!“

Es war bald nach Meyerheims sechzigstem Geburtstag, der ihm von allen Seiten Beweise der Verehrung und Freundschaft eintrug. Dieser 13. Juli 1903 bildete nicht nur für die Hildebrandstraße, sondern für das ganze Tiergartenviertel ein Ereignis, das einen freudigen Widerhall hervorrief. Sein Haus, in dem es kein Plätzchen ohne eine künstlerische oder persönliche Erinnerung gab, war von der Diele bis zum zweiten Stock, wo sich seine Werkstatt befand, mit allerlei phantastischem Aufputz versehen, bunt erleuchtet und von einer sich übermütig tummelnden, speisenden, trinkenden, plaudernden und qualmenden Menschenmenge angefüllt. Sogar der Wäscheboden war in ein gemütliches Gastzimmer verwandelt, und die Treppen hinauf und hinunter trippelten junge Leute beiderlei Geschlechts in den Kostümen von wandernden Zigeunern, Zirkuskünstlern, Tierbändigern und sonstigen Angehörigen des fahrenden Volks, das von Meyerheim so oft dargestellt war. Ab und zu hörte man das Gekrächz eines Raben, das Gurren einer Taube, das Krähen eines Hahns oder das Brüllen des Wüstenkönigs, wie ihn der Hausherr einmal auf einem seiner Bilder mit den Versen: „Solltest du mich je vergessen, wird dich dieser Löwe fressen!“ einer schönen Frau überreicht hatte.

In dem Wohnzimmer rechts von der Eingangshalle mit der auf halber Höhe angebrachten Bibliothek, die von buntfarbigen und goldenen Säulen getragen war, hielt es schwer, sich frei zu bewegen, ohne an den eingelegten Schildpattschrank, das schwere Cloisonnébecken oder die Gobelins gedrückt zu werden.

Im Musikzimmer war der Flügel aufgeschlagen, von dem sich gerade ein vielgenannter Virtuose erhoben hatte. Zwischen den beiden Türen, dem Fenster gegenüber, sah der verstorbene Ahnherr Meyerheim auf die Menge herab. Von ihm besitzen wir eine hübsche Selbstbiographie. Durch die geöffneten Fenster der rückwärts gelegenen Zimmer flutete die würzig schwüle Sommerluft aus dem Garten herein, der sich mit den benachbarten Grundstücken zu einem richtigen Park verband. Adolf Menzel, der bei dieser Gelegenheit zum letztenmal bei seinem Freunde weilte, mischte sich trotz seiner siebenundachtzig Jahre neugierig und beweglich unter die Jugend, setzte sich bald hierher, bald dorthin, klopfte dann an sein Glas und leerte es still auf seinen verstorbenen Freund, den Vater des Hausherrn, wobei er tiefempfundene Worte mit stockender Stimme sprach.

Unvergeßlich steht diese Nacht in meiner Erinnerung. Sonst herrschte hier in der Saurengurkenzeit um Mitternacht ein seliger Frieden. Der Vollmond ließ die Schatten der alten Bäume wie schwere Balken, über die man zu stolpern fürchtete, auf den Weg fallen. Man blieb beim Nachhausegehen lieber auf der Fahrstraße, anstatt sich zwischen den Stämmen und Gittern zu beiden Seiten hindurchzuzwängen. Ein Soldat kehrte von einer Küchenfee, die ihm hold war, nach Hause. Von einem Ende zum andern schlugen seine benagelten Absätze das Pflaster. Er sah sich lächelnd um. Sein Gesicht strahlte. Seine Lippen bewegten sich noch vom letzten Bissen und Schmatz. Weißt du, lieber Leser, übrigens, von wem jenes volkstümliche Bild für die Verschlafenheit des Hochsommers herstammt? Ich will es dir verraten: von dem Berliner Baumeister und Komponisten Zelter, dem Begründer der Singakademie, einem der wenigen Duzfreunde Goethes, dem er im Jahre 1821 schrieb: „Unser Theater ist jetzt wieder lavierend wie immer in der Saurengurkenzeit,“ und diesen Ausdruck damit zum erstenmal literarisch festlegte. Und wenn du daran zweifeln willst, brauchst du nur den Olympier selbst zu befragen, der ganz in der Nähe am Rande des Tiergartens, von Schaper in Marmor gemeißelt, aufgestellt ist. Er wird dir die Tatsache durch Nicken des Kopfes, wie der steinerne Gouverneur im ‚Don Juan‘, bestätigen.

Im Vorgarten der Eckvilla, dem üppigen Grün gegenüber, plätschert der Springbrunnen und auf der dahinterliegenden Terrasse wird von der Hand der freundlichen Hausfrau der Kaffee selbst zubereitet, aber kein gewöhnlicher, sondern richtiger türkischer Mokka, den nur die Kenner recht zu würdigen wissen. Es ist dieselbe Stelle, wo sich der süße Hildebrand zuerst niederließ, als man noch von einer Landpartie sprach, wenn man sich so weit vom Potsdamer Platz entfernte. Die jetzige wesentlich umgebaute Villa Perl enthält eine sehenswerte Gemäldegalerie und Frau Marianne übt auch nach dem Hingang ihres Mannes inmitten ihrer Bilder, Büsten und Bücher eine unermüdliche Gastfreundschaft. Einer der Getreuesten war Hans von Bülow, dessen ausdrucksvolle Gesichtszüge uns in diesen Räumen wiederholt grüßen.

Der glückliche Verlauf seiner Geburtstagsfeier versetzte Meyerheim in eine so gehobene Stimmung, daß er sich wieder jung fühlte und sich der leider trügerischen Hoffnung hingab, zugleich mit dem Pinsel und der Feder neue Erfolge erringen zu können. Was sein Stück betraf, so stellte es sich heraus, daß er nicht eine kurzgeschürzte Plauderei, wie sie ihm wohl erreichbar war, sondern nach seiner ausdrücklichen Versicherung

Digitized by Google

ein den Abend füllendes Stück in mehreren Aufzügen verfaßt hatte. Sollte sich wirklich in seinen Jahren bei ihm eine Begabung entwickelt haben, von der seine Freunde früher nichts wußten?

Das nächste Mal begab ich mich zu ihm über die schmale, steile, nur für Fußgänger gebaute Lützowbrücke. Unter mir pustete und qualmte ein Schleppdampfer, der sich durch den Landwehrkanal langsam vorwärts bewegte, und hinter ihm stand auf dem langen, tief beladenen Kahn eine Frau am Steuer, während ihr Mann mit einer Stange im Wasser abstieß, um die Ladung inmitten der Strömung zu halten. Zu den Fenstern an der Ecke der Hohenzollernstraße und ihnen gegenüber grüßte ich ehrfurchtsvoll, aber unmerklich, damit mich die Leute nicht für betrunken oder närrisch halten sollten, da niemand zu sehen war. Aber dort lebte und starb ja Ernst von Wildenbruch, dem sein preußisches Dichterherz so fieberhaft in der Brust klopfte, und hier wohnten lange, nur zwei Häuser voneinander entfernt, Friedrich Spielhagen und Berthold Auerbach, einst zwei Leuchten unserer Dichtkunst, deren Schaffen und persönliche Güte uns Jüngere umstrahlte und erwärmte. Vorbei, vorbei! Wie wird es den großen Männern der Literatur von heute ergehen, wenn über sie ebenfalls ein neues Geschlecht zu Gericht sitzt?

Ich hatte Meyerheim vorgeschlagen, das Stück ihm selbst vorlesen zu dürfen, womit er gern einverstanden war, und zwar in meiner Wohnung. So aufrichtig ich mich über seinen Besuch freute, erschrak ich doch beim Anblick des Manuskripts, das er unter seinem Arm trug, denn es glich einem schweren Aktenbündel. Er nippte kaum an dem Gläschen Sherry, das ich ihm vorgesetzt hatte, und schob den Teller mit dem einfachen Imbiß beiseite. Ich möchte mit dem Vorlesen nur gleich anfangen, da er sich verspätet und nur eine Stunde Zeit habe! Beim Auseinanderfalten der Abschrift merkte ich sogleich, daß sie von ganz ungewöhnlichem Umfang für ein Theaterstück war und über dreihundert Seiten, also ungefähr soviel enthielt wie ein stattlicher Roman. Das Personalverzeichnis hinterließ den Eindruck einer wahren Heerschau mit gegen fünfzig Personen, abgesehen von den stumm Mitwirkenden. Der Schauplatz war selbstverständlich jener Teil von Berlin, in dem sich unser Künstler vorzugsweise bewegte. Die Zeit bildete die unmittelbare Gegenwart mit ihrem gesellschaftlichen Leben und Treiben und all den Kämpfen und Widersprüchen gegen das, was man früher als schön und rühmenswert bezeichnet hatte.

Also los! Beim Vorlesen glaubte ich einer jener farbenprächtigen und belebten Veranstaltungen beizuwohnen, die sein Heim in der Hildebrandstraße so anziehend erscheinen ließen. Von den gesellschaftlichen Schichten, die dabei durcheinander schwirrten, fehlte vom Minister und von den führenden Geistern bis zu den Eintagsfliegen unserer Fünf-Uhr-Tees keine einzige. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß all die auftretenden Personen nach dem Leben gezeichnet und mit charakteristischen Zügen meist drolliger Art ausgestattet waren. Die Gespräche waren mit Geist und Humor gesättigt, aber von einer solchen Breite, daß einzelne ohne Unterbrechung mehrere Seiten lang zu sprechen hatten. Der erste Aufzug dauerte etwa eindreiviertel Stunden und war in jedem Fall zu sehr in die Breite zerflossen. Es fehlte durchaus an dem, was man als ‚Optik der Bühne' bezeichnet hat. All die Architekten, Bildhauer und Maler, die auf bestimmte moderne Richtungen der ‚isten' und ‚ianer' eingeschworen waren, wurden dabei wie in einem Hohlspiegel vorgeführt, der sie in einem Lachkabinett mit grotesken Verzerrungen wiedergab. Natürlich fehlte es dabei auch nicht an einer Galerie der holden Weiblichkeit in jüngeren und älteren Jahrgängen, die mit dem damals viel gebrauchten Schlagwort ‚Kitsch' um sich warf und für Verzeichnungen und Farbenkleckse schwärmte.

Ohne eine Pause zu machen, las ich auch den zweiten Aufzug vor und bemerkte dabei, daß bereits drei Stunden verflossen waren, während wir uns erst in der Mitte des Stückes befanden. Aber Meyerheim war die Zeit schnell vergangen und er hörte mir mit wachsender Spannung und Aufmerksamkeit zu. Um ihn über die Unmöglichkeit dieser Länge zu täuschen, bemühte ich mich, von nun an ein immer schnelleres Tempo anzuschlagen, das sich schließlich bis zum fürchterlichen Galopp steigerte. Es waren ungefähr drei Handlungen ineinander gewirbelt, von denen jede einzelne für einen Theaterabend ausgereicht hätte. Als ich mit dem vierten, dem letzten Akt begann, ließ gerade die sinkende Herbstsonne ihre warmen, goldenen Strahlen über die Abschrift fallen, und als ich endlich fertig war, erkannte ich an dem Schlag der daneben befindlichen Kuckucksuhr, daß dieser dramatische Eilmarsch volle sechs Stunden gedauert hatte.

Wie sollte man ein solches Stück aufführen, das nicht weniger und nicht mehr als nette Plauderei war, aber auf den Brettern solange gedauert hätte wie eine ungestrichene Aufführung der ‚Götterdämmerung'?"

„Merkwürdiger Fall!" meint einer der Handwerker in den ‚Meistersingern'.

Zu einer näheren Beratschlagung darüber fehlte es leider an Zeit und Gelegenheit. Ich mußte eine längere Reise antreten und kam erst später dazu, mich mit dem Stück weiter zu beschäftigen. Wie konnte man diesen üppigen, eng verschlungenen Urwald von guten Einfällen, dem es aber an lichten Eingängen und Ausblicken durchaus fehlte, in einen bequem angelegten Ziergarten für die große Menge verwandeln?

Nach längerer Zeit kehrte ich wieder in der Hildebrandstraße ein und kam vom Zoologi-

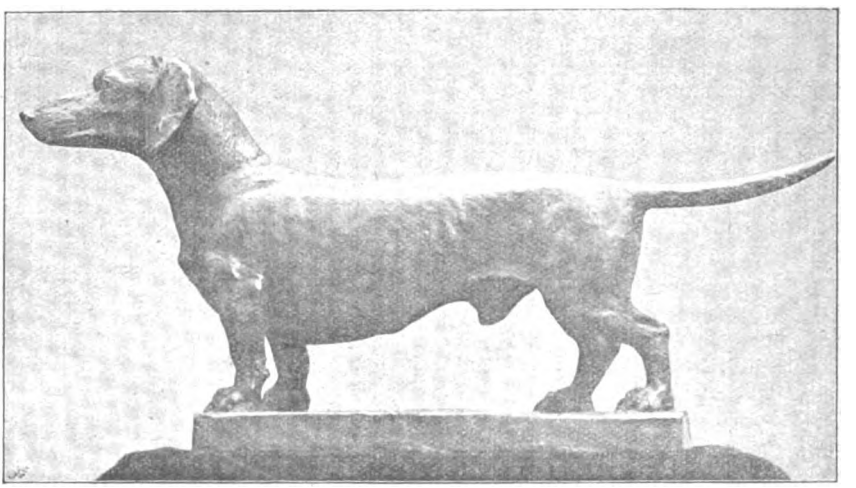
Digitized by Google

schen Garten, um vorher am Denkmal Theodor Fontanes, des frohen Wanderers durch unsere Mark, gegenüber dem Atelier von Reinhold Begas haltzumachen, wo es nach dem Tode des großen Künstlers so öde, leer und kalt aussah und mich eine Tafel mit der Aufschrift: „Ganz oder teilweise zu verkaufen" angähnte. Kurz vor dem Meyerheimschen Hause begegneten mir zwei bekannte Architekten, die sich dort ebenfalls ansässig gemacht hatten: Heinrich Kayser, der unternehmende Rheinländer, muskulös und riesig in seiner Erscheinung, der es vom Maurergesellen zu so umfangreichen Schöpfungen voll künstlerischen Schwungs gebracht hat, und sein Gesellschafter, der ruhige Lübecker von Großheim.

Eine reizende Erinnerung bewahre ich an den siebzigsten Geburtstag von Meyerheim in dem blühenden Garten, wo Professor Heck vom Zoologischen Garten als Gratulanten drei junge Löwen mitgebracht hatte. Ein versgewandter Freund des Hauses drückte den Dank dieser ‚Königskinder' dafür aus, daß der Meister ihre Onkel und Tanten so oft verherrlicht hatte. Die jungen Bestien tollten zunächst wie Pudel artig auf dem Rasen, bis sich endlich das Wüstennaturell in ihnen regte und sie den Zaun zum Nachbarn erklettern wollten, was denn doch über ihr gutes Recht ging. Leider fehlte uns allen dabei Anton Rubinstein, einer der ältesten und besten Freunde des Hauses. Wie wunderseltsam wirkte er doch mit seinem Beethovenkopf, wenn er beim Whistspiel leise summte, die Finger wie auf dem Klavier bewegte und sich tief herabneigte, so daß ihm die Locken über Stirn und Schläfen fielen. Einmal schlich sich eine begeisterte Schülerin mit einer Schere meuchlings an ihn heran und stahl sich von seinem Nackenhaar ein Andenken, worüber Anton Grigorowitsch anscheinend empört war.

Von dem Stück habe ich aber weiter nichts gehört. Sein Verfasser kam darauf nicht wieder zu sprechen, und ich gewann den Eindruck, daß es ihm von irgendeiner Seite ausgeredet worden sei. In seinem Nachlaß hat es sich nicht vorgefunden und es wäre denkbar, daß er die Arbeit vernichtet habe. Wenige Monate nach seinem Tode, an einem freudlosen Februartage 1916, wurden aus seiner Villa alle Schätze der Kunst und persönlichen Erinnerung in das Auktionshaus von Lepke geschafft und durch die Meistbietenden in alle vier Winde zerstreut. In Friedenszeiten hätte die Möglichkeit bestanden, was durch Jahrzehnte zu einem prächtigen Museum aufgebaut war, als solches zu erhalten und den Berlinern zum Geschenk zu machen. Das Völkerringen, an dessen baldiges Ende wir damals glaubten, hat uns auch um diese Hoffnung gebracht. Maurer und Zimmerleute bewegten sich in den leeren Räumen, in die dann fremde Menschen einzogen. Aber noch immer glauben wir Freunde in einer kleinen, so romantisch versteckten Straße am Tiergarten dem trefflichen Meister und guten Menschen zu begegnen, der noch im Alter die Hand nach einem andern, ihm unerreichbaren Gebiet des schönen Seins ausstreckte und von dessen Heim man ebenfalls sagen konnte, was Goethe von seinem Häuschen an der Ilm mit den Versen ausdrückte:

„Allen, die daselbst verkehrt,
Ward ein froher Mut beschert ...
Geistig ging zugleich alldort
Schaffen, Hegen, Wachsen fort."



Dackl. Bronze von Richard Rusche

Digitized by Google

Studienkopf

Steinzeichnung von Robert Wellmann

Digitized by Google

Digitized by Google

Dem Andenken des heimgefundenen und in Kampf und Sieg heimgegangenen Irrfahrers W. geweiht

Jugendjahre

Die Wiege

Die Wiege stand mir auf der reichen Au
Im Schwabenmeer, die ewig trächtig ist.
Du stilltest mich, bescheidne Fischersfrau,
Die mir im Herzen jetzt noch mächtig ist.
Heut blüht als würziger Traminerwein
Aus umgepflügtem Grab dein irdisch Sein,
Und Blüten wuchern aus dem Kohlenbrand
Des Vaterhauses am umschilften Strand.

Jugendwelt

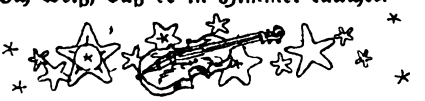
Ein Busch von Blumen, Reben, Weizenfeld
Im weiten Rahmen fischereicher Flut,
Umkränzt vom blauen, weichgeschwungnen Wall,
Dahinter dunkle Hegau-Kegel drohen
Und Alpenfirnen in den Himmel lohen —
So bist du mir lebendig, Jugendwelt.
Aus jedem Fenster flackte Rosenglut,
Wie sich aus Türmen breiter Glockenschall,
Aus allen Mühlen weißes Mehl ergoß
Und roter Saft aus schweren Keltern floß.

Auf Schwingen

Mein Jugendparadies winkt klar wie Glas:
Wo war mein Körper? Wie auf Schwingen schwebte
Zu allem, was bis in den Himmel lebte,
Lautlos das Kind aus sangerfülltem Gras.
Ich durfte Vogel ohne Schwere sein.
Was war des Knaben Herz? Ein frohes Lied,
Des Jubels voll, daheim in Wald und Ried.
Als Jüngling griff ich, wie des Dampfers Rad,
Bedächtig, in des fremden Lebens Pfad,
Und bin zu rasch im Sturm durch wilder Wogen
Hochaufgepeitschte Flut davongezogen —
Zu Sklaventum in fremden Wüstenein.

Vater

Mein Vater war mir Kamerad,
Ein stiller, kein Vielworte-Sprecher,
Nicht Richter war er mir und Rächer.
Wohl gab er mir den ‚Lederstrumpf',
Doch mehr von fremder Welten Wesen
Ließ Vaters sinnend Auge lesen.
Sein Kahn, die Geige, Weib und Kind,
Die führten ihn zu tiefsten Gründen
Und ließen ihn auf Gipfeln münden.
Und wenn er seine Ruder brauchte:
Ich weiß, daß er in Himmel tauchte.



Geige und Sterne

Im Boot ließ Vater noch zur Nacht
Verklärte fromme Weisen steigen,
Gleich Flammenhauch; sich ihnen neigen
Sah ich die hellsten Höhensonnen,
Und durstig hat sich aus den Bronnen
Der Himmelswiese vollgesogen
Des Vaters nimmermüder Bogen.
Die Wunder ihrer Schönheit liehen
Sich Geigenton und Sternenzelt.
Erglüht sind, um sich anzuziehen,
So Erdenwerk wie fernste Welt,
Und Schwesternliebe schmolz zusammen:
Die Kunst und Gottes ewige Flammen.

Späte Fahrt

„Mein Knabe, nicht wir nur
Wachen bei Nacht;
Sonnenbrand, Sternendom:
Ewige Schlacht!
Felsen zermürben und Alpen erstehen,
Inseln wachsen und Buchten gehen;
Heimliches Bohren, empörte Brandung
Weben der Zukunft neue Gewandung.
Dir auch warfen versunkene Welten

Digitized by Google

Trümmer von Pfahlbauers bronzenen Celten
An den Strand neben schwarzem Korn.
Ewig gebärender, schluckender Born!
Heut in den tiefen Schlund gezogen
Siehst du ein Ufer von hungrigen Wogen;
Nicht ein Grab bleibt ewig tot.
Chara und Binsen schickt das Land,
Baut aus Seggen den kommenden Strand,
Wird wieder Erlen und Weiden finden,
Was ihm gehörte, neu zu binden.
Vögel tragen dereinst zum Rohr
Fremde Samen, die keimen empor,
Lassen Blumen und Kräuter winken;
Aber der See wird weiter trinken.
Ewiges Glück und ewige Not!
Hörtest schon die versunkenen Glocken?"

„Vater, sind auch die Märchen wahr?"

„Lieber Sohn, unter allen Locken,
Sind sie in Kämpfen zu Silber erschrocken,
Läuteten Glocken von dem, was war!
Dich auch packt noch des Lebens Faust.
Wanke nicht, Knabe! Bestehe dann!
Jedes Werk will zuerst den Mann!"

Sturm

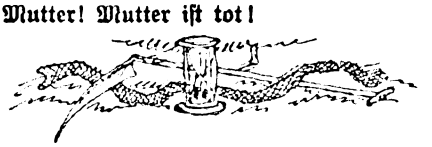
„Vater, Hügel von schaumigem Schnee
Schultert der ungebärdige See.
Rasend verspritzt er seinen Geifer,
Seetauben hasten und Regenpfeifer.
Vater, zieht nicht ein Wetter auf?"
„Ruhig, mein Bub, ihren freien Lauf
Erkämpft sich die Sonne. Mit blankem Speer
Rennt sie gegen das Wolkenheer,
Bis sie in unsere Stube scheint."
„Unserer Mutter?" — „Ja, Mutters Feind,
Nebel und Regen, scheucht sie fort."
„Vater, wird Mutter wieder gesund?"
„Junge!" — „Sie gab mir heut nicht den Mund
Zum Kusse!" — „Mußt nur ein Weilchen warten:
Bald scherzt ihr wieder im warmen Garten!"
„Vater, Mutterle ist so blaß!"
„Hurtig, die Netze eingezogen!
Schau nur den See jetzt: er fiebert schwer.
Ein Kranker, wirft er sich hin und her.
So, nun vorwärts! Wir werden naß."
„Wird Mutter wie sonst bei der Kornmahd sein?
Du sagtest einst, zwischen Frucht und Wein
Führtest du sie zu ihrem Rhein.
Vater, sprich!" — „Sie war in Gefahr,
Schau nur: gleich glühenden Spießen schnellen
Blitze bündelweis in die Wellen.
Und die Pappel! Ihr loderndes Haar
Sträubt sich himmelwärts und erlischt."
„Vater —!" — „Das Kornfeld rauscht wie Gischt.
Vorwärts, Junge!" — „Da ist unser Dach!"
„Ihr Armsten!" — „Mutterle, wieder wach?
Wir glaubten dich noch im schönsten Schlaf!"
„Junge, wie naß!" — „Dein Sohn war brav,
Lachte zu Arbeit und Wettergraus!"
„Jetzt bin ich lieber bei dir zu Haus,
Mutter! Den Kuß —" — „Süßele du!
Erst gegessen, erst trockne Schuh!"

Nach dem Gewitter

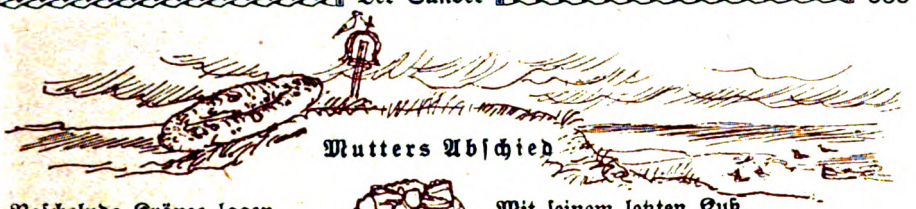
Die Gewitter schliefen
im Schoße des Abends ein.
In der Ferne nur triefen
Weiser und Meilenstein.
Ruhig glühn dir zu Häupten
schon die Lichter des Herrn.
In unsrer müden, bestäubten
Seele leuchtet der Stern
Ewiger Gnade der lauernden,
dürren Sorge zur Ruh —
Meiner lächelnden Mutter
fielen die Augen zu.

Schlimme Nacht

Wie Nebel sanken die Träume,
Ich horchte hinaus und bangte;
Durch Wolkenfetzen schwankte
Des Mondes bleiches Boot.
Über die Hütten zogen
Der Wildgänse laute Ketten;
Stöhnend hielten und bogen
Sich die zerzausten Bäume.
Wuhu! Der Uhu bellte
Dumpf in die wilde Jagd.
Ruhig nach alter Weise
Glimmte an Mutters Bette
Das Nachtlicht. — Wer jammerte leise?
„Mutter, was hast du gesagt?"
„Komm nur, mein Junge! Weine:
Mutter ließ uns alleine;
Mutter hat ausgeklagt!"
Aus seinen Kissen schnellte
Ein Junge. Schrill übergellte
Allen Sturm eine Not:
Mutter! Mutter ist tot!



Digitized by Google



Mutters Abschied

Raschelnde Kränze lagen
Bunt in der guten Stube.
Nur die hungrige Grube
Sah ich und einen Wagen.

Bei der Besten allein
Weilte ich mit den Kränzen.
Zwischen uns sollen sein
Ewige Grenzen?

Mutter, dein Abschiedswort
Hast du mir mitgenommen!
Mutter, laß mich nun kommen;
Eher gehst du nicht fort!

Mit seinem letzten Kuß
Nahte der zitternde Knabe:
Mutter, die eine Gabe
Muß ich noch haben! Ich muß!

Aber wie Marmelstein
Froren die ruhenden Glieder.
Mutterle, bringt dich kein
Erdentag lachend wieder?

Immer blieben die Lippen still
Und ihre Augen schwiegen.
Schlafe denn, Mutter! Ich aber will
Schaffen und fliegen.

Die Nachtigall

„Vater, die Nachtigall schmilzt im Liede.
Wohnt bei ihr der heilige Friede?"
„Dort auch ist Streit.
Brodelnde Liebesseligkeit
Will sich ihre Gefährtin locken.
Schluchzen und Sehnen in wirbelnden Flocken
Schickt sie berauschend in das Land,
Eifersüchtigen Feuerbrand
Zündend im lauschenden Genossen.
Was verzehrend herangeflossen,
Färbt sich matt vor der andern Glut,
Bis sich die Streiter zum Gipfel fangen
Und vom Siegenden eingefangen
Die Eroberte ihrem Fürsten
Stillgeworden im Neste ruht."

Weich umfaßte mich Vaters Arm:
„Bald auch greifst du nach anderem Leben.
Hinter jugendseligem Schwarm
Eigener Sippe ein Heim zu geben,
Wählst du den Stein,
Der dich der Pein
Schmählicher Niederung verkettet,
Oder dein Dach auf Felsen bettet.
Wie unsre Mutter sei dein Weib,
Wo ihr Ebenbild leuchtet, bleib!
Sohn, sei dir treu!
Leicht schreibt das Schicksal schlechte Romane,
Schwillt die Leidenschaft zum Orkane,
Sei mir nicht Spreu!

Digitized by Google

Mondscheintanz in Mittelzell

Von Sternenfluten übergossen,
Von Himmelsbächen weich umflossen,
Schwamm unser kleines Inselreich.
Im breiten Lindenbaum ließ leise
Ein müder Wind die Abendweise
Entschlummern und schlief selber gleich.

Drei Kirchen lagen in der Runde,
Drei Dörfer hielten Feierstunde.
„Vater, wir bleiben noch zu Gast?"
„Der Tag war heiß. Mit seinem Sohne
Hält Vater heute in der Krone
Ein Stündchen wohlverdienter Rast."

Die Linde stand im Silberkleide,
Stark roch das liebe Brotgetreide
Und feurig war ein blanker Wein.
Viel Burschenvolk und Mädchen saßen
Und gingen kichernd an den Straßen,
Und nur die Jüngste saß allein.

„Herr Kronenwirt, den Lukas senden!"
Schon kam der Knecht, mit festen Händen
Zu meistern die Harmonika.
„Den Schiffertanz!" Die Burschen schwenkten
Die Inseltöchter heiß und lenkten
Sie sicher. Eine saß noch da.

„Mein Junge, auf! Die Mädels hassen,
Das soll kein Mann. Frisch zuzufassen
In Ehren, geht ihr durch die Welt.
Voran! Versucht! So junge Beine
Sind rasch im rechten Takt. Und deine
Sind nicht die steifsten. Auf, mein Held!

Auf, Nachbars Annele, zum Reigen!
Es geht, es geht!" — In holdem Schweigen
Ertanzten wir uns Seligkeit.
Das junge Antlitz sah ich glühen,
Am Hals ein schneeweiß Hemdchen blühen
Und wußte nichts von Raum und Zeit.

Mein Herzblut schlug in wildem Gären.
O Stunde, wolleſt ewig währen!
„Ich bin dir gut! — Bist du mir gut?"
Die Blitze sprangen hin und wieder,
Und senkten sich die Augenlider:
Rasch brach den Damm erneute Flut.

„Nun Schluß für heut! Genug gesprungen!"
„Ja, Vater, ja!" Doch nicht verklungen
War Lust und Sehnsucht und Musik.
Ein Süßes lag mir in den Gliedern,
Wohl sah ich scheu nach andern Miedern,
Doch eine war, die nie mehr schwieg.

„Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten,
So hört' ich oft von alten Leuten
Und nur von denen hab' ich's her!"
Sang Vater, als wir heimwärts gingen,
Gleichwie versunkne Glocken klingen.
„Drum sag' ich's noch einmal:
Schön sind die Jugendjahr',
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr!"

Digitized by Google

Verzauberter Abend

„Liebster, in der Dämmerung komm zu mir,
Wollen Hand in Hand vom Turme lauschen
Weißen Segeln, der Kastanien Rauschen
Und uns malen unserer Zukunft Zier!"
„Mädchen, flog ich? Bin schon wieder hier,
Zum verschwiegenen grauen Turmgemäuer.
Du schenkst Ruhe! Ach, ich bin bei dir!"

Harrt der See heut nicht wie sterbensbang?
Legt die Luft dem lauten Leben Schlingen,
Kämpfen Licht und Finsternis und ringen
Um den letzten Sieg im schwersten Gang? —
Wie aus nie geschauten Weiten klang
Mir die Abendglocke weltverloren.
Weilt ein Unheil schwanger vor den Toren,
Naht ein Glück in unerhörtem Drang?

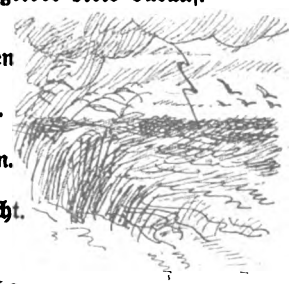
Schwarze Vögel segeln ohne Schrei.
Seid ihr Boten abgestürzter Welten?
Schleudert euch aus sturmzerwühlten Belten
Fremdes Meer nach meiner Friedensbai? —
Nimm die Ungewißheit! Sprich: Es sei!
Herr der Hagelwetter und der Sterne,
Wie du führst, so folgen wir dir gerne;
Blitzschlag oder Paradies: herbei!

Und ergeben an die Brust geschmiegt
Lag mein Mädel mir vom Lindenbaume.
Schicksal, triff uns bald! Schleich nicht im Traume,
Hämmere hurtig zu! —
Auflodernd fliegt
Gottes Fackel in den See und siegt
Über alles ängstliche Erwarten:
Schönheitsprühend blüht ein Wundergarten,
Wo sich blasse Nebelwelt gewiegt.

Wie mit raschem Schlag die Fesseln sprengt
Die Kastanie, so entströmt der Hülle
Fahler Dünste reiche Gnadenfülle.
Unerschöpflich auf die Tiefen senkt
Wunder sich um Wunder; endlos schenkt
Sich die Schöpfungslust zum andern Male.
Gipfel werden jauchzende Fanale;
Mutter Erde, heißgeküßt, empfängt.

Goldne Meere flammten um uns auf,
Ströme Blutes, grelle Garben fielen
Reich zu Tal; zu Gottes Farbenspielen
Nahmen blaue Bäche ihren Lauf.
Purpurdecken türmten sich zu Hauf.
„Liebster, wachsen tausend Veilchenhügel
Bis zum Fenster?" — Jäh mit schwerem Flügel
Schlug erstickend gelber Neid darauf.

Und der Alpen Glut versank in Nacht,
Doch des Lauschers wilde Bronnen flossen
In das Blut des dürstenden Genossen;
Jeder nahm und hat sich selbst gebracht.
In ererbter Leidenschaften Schacht
Bin ich mit dem Mädchen tief versunken.
Sünde, sagt ihr, haben zwei getrunken?
Schönheit hielt uns, die von Gipfeln lacht.



Im Föhn

Mein ganzes Träumen
Bei Tag und bei Nacht ist dumpfes Warten;
Raunt mir im Garten
Nicht Erfüllung aus knospenden Bäumen?

Züngelnde Schlange,
Zische nur, zische, ich sei verloren!
Machst uns nicht bange:
Stirbst im Föhn, die der Föhn geboren!

Schlange, Verleumdung ist dein Name:
Hebe dich fort!
Eifersucht war dein geiler Same,
Dein Kind heißt Mord.

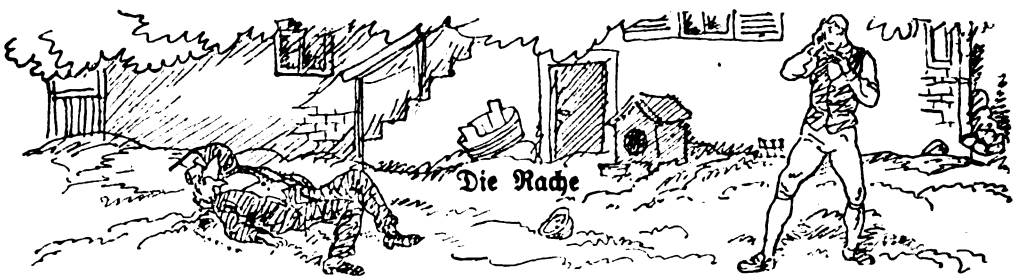
Ich kenne mein Mädchen, das reine, scheue.
Tuschelt nur, Neider!
Gift und Galle färbt eure Kleider;
Sie hält mir Treue.

„Doch hast du nie Evas Fall vernommen?"
Otterngeschmeiß!
„Auch Pest ist in rosa Röckchen gekommen!"
Lügt nicht! Ich weiß!

Digitized by Google

Gestohlene Ruhe

Und wieder ließ der offene Himmelssaal
Die stickig-warme Winterluft entweichen;
Die Föhnfrau segelte in farbenreichen
Feuchten Gewändern durch das Erdental.
Buntschillernd, grub sie fleißig Tinten aus,
Lockte die Veilchendüfte aus Verstecken,
Warf über Land und Wasser frische Decken;
Doch müd am Tage waren meine Hände,
Nachts drückten albengleich die Stubenwände,
Der Wurm des Zweifels bohrte mir im Hirn
Und ruhte nicht und hitzte mir die Stirn —
Und wie zerschlagen schlich ich aus dem Haus.



Die Rache

Beim Stiftungsfest

Ein Jüngling saß mit rotem Stiftenkopf
Am Flügel. Fest im Polkatakte hieb er
Geklirr und Staub aus der spinettchenhaften
Zerwurmten todgeweihten Dreschmaschine.
Des Tanzklubs sonntagsfrohes grünes Volk
Hielt Stiftungsfest im Saal des Krokodils
Bei selbstgebacknem Kuchen, Bier und Wein.
„Herr Präsident" bestaunte selbstbewußt
Mit Herrschermiene sein gefügig Reich,
Und springlebendig wie ein keckes Böckchen
Durchmaß mein Mädchen leicht den Raum der Lust
Mit ihrem Tänzer, dem wie Silberglöckchen
Ihr Lachen klang. Jetzt streifte mich ihr Blick:
„Wo kommst du her?" — „Ich, Anna? Ich? Zu Schiff!
Doch du — so heimlich tanzen — ist das recht?"
Da hielt sie mich: „Nicht ärgern! Bin ich schlecht?
„Komm, tanz' mit mir!" — „Du, Anna, in dem Klub!"
„Was hast du? Beichte mir im Garten! Komm!"
Die Grillen geigten und der Wein war süß
Und schwemmte Vaters Lehren aus dem Kopf.
Wie Kletten waren meines Mädchens Lippen,
Weich lag um meinen Hals ihr runder Arm.
„Was zürnst du, Liebster?" — „Man spricht allerlei
Und meint, daß Anna nicht nur mir gehört;
Vielliebchen seist du, manchem zugetan —"
„Gelogen!" — „Möglich!" — „Pfui — du glaubst mir nicht?
Wer bei den Mädchen nicht zum Ziel gelangte,
Der rächt sich gern." — „So stellt dir jemand nach?"
„Der Samuel! Du weißt, ein übler Mensch.
Laut soll er beichten, was er von mir weiß."
„Ich will ihn stellen." — „Und ich selber fordre
Mir Rechenschaft. Bald kommt er. Nun sei gut!"

Die Rache

„Überlege dir: Anna ist meine Braut."
„Die Braut! Doch sprich davon nicht zu laut."
„Das heißt?" — „Alle Mädchen sind Eichelhäher,
Falschspieler sind sie und Schmutzaufspäher.
Haben glänzende Beeren gern
Und bleiben auch Würmern und Aas nicht fern,
Verstehen zirpend Liebe zu heischen,
Bleiben wir taub, Verleumdung zu kreischen."
„Heißt das: du mochtest Anna nicht,
Sie aber hungre nach solchem Wicht?"
„Was bin ich?" — „Du stinkst von Futterneid."
„Der reichlich genossen hat — vor deiner Zeit —"

Aus meiner Tasche
Zuckte die rasche
Hand.
Ein Blitz und ein Schlag,
„Schurke!" Er lag
Röchelnd im Sand.
Blutiger Brand
Träufelte mir auf sengendes Licht:
Mörder! Mörder!
„Laß mich, Liebste! Halte mich nicht!
Grüße Vater! Die Häscher drohen!
Nur fort!" — Und bin wie ein Hund geflohen.

Digitized by Google

Auf der Flucht

Mutter, dein Sohn ist nicht schlecht,
Vergoß er auch Blut!
Vater, er hat seine Liebe gerächt
An der Lästerbrut.
Liebste, für dich schlug die Lohe
Verzehrend aus kochenden Wogen.
Du hättest mich betrogen,
Du, meine Hohe?

Aber mein zweifelndes Fragen
Mädchen, weckt deinen Gram;
Will darum Reue tragen:
Sieh meine Scham!
Mein sündiges Herz soll sich reinigen
Im Dein-Gedenken.
Will ich zum Schlamme lenken,
Schicksal, sollst du mich steinigen!

Erste Nacht im Schweizerland

Über Täler und Gletscherwände gespannt
Wandert vom Himmelsrande zum Himmelsrand
Endlos das silberbestickte blaue Band.

Leuchtender Noten unermeßliche Pracht,
Ruhigen Flusses zur Himmelsorgel gebracht,
Herrlich dem Dunkel entstiegen, versinkt in Nacht.

Bin ich mit Mutter durch finstre Gassen gegangen,
Immer glühten dem horchenden Kind die Wangen,
Wenn die glitzernden Noten lieblich sangen.

Tauten nicht sanfte Engelsstimmen nieder?
Göttliche Fernen sanken durch meine Lider,
Noch im Traum hallten schmelzende Flöten wider.

Nebel verdecken mir heut die verwaisten Klausen.
Darf ein Flüchtiger noch über Wolken hausen?
Fremder Hochwald, laß du ihm die Orgel brausen!

Und schon läßt sie die Stimme donnernd schwellen:
„Büße! Büße!“ Funkelnde Noten gellen:
„Frieden suchst du? Er wird sich dem Reinen gesellen!“

Stöhnend sank ein Verfemter auf fremdes Land;
Weiter rollte das silberbestickte Band
Über die Gletscherwände zum Himmelsrand.

Am Säntis

Unendlichkeit, gib dem verlornen Sohn,
In Vergessenheitswellen zu baden!
Ruft ihn nicht laut aus Nebelschwaden,
Säntis, dein erdentrückter Thron?

Im vergletscherten Felsennest
Bei dem sternenkundigen Weisen:
Wird nicht dein Leben dort neues Fest,
Verlorener, wo Weltenschwärme kreisen?

Aber zu unberührten Sonnen
Soll ich besudelte Hände recken?
Rauchendes Blut, wann bist du geronnen?
Malst selbst den Himmel mit roten Flecken!

Holzstoß, durch meine Schuld geschichtet,
Laste mir weiter im Genick!
Einsam bleib' dein reiner Blick,
Säntisforscher, zur Höhe gerichtet!

Der Rheinfall

Zerlumpt und hungernd wich der Flüchtling bald
Den Sommergästen aus: die Damen kreischten
Bei seinem Anblick; Waffenhilfe heischten
Auch ihre Ritter im verwunschnen Wald.

Doch nächtlich rief mich dumpfer Urweltton
Aus Höhlenlagern. Scheue Not umstrich
Den rätselvollen Schrei; verängstigt schlich
Ein Schatten näher, der verlorne Sohn.

Versteinert stand er mit verkrampften Zähnen
Vor kampfdurchtobter Schlucht. Aufsprang ihr Gischt.
Donnernde Rosse mit beschäumten Mähnen!
Ein Nebelschwall, der Stern und Mond verwischt.

Nachtgrüne Hügel, unabsehbar, drängten
Am Felsenriff zur lauten Walstatt vor

Digitized by Google

Und heulten auf und wuchteten und zwängten
Zerfetzte Leiber durch das Höllentor.

Doch stolzen Haupts entsprangen heile Wogen
Dem Chaos, ihre Leiden wurden Sieg.
Mit Orgelbraus, der herb gen Himmel stieg,
Ist das befreite Heer davongezogen.

Schon stieß ein neuer Heerbann vor und schrie
Hellen Triumphruf in verirrtes Dröhnen.
„Vergiß im Kampfe!“ las ich in den Tönen,
„Zieh hin und wachse!“ rief die Melodie.

In der Fremdenlegion

Eigener Sturz

„Vergessen willst du, willst büßen
Und magst nicht mehr hungern?
Unsinn, umherzulungern!
Laß dich von reicheren Welten grüßen!“

Veltliner Wein
Schenkten sie, bis ich lag,
Und im grauenden Tag
Unterschrieb ich den Schein.

„Bist nicht mehr der verlorene Sohn!
Stolz du der Fremdenlegion!“

Einzug in Nordafrika

Oliven, Mandeln, Feigen — alles dein,
Lorbeer und Myrthe!
Was dich zersauste, laß begraben sein!

Im Schatten schlanker Pappeln magst du wähnen,
Du seist daheim.
In deinem Lager trotzt du den Hyänen.

Des Atlas Höhen leuchten dir so weiß
Wie Schweizerberge.
Ist nun geschlossen deiner Wünsche Kreis?

Wohl grüßen mich Orangen und Zitronen —
Krank bleibt mein Herz
Und wühlt und sucht nach Glück in andern Zonen.

Andere Stätten

Jahr kam um Jahr mit bunten Stationen
Der Irrfahrt, und ich hatte sie gesucht;
Doch immerdar dem andern Volk zu fronen:
Dem hat mein Herz geflucht.

Um meines Willens zähes Kreuz zu brechen,
Hielt mich gefesselt meines Gegners Kralle;
Bei leckerm Mahl ließ mich das Heute zechen,
Mißachtet lag ich morgen siech im Stalle.

Bald Elendsstätte, bald ein Zauberbild,
Urwald und Sklavenküste, Flug und Fall!
Sahara, Sudan, Tunis, Senegal,
Tschadsee und Kongo: ich blieb fremdes Wild.

Sahara

Rotgraues Meer, vom Wogenschwall verlassen,
Die Tiefen in Verwunderung erstarrt;
Die Klippe, steingewordnes Dunkel, harrt
Urnackt und mag kein neues Leben fassen

Ein Murren langverhaltner Leidenschaft
Kocht unter Dünen, ballt sich in den Lüften:
Zum Freiheitskampf! — Da zwängt sich Simsonskraft
Der Sturmgesellen aus zersprengten Grüften.

Das blitzdurchglühte Wolkendickicht bauscht
Sich erdenwärts, um Sand zu Sand zu schicken;
Der Sonne schreckverfärbtes Antlitz lauscht
Im Schleierdunst und will im Staub ersticken.

Ein Funkenregen sprüht mir vom Gewand.
Bin ich daheim und Tannenreiser knistern? —
Wer packt mich? „Gnade, unsichtbare Hand!“
„Der Mutter Erde will ich dich verschwistern!“

„Du zwingst mich nicht!“ Doch fortgeschleudert lag
So Mensch wie Tier, vom Wüstengift bezwungen.
Aus langer Ohnmacht bin ich aufgesprungen;
So stieg aus Sand und Tod mein Ostertag.

Zwischen Senegal und Gambia

Ein Ausgeworfner flammte fieberkrank
Im Bastbett. Ging sein Dasein schon zur Rüste?

Digitized by Google

Sein Denken, ein verscheuchter Vogel, schwang
Sich ruhlos über bleicher Dünenküste.

Der sein Geschick dem welschen Hahn verband,
Floh ihn die Seele schon samt seiner Qual?
Blies die Trompete ihm vom öden Strand
„Lösch alle Feuer aus!“ zum letztenmal?

Flog er als Taube aus der Söldnerschar
Mit ihren Lebelflinten, Bajonetten?
„Der hat noch Kraft! Den könnten wir noch retten!“
Ich schlich voran, so schmal der Pfad auch war.

Im Sudan

Der Schwarzen Land: Teufels- und Gotteskind,
Verstaubter Dornbusch, geiles Blütenreich,
Endloser Steppengürtel, teppichweich,
Und Flammenmeer und totengrauer Grind,
Bis Regen rauscht und Aschenhügel gären,
Himmel und Erde liebend neu gebären,
Was tot war, singend flüchtet aus der Gruft,
Mit Finkenjubelgruß durchsonnt die Luft,
Und Antilopen wieder und Gazellen
Heimkehren — vor den nächsten Feuerwellen.

Kongoland

Lange bin ich mit euch gewandert, Sanga und dunkler Gabun,
Mit dem schnellen Ogowe und mochte am Kuilu nicht ruhn,
Irrte zu Schari und Tschad unter Palmen und Drachenbäumen —
Suchte doch immer den Fluß, den Frühlingsweiden umsäumen.

Bin nun selber, ein dürres Gesträuche, viel zu schwach,
Meine Äste zu beugen und vollzusaugen im Heimatsbach,
Möchte bei ihm noch einmal herrliche Früchte tragen,
Brausende Eichenwipfel erjagen und überragen!

Dahomeh

Es thronte ein König in Abomeh
In Menschenschädel-Girlanden,
Und wenn er winkte am Götzentag,
Sank Kopf um Kopf, fiel Schlag auf Schlag,
Und Opferherden schwanden.

Tempel mit heiligem Schlangengezücht.
Schwarzes Diebsgelichter.
Ein Hexenkessel mit eklem Sud.
Wollust sogen aus warmem Blut
Trunkene Gesichter.

Und ein Weihnachtstag war im Kokoswald
Bei Whydah in Dahomeh.
Was stieg aus Lagunen? Die Reichenau.
Was glänzte mir auf in seliger Schau?
Der Winter am Bodensee.

Ein elender Lichtstumpf glimmte mir,
Bis die Neger den Narren verlachten,
Doch der Stumpf roch mir weiter wie Wachs so hold,
Engelshaar hing darüber wie Gold
Und Liebe in hohen Frachten.

Urwald

Ich wate durch duftende Dolden
Im lodernden Blütenhain;
Blumenspeiende Krater
Schmücken Sumpf und Stein.

Glühende Orchisschlangen
Züngeln hungrig empor;
Reißen sie lauschende Sterne
Aus dem Himmelstor?
Schwirren nur leuchtende Käfer
Ihren Liebespfad?

Auf Wipfeln und Gipfeln glänzen
Schwaden funkelnder Saat.

Digitized by Google

Am Tschadsee

Posten stand ich am Papyrusdickicht des Tschad,
Zitterndes Glühen fraß sich in gärenden Sümpfen satt,
Blöd glotzte der Kaiman, des Flußpferds Herde schlief;
Kaum ein Vogel, der matt im Schilfe rief.
Ausgestorben alle Piratenbrut:
Briet sie auf schmorenden Inseln in Glitzerglut?
Doch drüben am Ufer, wo Deutschlands Fahne weht —
Wer geht dort und steht?
Träume nicht, Auge! Hülle mich nicht in Nacht!
Was taucht aus dem Rohr
Nah und doch fern empor?
Heimatmenschen hat die Stunde gebracht.
Schlapphüte winken, graue Tropengestalten,
Schutztruppler, Brüder in Kamerun!
Herz, was jetzt tun?
Flieg mir voraus, den heute noch Ketten halten!
Horch, wie die Sonnenwoge vertraute Sprache bringt:
Schwäbischen rauhen Laut! —
Wie er mir klingt und singt!

⁂

Ächzend hat ein wankender Posten die Fäuste fest
Seinem Tränenquell entgegengepreßt,
Hat gestöhnt wie ein verwundetes Tier:
Heimat, nimm mich, rot oder tot, zu dir!

Wendung

Fünf Jahre sickerten noch zu fünf Jahren,
Still bin ich heimatwärts gefahren.

Und läßt du den Deserteur nicht ein,
Soll ich auch nur dein Zaungast sein,
Siehst du noch Blut am Sünder kleben:
Heimat, ich muß wieder mit dir leben!
Nicht zerstob die bejahrte Pein
In fremder Lust zu prasselnden Funken;
Habe noch nicht Vergessen getrunken.

Was wurde der Zecher?
Opfer im fremden Würfelbecher,
Fortgeschleudert von rechnender Hand
In Wildheit, Schmutz oder dürren Sand,
Glück zu bringen anderen Mächten —
Knecht unter Knechten.

Im Thurgau

Und führt mich heute kein Sonnenlicht
In die Gärten der Reichenau,
So stiehlt sich fortan ein heimlicher Dieb
Zu euch vor Tag und Tau.

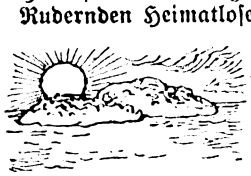
Feierlich sinkt ein Flammenball
Hinter den Hohentwiel;
Um die Insel der Seligen furcht
Oft meines Bootes Kiel.

Vom grauen Turm tritt vergangene Zeit;
In Kornblumenkranz und Rosen
Hüllt sie den verlangenden
Rudernden Heimatlosen.

Brennende Fenster und Lindenduft —
Leis' verklingende Lieder!
Mutter und Vater grüßen mich
Engumschlungen wieder.

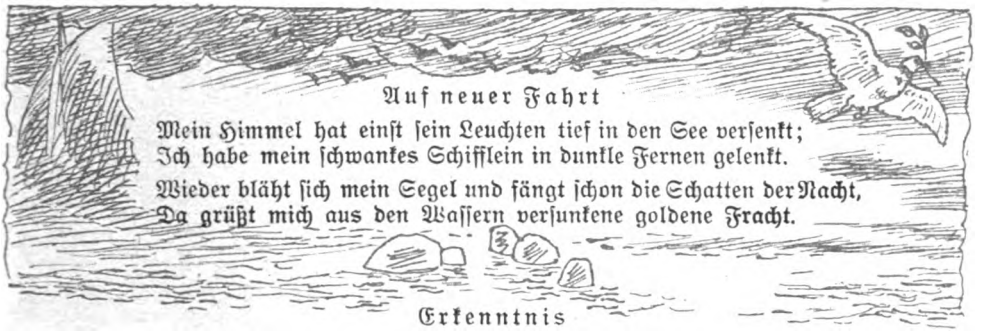
Vater! — Selber schon bin ich grau.
Atmest du noch im Licht?
Sitzest du über den irrenden Sohn
Gramvoll zu Gericht?

Ach, des Friedhofs schattigster Stein
Redet von deiner Not;
All deine Liebe, mein Kamerad,
War sie zuckend verloht?



Erde, du liebst noch den einsamen Sohn,
Und er kann dich nicht lassen;
Vater, war nicht unser Blut
Eins in Lieben und Hassen?

Digitized by Google



Auf neuer Fahrt

Mein Himmel hat einst sein Leuchten tief in den See versenkt;
Ich habe mein schwankes Schifflein in dunkle Fernen gelenkt.
Wieder bläht sich mein Segel und fängt schon die Schatten der Nacht,
Da grüßt mich aus den Wassern versunkene goldene Fracht.

Erkenntnis

Das Eiland schwimmt im abendroten See:
Ein grünes Feld, beschirmt von Blütenschnee,

In ufervolle Himmelsluft getaucht,
Wie von des Pfirsichs zartem Duft behaucht.

Von allen Häfen spinnt ein bunter Schein
Huschigen Lichterspiels die Insel ein.

Ich aber suche im versunknen Land
Nur eine weiche, weiße Mädchenhand.

Sprich, wilde Taube, die mich einst vertrieb,
Wo nistest du? Wen hast du heute lieb?

Und schuf mir dein betörendes Guruh
Schicksalsgenossen? Taube, sage du!

„Fünf junge Leben blühen mir im Nest,
Und der mich packte, hält mich eisenfest!"

In blauen Schatten lagen Land und See
Und Trauer fiel auf Duft und Blütenschnee.

Heller Ausblick

Und hält mich manches Trübsalsjahr
Am Zaun mit unlösbaren Krallen:
Heimat, du grüßt mich doch im Licht
Auch meiner himmelblauen Hallen!
Und summt der Draht an meinem Pfad
Heut düster zwischen starren Stangen:
Ich weiß, wie seine Stimmen oft
Dir Preis und Siegeslieder sangen.

Mag dunkel wie die Wetternacht
Der Kern der Sonnenrose reifen —
Ein lodernd Freudenfeuer, will
Ihr Strahlenkranz das All durchschweifen;
So mögen noch im Schatten stehn
Mein Tagwerk und des Lebens Mühen:
Das Herz soll neu in frohem Rausch
Gleichwie der Stern der Blume glühen.

August 1914

In gleichem Wogen hob das Schwabenmeer
Die Brust. Was fieberte die kleine Stadt
Am Schweizerufer? — Kommt zum Frieden her,
Ihr Menschen! — „Extrablatt! Krieg! Extrablatt!"

Und wie von jähem Wirbeltanz zerrissen
Durchflog der weiße Schreck die fahlen Gassen
Und wollte keine Hütte wieder lassen,
Packte das Herz und blieb im Hirn verbissen.

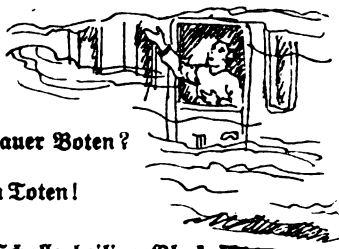
Deutschland mobil! Voran, voran, mein Boot,
Den Puls der Inselheimat zu belauschen:
Die Wacht am Rhein! Die Flagge schwarz-weiß-rot!
Schon winken Tücher, Abschiedsgruß zu tauschen.

Heimat — und ich? In Reue eingewühlt
Lag oft dein Sohn und flehte um Erhörung;
Zu keiner Stunde hat er die Empörung
Wider sein Schicksal gleichwie heut gefühlt.

Was soll ich euch? Ich band mir selbst die Hände.
Mich schlucken nur noch eure Kerkermauern,
Ihr aber rüstet fromm zur Weltenwende.
Der Freiheit Fahnen rauschen. Ich muß trauern.

Digitized by Google

Heimkehr



Die Amnestie

„Her damit! Was steht im Thurgauer Boten?
Sie lasen richtig: Die Amnestie!
Frau Wirtin, ich bin nicht mehr bei den Toten!
Über die Grenze! Jetzt oder nie!

Sechs Wochen seien mir noch gegeben
Für die Meldung beim Konsulat?
Heute schon will ich in Deutschland leben,
Morgen bin ich des Kaisers Soldat.

Wenn zur Scholle heilige Glocken
Niedersteigen und Helfer sind,
Sollte hinter dem Zaune hocken
Weiter der Heimat getreues Kind?"

Schlußgesang

So bin ich aus versumpften Niederungen
Emporgetaucht zu meines Kampfs Zenit;
Noch sind der Heimat Neider nicht bezwungen,
Drum nimm mich, Land, das ein Betörter mied!
Die fremden Glocken haben ausgeklungen,
Mein Leben folgt dem deutschen Freiheitslied.
Von falschem Scheine war ich oft betrogen;
Ein Heimgekehrter schaut den Regenbogen.

Du Wunderland! Wohl sind aus jungem Wallen
Die Söhne schon in Schwaden fortgerafft.
Die Quellen strömen weiter. Heere ballen
Sich reifer Männlichkeit und Jugendkraft,
Als wären sie vom Himmelszelt gefallen,
Zum Kampf bereit trotz langer Wanderschaft;
Als träten sie geglüht aus Feuerflammen,
Aus Sturm und Not, aus mählichem Verschlammen.

Wo wart ihr? Sprecht! Seid ihr, dem Mond entbunden,
Aus seinen Kratern erdenwärts gesandt?
Sind eure Runen Bilder seiner Wunden,
In Streit und Leid wie Kupfer braungebrannt?
Metallgewordne, Steinerne voll Schrunden,
Wer seid ihr? — Schützer sind wir unserm Land,
Wir sind dein Blut, sind Söhne deutscher Hütten,
Kein Mond muß kreisen, um uns auszuschütten!

So laßt uns mit dem Herrgott frohgemut
Noch einmal, Brüder, gegen Höllen ringen!
Er half bis hierher; seine Gnadenflut
Wird uns die Friedenssonne wiederbringen.
Voran! Der Seele tönend Glockengut,
Zwei Fäuste, unser Recht: es muß gelingen!
Bleibt euch nur treu! Nur wer sich selbst verloren,
Der wird von keinem Himmel neu geboren.

Den Buchschmuck dieser Dichtung zeichnete Franz Christophe

Digitized by Google

Casanova in Potsdam

Von Friedrich Hussong

Hin und her durch Europa, auf und ab durchs Glück war der Weg des Abenteurers gegangen. Jetzt hatte er krank aus England flüchten müssen, hatte von Calais sich nach Dünkirchen und weiter geschleppt. In Tournay hatte er den großen Saint Germain getroffen, und eisern hatten die beiden einander der Stirn gegen Stirn gestellt. Noch war der Stern des Joseph Balsamo, des göttlichen Cagliostro, nicht über dem Jahrhundert aufgegangen. Der Graf Saint Germain und Jakob Casanova de Seingalt begegneten einander daher in dem Bewußtsein ihrer Einzigkeit. Einer fürchtete sich von dem andern durchschaut, und beide standen einander gegenüber ohne eine andere Waffe als ihre Unverschämtheit. Der Graf Saint Germain empfing den Herrn von Seingalt zwischen bunten Kolben und Retorten. Wie man eine Namenskarte gegeneinander austauscht, ließ der Graf sich von seinem Gast ein großes Silberstück reichen und gab es ihm nach ein paar Minuten des Plauderns, mit Ursubstanz bestreut und mit Feuer angeblasen, in Gold verwandelt zurück. Währenddessen erzählte er, wie er vor 350 Jahren auf dem Konzil von Konstanz den Erzbischof von Bordeaux mit diesem kleinen Kunststück aus der Fassung gebracht habe.

Jakob Casanova, der sich von Seingalt nannte, kraft des allgemeinen Menschenrechtes, mit den fünfundzwanzig Buchstaben des Alphabets nach Belieben zu schalten, war krank und müde. Aber er wahrte die Miene eines Mannes, den dergleichen nicht befremdet, der es bei einem Manne wie dem Grafen als bei seinesgleichen voraussetzt. So gingen sie aneinander vorüber wie Fürsten von Reichen, die heute einander begrüßen und wissen, daß sie morgen vielleicht miteinander Krieg führen.

Über Brüssel schleppt der Abenteurer sich weiter gegen Deutschland zu. Einigermaßen genesen kommt er nach Braunschweig. In Wolfenbüttel verkriecht er sich in die große Bücherei des Herzogs. Da er zu müde noch ist, um das Leben schon nach seinem Sinn zu leben, ergötzt er sich für eine Weile an der Betrachtung der Widerspiegelung dieses Lebens in der Phantasie der Dichter und in der Weisheit der Denker. Er gedenkt nicht seiner Vergangenheit, nicht seiner Zukunft, fühlt nicht die Gegenwart, die ihm keinen Widerstand bietet. Er kommt in Versuchung, dies für das wahre Glück zu halten. Er fühlt, wie unmerklich die Wegabzweigung ist, die von dem gierigen Lauf des Abenteurers auf den Pfad der bedürfnislosen Weisheit führen könnte.

Aber die Kräfte wachsen, und dem Sperber regen sich die Schwingen. In Magdeburg genießt er mit genesenden Gelüsten die Freuden der Tafel, der Liebe und des Spiels. Und dann fährt er in drei Tagen durch den Sand der Mark nach Berlin. Seit mehr als zwei Jahrzehnten schon arbeitet hier der zweite preußische Friedrich an seinem Staate.

Dieser König der Pflicht zieht jetzt den Geist des Abenteurers an, wie Pol den Pol. Fühlt dieser König der kahlen Pflicht sich nicht selber angezogen von den bunten Spielen fremden Geistes? Sammelt er nicht um sich welsche Abenteurer, Glücksritter vom Geist, um in ihrem Kreise diese preußische Kahlheit und Dürftigkeit zu ertragen? Ist hier nicht, was einander braucht? So fabelnd zieht der Abenteurer nach Berlin.

In der ‚Stadt Paris' in der Brüderstraße kehrt er ein. Nicht wie sonst mietet er ein ganzes Stockwerk, nicht wie sonst gibt er der Stadt ein Schauspiel von Gepränge. Er handelt mit Madame Rusin um den Zimmerpreis und ums Essen. Aber als Kavalier; und während Herr Rusin die Küche bestellt und sein Sohn ihm zur Hand geht bildet Herr de Seingalt mit Madame einen Abendzirkel, der artig genug ist für diesen preußisch-berlinischen Norden. Der Baron von Treidel ist der Schwager des Herzogs von Kurland, obgleich er auch nur ein Zimmer gleich neben dem Herrn von Seingalt bewohnt. Er ist ein alter Herr von sehr angenehmem Betragen. Er wird der Freund seines Zimmernachbars und bleibt es zwei ganze Monate lang, eine Zeit, in welcher der Mond seine Gestalt achtmal verändert. Der Kaufmann Greve ist zwar nur ein gewöhnlicher Mensch und Hamburger, der bei all seinen Berechnungen davon ausgeht, daß ein Taler nur dreißig Groschen hat. Aber dieser Mensch aus Hamburg hat eine sehr junge, sehr hübsche, eine sehr muntere Frau, die über die Galanterien des Herrn von Seingalt von einer Heiterkeit in die andere fällt. Und wenn in der guten Stube der Madame Rusin schon kein französischer Marquis funkelt, so verbreitet da doch ein französischer Koch einen bescheidenen Glanz, und der Koch eines Königs dazu. Das ist Herr Noël, der Freund der Madame Rusin und der einzige Koch Friedrichs des Einzigen, ein Mann, der durch seine Kunst in der Pastete einen der weisesten Männer des Jahrhunderts verführt hat, sich zu Tode zu essen. Es war eine Pastete von der Hand und Kunst des Monsieur Noël, an der sich Herr Lamettrie, der Arzt und Gottesleugner, so überaß, daß er den Tod davontrug;

Digitized by Google

Herr Lamettrie, nach deſſen Geſellſchaft König Friedrich gegeizt hatte und der ſeinerſeits danach gegeizt hatte, in der guten Stube der Madame Rufin ſich von dieſer mit den guten Biſſen bewirten zu laſſen, die Herr Rufin in der Küche zubereitete.

In dieſem kleinen Kreis ließ der Abenteurer ſich nieder und paßte ſich ſeinem bürgerlichen Weſen an, indes er ſtill darüber hinaus horchte und ſpähte. Ah, dort war der alte Lord Keith, den er von London her kannte, der hier auf ſeinen Lorbeeren ruhte, ein Günſtling des Königs. Was würde der für ihn tun können? Da war der Herr Caſalbigi, der Lotteriedirektor des großen Königs, ein Spieler mit ſeinem und anderer Leute Glück, ein Glücksſpielgenoſſe von Paris her. Über Brüſſel war er vor dem Bankerott und hinter dem Glück her nach Berlin geflohen und hatte hier dem König das Spiel für das unwiſſende Gelüſte törichter Untertanen eingerichtet; aber der König fühlte ein Unbehagen bei der Sache und hatte wenig Luſt, dabei auszuharren. Herr Caſalbigi war zur Stunde eher in der Lage, von dem Herrn von Seingalt Hilfe zu erhoffen, als ihm welche zuteil werden zu laſſen. Aber hoch über allen funkelte, ein tanzender Stern, die ſchöne Denis, eine Jugendliebe von Venedig her, jetzt die minderen Sterne des Berliner Ballettes überglänzend, auf ihren Fußſpitzen Heldenherzen jonglierend, von ihren tanzenden Abſätzen Gnade und Ungnade ſchleudernd. Das ſind Punkte, an die ſich die Fäden vielleicht anknüpfen laſſen, mit denen der Abenteurer glitzerndes Werden an buntes Geweſen zu weben gedenkt.

Es gilt den König zu ſehen, ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen; ihn fühlen zu laſſen, daß unter den Günſtlingen ſeiner Wahl keiner iſt, der an Witz, Geiſt, Wiſſen, Kühnheit Herrn Jakob Caſanova von Seingalt überglänzt. Der Lord Keith weiſt den Weg. Eines Tages ſteht der Abenteurer im Park von Sansſouci und ſieht einen Mann von fremder Art langſam, gebeugten Nackens, große, brennend helle Augen auf den Beſucher richtend, auf ſich zuſchreiten. Der Abenteurer hat Menſchen aller Länder und Stände geſehen, Fürſten und Bauern, Kardinäle, Krieger, Spieler, Päpſte, Mönche, Prinzen, Tänzer und verkommene Dichter. Aber dieſer war nicht darunter. Herr Noël hat den Abenteurer beraten und Madame Rufin ſelbſt hat ihm alle Treſſen und Litzen von ſeinem Anzug getrennt. Er glaubte, ſchlicht und ſimpel wie ein Predigtamtskandidat vor dem König zu ſtehen; aber nun, da der in ſeinen hohen Stiefeln, ſeinem abgeſchabten Soldatenrock voller Spuren von Schnupftaback auf ihn zutritt, fühlt der Abenteurer in ſeinen ſeidenen Strümpfen, ſeinen Schnallenſchuhen, ſeinen ſchwarzſeidenen Beinkleidern ſich geziert wie ein Tanzmeiſter.

Die Hand auf den Kopf eines großen Windſpiels gelegt, das fragend dem Fremden entgegenſchnuppert, tritt der König auf den Gaſt ſeines Gartens zu. Der Herr von Seingalt verbeugt ſich tief. Der König nimmt ſeinen alten Hut grüßend vom Kopfe und bleibt vor dem Fremden ſtehen. Seine Augen prüfen ihn kalt. Er betrachtet den Abenteurer, wie man in einer Schaubude eine wilde Katze betrachtet, mit einem einfachen Intereſſe an der Sache. Herr von Seingalt iſt erſtaunt und verwirrt. Er hat nicht einen ſo alten Mann zu ſehen erwartet. Ihm war es eine Pflicht gegen ſich ſelbſt, ſo jung und ſo heiter als möglich ſich darzuſtellen. Aber dieſer König, der wenig über Fünfzig iſt, ſteht vor ihm wie ein Greis. Ein zerarbeitetes Geſicht, eine vernachläſſigte Geſtalt. Alles an ihm für den Abenteurer eher lächerlich, als impoſant; nur die hellen, brennenden Lichter der Augen beirren dieſen.

„Herr von Seingalt," ſagt der König und ſetzt ſeinen Hut wieder auf, „was führt Sie zu mir? Was wünſchen Sie von mir?"

Das ein Schüler, Bewunderer, Nachahmer Voltaires? Voltaires, der den Abenteurer mit vollendeter Höflichkeit empfing, der vor ihm zu glänzen ſich bemühte, ſeinen Geiſt um ſeinetwillen anſtrengte, ſeine Worte um ſeinetwillen ſchliff. Auf alles war der Abenteurer gefaßt, auf jede Tonart war er bereit, einzugehen, auf funkelnden Witz, auf königliche Feierlichkeit, auf herriſchen Hochmut, auf ſelbſtbeſpiegelnde Herablaſſung. Aber das war ja nur ein knurrender alter Mann. Es war verwirrend. Dem Abenteurer blieb Wort und Rede aus, zum erſtenmal, ſeit er als blutjunger Abbé in ſeiner Probepredigt ſteckengeblieben war, weil er vorher zu gut und zu ausgiebig gefrühſtückt hatte.

„Nun," knurrte der Alte, „haben Sie mir nicht geſchrieben? Wollten Sie mich nicht ſprechen? So ſprechen Sie doch! Hier bin ich, hier ſind Sie."

„Sire," ſagte der Abenteurer, ſich faſſend, „verzeihen Sie eine Verwirrung, die zur Entſchuldigung nur ihre Grundloſigkeit hat. Ich konnte nicht ahnen, daß niemandes Bild ſo fern von aller Vorſtellung ſei, als das des Fürſten, von dem jeder Menſch in Europa glaubt die entſchiedenſte Vorſtellung zu haben. Man hätte mich warnen ſollen, mit einem Wahn von Majeſtät vor die Majeſtät ſelber zu treten."

Es war, als ob aus den Lichtern der Königsaugen ein Funke von heiterem Spott aufflöge. Die ſcharf gemeißelten Linien von den Naſenflügeln zu den Mundwinkeln zitterten leiſe wie von einem Lächeln. „Laſſen Sie uns ein wenig wandern," ſagte der König. Dabei ließ er die Hand vom Kopf des Windſpiels, das ſeitwärts in den Sonnenſchein auf den Raſen lief. Der König gab den Weg an. Er beſchrieb mit dem Stock einen Halbkreis um ſich und fragte: „Sie haben Europa geſehen, London, Paris, Rom, alles. Wie gefällt Ihnen mein Park?"

„Ich finde ihn prachtvoll, Sire."

Digitized by Google

Der König hatte keine andere Antwort erwartet. „Der Park von Versailles," sagte er, „soll doch viel schöner sein."

„Sire, der Park von Versailles hat dem Ihrigen das lebendige Wasser voraus. Fließendes, springendes Wasser in einer Gartenlandschaft ist wie eine Seele in einem Körper, wie ein Klang in einem Raum."

„Da haben Sie recht," sagte der König verdrießlich, „ich habe das längst selber gewußt. Aber woher soll ich's nehmen? Ich wollte es mich was kosten lassen. Dreimalhunderttausend Taler hat man mir in das Wasser geworfen, das nicht da ist."

In dem Abenteurer lebte etwas auf bei der Vorstellung einer solchen Summe. „Majestät," rief er unwillkürlich, „für eine solche Summe müßte das Wasser zum Springen zu bringen sein." Der König machte eine verdrießliche Handbewegung. „Ah, ich sehe, auch so ein Tausendkünstler, auch so ein Wassermann. Hat noch jeder gesagt. Und hernach: das Geld ging weg, und das Wasser blieb weg. Will nichts mehr wissen von euch Wasserdoktoren."

Der Herr von Seingalt schwieg. Schweigend ging der König ein paar Schritte weiter, seinen Wasserverdruß verarbeitend. Dann sprang seine Rede zu etwas anderem. „Sie sind Venezianer. Kennen die Verhältnisse der Republik. Erzählen Sie mir davon!" Und nun stellte er Frage auf Frage, die Casanova leicht beantwortete, erfreut darüber, sich vor dem König auf einem ihm so vertrauten Gebiet bewegen zu können; erfreut auch, ihm die Dinge seiner Heimat schildern zu dürfen, an welcher der Landstörzer doch hing, zu der es ihn oft zurückzog, und um so stärker, je strenger ihm Acht und Bann den Weg dorthin verlegten. Der König schoß seine Fragen rasch und kurz auf ihn ab und hörte seine Antworten mit dem Gesicht eines trocken Lernenden. Nur hier und da zuckte ein Zweifel um seinen Mund oder seine Augen. Als Casanova ihm auf die Frage nach der Kriegsmacht Venedigs eine sehr stattliche Rechnung aufmachte, brach er kurz ab: „Sie wollen mich lachen machen. Das sind patriotische Fabeln. Waren Sie nicht auch einmal Soldat? Dann müßten Sie anders urteilen. Aber Sie sind ein Genie in den Finanzen."

„Mein eigener Zustand zeugt mir dagegen," sagte Casanova, zugleich ein Lob ablehnend und den König auf seine Bedürfnisse hinlenkend.

„Ich rede von der Wirtschaft der Staaten." Und wieder schoß der König nacheinander rasche, kurze Fragen auf seinen Besucher ab, wie Pfeile. Und Herr Jakob Casanova von Seingalt legte seine Stirn in staatsmännische Falten und erging sich in Reden über gute und böse, nützliche und schädliche, notwendige und nur erlaubte Steuern. Die wissenschaftliche Volkswirtschaft war damals in Frankreich in dem Maße Mode geworden, in dem der tatsächliche Zustand von Volk und Wirtschaft zerfiel. Herr von Seingalt hatte in den Salons von Paris, wo Marquisen mit ihren Hausgelehrten über das beste System der Besteuerung philosophierten, soviel aufgeschnappt, daß ihm die Redensarten über diesen Gegenstand nicht ausblieben. Der König hörte ihn mit undurchdringlichem Gesicht an. Kalt gingen seine Augen seitlich über den schwadronierenden, seidenen Italiener. Nur hier und da zog sich ein leichter Spott um seine Augen zusammen. „Aber die Lotterie?" fragte er plötzlich. „Sie haben selber dergleichen in Frankreich eingerichtet und geleitet. Zu welcher Art von Steuern rechnen Sie das Glücksspiel? Zu den erlaubten, nützlichen oder notwendigen?"

Der Abenteurer dachte an seinen Freund Casalbigi, an sich selbst, an seine gegenwärtigen Beklemmungen und an ein neues Glück. Er redete mit heiligem Eifer: „Zu den nützlichen und notwendigen, Sire. Nützlich, weil der König Geld dabei gewinnt, das, wie Blut durch die Adern der Menschen, so durch den Körper des Staates aus seiner Hand zurück- und umrinnt. Notwendig, weil das arme und unwissende Volk, von sich aus ohne Hilfe und Aussicht auf Glück, diesen Traum von Möglichkeit eines Glücks und Reichtums braucht, um einmal über sich selbst und seine Sphäre von dumpfem Hinbrüten hinauszukommen. Das Spiel, Sire, ist das einzige Glück. Das Spiel um das Leben ist das Leben selber. Das Spiel um den Reichtum ist der Reichtum selber. Ohne die Lotterie sind Hunderttausende nichts als hoffnungslose Maschinen. Die Lotterie ist Hoffnung. Hoffnung ist das Urelixier des Seins. Das Leben ist nichts, wenn man nicht darum spielt, der Reichtum nichts, wenn er nicht kommt und geht, wie die Sterne, das Glück nichts, wenn es nicht umwandert wie die Sonne. Das Spiel ist die Seele alles Wagens, alles Gewinnens. Was ist dem großen Feldherrn das Schlachtfeld? Ein Spieltisch. Was dem Astronomen das Weltall? Ein Spielzeug. Der Philosoph, wenn er nicht ein bloßer Schulmeister ist, spielt mit Problemen. Der Dichter mit dem Leben, der Staatsmann mit Ländern und Völkern. Alle spielen. Wo wir aufhören, zu spielen, fangen wir an zu verfaulen. Das Genie unterscheidet sich von dem Dummkopf nur durch sein unendliches Spielbedürfnis; in ihm springen hundert Quellen des Spiels mit Welt und Menschen um Schmerz und Lust. Was Ihrem Garten fehlt, ist das Letzte, Höchste, Sire, ist die göttliche Zwecklosigkeit einer lebendigen Spielerei. Das Glücksspiel, die Lotterie ist die einzige Möglichkeit für Hunderttausende, dieser einzigen Lust auf eine wenn noch so armselige Weise teilhaftig zu werden. Die Lotterie ist wirtschaftlich ein Nutzen und moralisch eine Notwendigkeit."

Auf schattigen Seitengängen hatte der König eben mit seinem Besucher den großen Hauptweg erreicht. Sie blieben hier stehen

Digitized by Google

und sahen unter den hoch gegeneinandergebogenen Bäumen durch auf den Hügel und das Schloß von Sanssouci. Wie ein Akkord klangen die Stufen und Treppen zu dem Haus des Königs empor. Friedrich wandte sich gegen Casanova: „Sie haben herrlich gesprochen für einen Lotteriedirektor, Herr von Seingalt. Ich will Ihnen simpel antworten, wie ein Mann von meinem Metier. Was Sie mir auch sagen mögen, so halte ich Ihre Lotterie für eine Gaunerei und für ein unsicheres Geschäft dazu. Und ich will meine Hände davonziehen. Sagen Sie das Ihrem Freund Casalbigi. — Übrigens" — und der König sah seinen Mann wieder an wie eine wilde Katze in einem Käfig — „wissen Sie was? Sie sind ein sehr schöner Mann."

Das war wieder etwas, worauf Casanova nicht vorbereitet war. Doch faßte er sich und sagte mit einem aufrichtigen Ton des Bedauerns: „Und das ist, was Eure Majestät mir nach einer solchen Stunde, nach der Gnade einer solchen Unterhaltung zum Lobe sagen? Es ist der geringste Vorzug eines Ihrer Grenadiere."

Der König lächelte nicht unfreundlich. „Nun, Herr von Seingalt, es war mir ein lehrreicher Spaziergang. Sie bleiben noch länger hier? Wir haben einen gemeinsamen Bekannten, den Lord Keith. Ich werde mit ihm von Ihnen plaudern, und Sie werden noch von mir hören."

Einige Wochen später teilte der alte Lord Keith seinem Schützling mit, der König biete ihm durch seine Vermittlung eine Gouverneursstelle in seiner neuen Potsdamer Kadettenanstalt. Ein ehrenvolles preußisches Angebot. 600 Taler jährlich, dazu Wohnung und Verpflegung zusammen mit den Zöglingen der Anstalt. Die erste Regung Herrn von Seingalts war, diesen König vor seine Klinge zu fordern. 600 Taler jährlich! Ihm, der schon fünfzigmal an einem Abend das zehnfache gewonnen und verloren hat. Der es wieder gewinnen und wieder verlieren würde. Ihm, der gewohnt war, in eigenem Wagen und Beiwagen, mit eigenen Kutschern und Dienern, mit dreißig Anzügen und fünfundzwanzig Hüten in den Koffern durch Europa zu fahren, wie durch sein Eigentum — ihm wagte man anzusinnen, mit ein paar schmutzigen pommerschen Dummköpfen aus einem Trog zu essen. Er beschloß, die Sache von der heitern Seite zu nehmen und sich den Potsdamer Spaß wenigstens anzusehen, ehe er weiter fuhr nach Kurland, Rußland, Petersburg, Moskau, anderem Glücke nach.

Er fand in einem kahlen Bau kahle Säle und Zimmer. Dürftige Bettstellen, nackte Tische, hölzerne Stühle, leere Wände. Und darin Landjunker mit runden Köpfen, die in ihren engen, schlechtsitzenden Uniformen steckten, wie Pinsel im Leim. Bei ihnen ihre Gouverneure; steif, hochmütig, hilflos. Grausen befiel den Abenteurer bei der Vorstellung, auch nur zwei Wochen einer von diesen sein zu sollen. Also das war alles was ein Mann, der für den größten König galt, und noch lieber für den größten Menschenkenner gelten wollte, aus ihm, Jakob Casanova von Seingalt, einem Herrn Europas, glaubte machen zu sollen. Ihn überlief ein hitziger, venezianischer Zorn, ihn überlief ein preußischer Frost. Indem er noch dieses Stück Kaserne um sich ansah verständnislos, voller Abscheu, voller Ekel und Verachtung, wurde der König gemeldet, und ehe Casanova noch der Begegnung sich hätte entziehen können, betrat er auch schon den kahlen Raum, begleitet von seinem Freund und Obersten Quintus Icilius. Er ging langsam in dem Raum umher, wie ein nachspähender Unteroffizier. Casanova überlief eine Gänsehaut bei diesem Tun eines Königs. Er dachte an die Gelage des englischen Georg, an die Orgien des französischen Ludwig.

Der König deutete mit der Spitze des Stockes auf einen der pommerschen Junker, der mit glühendem Kopf dastand und dann auf ein Gefäß unter einer der kahlen Bettstellen an der Wand des Saales. Seine Augen brannten vor Zorn, die Härchen über den Ohren sträubten sich ihm. „Was ist das?" fragte er den erschrockenen Junker wütend. Der schnappte nach Luft und nach Worten. „Was ist das?" wiederholte der König mit dem Stock weisend.

„Majestät, ein Nachtgeschirr."

„Eine Schweinerei, Er Dummkopf Er. Wem gehört das Bett?"

Bleich bis in die Nasenspitze meldete sich ein anderer Kadett. „Und wer ist Sein Gouverneur? Er ist ja ein dummer Junge. Wer ist Sein Gouverneur?"

Der unglückliche Gouverneur meldete sich. „Kreuzelement über ihn," fluchte der König, „und dafür zahle ich Ihm Sein schweres Geld? Und dafür füttere ich Ihn, daß mir der Lümmel die Kerle hausen läßt wie die Ferkel?"

Herr von Seingalt hatte genug, übergenug. Mehr ertrug er nicht. Er schlich sich hinter dem Rücken des Königs aus dem Saal, aus dem Haus. Wie? Das war möglich? Ein König, der das Geschäft eines Unteroffiziers betrieb, und zwar genau wie ein Unteroffizier? Es fiel Herrn von Seingalt nicht ein, daß das vielleicht die einzig gemäße Art sein könnte, es zu üben. Ein König, der sich um ein unreines Geschirr kümmerte! Es fiel Herrn von Seingalt nicht ein, daß dies vielleicht die Wurzel der Regentengröße dieses Königs war. Ein König der Tag für Tag in hohen Stiefeln ging, im selben abgeschabten Rock, mit demselben alten Hut, mit denselben Tabakflecken auf der Kleidung. In welche Welt war er geraten? In welches Zeitalter?

Der Abenteurer fuhr stracks zum Lord Keith, um ihm nicht ohne Hohn für die königliche Gnade zu danken und zu bedauern, daß ein so großer Geist ihn so wenig verstanden habe. Der alte Herr lachte hell auf.

Digitized by Google

„Sehen Sie, mein Lieber, das dachte ich mir. Sie in Potsdam, das ist wie ein Schwan in der Suppenschüssel."

„Man hat mich nicht verstanden," sagte Casanova hochmütig.

„Nun, mein Lieber, Sie haben hier wohl auch einiges nicht verstanden. Was außer Ihrer Sphäre ist, braucht nicht unter ihr zu sein. Aber für Sie ist das freilich nichts, mein Lieber. Eine Welt, die sich um ihre Pole dreht: Pflicht und Muß, wie die Ihre um die andern: Spiel und Glück. Kein Platz für Sie, mein Lieber. Reisen Sie nach Petersburg weiter! Vorher aber müssen Sie dem König danken für sein Angebot."

„Für eine Verhöhnung?"

„In Paris wär's eine gewesen. In Potsdam dürfen Sie's für eine Ehre nehmen. Und sollte der König, in dem bei einem Philosophen und einem Unteroffizier auch ein Schalk sitzt, sich noch ein anderes dabei gedacht haben, so würden Sie sich besiegt erklären, wenn Sie's merken, es für möglich halten wollten. Passen Sie auf! Des Königs Schwester von Braunschweig kommt eben nach Berlin. Der König kommt von Potsdam herüber. Man wird auf seiner kleinen Bühne in Charlottenburg eine italienische Oper aufführen; Ihre schöne Freundin Denis wird tanzen. Ich werde Ihnen Eintritt verschaffen. Der König wird Sie sehen. Sie werden ihm danken, sich verabschieden."

So kam es. Die italienische Oper war brillant, die schöne Denis tanzte zum Entzücken. Der König trug zum ersten Male seit vielen Jahren einen Rock von Glanzseide, der an allen Nähten mit Gold gestickt war. Er trug schwarzseidene Strümpfe und den Hut unterm Arm, wie ein Stutzer. Jakob Casanova fühlte seine ganze Überlegenheit. War das ein König? Ein Theatergroßpapa war das. Es war zum Lachen. Aber in dem zerarbeiteten Gesicht standen die brennenden, hellen Lichter der Augen und herrschten.

Sie sahen auch den Abenteurer und befahlen ihn vor sich.

„Nun, Herr von Seingalt, Sie wollen nicht bei uns bleiben? Wollen nach Petersburg. Hatte mir das so hübsch für Sie gedacht. Würden den Lümmeln ein Bild der Betrachtung gewesen sein. Ein schöner Mann, ein eleganter Mann. Können das hier nicht. Je feiner der Rock, desto schlechter sitzt er uns. Na, muß auch so gehen. Haben Sie sonst noch Geschäfte hier?"

„Keines, Majestät, als Ihnen für Ihre Gnade zu danken," sagte Herr von Seingalt.

„Was ist das doch für ein Ding da?" sagte der König und deutete auf das diamantene Ordenskreuz an der Brust Casanovas.

„Der päpstliche Sporenorden, Sire."

„Ei, vom heiligen Vater, Sieh, sieh! Auch ein Bekannter von Ihnen? Sie sind ein europäischer Ritter, Herr von Seingalt; ich bin nur ein preußischer Bauer. Und wie sind Ihre Aussichten in Petersburg? Sind Sie an die Kaiserin empfohlen?"

„Bis jetzt nicht, Sire. Bis jetzt nur an den Bankier Rubinroth."

„So, so," sagte der König, „so, so. Nun, Herr von Seingalt, das ist gewiß auch sehr viel besser."

Und die Augen des Königs standen hart, kalt und gleichgültig gegen den Abenteurer, der sich tief verneigte, und gingen fremd über ihn weg und hatten ihn vergessen, noch ehe er sich von ihnen wandte.

Die Tänzerin. Gemälde von Anna Rosina Matthieu im Schloß zu Homburg v. d. Höhe

Digitized by Google

Großmutters Frieden

Von Egid v. Filek

Gestern haben wir sie begraben. Stumm und tränenlos sind wir an dem offenen Grab gestanden, drei schwarze Frauengestalten mitten in den bunten Farben des Herbstes.

Die Friedhofsbäume brannten in roten, gelben und hellbraunen Totenflammen; verspätete Schwalben schossen mit schmerzlich schrillen Abschiedsrufen durch die klare Luft.

Der alte Geistliche sprach mit zitternder Stimme, der Mensch, nicht der Priester. Von den milden, spendenden Patriarchenhänden sprach er, aus denen Segen geflossen war ein langes, langes Menschenleben hindurch; von Moses, der das gelobte Land nicht betreten durfte und in Sehnsucht danach von hinnen ging gleich ihr.

Und viele, viele Stirnen von Männern, Kindern und Frauen haben sich traurig gesenkt, als der kleine Sarg, kaum größer als der eines halberwachsenen Kindes, in die kühle Tiefe glitt, unter der schauerlichen Musik des schnurrenden Seiles, die dem Leidbeladenen das Herz stärker zerreißt als das ergreifendste Miserere. Denn die da von uns ging, war verwachsen mit dem kleinen Fleck Heimaterde wie ein tiefgewurzelter Baum; zwei Generationen hatte sie erlebt, und im weiten Umkreis des Gutshofes gab es keinen, der sie nicht gekannt, und wenige, denen sie nicht ein liebes, freundliches Wort gesagt oder eine stille Guttat erwiesen hatte.

Und doch geht seit vier furchtbaren Jahren das große Sterben durch die Welt und schüttelt Millionen hoffnungsvoller Früchte vom Baum der Menschheit — was liegt an dem Tode einer einsamen alten Frau?

Gestern haben wir sie begraben. Und nun sitzen wir still und bleich in unseren schwarzen Kleidern an ihrem Lieblingsplätzchen auf der großen schattigen Terrasse; unsere Blicke flattern wie irre Vögel über die Bäume und Wiesen und Felder bis zum Rand des Waldes und kommen müde und hoffnungslos wieder zurück.

Auch die Kinder sind still und traurig; Helga, die Dreizehnjährige, die Großmutters helle Augen hat und ihren feingeschnittenen Mund, blickt verloren vor sich hin, als ahne sie schon, was Sterben ist — der kleine Kurt mit seinen sieben glücklichen Lebensjahren weiß noch nichts davon; er ist nur deshalb traurig, weil sich heute niemand um ihn kümmert; kaum daß Agnes hie und da flüchtig ihrem Einzigen die Apfelwangen streichelt.

Große gelbe Blätter fallen von den Platanen. Sie wiegen sich gleich Schmetterlingen hin und her und sinken langsam, lautlos zu Boden. Und Helenens Stimme klingt in das große Schweigen; einst war sie klar und hell und sang die schönen, lebensprühenden Lieder von Brahms und Richard Strauß — aber seit damals, als ihr Ältester mit zerrissener Brust in flandrischer Erde begraben ward, tönt sie matt und dunkel, wie mit schwarzer Seide umhüllt: „Ob sie jetzt wohl den Frieden hat, nach dem sie sich so sehnte?"

Wir aber schauern zusammen wie schuldbewußte Kinder und denken daran, daß wir Großmutter mit einer Lüge in die Ewigkeit ziehen ließen ... und war sie auch fromm und gut gemeint, Lüge bleibt Lüge, und im Angesicht des Todes soll man nicht lügen.

War es wirklich Sünde?

Noch immer sehe ich es vor mir, das liebe, treue Sorgengesicht mit dem glänzenden Silberhaar, friedlich gebettet auf das seidene Kissen zwischen die letzten Rosen des Gartens. Es war ein Lächeln um den schmalen Mund und doch ein Ausdruck wissender Überlegenheit, als wollte er sagen: ‚Spart euch die Mühe, ich durchschaue euch.'

Hat sie uns geglaubt oder nur so getan um uns nicht zu kränken? Oder wissen sie doch mehr als wir, die da drüben, jenseits des Grabes?

Die Toten schweigen ...

Und wieder fallen die großen zackigen Blätter. Zum fünftenmal fallen sie, seit das Entsetzliche begann. Unendlich weit liegt das alles schon hinter uns. Gab es denn wirklich einmal ein stilles Familienglück mit strahlenden Weihnachtsbäumen, und gefüllte Vorratskammern und harmloses, lächelndes Genießen und Lebensfreude, Tanz und Spiel?

Wir hatten das Maß der Zeit verloren. Die Tage kamen und gingen im ewigen Einerlei, die vielen Tage, die unser Leben und unsere Jugend sind. Wie die Perlen des Rosenkranzes glitten sie uns durch die Finger und sanken müde in unseren Schoß. Helle, leuchtende Perlen, Tage des Sieges und Triumphes mit Glockenläuten und festlichem Fahnenrauschen, und schwarze Perlen, düstere, bange Kunde von da draußen, wo der Tod über die Länder schreitet, und solche, die Tränen bedeuteten, heiße, blutige Tränen.

Und der Frühling ward zum Sommer, der Herbst zündete seine Fackeln an, der Winter breitete weiße Decken über das Land und die Herzen.

Es kam die Adventzeit mit der nächtlichen

Digitized by Google

Roratemesse und dem Sehnsuchtslied des Propheten Jesaias: Tauet, Himmel, den Gerechten, Wolken, regnet ihn herab!

Aber es ward nicht Frieden — es ward nicht Frieden ...

* * *

Ich habe meine Schwester Helene zusammenbrechen sehen in fassungslosem Schmerz, als jener traurige Brief vom Regimentskommando kam. An seinem neunzehnten Geburtstag ist er gefallen, unser armer, lieber Paul mit seinem fröhlichen Siegfriedslachen, das noch von seinem letzten Urlaub her wie Musik in unseren Ohren klingt. Ich habe Agnes durch die Zimmer des Hauses wandern sehen, ruhelos und verstört, den irren Blick ins Leere gerichtet, mit verweinten Augen, als durch bange drei Monate keine Nachricht mehr von ihrem Gatten eintraf und alle Briefe zurückkamen mit dem Stempel „abgängig". Wie sanft und herzensgut hat Großmutter die Verlassenen zu trösten verstanden! Nicht mit Worten — o nein; sie sprach eine heilige, mütterlichere Sprache — sie nahm sich um Kurt und Helga an, lernte mit dem Jungen die schwere Kunst des Lesens und nähte mit dem Mädchen Puppenkleider. Sie teilte ihre kleinen Sorgen und Freuden, lachte und scherzte mit ihnen, damit den Kindern ihr heiliges Recht auf fröhliche Lebenslust nicht verkümmert werde; bis Helene sich von ihrem Schmerze losriß und die Pflichten gegen ihr Töchterchen erkannte; bis endlich, endlich eine Karte aus einem sibirischen Gefangenenlager die unbestimmte Kunde gab: Ich bin gesund und es geht mir leidlich gut.

Und ich, die einsam geblieben ist und manchmal die Schwestern beneidet hat um Herdglück und Gattenliebe, ich empfand meine Einsamkeit wie eine schmerzliche Genugtuung.

Aber seltsam — all das hat mich nicht so tief ergriffen wie Großmutters stilles Leid an jenem Tag, als sie uns die Susanna vom Kirchturm holten, die Susanna mit der weichen, singenden Glockenstimme, die Großmutters Taufgang begleitet hat und ihre silberne Hochzeit und Großvaters Begräbnis.

Ich bin neben ihr gestanden in dem kleinen weißen Matronenzimmer; sie lehnte am Fenster und sah mit erloschenen Augen hinab auf das tote, kalte Stück Erz, das da von ihr ging und etwas von ihrem eigenen warmen Herzen mitnahm, das einzige Greisenglück: Erinnerung!

Ach, sie wollte gar nicht fort von uns, die arme Susanna. Stundenlang dauerte es, bis man sie endlich mit Ketten und Seilen von ihrem Stuhl zur Erde hinabgelassen hatte; dreimal glitt sie von den schiefen Brettern, ein Rad zerbrach unter ihrem furchtbaren Gewicht, als sie auf dem Wagen lag, die drei kleinen Kirchenglocken neben sich wie die Küchlein bei der Glucke; grelles Sonnenlicht flimmerte auf dem vergoldeten Blätterkranz mit der stolzen Inschrift: Peter Paiger hat mich gossen A. D. 1690. Das ganze Dorf ganz im tiefen Schweigen herum; irgendwo klang ein Seufzer — kam er aus Menschenbrust oder aus dem ehernen Herzen der armen Glocke, die klagte, daß sie Tod und Verderben bringen mußte, statt den Frieden einzuläuten?

Sie sagte kein Wort, die Großmutter, nur meine Hand drückte sie so fest mit ihren kühlen, trockenen Fingern, daß es mir weh tat — dann sank sie matt in ihren Lehnstuhl und winkte: Laß mich allein. Und als ich nach einer Stunde wiederkam, schien sie um Jahre gealtert — und später, wenn der grelle Ton der häßlichen Stahlglocke durch die Luft schnitt, die sie uns zum Ersatz in den Turm gehängt hatten, verzog sich das kleine Gesicht immer wie im Schmerz.

Damals begriffen wir, daß es Schlachtfelder gibt in den weiten Reichen der Menschenseele, von denen kein Kriegsbericht weiß. Herzenswunden, tiefer und heißer blutend als je ein Arzt sie gesehen hat, und stille Friedhöfe in der eigenen Brust.

* * *

Seit jener Zeit schwand sie dahin.

Der scharfe, klare, gesammelte Geist lief gleichsam auseinander wie verschüttetes Wasser auf einer Marmorplatte. Ihre Gedanken schweiften in Vergangenheit und Zukunft und hatten für das Gegenwärtige nichts mehr übrig. Wenn sie auf der Terrasse saß und den Mond über den Wipfeln der Platanen aufsteigen sah, flüsterte sie leise: „Den Frieden möchte ich noch erleben — den Frieden ..."

Und unser guter alter Hausarzt empfahl Ruhe und Schlaf und leichte Milchkost — aber das einzige Heilmittel, das hier half, konnte er nicht verschreiben.

Dann kam die Zeit, wo sie ihr Zimmer nicht mehr verlassen konnte, wo die Augen matt wurden und das Lesen nicht vertrugen, und immer nur ängstlich auf den Eintretenden starrten mit der stummen Frage, um die ihre Gedanken unaufhörlich kreisten — und als wir sahen, wie sie uns unter den pflegenden Händen hinüberglitt nach jenem Strande, von dem alle Religionen so viel zu sagen wissen und dessen düsteres Ufer noch keiner gesehen hat, da fragten wir einmal unseren Doktor Kellermann, ob wohl jene fromme Lüge ihr den schweren Weg

Digitized by Google

erleichtern würde, die wir alle unausgesprochen mit uns herumtrugen.

Er sah uns mit den klugen grauen Augen nachdenklich an: „Warum nicht? Wenn man Sauerstoff und Kampfer gibt, die Schmerzen des Körpers zu lindern, wo man schon nicht mehr heilen kann ..."

Und während die Welt vom neuen erzitterte unter dem eisernen Tritt des Krieges, während bei Reims die Kanonen brüllten und in Flandern Gasbomben und Flammenwerfer wüteten, sprachen wir vom Frieden, der schon ganz nahe sei, erfanden Verhandlungen und Bedingungen, erzählten, wie überall schon die Soldaten heimkehrten, von ihren Lieben in der Heimat mit Jauchzen und Freudentränen begrüßt — und Großmutter lag still und glücklich auf ihrem Schmerzenslager und merkte nicht, wie bald die eine, bald die andere von uns aus dem Zimmer ging, um die nassen Augen zu trocknen.

Denn wir hatten bisher nicht gewußt, wie schwer es mitunter ist zu lügen.

Das ging so viele Wochen lang, bis wir einmal, mitten in der Nacht, an die Türe unseres Zimmers klopfen hörten. Es war Agnes, die neben ihr zu schlafen pflegte; sie legte den Finger an den Mund und war bleich wie der Tod.

Da wußten wir: es geht zu Ende.

Wir warfen hastig ein paar Kleider um und gingen auf den Zehenspitzen hinüber. Da lag sie stöhnend, die Nase trat so scharf und spitzig aus dem Gesicht, die Finger fuhren suchend die Bettdecke auf und nieder.

Helene beugte sich über sie und trocknete ihr die feuchte Stirn.

„Horch," murmelte sie, „hörst du das Klingen — das Klingen aus der Ferne weit, weit?"

Sie hob den Kopf aus den Kissen und lauschte. Atemloses Schweigen füllte den halbdunklen Raum; das Flämmchen der Nachtlampe zuckte auf und nieder.

„Glocken ... Glocken. Die Susanna. Sagt, ist denn wirklich Frieden?"

Da sagte Agnes langsam und feierlich „Ja, Mutter, das ist der Frieden."

Der Kopf sank auf die Brust, und sie lächelte wie ein Kind im Schlaf — und dann war alles vorüber.

* * *

So ist sie von uns gegangen, eines der ungezählten, stillen Opfer dieser eisernen Zeit.

Dichterworte steigen aus meiner Erinnerung empor. Im Tasso stehen sie und lauten

Der Wahn, der mich beglückt, ist eine Wahrheit wert, die mich zu Boden drückt.

Großmutter, sag': war es Sünde?

Zwei Gedichte von Hugo Salus

Brautlied

Mein Tüchlein hab' mit Tränen
Ich vollgetaut,
Und nicht aus Schmerz, aus Sehnen
Der Braut.

Brautzeit, heißes Drängen
Voll Ungestüm,
Du Zeit voll Sehnsuchtsklängen
Nach ihm.

Ich leg' ins Andachtsbüchlein
Dich, Tüchlein zart.
Drin lern' dein Hochzeitssprüchlein!
Ich wart' ...

Schläfer

Wer viele Schläfer liegen sah,
Dem ist wohl eines nahgegangen:
Sie liegen nicht mehr zweckbefangen,
Sie liegen tagerledigt da.

Ein jedes Schläferantlitz leidet
An einem tiefgeheimen Schmerz,
Schlaflenker ist das Menschenherz,
Das liebt, sich sehnt, das haßt und neidet!

Und doch, wie voll die Brust sich hebe
Und atembankbar sich dann senkt',
Ob hold, ein freundliches Geschenk,
Ein Traum ins Ohr ihm flüstert: Lebe!

Und scheint der Schlaf das Weh zu stillen,
Die Augenlider lasten schwer,
Als ob der Seufzer drunten wär':
Kein Aug' sieht je nach eignem Willen.

Auf jedem Schläferantlitz Sorgen ...
— Du, liebes Kind, du sorgst dich nicht!
Du schläfst mit rosigem Angesicht
Entgegen deinem Lebensmorgen ...

Digitized by Google

Das Arbeitszimmer der † Dichterin Marie von Ebner-Eschenbach
Gemälde von Alois Hänisch. Im Besitz der Städtischen Sammlungen zu Wien

Digitized by Google

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Annie Apel: Das einsame Herz (Frauenfeld und Leipzig, Huber & Co.) — Karl Gjellerup: Die Gottesfreundin (Leipzig, Quelle & Meyer) — Emil Lucka: Heiligenraft (Berlin, Schuster & Löffler) — Max Dreyer: Nachwuchs (Leipzig, L. Staackmann)

An die Spitze sei diesmal ein Buch gestellt, das den Herrn Literaturlehrer veranlassen wird, ärgerlich die Hornbrille auf die gerunzelte Stirn zu rücken, beweiskräftig den Zeigefinger zu schütteln und das erlösende Wort zu sprechen: „So schreibt man nicht. Das ist unklar. Wer ist dies junge Mädchen und was will es?“ Ein Buch, das die Nicolai-Erben, die auf ihren Kopf wetten und alles Dunkel-Triebhafte auf den Kopf stellen, ablehnen — die Moraltrompeter aber, die es mit der Sittlichkeit anderer immer besonders streng nehmen, wegen lügenhafter Anwandlungen einer jungen Kinderseele verdammen werden. Ein Buch, über das vielleicht sogar unsere Jüngsten und Allerjüngsten ihren krausen Kopf schütteln dürften, sofern sie auf einen Ismus, auf ein Programm festgelegt sind, von dem sie nicht wanken und weichen dürfen, soll ihr Genie nicht rettungslos in die Brüche gehen. Kurz: ein ganz eigenes, geheimnisvoll raunendes Buch, die Erzählung einer Frau, die viel innerlich erlebt hat, aber als Schriftstellerin bisher noch gänzlich unbescholten, jungfräulich zu sein scheint. Frisch und seltsam, wie ein dunkler Frühlingssturm, der sich erschrocken und klagend im Waldesdickicht verfängt.

... Kennt man alles, was man selber erlebt hat? Das frühe Aufdämmern der Kinderseele haben wir alle erlebt, aber was wissen wir davon? Wir sinnen nach: — wann, wo, wie waren unsere ersten Eindrücke? Richtig, so antwortet Annie Apel in ihrer Erzählung Das einsame Herz: „Weihnachten! Ein erstes unruhevolles Erwarten. Else konnte noch nicht geordnet denken, nur: Lichter, Christkind, Puppe.“

So beginnt die Entschleierung einer jungen Mädchenseele, die offenbar versehentlich auf einem falschen Stern geboren ist. Wo winkt ihr eine Heimat auf dieser Erde? Bei den Eltern? Ihre Mutter stirbt früh, noch bevor die kleine Else recht weiß, was Mutter ist. Der Vater verheiratet sich wieder. Das Kind fühlt sich fremd im Vaterhause, das es bald verläßt, fremd aber auch im freien Leben. Diese unruhige Seele paßt nicht in die Welt, sie versteht die Menschen nicht. Weil sie immer mehr erwartet, als die Wirklichkeit gibt und geben kann. Sie hofft — wie Ibsens Nora, nur seelisch viel zusammengesetzter, verwickelter — wißbegierig auf das Wunderbare. Aber es kommt nicht. wenigstens nicht so, wie sie es erwartet hat. Sie ist die Märtyrerin ihrer Phantasie, die unstet über das Wirkliche hinaus, in einer unbändigen Glückssehnsucht, nach Wunderdingen sucht.

Ein krankhafter Zug ist an diesem wunderlichen Menschenkind nicht zu verkennen Wenn Else als kleines Kind mit der Haushälterin spazieren geht, kümmert sie sich nicht um Natur und Menschen —: „sie neigte den Kopf zur Seite, sah auf die Hand, die sie führte, die hochaufgeschwollenen Adern und vergnügte sich mit ihnen, als wären sie geheimnisvolle Wesen eines Rätselspiels.“ Als sie ihre tote Mutter in Blumen gebettet im Sarge liegen sieht, schlägt sie jauchzend die Hände zusammen: „Wie eine Braut, wie eine Braut sieht Mutter aus.“ Wahrheit und Einbildung fließen bei ihr ineinander. es fehlt das Unterscheidungsvermögen. Als sie einmal als Kind im Grase liegt und plötzlich ein großes Huhn dicht neben ihr steht, auf sie herunterschaut und dann pickend weiter geht, läuft Else nach Hause und erzählt, das Huhn habe ihr ein Auge ausgepickt. Sie will nicht glauben, daß das gelogen sei. Als die Mutter ihr den Spiegel vorhält, so daß sie sich davon überzeugen muß, brüllt sie auf, als sei sie beraubt worden. Ähnliche Vorgänge kehren wieder, sogar als Erwachsene flunkert sie anderen irgend etwas ganz Belangloses vor, das ihr plötzlich einfällt. Dabei ist sie ein feiner Mensch, weich, liebebedürftig und von warmer Empfindung; ihre Freundschaft mit einem jungen Mädchen und mehr noch mit einem Maler läßt sie uns wahrhaft liebgewinnen. Aber merkwürdig: weder hat diese Mädchenfreundschaft Dauer, noch gewinnt ihr Verhältnis zu den Männern, obwohl ihr während ihres jungen Lebens mehrere nahetreten, festen Boden. So wird sie allmählich befangen, wird schroff aus dem Gefühl der Vereinsamung und stößt das Glück, wenn es einmal auftaucht, eigensinnig vor den Kopf. Ihre Sehnsucht nach einer großen Aufgabe, die sie ganz erfüllt, im Grunde wohl auch (was nicht ausgesprochen wird) die Sehnsucht nach einem Kind, findet keine Befriedigung — so stirbt sie einsam in der Jugend, „an einem Maimorgen legt sie sich schlafen“.

Die Verfasserin dieses seltsamen Buchs — die Gattin Paul Apels, eines unserer begab-

Digitized by Google

testen und hoffnungsvollsten Dramatikers — scheint sehr viel eigenes Erleben, inneres Erleben versteht sich, in die Schicksale ihrer Else hineinverwoben zu haben. Die Frage, wo Wahrheit und Dichtung sich trennen, muß für den Fernstehenden offenbleiben, aber selbst wenn die Fabulierkunst dabei zurückstehen sollte, muß man der Verfasserin zwei schriftstellerische Vorzüge zuerkennen, die ich zu den wichtigsten zähle: den Mut zu restloser Offenheit, der hier in eine fast rousseauische Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst hineinwächst — und die Fähigkeit, verwickelte Seelenvorgänge einleuchtend darzustellen, nebenbei noch poetisch zu umkleiden. Kleine, unscheinbare Einzelzüge des Erlebens werden aneinandergereiht, und oft muß der Leser hinter den Zeilen dieser Berichte selber suchen, was die Verfasserin mit Maß und Takt unausgesprochen läßt. Rührend ist das versteckte Verlangen des kleinen Mädchens, anderen zu helfen und selbst leblosen Dingen mütterliche Beschützerin zu sein, liebenswürdig und herzlich ist die Schilderung der Mädchenfreundschaft und des Verhältnisses mit dem Maler. Das Buch ist eine ungewöhnliche Verheißung; man darf gespannt sein, wie sich Annie Apels dichterische Bekennerseele, ihr feines, künstlerisches Empfinden und ihre psychologische Eigenart weiter entwickeln werden.

Es ist sicherlich kein Zufall, daß weder in dieses Buch noch in die nachfolgenden der durchlittene Krieg hineinspielt — mit einer einzigen Ausnahme, wo er aber auch nur in Ereignissen um 1813 leise anklingt. Die allgemeine Kriegsmüdigkeit des Jahres 1918, der wir allein die schwere Katastrophe des Novembers verdanken, hat sich offenbar auch der Schriftsteller und Dichter bemächtigt. Zwei der beachtenswertesten unserer Zeit: Karl Gjellerup und Emil Lucka flüchten sich sogar vor den Kümmernissen der Gegenwart ins graue Mittelalter zurück. Das ist bei Gjellerup freilich weniger verwunderlich. Sein Schaffen hat schon seit geraumer Zeit etwas Abwegiges, Zeitentrücktes gehabt, das den Leser wie stille Klosterluft umfängt. In seinem letzten Roman ‚Der goldene Zweig' zeichnete Gjellerup die große Weltenwende, die im Zusammenbruch des morschen Römerreichs bei der aufdämmernden Macht des Germanenreichs sich vollzog, wir hörten das Sterbelied des alten Pan und sahen die Morgenröte der Auferstehung Christi: jetzt, in der Gottesfreundin spannt er die nächste Kulturwende in seinen Webstuhl: das Heraufdämmern der Reformation und den heftigen Widerstand der Kirche gegen reinere und freiere Gottesauslegung einer neuern Zeit. Der mächtige Bischof Ottmar hat einen Preis auf den Kopf des gefürchteten Erzketzers, des ‚Meisters', wie ihn seine Anhänger nennen, gesetzt. Ein scheinbarer Zufall, in Wirklichkeit die Verbindungsfäden eines folgerechten Schicksals, führen den Bischof auf einer Dienstreise in die Burg Langenstein, wo der Meister immer heimliche Aufnahme findet und einer kleinen, aber fest an ihm hängenden Gemeinde gewiß ist. Zu ihr gehören die beiden Frauen, die als Gebieterinnen auf dieser Burg schalten: Renata, eine junge Witwe, die frühere Geliebte des Jungherrn, der jetzt Bischof Ottmar heißt, und Gertrud, ihre unverheiratete Schwester. Durch mancherlei Intrigenspiel und feindliche Widerstände führt die alte Liebe Renata und Ottmar wieder zusammen. Eine unüberbrückbare Kluft scheint sie freilich zu trennen: ihr Glaube. Renata, die Gottesfreundin, ist überzeugte Anhängerin der neuen Lehre, die eben jener Erzketzer verkündet. Aber Ottmar ist kein kleiner Geist, kein verknöcherter Priester. Vielmehr hat er in seiner Jugend schon sich in die Schriften des großen Mystikers Meister Eckhart vertieft und ist vor dessen scheinbaren Widersprüchen und Ketzereien nicht erschrocken geflüchtet, wie beschränktere Kulturträger. Jetzt, wo er bei der ehemaligen Geliebten Anschauungen findet, die jenen verwandt sind, beschäftigt er sich aufs neue mit ihnen und findet, daß jener ‚Erzketzer' eigentlich seine Lehren nur erweitert.

So gibt Meister Eckhart die geistige, die alte Liebe zu Renata aber die seelische Brücke, auf der Ottmar ins andere Lager hinübergeleitet wird. Eine wildromantische Szene führt den Bischof und den Ketzer zusammen. Renata sieht sich wunderlich zwischen diese beiden Männer gestellt, wie zwischen Glaube und Liebe, die doch keine Gegensätze sind. Bischof Ottmar aber, der gleich seinem Gedankenfreund Eckhart immer seine Freude an Gegensätzen, an der aufstachelnden Kraft des Paradoxons hatte, setzt die Spannung des Selbstwiderspruchs in Leben um: er errettet den Mann, auf dessen Kopf er einen Preis setzte, vor den mordgierigen Schergen, sich selber aber verurteilt er zum Tode, zum seligen Freitode, gemeinsam mit Renata, deren Glauben er schließlich als den höheren, reineren erkannt hat.

Wie man sieht, sind es keine kleinen Probleme, die Gjellerup aufwirft und die er — was mehr ist — künstlerisch bewältigt und löst. Für den durchschnittlichen Unterhaltungssucher ist der Roman zu ernst und schwer, aber es muß zugegeben werden, daß auch für anspruchsvollere Leser manches zu lang und zu breitsträhnig von der theoretischen Garnhaspel abgewickelt wird, so die Glaubens- und Seelenkämpfe des Bischofs, nebst mancherlei unorganischen Einflechtungen, wie das Gespräch über Dante. Aber es ist ein von Meisterhand gebildetes Werk: die plastisch herausgearbeiteten Gestalten — namentlich Ottmar und Renata — wie die bewegte Handlung erzwingen von vornherein die Teilnahme des Lesers, sie verdichtet sich gegen den Schluß zu starker Spannung, die durch ein dichterisches Juwel, den wundervollen Abgesang des letzten Kapitels, die Schilderung des gemeinsamen Freitodes der

Digitized by Google

beiden Liebenden verklärt und aufgelöst wird wie von sanfter Musik. Ein ganz leiser, kaum merkbarer Anklang an unsere Zeit liegt in diesem Schluß: die rohe Gewalt der Aufrührer klimmt lärmend zum stillen Burgzimmer empor, wo sich zwei Seelen zum letzten Frieden einen. Das Krachen des gesprengten Tores, das Gebrüll des wüsten Haufens, der in den Burghof dringt, erreicht die beiden Sterbenden kaum noch wie ein fernes Geräusch — als ein letzter Gruß einer Welt des Wahns und der Gewalt, die hinter ihnen liegt, tief, tief unter ihrem wachsenden Ewigkeitsfrieden.

... Gleichfalls um Jahrhunderte zurück eilt mit seinem neuen Roman Emil Lucka, der noch jüngst im ‚Brausen der Berge' voll Zorn und Liebe seine Dichterfackel der Gegenwart vor die verzerrten Gesichtszüge gehalten hatte. Heiligenrast heißt dieser Roman, nach einem deutschen Kloster im Mittelalter. Aber nichts Klösterliches spürt der Leser zu Anfang des Romans, im Gegenteil, er wird in den Frühling der Provence, an den Liebeshof der schönen Herrin Aigleta, auf die Burg Soleise geführt. Alles ist Poesie, Schönheitsrausch, Liebestraum. Die ganze Schilderung halb Romanze, halb Ballade. Der bestrickende Zauber des Südens, der Minnezeit, umfängt uns, Gitarren girren in blausilberner Mondnacht; von umblühten Balkonen wispert und kichert Liebesgetändel, Troubadoure, Ritter, schöne Edelfrauen ziehen in goldgestickten Gewändern vorüber, zur Falkenjagd, zum Minnegericht, zum Turnier. Betört von dieser Wunderwelt und tiefverstrickt in Liebe zur schönen Frau Aigleta ist auch Luitbert, ein deutscher Minnesänger, der an diesen Liebeshof gekommen ist. Aber nicht lange hält ihn der romanische Zauber. Ein kleiner Vogel, ein purpurner Sittich mit goldenem Federkrönlein — das Sinnbild seiner singenden Seele — lockt ihn aus dem weichlichen Rausch des Südens ans Meer und in die Heimat. Im Kloster Heiligenrast hat er seinen Schulfreund Gerhoh zurückgelassen, der aber ist inzwischen aus verschmähter Liebe ein Gottesstreiter geworden. Sein Glaubenseifer bricht wie ein zorniges Strafgericht auch über die Liebesburg herein, legt sie in Asche und begeistert die im Minnedienst verweichlichten Ritter zum Kreuzzug nach Jerusalem. Diese Fahrt der Gottesstreiter, ihre Kämpfe mit den Heiden, Sieg und Untergang erleben wir im zweiten Teil des Romans, aufs stärkste gefesselt durch farben- und lebenvolle Schilderung. Im letzten endlich kehren wir mit den beiden Wandermüden, Luitbert und Gerhoh, heim in den deutschen Herbst zu den goldenen Wäldern um Heiligenrast. Luitbert findet unter mächtigen Linden, im süßherben Duft gilbender Eichen Jugendträume und Heimat wieder, in diesen deutschen Herbstwäldern ist es ihm traulicher als im Duft der Gärten von Soleise. Hier findet er auch seinen Gott, den er vergebens im Minnedienst der Provence, vergebens am Heiligen Grabe gesucht hat. Der Unsichtbare, der wohl an jeder Stelle ist, aber nirgends so gern sich finden läßt wie in einsamer Waldesruh. Als Bruder Gärtner verlebt Luitbert seine letzten Jahre friedlich im Kloster, während sein Jugendfreund Gerhoh, der wilde, leidenschaftliche, einen tragischen Tod findet. Die Geliebte seiner Jugend wird als Ketzerin verbrannt. Als die Flammen an ihr hochschlagen, springt er, der Abt, ins Feuer und umfängt inbrünstig die Frau. Jauchzend wirft die sich um ihn, ihre Gesichter liegen aneinander — ein einziger Leib, so verschwinden „sie in dem Flammenbaum, der hoch und regungslos über der Erde stand".

Für die bekannte „Duplizität der Ereignisse" auch in der Dichtung einer Zeit sind die beiden Abschlüsse der Romane Gjellerups und Luckas ein neuer Beweis. Beide sind übrigens Meisterstücke der Epik. Lucka hat offenbar als tieferen Sinn seiner Dichtung die innere Abkehr von romanischer Schönheit und Form zu deutscher Innigkeit und Stille untergelegt. Man merkt es auch seiner Darstellungskunst an. So glühend und farbenreich auch seine Schilderung des Minnehofs im Süden ist, sein Herz fühlen wir wärmer klopfen, sobald er bei dem Glaubenseifer und Kampfesmut der Kreuzfahrer ist — am wärmsten aber bei der Heimkehr der beiden Weltfahrer in die herbstlichen Eichenwälder um Heiligenrast. Die Kapitel „König Ertlings letzte Fahrt", „Gerhoh erwürgt seine Seele" und der Schlußgesang sind dichterisch die Höhepunkte des bedeutenden Romans, sie erheben ihn zu den besten Erzählungswerken seiner Zeit, sie wirken trotz epischem Maßhalten der Sprache durchaus dramatisch.

Im Gegensatz hierzu wirkt ein Schriftsteller, der hauptsächlich als Dramatiker, besonders freilich als Lustspieldichter bekannt ist, in dem Roman, den er vorlegt, durchaus episch: Max Dreyer in seinem Nachwuchs. Es ist keine vereinzelte Erscheinung, daß ein Schriftsteller, der zugleich Romane und Bühnenstücke schreibt, uns als Erzähler erheblich näher an die Herzseite rückt, als in seinen Dramen. Das liegt zum Teil schon in der Kunstform begründet; der Theaterschriftsteller muß mehr auf die besondere Bühnenwirkung acht haben, die immer vierschrötigerer Mittel bedarf als der ruhige Vortrag des Erzählers. Von Max Dreyer gilt dies ganz besonders; seine leise Künstlernatur wird uns befreundeter, wenn er erzählt, was er auf dem Herzen hat, ohne sich nervös um die besondere Optik und Akustik des groben Bühnenwürfels sorgen zu müssen. Es gibt Bühnenstücke von ihm, die gespielt werden müssen, um leben zu können, sein Roman ‚Nachwuchs' hat eigenes Leben, er bedarf keiner Vervollständigung oder Erklärung durch den Darsteller.

Der Roman spielt unmittelbar nach den

Digitized by Google

Freiheitskriegen auf drei benachbarten Gütern in der Uckermark, Kessin, Udars und Reggun. Frau Magda von Udars ist eine zarte, feinfühlige Natur, voll Träumerei und Schwärmerei. Seitdem ihr Mann, den sie über alles liebt, gefallen ist, lebt sie in der Erinnerung an ihn wie hinter dunklen Schleiern; mit den Mystikern, Meister Eckart — man denkt an die ‚Gottesfreundin' Gjellerups — und Jakob Böhme schließt sie in der Bücherstube Freundschaft, besonders aber findet sie in ihrem seelischen Dämmerlicht an der tiefsinnigen Theosophie des schwärmerischen Novalis das, was ihr Gemütsleben sucht und braucht. Aus ganz anderem Holz geschnitzt ist Frau Gustave von Kessin, die den bewußten Gegensatz zur Nachbarin darstellt; eine untersetzte Seele, tatkräftig und lebenstüchtig, allem Hellen und Gesunden zugewandt. Sie hat Emmerich, ihren acht Jahre jüngeren Mann, den sie darum immer „meinen Jungen" nennt, zwar lebend, aber doch „kriegsbeschädigt", innerlich wie äußerlich, zurückerhalten. Langsam erholt er sich, aber gleichzeitig mit seiner Gesundheit hält eine stille Neigung zu Magda bei ihm Einzug. Gustave merkt es, und ihre nüchtern-praktische Natur, die immer nur zu helfen sucht, wo es not tut, leistet großherzigen Verzicht. Ihr selbst sind Kinder versagt, auch stimmt auf die Dauer das Altersverhältnis zwischen ihr und „dem Jungen" doch nicht recht zu wahrem Glück — also ... Sie selber ist es, die den beiden Zagenden, Ungewissen, die Augen öffnet und ihnen auf den rechten Weg hilft. Magda und Emmerich heiraten, ein Knäblein erblickt das Licht der Welt, aber — o Schreck und Wunder: Emmerich erkennt in seinen Zügen die des verstorbenen ersten Gatten Magdas. Eine berühmte Stelle aus den ‚Wahlverwandtschaften' hat Dreyer hier zu Folgerungen erweitert, die der wissenschaftlichen Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht entbehren, in diesem Falle aber nicht ganz überzeugen. Jedenfalls wirkt diese Erkenntnis lähmend auf Emmerich. Also — schließt er — liebt Magda ihren verstorbenen Mann immer noch und er selber hatte einem Schatten erliegen müssen. Er ergibt sich dem Trunk, findet noch einen kurzen Sonnenblick des Glücks in der Liebe zu einem blutjungen Mädel, dem Kantortöchterlein Traude, und fällt dann in einem Stegreif-Zweikampf mit einem selbstsüchtigen Schleicher, der wie ein böser Geist durch den Roman geht — beide schießen sich auf der Jagd gegenseitig tot. Auch Magda stirbt; ihre müde Seele schleicht wie ein Schatten aus dem Sonnenlicht. Aber neues Leben blüht aus den Ruinen: auch Traude schenkt einem Knäblein das Leben, hat aber kein weiteres Interesse an ihm, sondern geht zur Ausbildung als Sängerin nach Berlin. Und so kommt der Roman zu einem Schluß, der echter Dreyer, sogar bester Dreyer ist: Gustava hat nun für die beiden Kinder ihres „Jungen" zu sorgen, sie wird ihnen Mutter und eine sehr tüchtige Mutter dazu, lachend und stark fühlt sie, wie sie diesen beiden und dem gesegneten Landstrich den sie für Bauern aufteilt, notwendig ist Mögen böse Zungen sie die „uckermärkische Gluckhenne", oder gar die „Brutmaschine" nennen, sie nimmt das als Ehrentitel und lacht und schafft.

Was ich echten Dreyer nannte, ist diese Vermischung von Humor — wirklichem Humor, keinem der vielen ätzenden Ersatzmittel unseres Schrifttums — mit hellem Lebensgefühl. Wo ihm diese Mischung gut gelingt, da ist er ganz Eigener, dem man herzlich zugetan sein muß. Freilich kommen ihm meist noch andere Zwecke und Ziele dazwischen, die einer Klärung und sicheren Linienführung des künstlerischen Leitgedankens keineswegs förderlich sind. Was er erlebt und gelernt hat, stopft er gar zu oft unorganisch hinein, in der Annahme: das für ihn persönlich Merkwürdige dürfe nun auch dem Leser einer uckermärkischen Landgeschichte aus dem Jahre 1814 nicht entzogen werden Hat er etwa über Reiten und Pferdekunde von einem berufenen Kenner Aufschlüsse erhalten, die den Laien fesseln, oder hat er sich einmal wieder eingehend mit dem Spiritismus oder mit Novalis und den alten Mystikern beschäftigt, so füllt er mit den Ergebnissen dieser Kenntnisse eine Reihe von Seiten, die besser in einen Aufsatz über diese Fragen gehörten. Lebendiger, weil innerlich verbundener wirken schon die eingestreuten Jagdepisoden, besonders weil sie mit Naturbildern verknüpft sind, die ein liebevolles und das Wesentliche erfassendes Dichterauge geschaut hat. Diese εἰδύλλιοι, daneben die humoristischen Blinkfeuer und endlich das sehr fein gestaltete Rätselbild der seelischen Beziehungen zwischen Magda und Emmerich erscheinen mir als die Rosinen im Kuchen des Romans. Weniger einverstanden bin ich mit der Zeitanspielung des Titels, auf die der Verfasser noch am Schluß hinweist und der Verlag — erheblich plumper und schiefer — auf dem Umschlag: Dreyer behandle in diesem Roman „das Problem, das nach einem an Blutopfern überreichen Kriege für jedes Volk das wichtigste ist, die Frage nach dem Ersatz für all die Jünglinge und Männer, die ihr Leben dem Vaterlande dahingegeben haben". Aber dies (in der Tat sehr wichtige) ‚Problem' behandelt er ja gar nicht. Oder liegt die Behandlung darin, daß eine geschiedene Frau zwei Waisenkinder aufzieht? Nirgends in dem Roman spürt man die Begeisterung des Dichters für dies ‚Problem'. Aber darum bleibt ‚Nachwuchs' doch ein Werk, in dem viel Zartes, Schönes und Heiteres von einem hellsäugigen Poeten hinterlegt ist und das darum seine Freunde finden wird.

Digitized by Google

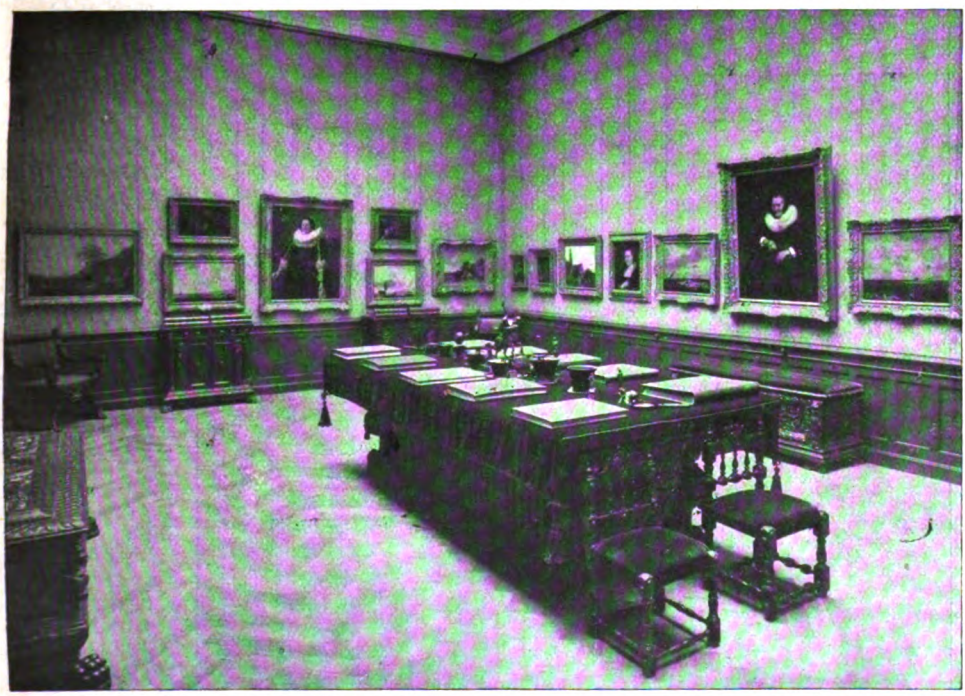
Illustrierte Rundschau

Der neue Direktor des Goethe-Nationalmuseums — „Alt-Holländische Bilder" — Silberarbeiten von Marga Jeß — Zu unseren Bildern

Die Weltgeschichte weist dem Deutschen den Weg nach Weimar. Die meisten seiner Schiffe, die ihn an ferne Gestade führen wollten, sind verbrannt, die meisten seiner Brücken, die mit Menschenbrüdern verbinden sollten, sind zertrümmert. Mit Potsdam haben wir nach der Schmach bei Jena in neuer Begeisterung, in neuem Stolz aufgebaut. Der Geist von Potsdam lebt nicht mehr. So bleibt unsere Rettung, um neue Kräfte regen zu können, Weimar. Kronen fielen, Throne schmolzen. Aber viel von dem, was die kleinen deutschen Höfe aufgebaut haben, ist dauerndes Gut. Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar wird auch unter der Hut seines neuen Direktors, Dr. Hans Wahl, des Nachfolgers von Geheimrat von Oettingen, fortfahren, ein Sammel- und Richtpunkt deutscher Geistesarbeit zu sein. Den Fürsten, die hier Arm in Arm mit den Sängern gingen, wird der Dank folgen von allen, die an Goethes Werk je Anteil genommen haben. Dr. Hans Wahl, ein Schüler von Erich Schmidt, Gustav Roethe, Max Lenz und Wölfflin, arbeitet gegenwärtig an dem Katalog der Bibliothek Goethes. —

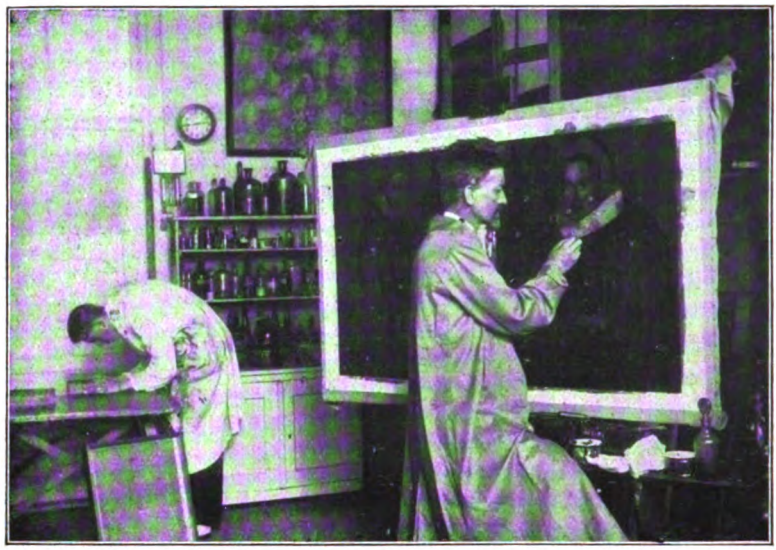
Dr. Hans Wahl, der neue Direktor des Goethe-National-Museums in Weimar. Phot. L. Held

Die dem Bildnis Wahls folgenden Abbildungen sind dem im Verlag von R. C. Schmidt & Co. in Berlin erschienenen Werk „Alt-Holländische Bilder" von Prof. Dr. W. Martin entnommen. Der Verfasser gibt mit diesem Büchlein dem Sammler altholländischer Gemälde einen vorzüglichen Leitfaden in die Hand. Und auch dem Laien dient es als gute, erste Ein-



Oberlichtsaal der Sammlung Kappel in Berlin. Aus ‚Prof. W. Martin: Alt-Holländische Bilder'. Band 13 der Bibliothek für Kunst- und Antiquitätensammler. (Verlag von Richard Carl Schmidt & Co. in Berlin)

Digitized by Google



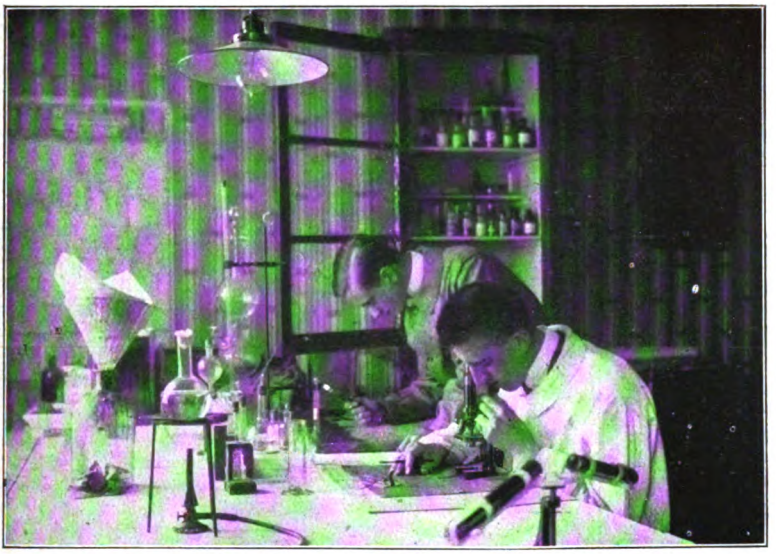
Restauratoren bei der Arbeit. Aus ‚Martin, Holländische Bilder'

führung in die schwierige Wissenschaft der Bestimmung alter Bilder. Ein erschöpfendes Handbuch ist es nicht, aber es bildet den Leser an der Hand zahlreicher bezeichnender Beispiele. So zeigt es ein Beispiel für ‚ästhetische' Übermalungen in dem hier abgebildeten Gruppenbildnis der Dordrechter Münzmeister von Samuel von Hoogstraten. Die Abbildung auf dieser Seite gibt den Zustand wieder, worin das Bild 1903 in München verkauft worden ist, die auf der folgenden Seite den, worin es nunmehr im Dordrechter Museum hängt. Um das Stück besser verkäuflich zu machen, war einfach eine ganze Reihe von Köpfen übermalt worden. Das Buch zeigt die technischen Kunstgriffe, deckt manchen Schwindel auf und verblüfft uns durch die Feststellung von Übermalungen nicht nur aus ‚ästhetischen' oder Geschäftsgründen, sondern auch aus ‚sittlichen', ferner aus Eitelkeitsrücksichten: da gibt es nachträglich aufgesetzte Familienwappen nebst Inschriften und Daten, ferner Verstärkungen der roten Farbe von Wangen und Lippen, ‚besser' geformte Nasen! —

Beispiel einer Übermalung aus ‚ästhetischen' Gründen. Samuel von Hoogstraten, Dordrechter Münzmeister. Zustand des Bildes im Jahre 1903

Die Goldschmiedemeisterin Marga Jeß, eine Lüneburgerin, die im Jahre 1912 vor der Gewerbekammer in Harburg als erste deutsche Frau ihre Meisterprüfung, und zwar mit der Bezeichnung ‚gut' bestanden hat, zeigt auf der letzten Seite unserer Rundschau eine Reihe gediegener Silberarbeiten, die für sich selbst sprechen. Aus dem Lebensgang der fleißigen Frau, der einer immer gründlicheren und reicheren Fachausbildung gewidmet war, sei noch der Besuch von Kursen in Galvanotechnik, Chemie und Elektrotechnik an der Gewerbeförderungsanstalt in Köln

Digitized by Google



Untersuchungen des Restaurators. Aus ‚Martin, Holländische Bilder'

und der Fachschule für Edelmetallindustrie in Schwäbisch Gmünd erwähnt. Die gründliche Schulung hat der erfolgreichen Meisterin zur Beherrschung immer neuer Techniken geholfen: im Hammerschmieden, Silberschmieden, Emaillieren. —

Die Reihe unserer Kunstbeilagen eröffnet das in den Farbengegensätzen überraschende Frauenbildnis von Wilhelm Schnurr. Mit Ausnahme der kleinen Lichtwirkungen durch die Streifen an Bluse und Ärmel und die kleinen Knöpfe ist aus dem Rahmen alles entfernt, was den Beschauer von dem ernst besinnlichen Antlitz ablenken könnte. Sogar den Händen ist die Sprache genommen. Die schwarzen Handschuhe, das dunkle Haar und der in das Blaugrün des Kleides gerückte dunkle Gegenstand bilden in der Dreieckanordnung eine besondere Betonung der künstlerischen Absicht, alle Aufmerksamkeit auf den Mittelpunkt des Gemäldes zu versammeln: den edeln Kopf mit dem wissenden Zug. — Verschwenderischer geht Prof. Jordan mit den Tönen seiner Palette um. Sein Bild „Markt in Straßburg" holt sich die frischesten und packendsten Wirkungen gerade aus dem kecken, scheinbar unbeabsichtigten und dabei so lebenswirklichen Neben- und Durcheinander der bunten Marktfarben. Ganz auf den Rhythmus der Bewegung und auf die Kraft der Zeichnung hat Prof. Julius Bergmann sein Gemälde „Schiffspferde im Anziehen" gestellt. Jede Muskel des im Mittelpunkt des Bildes stehenden Schimmels ist bei der Arbeit mitbeteiligt. William Krauses „Schichtwechsel" reiht sich inhaltlich den seit Menzel immer häufigeren Bestrebungen an, darzustellen, wie unendlich reich das werktätige Leben an ma-

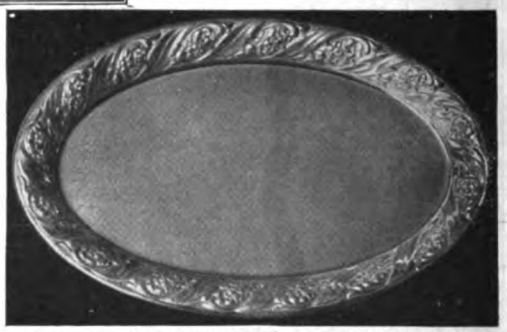
Dasselbe Bild wie auf Seite 558 in seinem jetzigen Zustand. Beide Abbildungen aus ‚Martin, Holländische Bilder'. (Verlag von Richard Carl Schmidt & Co. in Berlin)

Digitized by Google

Becher und Serviettenringe. Silberarbeiten von Marga Jeß in Lüneburg

Löffel in Silber Von Marga Jeß in Lüneburg

Industrie- oder Rüstungswerk, und doch atmet die hämmernde Arbeit hier mit. Ein köstliches Bild aus ganz unwirklicher Zeit zaubert uns Karl Plükebaum in seinem „heiligen Antonius" vor Augen: der fast behaglich der Schrift ergebene Alte zwischen den beiden Welten — den Spukgestalten der Sünde und der Engelsunschuld der Kleinen. Der künstlerischen Aufnahme A. Heinickes aus Gent folgt ein sprechend ähnliches, künstlerisch vornehm erfaßtes Bildnis des Grafen von Posadowski-Wehner von Karl Rickelt. Emil W. Herz ist als guter Tierbeobachter in seinem Genrebild „Futterneid" einem fröhlichen Humor gefolgt. Das Marmorbildwerk „Elegie" zeigt den unseren Lesern schon bestens bekannten lerischen Wirkungen ist, freilich einer Art von malerischen Wirkungen, für die dem Laien erst die Augen geöffnet werden mußten. Der Künstler gibt in seinem Gemälde nur einen kleinen Ausschnitt aus dem großen



Teebrett in Silber Von Marga Jeß in Lüneburg

Zuckerschale in Silber. Von Marga Jeß in Lüneburg

Prof. Gerhard Janensch in immer neuem Aufstieg. Einen äußerst anziehenden, dabei mit künstlerischer Einfachheit gearbeiteten Studienkopf bietet die Steinzeichnung von Rob. Wellmann. Ein Stück vergangener Herrlichkeit beschwört das Gemälde von Alois Hänisch, das uns in das stimmungsvolle, trotz der kräftig roten Töne zur Sammlung einladende Arbeitszimmer der verstorbenen Dichterin Ebner-Eschenbach versetzt. Der Geist, der hier im Herzen Österreichs schuf, hat den Zusammenbruch Mitteleuropas nicht mehr erleben müssen... Da es kein Potsdam mehr gibt, flüchtet unser Hoffen nach Weimar!

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Adolf Bothe in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

33. Jahrg. / Februar 1919 / 6. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY
APR 26 1919

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b,
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

Das Hohelied der Heimatliebe sind die Romane von

Johannes Höffner

Deutsche Seele. Ein Buch von Heimat, Wanderschaft und Liebe. In feinem Geschenkband M. 7.50.

Alle Süßigkeit und alles Weh des deutschen Volksliedes atmet in diesen Blättern zum Preis der Heimat, und darüber hinaus erhebt sich die junge männliche und doch kindliche Gestalt des Helden zu einer ergreifenden Verkörperung unseres Volkstums an sich.

Aus tiefer Not. Roman aus den Tagen der Reformation. In feinem Geschenkband M. 6.50.

... Der Ton mittelalterlichen Lebens ist so überzeugend in dem Werke getroffen, daß wir vor diesem Roman wie vor einem alten wohlruend wuchtig deutschem Baudenkmal stehen. „Post."

O du Heimatflur. Roman. In feinem Geschenkband M. 5.—.

... Selten ist die Liebe zu dem angestammten Boden mit so hingebender Innerlichkeit gefeiert worden als in diesem Roman. „O du Heimatflur" ist ein gefühlsstarkes, aufrechtes Werk und darf einen Ehrenplatz in jeder Bücherei beanspruchen. „Schles. Ztg."

Zu obigen Preisen tritt der Sortimenteraufschlag von 10% hinzu

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Verlag von J. Engelhorns Nachf., Stuttgart

MANNESMANN

MOTORLASTWAGEN
OMNIBUSSE

MULAG-AACHEN

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft
zum Preise von 2.70 Mark einschließlich Kriegsaufschlag.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten. In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte“ eingetragen. Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Post-Anstalten bezogen werden.

Inhalt des Februarheftes:

	Seite
Tielemann. Erzählung von Viktor von Kohlenegg (Schluß)	561
Gedichte und Sprüche von Ernst Lissauer	576
Vom Werden des deutschen Impressionismus. Von Dr. Franz Servaes. Aus Anlaß der von der Galerie Ernst Arnold in Dresden veranstalteten Ausstellung „Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert“. Mit fünf Kunstbeilagen in Faksimiledruck, acht Einschaltbildern in Tondruck und vierundzwanzig teilweise auch mehrfarbigen Textabbildungen	577
Nationale Charakterbildung. Von General der Infanterie Freiherrn von Freytag-Loringhoven, Dr. h. c.	593
Das Erlebnis des Absturzes. Von Dr. H. Haenel	596
Unterhaltung. Gedicht von Frida Schanz	598
Max Slevogt als Illustrator. Von Dr. Paul Weiglin. Mit siebzehn Abbildungen	599
Nimrod. Erzählung von Jakob Boßhart	607
Die Frauen Homers. Von Prof. Dr. Ed Heyck. Mit dreizehn Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen	641
Vom Schreibtisch und aus dem Atelier: Friedrichshagen. Aus meinen Lebenserinnerungen. Von Julius Hart	652
Tagein, tagaus. Gedicht von Gertrud Hohendahl	656
Auch eine Kulissengeschichte. Von Adolf Gerstmann	657
Wintermittag. Gedicht von David Luschnat	662
Neues vom Büchertisch. Von Karl Strecker	663

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau: Dr. Carl Busse † — Nadelmalereien von Dora Walter — Der Kunstsammler Alexander Schnütgen — Porzellanbildwerke der Berliner Manufaktur von Paul Scheurich — Zu unsern Bildern 637

Kunstbeilagen:

Bildnis einer Dame. Gemälde von Ernst Heilemann. Faksimiledruck . . . . . Titelbild
Transport österreichischer Gefangener 1866. Gemälde von Adolf Dreßler. Faksimiledruck . . . . . 576—577
Springbrunnen auf dem Petersplatz in Rom. Gemälde von Oswald Achenbach. Faksimiledruck . . . . . 616—617
In der Küche. Gemälde von Max Liebermann. Faksimiledruck 624—625
Am Dorfteich. Gemälde von Adolf Lier. Faksimiledruck 632—633
Der Maler in Nöten. Gemälde von Friedrich Voltz. Faksimiledruck . . . . . 656—657

Einschaltbilder:

Am Fenster. Gemälde von Otto Scholderer. Tondruck . 568—569
Im Stall. Gemälde von Franz Krüger. Tondruck . . . 580—581
Grüner Kachelofen. Gemälde von Reinhard Sebastian Zimmermann. Tondruck 584—585
Der Künstler mit seinen Geschwistern im Atelier. Gemälde von Adolph Menzel. Tondruck . . . . . 588—589
Auf der Galerie im Hamburger Stadttheater. Gemälde von Hans Speckter. Tondruck 592—593
Bauernstube mit Holzschnitzer. Gemälde von Hans Thoma. Tondruck . . . . . 608—609
Weibliches Bildnis. Gemälde von Ernst te Peerdt. Tondruck . . . . . 640—641
Bei der Toilette. Gemälde von Lovis Corinth. Tondruck 664—665

Selbständiges Textbild:

Zuschauer. Radierung von Heinrich Eickmann 595

* * *

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Prof. Heinrich Wieynck in Dresden.

Inserate:

Vorderer Anzeigenteil . . 1—12
darunter folgende Sonderabteilungen:
Töchterpensionate . . . 6
Unterrichtsanstalten . . 6
Heilanstalten . . . . . 6—7
Hotels. 7
Anzeigenteil am Schluß . . 1—4

Digitized by Google

Digitized by Google

Bildnis

Gemälde von Ernst Heilemann

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
33. Jahrg. / Februar 1919 / 6. Heft

Tielemann

Erzählung von Viktor von Kohlenegg

Schluß

In Berlin hüllte der Winter alle Schäden, Kümmerlichkeiten und Protzigkeiten in seinen weiten, weißen Mantel und zündete die funkelnden, lockenden Weihnachtslichter in den Schaufenstern an. Und der Frühling ließ den rauhstimmigen Blumenweibern Märzbecher und Schneeglöckchen aus den roten Fäusten wachsen. Der Sommer kam und weichte den Asphalt und setzte den dicken Omnibuspferdchen kleine Strohhüte keck zwischen die Ohren, bis der Herbst die hochgetürmten, schwankenden Koffer von den Ferienbahnhöfen zurückbrachte und die Litfaßsäulen wieder bunt und grell an den Ecken lärmten, und dann sank abermals Schnee in bissiger Kälte und schuf Heimlichkeit und Märchenzauber in allen Gassen und ließ die stillen Menschen die süße Einsamkeit der frühen Lampe schätzen. So schloß sich der Ring im grünen Baum des Jahres.

In das Rechtasche Haus in der Hildebrandtstraße kam Tielemann nicht. Rechta nahm es ihm gewiß nicht übel.

Auch Hanna war wohl einverstanden. Sie war viel zu sehr mit sich selbst und ihrem neuen Leben beschäftigt, als daß sie sich um Abseitsstehende sonderlich hätte bemühen können.

Dennoch begegnete man einander. Die alte Dame Ellenor hatte Tielemann gebeten, sich auch fürder um sie zu kümmern. Sie lud ihn ein und suchte seinen Rat bei ihren gutherzigen Betätigungen.

Dort, bei der alten Frau, traf er Hanna Reutlin und auch ihren Mann, und er erfuhr so ungefähr, wie es ihr ergehe.

Sie war aufgeblüht und noch schöner geworden, fast dunkler im Glanz ihrer Augen und im Blut der schmalen Wangen. Eine bezaubernde junge Frau, beherrscht in jeder Bewegung, von überraschender, frauenhafter Sicherheit. Sie machten anfangs ein Haus. Rechta, der immer für großen Stil gewesen, liebte das; er hatte Ehrgeiz und Pläne und konnte sie nun durch seine Heirat verwirklichen, so daß die junge Frau in dieser ersten Zeit kaum zu sich selber kommen mochte. Dann verbot sich ein solches Leben. Sie erwartete. Tielemann sah sie ein- oder zweimal in diesem Zustand, rührendschön, tapfer und kindlich; jener Schimmer der Weltdame war völlig von ihr abgesunken vor einem tieferen Glanz des Ernstes, der Schwäche und Natürlichkeit. Auch der Freude? ... Auch *sie* leuchtete wohl verborgen und stark auf dem Grund ihres Ernstes und ihrer Verschlossenheit. Aber das Kind, das sie im Frühjahr zur Welt brachte, war tot.

Als Tielemann sie nach langer Zeit wieder traf, war sie blaß, auch die reinen Lippen waren bleich. Sie war jetzt noch eleganter als früher. Und wieder war ihr Haus voller Menschen, die Rang und Reichtum besaßen. Sie ging noch weniger aus sich heraus und wirkte auf die meisten unnahbar und kühl in ihrem undurchdringlichen Ernst. Man fand sie wundervoll. Doch niemand wußte, ob sie glücklich war oder noch an dem ersten bittern Schmerz ihres Frauentums trug. Dann, vom Anfang des neuen Winters an, sah man sie abermals durch eine geraume Zeit nicht mehr. Sie wußte wohl auf ihrem Sinn zu bestehen bis zur Härte. Aber auch

 Nachdruck verboten. Copyright 1918 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

das zweite Kind überlebte den Tag seiner Geburt nicht lange.

Tante Ellenor sprach in dieser trüben Zeit ein paarmal mit Tielemann und schüttete ihre Sorgen und auch allerlei dunkle Vermutungen und Angste ihres Herzens vor ihm aus.

Und nun schien es, als ob die junge Baronin Rechta sich mehr und mehr aus der großen Welt zurückziehen wollte. Das mußte wohl zu ernsten Unstimmigkeiten zwischen den Gatten geführt haben, vielleicht aber waren auch noch andere und schlimmere vorausgegangen, denn Tante Ellenors Miene zeigte jetzt oft eine noch tiefere Bekümmernis an, und ihr Wesen war von einer ihr sonst fremden Unraft und Hilflosigkeit erfüllt. Aber darüber war nicht viel zu sagen und zu antworten. Hanna Reutlin jedenfalls schien ganz festen Sinnes in ihrem Entschluß zu sein, so hinfällig ihr Körper nach der langen inneren und äußeren Erschöpfung noch war. Ihre Augen waren groß und dunkel, leicht umschattet, und ihr Gesicht schmal, empfindsam und doch eigentümlich herb in seiner dunkeln Schönheit.

⁂ ⁂ ⁂

In Potsdam, als der Sommer zur Neige ging und der schattige Park bis zur ‚Wildnis' sich färbte, die hinter den Gewächshäusern sich mit hohem, wirrem Buschbestand weithin bis zu dem tiefen, breiten Teich erstreckte, sprachen sie einmal nach langer, langer Zeit, es war wohl schon im vierten Jahr, wieder ein wenig vertraulich miteinander.

Der Hund trottete artig neben Tielemann her und sah ihn mitunter aufmerksam an. Oft blieben sie in den Wegen stehen. Hanna Reutlin pflückte eine Blume oder roch nur daran; die Rosen standen hoch, von dicken, weichen Duftschleiern umhüllt, und das Beerenobst kochte in der Sonne.

Sie sprachen vom Tod und vom Sterben, denn Tante Ellenor, die seit dem Winter kränklich und matt war, litt an trüben Stimmungen, hatte schwarze Ahnungen, wie sie's nannte. Früher hatte sie derlei weit von sich gewiesen; sie war niemals auf einen Friedhof gegangen. Sterben? Ein gräßliches Thema, sie war jedem spinnefeind, der ihr damit kam, und nannte ihn mißbilligend schlecht erzogen. Nun spann sie sich selbst mit schnürender Lust darin ein und kam im vertrauten Kreis, Antwort und Beschwichtigung heischend, darauf zu sprechen. Dabei konnte sie sich auch jetzt, trotz ihrer nahen Siebzig, nicht denken, daß sie einmal nicht mehr sein würde.

„Tante macht mir Sorge," meinte die junge Frau. „Ist das ein schlimmes Zeichen?"

„Stimmungen."

„Aber es gibt auch Ahnungen."

„Ach, gnädige Frau. Dieses Thema hat so seine Zeiten. Es drängt sich auf, wenn man jung und empfindsam ist; dann um die Vierzig wieder, wenn die Höhe überschritten wird und der erste Anhauch von der kühleren Seite des Lebens einen anweht, und dann um diese letzte Wende, früher oder später — da beschäftigt man sich eine Weile spielend oder mißtrauisch mit dem Hippenmann, dem man nun mal verschrieben ist — wie man hofft und annimmt: in unfaßlich später Zeit."

Sie sah den Weg geradeaus. Dann meinte sie wieder: „Wenn man so alt ist, dann muß man den unvermeidlichen Abschluß doch dauernd nahe wähnen, muß gewissermaßen geizig rechnen, mit jedem Jahr, ja mit jedem Monat, zuletzt mit jedem Tag. Für manchen vielleicht ein Trost; für viele aber, die an des Lebens guten Gaben hängen, wie Tante Ellenor, eine Not und Herzensangst, als müßte man sich an die Tage und Wochen klammern, den Zeiger der Uhr gewissermaßen mit den Händen gierig anhalten, nicht weiter, nicht weiter, in einem Erschrecken vor dem Rinnen der Zeit, vor der Hast und Unraft des Vergehens. Ist das falsch gedacht?"

„In una ex hisce morieris. Es steht drüben in Sanssouci auf einer Sonnenuhr, und ich las es vor Jahren einmal als Umschrift auch auf einem Zifferblatt in Florenz. In einer von diesen Stunden wirst du sterben."

„Gut, daß Tante Ellenor diese Uhr nicht vor Augen hat. Jedes Zeigerrücken müßte sie aufschrecken und die Vorstellung der unaufhaltsamen Flucht verschärfen."

„Ich glaube, liebe gnädige Frau, daß eher wir in der Fülle und Kraft solche Vorstellungen haben, gerade aus dem vollen, fest umfangenen und doch immer bedrohten Besitz heraus. Wie der Reiche im weichen, warmen Daunenbett in kalter Winternacht mit Grauen an den Bettler im feuchteisigen Kellerloch oder auf der pfeifenden Landstraße denkt —: ‚Wenn du er wärest . . .!' Der alte Mensch, der jenem Letzten näher steht, ist gefährdeter und meidet mit natürlichem Instinkt und Egoismus solchen Gedankenluxus, und die Müdigkeit und Beruhigtheit, die beschwichtigend auf Sinnen und Geist liegt, hilft ihm dabei."

„Und keiner sieht klar und schauernd? Keiner? . . . Ach, wer ist so begnadet, daß er wissend und wahrhaft daseinsmüde, aufatmend das Lebenskleid abstreift wie nach schwerem, langem Werktag das Arbeitsgewand. Sie kennen das Rethelsche Blatt,

Digitized by Google

Freund Tod, der dem Alten den Glockenstrang aus der Hand nimmt, indes draußen die Frühsonne über die Stadt hinjubelt. Tod und Leben. Wie Ein- und Ausatmen."

„Es hängt neben meinem Schreibpult," sagte der Doktor. Dann wandte er den Blick zur Seite und betrachtete aufmerksam das Gesicht der Frau. „Das Natürliche ist in unserer Kulturzone meist seltene Begnadung. Aber auch das gibt es gewiß. Sie dürfen es glauben. Bei arm und reich. — Doch auch Mißgeschickte kennen mitunter diese Sympathie für den Tod, um das Wort eines Zeitgenossen zu gebrauchen. Ich kannte einen Augen, feinen Mann, dem das Leben schwer zugesetzt hatte, der jedenfalls nicht robust genug war, so ohne Hilfsmittel mit Enttäuschung, Schuld und Sorgennot fertig zu werden. Der gestand mir einmal, daß er eigentlich nur durch den Gedanken an den Tod das Leben erträglich fände. Das war kein frivoles oder weichliches oder gar krankhaftes Spiel. Er stand seinen Mann und liebte auf seine Art das Leben. Gerade der klare, willige Gedanke, wenn es nicht mehr ginge, wenn er seine Aufgabe nicht erfüllen könnte und sich und andern eine ekle, nutzlose Last sein würde, dann die Tür ins Dunkle öffnen zu können, jederzeit, heute, morgen — in zehn, zwanzig Jahren, das machte ihn frei, fast heiter, tüchtig, ja stark, löste ihn los von den andern dunklen Mächten der Vergänglichkeit, des Zweifels und der Lebensangst. Ich konnt' es verstehen."

Hannas Augen waren noch weiter geworden, als spähten sie übersichtig zur Zeit hinaus, und in ihren Wangen sprang heiß und hell das Blut auf. „Ja, das gibt es sicherlich," sagte sie ruhig und leise. Und plötzlich, wie unvermittelt, vielleicht um abzulenken oder um noch einen andern Ausblick zu erlangen: „Und Sie — fürchten Sie sich vor dem Aufhören? Sie sind Arzt und weisen dem Tod die Tür oder lassen den Stärkeren gewähren."

„So lang er noch fern ist, nicht."

„Das klingt alltäglich."

„Menschlich. In dem Punkt und in manchem andern sind wir alle Durchschnitt. — Nun gut: nein, ich fürchte mich nicht. Ich bin ein einsamer Mensch. Ich habe mein Ziel erreicht. Ich will und möchte noch einiges Wissenschaftliche arbeiten und leisten. Ich bin bereits ein Stück auf diesem Wege geschritten. Aber geh' ich ihn nicht zu Ende, so tut es ein anderer. Was liegt an mir? Läge Großes, Ungeheures in mir und müßte mit mir hinabgehen, ja, das würde drücken und würgen und müßte das Versinken unsäglich schwer machen. — Aber vielleicht gibt es das gar nicht, vielleicht duldet die Natur, das Geschick diese Verschwendung gar nicht, ich aber kann abkommen. Es geht mir gut. Ich bin dankbar, bin rüstig und tätig. Aber ich weiß auch, daß alles seine Minusseiten hat und daß das Ich nie eigentlich satt wird, auch wenn es sich auf die Zuschauerrolle beschränkt und beherrscht und beschwichtigt der Stunde lebt. Wir wirken, das ist unsere Aufgabe. Aber alles ist zuletzt Durchgang zu einer höheren Stufe, die wir selbst nicht mehr betreten können, zu der wir selbst nur Stufe sind. Stufe sein ist die Aufgabe. Uns umdroht und umlauert Gefahr und Grauen in jeder Stunde, wir sind überall und jederzeit unentrückbar ins Unheimliche hineingebannt — es gibt Glück — ja! Aber wer hat es fest in der Hand? Es kommt immer anders. Nichts ist gewiß. Und das meiste kommt zu spät. Soll man sich da an diese Zeitlichkeit kitten? Wir tun's mit dunkelm, heißem Trieb und aus innerster metaphysischer Pflicht, weil wir unsere Aufgabe erledigen, weil wir da-sein, im Guten oder Schlimmen leben wollen, schaffend oder leidend uns auswirken sollen. Aber nur der Tod ist uns ganz gewiß. Und nun —: aus allem Vagen, Gefährdeten, Nichtigen, Enttäuschtsein und Verzichten, Abseitsstehen und doch Ruhelosen herauszugelangen zur Dauer, zur Ruhe, zum Ungefährdeten und Frieden, ist das so schlimm? Ich liebe das Leben! Und doch fürchte ich den Tod nicht. Er läßt es mich nur reicher empfinden und geduldiger. Und — spöttischer. Der Tod ist das Ziel. Und immer — ja immer Sänftiger, Beschwichtiger. Das ist vielleicht Theorie — er ist weitab von mir, so wähne ich. Aber wenn er mir jetzt begegnete, ich würde mich nicht entsetzen."

Sie standen an dem großen Teich und sahen auf das grüne, glatte Wasser, auf dem weithin blitzender Sonnenglanz lag. Mücken fielen darauf und zauberten zarte Kreise auf den glatten Spiegel. Schilf wuchs an der Seite, und dicht vor ihnen lag ein kleiner, grüner Kahn.

„Frieden ..." sagte die ernste, dunkle Frau, und es war unklar, ob sie das Bild vor sich meinte oder ob sie die Gedanken Doktor Tielemanns aus sehnsüchtigem, todwundem Herzen zu Ende spann.

Er sah sie wieder an.

„Liebe, gnädige Frau, Sie haben Schweres erlitten. Aber alles heilt. Ich weiß das als Arzt, ich ziehe am tiefsten den Hut vor der Zeit. Verzeihen Sie, ich hätte nicht so schwatzen sollen. Man denkt vielleicht auch, daß das, was einem selbst trostreich und stärkend im Sinne steht, auch dem andern

Digitized by Google

heilsam und hilfreich ist. Jeder erlebt sich selbst und immer wieder neu. Wie jung Sie sind trotz der ernsten, gezeichneten Stirn, jung, schön, reich, und wer liebt —"

Sie senkte die Mundwinkel scharf. Es war ein bitterer, furchtbar gequälter und höhnischer Zug. „Der ist gezeichnet," sagte sie.

Er war betroffen. Ach die Worte! Er hatte es gewußt, auch um tiefere Konflikte, und nun doch, ohne es zu wollen, aus ihr herausgelockt. Mea culpa. Er hatte es schon einmal gedacht. Überall Verstrickung. Man soll sich verschließen und verriegeln immerdar, denn das Gefühl ist des Menschen ärgster Feind.

Hanna Reutlins Schritt knirschte im Sande. Sie hatte sich zurückgewandt, und er folgte ihr langsam.

⁂ ⁂ ⁂

Tielemann hatte einen reichen Arbeitswinter hinter sich. Ein dickes Buch war fertig geschrieben und ein schwieriger Serumversuch seinem Abschluß nahe gebracht. Er konnte zufrieden sein.

Er gedachte die diesjährigen Ostern, sich zur gerechten Belohnung, in seinem geliebten Südtirol zu verbringen. Es war warmer, sonniger Frühling, so wie ihn Tielemann schätzte. Ja, Bozen, und was in seinem Luftkreis lag! Das war wie Sekt und Sonnenrausch. Da ließ man die schlechtere, anfechtbare Welt des Nordens hinter sich und war geneigt, wieder ein wenig an Paradiese diesseits und jenseits der Erde und an allgemeine Menschenliebe zu glauben — besonders wenn es zum Nachtisch Dampfnudeln mit süßem Rahm gab.

Doch bis dahin war noch viel Zeit und gab es noch Dringliches zu tun.

Der runde Tisch in dem Behrenstraßenkneipchen war seit dem Winter stark bevölkert. Man hatte Dauergäste einquartiert; ein paar Physiologen aus Erlangen, die ein Jahr lang auf einem unglaublich hohen Eisberg zwischen Wolken und Einsamkeit gehaust, dort oben Stoffwechselstudien getrieben hatten und nun in einem Universitätsinstitut ihre Befunde betrachteten, taten allabendlich ein flüssiges süddeutsches Leben auf. Es ging oft hoch her, denn die Bundesbrüder aus Niflheim zogen wieder andere heran, was eigentlich unerhört war, aber Bayern war stets für Sonderrechte und scherte sich den Teufel um andrer Leute Empfindlichkeiten. Nun, die waren nicht groß; die neuen Herren waren allen vorzüglich genehm, und so war jeder beeifert, so selten wie möglich zu fehlen. Tielemann erschien fast täglich. Er wurde sich hier am besten los, redend, schweigend, von dem starken Behagen der abendfrohen Männer gewärmt; es blitzte andauernd zwischen ihm und den Niflheimern, und die anderen bildeten den lachenden Chor.

Tielemann hatte sich, so schien es ihm, nie so wohl gefühlt. Stramme Arbeit, die gedieh und befriedigte, gute Rast und vorzügliche Happen und Tropfen. Er ließ Opern, Konzerte und einsame Schmökerstunden nach des Tages Hast und Bürde sein, spazierte gemessen eine halbe Stunde im Tiergarten und erschien mit dem Glockenschlag neun oder zehn auf seinem Sofaplatz. Er bewegte sich, so dachte er mitunter, auf seines Lebens Höhe. Es gab Ärger, es gab Mühen, es gab Enttäuschungen und Verzichte, und vieles — das meiste in der Welt — stand auf einem ganz falschen Fleck; aber alles in allem, wenn er das Zeug dazu gehabt hätte, so wäre jetzt für ihn die rechte Zeit gewesen, Fett anzusetzen; doch dazu fehlte ihm jede innere und äußere Anlage. Tielemann schien zufrieden. Indes mißtrauisch ahndevoll und aufmerksam prüfend, wie er in jeder Lebenslage aller Erscheinung gegenüberstand, sah er auch jetzt mitunter mit einem ironisch gelassenen Seitenblick auf die Unverläßlichkeit alles Diesseitigen und ließ seine Rüben nicht ins Kraut schießen, denn er hatte das Merkwürdige in seiner Lebenspraxis nicht bloß einmal erlebt, daß gerade dann, wenn er sich einer guten Sach- und Lebenslage so recht bewußt wurde und sich gar ihrer rühmte, daß dann oft ein feiner Abbröckelungsprozeß bereits am Werke war, ein Umschwung in der Luft lag. Neid der Götter oder wie man es nennen mochte! So sprach er auch jetzt gelegentlich lächelnd und in einem gewissen listig vorbeugenden Sinne von ‚Euphorie'.

⁂ ⁂ ⁂

Aus der erwünschten Ausspannung aber war dann doch nichts geworden.

Tielemann hatte keinen geeigneten Vertreter für seine Klinik gefunden; vor allem hatte jener bazillenfeindliche Versuch zuletzt neue Experimente nötig gemacht, deren Abschluß noch dahin stand.

Auch gut. Es mußte nicht alles klappen. Überdies war es im Herbst ebenso schön dort unten im Land der grauen Geschichte und des goldenen Terlaners; vielleicht noch schöner, die saftigen Trauben wuchsen einem gelb und blau in den Mund.

Also Vertagung und weiter im Trott mit guten Pausen und ernsten Seitenblicken auf dunkle Geschicke. — —

So war Ende Mai herangekommen. Das Laub hing breit und schlaff an den Bäumen, und ehe man sich's versah, zog über den

Digitized by Google

Dächern ein finsteres Gewitter herauf und ließ die Fenster klirren und die Straße schwimmen.

Heute war die Luft leichter. Tielemann hatte bis in den späten Nachmittag im weißen Kittel in seiner Hexenküche gekocht. Als er sich endlich zum Beschluß die Hände wusch, war der Freund eingetreten, um ihn, wie es öfter geschah, zu einem Tiergartenspaziergang abzuholen. Danach würden sie ihre Schritte selbander zielbewußt der beliebten Behrenstraßenecke zuwenden.

Der Freund hatte noch eine Weile warten müssen, denn Tielemann war im letzten Augenblick noch einmal von einer Schwester gerufen worden. Nun strichen die beiden Herren durch die Bendlerstraße dem Tiergarten zu. Die Luft war voller Wünsche, und die ältesten Frauen sahen jung aus.

Tielemann schritt gerade und würdig. Er war im letzten Winter noch etwas schmaler geworden, auch um die schlanke, bedeutsam zugespitzte Nase herum. Sein Stock tippte mit leichtklingendem Ton auf die Bürgersteigplatten.

An der Ecke der Tiergartenstraße kaufte er sich von der alten Blumenfee, die bis in den hohen Sommer hinein ihres Kopfreißens wegen eine dicke, graue Wollkapuze trug, eine Blume und steckte sie ernst ins Knopfloch seines leichten, dunkeln Mantels.

Im Tiergarten dann bog man rechts ab, dahin, wo es von weißen und bunten Kindern wimmelte, und schließlich in die Löwenallee ein, dem Tore zu, das hell und klar in dem blauen Himmel stand. Die Herren wollten nach ihrem Tagewerk noch ein wenig lautes Menschentreiben, aus dem Wärme und Ablenkung aufstieg, um sich spüren.

Ein feiner, scharfer Staub, den die flinken Kraftwagen aufwirbelten, die von gemächlicheren Tiergartenfahrten heimkehrten oder nach dem Opernhaus stürmten, denn es war ungefähr diese Stunde, flog in der Luft und reizte die Nerven neben den ermüdenden Frühlingsgiften. Droschken rumpelten dazwischen und sperrten, unbekümmert und genügsam wie die alte Zeit, den ungeduldigen Herrschaftsgefährten und Geschäftswagen den Weg, Hupen dröhnten, Hotelpfeifen gellten. Und an der Seite und auf dem Mittelgang schob und drängte sich die erregte Menge, indes der reife Nachmittag langsam in die erste blausilberne Dämmerung hinübersank.

Die Herren waren gleich hinter dem Pariser Platz nach dem Mittelweg hinübergegangen, dessen Kiesbelag weich war und angenehm federte. Alte Damen mit Hündchen und junge mit Soldaten saßen auf den Bänken, und die gelben Sechserstühle taten vornehm. Kopf an Kopf und überall Schandmäuler.

Tielemann hatte seinen mitteilsamen Tag. Auch er war, besonders im Frühjahr, etwas vom Wetter abhängig. Dazu lagen schwere Arbeitswochen auf ihm, er hatte sich durch den ganzen Winter und darüber hinaus sehr viel zugemutet, oft bis tief in die Nächte hinein; auch wenn er von seiner abendlichen Zerstreuung heimkehrte, setzte er sich gern noch vor die grüne Arbeitslampe und überhörte den eilig mahnenden Silberschlag der Uhr. Fertig werden mit einem Leistungsabschnitt! Auch er stand in diesem übermächtigen Bann. Und er hatte niemals viel nächtlichen Schlaf gebraucht, zumal er sich vortrefflich auf die hohe Kunst verstand, in jedem freien Augenblick, und seien es nur zehn Minuten in der Elektrischen oder eine halbe Stunde auf dem Ruhebett oder Lederstuhl, tief und kräftigend zu schlafen. Vielleicht aber lag ihm heute noch anderes im Sinn. Er hatte Nachrichten von daheim bekommen. Die studierte er stets bedächtig. Alles interessierte ihn, was von dorther kam, nicht bloß der stürmische alte Herr ... jeder Brand, jeder Neubau, jeder Pfarrerwechsel, jeder Klatsch und Skandal, Tod und Hochzeit, Beinbruch und Drillingsgeburt im Dorf; der Küster malte auch hier mit grellen Farben, schonte die Junker und eigenen Genossen nicht, es war alles sehr effektvoll und am spaßigsten, wenn der Alte wirklich in Grimm geriet und nicht bloß so tat mit phantastischem, wildem Bartsträuben. Diesmal indes, und Tielemanns Begleiter erfuhr erst jetzt davon, war hauptsächlich von einem Todesfall die Rede gewesen. Derlei nahm Tielemann immer ernst, so unsentimental er war und so gleichmütig und vertrauensvoll er dem Unvermeidlichen gegenüberstand. Er hing an seiner Familie.

„Ja," sagte Tielemann, als sie zwischen den schwirrenden Leuten und spähenden Bänken schritten, — „du kannteſt meinen Vetter Jochen. Er ist in seinem Rektorat da oben bei Rügenwalde vor ein paar Tagen gestorben. Ich konnte leider nicht hin. Mein Vater gab ihm mit rauhem Hochzeitszylinder das Geleit. Menschen, Feierlichkeit, Schätzung — mein guter Vetter liebte derlei, das laute, flunkernde Jahrmarktsdrum und -dran, das unsereinem, selbst wenn er mit verblichenen Augen dazwischen läge, nicht anstehen mag. Tut mir leid! Wir liefen lange, von der Dorfschule an, zusammen. Er sah, trotzdem er ein halber Theologe war, nicht weit über diese Gegenwart hinaus, drum hing er an ihr. Erinnerst du

Digitized by Google

dich noch, wie er als Kandidat seine erste Predigt in unserer Kirche hielt? Wir saßen im Küsterstuhl. Und er mußte, damals selbst ein gewaltiger Zecher, gegen Weltlust und Völlerei wettern — ich habe den Text vergessen —, wir duckten die geschorenen Köpfe, er aber war so in Eifer und Angst um seine Wirkung, daß ihm die Bäffchen steif abstanden und daß er von sich und uns nichts mehr wußte. Das Gesicht meines Alten vergesse ich nicht. Er hat nie so stark und falsch vorgesungen wie an dem Tage. Und zuletzt vergaß der Vetter die Hälfte der Schlußliturgie, so benommen und erleuchtet war er. Lange her."

Der andere lächelte. „Er geriet gern in Eifer."

„Ja. Sein Pathos war ihm eine besondere Welt, leibhaftig wie das Leben selbst. Er lebte kräftig in beiden und wußte i dem einen nichts vom andern. Aber darin glich er vielen — den meisten. Tot. Nun sieht man nach dieser Seite hin ins Leere. Es war eine fest gerundete, gewiß auch enge Welt. Als ich von meinem Vater die Nachricht erhielt, war ich betroffen, und mein Leben stand für einen Tag gewissermaßen still. Ist das das gleiche Blut, das sich, obwohl man durch Jahre kaum darum wußte oder daran dachte, mit einem Pulsschlag meldet? — Es war ein Gefühl, als würde das Zimmer plötzlich leer. Es war so, als würden alle Stücke von unsichtbaren Kräften emporgehoben."

„Es traf dich in deiner Arbeitsversunkenheit."

„Ich war merkwürdig ruhig und nüchtern dabei. Leere . . . Zeitlosigkeit. Als ragte ich mit dem Schädel plötzlich über die Stubendecke und die Häuser hinaus, ja, als wäre ich im Begriff, mich selbst zu verflüchtigen."

„Ich kann es verstehen. Aber höre, Tielemann, du bist auch reichlich abgetrieben und überarbeitet, nahe daran . . ."

Doch der andere achtete nicht des Einwurfs.

Sie sprachen noch von dem abgeschiedenen Scholarchen und gelangten dabei bis über das Opernhaus hinaus, an dessen hundert kleinen Außentreppen die Lichter eben aufblinzelten. Es sah lustig und beinah festlich aus in dem matten Tageslicht. Aber noch lieber sahen sie weiter unten die grüne Kuppel der Schloßkapelle und dahinter das kleine Viereck des Rathausturms mit dem Mondrund der Uhr. Das redete behaglich von unabänderlichem Bestand.

Es mußte auf sieben gehen. Tielemann sah nach der Uhr und nickte. Vereinzelte Wagen grellten schon mit Lichtern.

„Sieben," sagte er. „Wir haben noch Zeit . . . Unsere Tafelrunde ist gewiß ein tröstlicher Ausblick für den Tag. Aber am liebsten hörte ich heute wieder einmal etwas Musik. Wollen wir? Eine Stunde lang und dem Scholarchen zum Gedächtnis. Aber nein; es wird Ring I gegeben. Das ist mir zu laut und — hm. — — Ach, reisen! Ich möchte, es wäre doch etwas daraus geworden. Um diese Zeit faßt es mich immer mit Macht. Mal heraus, mal was anderes, ein Sichverlieren in Welt und Weite, innere und äußere Häutung! Ich bin beinahe ungeduldig, was ich mir sonst nicht gern gestatte. Heute besonders. Ein merkwürdiger Zustand, und die Männer heute abend wollen mir, daß ich es sage, in dieser Gemütslage zum erstenmal nicht recht behagen — natürlich liegt es an mir."

Sie schritten langsam über die Puppenbrücke zurück.

Dann, ehe sie die Straße überqueren konnten, mußten sie warten. Wagen hinter Wagen schoß heran. Geputzte Menschheit saß darin, die Damen waren barhäuptig und trugen schimmernde Perlen an Hals und Ohren.

Sie waren auf dem Mittelweg wieder bis zur nächsten Ecke gelangt. Und da blieb Tielemann mitten im Gedränge stehen und reckte sich leicht, als wollte er tiefer Atem holen oder sich über etwas emporheben, mit etwas fertig werden. Und plötzlich wies er mit dem Stock auf einen jenseits der Straße, auf der stilleren Bibliotheksseite stehenden schweren Kraftwagen hinüber und sagte: „Man sollte — ja, man sollte diese Maschine drüben mieten und damit sagen wir — bis nach Potsdam fahren. Das könnte mich jetzt ungewöhnlich reizen. Die Luft, die Fahrt, und dann stiege man aus und ließe sich's in dem stillen, nobeln Hause bei offenen Terrassentüren ein bißchen wohl sein. Ich war lange nicht draußen, in diesem Jahr nur einmal trotz mehrfacher Aufforderung. Mit der schweren Maschine könnte man's in einer guten Stunde oder nicht viel länger schaffen. Ich kenne Weg und Dauer. — Komm mit."

„Ein wenig spät für einen Besuch, Tielemann. Und so gut kenne ich die Damen nicht."

„Du begleitest mich," sagte er hartnäckig. „Schließlich bin ich Arzt. Man sieht einmal nach dem Rechten. Auch das dürfte begründet sein. — Sieben Uhr. Acht ein viertel hält der Wagen draußen. Ich verbürge mich dafür. Man ist dort auf dem Lande. Da ist das Frühjahr, wenn es sich so sommerlich gebärdet, Gelegenheitsmacher wie

Digitized by Google

der Sommer selbst." Sein Gesicht war eigentümlich gesammelt, wie man es an ihm kannte, wenn ein Entschluß in ihm Gestalt gewann.

„Ich möchte mich ausschließen. Teils dieserhalb, teils des vortrefflichen Beaune wegen, der drüben in der Behrenstraße verzapft wird. Es stört bloß. Wie geht es den Damen?"

Tielemann hob die Achsel.

„Nicht sonderlich gut, wie die alte Frau Reutlin kürzlich schrieb. Es ist — es sind gewisse Schatten da. Ängste, Reizbarkeiten, die schon bei normalen Zusammenhängen Gewicht haben können."

„Frau von Rechta ist dauernd in Potsdam? Ich verstand so."

„Schon seit geraumer Zeit."

„Ja, Tielemann. Es ist wohl nicht alles wie es sein sollte."

„Es hat den Anschein."

Und nach einer Pause: „Ich erinnere mich noch deutlich des Abends, als du mir von der Hochzeit erzähltest, da unten bei euch in Pommern; Meer und breite Sonnenbahn —. Wie lange ist es eigentlich her?"

„Ich glaube vier, fünf Jahre."

„Doch schon —?"

„Auch wir sind inzwischen älter geworden."

„Und nun plötzlich —?"

„Nein. Nicht plötzlich. Das kann man nicht sagen. Es hängt alles zusammen. Es ist gewissermaßen eine Folge und ein — Abschluß — auch in einem äußersten Sinne. Man will sich trennen."

„Was du sagst, Tielemann. So ernst? Es stimmte vieles nicht, und es ist wohl manches passiert. Man hörte dies und jenes. Aber Abschluß? So hättest du also doch —"

„Zufall und belanglos. Jedenfalls: es soll gewiß und unabänderlich sein. Peripetie und Krise."

„Tolle Welt. Und sie hatte sich doch vorher reichlich lange besonnen, wenn mir recht ist. Er aber ließ nicht locker."

Tielemann ging steif. — „Dafür hatte sie ihm schon im ersten Jahr sehr Ernsthaftes zu verzeihen. Und es ist nicht ausgeschlossen, daß das erste Kind dadurch zu Schaden kam. Man darf jetzt darüber sprechen. Ich erfuhr das Ganze selbst erst in diesem Jahr."

„Und sie verzieh ihm?"

„Ja. Aber vergaß nicht. Und dann kam es wieder. Betrug und Kampf. Er war von Anfang an der stärkere. Wenn sie sich empörte, so war es die Härte der Verzweiflung, der Haß der Geschlagenen, zu tiefst Beleidigten, Liebe — nicht Kälte. Und dann wieder ein Kind. So band auch Schmach."

„Und wohl auch Hoffnung, denk' ich. Wie? Hörigkeit aus Blut und Neigung. Das alte Spiel der Leidenschaft mit Zerknirschung, Schwüren und Lüge. — Eigentlich ein Jammer, Tielemann, zwei schöne, herrliche Menschen — ich kenne kein edleres Profil und keine stolzere Erscheinung als die Rechtas; und er hat gewiß noch einige andere Meriten. — Traurig."

„Ja. Sie war zwei- oder dreimal von ihm fort."

„Und auch das Kind war wohl immer Hoffnung. Und nun Schluß. Deshalb die lange Reise über den Winter?"

„Aber diesmal mit anderm Verlauf. Genug davon. — Es beschäftigt einen. Es liegt auch an der Luft. Es sind wohl doch auch die Nerven. Du magst recht haben. Es gibt also so etwas. Gelockertes Saitenspiel. Man hätte sich, trotz Hemmung, beizeiten in Sicherheit bringen sollen. Muß das Arbeitsziel erzwungen und ersprungen sein? Nichts muß. Alles kommt zurecht. Man wird bloß schwatzhaft."

„Sei beruhigt."

„Ich weiß. Arme Hanna Rechta. Sie ist in der Seele krank — — und sie sieht auch jetzt wieder ihrer schweren Stunde entgegen. Gräßlich. — Du willst also hinüber in unsern Behrenwinkel und Abrahamsschoß? Es ist noch zu zeitig. Beaune, sagtest du? Kein übler Helfer, gerade im Frühjahr nicht. Er macht einen schwerer, gelassener in der unruhigen, abenteuerlichen Luft. Nur — ich bin heute stubenscheu, wändemüde, kerkermüde nach tagelanger Fron. Ich möchte in der Tat so aus dem Handgelenk etwas Befreiendes unternehmen — heraus — da hinaus, zur Stadt hinaus — — In wiegender, sausender Fahrt, wobei einem die Luft frisch um die Ohren schlägt, zwischen Tag und Abend in den hellen Horizont hinein. Es lockt mich, je länger ich's bedenke, je mehr. Sieh den Wagen da drüben, der auf uns wartet. Ich habe — ja, ich habe das aufdringliche Gefühl, daß man mich da draußen auch braucht. Ja, die Gewißheit!"

Sein Gesicht war unbewegt.

„Komm mit, sag' ich noch einmal." Und er sah den andern fest und klar an.

„Geht nicht, Tielemann. Ich bin einer zu viel."

„Nicht bis ins Haus. Lasse dich auf der Terrasse von ‚Stadt Königsberg' nieder, ich spendiere dir einen Sekthumpen. Dort wartest du auf mich." Es war ihm Ernst.

Doch der andere schüttelte den Kopf. „Mich schreckt das Plötzliche. Du weißt, daß ich zu den Bequemen, Langsamen, zu den epischen Temperamenten zähle."

Digitized by Google

Tielemann schien es überhört zu haben. Er sah nach dem Wagen hinüber, an dem der breite Fahrer hantierte, vorne kurbelte, sich bückte, einen Teil der Motorhaube abnahm, lange und tiefsinnig unter den Wagen blickte, der von Zeit zu Zeit einen ratternden Schrei ausstieß, einen Sprung machte, und vor Unbehagen oder Ungeduld von den Rädern bis zum Dache zitterte. Tielemann sah scharf jede Einzelheit.

In mancher Stunde ballten sich die Zusammenhänge, traten blitzhaft ans Licht und zeigten die schicksalhaften Verschlingungen des Lebensgewebes.

Er schien noch eine Sekunde lang nachzudenken. Sein Gesicht bekam einen eigentümlich steinernen Schimmer. Er sah gern klar, hatte einen peinlichen Sinn für Zusammenhänge, für sauberste Scheidungen, anatomische Schnitte. Aber er war dabei gewiß nicht geneigt, sich von etwas, das außer ihm selbst lag, sonderlich abhängig zu machen oder gar behindern zu lassen.

„Also —?" meinte er fast leicht und mit einem Lächeln. „Luft, Luft, Bewegung, während rechts und links der Wald immer dunkler wird —"

„Ich habe Hunger, Tielemann."

„Dann will ich es allein unternehmen. Der Beaune und die andern werden dich trösten. Ich will da hinaus."

Sein Blick sah wieder scharf ins Weite. „Weih' mir ein rotes Glas, mein Sohn, und warte bis spätestens zwölf auf mich. Bin ich bis dahin nicht zurück, dann komme ich nicht mehr."

Dann lüftete er kurz den Hut, gab dem andern die Hand und ging gemessen mit leichter Würde und klingend auftupfendem Stock über die Straße. Mitten auf seinem Wege hob er den Stock, um dem Fahrer seine Annäherung anzukündigen.

Und bald darauf surrte, schmetterte und stieß der Wagen jenseits des Mittelwegs davon und wurde kleiner und kleiner, bis seine blanke Rückenwand in dem Gewimmel verschwand.

⁂ ⁂ ⁂

Als Tielemann in Potsdam ankam, brannten schon die Laternen. Der Park stand im Zwielichtnebel und rauschte, und in dem Haus waren ein paar Fenster hell: unten im Kellergeschoß die Küche, dann auf der eigentlichen Frontseite, denn Tielemann war dem Hund entgegengegangen, um ihn zu klopfen und zu beruhigen, das Fenster des Schreib- und Lesezimmers im Erdgeschoß und darüber, hinter dem Balkon, die Scheiben von Frau von Rechtas früherem Mädchenzimmer, das sie immer, wenn sie hier draußen weilte, bewohnte.

Die alte gnädige Frau saß an ihrem großen Schreibtisch, hatte eine schwarze Hornbrille auf der Nase und war ernst und bekümmert. Sie hatte allerlei sorglich gehäufelte Papiere vor sich liegen, die mit irgendeiner Abrechnung in Beziehung stehen mochten; sie betrieb das, seit Hanna ihr nicht mehr zur Seite stand, wieder umständlich und bedächtig allein.

Sie war nicht übermäßig erstaunt, als der Doktor Tielemann eintrat und mit seiner ruhigen Stimme guten Abend sagte.

„Ich hatte einen freien Abend, gnädige Frau. Ich war lange fleißig, so daß mir plötzlich die Luft ankam."

„Ja, lieber Herr Doktor." Und die Dame Ellenor seufzte und strich mit der weichen, weißen, seidigtrocknen Hand über den Bezug des Schreibtisches. „Ich schrieb Ihnen kürzlich."

„Der Brief kam vorgestern. Ich entschloß mich allerdings unabhängig davon, wenn es solche Vereinzelung gibt. Sie sind mir nicht böse, daß ich so bei Nacht und Nebel einbreche?"

„Nacht und Nebel . . .? Ja, es ist dunkel geworden, ich habe es gar nicht gemerkt." Sie sah hinaus, ein paar Zweige bewegten sich dicht vor dem Fenster, und die Blätter daran waren von der Stube her beleuchtet. „Es ist recht, daß Sie hier sind. Ich habe es in letzter Zeit ein paarmal gewünscht. Vielleicht sogar auch Hanna. Aber sie geht niemals aus sich heraus. Sie bittet fast ungeduldig mit ihrem Blick: laßt mich! — Ach ja. Ich schwatze. Man hält Selbstgespräche, auch wenn andere da sind. Verzeihen Sie, Herr Doktor. Wie war doch früher alles so klar und ruhig, frisch und verständig. Jetzt lebt jeder für sich hinter Mauern," klagte sie, denn sie war eine alte, verwöhnte Frau.

Tielemann nickte.

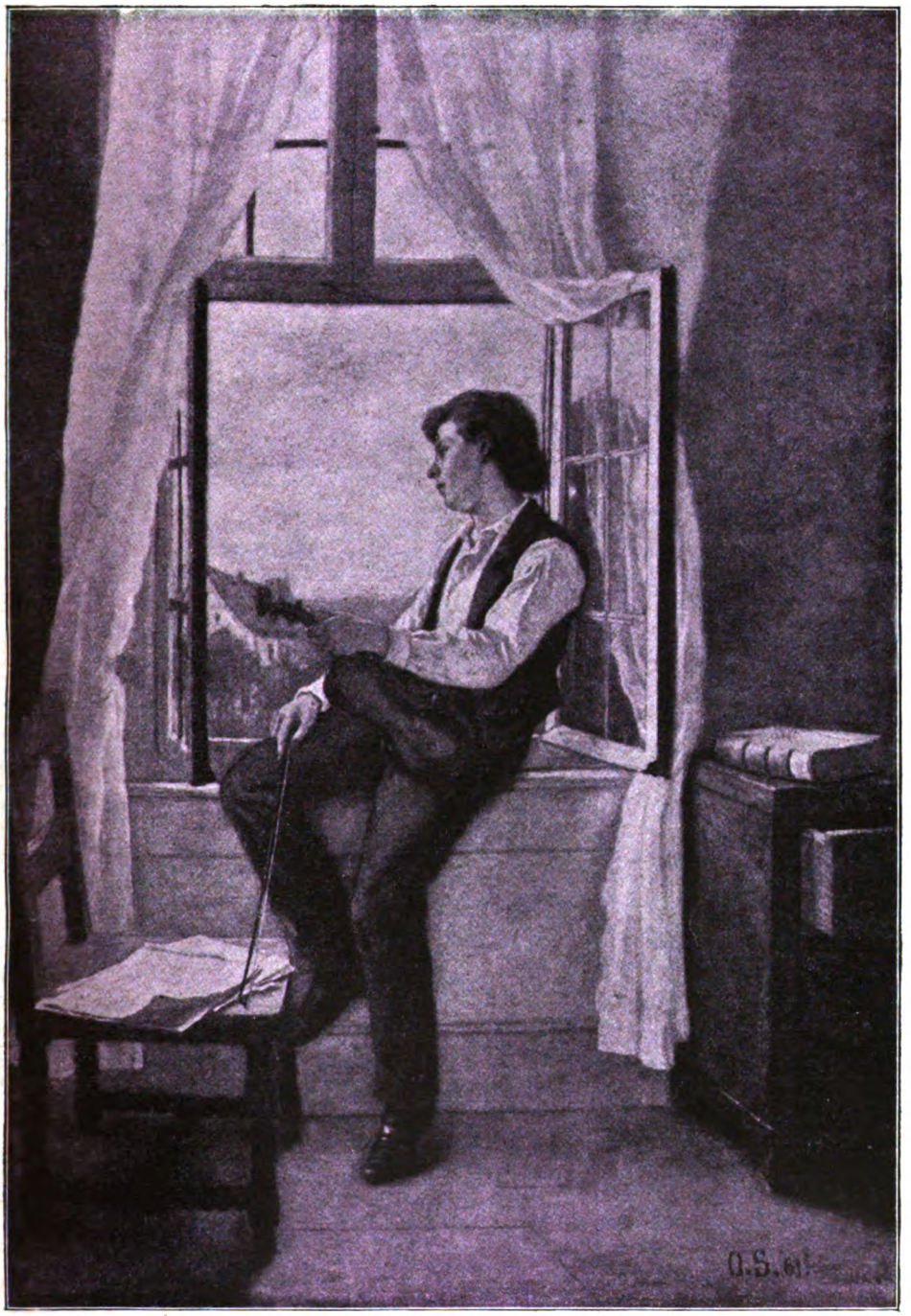
„Hanna ist oben," sagte die gnädige Frau und hob den Blick zur Decke. Es war ganz still über ihnen. „Sie schreibt. Sie ist gleich nach dem Abendessen wieder hinaufgegangen. Sie war schon den ganzen Nachmittag über oben und hat nur zwei Bissen gegessen und etwas Tee getrunken. Ich möchte wissen, was sie zu schreiben hat. Sie hat schon lange keine Freundinnen mehr — niemand eigentlich. Auch das ist so unnatürlich."

Tielemann hörte aufmerksam zu.

„Wie fühlt sich Frau von Rechta?"

„Nicht gut. Sie spricht nicht. So war es noch nie," sagte die alte Dame flüsternd und mit großen Augen, als beschwöre sie

Digitized by Google



Am Fenster. Gemälde von Otto Scholderer (1861)
Aus der Ausstellung „Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert"
Hier veröffentlicht mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg

Digitized by Google

Digitized by Google

seine Teilnahme. „Es ist nicht nur ihr Zustand. Sie ist krank — krank — in der Seele krank. Und sie fürchtet sich vor dem Kind — ja, haßt es vielleicht...! Und leidet dadurch noch mehr. Ich lebe in tausend Ängsten."

„Erzählen Sie mir, gnädige Frau."

Und die Dame Ellenor erzählte. Umständlich und verworren. Und dann: „Ihren Mann will sie nie mehr sehen. Er rief ein paarmal an, und ich mußte ihm Bescheid geben." Die Frau errötete unter dem weißen Haar. „Er ist — ja, er ist besorgt wegen ihres Zustandes und hat wohl ein Recht dazu." Sie sah vor sich hin und bewegte die Hände. Wer konnte es ermessen? Einmal, als sie ihr davon erzählte, hätte Hanna in diesem Zimmer hier aufgeächzt — geschrien voll Haß und wilder Empörung oder Verzweiflung und hätte mit den Fäusten auf den Teppich geschlagen. — Oh, das waren Abgründe. Es war entsetzlich.

„Ich möchte die gnädige Frau gern sehen und sprechen," sagte der Doktor.

„Ja, Herr Doktor. Ich werde hinaufschicken." Und sie klingelte dem alten Diener Franz. Der war inzwischen noch lautloser geworden als sonst und von Kopf bis zu Füßen eine einzige Sorgenfalte.

Doch als Franz gerade hinausgehen wollte, um den Auftrag auszurichten, da tat sie selbst von dem großen, dunkeln Eßsaal her die Tür auf und kam herein. Sie wollte Tante Ellenor bei den schweren Rechnungen doch noch ein wenig helfen. Sie hatte es ihr versprochen.

Sie stand mit großen Augen und elfenbeinblaß in der Tür. In einem langen, blauen Gewand, das ihre Gestalt weich umfloß und verbarg.

Tielemann erhob sich und ging auf sie zu. Er nahm die fieberheiße Hand. Hanna sagte kein Wort. Sie sah ihn nur unverwandt an, als zweifelte sie, jählings vor eine Entscheidung gestellt, oder als graute ihr tiefinnen, als vermischten sich Traum und Wirklichkeit in ihr. Sie zog die Brauen zusammen, als denke sie nach.

„Ich hatte in Potsdam zu tun," sagte der Doktor.

Sie sah ihm unentwegt fest ins Auge. „Ich habe eben an Sie geschrieben," sagte sie leise, wie unter einem Zwang.

„An mich?"

Sie nickte. „Vor anderthalb Stunden begann ich zu schreiben."

„Ja," sagte er und sah zu Boden. „Das kann wohl stimmen. Wollen Sie mir den Brief nicht geben?"

Sie wehrte hastig und plötzlich gleichmütig ab, denn nun löste sich die Spannung. „Es geschah mehr für mich. Man hat so viele leere Stunden zum Nachdenken ..." Ein rotes Flackern der Verwirrung war in ihrem Gesicht, dann war auch das fort, und ihre Wangen zeigten wieder die Elfenbeinblässe. — „Ich wollte dir helfen, Tante Ellenor."

„Laß nur, mein Kind. Es ist nicht mehr nötig."

Wie zart sie war, gebrechlich. Die ganze Gestalt war nur Auge. Ein kranker Glanz war darin, und die Lippen waren rot. Und doch war es Hanna, Hanna Reutlin ... Man hätte Stirn und Knie neigen mögen.

Nun saß man wieder hier, wie damals. Dieselbe Lampe brannte. Vor dem Fenster huschten die Zweige. Ringsum dunkelten die Lederstühle, blinkten die buntgoldnen Bücher, glänzten die alten, großen, mattfarbenen Familienbilder mit ihrem harten Firnisüberzug. Und dann klirrten zitternde Gläser herein; der Sorgenvolle brachte wie früher Wein für den Gast und rückte Zigarren heran, ohne daß es ihn jemand geheißen hätte, weil es immer so geschah, wenn der Doktor hier war.

Von dem Brief war nicht mehr die Rede.

Tielemann plauderte freundlich von vielen Dingen. Doch plötzlich fiel es Frau Reutlin ein, daß der Doktor vielleicht noch nicht zur Nacht gegessen haben könnte. Er war doch schon lange unterwegs. Wie? Ja, ja! Die alte Dame war ordentlich erschrocken und klingelte sofort wieder dem Sorgenvollen. Tielemann verspürte von der Luft im offenen Wagen einen richtigen Hunger. Zudem war es nicht unangebracht, sich hier ein wenig häuslich einzurichten, man konnte dabei ungezwungen seine Beobachtungen anstellen und den Besuch nach Notwendigkeit verbreitern.

Franz erschien nach einer kleinen Viertelstunde mit einer Platte leckerer Dinge. Hanna ließ es sich nicht nehmen, einen kleinen Tisch, der neben den Gast gestellt worden war, selbst zu decken und die Wirtin zu spielen. Es geschah etwas hastig, aber aufmerksam und erfreut, mit einer spürbaren Hingabe, als täte es ihr wohl, in Anspruch genommen zu sein; zuletzt lächelte sie und hatte ein leichtes Rot auf den Wangen. Denn Tielemann griff tapfer zu, machte nun selbst den Wirt und bot den Damen von seinem reichen Tische an, besonders der jungen gnädigen Frau, die auf ihn, wie er meinte, den Eindruck mache, als nähme sie es mitunter mit der kolossal wichtigen Ernährungsfrage nicht ernsthaft genug. Wie? Auge in Auge! Wenn er sich recht erinnere, habe Tante

Digitized by Google

Ellenor vorhin eine flüchtige, seufzende Bemerkung darüber fallen lassen. Aber Frau von Rechta lehnte ab. Sie sei vorzüglich genährt und habe alles, was sie brauche. Doch dabei war, als er eben Tante Ellenors scherzhaft erwähnte, ein nervöses Flimmern über ihre Augenlider gehuscht, das, so kurz es währte, dem Doktor nicht entgangen war. War sie so empfindlich, von jedem Hauch, jedem Blick gestört und gereizt?

Es saß sich gut hier, wie seit langen, stillen, allzu gleichförmigen Monaten nicht. Es ging eine natürliche Beschwichtigung von dem Doktor aus. Er hatte für alles Zeit, zum Plaudern, zum Essen, zum Scherzen wie zur Arbeit und zu seinen Besuchen am Krankenbett. Er nahm sich stets Zeit; was er tat, wurde gründlich und ausgiebig getan, sonst ließ er sich gar nicht damit ein. So besaß auch alles, was er tat, so harmlos es sein mochte, Wert und Daseinsrecht, war in der Reihe des notwendigen Geschehens verwurzelt.

Die Damen spürten es auch jetzt, als er artig und entschlossen sich versorgte. Die Stimmen erhoben sich, es wurde sogar gelacht, Tielemann gab den Ton an und hielt ihn bewußt fest und im Zaum.

Denn er war in allem Behagen ein wenig hinterhältig und mit gutem Grund nicht unverstellt. Er schlug gleichsam mit feinem Hammer gegen die Seelen da vor ihm und lauschte zwischen den Worten auf den Ton, den es ergab. Es meldeten sich seinem inneren Ohr eine ganze Reihe von Tönen, die er festhielt und verband, während er ein Ei aufschnitt oder eine Sardine zerlegte. So lag er listig auf der Lauer. Und als er dann seinen leiblichen Menschen, den er ebenfalls sehr ernst nahm, genugsam gelabt hatte, und Franz die laue Fingerschale brachte, Licht und Zigarren wieder heranrückte und lautlos mit dem gesamten Tischlein-deck'-dich in die Unterwelt verschwand, da erwog Tielemann, während er den feinen Rauchwolken nachsah, die den näheren Freunden des Hauses hier stets gestattet wurden, wie er es der alten Frau Reutlin am besten beibrächte, daß Frau von Rechta in naher, vielleicht schon in nächster Zeit in ein hübsches, heiteres Sanatorium übersiedeln sollte, damit sie in besonderer Obhut und jederzeit unter gewissenhaftester Aufsicht sei. Denn sie gefiel ihm nicht. Sie gefiel ihm durchaus nicht. Es rieselte von Mal zu Mal in allen ihren Nerven, nur dem Arzt erkennbar, und sie waren zum Reißen gespannt; eine unbezwingliche Unrast war in der Frau, sprach aus jedem ihrer Worte, ihren Bewegungen, ihrem Schweigen und dazu eine Fremdheit in Zeit und Raum, ja, dem eigenen Ich gegenüber, als wäre es hundertfach zerspalten, wie ein zerbrochener Spiegel, und jede Wirkung, jeder Reiz bräche sich hundertfach darin und irrte huschend über das vielspältige Bewußtsein.

Tielemann hatte erzählt, wie es ihm in der langen Zwischenzeit ergangen war; was er gearbeitet, gesehen, gehört und gelesen hatte. Nun sprach er von seinen Plänen für den Herbst, und daß ihm die Arbeit einen dicken Strich durch die Osterferien gemacht habe. Hanna hatte einmal einen langen, schönen Sommer und Herbst auf der Mendel, in Maderno und dann in Torbole zugebracht. Sie erinnerte sich jetzt mit einem raschen Eifer. Bald aber lenkte Tielemann das Gespräch wieder nach Potsdam und in die Gegenwart zurück. Und sogleich wurde Hanna von neuem schweigsam und fremd, als wäre sie plötzlich eine andre.

Doch es half ihr jetzt nichts. Tielemann wußte mit widerspenstigen Patienten umzugehen. Er sagte ihr unumwunden, indem er den Blick ruhig auf ihr Gesicht heftete, daß er nun auch einiges über sie selbst erfahren möchte. Er wäre nun einmal hier und nicht bloß so als alter, guter Bekannter. Er hätte den Eindruck, daß es ihr nicht ganz gut gehe. Ob sie schlafe? Esse, genug gehe? Und nun examinierte er. Und sie antwortete brav, aber ihrerseits mit Hinterhalten.

Sie war bemüht, dem Doktor Dank zu zeigen. Sie freute sich ja seiner Gegenwart und wärmte sich daran. Aber sie hatte spürbar einen Grund, seinen beobachtenden Blick zu täuschen.

Tielemann hatte die kleine Pendeluhr schräg vor sich auf dem Kaminsims stehen und prüfte zuweilen den Zeiger. Und dabei auch seine Gedanken. Er würde mit ihrem alten Arzt hier in Potsdam sprechen. Der schien freilich wenig Einfluß zu haben. Er würde morgen in der hellen, frischen Mittagsstunde wieder herauskommen mit der klar erkennbaren Absicht: nun wollen wir noch einmal ernsthaft und nachdrücklich überlegen. Spätestens übermorgen. Man durfte so etwas nicht hinhängen lassen.

Danach fühlte sich Tielemann freier. Aber eines würde sich vermutlich auch morgen verbieten. Man würde auch morgen nicht an die Vergangenheit, vor allem nicht an die junge und jüngste, rühren dürfen. Er hatte es vorhin und jetzt wieder vorsichtig einmal versucht, aber sofort war ihr Blick weit geworden und war jenes Flimmern und Zittern über ihren Leib gesprungen, als

Digitized by Google

hätte man auf eine brennende Wunde gefaßt. Sie war förmlich zurückgezuckt, als hätte man sie angeschrien und geschlagen.

So stand es also.

Es ging auf zehn. Die kleine, schwarze Uhr auf dem Kamin hatte sich einmal mit mildem, tiefem Schlag gemeldet. Es war eine seltsame Uhr. Kein Mensch vermutete in dem kleinen, blanken Steingehäuse eine so tiefe, ernste Stimme. Jeder sah erstaunt auf. Aber die kleine Uhr stand gravitätisch und tickte ernsthaft und bedächtig.

Hanna brachte ein paar grüne Lederbände mit zierlicher Goldpressung und mattem Goldschnitt vom Lesetisch Tante Ellenors herüber und schlug sie mit unruhiger Hand auf, um sie dem Doktor zu zeigen. Es war eine schöne, neue Ausgabe von E. Th. A. Hoffmann mit alten Stichen. Tante Ellenor las des Abends darin mit dankbarer Erinnerung, denn das machte einen los von der Gegenwart, von der man nicht viel wissen mochte, nicht von der lebendigen und auch nicht von der gedruckten. Der Doktor ließ die Finger über die feinen Papierblätter gleiten, besah die famosen Bilder und las ein paar Sätze. Auch er erinnerte sich. Der goldne Topf. Klein Zaches. Der stürmische, gallige Herr Kreisler und Martin, der Küfner. Besonders der Studiosus Anselmus und der Archivarius Lindhorst ... ja, das hatte er noch als reifer Mensch mit Entzücken geschmökert. All den wilden Spuk und schwarzen Menschenhaß, eine Mischung, die ihm vorzüglich behagte. Ein Prachtkerl, und man hätte diesem Herrn Kammergerichtsrat über die geliebte Bouteille hin in der Behrenstraßenecke gegenüber sitzen mögen.

„Was für nette Bände das sind. Den ‚Nußknacker und Mausekönig' sollte man sich noch jede Weihnachten zu Gemüte führen. Da riecht jede Seite geheimnisvoll nach Rosinenkuchen und Festtagsbraten. Ich hab's früher getan. Später wird man lässig und glaubt, das sei das höhere und wichtigere. Lesen Sie das auch?" fragte er Hanna.

Die nickte neben ihm stehend und nahm sogleich wieder Platz, als wollte sie ihn dabei festhalten.

„Wir Jüngeren sind dem Zaubermann etwas entronnen," sagte Tielemann, der es merkte. „Aber ich sehe, man schätzt ihn wieder. Ich selbst war ein wilder Leser und hatte so meine besonderen Neigungen, leider oft recht schlechte. Ich glaube, er ist ein großer Dichter und Gestalter. Meinen Sie nicht auch? Freilich manches an ihm mag historisch geworden sein. Aber seine Märchen ...! Er litt an der Welt und an den Menschen, drum floh er in die phantastische, reibungslose Welt des Herrn Archivarius Lindhorst. Er haßte die Menschen mit der Asbestseele, die Bürger und Beamten, er hatte viel gelitten und war ein Menschenfeind geworden. Und doch zog ihn eine große Liebe grade zu den Philistern und Bürgern und zum ganzen warmen, vermaledeiten, köstlichen Leben. Er haßte's, weil er's liebte aus empfindlichster Haut heraus. So geht's wohl all den scharfen, bösartigen Allessehern — Satirikern und Humoristen. Ich denke, es steht viel Erlebnis darin, alles Essenz, und drum vermag es zu trösten mit seiner Bosheit, Lebensnähe und Lebensflucht ... Freilich wir derberen Erdenwandler glauben nicht mehr so willig an den ‚schwarzen Mann' und an das große Lebensminus. Wir sehen mehr Mischungen, oben und unten, auch im Niedrigsten Menschliches — unbeschadet alles Ärgers, Hasses und Leids, finden uns williger mit der Welt ab. Ist es nicht so?" Er hatte das letzte nicht ohne Grund gesprochen.

Hanna sah vor sich hin und grübelte. Sie schwieg. Lief alles verstohlen auf einen wunden Punkt in ihr zu? Wie hatte der Doktor gesagt? Auch im Niedrigsten Menschliches, vielleicht ... sogar Liebenswertes —?

Tielemann legte die Bände bedachtsam vor sich hin.

„Es ist wohl Erfahrungssache —" meinte sie dann kurz.

Tielemann schüttelte den Kopf. „Eher Temperamentssache. Das Maß von Galle, das jeder in sich trägt, entscheidet: sagen wir wie bei Schopenhauer. Denn so einseitig und ausschließlich ist keine Erfahrung ..."

Hanna zog die Zähne über die Lippen. Und nun stritten sie eine Weile über die Gültigkeit pessimistischer Wertung. Das heißt: Hanna stritt. Sie brach es, unversehens gereizt, mit suchendem Wort vom Zaun. Aber es war dabei wohl auch Absicht im Spiel, so, als wollte sie die Zeit damit füllen, so die rinnende festhalten. Doch sie verlor mitten darin die Zügel. Sie sprach rasch, mitunter hastig und leidenschaftlich, sprunghaft, scharf und höhnend. Tante Ellenor sah sie besorgt an und machte auch dem Doktor ein Zeichen mit den Augen. Hanna sprach sonst wenig, fast nichts. Es war vielleicht gut, daß sie einmal aus sich heraus ging. Aber sie war erregt, ihre Hände umgriffen sich und zitterten, sie waren blaß und schienen eiskalt, und ihre Worte folgten sich zuletzt hemmungslos.

Das war plötzlich und unverkennbar die Frau, die aus ihr sprach, die nur mit einem Sinn lebte, fühlte, dachte, empfing, litt. Die

Digitized by Google

nur durch einen Menschen hindurch die Welt erlebte, Himmel oder Hölle.

Tielemann, der nicht viel zur Sache sagen wollte, lenkte ein und ab. Und auch er billigte es im stillen, daß sie sich frei redete.

„Die hübschen, netten Bände. Wer hätte gedacht, daß sie uns so weit von sich weg führen würden. Ach, gnädige Frau, das Leben ist trotzdem liebenswert. Wir alle drängen aus tiefstem Seinsgrunde zu ihm hin. Wir alle. Das ist vielleicht, ich glaube es, der Sinn unseres innersten Wesens. Und die Menschen und Geschicke? Nun ja und — trotz alledem! Der Einfachste und der Geistigste, der Dumpfeste und der Wachste sind Wirkende; ja, selbst der, der bloß verneinend und vernichtend lebt —: sein Dasein fordert das Gegenteil heraus und bringt es zum Wirken. Und so auch die Schicksale. Alles wächst miteinander und durcheinander. So langsam es geht, es geht höher, persönlich und gemeinsam — auch glückhaft. Können Sie es nicht so sehen? Es geht ein wenig über alle Besonderheit und über den Kreis der nahen und ferneren Gegenwart hinaus, ich weiß es; es klingt auch wie billige Theorie. Aber ich meine, Erfahrung allein ist zu wenig. Es gibt auch eine Pflicht zum Leben. Und — ja, wissen wir, ob wir nicht doch einmal in irgendeiner neuen und höheren Form wiederkehren, weiter teilhaben und des Besseren teilhaftig werden? ... Auch das nimmt Stachel. — Es ist spät. Die kleine Uhr mit dem ernsten Baß mahnt wieder."

Hanna, die eben noch erhitzt war, fror. Ihre Hände umfaßten sich wieder. Dabei stand noch immer der hartnäckige, fremde Zug in ihrem Gesicht, der ihre Lippen schmal machte und ihre Augen flach und krank, fast böse erscheinen ließ; ja, all das trat in diesen Augenblicken noch schärfer zutage. Sie saß unbewegt. Die Zeit kümmerte sie nicht. Mochte der Zeiger drüben vorrücken, der Pendelschlag mahnen und die nächtlichen Zweige hinter dem Fenster huschen. Sie sah mit heimlichstem Grauen das Dunkel da draußen und wollte nicht, daß hier eine Bewegung und Änderung einträte.

Tielemann aber dachte an Aufbruch. Der Zeiger der kleinen wichtigen Uhr wies auf viertel elf, und die tiefe Stimme hatte es eben gerufen. Da wurde es Zeit, daß die Damen zur Ruhe kamen und er selbst zur Bahn. Er meinte, es ließe sich noch mancherlei zu jenem Thema sagen, dafür und dagegen, zum Beispiel, daß die robusten Menschen das meiste greifbare ‚Glück' erlebten; vom Wert des Menschen aber liege das weit ab, je höher im inneren Rang, je feiner in der geistig seelischen Struktur, desto mehr Empfindlichkeit, Erkenntnis, Enttäuschung, Skepsis — aber auch desto feinere Hilfen der Abwehr und Abkehr. Ein andermal. Er käme in den allernächsten Tagen wieder. Er müsse hier ein wenig zum Rechten sehen, wenn es die Damen gestatteten. Und dann sprach er von seinem Vorortzug; er hatte den Fahrplan noch von früher her im Kopf. Frau Reutlin bedauerte, daß sie ihm den Wagen nicht zur Verfügung stellen könne, nicht einmal bis zur Bahn, er wäre seit einigen Tagen nicht in Ordnung.

Und dann rüstete der Doktor zum Abmarsch. Hanna saß feindselig da. Ihre Brauen waren gehoben, sie sah an ihm vorüber zum Fenster. Tante Ellenor bat Tielemann noch, bevor er sich erhob, ein paar von den Briefen, die sie vorhin geschrieben hatte, mit zur Bahn zu nehmen und dort in den Kasten zu stecken; dabei machte sie ihm ein heimliches Zeichen, als habe sie noch etwas auf dem Herzen. Er versprach, es treulich zu besorgen. Hanna hörte es. Und plötzlich erhob sie sich, um die Briefe zu holen, in Wahrheit aber, um sich eine Bewegung zu machen, denn sie spürte, wie die künstliche Ruhe sie immer fester umschnürte, daß sie sie kaum noch ertrug. Nach wenigen Schritten aber mußte sie sich setzen, sie lächelte starr, doch die andern hatten es schon bemerkt, und als sie mit den Augen fragten und herankamen, wehrte sie kurz und schroff und mit angehaltenem Atem ab — „Nichts!" Sie bezwang sich, doch dann schlugen ihre Zähne aufeinander, die innere Kälte schüttelte sie, und ihre Glieder flogen. Sie schluchzte trocken auf, es klang wie ein Lachen.

Tielemann war um sie bemüht. Und dabei fiel ihm jener Brief wieder ein, von dem sie vorhin, als sie hier eingetreten war, seltsam verstockt gesprochen hatte. Und von neuem kam ihn der Wunsch an, zu erfahren, was darin stehe.

Sie mußte hier heraus, weit ab von allem ... Freilich, das Kind war bei ihr.

Er verweilte noch eine Viertelstunde, fühlte ihren Puls und hielt seine kühle Hand an ihre heiße Stirn. Er bestimmte, daß die Angegriffene sich hinlege. Erst hier. Dann oben. Aber es war schon vorbei. Hanna lächelte wieder starr. Ihr Puls flackerte, ihr Atem ging leise und rasch, und mitunter überschauerte sie noch das Frieren. Sie bat um einen Schluck Wein; doch als sie getrunken hatte, fühlte sie Abscheu dagegen. Ihre Wangen brannten ein paar Sekunden lang. Dann war sie wie vorher, lag still, verschlossen, fremd und bleich und schloß die

Digitized by Google

Augen. Aber sie litt durchaus nicht, daß der alte Geheimrat geholt würde. So gab Tielemann ihr noch einige Weisungen.

Am liebsten freilich würde er überhaupt hier bleiben oder ihr eine Pflegerin für die Nacht bestellen, die sie nicht aus den Augen ließe. Doch man durfte das nicht in dieser späten Stunde bewerkstelligen, um die Mißtrauische und Überreizte nicht neu zu erregen. So beschloß er, vor dem Weggehen mit Tante Ellenor noch ein Wort zu reden und zu veranlassen, daß das ältere Hausmädchen für heute nacht oben in Hannas Nähe untergebracht werde. Er wollte selbst draußen mit dem Mädchen das Nötige besprechen und ihm unauffällige Wachsamkeit empfehlen.

Dann erhob er sich. Aber er war durchaus nicht zufrieden; er verspürte so etwas wie einen Widerhaken im Gemüt, der ihn leise festhielt und zurückzog. Er kannte das. Es war das Weisere in ihm, das, was vor dem Urteil war und dessen bester Pfadfinder. Hanna sah ihn zuletzt mit einem großen, starrglänzenden Blick an, fern, aus dem es feindselig und schmerzlich stach. Ein kranker und hartentschlossener Blick. Ihr Mund war herb und festgeschlossen.

„Gute Nacht."

Und Tielemann ging.

* * *

Der sorgenvolle Diener brachte den Doktor durch die lange Allee zur Pforte.

Hinter dem Laub glitzerten die Sterne. Rauschen, fernes Pochen eines Zuges, ein Pfiff, und irgendwo fern das Klingeln einer Elektrischen. Der Alte schwieg und schlurrte im Kies mit seinen dürren Gamaschenbeinen, ein vermooftes, vermorschtes Hausstück. Als Tielemann ihn etwas beklopfte und behorchte, ging er widerstrebend und bedächtig aus sich heraus. Auch er hatte Augen und sah manches und dachte sich sein Teil, wenn er auch zu keinem davon sprach, nur mal zu seiner Alten, nu ja — ja —. Manches gefiel ihm nicht. Und nun die junge, gnädige Frau. Keiner kannte sie wieder. Und nun schon seit März oder Februar, seit sie wieder hier draußen waren. Immer allein auf einer Bank und mit starren Augen. Und wenn man wieder leise vorbeikam, und manchmal nach einer Stunde, auch wenn es kalt war, saß sie noch so und hatte keinen Finger gerührt und keinen Blick gewendet.

Er sprach langsam und fast mißmutig davon.

Einmal glaubte Tielemann einen Schrei zu hören. Aber es war nur eine der Pfauhennen drüben im Nachbargarten, die wohl ein schwerer Traum bedrückte ...

Er sah immer noch den düstern, unheimlich ruhigen Blick vor sich mit seinem Glanz und seinem Ekel und seiner harten, irren Entschlossenheit. Was ging in ihr vor? Was hatte sie erlebt bis zu dieser Stunde? Niemand würde es je erfahren. Nur in den künftigen Akten würde ein karger, versachlichter Teil davon stehen, für die sie das unumgänglich Nötige mit harter, geiziger Feder niederschrieb. Niemand. War sie zermürbt in jedem Wunsch und heißen Trieb, hundertfach verraten und zertreten, zerschnitten von messerscharfer, grauenhafter Eifersucht, weil sie geglüht und geflammt hatte und vielleicht noch glühte — erniedrigt durch Gewalt, Hoffnung und Schmach, willenlos und empört, rasend und zerstört, voll Grauen vor dem Fluch ihres Mutterschoßes und vor dem Kinde, das sie nicht lieben konnte, unselig und todeswund ...? Niemand wußte es und würde es erfahren. War sie gebunden gewesen durch eigene Schwäche und Schuld, von jener ersten ohnmächtigwilligen Stunde an — ach, er sah sie noch mit todblassem Gesicht in dem Berliner Bibliothekserker — in jenes Hand gegeben, zwiefach in seinen Bann verstrickt, voll brennendem Stolz und tapferer Scham ...? Ihre Lippen waren verriegelt von Qual. Und ihre Seele war krank.

Tielemann hatte sich eine Zigarre angezündet und sog eine Weile ihren Duft ein. Es sänftigte und ordnete die Gedanken.

Was konnte er tun? dachte er hart. Seine Welt war umfriedet. Menschenfreund, Arzt? Ja. Freund.

Wieder der Pfau da drüben. Es reizte die Nerven.

„Ja, Franz, schlimm. Ich komme bald wieder. Es muß etwas geschehen, unter uns. Wann geht mein Zug? — In einer Stunde. Fatal. Nun gut, dann laufe ich zur Bahn. Die gnädige Frau erzählte mir, daß sie Pech mit dem Wagen gehabt habe; Panne, beinahe ein Unglück, und die Damen saßen beide darin. Es hängt immer an einem Haar. Ja, Lux, da bist du ja auch!" Und er klopfte dem Hund, dessen heißer Atem um seine Hand war, das Fell. — „Hören Sie, Franz — sagen Sie — haben Sie ein Zimmer oder ein Sofa in Ihrer Wohnung für mich frei?" fragte er plötzlich. „Ihre Frau wird am Ende nichts dagegen haben. Ich möchte die Nacht doch lieber hier bleiben — hm."

„Ja, Herr Doktor. In der Plüschstube stört Herrn Doktor keiner. Und der Schofför ist in der Stadtwohnung wegen dem Auto."

„Da könnte ich ja in seiner Stube —"

„Nee, nee, Herr Doktor. Er hat abgeschlossen. Die Plüschstube —"

Digitized by Google

„Schön, Franz. Die Plüschstube. Aber nur dann, wenn Sie keine Umstände machen. Ich gedenke hier noch eine Weile herumzuspazieren. Es ist ein wunderschöner Abend, den man genießen muß. So was hat man in Berlin doch nicht. Man merkt es immer erst, wenn man draußen ist. Und in der Frühe morgen muß ich heraus, dafür müssen Sie sorgen, Franz, wenn es nötig sein sollte. Ich bin eigentlich ein Frühaufsteher, aber man kann sich nicht immer auf sich verlassen. Ich habe dann noch einiges hier und in Potsdam zu tun."

„Wohl, wohl, Herr Doktor." Er war einverstanden. Dachte sich sein Teil oder dachte nichts.

„Und niemand etwas sagen, Franz. Ich tue es selbst, wenn ich mit der alten, gnädigen Frau wieder spreche."

„Wohl, wohl."

Tielemann rauchte stärker. Er war nun plötzlich zufriedener mit sich, fast heiter, als wäre ein Druck, ein unabweisbarer Zwang von ihm genommen. War es wirklich nötig? Jedenfalls besser so. Und dazu das Plüschzimmer. Mal was anderes im Einerlei der Tage... Er reckte sich, und sein Blick war heller als die aufglimmende Kuppe seiner Zigarre.

Sie gingen auf einem Umweg zurück. Der Alte sprach nichts mehr. Das mit dem Plüschzimmer war in Ordnung. Tielemann rauchte in der nächsten Stunde und darüber hinaus bedächtig drei, vier Zigarren, saß, spazierte. Der Hund immer neben ihm. Er sah noch lange den Schimmer in Hannas Fenster. Wachte sie? Schrieb sie? Las sie? Dann verlosch er. Und ihm war es, als stünde eine weiße Gestalt noch eine Weile regungslos, erstarrt in der Balkontür.

Da erhob auch er sich. Er hatte schon vorhin, als er in der Nähe der Gartenterrasse sich erging, durch Franz das Mädchen noch einmal herauskommen lassen, es war ein älteres Mädchen, schon über ein Jahrzehnt im Haus, umsichtig und verläßlich, und hatte mit ihm verabredet, daß es, wenn ihr wider Erwarten irgend etwas nicht in Ordnung scheine, sofort hinüber zu ihm ins Leutehaus schicken solle — oder nein, Franz habe an seinem Bett das Telephon, das genüge, das würde auch er hören oder Franz würde ihn benachrichtigen. Und Lina hatte genickt und war sogleich eilig und entschlossen ins Haus zurückgegangen, aufgeregt darüber, wie sie es den andern verbergen sollte, und voll Genugtuung.

Da ging auch er in sein Plüschzimmer. Der Hund geleitete ihn bis an die Tür des Hauses. — —

Und nun war es Nacht. Die Stunden schlugen. Der Park stand still. Und wenn der Wind von der Stadt her wehte, dann brachte er mitunter ein paar müde, verlorene Töne von dem Glockenspiel mit.

Zwischen Mitternacht und Morgen hörte Franz, der nur leise schlief, daß der Doktor aus der Plüschstube trat und an seiner Tür war.

„Franz. Haben Sie nichts gehört? Mir war schon vorhin so auf Ihrem Plüschsofa... Es muß jemand im Garten sein. Hören Sie den Hund? Er jault und heult wie ein Mensch. Kommen Sie. Wir wollen doch lieber einmal nachsehen. Hat das Telephon nicht gerufen? Besser ist besser." Es dämmerte schon ganz sacht. Es mußte gegen zwei sein. Eine Amsel pfiff verträumt. Wo war der Hund?

Franz meinte, das hätte nichts auf sich. Der Hund wäre oft so, launisch und schreckhaft, mal mehr, mal weniger, und eigentlich kein rechter Verlaß.

Doch es ließ Tielemann keine Ruhe. Er stieg schon hinab. Und witterte sogleich wie ein Jäger in der frischen, grauen Morgenluft, die wie ein Nebel über Erde und Büschen stand. Sie roch wundervoll, feucht und stark. Und nicht viel später tappte auch der Alte in Hose und Jacke mit hochgeklapptem Kragen, eine Schirmmütze auf dem Wuschelkopf, widerwillig und brummend hinterdrein. Es war ihm nicht um den Schlaf, er brauchte nicht viel, aber um den Schrecken, und die Alte fragte und klöhnte. Was sollte's denn sein? Der Hund jaulte auch sonst immer. Vielleicht war ein Pennbruder über die Mauer in der Wildnis gestiegen, oder er hatte einen Hasen aus dem Schlaf gejagt. Um zwei Uhr früh gab's keine Gespenster, auch Glock' zwölfe nicht, und mancher sah sie doch...

„Kommen Sie, Franz."

„Ich komm' schon, Herr Doktor."

„Wo mag der Hund stecken?"

„Es klingt aus der Wildnis."

Aber der Doktor war auf seinen langen Beinen schon weg. Nun bellte der Hund näher und lief wieder zurück, hin und her...

Franz zog die Hose höher und die Jacke fester zu und drückte die Mütze tiefer auf die Nase.

Und da hörte er rufen. Aber es war diesmal nicht der Doktor. Und wieder der jagende Hund. Und nun kam Lina gelaufen, wirr ums Haar und verstört, und dann eine andere Stimme, eine fahle Laterne tauchte auf, und dann noch eine. Es war der Gärtner und sein Junge. Was wollten die Leute? Was war denn los? Lina hastete

Digitized by Google

vorbei ... „Ach Gott, ach Gott, Franz. Ich habe bis vor einer kleinen halben Stunde gewacht. Es ist weiß Gott nicht länger her. Nicht mal so lange. Sie muß es wohl gemerkt haben. Ich habe nur ein bißchen gedruselt und immer gehorcht, und ist vielleicht schon vorher — — Es war so still. Ach Gott, ach Gott, ich habe solche Angst ... Ob wir die alte gnädige Frau wecken?"

„Ach wo, Lina. Was soll denn bloß sein? Was kann denn sein? Es ist genug, wenn wir uns die Nacht um die Ohren schlagen. Is nich das Aufstehen wert — gottlob und behüte —"

Und nun wieder das Rufen. Vom Teich her, über den Teich hin. Es war des Doktors Stimme.

Der Hund bellte und heulte heiser. Und dann Stille. Und wieder das Rufen, hallender, stark. Und nun deutlich nach Hilfe! — Und der Hund in wilder Erregung und Verzweiflung.

Als Franz keuchend und zitternd hinkam, irrten sie am Teich. Lina lief unablässig auf und nieder und rief und schlug die Arme sinnlos über die Brust, als bekreuzigte sie sich. Und die andern rannten durcheinander, als wüßten sie nicht, wohin.

Der Kahn war fort, und in der Mitte des Wassers war ein Mensch, der auf ihn zuschwamm, man sah es schattenhaft in dem grauenden Zwielicht. Vorn am Ufer lag Rock und Hut. Der Kahn mußte vorher schon draußen gewesen sein, jemand war mit ihm hinausgerudert ... Wer? Und der Hund, der sich nicht hatte abschütteln und beschwichtigen lassen, war nachgeschwommen und dann zurückgekehrt, denn er war bis in die Augen naß, und dann doch ein Stück weit dem Hause zugejagt und dann wieder am Ufer festgewurzelt, rufend, heulend durch die Stille der sinkenden Nacht. Alles vor kurzem, vielleicht vor Minuten. — Niemand wußte es, niemand wagte es zu erfassen. Und es war doch riesengroß. Und nun stürzte sich der Gärtner hinein. Denn das Rufen da vorn war plötzlich verstummt. Der Junge hatte in wildem Lauf eine Leine aus dem Gewächshaus geholt. Der See war breit und tief und kalt. Man sah nur noch den Kahn da vorn in der Mitte. Der Schwimmer aber war untergetaucht und verschwunden. Franz starrte und wurde noch grauer.

⁂ ⁂ ⁂

Dies ist unsres Freundes Tielemann Geschichte bis zu jenem letzten unheilvollen Vorgang. Ich habe alles, so gut ich konnte, zusammengetragen, ergänzend ausgesponnen und gedeutet aus bruchstückhafter Mitteilung und Beobachtung.

Es steckte ein Stück feinsten Abenteurertums in ihm, so fest und klar sein Schritt und so ruhig und sicher sein Verstand war. Er hatte das selbst gewußt und in mancher Stunde darüber gelächelt. „Vielleicht hat sich von einer langen Ahnenkette von Schiffern und Seefahrern her durch all das spätere Bauern- und Schulmeisterblut ein Tropfen ihres Saftes zu mir verirrt." Er hatte einen Sinn für Geheimnisvolles und Jähes, wie seine Leute da oben an der See für Spuk und Störtebeckerei.

Jener Brief, den Hanna Reutlin gerade an dem Tage — und vielleicht auch in der darauf folgenden Nacht — geschrieben hatte, als Tielemann sich zu seinem rasch entschlossenen Abendbesuch in Potsdam aufmachte, fand sich wirklich in einem Fach ihres Schreibtisches vor, oben in ihrem alten Wohnzimmer neben andern Papieren, die allerlei ordneten. Er war in zwei Umschläge eingeschlossen. Auf dem äußeren stand Tante Ellenors Name; auf den inneren hatte sie die Bitte geschrieben, den Brief verschlossen Herrn Doktor Tielemann zu geben.

Sie hatte sich wohl noch einmal von Grund aus aussprechen und erklären, über sich und die verstörten Stunden hinkommen wollen, zu einem sprechen wollen, der sie verstehen würde und lieb hatte. Ja. —

Aber Tielemann konnte den Brief nicht mehr lesen.

Die alte Dame Ellenor mußte nun doch sein Siegel erbrechen und diese Irrnis und Düsterheit mit hilflos gleitenden Augen durchforschen in ganz einsamen Abendstunden.

Und dann war sie schweigsam und verstört, fast hart im Gemüt in ihre stille Alterswelt zurückgekehrt, von spätem schreckhaftem Mißtrauen vor allem Menschenleben erfüllt. Sie half noch reichlicher als früher. Doch manchmal, wenn sie zurücksah, dann schien es auch ihr, als ob das alles, Mitleid und Tun, bloß Halbheit, Beschwichtigung und Stückwerk sei — Menschenliebe — Menschenleben. Alles — alles an Zeit, Irrtum und dunkle Mächte gebunden! Aber dann fiel ihr auch ein seltsames Wort dieses Doktors Tielemann ein, das er am letzten Abend hier draußen gesprochen hatte: alles wirkt und wächst und reift dem Besseren zu; auch der Irrtum ist Leben und Zukunft, dient dem Kommenden und Reineren. Auch Fehl und Verderben ... Aber das konnte und mochte sie nicht verstehen. Und dann vergaß sie alles wieder im milden Drang der Tage und der eigenen Wünsche und Befriedigungen. Und nur tief unten blieb die schmerzliche Sehnsucht und die wehe Trauer der einsamen alten Frau.

Digitized by Google

Gedichte und Sprüche von Ernst Lissauer

Was ich lebte im Verlauf der Tage

„Was ich lebte im Verlauf der Tage,
Wie auf losgebrochnen Schollen abgetrieben,
Taucht es rückwärts und vergraut zu Sage." —

„Was ich lebe, baut sich in Geschieben."

Zum Bilde einer gotischen Kirche

Pfeiler und Bögen, mit Glauben gespeist
Steinern heiliger Geist.

Spruch

Ich weiß ein Hohes und Reines:
Manchen ist Sonntag und Werktag eines.

Die Uhr Michelangelos

Hart klopft durch Buonarottis Arbeitsaal
Ein Uhrwerk, breit inmitten aufgestellt:
Ein Hammer fällt, und hebt sich schwer, und fällt
Auf einen Felsblock, grau und kahl.

Klar senkt sich Schlag nach Schlag.
Geläut spielt nicht. Nur Pochen Nacht und Tag.

Die Wundertaube

Vorm weißlich rohgeformten Wachsmodell,
In langem, wirrbeflecktem Leinenrock,
Geschürzt mit nachgebräuntem Lederfell
Pocht Adam Krafft an einem Sandsteinblock.

Veit Rinck, der wohlbestallte Junggesell,
Hat spätvermählt ein neues Haus bezogen,
Drum soll breit überm Torfahrtbogen
Ein deutbar Zeichen künden Glück und Frucht.
Gewächs, Gestalt keimt unter seinem Schlage,
An Josua und Kalebs starker Trage
Hängt ein Gebild von ungetümer Wucht.
So dicht prangt im gelobten Land der Wein,
Wie eine Krone sich bewölkt mit Laube.

Der Meister blickt mit Lächeln auf den Stein,
Ihm ist, er klaube selber Traub' um Traube.

Digitized by Google

Transport österreichischer Gefangener, 1866. Gemälde von Adolf Dreßler (Im Besitz des Schlesischen Museums der bildenden Künste in Breslau)

Digitized by Google

Digitized by Google

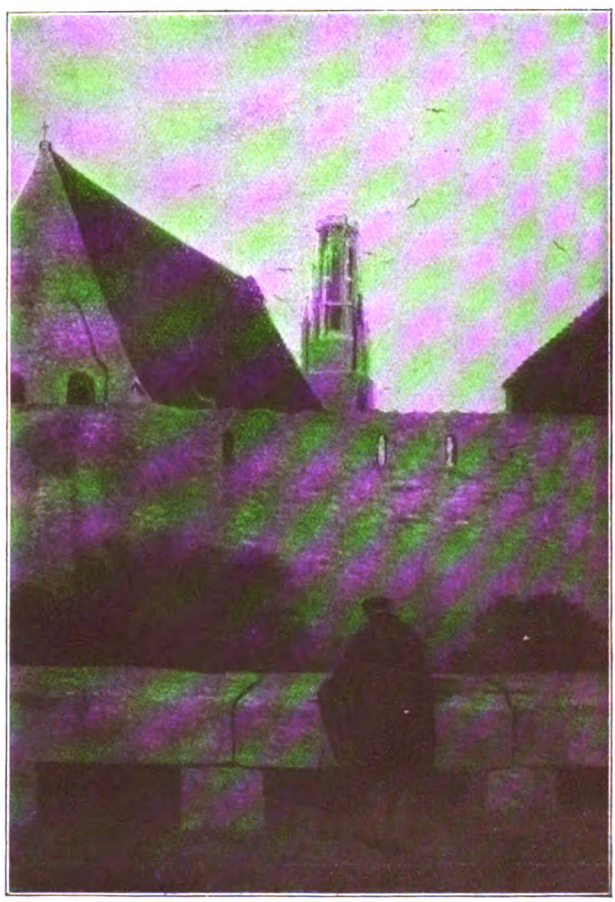
Vom Werden des deutschen Impressionismus

Aus Anlaß der von der Galerie Ernst Arnold in Dresden veranstalteten Ausstellung „Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert"

Von Dr. Franz Servaes

Bewundert viel und viel gescholten, neigt das Zeitalter impressionistischer Malerei nunmehr seinem Ende zu. Man ist beinahe versucht, ihm eine Grabrede zu halten. Und müßte sich wahrlich sputen damit, weil die Eilfertigkeit allzuflinker Totengräber den Augenblick kaum erwarten kann, die Gruft pietätlos zuzuschaufeln. Indes, so ganz tot ist der Alte noch nicht (wie kurz erst liegt die Zeit hinter uns, da wir ihn den Jungen nannten!) und er ist immerhin noch imstande, hier und da ganz leidliche Lebensäußerungen von sich zu geben. Wie dem auch sei — jedenfalls hat er gelebt! Gelebt mit vollen Zügen, mit starker inbrünstiger Leidenschaft, mit vollem Glauben an sich selbst. Und hat sich auch durch das laute und oft genug unbescheidene Geschrei der Gegner die Freude an seinem Dasein durchaus nicht verkümmern lassen.

Einer der durchdringendsten und — man darf es ja jetzt sagen — kränkendsten Schlachtrufe, die bei uns gegen ihn erschollen, ging dahin: daß der Impressionismus eine französische Erfindung und seine künstlerische Ausübung daher ein Stück Ausländerei sei. Wir haben oft und nachdrücklich gegen diese gefährliche Irrlehre geschrieben, die nur allzusehr geeignet war, uns die Freude an vielen der besten Stücke deutscher Malerei hämisch zu verderben. Doch ganz zum Schweigen war dieses alberne Geschrei bisher niemals zu bringen. Saßen doch, unverkennbar, die weltgeschichtlichen Bahnbrecher jener Bewegung und hiermit, man muß es gestehen, ihre größten und klassischsten Meister tatsächlich an der Seine und wurden von dort aus die Lehrer und Anreger Europas, Amerikas, ja des fernsten Ostasiens. Aber wenn es auch den Pariser Künstlern niemals bestritten werden soll noch darf, daß sie die glänzendsten Formulierer der impressionistisch-künstlerischen Weltanschauung und die vorbildlichsten und lebensprühendsten Gestalter ihrer entwicklungsfähigen Antriebe geworden sind, so gehört doch viel innere Verblendung dazu, um nicht zu sehen, daß es sich hier um eine unhemmbare Elementarbewegung handelt, die niemals auf einen kleinen geographischen Bezirk eingeschränkt sein konnte und die ihre Wurzeln, mehr oder weniger deutlich, in allen eigenrührigen Kulturländern hat. Was unser Deutschland angeht, so ist der Nachweis mit völliger Deutlichkeit zu führen, wenn es auch freilich notwendig war,



Caspar David Friedrich — An der Stadtmauer in Greifswald

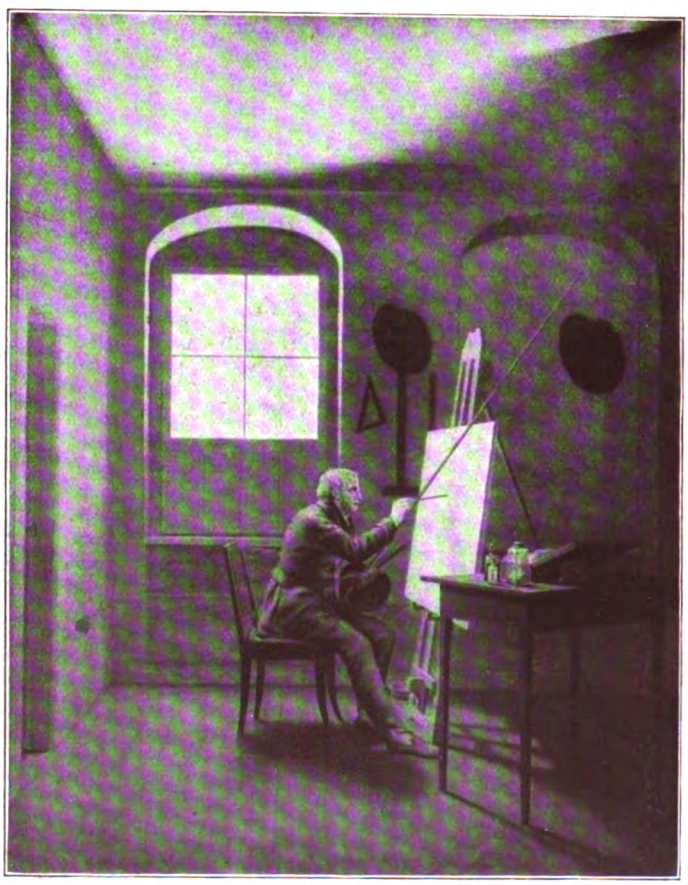
Digitized by Google

die vielfach verschütteten, verschollenen und verunehrten Zeugnisse dieser lebentragenden Entwicklung vorsichtig wieder zutage zu fördern, zusammenzustellen, zu ergänzen, zu ordnen und ins Licht zu rücken. Daran ist seit Beginn dieses Jahrhunderts redlich und mühevoll gearbeitet worden, und eine der wichtigsten Etappen auf diesem ruhmbedeckten Wege war die große Berliner Jahrhundertausstellung des Jahres 1906.

In dem Dutzend Jahre, die seitdem verstrichen sind, ist aber die Arbeit nicht stehen geblieben. Unablässig ist sie weiter vorgeschritten und der Zeitpunkt war jetzt in jeder Hinsicht gekommen, wo sie einen neuen starken Pflock einpflanzen durfte, um einen deutlichen Entwicklungsabschnitt damit zu bezeichnen. Das ist jetzt in idealistischer Gesinnung und mit hochbefriedigendem Ergebnis durch die Dresdner Kunsthandlung Ernst Arnold geschehen, die im vorigen Jahr (1918) das Fest ihres hundertjährigen Bestehens feierte und dieses nicht würdiger glaubte begehen zu können, als indem sie abermals eine Ausstellung von deutscher Malerei des neunzehnten Jahrhunderts unternahm und hierdurch die Berliner Ergebnisse von 1906 einer Nachprüfung unterzog. Weil aber der Raum beschränkt war und eine kleine erlesene Ausstellung bei Kennern und Kunstfreunden stets einer besonders freundlichen Aufnahme gewiß ist, so wurde die Aufgabe sehr geschickt auf diesen einen Gesichtspunkt zurechtgeschnitten: das Werden und Aufblühen (zum Teil auch Vergehen) der deutschen impressionistischen Malerei aufzuweisen. Es ist gelungen, diese Linie mit einer Klarheit und Aufhellung bloßzulegen, wie es nie bisher geglückt war, und so konnte, im engen Rahmen einer noch nicht dreihundert Nummern umfassenden Kunstschau, bei feiner und vorsichtiger Auswahl, ein geschlossenes, zum weitaus größten Teile neu aufgedecktes Stück deutscher Kunstgeschichte dargeboten werden.

⁂ ⁂ ⁂

Es gibt also einen deutschen Impressionismus — einen, der in Deutschland seine Wiege hat; der mit deutschen Kräften in die Höhe gebracht wurde, und der, unbeschadet manch kostbarer Anregungen, die von außen kamen, einen ausschlaggebend deutschen Charakter stolz zu bewahren wußte. Diese Tatsache kann nicht stark genug betont werden. Sie uns ins Bewußtsein gehämmert zu haben, ist das wesentlichste Verdienst der vom Kunsthändler L. W. Gutbier unternommenen Dresdner Ausstellung. (Es war ein platonisches Verdienst. Die Veranstaltung fiel in einen Zeitabschnitt, in dem die bis dahin bestehende Hochkonjunktur auf dem deutschen Kunstmarkt reißend sank und so die Kauflust mächtig herabdrückte.)



Friedrich Georg Kersting: Der Maler Caspar David Friedrich in seiner Werkstatt. (Im Besitz der Kunsthalle zu Hamburg)

Daß es gerade eine Dresdner Ausstellung wurde, war nicht bloß ein spielerischer Zufall, sondern hatte seinen guten, ernsten Sinn. Denn Dresden war — neben Hamburg, der Stadt Philipp Otto Runges — die erste deutsche Stadt, die das neue Evangelium begriff und in künstlerischen Hervorbringungen zu verwirklichen trachtete. Es waren freilich vorwiegend norddeutsche Kräfte,

Digitized by Google

Karl Gustav Carus Kahler Baum vor grauer Luft

die auf dem gastfreien Boden der schönen Elbestadt zusammenkamen und eine neue deutsche Landschaftsmalerei ins Leben riefen, die bewußt vom Studium der freien Natur, in freier Luft und bei freiem Licht, ihren Ausgang nahm. An der Spitze dieser kleinen Schar stand der 1774 in Greifswald geborene Caspar David Friedrich, und zu ihm gesellten sich der Norweger Joh. Chr. Claußen Dahl (geb. 1788 in Bergen), gleichsam als Ehrensachse der Leipziger Karl Gustav Carus (geb. 1789) sowie der im mecklenburgischen Güstrow (1783) geborene, in Kopenhagen ausgebildete Friedrich Georg Kersting. Später stieß auch noch der wesentlich jüngere, gewissermaßen schon als fröhlicher Erbe anzusehende Altonaer Ludwig Gurlitt (geb. 1812) hinzu. So war also in Dresden schon in den zwanziger und dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine kleine Malerkolonie versammelt, die nicht weiter im überkommenen akademisch-klassizistischen Schlendrian malte, sondern der Natur mit eigenen hellen Augen und frischen, schaffensfrohen Händen gegenübertrat. Vor allem Friedrich war ein großzügig angelegter Mensch, der den Rhythmus der Landschaft voll begriff, ihre weiten und großen Linien erfaßte und die Wunder ihrer Beleuchtung mit Ergriffenheit auf sich wirken ließ. Vor seinem Bilde ‚Aufsteigender Nebel im Riesengebirge' steht man wie vor einer neuen Offenbarung, und auch in kleineren Schöpfungen, wie der hier abgebildeten Greifswalder Stadtmauer, zeigt sich die merkwürdige Fähigkeit, Unbedeutendes bedeutend zu gestalten. In diesen Bahnen schritt vor allem Carus weiter vorwärts. Seine Meeresmondnacht atmet die volle Größe Friedrichscher Landschaftsvisionen und dabei eine eigentümliche innerliche Bewegtheit, die wie Lufthauch auf uns zuströmt. Wie auch das Innenbild in einem neuen Geiste, frei von kleinlicher Belastung und mit ungestörtem Lichteinfall, herausgebildet wurde, zeigt uns Kerstings sympathische Wiedergabe des Führers Friedrich in dessen Atelier.

Dresden mußte die Führung später abgeben, behauptete aber stets eine angesehene Stellung. Der (1805 geborene, bis zum Jahrhundertende weiterlebende) Chr. Friedr. Gille ist eine der ‚Entdeckungen' der genannten Ausstellung. Er schritt im Verlauf seiner Entwicklung technisch weit über seine ersten Anreger hinaus und überrascht in seinem Dresdner Parkbild durch die farbige Sattheit seines saftigen Striches. Was gleichzeitig Rayski (1806—1890) als Bildnismaler

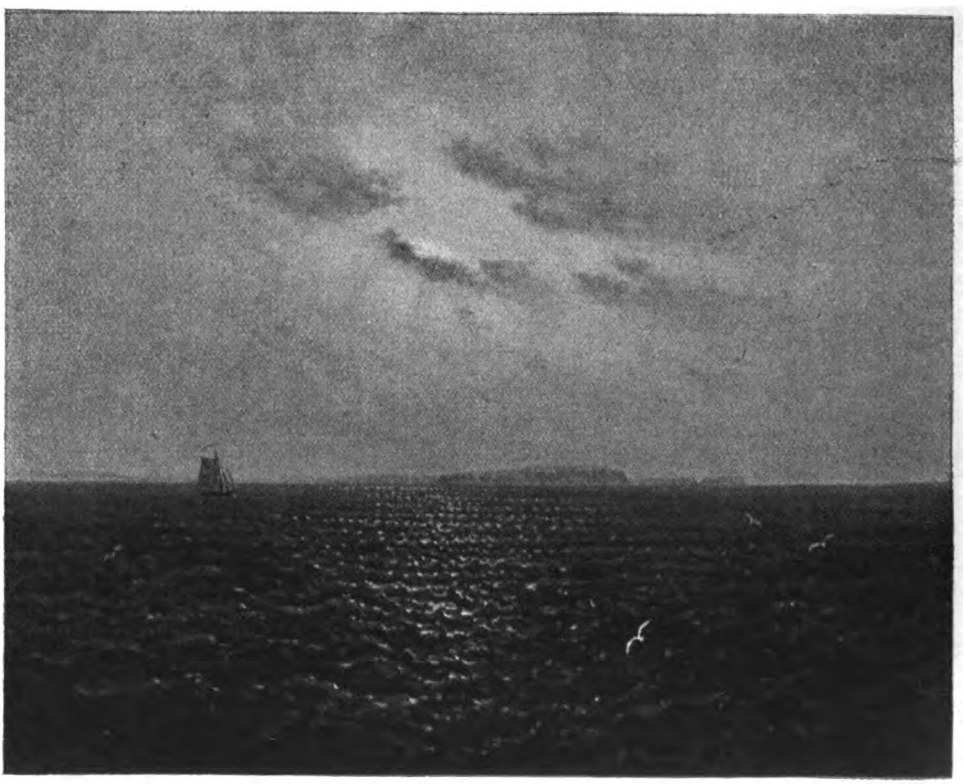
Wilhelm von Schadow Studienkopf

Digitized by Google

leistete, ist uns seit der Berliner Jahrhundert-Ausstellung geläufig und erfährt jetzt in Dresden neue Belebung. Auch das zeitweilige Aufblühen der Weimarer Landschafterschule, mit Gleichen-Rußwurm (1836—1901), dem heute noch tätigen Rheinländer Hagen (geb. 1842) und dem tragisch und früh verblichenen Karl Buchholz (1849—1889), die sämtlich auf der Ausstellung eindrücklich vertreten sind, darf bis zu einem gewissen Grade dem stammverwandten Dresden gutgeschrieben werden. Völlig eigene, einem neuen Klassizismus zugewandte Wege aber ging der Leipziger Max Klinger, wiewohl auch er in seiner Jugend (Colosseumbild in Dresden) von der impressionistischen Bewegung gestreift wurde.

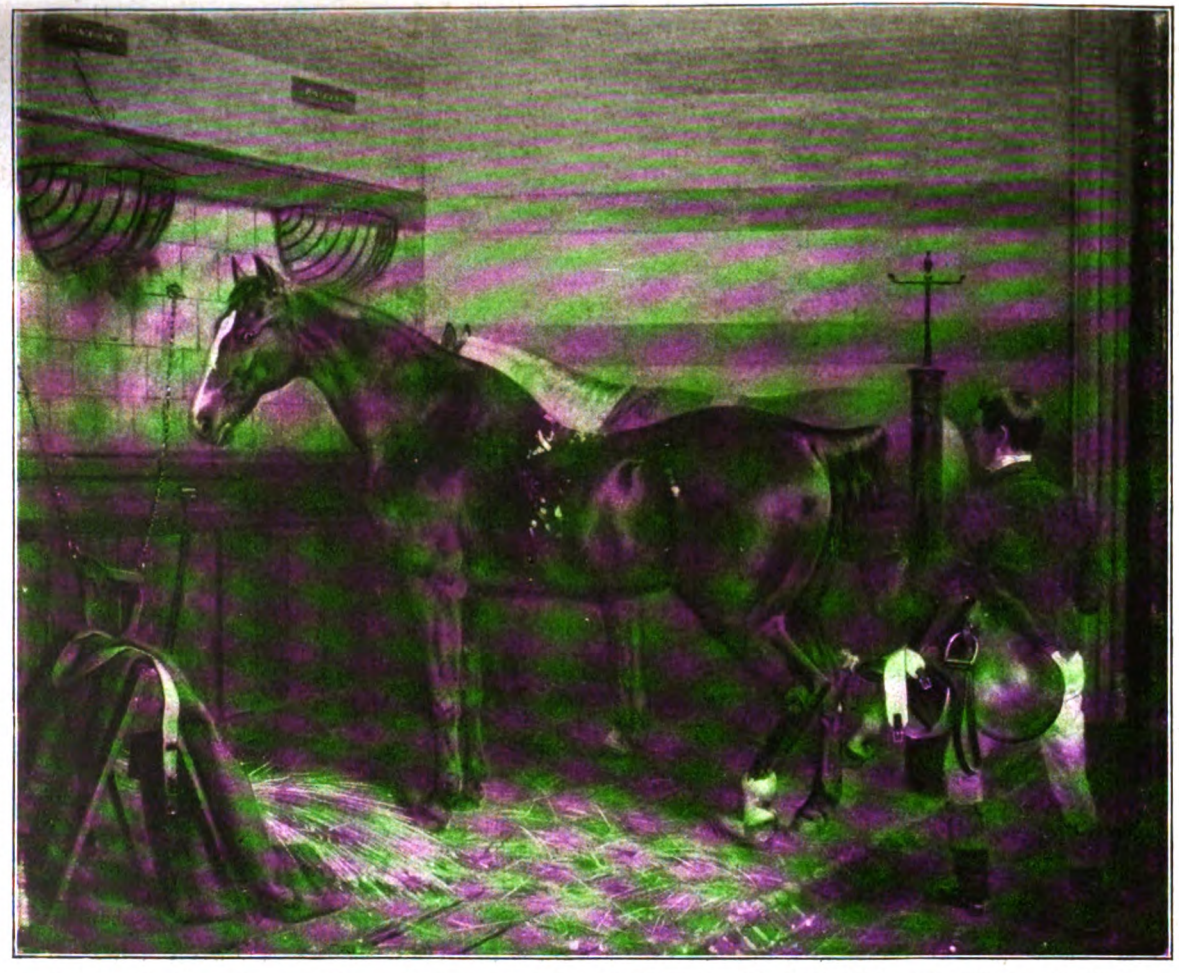
Joh. Anton Ramboux — Häuserecke

Eine etwas zwitterige Stellung in der Entwicklung der deutschen Malerei nimmt Düsseldorf ein. Was dort seinerzeit so recht herzhaft blühte, die anekdotische Genremalerei mit süßlichem Einschlag, ist versunken und vergessen. Und das Wenige, das die Dresdner Ausstellung an vorimpressionistischer Kunst ans Licht hebt, wuchs fast alles nur nebenher. Natürlich war Wilhelm Schadow, des großen Gottfried Sohn, als aus Berlin eingeführter Akademiedirektor, eine durchaus maßgebende Persönlichkeit. Aber gerade ihm wissen wir nicht allzuviel nachzurühmen, und das nette Köpfchen, das die Dresdner Ausstellung von ihm zeigt, vermag ihn nicht zu retten. Sein Altersgenosse Ramboux (geb. 1790), ein Trierer, der in



Karl Gustav Carus — Mondnacht auf dem Meere bei Rügen

Digitized by Google



Im Stall. Gemälde von Franz Krüger. Aus der Ausstellung „Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert“

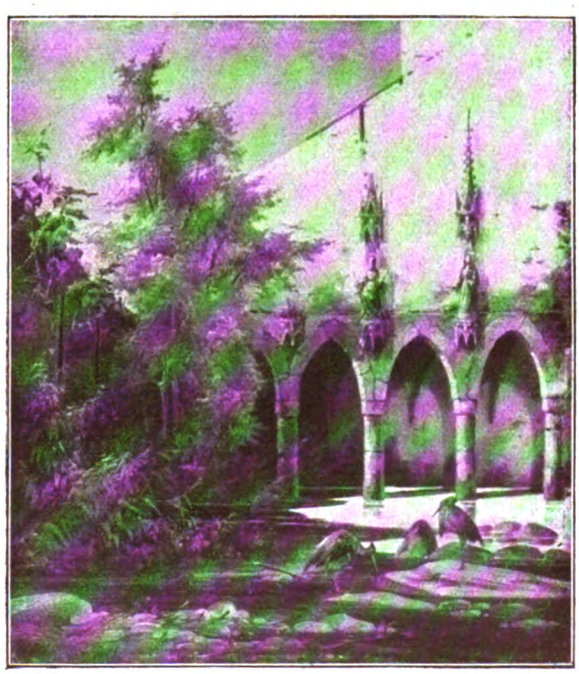
Digitized by Google

Digitized by Google

Eduard Gärtner — Die Klosterstraße in Berlin, 1829

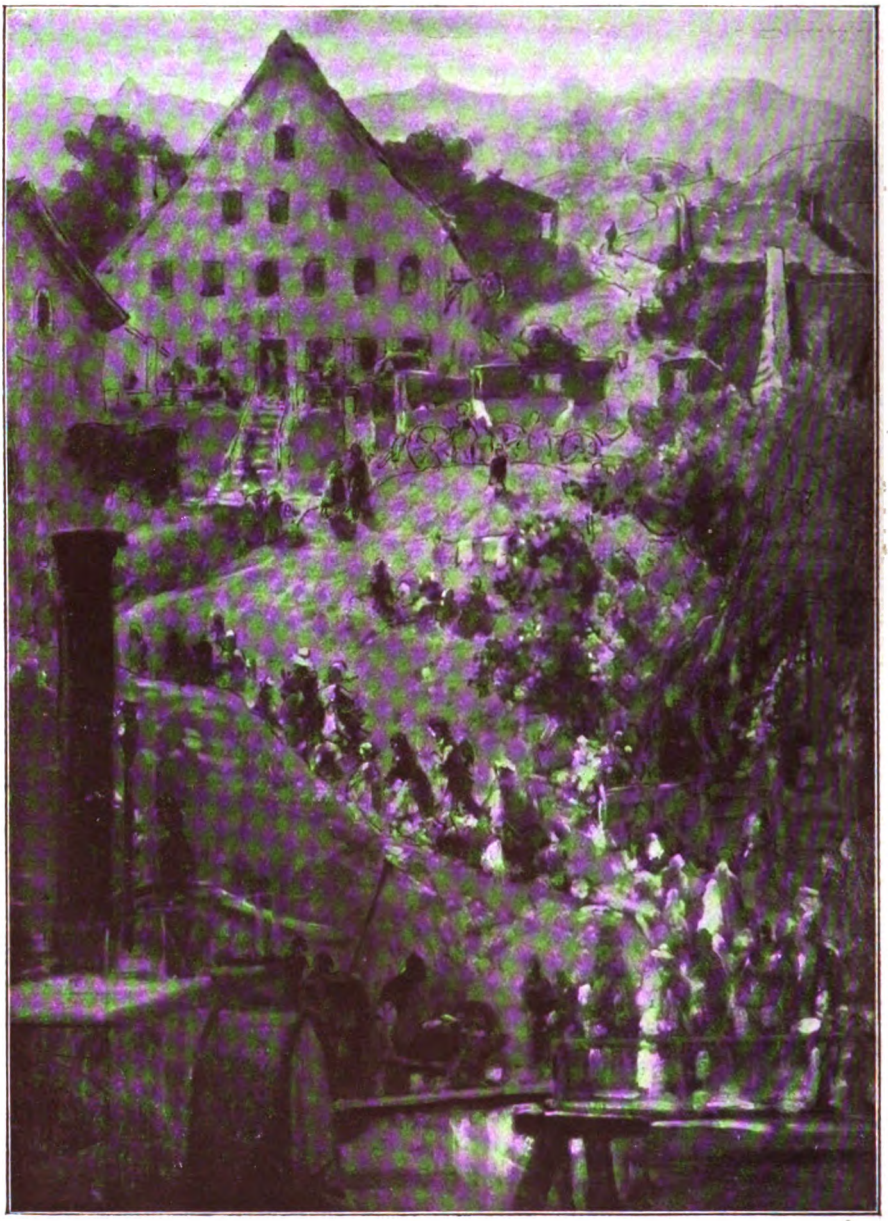
Köln wirkte, macht sich schon günstiger bemerkbar, obwohl auch er nur mit einem kleinen Bilde vertreten ist. Aber diese ‚Häuserecke' ist recht eigen gesehen und erfreut durch lebendigen Farbenvortrag. Von Schadows Meisterschüler Schirmer, der als Akademiedirektor in Karlsruhe (1863) endete, sieht man eine Landschaft mit Wasserfall, von dem sehr witzigen Hasenclever leider nur das Bild eines jungen Mädchens. Hingegen treten die beiden Achenbach, die sich später so arg vornachlässigten, mit Frühwerken beinahe imponierend hervor. Andreas' ‚Boote am Strand' (aus dem Elberfelder Museum) ist wahrhaft groß gesehen, und Oswalds ‚Römisches Springbrunnen-Capriccio', das wir abbilden, scheint einen geborenen Impressionisten anzukündigen. Auch Knaus gehört bis in sein reiferes Mannesalter zur Düsseldorfer Schule, von der er die entscheidenden Wesenszüge empfing. Ganz andere Wege ging schon in seiner Frühzeit te Peerdt, der jetzt als Sechsundsechzigjähriger zu späten Ehren kommt. Sein 1879 gemaltes Frauenbildnis zeigt — wie so manches andere, das der Künstler in den siebziger Jahren vollbrachte — daß beinahe so etwas wie ein deutscher Manet in ihm gesteckt hat. Er blieb lange unterdrückt und hat sich dann anders-, aber doch eigenartig entwickelt.

Berlin litt als Kunststadt das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch unter beständigen Hemmungen und kam, im Gegensatz



Karl Blechen — Klosterhof
(Im Besitz der Städtischen Sammlung in Cottbus)

Digitized by Google



Carl Spitzweg — Am Landungssteg in Seeshaupt (Skizze)

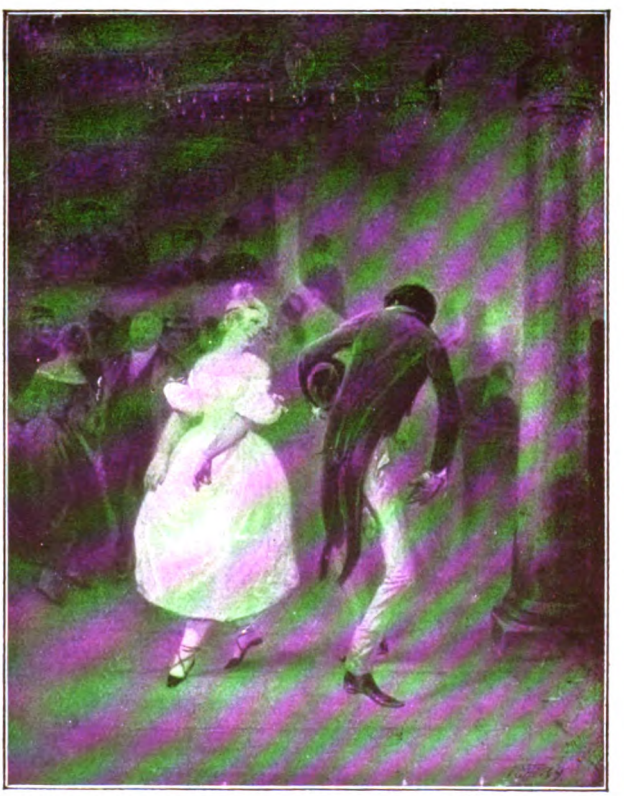
zu heute, im Bewußtsein der Menge kaum zu der Geltung, die ihm im einzelnen immerhin gebührte. Gewiß hat weder der Hof noch die Bürgerschaft in den Werdezeiten dieser neuen Kunst ihr entscheidende Förderungen zuteil werden lassen oder den neuen Aufgaben ein tieferes Verständnis entgegengebracht. Der Boden für die Kunst war dürr, wie der für die Landwirtschaft. Es fehlte an belebenden rollenden Säften, am wärmenden keimträchtigen Lufthauch. Auch als sich dies später vielfach beträchtlich änderte und schließlich Berlin an die Spitze der deutschen Kunstentwicklung treten konnte, blieb immer zu bemerken, daß die Bewegung nicht selbsttätig und organisch von unten heraufkam,

Digitized by Google

Carl Gottfried Eybe Bildnis der Barbara Hackius (Im Besitz der Kunsthalle zu Hamburg)

sondern daß sie von einem verhältnismäßig kleinen, aber entschlossenen und opferbereiten Kreise künstlerisch aufgeklärter Leute nach programmatischen Gesichtspunkten gemacht wurde. Berliner Kunstblüte, wo irgend von ihr die Rede sein kann, war bisher immer eine Tat des Willens und der Energie, des zähen Durchhaltens und der umsichtigen Organisation. Auf dem Gebiete des Impressionismus sind Taten und Erfolge zunächst nur tropfenweise zu zählen. Vereinzelte Künstler, die ohne Widerhall dastanden, und selbst diese nur in vereinzelten Augenblicken, leisteten der Bewegung Vorschub. Um so mehr verdient hervorgehoben zu werden, daß sie alle von Geburt aus Märker waren: der Köthener Franz Krüger (geb. 1797), der Kottbuser Karl Blechen (geb. 1798), der Berliner Eduard Gärtner (geb. 1801) und der Brandenburger Theodor Hosemann (geb. 1807), lauter sehr schätzbare und für Berlin wichtige Künstler, die indes kaum eine wirkliche impressionistische Bewegung darzustellen vermögen. Von diesen bildet Blechen, durch persönliche Beziehungen zu Dahl und Friedrich, eine Brücke zu Dresden und ist hierdurch besonders schätzbar. Der örtliche Einschlag kommt am stärksten in Gärtner zum Ausdruck, von dessen emsig gepflegten Berliner Ansichtsbildern die Dresdner Ausstellung eine etwas trockene, aber gut durchgebildete Probe brachte. Krüger, der Pferdemaler und Porträtist, und Hosemann, der Karikaturist, können mehr als Außenseiter der Bewegung betrachtet werden, so sehr sie als künstlerisch eigenwüchsig herausstechen.

Wie überall, wo er mittätig zugriff, ist Adolph Menzel für die frühen Kundgebungen einer impressionistischen Malerei in Berlin die bedeutsamste Erscheinung. Wenn er trotzdem einem wahren Durchbruch der Bewegung keinen stärker spürbaren Vorschub geleistet und in seiner späteren Zeit eher Hindernisse bereitet hat, so liegt das an der sehr eigenartigen Entwicklung Menzels, über die indes an dieser Stelle nicht zu sprechen ist. Doch was auch immer der späte Menzel gesagt und getan und — unterlassen haben mag, der Menzel der vierziger und fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts (zum Teil auch noch der



Theodor Hosemann Tanzvergnügen (1839)

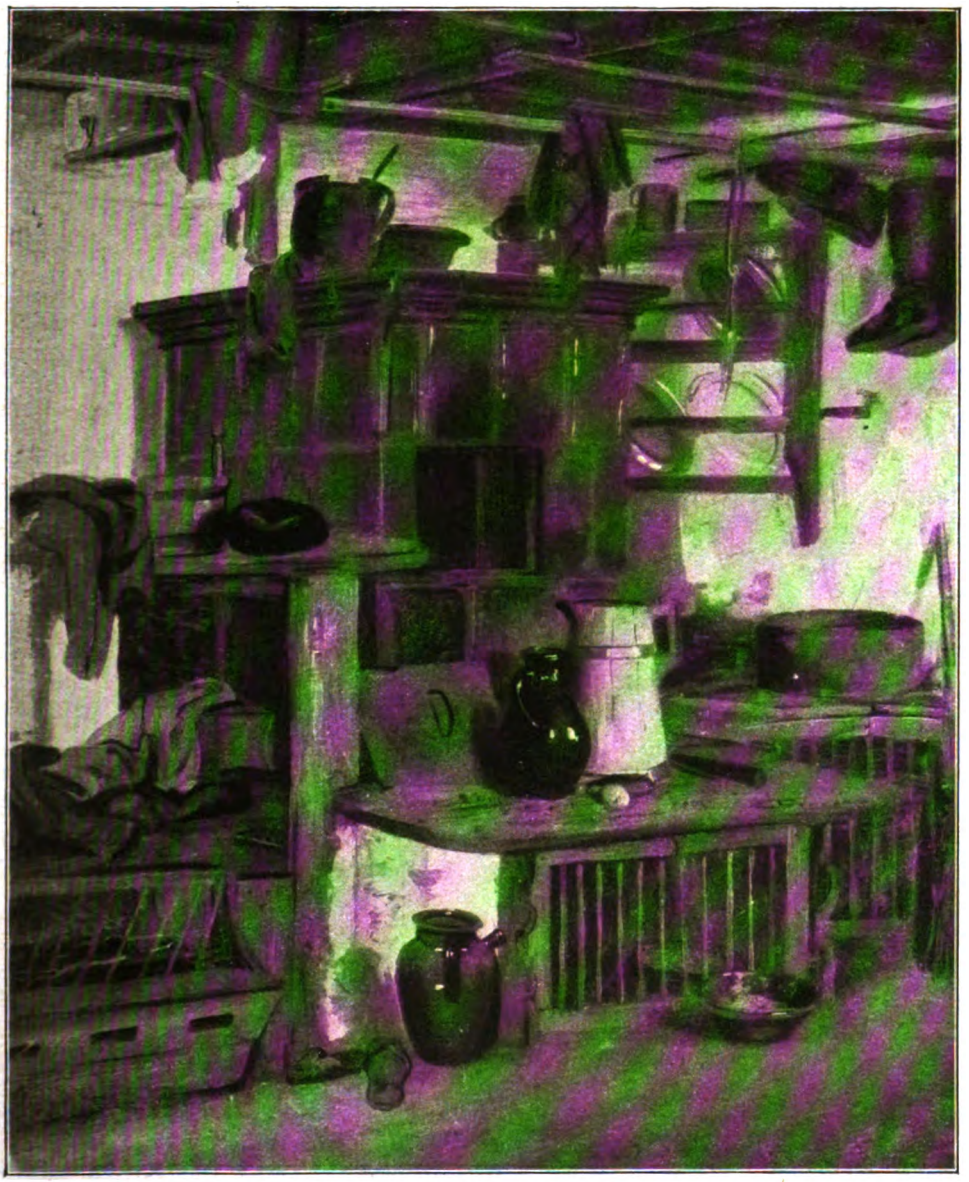
Digitized by Google

der sechziger und siebziger Jahre) hat künstlerische Urkunden hinterlassen, die ihm für immer in der Geschichte des deutschen Impressionismus einen Ehrenplatz sichern. Die Hauptwerke (aus der Berliner Nationalgalerie) für diesmal nach Dresden zu schaffen, ließ sich leider nicht durchführen. Aber obwohl sie und manche andere noch fehlten, war dennoch die Menzel-Wand mit ihren vierzehn Bildern einer der stärksten Glanz- und Anziehungspunkte des ganzen Unternehmens. Schon ein Aquarellbild des Einundzwanzigjährigen (‚Strickende Alte' von 1837) verriet die ganze Frische neuer Augen. Der Garten des Justizministeriums, den die Bremer Kunsthalle herlieh, und das Kreuzbergbild des Märkischen Provinzialmuseums zeigten den in den dreißiger Lebensjahren stehenden Künstler in voller Beherrschung aller künstlerischen Ausdrucksmittel zur Wiedergabe von Freilichtbildern. Zumal das Bremer Bild steht künstlerisch sehr hoch. Es ist von einer sonnigen Kraft, Stärke der Durchbildung und Sicherheit des Aufbaues, die es den besten Werken des jungen Menzel einzureihen zwingen. Das gleiche gilt von der hier wiedergegebenen Innenraumdarstellung aus dem Besitz von Markus Kappel in Berlin. Wie hier die Figuren in die dämmerige Zimmerluft eingeordnet sind, wie jede einzelne für sich lebt und zum Ausdruck kommt und doch alle drei in einer feingefühlten inneren Beziehung zueinanderstehen, das ist wahrhaft vorbildlich gelöst. Des Künstlers Selbstdarstellung gibt dem Bilde überdies einen besonderen urkundlichen Wert. Die straffe, spreizbeinige Haltung des kleinen Mannes mit Malerstab und Palette und der scharfe, prüfende Blick, den er auf seine still in sich selbst versunkenen Modelle wirft, zeigen die ganze Kraft und das hohe Künstlerbewußtsein, die diesen von manch albernen Leuten belächelten Knirps aus seiner damaligen Umwelt geistig heraushoben. Noch manche weitere Proben Menzelscher Kunst, die von impressionistischen Bestrebungen Zeugnis ablegen, waren in Dresden zu sehen, bis zu dem Dreifarbenbilde von Ritterrüstungen des Jahres 1866, bemerkenswert durch seine Reflexwiedergaben, und der Ballpause von 1870, die den Menzel der brillant beobachteten Gesellschaftsbilder immer noch unter gelinden Nachwehen jugendlicher Kunstantriebe zeigten.

Menzel gehörte zu jenen ‚allerechtesten' Berlinern, die aus Breslau stammen. Darum möge sein engerer Landsmann Adolf Dreßler (geb. 1839) hier angeschlossen sein, der sich auf dem großen Bilde eines Gefangenentransportes von 1866, durch seine Beherrschung einer Massendarstellung im Freien, sehr wohl im Gefolge Menzels blicken lassen darf. In Berlin selber aber ging Menzels Herrscherstab bekanntlich auf den 1847 daselbst geborenen Max Liebermann über, dem es vorbehalten blieb, dem Impressionismus in seiner Vaterstadt zum siegreichen Durchbruch zu verhelfen. Liebermann ist darum in der Dresdner Ausstellung in gleich umfassender Weise geehrt worden wie Menzel und tritt seiner vollen Bedeutung nach daselbst hervor. Von diesen Bildern, die zum Teil bis in die neueste Zeit gehen, kommen für unser enger umgrenztes Thema wohl nur die Schöpfungen in Betracht, die dem 19. Jahrhundert angehören. Sie

Ludwig von Hagn — Das Duell

Digitized by Google



Grüner Kachelofen

Gemälde von Reinhard Sebastian Zimmermann (1857)

Aus der Ausstellung „Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert"

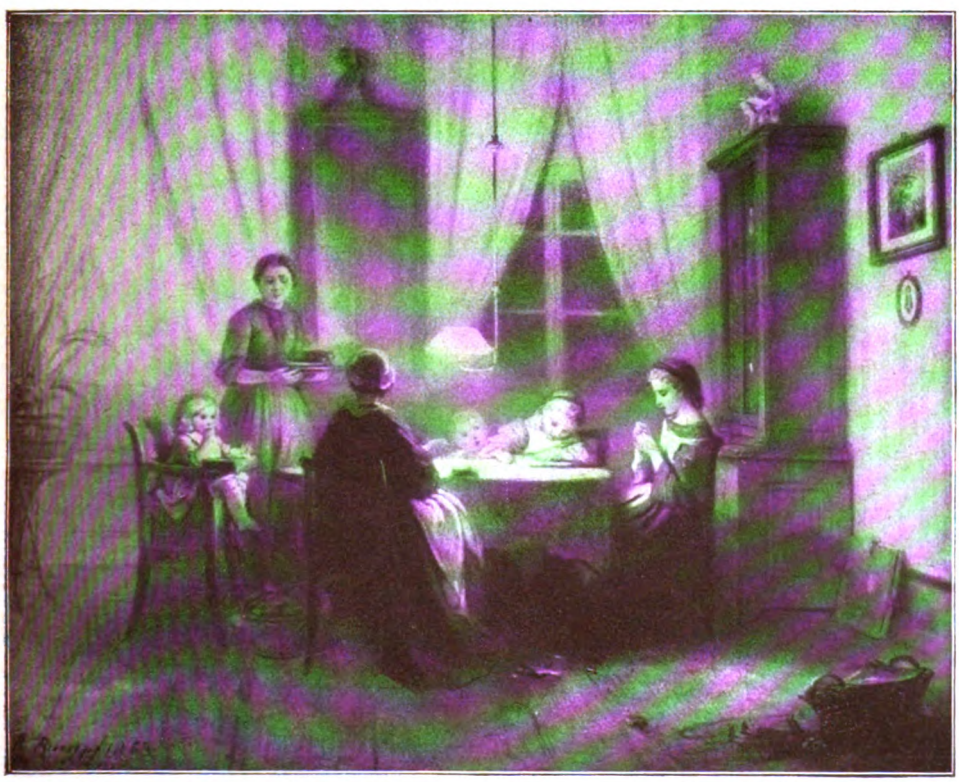
Digitized by Google

Digitized by Google

zeigen im Laufe eines Vierteljahrhunderts ein erstaunlich folgerichtiges Fortschreiten der Entwicklung, von einer anfänglich in überkommener Dunkelmalerei befangenen Darstellung bis zu der von mildem Blond beherrschten, von hüpfenden Lichtstrahlen durchhellten Wiedergabe des Biergartens in Brannenburg von 1893 (aus dem Glanzbesitze des Dresdner Kunstsammlers Oskar Schmitz). Wie meisterhaft in Beobachtung und Anordnung ist aber schon die Kleinkinderbewahrschule von 1875, wie bewegt und winddurchbraust die Studie zu dem berühmten Hamburger Bilde der Netzflickerinnen, wie groß und still, in wundervollem Ausgleich der Tonwirkungen, die Bleiche von 1899. Wir zeigen hier ein in mehrfacher Hinsicht bemerkenswertes Kücheninnere von 1881. Farbig von besonderem Reichtum, zumal für ein so frühes Bild, ist es zugleich durch die ungezwungene Verbindung eines reichhaltigen Gemüsestillebens mit einer bei allem Realismus großzügig geschauten menschlichen Figur besonders beachtenswert.

Ungefähr gleichalterig mit Liebermann ist Karl Hagemeister aus Werder, der namentlich als Darsteller der Havelseen dem Freiluftevangelium seinen Zoll entrichtete, während der Berliner Hans Herrmann (geb. 1858) gleich Liebermann sich nach Holland ziehen ließ und dort, an der Quelle feinster Lufttönungen, sich zu einem feinen Spezialisten entwickelte. Bei weitem vielseitiger und an malerischem Temperament seine ganze Umgebung gewaltig überragend, erwies sich von je der nun sechzigjährige Lovis Corinth, eine breite Ostpreußennatur, von der es herausdröhnt wie mit Siegesfanfaren. Corinth lebte lange in München, kam aber 1900 nach Berlin, wo er seinen stärksten Aufstieg nahm. Ungefähr gleichzeitig siedelte der um zehn Jahre jüngere Max Slevogt in die Reichshauptstadt über und brachte durch sein bajuvarischpfälzisches Temperament eine neue Note mit sich, die sich in das Konzert der norddeutschen Künstler aufs günstigste einfügte.

Wir sind in der Zeit vorangeeilt und müssen nun, indem wir uns nach Hamburg wenden, wieder um manche Jahrzehnte zurücktreten. Hier hatte schon um die Jahrhundertwende ein einsamer Pfadfinder, Philipp Otto Runge (1777—1810), das Panier einer neuen Kunst aufgehißt, um unverstanden in ein frühes Grab zu sinken. Bis auf ihn hat man in Dresden nicht zurückgegriffen. Dafür treten die im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts Geborenen mit einer kleinen Auslese charakteristischer Werke gebührend hervor: die Oldach (geb. 1804), Wasmann und Morgenstern (geb. 1805), Erwin und Otto Speckter (geb. 1806



Philipp Rumpf — Familie bei der Lampe (1863)

Digitized by Google

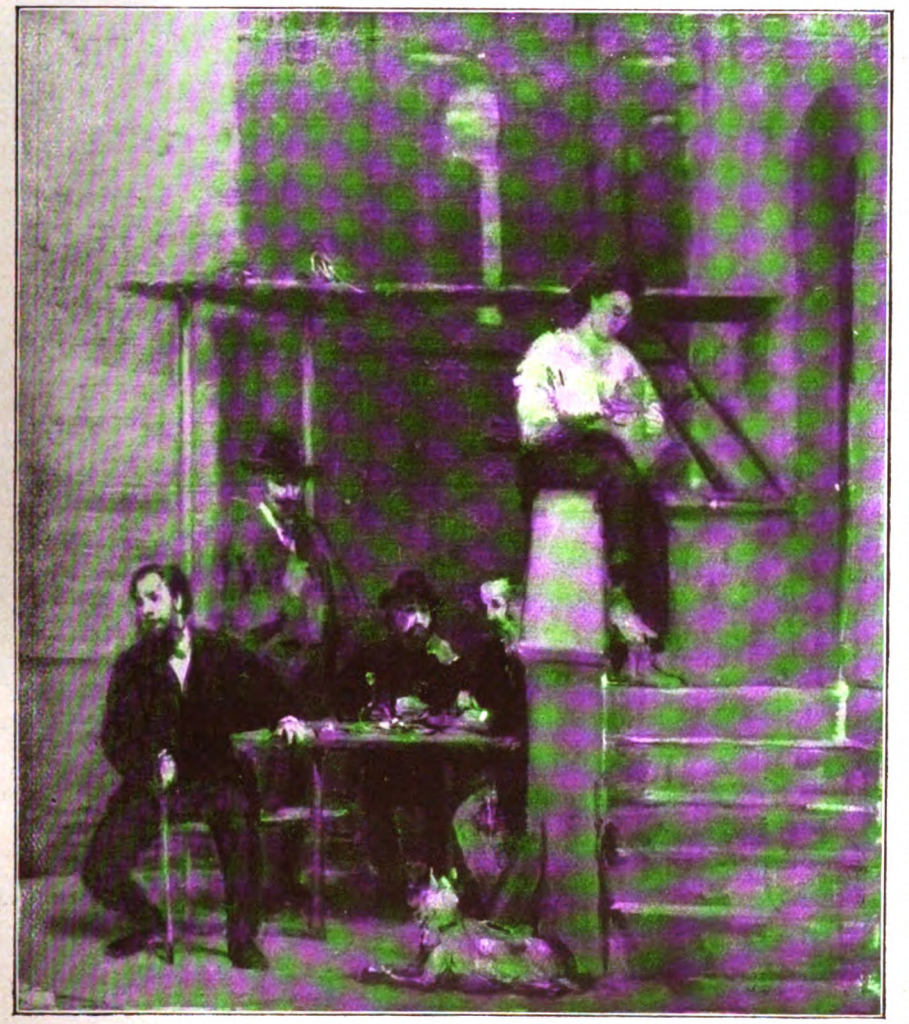
Adolf Schreyer — Eingang zum alten Zoologiſchen Garten in Frankfurt a. M. (1860)

und 1807), Gensler (geb. 1808), denen auch noch C. G. Eybe (geb. 1813) anzureihen wäre. Sie haben die mannigfachſten Schickſale erlebt, ſind zum Teil wie Oldach (1830), Erwin Speckter (1835) und Gensler (1845) früh geſtorben, wurden zum Teil, wie Wasmann und Morgenſtern, der Heimatſtadt abtrünnig und zogen nach dem Süden, und

Wilhelm von Lindenſchmit — Empfang (1865)

(Im Beſitz der Neuen Pinakothek in München)

Digitized by Google

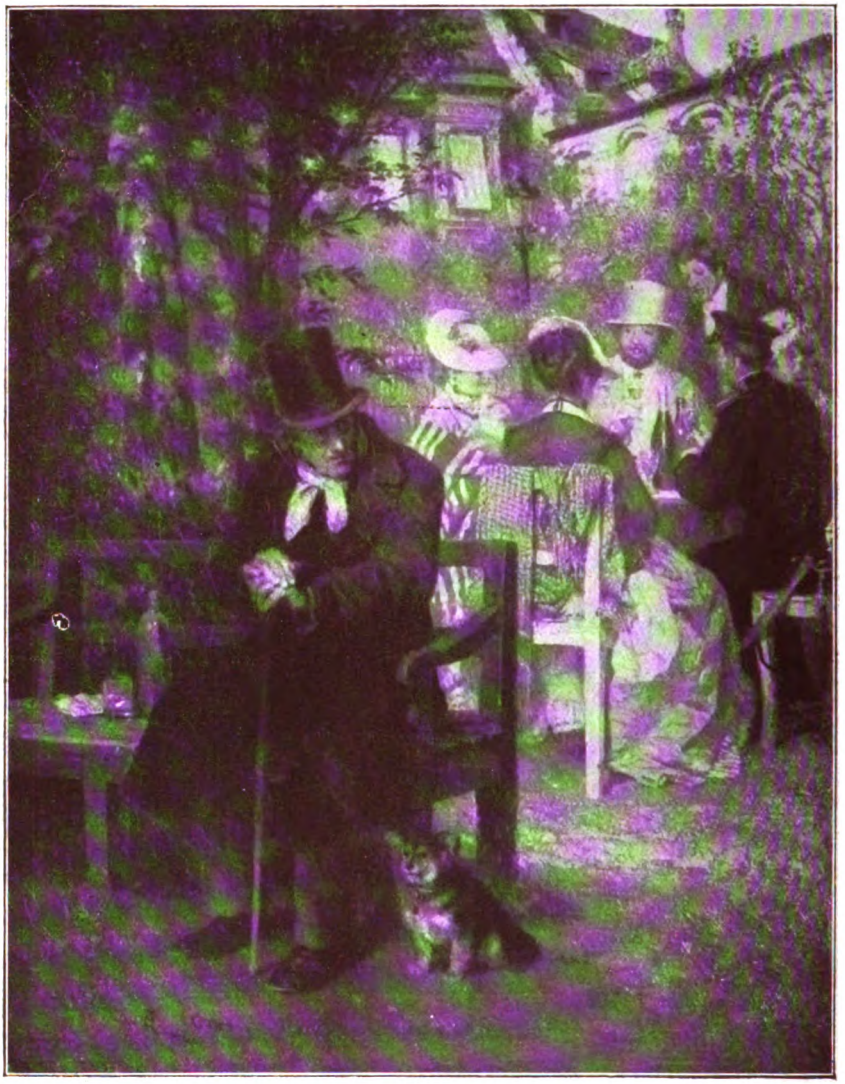


Hans von Marées — Skizze zur Pergola. Freske in Neapel (1873)

der Rest war unvermögend, eine wirklich nachhaltige örtliche Überlieferung zu begründen oder festzuhalten. So bildet Hamburg in der Entwicklung des deutschen Impressionismus zwar einen Zeitabschnitt schönster Versprechungen, ohne doch zu maßgeblichen Erfüllungen zu gelangen.

Der schwerste Verlust war Oldachs vielzufrüher Tod. Schon mit 26 Jahren sank er dahin, nachdem er durch seine Bildnisleistungen (meist alte Tanten u. dergl.) bewiesen hatte, daß ein Menschendarsteller ersten Ranges in ihm steckte. Von ihm hat Eybe gelernt, dessen hier abgebildetes vorzügliches Altdamen-Bildnis die ganze Art bezeichnen möge. Daß im engeren Kreise, aller Zeitenungunst trotzend, eine recht hübsche Begabung sich zuweilen weiter vererbte, beweist am besten der leider gleichfalls jung verstorbene Hans Speckter (1848—1888), Otto Speckters Sohn, der eine feine Malkultur bewies. Sein hier abgebildetes kleines Gemälde von der Galerie des Hamburger Theaters hat in Anordnung und Wiedergabe etwas geradezu Bestrickendes. Es steckt voll echten malerischen Geistes und ist namentlich in der Schattenrißwirkung der gegen das Licht gestellten Figuren voll anmutiger Pikanterie. Jedenfalls ging man in Hamburg mit achtenswertem norddeutschem Ernst sowohl auf die bildnishafte Erfassung des Menschen wie auf eine stimmungshafte Widerspiegelung der Landschaft aus. In letzterer Hinsicht hat der ausnahmsweise einmal

Digitized by Google



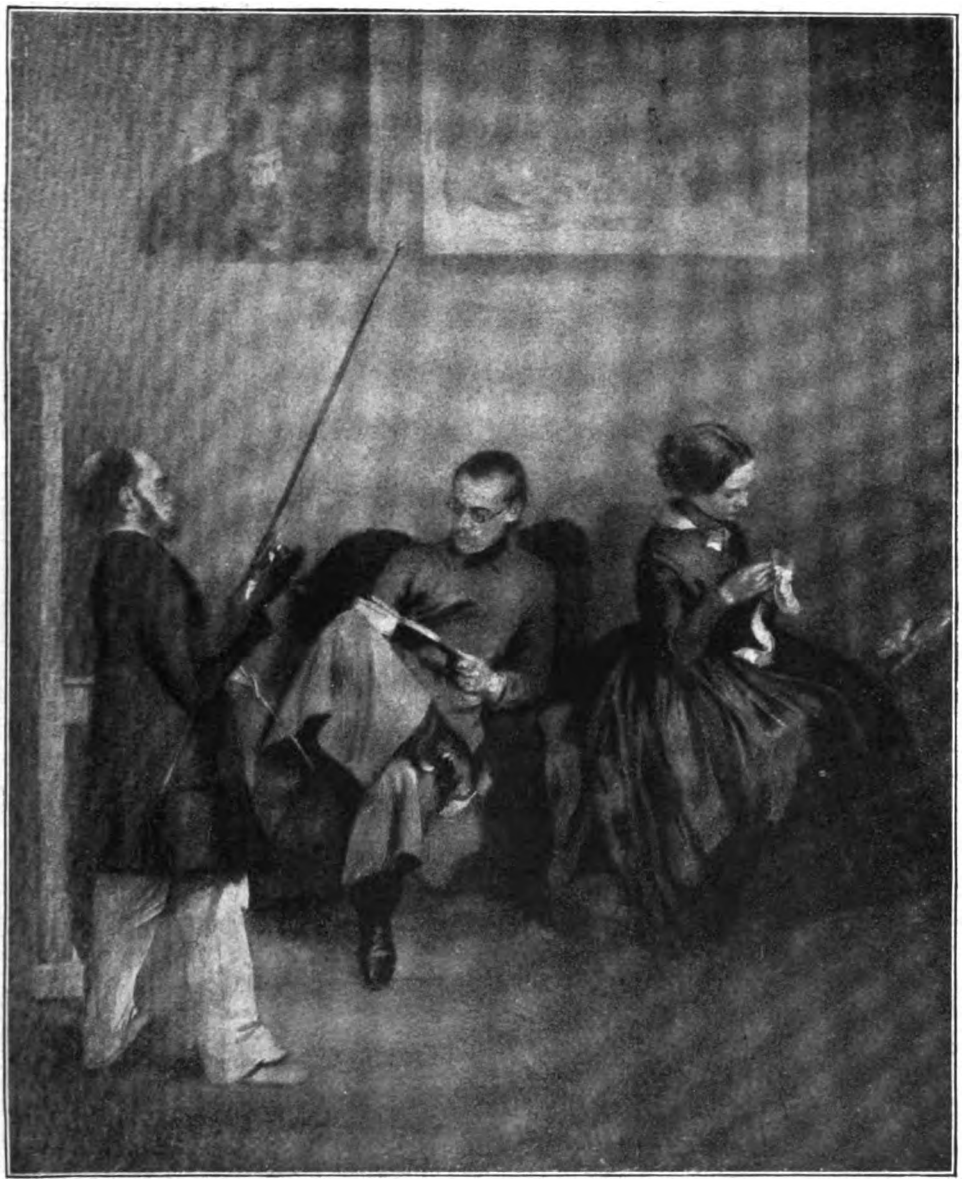
W. Grögler — Im Wirtsgarten

(Im Besitz der Neuen Pinakothek in München)

langlebige Valentin Ruths (1825—1905) das Erbe der Väter, in stillem Weiterschaffen und Wachsen, einem neuen Geschlecht von Enkeln vermacht.

Besser als Hamburg verstand Frankfurt am Main seine kunstbegabten Söhne zu bewahren und gelegentlich auch von außen her belebende Kräfte an sich heranzuziehen. Indes einen wirklichen Bewegungsmittelpunkt herauszubilden war es doch nicht stark genug. Wohl aber bildete es, dank landschaftlicher Lage und beweglichen Menschenschlages und nicht zuletzt wegen der Nähe von Paris, einen angenehmen Aufenthaltsort oder eine willkommene Zwischenstation. Es spielt eine bescheidene, aber immerhin bemerkenswerte Rolle. Stärkste einheimische Talente waren Viktor Müller (1829—1871) und Otto Scholderer (1834—1902), von denen namentlich ersterer eine reichspendende Anregernatur war, der in der deutschen Kunstgeschichte tiefere Spuren hinterlassen hat, als die meisten bisher wissen. Alles, was man in Dresden von ihm sah, trug irgendwo den

Digitized by Google



Der Künstler mit seinen Geschwistern im Atelier

Gemälde von Adolph Menzel (um 1848)

Aus der Ausstellung „Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert"

Hier veröffentlicht mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G. in München

Digitized by Google

Digitized by Google

Chr. Friedrich Gille — Aus dem Großen Garten in Dresden

Stempel des Außerordentlichen. Echter Malerblick, leichtfließende Pinselkunst, sprühendes Temperament verbanden sich bei ihm miteinander zu oft wundervollem Ausdruck. Seine Skizze ‚Krieg' etwa offenbarte unzweifelhaft Genialität. Sturm, Schrecken und Begeisterung sind hier in einer Vision festgehalten, die unentrinnbar ist. Sein Freund Scholderer hat nicht ganz diese hohe Bedeutung, ist aber auch ein sehr kräftiges Talent. Schon durch die Überlegenheit des Alters spielt er im Leiblkreis die Rolle eines Anregers, zumal er das Vorbild der großen Franzosen mit besonderer Stärke in sich aufgenommen hatte. Einige Stilleben, die man in Dresden sah, zeigten prachtvollen Pinselstrich und vornehmste Haltung. Doch geradezu Aufsehen erregte sein Jugendbild eines Violinspielers am Fenster, ein noch ganz von Frankreich unberührtes, wundervoll-deutsches Gemälde, realistisch gedacht und doch mit einem Hauch von Traum und Romantik. Als dritter im Bunde verdient Adolf Schreyer (1828—1899) genannt zu werden, der vielleicht nicht ganz hielt, was er versprach, dessen Jugendwerke aber mitunter Staunen wecken. In einer jener Kriegsskizzen ist er voll energischem Feuer, während das Doppelgespann beim Zoologischen Garten eine heitere Lebensanmut atmet, die fast etwas Wienerisches hat — doch mit einem volleren, runderen Ton.

Um die Genannten gruppieren sich noch manche andere Maler, die mehr oder weniger eng mit Frankfurt zusammenhängen, wie die beiden sehr feinen Landschafter K. P. Burnitz (1824—1886) und Louis Eysen (1843—1899), sowie der hier abgebildete still-anmutende Interieurmaler Philipp Rumpf (1821—1896). Als dauerhaften Zuwachs von außen her erwies sich der heute noch in Frankfurt wirkende Brandenburger Wilhelm Steinhausen, der im Grunde dem Impressionismus ferner steht, trotzdem auch er in Dresden mit drei Bildern vertreten sein konnte. Lange Jahre lebten auch Thoma und Trübner in Frankfurt und gehörten schon ganz zum künstlerischen Bilde der Stadt, bevor sie ein Lehrruf nach Karlsruhe rief. Für ihre uns hier zumeist angehende Werdezeit aber gehören sie weder hierhin noch dorthin, sondern nach jener Stadt, die viele Jahrzehnte lang der wahre Brennpunkt deutschen Kunstlebens war: München.

An der Spitze der Münchner Künstler schreitet für unsere Betrachtung kein anderer

Digitized by Google

als der alte Spitzweg (1808—1885). Gewiß steht er mit einem Fuß noch in der alten Anekdotenmalerei, aber ebenso sicher mit dem anderen im Neuland einer farbig erfaßten Lebensschilderung. Indes Künstler von solcher Eigenart widerstreben jeder Art von Einkastelung. Frei von Dogma und Richtung, ganz nach persönlichstem Wohlgefallen sich ausdrückend, ging der Maler Spitzweg seinen Weg. Darum war er gewiß nicht unempfänglich für das, was in seiner Zeit künstlerisch vorging, und hat es trotz deutschesten Wesens nicht verschmäht, bei dem Franzosen Diaz in die Lehre zu gehen. Wo immer man ihm begegnet, ist er ein Freudenspender und so auch in Dresden mit sechs fein gewählten Bildern. Er steckt in einem altmodischen Biedermeierschlafrock, aber daraus hervor guckt ein merkwürdig frisches modernes Gesicht.

Auch Spitzwegs Altersgenossen lieben zumeist noch das Erzählen. So sehen wir von Friedrich Voltz (1817—1886) das Anekdotenbild des Malers in Nöten, von Ludwig von Hagn (1819—1898) das kleine Drama eines Duells. Und doch ist die Erzählung hier nur Vorwand, die Farben- und Lichtaufgaben werden zur Hauptsache. R. S. Zimmermann (1815—1893) aber hat bereits den Mut, das Novellistische beiseite zu werfen und sich mit voller Intimität und Farbenfreudigkeit der Darstellung von Innenräumen zuzuwenden (vgl. das Bild ‚Grüner Kachelofen' von 1857).

Ein neues Münchner Malergeschlecht trat dann mit Piloty (1826—1886) und W. v. Diez (1839—1907) an, die beide als Lehrer von tiefstem Einfluß wurden. Von ihnen war Diez, trotz geschichtlicher Vorwürfe, der entschieden Modernere, der genau fühlte, was die neue Zeit von ihren Künstlern verlangte. Auch Lier, der Landschaftsmaler, und Lindenschmit, der Gesellschafts- und Historienmaler, gehören in die gleiche Generation und in mancher Hinsicht wo nicht zu den Bahnbrechern, so doch zu den Vorbereitern des Impressionismus. Beide waren in Dresden entsprechend vertreten, wo namentlich Lindenschmits ‚Empfangsszene' von 1855, die man neben Manet hängen könnte, überraschte.

Bevor indes der Impressionismus voll zum Durchbruch gelangte, wurde München noch von einer anderen Welle gestreift, die aus völlig anderer Himmelsrichtung kam und doch in ihrem Endergebnis zum gleichen Meere führte. Ich spreche von der Wirksamkeit der sogenannten deutschen Römer, die, wenn sie in ihr Heimatland kamen, mit Vorliebe in München ihr Lager aufschlugen: von Böcklin (1827—1901), Feuerbach (1829 bis 1880) und Marées (1837—1887). Sie

Gotthard Kuehl — Studie zum ‚Leihhaus' (1873)
(Im Besitz des Städtischen Museums zu Stettin)

Digitized by Google

Albert Lang — Italienische Landschaft (1874)

Digitized by Google

haben sich immerhin mit dem Impressionismus soweit berührt, daß die Aufnahme einiger ihrer Werke in diese Ausstellung berechtigt, ja geboten war. Deutlicher sieht man noch in des Maréesjüngers Albert Lang Italienischer Landschaft, wie diese klassizistischen Bestrebungen, unvermerkt aber zwingend, zu einer neuen Naturanschauung hingeführt haben. Vollends durchschlagend wird diese Erkenntnis im Anblick der Bilder eines Hans Thoma, der, 1839 geboren, anfangs im Kreise der ‚Römer' stand. Ohne daß eigentlich ein Bruch sich vollzog, hat er dann, jedenfalls durch Berührungen mit Viktor Müller und Scholderer, das neue Pariser Freiluft-Evangelium in sich aufgenommen und, seiner Eigenart entsprechend, verarbeitet. Durch das Fenster der kleinen Bauernstube von 1860 bricht bereits die Sonne einer neuen Kunstanschauung herein.

Die letzte entscheidende Tat aber geschah, wie bekannt, durch den Kölner Wilhelm Leibl (1844—1900), der 1868 in München mit Courbet zusammentraf und von diesem die Bestärkung seiner durchaus selbstgewonnenen malerischen Überzeugungen erhielt. Außer manchen bereits Genannten gehören zur Gruppe dieser echten, zunächst vielfach angefeindeten und verleumdeten Stürmer und Dränger der Wiener Karl Schuch (1846 bis 1903), der Salzburger Fritz Schider (1846 bis 1907), der Fürther Johann Sperl (1840 bis 1914, älter als Leibl und ihn beträchtlich überlebend), der Hofer Theodor Alt (geb. 1846) und, nicht als letzter, der Heidelberger Wilhelm Trübner (1851—1917). Sie alle und noch andere dieses Kreises, wie Erdtelt, Laupheimer, Ernst Zimmermann, stellen in Dresden mit die entscheidendsten Truppen. Doch können wir ihnen hier eine nähere Aufmerksamkeit nicht schenken, weil wir mehr die ersten Werdezeiten zu schildern versprachen.

Darum seien auch die noch Späteren nur obenhin gestreift. Geführt werden sie durch Lenbach, der eigentlich noch zu den Zeitgenossen der ‚Römer' gehört, mit dem Impressionismus sich nur ganz vorübergehend berührte und schließlich — soviel er nur konnte, und mit Worten noch mehr als mit Werken — Altmeisterlichkeit und Reaktion predigte. Neben ihm steht sein heute noch lebender Altersgenosse Defregger sehr bieder und harmlos da, im Grunde der Modernere, doch leider der Verkitschung nicht ernst genug widerstrebend. Hinter ihnen kommen Uhde, Habermann, Keller, Zügel, Gotthard Kuehl und viele andere, die bereits im fröhlichen Besitz der von den Vorkämpfern erstrittenen Kunstmittel sind, doch auch ihrerseits unter vielfach harten Kämpfen die Herrschaft der neuen Kunst in Deutschland befestigten.

So galt's wenigstens bis gestern oder vorgestern. Wenn seitdem abermals ein neuer Wille sich künstlerisch zur Geltung brachte, so geschah dies nach dem Gesetz der geschichtlichen Entwicklung, das kein festes Beharren duldet.

Ernst Henseler — Kirchenwand mit Grabsteinen

Digitized by Google

Auf der Galerie im Hamburger Stadttheater. Gemälde von Hans Speckter (Im Besitz der Kunsthalle zu Hamburg)

Digitized by Google

Digitized by Google

Nationale Charakterbildung

Von General der Infanterie
Freiherrn von Freytag-Loringhoven, Dr. h. c.

Forscht man den Gründen nach, warum wir so wenig ausgesprochenen nationalen Charakter haben, so stößt man zunächst auf unsere erst spät errungene nationale Einheit. Es wird schwer zu entscheiden sein, ob unsere Art mehr eine Folge der deutschen Geschichte ist, oder ob umgekehrt deren Verlauf durch den deutschen Nationalcharakter bedingt worden ist. Offenbar hat beides zusammen und durcheinander gewirkt und sich in den einzelnen Zeiträumen verschieden geäußert. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, das Kaisertum des Mittelalters mit seinen außerdeutschen Bestrebungen, beförderte einerseits weltbürgerliche Richtungen und lieh anderseits zahlreichen Wirren im Innern des Reiches Vorschub. In fortgesetzten Fehden begründeten die deutschen Fürsten ihre Hausmacht, begünstigt durch die undeutsche Weltpolitik der Kaiser. Die religiöse Spaltung ist dann später noch hinzugetreten. So kam es, daß wir nach außen geschwächt dastanden, als sich zu Beginn der Neuzeit in Frankreich und England die nationalen Strebungen mehr und mehr auszuprägen begannen.

Das Wesen unseres Volkes erklärt sich, wie unsere ganze Geschichte, weiterhin aus unserer geographischen Lage. Sie ist letzten Endes auch daran schuld, daß der Weltkrieg in dieser Weise über uns kam. Auch die geschickteste Diplomatie konnte den Nachteil dieser unserer mittleren Lage nicht aus der Welt schaffen, eine Tatsache, die immer vergessen wird. Bei dieser Lage waren wir von allen Seiten dem Eindringen fremden Volkstums ausgesetzt, den inneren Zusammenschluß aber hat zur Zeit der früheren geringen Wegbarkeit der geographische Bau unseres Vaterlandes wesentlich erschwert. „Schon früh bemächtigte sich," äußert Professor Martin Spahn (Die Großmächte), „des Auslands die Vorstellung, es gar nicht mit einer das ganze deutsche Land überspannenden staatlichen Einheit zu tun zu haben. Claude de Seyssel zählte dem König Franz in seiner Denkschrift über die Großmacht Frankreich als Nachbarn, mit denen die französische Politik zu rechnen habe, sowohl ein ‚Deutschland' als ein ‚Niederdeutschland' wie zwei getrennte Staatswesen auf. Das alte Reich bestand wohl trotzdem noch ein Vierteljahrtausend fort, aber die Norddeutschen blieben gegen sein staatliches Dasein unverändert gleichgültig und lebten ihr eigenes Leben. Das Mittelgebirge verschränkte ihnen den Blick auf den Süden und Westen ihres Vaterlandes, wo die Wurzeln des Reiches lagen." Hierzu kommt, daß wir Deutschen in weit geringerem Maße von einheitlicher Rasse sind als die Franzosen und Engländer, so wenig die Mischung aus keltischem, romanischem und germanischem Blut, die auch bei ihnen besteht, verkannt werden soll. Daß wir nicht rein germanischen Blutes sind, geht schon daraus hervor, daß die rechtselbischen Gebiete durchweg Kolonialland sind. Das Kernland der alten preußischen Monarchie ist ehemals slawischer Boden, der im frühen Mittelalter in Süden sogar bis an die Saale reichte. Die Germanisierung dieses Landes bildet eine der größten Leistungen der deutschen Geschichte. Sie ist freilich wohl dadurch wesentlich erleichtert worden, daß die westslawischen Stämme sich ihrerseits zur Zeit der Völkerwanderung auf ursprünglich von Germanen bewohnten Gebieten niedergelassen hatten, auf denen offenbar ansehnliche Teile germanischer Stämme zurückgeblieben waren, die den Zug nach Westen nicht mitgemacht hatten und sich später mit den Slawen verschmolzen. Die Blutmischung der Deutschen bleibt jedoch nicht auf den slawischen Einschlag beschränkt. Treitschke führt aus (Politik, I.): „Betrachten wir die deutsche Landkarte, so haben ganz unvermischtes germanisches Blut große Teile von Hessen, vom hannoverschen Niedersachsen, ferner Ostfriesland und Westfalen und etwa das nördliche Thüringen. Was weiter westlich und südlich liegt, ist stark römisch gemischt ... Die eigentlichen Kulturträger und Bahnbrecher in Deutschland waren im Mittelalter das süddeutsche Volk, das keltisch gemischt ist, und in der neueren Geschichte die slawisch gemischten Norddeutschen."

Nicht nur unser staatlicher Zusammenschluß zum Reich war noch kein halbes Jahrhundert alt, als der Weltkrieg ausbrach — denn das alte deutsche Reich und der deutsche Bund können als einheitliches Staatswesen nicht gelten — die Verschmelzung verschiedener Rassen zum deutschen Volke hat sich um mehrere Jahrhunderte später vollzogen als diejenige der verschiedenen Volksteile in Frankreich und England. Auch das erklärt manches in der Entwicklung unseres nationalen Charakters. Es gilt heute erst recht, was einst Treitschke äußerte (Politik, I.): „Der Staat ist eine sittliche Gemeinschaft, er ist berufen zu positiven Leistungen für die Erziehung des Menschengeschlechts, und sein letzter Zweck ist, daß ein Volk in ihm und durch ihn zu einem wirklichen Charakter sich ausbilde; denn das ist für ein Volk wie für die einzelnen Menschen die höchste sittliche Aufgabe." Beherzigen wir das, so wird uns klar werden, daß trotz des hohen Standes der deutschen Bildung wir diese große Aufgabe des Staates noch nicht entfernt gelöst haben. Gerade eigentlich nationalen Charakter besitzen die Deutschen, weil ihre Einheit noch so jung ist, sehr viel weniger als andere Völker. Die Sicherheit des nationalen In-

Digitized by Google

stinktes ist heute bei uns noch durchaus nicht eine allgemeine Eigenschaft wie in Frankreich.

Wir können nur wünschen, daß die tiefe nationale Demütigung, die wir jetzt erfahren, daß die Lehren dieser wirtschaftlich so überaus schweren Zeit uns endlich dazu verhelfen möchten, einen wahrhaft nationalen Charakter zu gewinnen. Unsere jetzige Lage ist durchaus zutreffend mit derjenigen unseres Vaterlandes nach dem Dreißigjährigen Kriege verglichen worden. Wie damals sind Macht und Wohlstand dahin; auch wir müssen gleich unseren Ahnen von neuem anfangen. Gleich ihnen aber wollen wir nicht verzweifeln. Von der Zeit nach dem Westfälischen Frieden urteilt Treitschke (Die Republik der Vereinigten Niederlande), daß man sie zu Unrecht Deutschlands trübste Zeit genannt habe. „Gerade diese traurige Epoche," meint er, „gibt uns das Recht, an die Ewigkeit unseres Volkes zu glauben... überall treffen wir Spuren einer unverwüstlichen Volkskraft, die aus namenlosem Elend zu frischem Leben sich emporringt. Und wer darf sich denn unterstehen, kurzerhand den Stab zu brechen über eine Zeit, die uns den Großen Kurfürsten geschenkt und zum zweitenmal den Grund gelegt hat für den Staat der Deutschen... Nein, wollen wir wirklich die schimpflichste Epoche unserer Vergangenheit finden, die Zeit, da unser Volk durch eigene Schuld in Zwietracht und Feigheit verkam, so müssen wir um ein Jahrhundert weiter zurückschauen, auf die Tage des sogenannten Augsburger Religionsfriedens. Damals entstand jene deutsche Kleinfürstenpolitik des Wollens und Nichtwollens, die mit ihrer bedachtsamen Seelenangst ebenso einsam in der Geschichte steht wie die Mißbildung unserer Kleinstaaterei selber; damals ward jene politische Sündenschuld angesammelt, die wir späteren Enkel noch nicht völlig abtragen konnten, damals zuerst lenkte der kriegerische Deutsche auf Bahnen ein, die ihn schließlich zum Philistertum führen mußten." Wir haben solches leider noch immer nicht abgestreift. Die falschen Auffassungen, in denen sich unsere Politik vor dem Weltkriege und während dieses bewegte, der dem Deutschen eigene Hang zur Ideologie legen genugsam davon Zeugnis ab. Beruht Treitschkes Ansicht, daß die furchtbare Prüfung des Dreißigjährigen Krieges dem damaligen Geschlecht zur Einkehr verholfen habe, auf Wahrheit, dann haben auch wir allen Grund, an unserm kräftigen Aufstieg nicht zu verzweifeln. Das Wirken einer hervorragenden Persönlichkeit jener Zeit, eben des Großen Kurfürsten, sei uns Vorbild. Seiner Schaffenskraft ist es gelungen, seine verwüsteten Lande wieder aufzurichten. Seinen Schwedensiegen dankte Deutschland, daß seine Ströme „nicht mehr fremder Nationen Gefangene" waren. Gehen wir gleich dem Geschlecht jener Tage unter seinem tatkräftigen Fürsten mit Kraft ans Werk, so muß es auch uns gelingen.

Dieses Werk wird nicht nur in dem zu bestehen haben, was wir verarbeiten, es fordert vor allem Arbeit an uns selbst im Sinne der Gewinnung eines wahrhaft nationalen Charakters. Die Sucht nach Erwerb hatte bei uns letzthin edlere Triebe gar zu sehr zurückgedrängt. Für eine wahrhaft freie Ausgestaltung der Persönlichkeit blieb zu wenig Raum bei einem Leben, das allzu ausschließlich der Arbeit gewidmet war. Auch in unsrer Sozialpolitik, so sehr wir in ihr anderen Ländern voraus waren, ist das nicht hinreichend berücksichtigt worden, wir hätten sonst längst zur achtstündigen Arbeitszeit in allen denjenigen Betrieben gelangen müssen, wo sich eine solche überhaupt ermöglichen läßt. Die Arbeit an uns selbst wird aber vor allem ihr Augenmerk dahin zu richten haben, daß wir unser Wesen mehr in Einklang mit den Forderungen der Wirklichkeit bringen. Martin Havenstein wirft in einer jüngst erschienenen Schrift (Vornehmheit und Tüchtigkeit. Dem deutschen Volke zur Einkehr. Berlin 1919. E. S. Mittler & Sohn) die Frage auf, ob nicht die Schwäche unsres Nationalgefühls mit in dem begründet sei, was zu unseren tiefsten und wertvollsten Eigentümlichkeiten gehöre, zu dem, was man das Faustische unseres Wesens genannt habe. „Der typische Deutsche," sagt Havenstein, „den wir natürlich nicht in den breiten Niederungen, sondern auf den Höhen des Geisteslebens zu suchen haben, leidet, wie es scheint, stärker als andere Völker an einer inneren Ungenügsamkeit und Unzufriedenheit mit sich selbst und der Welt, die ihn zugleich stark und schwach macht. Sie verleiht ihm ein rastloses Streben und damit eine immer größere Leistungsfähigkeit, aber sie raubt ihm zugleich die innere Geschlossenheit und das In-sich-selbst-Ruhen, die den Menschen nicht nur anderen, sondern auch ihm selbst angenehm und lieb machen und ihm ein sicheres Selbstbewußtsein geben." Zu solchem Selbstbewußtsein müssen wir gelangen. Darin können wir nur von den Briten lernen, ohne daß wir uns deshalb ihren unerträglichen Dünkel und ihre Heuchelei, mögen sie auch unbewußt sein, anzugewöhnen brauchen.

Wollen wir Ernst machen mit der Beseitigung des Unausgeglichenen in unsrem Wesen, müssen wir mit der Erziehung und Bildung unserer Jugend den Anfang machen. Sie muß einheitlicher und geschlossener werden, ohne darum dem Schematismus zu verfallen. Wir wandeln hier immer noch in veralteten, fast mittelalterlichen Bahnen. Den Luxus humanistischer Bildung können wir uns in der bisherigen Form nicht mehr leisten. Sie wird sich auf eine begrenzte Zahl von Lehranstalten in deren höheren Stufen zu beschränken haben und in ihrer vollkommenen Form das Ziel nur weniger bleiben können. Daß damit dem deutschen Geistesleben an Schönheit manches verloren geht, ist nicht zu bezweifeln, in dieser Zeit

Digitized by Google

aber ist so manches der Erhaltung Werte gefallen, so manches, das dem Leben Schönheit verlieh, geopfert worden, daß unser Volk diesen Verlust sicherlich verschmerzen kann. Seine Bildung braucht darum noch nicht der Verflachung zu verfallen. Sie vermag an Zusammenfassung zu ersetzen, was ihr an Vielseitigkeit abgeht. Es bleibt festzuhalten, daß die Schule immer nur eine Grundlage der Bildung geben, diese im eigentlichen Sinne jedoch nur durch das Leben erworben werden kann.

Das Leben aber stellt jetzt, wo wir mit aller Kraft an unserer Wiederaufrichtung zu arbeiten haben, so hohe Ansprüche an uns, daß wir uns notgedrungen in dem Stoff, den wir der Jugend übermitteln, beschränken müssen. Wir können ihr, soweit die höheren Klassen in Betracht kommen, nicht eine so lange Schulzeit wie bisher gewähren. Durch Beschränkung der Fächer und eine intensivere Lehrmethode werden sich, ohne daß Überbürdung einzutreten braucht, ein bis zwei Jahre auf unseren höheren Lehranstalten sehr wohl ersparen lassen. Es ist ohnehin eine Unvernunft, Menschen bis zu 18 und selbst 20 Jahren immer noch die Schulbank drücken zu lassen. Für ausfallende oder auf der Schule nicht genügend betriebene Sonderfächer können Einführungskurse auf den Hochschulen Ersatz schaffen. Es ist nicht einzusehen, warum nicht die jungen Studenten alsbald die heilsame Zucht der Arbeit spüren sollten, wo sonst in diesem Alter alles arbeitet. Den Luxus längeren Bummelns können wir uns jetzt nirgends leisten, gerade weil wir bestrebt sein müssen, neben der eigentlichen Lebensarbeit Zeit zur geistigen Fortbildung für alle Berufsarten zu erübrigen.

Den Ursachen nachforschen, die zu unsrem zwiespältigen Wesen geführt und dazu beigetragen haben, unseren Nationalcharakter zu einem so wenig ausgesprochenen zu machen, heißt noch nicht unsre Vergangenheit verleugnen; die Vielgestaltigkeit deutschen Lebens und deutscher Bildung, die wir aus ihr überkommen haben, wollen wir weiter hochhalten, dabei aber nach Erringung eines festen über alle Parteibestrebungen hinausgehenden Gemeingefühls trachten. Es ist ein besserer Stab für die Wanderung durch die Jahrhunderte als die oft gerühmte deutsche Objektivität.

Zuschauer. Radierung von Heinrich Eickmann

Digitized by Google

Das Erlebnis des Absturzes

Von Dr. H. Haenel

Die Errettung aus unmittelbarer Todesgefahr hat schon vor dem Kriege, ehe dies Erlebnis in tausendfacher Wiederholung sich ereignete, oft Anlaß zum Studium und zur Schilderung der dabei sich abspielenden Seelenvorgänge gegeben. Man hat schmerzvolle und angenehme, schwere und leichte Todesarten unterscheiden wollen, und das Abstürzen aus großen Höhen hat dabei seit langem eine Art Sonderstellung eingenommen. Die Abgestürzten, die mit dem Leben davongekommen sind, schildern in auffälliger Übereinstimmung, wie während des Fallens eine Menge Einzelvorstellungen, ja „ihr ganzes Leben" in rascher Folge vor ihrem Bewußtsein vorbeizog, wie sie ihre Angehörigen in vertrauten Bildern vor sich sahen, ja ihre Stimmen zu hören glaubten, bedeutungsvolle Erlebnisse plötzlich wieder auftauchten und ein Angstzustand, eine Furcht vor dem unmittelbar bevorstehenden Ende überraschenderweise ausblieb. Widerlegt schienen diese Angaben durch das, was Flieger und Ballonbeobachter, auch wieder in fast übereinstimmender Weise, über ihre Erfahrungen beim Absturze zu berichten wissen. Bestätigt wird zwar von diesen, was auch früher berichtet wurde, daß selbst bei größter Fallgeschwindigkeit von einem Schwinden des Bewußtseins, einem Stocken des Atems oder Erstickungsgefühl nicht die Rede ist: peinvolle körperliche Empfindungen scheinen in jedem Falle auszubleiben. Der mit dem Fallschirm aus der Gondel abspringende Ballonbeobachter hat einen größeren Luftraum zu durchfallen, ehe sich der Fallschirm entfaltet und die Sturzgeschwindigkeit herabmindert. Aber dabei verliert er weder die Besinnung, noch sieht er ungewollt Erinnerungsbilder auftauchen, sondern er verfolgt genau die Vorgänge auf der Erde, trifft Vorbereitungen zum Landen, ja ist imstande, den Umschnallgürtel bequemer zu rücken, die Handschuhe auszuziehen, die Brille hochzuschieben u. a. m. Er verliert also keinen Augenblick die Überlegung oder überläßt sich dem Arbeiten der Phantasie, sondern bewahrt seine Nüchternheit und kühle Berechnung aller Möglichkeiten; ja manche Ballonbeobachter empfinden den Absprung mit Fallschirm, auch in den ersten Sekunden des Durchfallens als einen fast angenehmen Reiz.

Noch zahlreichere Erfahrungen hat der Krieg über Fliegerabstürze geliefert; aus der Tagespresse, der Unterhaltungsliteratur wie aus persönlichen Berichten läßt sich ein ziemlich einheitliches Bild gewinnen. Bei Sturzflügen im engeren Sinne, also gewolltem Abgleiten aus dem stabilen Gleichgewichte, bei denen eine Stundengeschwindigkeit von 250 km und mehr erreicht werden kann, ist die Gedankenwelt des Fliegers besonders scharf gesammelt, obwohl physikalisch der Vorgang einem echten Absturze gleichzusetzen ist: er weiß, daß ihm, wenn er den richtigen Augenblick verpaßt, die Wiederaufrichtung seines Flugzeuges mißlingen kann und aus dem Sturzflug ein Todessturz wird. Aber auch im Luftkampfe, wenn Apparat oder Führer oder beide schwer getroffen sind und das tödliche Verhängnis unabwendbar scheint, verläßt den Flieger, solange er überhaupt bei Besinnung ist, nicht das Bewußtsein seiner Lage, und er sucht mit Aufwand der höchsten Willenskraft sein Schicksal bis zum letzten Augenblicke abzuwenden: Der Beobachter greift trotz der rasenden Fallgeschwindigkeit über die Leiche seines erschossenen Führers hinweg zur Steuerung und erzielt noch eine wenn auch verunglückte Landung; der verwundete Führer spürt kaum den zerschmetterten Arm, sondern betätigt mit der unverletzten Hand weiter Gashebel, Verwindung usw., und versucht nach allen Richtungen, ob er der Maschine noch irgendeine Steuerung mitteilen kann. Ein Flieger, Franz Hauser, erzählt von einer schweren Sturzlandung, die ihren Grund in dem zerschossenen Höhensteuer hatte; dabei herrschte ununterbrochen der Gedanke vor: Wie verhalte ich mich beim Aufschlag? Er traf hierzu alle Vorbereitungen: schob die Brille hoch, zog die Beine an, hielt sich am Steuerrad krampfhaft fest, dachte an das Mitfedern beim Aufschlag, verlor jedenfalls die bewußte, die Lage berechnende Geistestätigkeit keinen Augenblick. Also statt phantastischer Erscheinungen eine kühle Berechnung aller Möglichkeiten, ein sicheres Arbeiten von Geist und Willenskraft.

In den Kreisen der Flieger ist aus diesen Erfahrungen der Schluß gezogen worden, daß jene früheren Schilderungen von dem Noch-einmal-Erleben des früheren Daseins und dem filmartigen Abrollen einer langen Kette von Phantasiebildern während der Sekunden des Falles auf Irrtum oder Erfindung beruhen müßten und durch diese neueren Beobachtungen widerlegt wären. Hauser spricht von ihnen als von „eigentümlichen Anschauungen", „törichten und phantastischen Vermutungen". Ist das berechtigt? Nein, denn es sind psychologisch vollständig verschiedene Zustände, die hier miteinander verglichen und irrtümlicherweise auf eine Stufe gestellt werden.

Der Absturz mit dem Flugzeug oder gar der Absprung mit dem Fallschirm unterscheiden sich von dem Absturze von der Felswand durch einen ganz wesentlichen Umstand: Bei diesem steht der Mensch der unmittelbaren und sicheren Lebensgefahr in völliger Hilflosigkeit gegenüber; es gibt

Digitized by Google

wohl keine Lage, wo jeder Gedanke der Abwendung des Schicksals aus eigener Kraft dermaßen aussichtslos ist wie bei einem Sturze ins Leere. Der Ertrinkende zappelt, „greift nach einem Strohhalm", der Verbrennende sucht zu fliehen oder zu löschen, der Soldat im Granatfeuer duckt sich, der vom Raubtier Überfallene wehrt sich — alle verteidigen sie bis zum äußersten ihr Leben. Der Stürzende dagegen weiß vom ersten Augenblicke an nur: „Jetzt ist's aus," jeder Gedanke, mit eigener Kraft etwas zur eigenen Rettung tun zu können, muß verlöschen, noch ehe er aufblitzen konnte, und jeder Bruchteil jeder folgenden Sekunde drängt ihm dies mit der reißend wachsenden Geschwindigkeit unabwendbarer auf. Jede Willenshandlung ist von vornherein zur Erfolglosigkeit verurteilt. Damit ist eine psychologische Lage erzeugt, die praktisch einer völligen Lähmung oder Ausschaltung des Willens gleichkommt. Die Aufmerksamkeit ist eine Teilerscheinung des Willensvorganges; schwinden beide, so wird wie mit einem Ruck der Vorhang weggerissen, der über den verborgenen Bewußtseinsinhalten lag, wird das Tor gesprengt, das diese bis dahin nur einzeln und in wohlgeordneter, zweckbewußter Folge ans Tageslicht treten ließ. Die Masse der Erinnerungen, Bilder, Vorstellungen des Unterbewußtseins wogt unübersehbar und ziellos wie ein wirrer Volkshaufe durcheinander; der Wille ist der Fabrikherr, die Aufmerksamkeit sein Torwächter, der aus der Masse der Drängenden nur die hereinläßt in seine Gedankenwerkstatt, denen ein Platz im zielbewußten Getriebe der wachen Denkarbeit angewiesen werden kann. Zustände, in denen der hemmende und ordnende Einfluß der willkürlichen Aufmerksamkeit aufgehoben ist, ohne daß dabei das Bewußtsein völlig erloschen ist, sind uns ja nicht unbekannt: aus ihnen entstehen die Träume, und auch die unendliche Fülle der Bilder und den ganz unwahrscheinlichen Reichtum verwickelter Erlebnisse in der kürzesten Zeitspanne teilen diese mit dem Absturzerlebnisse. Über die Dauer selbst unserer längsten und inhaltreichsten Träume herrschen bei den meisten Menschen falsche Vorstellungen; erst die neuere experimentelle Psychologie hat darüber Aufschluß gegeben. An der Uhr gemessen, zählen oft lange Traumgeschichten nur nach Sekunden, selten länger als Minuten; die Relativität des Zeitbegriffes kann an keinem anderen Beispiel so schlagend bewiesen werden. Gar nicht selten erleben wir es, daß der Weckreiz, der zum Aufwachen führt, noch mit in den Traum hinein verarbeitet wird: in der Zeit, die zwischen dem Klappen eines zuschlagenden Fensters und dem dadurch bewirkten Erwachen verstreicht, kann dieser Knall noch mit allerhand traumhaften Bildern umkleidet und zu verwickelten Vorgängen umphantasiert werden. Ja, das scheinbar Unmögliche kann zur Tat werden: der Zeiger der Zeit wird geradezu rückwärts gedreht. Ich träume; plötzlich ändern sich die Umstände, ich werde von einem Räuber angefallen, er hebt die Pistole, ich springe auf ihn zu, er schießt — und im Erwachen erkenne ich diesen Schuß als den Schlag des zufallenden Fensters! Der Schall hat also inhaltlich den zeitlich vorangehenden Traum bestimmt, ein Vorgang, der nur so zu erklären ist, daß der Schalleindruck zwar im Schlafbewußtsein anlangte, aber nicht erkannt wurde; auf dem kurzen Wege bis hinauf zum Wachbewußtsein konnte er noch allerhand Assoziationen wecken, und erst als er dort oben ankam, fügte er sich in die Wirklichkeit der Umgebung ein. Er trat also im Grunde zweimal ins Seelengebiet ein, erst als Schlafreiz, der, ohne als solcher erfaßt zu werden, Traumbilder anregt und schließlich bei genügender Stärke zum Erwachen führt; zum zweitenmal als realer Wachvorgang an sich. Daß äußere Reize, die den Schläfer treffen, sich ihm nicht als solche, sondern nur in der Form der dadurch erzeugten Träume bemerkbar machen, ist ja eine bekannte Sache: er spürt nicht, daß die Decke von den Füßen gerutscht ist, sondern träumt, er stehe im kalten Wasser, oder ähnliches.

Wir haben diesen kurzen Seitenweg in die Traum-Psychologie nur deshalb betreten, um zu zeigen, mit welcher Geschwindigkeit sich dabei die Bewußtseinsvorgänge abspielen, und daß Sekunden für dieselben schon recht lang bemessene Zeitspannen bedeuten können. Beim Absturz vom Fels wird, wie wir sahen, flüchtig ein Seelenzustand erzeugt, der, wie der des Traumes durch das allmähliche, hier durch das plötzliche Abbrechen aller Willensvorgänge, durch die dort unwillkürliche, hier gewaltsam erzwungene völlige Passivität gekennzeichnet ist. Demgegenüber erzählen uns die Flieger, daß beim Absturze mit dem Flugzeuge gerade das Gegenteil, nämlich eine aufs höchste gesteigerte Zusammenfassung aller Willenskräfte, eine höchste Aktivität eintritt. Der Flieger ist eben auch bei einem Unglücksfalle nicht sofort hemmungs- und hoffnungslos der blinden Schwerkraft ausgeliefert, sondern durch die Vertrautheit mit seiner Maschine tauchen ihm blitzschnell die verschiedenen Möglichkeiten der Rettung auf und erfüllen ihn in höchster Ausschließlichkeit. Alles ist beiseite gedrängt und ersetzt durch den einen Gedanken und das eine Streben, noch etwas von der Steuerung zu erhaschen; daß dabei nicht Platz ist für aufsteigende Erinnerungen und Phantasien, leuchtet ein.

Mit keinem der beiden vorhergehenden Vorgänge kann der Sprung mit dem Fallschirm aus dem Ballon verglichen werden; das Wort Absturz trifft auf ihn im Grunde gar nicht zu. Das einzige, was er mit diesem gemeinsam hat, die anfängliche Fallgeschwindigkeit, ist ja, wie wir sahen, gar nicht das Wesentliche; es kommt nicht auf den physikalischen Vorgang, sondern

Digitized by Google

auf die besondere seelische Verfassung des Fallenden an. Beim Absturz des Kletterers lautet diese: Lebensgefahr, die ich mit keinem Mittel abwenden kann! Beim stürzenden Flieger: Lebensgefahr, die ich mit allen Mitteln abwenden muß! Beim Ballonbeobachter: keinerlei Lebensgefahr, nur ein größeres Maß von Entschluß und Aufmerksamkeit notwendig! Es ist nicht allzu erstaunlich, daß ein sonst mit guten ‚Nerven' begabter Mensch davon nicht außergewöhnlich berührt wird: es liegt ja nichts vor, was seine Gemüts- und Geisteskräfte aufs äußerste in Anspruch nähme, und die Zeit ist ihm nicht auf Bruchteile von Sekunden zusammengedrängt. Und auch wenn er merken sollte, daß die Entfaltung des Fallschirms versagt, sich sein Sprung zum Sturze beschleunigt, würde er noch immer eher dem verunglückenden Flieger als dem fallenden Kletterer gleichzustellen sein; er wird bis zum letzten Augenblicke suchen, wie er seine Rettungsmöglichkeiten doch noch wirksam verwenden kann.

Aus den Erfahrungen der Kampf- und Friedensflieger geht also keineswegs hervor, daß die bisherigen Berichte über das Erlebnis des Absturzes ‚phantastische Vermutungen' oder falsche Beobachtungen seien, die durch die neueren Tatsachen überholt und richtiggestellt worden seien. Sie sind keine Widerlegung, sondern eine wertvolle Ergänzung jener Beobachtungen. Der eigenartige Bewußtseinszustand des vom Fels Abstürzenden ist, um es noch einmal zu wiederholen, dadurch erklärlich, daß bei ihm durch Erlöschen der Willensvorgänge die Bedingungen zum Traumzustande mit seinen ungehemmten Assoziationen erfüllt sind. Halten wir uns das vor Augen, dann wird es uns nur folgerichtig erscheinen, daß jene Berichte von einem plastischen Vor-sich-sehen der Bilder, dem Hören von Stimmen, dem lebendigen Gegenwärtigwerden der Vergangenheit sprechen. Gerade das ist ja das Merkmal und die sonderbare Eigentümlichkeit des Traumes, daß die Vorstellungen bei ihm die Eigenschaft von Halluzinationen, von sinnfälligen Erlebnissen annehmen. Der Übergang kann auch im alltäglichen Leben ein ganz plötzlicher sein: ich lese übermüdet in einem Buche, plötzlich schaue ich mich erschrocken um, weil ich meinen Namen habe rufen hören; ich bin allein im Zimmer und merke, daß ich zwischen zwei gelesenen Zeilen eingenickt war und in diesem Viertelsekundenschlafe ein noch kürzeres Traumbruchstück geträumt habe. Der rasche Wechsel der Bewußtseinszustände spricht also nicht dagegen, daß der eine als Wach-, der andere als traumartiger Zustand anzusprechen ist. Daß anderseits das Auftauchen von Sinnestäuschungen und Halluzinationen nicht den Schlaf zur unbedingten Voraussetzung hat, sehen wir ja in jeder Irrenklinik; beide Bewußtseinslagen schließen also einander nicht aus, sondern liegen andauernd nebeneinander bereit, decken einander zum Teil und gehen mit fließenden Grenzen ineinander über. Das Unterscheidungsmerkmal ist das Vorhandensein oder Fehlen der Willensvorgänge. Weshalb ‚träumt' aber der Abstürzende nicht wie der Schläfer allerhand wirres Zeug, sondern eine Bilderfolge aus dem Inhalte seines vergangenen Lebens? Darauf ist zu antworten, daß er ja nur in bezug auf die Willenslähmung dem Schlafenden, in allem übrigen aber doch dem Sterbenden gleichzusetzen ist. Für diesen sind, sowie er über sein Schicksal klar ist, die wohl in jedem Falle und natürlicher Weise gegebenen Gedanken die großen Markſteine seines Lebens: der Rückblick auf das, was er erlebt, genossen, geleistet, welche Menschen er geliebt und gehaßt hat. Was sich in der Sterbestunde im langsamen Nachsinnen und Rückwärtsspinnen der Gedanken, begleitet von allerhand Korrekturen und Affekten, Wünschen und Klagen, ausdrückt, wird im Absturz unter der Eigenart der äußeren und inneren Situation auf Sekunden zusammengepreßt und zugleich in die abnorme Bewußtseinsform der Halluzination umgeschweißt, Der Tatsacheninhalt ist der gleiche bei beiden, bei dem langsam wie dem schnell hoffnungslos Sterbenden; nur tritt er bei dem letzteren in einzigartiger Form innerlich in Erscheinung, befreit von allen Begleiteffekten, deren Entwicklung stets eine gewisse Zeit braucht, und darum auch frei von Qual.

Beim Flieger kann dieser geschilderte besondere, dem Traume verwandte Zustand nicht eintreten, weil und solange er beim Sturze unter höchster Willensanstrengung steht, die jenen ausschließt. Sein inneres Erlebnis ist ein vollkommen anderes, ja das entgegengesetzte als das des abstürzenden Kletterers; darum ist der Widerspruch der Berichte beider nur ein scheinbarer und löst sich bei psychologischer Betrachtungsweise.

Unterhaltung

Spätsonne fiel ins Zimmer, purpurn, schräg. —
Die andern sprachen laut, was das Gespräch
Anspritzend aufwirft an der Oberfläche.
Wenn du hineingriffst in die Funkenbäche,
War's mit Bestehendem aus klarsten Tiefen
In Worten, die mich seltsam überliefen.

Frida Schanz

Digitized by Google

Max Slevogt als Illustrator

Von Dr. Paul Weiglin

Die hier wiedergegebenen 17 Zeichnungen und Lithographien des Künstlers entstammen — mit Ausnahme des ersten Bildes — Werken, die bei Bruno Cassirer in Berlin erschienen sind; die Veröffentlichung in diesem Aufsatz, es handelt sich durchweg um verkleinerte Wiedergaben, geschieht mit freundlicher Bewilligung des Verlages

Vielleicht hätte sich Max Slevogt noch vor fünfzehn Jahren die Bezeichnung Illustrator verbeten. Im Jahre 1901 war er von München nach Berlin gezogen. Er kam damit aus der Werkstatt in die Freiluft, von Wilhelm Diez zu Max Liebermann. Er stellte sich taub gegen die verführerischen Lockrufe einer reichen und bunten Erfindungsgabe und gab sich leidenschaftlich der Natur und ihrer treuen Nachbildung hin. Wie es die Zeit wollte, legt er auf den erzählenden Inhalt seiner Gemälde keinen Wert. Farben- und Lichtwirkungen sind ihm die wesentlichen Aufgaben des Malers, denen sich der Vorwurf aufs strengste unterzuordnen hat. Er verzichtet damit gleich vielen, die auf verwandten Wegen demselben Ziel einer rein malerischen Erfassung der Dinge zustreben, auf den bequemen Beifall der Menge, die an einem Bilde gerade das zu sehen und zu rühmen pflegt, worauf der Künstler den allergeringsten Wert gelegt hat, und gesellt sich so der großen Zahl jener Künstler, die sich einer allgemeinen Beachtung erst dann zu erfreuen beginnen, wenn eine neue kühne Jugend stürmisch Einlaß begehrt und die Umstürzler von ehedem dem guten Bürger als gediegene Meister erscheinen.

Aber die freigeborne Phantasie läßt sich auf die Dauer durch Schulmeinungen nicht fesseln. Auch der zum Berliner gewordene Slevogt mußte ihr die Freiheit zurückgeben, und da er fürchtete, sie möchte ihn bei der neuen Art, die Natur zu sehen und zu malen, stören, so räumte er ihr seine Griffelkunst als weiträumigen Tummelplatz ein. Die Spiele, denen sie sich dort hingab, machten den Künstler freilich bei den strengen Anhängern der neuen Kunst verdächtig. Da erschienen Stein- und Federzeichnungen zu ‚Ali Baba' und ‚Sindbad dem Seefahrer', zu Indianergeschichten und zur ‚Ilias'. Was sollte denn das? Ein ordentlicher Maler machte doch keine Bilderbücher. Die Literatur hatte überhaupt nichts mit der bildenden Kunst zu tun, mochte der Kollege Crampton ruhig mahnen: ‚Ihr lest zu wenig, ihr jungen Künstler.' Aber diese Slevogtschen Zeichnungen hatten einen so eigentümlichen und neuartigen Reiz, daß sie sich einer vorgefaßten Meinung zum Trotz durchsetzten, und da an dem Wort Illustration der Begriff des Unselbständigen und Untergeordneten haftete, so folgte man dem Wink auf dem Titelblatt des ‚Ali Baba' und nannte sie Improvisationen, wofür man vielleicht flüchtige Einfälle sagen könnte.

„Was Coranna geschworen, hält sie. Dem Manne ihrer Liebe muß ihre Seele gehören — — —" Aus ‚Coranna. Eine Indianergeschichte von W. Claire', Verlag von Paul Cassirer in Berlin

Flüchtige Einfälle — damit sind in der Tat diese Bilder treffend gekennzeichnet. Über ihre Entstehung wird uns berichtet, sie seien eine Frucht abendlicher Erholung. Slevogt nimmt nicht etwa das Dichterwerk vor und sucht mit seinen Mitteln die Welt noch einmal zu schaffen, die, in Worten gebildet, bereits vorliegt. Er denkt nicht daran, wenn er Bilder zur ‚Ilias' zeichnet (1907), sich mit griechischer Altertumskunde zu befassen und sich die Rüstung Achills so klar zu machen wie Menzel den Waffenrock eines Grenadiers vom Regiment Bevern. Ihm kommt es nicht auf sachliche Richtigkeit, auf die Übereinstimmung von Bild und Wort an. Was er gibt, sind vielmehr Anmerkungen eines geistreichen Lesers, der seine höchsteigene Auffassung unbekümmert um die Überlieferungen des Geschmacks und der Geschichte vorträgt. Er spürt — um bei der ‚Ilias' zu verweilen — nicht die landläufige Ehrfurcht vor der klassischen Welt des alten Homer.

Digitized by Google

„(Der Räuber) ... stattete sogleich Bericht vom Erfolg seiner Reise ab und pries über die Maßen sein Glück, daß er gleich anfangs einen Mann gefunden, der ihm das, was ihn in die Stadt geführt, erzählt habe."
Aus ‚Ali Baba und die vierzig Räuber' — Improvisationen (1903)

Er sieht unter dem herrlichen Faltenwurf seiner erhabenen Verse die Wildheit und den Unrat menschlicher Leidenschaften. Götter und Helden erfüllt dieselbe grausame Gier. Von ihr gehetzt stürzen sie tobend zum männermordenden Kampf. Das ist das Grundgefühl, aus dem Slevogts Steinzeichnungen geboren sind. Ihm gibt er Ausdruck.

Er behandelt die Griechen nicht anders als die Indianer im ‚Lederstrumpf' Coopers und in der ‚Coranna' Claires, die er früher mit seinen gezeichneten Anmerkungen begleitet hatte. Hier wie dort zog ihn das Abenteuer an. Er liebt die Gefahr, und sein männlicher Sinn scheut nicht vor Wildheit zurück. Er benutzt anderthalb Dutzend Skalpe als Schmuck für den Einband der ‚Coranna' und hat wie ein Junge seine Freude an Mord und Totschlag. Slevogt ist eben gar keine beschauliche Natur. Er will die Tat, die entschlossene, verwegene, selbst die geschmacklose. Nur geschehen muß etwas. In der ‚Coranna' ist er ausführlicher als im ‚Lederstrumpf', dessen Bilder wie eine bescheidene, sehr zurückhaltende musikalische Begleitung wirken. In dieser etwas rührseligen Erzählung von der Tochter des Comanchenhäuptlings, die sich in einen Weißen, genannt der tötende Blitz, verliebt und als kriegerische Fürstin ihres Stammes nach blutiger Rache am gelben Jack, dem Mörder ihres Glückes, endet, wachsen sich viele Blätter so weit aus, daß sie eindringlicher als das Wort zu erzählen beginnen. Vielleicht wurde Slevogt dadurch verführt, daß diese Erzählung dichterisch nicht so fest umrissen dasteht wie selbst der ‚Lederstrumpf', so daß sie eine genauere inhaltliche

„Die Riesen bemerkten dies zeitig, bewaffneten sich mit großen Steinen, liefen auf das Ufer zu und warfen uns die Steine nach, von denen uns viele trafen und töteten, während andere ins Meer fielen."
Aus ‚Sindbad der Seefahrer'. 33 Lithographien (1908)

Digitized by Google

„Endlich fiel ich vor Schwäche und Hunger in einen festen Schlaf, und als ich aufwachte, sah ich mich auf einem freien Felde, am Ufer eines Flusses, woselbst mein Floß angebunden war, und mitten unter einer großen Zahl Indianer und Schwarzer." Aus ‚Sindbad der Seefahrer.' 33 Lithographien (1908)

Ausdeutung von der Hand des bildenden Künstlers vertragen kann.

Während Slevogts ‚Ilias' ohne Text erschien, wurden die Indianergeschichten als richtige illustrierte Bücher herausgegeben, doch ist das nicht so zu verstehen, als ob der Künstler von vornherein auf das geplante Buch Rücksicht genommen hätte. Er zeichnete vielmehr ganz nach seinem Belieben. Der Verleger — für die ‚Ilias' war es Langen in München, für ‚Lederstrumpf' und ‚Coranna' Paul Cassirer, für sämtliche anderen Werke Bruno Cassirer in Berlin — mochte zusehen, wie er ein auch vom Standpunkt des Druckers aus vollendetes Buch herausbrächte. So wird es Slevogt leicht, handwerkliche Enge zu vermeiden. Er bleibt frei von jedem Zwang, aber er entbehrt auch die Wohltat des Zwanges. In der Sorge, kunstgewerblich zu wirken, begibt er sich des Vorteils eines bis ins kleinste geschlossenen Gesamteindrucks. Die Eigenwilligkeit, die in der Folge einzelner Blätter verständlich ist, wirkt im ungelösten Zusammenhang mit dem Buch sehr oft als Laune oder gar als Ungeschicklichkeit. So wenn in der ‚Coranna' ein ganzseitiges Blatt einfach übrigbleibt und hinter der Anzeige Platz finden muß, daß von dem Werk fünfzig Stück auf Bütten abgezogen wurden. So in ‚Sindbad dem Seefahrer', wo kleine Zeichnungen auf textarmen Seiten schwimmen und die orientalische Ruhe der Erzählung aufgeregter unterbrechen, als sie es nach ihrer Bedeutung verantworten können. Wie einheitlich der Künstler Schrift und Bild zusammen-

„Schon in einiger Entfernung bemerkte ich, daß es eine außerordentlich große, weiße Kugel war. Näher gekommen berührte ich sie und fand, daß sie zarter als Seide war."
Aus ‚Sindbad der Seefahrer.' 33 Lithographien (1908)

Digitized by Google

(Benvenuto Cellini hat bei der Flucht aus dem Gefängnis den rechten Fuß gebrochen, so daß er sich kriechend fortschleppen muß.) „Kaum war ich wieder nach Rom hinein, als einige große Hunde sich auf mich warfen, die mich übel bissen. Da sie nun verschiedene Male wiederkamen, mich zu quälen, stach ich mit meinem Dolch unter sie und traf einen so tüchtig, daß er laut aufschrie und davonlief." Aus ‚Benvenuto Cellini', 2, 11 (1913)

zufassen versteht, zeigen vor allem seine Umschläge für ‚Ali Baba' und ‚Sindbad', die in ihrer Geschlossenheit und in ihrem Wohlklang mustergültig sind.

Als Slevogt seine Strich- und Tuschzeichnungen zu dem Märchen von ‚Ali Baba und den vierzig Räubern' schuf (1903), nahm er einen Plan auf, der ihn als Knaben bereits beschäftigt hatte. Vom Orient hatte er noch nichts gesehen; erst mehrere Jahre später führte ihn eine auch an künstlerischen Erträgnissen reiche Reise nach Ägypten und nach Indien. Aber schon dem Würzburger Schüler hatten die turban- und edelsteingeschmückten Mohren Tiepolos die Wunder der Tausendundeinen Nacht verdeutlichen helfen. Die kluge Scheherazade hatte er 1897 in einem urkräftigen, den hergebrachten Mummenschanz entschieden meidenden Gemälde dargestellt. Als er jetzt, zum Manne gereift, die Träume seiner Jugend weiterspann, wetteiferte er mit dem Dichter in der Mannigfaltigkeit seiner Erfindung wie seiner Technik. Einen Abschnitt wie den, wo Ali Baba auf dem Baum

(Der Bildhauer Peter Torrigiani erzählt dem jungen Cellini:) „Buonarotti hatte die Art, alle zu foppen, die dort (in der Kirche del Carmine in der Kapelle des Masaccio) zeichneten. Eines Tages machte er sich unter anderen auch an mich, und es verdroß mich mehr als sonst; ich ballte die Faust und schlug ihn heftig auf die Nase, daß ich Knochen und Knorpel so mürbe fühlte, als wenn es eine Oblate gewesen wäre: und so habe ich ihn für sein ganzes Leben gezeichnet." — Aus ‚Benvenuto Cellini', 1, 3 (1913)

(Der Papst hat Cellini den Auftrag einer Münze genommen. Cellini antwortet dem Boten, Seine Heiligkeit habe die Münze nicht ihm, sondern sich genommen.) „Dieser abscheuliche, mißgünstige Mensch eilte, was er konnte, alles dem Papste zu sagen, wobei er gewiß von dem Seinigen hinzutat."
Aus ‚Benvenuto Cellini', 1, 12 (1913)

hockt, um die vierzig Räuber vor dem geheimnisvollen Berge zu belauschen, beutet er für nicht weniger als vier seiner Improvisationen aus: zwei Federzeichnungen, eine Bleistiftzeichnung, eine farbig angetönte Tuschzeichnung. Bemerkenswert ist der Gegensatz, in dem sich seine Sindbad-Lithographien zum Text befinden. Wer sie allein sähe, ohne das Märchen

Digitized by Google

Rübezahl: „Unseliges Erdengewürm," rief er aus, indem er aufschaute, und vom hohen Gebirge die Türme der Kirchen und Klöster in Städten und Flecken erblickte, „treibst, sehe ich, dein Wesen noch immer unten im Tale. Hast mich baß geafft durch Tücke und Ranke, sollst mir nun büßen." Aus den ‚Märchen vom Rübezahl' erzählt von J. K. A. Musäus Mit 51 Zeichnungen (1907)

zu kennen, würde nicht spüren, daß Islam gottergeben heißt. Nur die Abenteuer, die wilden und unwahrscheinlichen, reizen den Künstler zur Gestaltung. Über die lyrische Schwermut, die Erkenntnis von der Nichtigkeit aller Dinge, die der Rahmenerzählung zu Grunde liegt, gleitet er völlig hinweg. Er macht es nicht anders als der Knabe, der auch von Sindbad so wenig wie von Robinson lernen will, daß es am besten sei, im Lande zu bleiben und sich redlich zu nähren.

Um sich Slevogts Eigenwuchs klar zu machen, hat man ihn mit andern Großen verglichen. Man hat Liebermann herangezogen, der dem Süddeutschen einen Teil seiner norddeutschen Sachlichkeit zukommen ließ. An Rembrandt wurde erinnert, mit dem ihn seine Ursprünglichkeit, an Böcklin, mit dem ihn seine Phantasie, an Delacroix, mit dem ihn seine Reizbarkeit verbindet. Schließlich ist man aber immer wieder auf Menzel zurückgekommen, und zwar auf den jungen, beweglichen, der Kuglers ‚Geschichte Friedrichs des Großen' die Unsterblichkeit schenkte und in seiner Malerei vorwegnahm, was der deutschen Kunst ein Menschenalter später als funkelnagelneue französische Errungenschaft übermittelt wurde. Was Slevogts Illustrationen angeht, so gleicht er Menzel in der Kraft seiner Erfindung. Aber er ist freier als sein größerer Vorgänger, der auch anmutig und launisch spielen konnte, der aber die preußische Gewissenhaftigkeit seines Helden geerbt hatte. Sehr deutlich wird das durch die Steinzeichnungen, welche Slevogt für die Lebensbeschreibung Cellinis entwarf. Goethe hat sie über-

Rübezahl: „Darüber" (über die dreiste Zudringlichkeit der verdorbenen Hauswirte, der Lumpen und Müßiggänger) „wurde der Geist endlich unwillig, stäubte das lose Gesindel durch einen kräftigen Steinhagel aus seinem Gebirge hinaus ..." Aus den ‚Märchen vom Rübezahl,' erzählt von J. K. A. Musäus Mit 51 Zeichnungen (1907)

Digitized by Google

setzt. Ihm machte der abenteuerreiche Florentiner Eindruck. Aber er sah in ihm doch mehr als einen verwegenen Gesellen, der zufällig Künstler war. Ihm war die Geschichte Cellinis das Abbild eines bedeutenden Zeitabschnitts. Er sah den Helden auf der Bühne seines Jahrhunderts, und wenn seiner Unbefangenheit zweifellos auch die kleinlichen und bedenklichen Händel Spaß gemacht haben, in die Cellini sich verwickelt: um ihretwillen allein würde er sich die Mühe des Übersetzens kaum gemacht haben. Menzel hätte die Lebensbeschreibung Cellinis ebenso beurteilt und danach gehandelt. Bei Slevogt fällt das Geschichtliche und Kulturgeschichtliche vollkommen unter den Tisch, und wenn er bei der ‚Ilias', wo die Sache ähnlich lag,

„Der Kavalier bot der Gräfin den Arm und führte sie in die Prachtgemächer seines Hauses ..."
Aus den ‚Märchen vom Rübezahl', erzählt von J. K. A. Musäus. Mit 51 Zeichnungen (1907)

den leidenschaftlichen Zug, der zweifellos darinsteckt, herausriß, so verlegt er sich hier auf das Reinanekdotische. Der Gegensatz zu dem Meister unserer Illustrationskunst ist vollkommen. Menzel ist, auch wo er kühn ist, ein Diener am Wort. Slevogt setzt seine höchstpersönlichen Einfälle hin. Das Buch ist ihm nur ein Instrument, auf dem er spielt.

Auf diese Weise wird er manchmal auch Sieger über das Buch. Slevogt hat Zeichnungen zu den Märchen von Rübezahl gemacht. Als Text fand er die Fassung vom alten Musäus vor, die uns heute in ihrer selbstklugen Art nicht mehr recht zusagen will. Es gefällt uns nicht, wenn ein Märchenerzähler seinen Helden auf der ersten Seite also einführt: „Freund Rübezahl, sollt ihr wissen, ist geartet wie ein Kraftgenie, launisch, ungestüm, sonderbar; bengelhaft, roh, unbescheiden; stolz, eitel, wankelmütig" usw. Was Slevogt an Rübezahl anzog, war sicherlich die Unmittelbarkeit des Empfindens, die ihm Musäus zuschreibt: „schalkhaft und bieder, störrisch und beugsam, nach der Stimmung, wie ihn Humor und innerer Drang beim ersten Anblick jedes Ding ergreifen läßt." Das Naturgewaltige der Rübezahlgestalt bringt nun der Verfasser in der Folge gar nicht heraus. Er hält sich für zu aufgeklärt, um an den Alten vom Berge zu glauben, und so verscherzt er sich die schaurigen und possenhaften Wirkungen, die in dem Stoff liegen. Da setzt Slevogt ein. Das Grausame, Harte, Rücksichtslose dieser derben Geschichten liegt ihm, und auf einzelnen Blättern entfaltet sich sogar eine Eigenschaft, die wir bisher noch nicht an ihm bemerkt haben: Innigkeit des Gefühls. Die Zeichnung, auf der Rübezahl in Menschenverachtung um sein entschwundenes Liebesglück trauert, ist ein ergreifendes Zeugnis für diese seelische Vertiefung der Slevogtschen Illustrationskunst. Der häßliche Berg-

„... Darüber ergrimmte Freund Rübezahl dergestalt, daß er alsbald ein panisches Schrecken auf die Herde fallen ließ und sie in wildem Getümmel den Berg hinabscheuchte ..." Aus den ‚Märchen vom Rübezahl', erzählt von J. K. A. Musäus. Mit 51 Zeichnungen (1907)

Zum Volkslied ‚Das Ringlein'. Lithographie in dem ‚Liederbuch' (1918). Vordem auch veröffentlicht in den ‚Alten und neuen Liedern mit Bildern und Weisen,' 4. Heft (Leipzig, Inselverlag)

Digitized by Google

Zum Volkslied ‚Schön ist die Jugend'. Lithographie in dem ‚Liederbuch' (1918). Vordem auch veröffentlicht in den ‚Alten und neuen Liedern mit Bildern und Weisen'. 4. Heft. (Leipzig, Inselverlag)

geist ist von den Schauern einer erhabenen Einsamkeit und eines schwermütigen Schmerzes umwittert. In ihm offenbaren sich seelische Tiefen, an die der Verfasser nicht zu rühren vermocht hat. So ernst Slevogt hier ist, so lustig kann er sein, und es stellt sich in diesem Bande heraus, daß der Witz zum Humor geworden ist. Er wird liebenswürdig und findet den Weg vom Auge des Betrachters zu seinem Herzen.

Auf diesem Wege ist der Illustrator Slevogt weitergegangen, und so selbstherrlich er ehedem verfuhr, indem er sich das Werk des Dichters nur als eine Anregung für flüchtige Einfälle dienen ließ, so ernsthaft setzt er sich in seinen neuesten Schöpfungen dieser Art mit dem Wort auseinander. Es sind Bilder zu Volksliedern und zu Grimmschen Märchen. Was er bei Musäus konnte: darüber hinausdichten, das geht hier nicht. Aber die Ehrfurcht vor diesem Edelgut unseres Volkstums verbietet auch ein bloßes Improvisieren. Slevogt beginnt deshalb im alten Sinne zu illustrieren, und wenn seine Technik sich selbstverständlich von der der älteren Illustratoren, etwa Ludwig Richters, der dieselben und ähnliche Aufgaben gelöst hat, scharf unterscheidet: das Streben Slevogts geht zum gleichen Ziel. Er will den dichterischen Gehalt eines Liedes oder Märchens durch seine Zeichnung hervorheben. Er will die Wirkung des gedruckten Wortes unterstützen. Und er gibt den Ehrgeiz auf, geistreich beiseite zu sprechen.

Zu bewundern ist die einfühlende Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, die er hier entwickelt. An dem Georg Scherer'schen Volksliederbuch vom Jahre 1863, einem der schönsten, die wir haben, sind so verschieden geartete Künstler wie Jacob Grünenwald, Andreas Müller, Karl Piloty, Arthur von Ramberg, Alexander Strähuber, vor allem aber Ludwig Richter und Moritz von Schwind beteiligt. Trotzdem sind die Zeichnungen sämtlich auf einen Ton gestimmt, auf den biedermeierisch-romantischen, der sich hier ein spätes und herrliches Denkmal gesetzt hat. Man faßte die Lieder als die unter sich verwandten Vertreter einer Gattung auf, einer Gattung, die in dem etwas verschwommenen Begriff Altdeutschland zu Hause war. Sle-

Die Gänsemagd: „Weh, weh Windchen, nimm Kürdchen sein Hütchen und lass'n sich mit jagen, bis ich mich geflochten und geschnatzt und wieder aufgesatzt." Aus den ‚Deutschen Märchen erzählt von den Gebrüdern Grimm' (1918)

Digitized by Google

Dornröschen: „... und der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie." Aus den ‚Deutschen Märchen, erzählt von den Gebrüdern Grimm' (1918)

vogt nimmt jedes Lied als ein Sonderwerk und entfaltet mit feinem geschichtlichem Sinn seine eigentümlichen Schönheiten. Manchmal noch bleibt er stecken in der Improvisation. Aber in der Regel gelingt es ihm, sein Bild mit Wort und Weise zur Einheit zu schmieden. Wir hören, wie die Fahnen des Prinzen Eugen sieg- und ruhmreich rauschen. Wir schauern unter den Schatten der dunkeln Nacht, die nun herum ist. Wir werden mitgerissen von dem Jubel des Körnerschen Schwertliedes. Schillers Reiterlied nimmt uns stürmisch auf seine Schwingen, und fröstelnd erblickt unser geisterseherisches Auge den Tod, der neben dem im Morgenrot Reveille blasenden Reiter hält. Uns entzückt die Biedermeieranmut, die Slevogt in dem Liede vom vorübergehenden Feinsliebchen entdeckt, und uns ergreift die im Bilde so einfach und trostlos wie im Wort klagende Sehnsucht nach der Jugend, die schön ist. Und mit denselben neuen Augen sieht unser Künstler die Märchen von der Gänsemagd und von Hans im Glück an. Gern verknüpft er seine zeichnerischen Bemerkungen mit humoristischen Wendungen, aber er hütet sich vor billiger Ironie, und wo die Sache es verlangt, wirkt er ernst und bedeutend.

Vielleicht sind diese Bücher, die im Cassirerschen Verlage so bequem zu überblicken sind, besser geeignet, den Künstler volkstümlich zu machen als seine Gemälde. In der großen Ausstellung, die zu Ehren seines fünfzigsten Geburtstages in Berlin veranstaltet ist, kann man beobachten, wie die Besucher mit besonderer Andacht vor diesen Zeichnungen verweilen. Von dieser Kleinkunst fühlen sie sich vornehmlich vertraut angesprochen. Sie zeigt offener als seine Bilder den deutschen Heimatboden, auf dem der Künstler wurzelt, und was die halb müßige Arbeit besinnlicher Abendstunden war, windet ihm einen frischen Eichenzweig in den Lorbeer seines Künstlerruhmes.

Hans im Glück: „So glücklich, wie ich," rief er aus, „gibt es keinen Menschen unter der Sonne." Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun fort, bis er daheim bei seiner Mutter war. Aus den ‚Deutschen Märchen, erzählt von den Gebrüdern Grimm' (1918)

Digitized by Google

NIMROD

Erzählung von Jakob Boßhart

Die Feierlichkeit des Sonntagmorgens schwebte durch das Haus. Cäcilie Lindner war aus der Kirche heimgekehrt, hatte schnell einen Blick in die Küche geworfen und saß nun am Klavier, bemüht, dem Choral gerecht zu werden, dem die Gemeinde ihrer Meinung nach viel schuldig geblieben war. Sie hätte die Akkorde gerne stark und groß angeschlagen, sie sollten sagen: „So sind wir und nicht anders," aber ihre zarten Finger waren mehr für das Liebliche, Zierliche als für das Große geschaffen. Sie fühlte, wie weit sie hinter dem Gewollten zurückblieb, und brach das Spiel mitten in einem Takt mit einem harten Schlag ab.

„Was ist dir, Kind?" fragte ihr Vater, aufmerksam geworden. Er saß in der Fensternische und durchging das Kursblatt, ein Geschäft, bei dem er sich nicht gerne stören ließ. In dem Augenblick läutete die Hausglocke und enthob Cäcilie der Pflicht, eine Antwort zu suchen.

„Nach dem Ton könnte es mein Herr Stremmel sein," sagte der Vater, „so kräftig zieht nur er die Glocke. Was er wohl heute wollen mag?"

Cäcilie huschte nach einem Nebenfenster und schaute in den Spion, einen Spiegel, der vor dem Fenster angebracht war und es ermöglichte, vom Zimmer aus den Hauseingang zu überwachen.

„Ja, wahrlich, es ist Herr Stremmel," sagte sie, „er bringt einen Blumenstrauß, man könnte ein Fuder Heu daraus machen. Was für ein Festtag ist denn heute?"

Der Vater stand rasch auf, zog die Weste herunter, knöpfte den Rock zu und brachte die Manschetten in Ordnung. „Blumen, sagst du?"

Das Zimmermädchen öffnete von draußen die Türe, und strahlend, ein Bild der Freude und Kraft und Zuversicht, trat Herr Stremmel über die Schwelle.

„Guten Morgen, gnädiges Fräulein, guten Morgen, Herr Lindner!"

Man nahm Platz, Herr Stremmel wendete sich an Cäcilie: „Wie geht es Ihnen, gnädiges Fräulein? Wir haben uns bald drei Wochen nicht mehr gesehen."

Sie fuhr zusammen und suchte nach einer schicklichen Wendung, denn sie besaß gar keinen Vorrat an Redensarten, sie war ein Hauskätzchen und hatte sich aus den Empfangszimmern anderer Damen fast nichts geholt. Er gewahrte indessen ihre Verwirrung kaum, es war ihm auch nicht sehr um eine Antwort zu tun, er hatte schon Herrn Lindner mit den Augen umfangen. „Bin gestern abend von der Reise zurückgekehrt, in Mannheim großartige Bestellung notiert." Er dämpfte die Stimme bedeutsam: „Doch ich bin eigentlich wegen einer andern Sache hergekommen. Ich bin nun drei Jahre in Ihrem Geschäft, Herr Lindner . . ."

„Wahrlich, sind es schon drei Jahre?"

„Es war für mich ein großes Glück, zu Ihnen zu kommen, ich habe viel gelernt, viel Erfahrung gesammelt, dafür möchte ich Ihnen danken; ich habe für Sie eine Verehrung, wie ein Sohn für seinen Vater."

Herr Lindner, obschon sichtlich geschmeichelt, lehnte mit einer Gebärde bescheidentlich ab, und der andere fuhr fort: „Gerne möchte ich Ihnen noch mehr sein, Ihnen Ihre Last erleichtern, Sie haben's verdient, Sie müssen riesig gearbeitet haben Ihr Leben lang."

„Hab' ich auch." Lindner war fast gerührt.

Herr Stremmel wollte sich die Bestätigung auch von Cäcilie geben lassen, fand aber ihren Stuhl leer und sah nur noch, wie sie lautlos wie ein Schatten durch die Türe entschwand.

„Cäcilie!" rief der Vater. „Was machst du denn?"

„Lassen Sie das Fräulein nur," beschwichtigte ihn Stremmel, „es ist vielleicht besser, wir Männer seien einen Augenblick unter uns." Nach einer Pause fuhr er fast geschäftsmäßig weiter: „Brauche ich Ihnen zu sagen, daß ich Fräulein Cäcilie sehr, wirklich sehr schätze, sie ist ein lieber Kerl — —"

„Ein liebes Kind," verbesserte Lindner, aber ohne Nachdruck.

„Ich würde mein Bestes tun, sie glücklich zu machen und Ihnen, verehrter Herr, eine zuverlässige Stütze im Geschäft zu sein. Ich werde mich ganz einsetzen — —"

Lindner reichte ihm die Hand. „Wir beide werden bald einig sein, ich wünsche mir keinen besseren Tochtermann." Die Sorge um das Geschäft ging ihm durch den Kopf, und er fuhr fort: „Ich werde alt, sechzig Jahre sind eine Bürde. Und die Schwindelanfälle — — Ich sollte mich etwas entlasten, sagt der Arzt. Ich will mit meiner Tochter reden, gedulden Sie sich. Es wird ihr nicht leicht fallen."

Digitized by Google

Stremmel erhob sich. „Ich bin Ihnen außerordentlich verbunden! Meine Sache ist in besten Händen.“

„Ich würde Sie gerne zum Mittagessen bitten,“ sagte Lindner, „aber da die Lage so wenig abgeklärt ist ...“

„Sehr liebenswürdig,“ unterbrach ihn Stremmel, „aber das geht nun wirklich nicht, und dann muß ich noch nach meinen Hunden sehen, sie haben in meiner Abwesenheit ihre richtige Ordnung nicht gehabt. Bitte, empfehlen Sie mich Cäcilie aufs allerbeste, ja?“ Damit ging er. Er notierte das ‚Geschäft‘ bei sich als abgeschlossen, darum sagte er einfach ‚Cäcilie‘.

Während des Mittagessens war Lindner sehr schweigsam, er sammelte Sätze und Überzeugungsmittel. Cäcilie erriet seine Absicht, und sobald sie ihm den schwarzen Kaffee eingeschenkt hatte, verschwand sie. Sie müsse die kranke Nähterin im Spital besuchen, erklärte sie. Sie blieb bis zum Abend aus und kam abgeschlagen und bleich zurück.

‚Es hat sie den ganzen Tag herumgetrieben,‘ sagte sich der Vater.

88 88 88

Nach dem Abendbrot wollte sie wieder wie Luft zerfließen. Er ging ihr ins Empfangszimmer nach, wo er sie das Klavier hatte aufklappen hören. Sie mußte seinen Tritt gehört haben; der Raum war leer, als er eintrat. In ihrem Arbeitszimmerchen stellte er sie endlich wie ein Wild und redete sie barsch an: „Du führst dich auf wie ein ungezogenes Kind!“

Sie schwieg, sie verstand sich nur auf ein Rettungsmittel, die Flucht.

Er setzte ihr die ganze Lage auseinander, die Vorteile, die aus der Heirat für sie, für ihn und für das Geschäft erwachsen würden.

Sie hörte ihm mit halbem Ohr zu und hätte gewünscht, er würde nie zu reden aufhören, damit die Reihe nicht an sie käme. Aber auf einmal war ihr, er spieße sie auf: „Nun wünsche ich deine Ansicht zu hören!“ Sie zögerte und brachte dann ihren ersten Grund hervor: „Ich bin doch älter als er.“

„Ach was, ein Jahr, was bedeutet das! Du bist jetzt achtundzwanzig, letzte Post, mein Kind, letzte Post!“

„Ich will ja gar nicht heiraten, nicht mehr. Ich hab' das hinter mir.“ Das war ihr zweiter Grund.

„Lebte Rudolf noch, ich würde dir auch nicht dazu raten, aber das Geschäft, das Geschäft! In Herrn Stremmel hätte ich Zutrauen wie in einen Sohn.“

„Er ist ein Fremder.“ Damit warf sie ihren dritten Grund in den Kampf.

Lindner brauste auf. „Was soll das? Ist er deswegen als Mensch weniger wert?“

Sie raffte sich noch einmal auf. „Ich habe ihn schon sehr schön über Hunde, noch nie anziehend über Menschen reden hören. Wir sind wie Öl und Wasser, wir werden uns nie annehmen.“ Das war ihr letzter Grund, und sie stellte ihn obenan.

Lindner rückte seinen Stuhl etwas zurück, sah sie erstaunt an und schüttelte verständnislos seine weiße Mähne.

„Du verstehst dich schlecht auf Menschen. Herr Stremmel ist ein unermüdlicher Arbeiter, ein heller, findiger Geschäftsmann, zäh wie Eisendraht, der unser Haus obenhalten wird. Ist das nichts? Man merkt ihm an, daß er sein Jahr gedient hat, das schafft Energie. Jedes Geschäft ist ihm eine Schanze, die er nehmen soll. Was er immer unternimmt, sei's Arbeit, sei's Sport oder Vergnügen, wird zur Höchstleistung. Er ist eine Kraftnatur. Ihr seid verschieden, das ist ja wahr, aber die besten Ehen werden aus Gegensätzen zusammengeschmiedet. Wo alles auf den gleichen Ton gestimmt ist, nistet sich die Langeweile und damit allerhand Unrat ein.“

Es entspann sich nun ein stiller, heftiger Kampf zwischen Vater und Tochter. Sie führte ihn, indem sie sich im Hause in einen unfaßbaren Schatten verwandelte, er fast nur mit seinen Blicken, die bald flehten, bald drohten, bald zürnten oder schalten. Sie wich ihnen aus und fühlte sie doch beständig auf sich ruhen. Sie merkte, daß ihr bißchen Mut und Standhaftigkeit von diesen Blicken aufgezehrt wurden.

Einmal litt er wieder an den Schwindelanfällen, denen er seit einigen Jahren besonders nach angestrengter Arbeit unterworfen war. Cäcilie brachte ihm das Frühstück ins Schlafzimmer. „Ich will dir die Mühe nicht machen,“ sagte er kalt, „Berta bedient mich schon, solange ich es noch nötig habe.“

Das traf sie so, daß sie mit dem Weinen kämpfen mußte. Er nahm die Gelegenheit wahr: „Wir fangen an, uns weh zu tun, gutes Kind, und doch ist mir, wir haben uns im Grunde recht lieb. Ich für mein Teil weiß es, von dir hab' ich's bis jetzt geglaubt.“

Sie wurde ganz weich, nur schon daß er wieder mit Worten statt mit Blicken zu ihr redete. Langsam und mutlos sagte sie: „Es fällt mir so furchtbar schwer, Vater. Ich möchte so gern,“ und das Wasser rieselte ihr so ungestüm aus den Augen, daß sie die Fassung verlor und eiligst verschwand. Ihr Widerstand zerfloß an jenem Tag in Tränen.

Digitized by Google

Bauernstube mit Holzschnitzer

Gemälde von Hans Thoma (1860)

Aus der Ausstellung „Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert"

Hier veröffentlicht mit Genehmigung der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

Auf den folgenden Sonntag wurde Stremmel zum Mittagessen eingeladen. Er erschien mit einem Strauß aus kostbaren Orchideen, von seinem Gesicht ging ein sieghafter Freudenglanz aus. Als Cäcilie vor ihm stand und ihr Jawort gegen den Boden hauchte, errötete sie so tief, daß dem Bräutigam schien, das Blut ströme ihr sogar durch ihr hellblondes Haar und gebe ihm einen Stich ins Rote. Das nadelschlanke Persönchen sah in seiner hilflosen Verwirrung, die der Bräutigam falsch deutete, rührend aus.

‚Es hat sie doch tüchtig gepackt,' dachte er bei sich, ‚es ist ein famoser Kerl,' und er schloß das Mädchen ungestüm in seine Arme auf die Gefahr hin, es zu zerbrechen.

Cäcilie hätte die Brautzeit gerne in die Länge gesponnen, aber die beiden Männer nahmen sie nun in die Mitte und führten sie in schonungsloser Geschäftsmäßigkeit nach ihrem Gutdünken. —

Stremmel zog nach der Hochzeit in das Lindnersche Haus. Das verstand sich von selber. Man konnte doch den alten Vater nicht allein lassen. Das Haus war geräumig, für reichen Kindersegen eingerichtet. Es lag an der Berglehne über der Stadt in einem großen Garten, mit rauschenden Bäumen. Herr Stremmel nahm von dem ganzen Hause wie ein Eroberer Besitz, ohne daß er sich dessen selber bewußt wurde. Herrschen war ihm eine natürliche Verrichtung wie Atmen und Wachen und Schlafen. Den Garten fand er für seine Hunde eben recht, da mochten sie sich tummeln.

Das früher so stille Haus Lindner schien aus einem langen Schlafe erwacht zu sein. Schon am frühen Morgen schallte Stremmels Stimme treppauf und treppab. Die Hunde erwarteten ihn vor der Haustüre und suchten ihn herauszubellen wie einen Fuchs aus seinem Bau. Bald erschien er selber mit der Peitsche in der rechten Tasche seines Wamses, und dann ging's hinaus zum Morgenspaziergang. Zum Frühstück waren sie wieder da, nachher überließ Stremmel das Lärmen den Hunden und eilte ins Geschäft, wo er immer der erste auf dem Posten war.

Stremmel merkte von der Umwälzung, die er ins Haus gebracht hatte, nicht das geringste. Er lebte dem Geschäft, seinem Schwiegervater, seiner Frau, den Hunden, er schien sich vervierfacht zu haben und schwamm glücklich im Strom seiner vielfältigen Tätigkeit. Es deuchte ihn freilich manchmal, Cäcilie sehe nicht eben heiter aus, aber wenn er seine eigene Munterkeit, Gesundheit und Kraft empfand und seine Stimme im Hause widerhallen hörte, konnte der Verdacht, es sei nicht allen wohl in ihrer Haut, nicht aufkommen.

Und tat er übrigens nicht alles, um seiner „Maus", wie er Cäcilie nannte, das Leben zu versüßen? Es verging fast kein Tag, ohne daß er ihr eine kleine Überraschung bereitete. Bald war es ein Strauß Nelken oder Rosen, bald eine Kleinigkeit für ihren Schreibtisch, eine Schachtel mit Süßem oder etwas Nützliches für die Küche. Er lobte ihren Geschmack sich zu kleiden, ihre Sparsamkeit, ihre Kochkunst, die Geschicklichkeit ihrer Finger, kurz, ihr ganzes Warenlager an häuslichen Qualitäten, wie er das nannte. Er war entzückt von ihrer Stimme, obschon sie recht klein war, von ihrem musikalischen Gedächtnis, ihrem Klavierspiel. Nach dem Abendbrot mußte sie ihm immer etwas vorspielen. Er saß mit übergeschlagenen Beinen in einem bequemen Stuhl, rauchte seine Zigarre und blies den Rauch in Kringeln zur Decke hinauf. War das Stück gespielt, so klatschte er in die Hände und wenn er besonders munter aufgelegt war, rief er: „Brava! Brava!" — wobei er das a der Endung merklich hervorhob; oder er explodierte: „Donnerwetter, das hast du aber mit brio heruntergeklopft," und war fest überzeugt, daß solche Mittelchen sein Kennertum unumstößlich dargetan hatten. In Wahrheit dachte er, während Cäcilie spielte, an seine Geschäfte, und es waren ihm in solchen Stunden schon die glücklichsten Einfälle gekommen.

Cäcilie fand sich in ihm nicht zurecht. Sie beobachtete und studierte ihn heimlich wie ein Tier aus einem fremden Weltteil.

‚Wie weit sind wir auseinander! Ich möchte in Musik und Gedichten leben, bei ihm ist alles Geldfrage und Machtfrage; im Theater unterdrückt er das Gähnen, im Konzertsaal rechnet er, sein Lebenszweck heißt Erfolg, und meiner . . . ach Gott, meiner . . . ich habe, glaub' ich, keinen.'

Der alte Lindner merkte mit der feinen Witterung eines Vaters, daß sein Kind am Glücke vorbeigegangen war, aber er ließ sich seine Erkenntnis nicht anmerken. Er stellte sich munterer als je, seine dünne Stimme suchte das Fanfarenhafte der Stremmelschen zu erreichen, und er verpaßte keine Gelegenheit, um vor Cäcilie die Vorzüge ihres Mannes im Licht auszubreiten. Sie hörte zu und nickte zuweilen, sann und sann, und die Zeit verstrich.

Es verging ein Jahr, es vergingen zwei Jahre, und das junge Ehepaar blieb kinderlos. Ein kleiner Schatten fiel deshalb eines Tages ins Haus und wuchs von einem Raum in den andern hinein. Cäcilie zwar

Digitized by Google

vermißte den Nachwuchs nicht. Ein starkes Begehren nach Kindern haben nur leidenschaftliche Menschen, solche, die sich oder ihr Herz ohne Bedenken verschleudern möchten. Cäcilie dachte manchmal: ‚Hat man Kinder, so gehört man nicht mehr sich selber, und dann wird man rasch alt und fällt aus dem Rahmen.‘

Stremmel war anderer Ansicht. An einem Abend, als sie sich gegenübersaßen, trug er eine große Verstimmung zur Schau. Das war an ihm etwas Ungewohntes und fiel Cäcilie sofort auf. Aber sie hielt es für klüger, nicht danach zu fragen. Er wurde deutlicher, schritt ein paarmal im Zimmer auf und ab und ließ sich dann mit einem halbgestöhnten, abgestuften: „Ja, ja, ja!“ auf das Sofa nieder. Sie beachtete seinen Gefühlsausbruch auch jetzt noch nicht und stichelte gelassen an ihrer Arbeit weiter wie ein feines Maschinchen aus kaltem Metall. Er steckte sich eine Zigarre an, wollte seine Ringe in die Luft blasen, gab aber das Beginnen nach einem verfehlten Versuch auf. Dafür stieß er einen dichten Rauchballen gegen seine Frau aus. „Denk' dir,“ rief er aus der Wolke heraus, „heut hab' ich Binkerts angetroffen, du weißt doch, Binkerts an der Nelkenstraße, die am gleichen Tage wie wir Hochzeit hielten.“

Sie ließ ein unbefangenes „So?“ auf ihre Arbeit fallen und sah nicht einmal auf.

„Denk dir, die haben schon zwei Engerlinge, stramme Kerle, es ist eine Freude.“

„Was haben sie?“

„Zwei Engerlinge.“ Er hatte sich in der Junggesellenzeit angewöhnt, statt Kinder Engerlinge zu sagen.

„So, so! Zwei Engerlinge,“ piepste sie und schien ein kleines Rechenexempel auszuführen.

Er antwortete auf diese farblose Äußerung mit einer neuen gewaltigen Rauchwolke, dehnte seine starken Glieder und gähnte die Worte heraus: „Wie groß und leer mir heute unsere Stube vorkommt!“

„Das Zimmer hat eine schöne Größe,“ gab sie zwischen zwei Nadelstichen zurück und streifte ihn mit einem raschen Blick, der gerade noch in seinen weitgeöffneten Mund, das Sinnbild der großen Leere, glitt.

„Wenn du nicht manchmal ein wenig Musik machtest, so wäre unser Haus wie ein Kloster,“ fuhr er fort.

„Die Musik und die Hunde! Heute haben sie wieder wüst gelärmt. Die kranke Frau in Nummer 12 hat herübergeschickt.“

Stremmel gab seinen Kriegsplan für diesen Tag auf, schoß aber von nun an fast täglich seine Pfeile nach Cäcilie ab. Sie spielte ihre Rolle eine Zeitlang mit großer Meisterschaft, sie übte sich in der Kunst zu widerstehen. Einmal aber vergaß sie die Maske und stieß in einer bitteren Anwandlung hervor: „Was kann ich dafür, daß wir keine Kinder haben?“ Das Blut schoß ihr bei diesen Worten verschämt in die Wangen wie in der Brautzeit.

Über Stremmels Gesicht flog die Genugtuung, er war froh, sie endlich soweit zu haben, und flüsterte mehr, als er sagte: „Freilich kann man dafür, du solltest einen Arzt befragen.“

Und nun hatte er gleich eine ganze Liste von ‚Engerlingen‘ bereit, die ihr erfreuliches Dasein bis zu einem gewissen Grad ärztlichem Rat verdankten. Er brachte seine Beweismittel mit jenem gewinnenden Lächeln vor, das er auf seinen Geschäftsreisen als unwiderstehlich erfunden hatte. Bei ihr verfing es nicht. Sie wurde nochmals rot, aber in die Schamröte mischte sich die Farbe des Zornes. Was er ihr zumutete, schien ihr der Gipfel der Demütigung zu sein. Sie legte ihre Arbeit mit einer entschiedenen Gebärde auf den Tisch, richtete ihr zierliches Persönchen ganz achtunggebietend in die Höhe und entfernte sich. Er staunte ihr einen Augenblick verwundert nach. War das sie? Dann eilte er ihr nach und suchte ihr begreiflich zu machen, daß die Vernunft und die Sorge um die Zukunft aus ihm gesprochen und es ihm völlig fern gelegen habe, sie zu verletzen. Sie sollte sich die Sache ruhig überlegen, in acht Tagen wollten sie darauf zurückkommen. Damit ging er. „Für ein derartiges Puppenspiel bin ich nicht fein genug,“ murrte er mißmutig.

Er hatte schon den Fuß auf die Treppe gesetzt, um zu seinem Schwiegervater hinabzusteigen, hielt es aber für klüger, ihm die Sachlage im Geschäft klarzulegen.

Bei Lindner brauchte er das Verständnis nicht erst zu wecken. Der alte Herr dachte nicht weniger als sein Schwiegersohn an die Zukunft seines Geschäftshauses und versprach Unterstützung. Stremmel hatte ganz beiläufig die Bemerkung fallen lassen, eine kinderlose Ehe sei etwas wie ein Rechnungsfehler. Dabei hatte es dem Alten ein bißchen in der Herzgegend gezittert.

Um nicht den Verdacht zu erregen, der Handel sei zwischen ihm und dem Schwiegersohn abgekartet, wartete Lindner einen ganzen Monat, ehe er eingriff; er war ein Diplomat und Rechner. An einem Sonntagmorgen trat er nach dem Spaziergang mit ganz strahlendem Gesicht in die Stube, schauspielerte mit natürlicher Munterkeit ein wenig und rief beinahe mit der Fülle von

Digitized by Google

Stremmels Stimme: „Kinder, ihr habt mir was zu sagen; heraus damit! Nein? Gar nichts? Das ist aber seltsam! Eben hab' ich einen Storch über dem Hause gesehen, ich weiß nicht, kam er zu einem Fenster oder zum Schornstein heraus."

Er kicherte wie ein Schwerenöter zu den beiden hinüber; Stremmel breitete ein sonniges Behagen über sein Gesicht aus, Cäcilie aber erwiderte altjüngferlich: „Wie du an solchen Späßen noch Freude haben magst, in deinem Alter!"

„Was ist denn Unrechtes dabei?" polterte Lindner. „Darf ein alter Vater bei seinen Kindern nicht mehr an den Storch glauben? Wenn man in deinen Wänden vom Steiner spricht, solltest du fröhlich sein und deinem Manne gleich einen Kuß geben, so breit wie ein Fleischteller. Aber freilich, so sind die Frauen heutzutag: Kinder bringen Arbeit, man muß sie hüten, spazieren führen, ihnen zu trinken geben, man muß den Wagen stoßen, nachts einmal aufstehen oder gar zweimal, kann nicht immer an sich selber denken, nicht immer am Klavier sitzen. Ja, ja, ja! Wir Alten aber sind Narren, wenn wir davon träumen, einmal einen Enkel auf den Knien zu wiegen: ‚Ryte, ryte, Rößli,' ihm in die Augen zu gucken und drin zu lesen, wie es in vierzig, fünfzig Jahren etwa ums Haus bestellt sein möchte, wenn wir längst den hölzernen Rock angezogen haben."

„Man kann die Kinder nicht kommen lassen wie Warenmuster," warf ihm Cäcilie hin und erschrak heftig über ihre Keckheit

Der Vater ließ es für diesmal bewenden; wenige Tage später aber suchte er seine Tochter, als das ganze Haus still war, auf und fing an mit Ernst und Sachlichkeit über ihre Ehe und deren Aussichten zu sprechen. Sie hörte ihm schweigend und nachdenklich zu, als er aber wie beiläufig eine halb lahme Bemerkung über den Nutzen ärztlicher Erfahrung einfließen ließ, wußte sie, daß Stremmel aus ihm sprach und sie stieß ihr „Nein" so heftig hervor, daß Lindner abbrach. Von da an begegnete sie den beiden Männern mit Mißtrauen und geheimem Groll.

Wieder entspann sich ein verdeckter, erbitterter Kampf im Hause Lindner. Stremmel behandelte Cäcilie bald mit Kälte, bald mit überschwenglicher Zärtlichkeit, und der Vater setzte ihr mit seinen Blicken zu, ganz wie vor der Verlobung. Es war ihr manchmal, sie armes Menschenkind sei mit zwei Raubtieren in einen Zwinger gesperrt.

Der Vater hatte ihr angedeutet, daß Stremmel sicherlich im geheimen an eine Ehescheidung denke, aber das Wort hatte für sie jetzt keinen Schrecken mehr. Es ging ihr damit wie mit gewissen Genußmitteln, die zuerst anwidern und schließlich zum Bedürfnis werden. Sie beschloß, fest zu bleiben, sich ihrem Mann zu versagen und ihn so zum Äußersten zu bringen.

Während sie sich immer mehr in diese Stimmung hineintrieb, trat Lindner zu ihr ins Zimmer. Er sah ihre geröteten Augen, erriet, woher sie rührten, und ließ nun den Groll, der sich in ihm bei dem wortlosen Ringen der letzten Wochen angesammelt hatte, durch die Schleusen schießen. Aber da richtete sich in ihr etwas auf, was bis jetzt weder sie noch er gekannt hatte. Wie eine Tigerin fuhr die sonst so stille und sanfte Frau auf ihn los und schrie ihm ihre ganze Entrüstung und ihren Ekel ins Gesicht. Ein Fenster war offen, im Garten fingen die Hunde, durch den ungewohnten Lärm aufgeschreckt, heftig zu bellen an.

Lindner schoß das Blut jäh in den Kopf, so war ihm seine Tochter noch nie begegnet. Er hatte alttestamentliche Vorstellungen von dem Verhältnis zwischen Vater und Kind, und es regte sich ihm etwas Gewalttätiges in der Hand. Aber in dem Augenblick fühlte er, wie ihm der Arm erschlaffte, als hätte ihn einer seltsam an der Schulter berührt. Er sank auf einen Stuhl nieder, eine große Angst erfaßte ihn und zitterte in seinen weitgeöffneten Augen.

Cäcilie erriet seinen Zustand und wurde dadurch selber wie gelähmt. Sie sank vor ihm nieder und umfaßte seine Knie. „Verzeih mir, verzeih!" stammelte sie. „Werde mir nicht krank, ich will ja alles, alles tun, was du willst."

Sie wich drei Tage nicht von seinem Bette, immer von dem Gedanken gerüttelt, sie habe ihrem leiblichen Vater den Todesstoß versetzt und werde zeitlebens daran zu schleppen haben. ‚Ich will im Frieden von ihm scheiden, und was ich verbrach, so gut ich kann, büßen,' dachte sie.

Sobald es ihm wieder etwas besser ging und der Arzt erklärte, er sei für diesmal außer Gefahr, schlich sie heimlich zu einem Spezialisten, dem sie ihre Not mit stammelnden Worten eher zu erraten als zu verstehen gab. —

Ungefähr ein halbes Jahr nach jenem Tage geschah es, daß Stremmel in seinem Garten einen übermächtigen Jauchzer ausstieß. Es war im August, an einem Sonntagnachmittag. Stremmel war mit Rucksack und Pickel und in schweren Nagelschuhen aus dem Haus getreten. Er wollte in die Berge und tags darauf eine schwierige Besteigung unternehmen.

Digitized by Google

Cäcilie saß unter einem Baum und häkelte. Er wollte sich von ihr mit einem flüchtigen Händedruck verabschieden. So war es zwischen ihnen Brauch geworden.

Sie aber faßte diesmal die ihr dargestreckte Hand nicht, sondern sagte mit einem leichten Zittern: „Geh heut nicht!“

Er blickte sie an, einen solchen Ton hatte er noch nie aus ihrem Mund vernommen. Er forschte: „Was ist das für eine Laune? Es ist doch nicht das erstemal, daß ich kraxeln gehe!“ Sie schwieg eine Weile, übergoß sich rot und stammelte ihr Geheimnis hervor.

Er wagte es kaum zu glauben, seine Augen zitterten vor Erregung und in der Furcht vor Enttäuschung, sie bohrten sich in die ihrigen, die ihm ein schüchternes, aber doch sieghaftes „Ja“ zuzwinkerten. Da dehnte er die Brust weit und stieß seinen Jauchzer hinaus, als stände er oben auf einer Bergspitze nach hartnäckigem Ringen und schaute als ein Bezwinger über die Gipfel hin ins weite, verlorene, blaue, herrliche Land. Dann küßte er seine Frau auf die feuchten Augen und auf den bebenden Mund. Sie war gerührt über seinen Freudenausbruch und empfand es als Glück, ihm das Opfer gebracht zu haben.

Nun schaute die Sonne wieder unverhohlen in das Haus Stremmel und Lindner. Der glückliche Vater in Erwartung hatte auf einmal die Berge und die Jagdgründe vergessen und trug beständig ein Büschel Aufmerksamkeiten an den Fingerspitzen. Gleich am Tag der Freude war er in eine Buchhandlung gelaufen und hatte mit schallender Stimme den ‚Ratgeber für junge Frauen und angehende Mütter‘ verlangt. Jeden Abend wurde ein Kapitel in gemeinsamer Andacht durchgelesen, besprochen, berichtigt, ergänzt. Stremmel hatte sich das Wort Engerling von einem Tag zum andern abgewöhnt und sagte jetzt Erdenbürger. Er hetzte sich im Geschäft wie ein Besessener, um sich für die Spaziergänge frei zu machen. Den Hunden maß er die Zeit knapper zu, erwartete aber, daß man das gebührend beachte. So sah man denn das Paar täglich in den Anlagen der Stadt, am See, in den belebten Waldwegen Arm in Arm einherwandeln. Stremmel zog überall die Aufmerksamkeit der Leute auf sich. Wie väterlich betreute er seine Frau! Er ging immer auf der Seite des Randsteines, damit sie ja nicht darüber hinaustrete. Straßenkreuzungen überschritt er nur, wenn kein Fuhrwerk zu sehen oder zu hören war, und auch dann nur unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln. Der Straßenbahn oder einem Auto hätte er sein Kleinod um keinen Preis anvertraut. Gerne stand er vor Schaufenstern still, wo schöne Bilder ausgestellt waren, und wiederholte mindestens alle zwei Tage die Legende, die schönen Christusbilder der Renaissance seien in manchem Menschengesicht Fleisch und Blut geworden. Das hatte er irgendwo gelesen. An modernen Kunstläden ging er in großem Bogen vorbei, sein Ideal war das klassische.

Gerne hätte Cäcilie auch die wunderlichen Gegensätze im Gehaben ihres Mannes übersehen. Es gelang ihr nicht. Eine leise, böse Stimme raunte in ihr, sie sei so wenig wie vorher seine Hauptsorge, sie stelle für ihn nur ein Gefäß mit kostbarem Inhalt dar. Aber sie kämpfte wie eine kleine Heldin gegen die Anfechtung und suchte sich an dem Gedanken zu wärmen, durch ihr Opfer das ganze Haus in Frieden und Hoffnung, vielleicht in Glück getaucht zu haben. Und dazu kam das seltsame, süße Wachsen der Bande zwischen ihr und dem Wesen, dem sie Mutter werden sollte. Unerwartet, wie eine Offenbarung kam es. Sie hatte zuerst fast mit Widerwillen an das werdende Kind gedacht; plötzlich aber, als sie eines Tages einsam und träumerisch am Klavier saß und die Finger leise über die Tasten spielen ließ, geschah ihr wie ein Wunder: sie meinte aus den Saiten eine kleine, weiche, hohe Stimme zu hören und stutzte: war es vielleicht das Stimmchen ihres Kindes, das zu ihr rief, war es die werdende kleine Seele, die bei der ihrigen anklopfte und um Liebe warb? Von da an liebte sie das kleine unbekannte Wesen immer mehr. Es stellte sich mitten in ihre kleine Gedankenwelt, mitten ins Spiel ihrer Träume und Phantasien. Sie war zur Mutter erwacht.

Und es geschah noch etwas anderes, Merkwürdigeres. Was von der Mutter zum Kind ging, setzte sich, wie durch Vermittlung des Kindes, zum Vater fort. Cäcilie merkte das eines Tages, als Stremmel länger als gewöhnlich im Geschäft blieb und sie warten ließ. Eine ungewohnte Unruhe erfaßte sie, und als endlich unten die Hunde anschlugen, durchfuhr sie eine seltsame Freude und sie lief Stremmel entgegen die Treppe hinunter, wie kopflos. Das trug ihr freilich einen Tadel ein, ihre heftige Bewegung hatte in ihm Besorgnis erweckt. Aber die Schelten erschienen ihr nicht stachlig wie sonst, sie waren ja der Ausdruck der Sorge um das Kind, ihrer beider Kind.

Das Kind beschäftigte die Eheleute Tag und Nacht. Cäcilie wünschte sich im geheimen ein Mädchen, das einst der Sonnen-, Mond- und Sternenschein, der Frühling und Sommer, der ununterbrochene Fest- und

Digitized by Google

Sonntag ihres Hauses würde: blaue Augen, blonde, glänzende Locken, zarte, weiße Haut, ein Spiel des Lichtes und des Windes, ein sanftes, kaum hörbares Wesen, das wie ein Kätzlein durchs Haus ging, wie ein Kätzlein sich anschmiegte und ein feines Stimmlein hätte, wie ein Kätzlein, ganz oben in den Tasten des Klaviers.

Er dagegen dachte an etwas ihm Ähnliches. Daß es ein Bub sein würde, stand bei ihm außer Frage. Ein strammer Bengel sollte es sein, etwas, das zuerst eine kräftige Führung verlangt, um nachher um so selbstständiger und bewußter den eigenen Weg zu stapfen. Augen- und Haut- und Haarfarbe waren ihm gleichgültig, ein fester Wille, starke Arme, ein starrer Nacken, ein heller Kopf, darauf kam es ihm an. Und konnte das alles einem Jungen fehlen, der Karl Stremmel zum Vater hatte?

Einmal überrumpelte er Cäcilie mit der Frage, was für einen Namen sie dem Wesen geben wolle. Sie wich ihm aus, es sei unschicklich, ein Kindlein zu benennen, bevor man wisse, welcher Beschaffenheit es sein werde. Heimlich freilich hatte sie die Frage schon gelöst: sie hatte sich für den Namen Angelika entschieden, den sie selber in ihrer Jugend sich manchmal gewünscht hatte; denn ihr hatte immer geschienen, es klinge eine ganz besondere, glückliche Saite darin.

Nach der Mutmaßung der angehenden Mutter nahte die Zeit der Erfüllung. Im Hause Stremmel entstand eine geheimnisvolle Geschäftigkeit, ein Sorgen und Bereitlegen und Beraten.

Aber das erwartete kleine Menschenkind hatte es gar nicht eilig, seinen Einzug in die Welt zu halten.

Stremmel benahm sich wie der Föhn im Frühling, von allen Seiten stürmte und pfiff er einher, die ewige Unrast. Er sollte eine mehrtägige Reise machen und hatte sie von Tag zu Tag aufgeschoben, jetzt mußte er sie unternehmen. Er steckte ein Buch über Erziehung zu sich, das er längst im Schrank hatte, und fuhr mit einem Nachtzug ab.

Am folgenden Abend, als er abgehetzt in der fremden Stadt in seinen Gasthof zurückkehrte, fand er eine Depesche vor. Er riß sie beklommen auf, durchflog sie und hätte jauchzen mögen wie an jenem Augusttag im Garten. Sie enthielt die Worte: „Knäblein angekommen. Mutter und Kind wohl. Lindner."

88 88 88

Zwei Tage später ratterte Stremmel im Auto vom Bahnhof nach Hause, in großer Erwartung. Im Garten sprangen die Hunde ungestüm an ihm empor. Ihre Freude war ihm ein Vorgeschmack des Jubels, der ihn erwartete. Aber er stieß auf Betrübnis. Das Dienstmädchen empfing ihn an der Türe mit besorgter Miene. Lindner hatte einen neuen Schlaganfall erlitten und lag völlig gelähmt und hilflos im Bette. An der Aufregung der letzten Tage war sein bißchen Lebenskraft zerflattert.

Stremmel trat zu Cäcilie ins Schlafzimmer; sie hatte ihr schmales, blasses Gesichtchen ganz in die Kissen eingebettet. Sie war erschöpft und vom Kummer um den Vater bedrückt. Sie hatte kaum die Kraft, ihrem Mann zuzulächeln. Er drückte ihr rasch und derb die Hand und sein erstes Wort war: „Wo ist der Prinz?" Er beugte sich über die Wiege und sah eine Weile hinein. Das Licht fiel scharf auf sein Gesicht, und Cäcilie beobachtete ihn argwöhnisch, denn der oberflächliche Gruß hatte sie verletzt, sie meinte, etwas Besseres verdient zu haben. Der Ausdruck der Enttäuschung trat in seine Augen. Er hatte einen strammen Knaben, etwas ihm schon Ähnliches erwartet und nun fiel sein Blick auf ein unscheinbares, mageres Fleischklümpchen mit faltiger Haut und einem unzufriedenen Zug um den kleinen Mund, als hätte er etwas Bitteres verschluckt und ‚pfui' sagen wollen.

Das Wort Engerling schoß Stremmel gegen die Lippen, aber er hielt es zurück und schielte wie ein auf etwas Bösem Ertappter zu seiner Frau hinüber. Ihre Blicke begegneten sich.

„Er wird schon noch ein strammer Kerl werden!" rief er, ohne jedoch die natürliche Keckheit seiner Stimme zu finden. „Man muß ihn nur tüchtig füttern," fügte er hinzu. „Habt ihr ihn schon gewogen? Ich schätze ihn auf fünf bis sechs Pfund."

Ihr war, er mache sie für das kleine Gewicht des Knäbleins verantwortlich, und sie gab so scharf, als es ihre Schwäche zuließ, zurück: „Nein, wir haben ihn noch nicht gewogen, ich brauche mein Knäblein nicht zu wägen, um zu wissen, wie lieb ich es habe. Tu mir übrigens den Gefallen, nach dem Vater zu sehen, Berta wird dir gesagt haben, wie's um ihn steht."

„Sei lieb, gute Maus," sagte er beschwichtigend. „Ich war so froh auf der Heimfahrt, und nun ... Es ist wie ein Geschäft, in jeder Warensendung ist ein Stück Ärger verpackt, und wenn sie noch so gut ist. Ich geh' zum Vater." Damit küßte er sie auf Stirne und Mund, warf noch einen Blick in die Wiege und entfernte sich.

Sie sann ihm schmollend nach.

Nach einer Viertelstunde trat Stremmel wieder ins Zimmer und legte seiner Frau

Digitized by Google

eine silberne Zuckerdose, die sie sich schon lange gewünscht hatte, in die Hand. Sie lächelte wehmütig und dankte. Dann kam ihr ein Einfall: ‚Eine Zuckerdose ist eine Art Wiege, und was drin ist, ist Süßigkeit.' Das Geschenk war wie ein Sinnbild. Sie wollte das aussprechen, besann sich aber anders: ihre zartesten Regungen wagten sich nie über ihre Lippen.

„Liebes Mutterchen," begann Stremmel nach einiger Zeit, „wir müssen daran denken, dem Kind einen Namen zu geben. Die Anzeige auf dem Amt hätte schon gemacht werden sollen."

Sie nickte ihm still und fast traurig zu.

„Ich hab' einen prächtigen Namen gefunden," fuhr er heraus.

Einmal auf der Jagd, als er ein Reh, das zwei andere gefehlt hatten, auf große Entfernung niederknallte, waren ihm zwei Gedanken gleichzeitig durch den Kopf gefahren, der an seine Kraft und der an seinen Sohn, und zwischenhinein fuhr der Name Nimrod wie eine Erleuchtung oder ein Wahlspruch. Einen Nimrod wollte er zum Sohn, etwas Kraftvolles, Gesundes, Jäger- und Soldatenmäßiges, mit scharfem Aug' und sicherer Hand und — der nötigen Härte.

Cäcilie begriff erst nicht: „Wie? Nim...?"

„Nimrod," wiederholte er deutlich.

Ihr wurde heiß. Sie fühlte sich zum Kämpfen zu schwach und doch mußte sie es mit ihm aufnehmen. Das trieb ihr den Schweiß auf die Stirne.

„Das kann doch nicht dein Ernst sein?" sagte sie mit zitternden Lippen und schüttelte den Kopf in den Kissen. „Das ist ja ein heidnischer Name und tönt so ... so ... so dumm. Ich hatte in der Schule eine Kameradin, die konnte ihn gar nicht behalten. Da schrie sie der Lehrer einmal im Ärger an: ‚Denk, es heiße: Nimm Brot!' Von da an nannte die ganze Schule den großen Jäger, aber auch das arme Mädchen Nimmbrot."

„Und weil die dumme Gans das Wort Nimrod nicht behalten konnte, soll unser Sohn nicht so heißen? Es ist ein Prachtname! Etwas ungewöhnlich, gewiß, aber das will ich gerade! Nimrod, das soll ein Merkzeichen, ein Grundsatz sein. Ich will kein Stubenhuhn aus meinem Buben machen, er soll wie ich den Wald und das Gebirge lieben und durchstreifen. Das gibt die brauchbaren Menschen und — Soldaten."

„Ach, Soldaten," warf sie ein.

„Ja, Soldaten," dröhnte es zurück.

Sie verstand ihn nicht, was wußte sie von Männerehrgeiz! Sie dachte an das Knäblein, das neben ihr in der Wiege lag, und sagte: „Es schlägt mir nach, es wird immer ein zartes Menschenkind sein und durch den Namen Nimrod das Gespött der Welt werden."

Stremmel schaute unwillig in eine Ecke, er hätte ihr am liebsten ins Gesicht geschleudert: ‚Was bringst du einen solchen Teig zur Welt!' Aber in Anbetracht des Zustandes, in dem er seine Frau sah, beherrschte er sich. „Wie soll er denn heißen?" brummte er endlich, ohne aufzusehen.

„Es ist ein zartes Büblein, man kann es nicht Karl oder Otto oder Hans oder Franz heißen. Diese einsilbigen Namen haben alle einen harten Klang, ich wäre für Huldreich."

Stremmel hüpfte auf seinem Stuhl auf und ab und dann auf einem Bein durchs ganze Zimmer. „Was? Huldreich? Das tönt ja, als ob es aus Schleim wäre! Mehlbrei, Butterweich, Huldreich! Ich kann den Namen nicht aussprechen. Gerad einem schwächlichen Kind muß man einen kräftigen Namen geben, das lüpft es heraus! Ein Name ist ein Feldgeschrei!"

Sie brach in Tränen aus. „Willst du mir denn gar nichts zuliebe tun? Hab' ich denn nichts als Spott verdient?"

Sein Blick durchging langsam die Kolonnen des Kalenders. Keiner der Namen in den zwölf langen Reihen wollte ihm gefallen. Er schlug den Kalender zu und sagte: „Hör', Maus, ich mache dir einen Vorschlag, wir wollen einen Handel abschließen."

Das Wort ‚Handel' machte sie mißtrauisch und widerte sie an, sie drehte forschend die Augen nach ihm.

„Jedes von uns gibt ihm einen Namen, einverstanden?"

Sie überlegte und bat dann: „Ja, aber nicht Nimrod, gelt?"

Er stand auf und ging sinnend im Zimmer auf und ab, endlich blieb er vor Cäcilie stehen: „Gut, ich verzichte auf Nimrod," ächzte er wie einer, der ein großes Opfer bringt.

„Ich will ihn Huldreich heißen," brachte sie mit ihrer süßesten Stimme hervor.

„Und ich Roderich; so behältst du ganz recht und ich ein wenig."

Sie wog den Klang ab: „Huldreich Roderich, Roderich Huldreich." Ihr schien, die beiden Namen wollten nicht miteinander gehen, aber sie war des Kampfes müde und nickte Stremmel zu, sie sei es zufrieden.

Er drückte ihr die Hand zum Dank. „Ich nenne ihn also kurz Rod." Nun begriff sie, daß er Rod sprach und Nimrod meinte, und sie drückte ihr Gesicht tief in die Kissen. ‚Wozu mich überlisten?' dachte sie. ‚O diese

Digitized by Google

Mißachtung! Ich habe mich tapfer benommen, ich will auch mitzählen!'

Er näherte sich der Wiege und sprach so laut darüber: „Rod, mein Bub!" daß das Knäblein aufwachte und zu schreien begann. „Er gibt schon Laut auf den Ruf," lachte er hell. „Es soll ihn nur jedes nennen, wie es will, wir werden schon sehen, zu welchem Namen er sich auswächst."

So wurde das Kindlein doppelt benannt und lebte als Doppelwesen in der Gedankenwelt seiner Eltern. Die Mutter nannte es ohne Verkürzung Huldreich, und es war ihr manchmal, der Name mache das Knäblein fast zu einem Mädchen, wie es ja ihr Wunsch gewesen wäre.

Der Vater ließ sein kurzes Rod über der Wiege los und hatte seine Freude daran, wenn das Söhnchen bei dem Donner, der über sein Köpfchen rollte, die Augen groß aufsperrte.

Nach drei Wochen konnte sich Cäcilie wieder erheben. Sie stieg zu ihrem Vater hinab und erzählte ihm ihren Kleinkrieg wegen des Namens. Da sann der alte Herr lange vor sich hin und nahm dann alle Kraft zusammen, um noch einmal einen ganzen Satz aufzubauen, während er sonst nur noch in zerhackten Worten redete.

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht! Zerrt nur nicht . . . an dem Büblein . . ., jedes . . . nach seiner Seite, bis ihr es . . . zerreißt."

Das Wort machte sie stutzig. Wäre es möglich, daß sie ihrem Liebling ein Leides antäte? „Es wird sich schon geben," erwiderte sie, „einstweilen ist dem Bubi Huldreich so viel wie Rod, und Rod so viel wie Huldreich. Die Zeit wird sorgen!"

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht," wiederholte der Alte.

Am gleichen Abend verschied er.

Damit begann die Zeit, da der Name Huldreich im Hause herrschte. In der Fabrik war Stremmel alleiniger Herr geworden. Er hatte sich nie geschont, jetzt, da er wußte, für wen er sich mühte, machte er einen Menschen aus jedem seiner Finger. Er hatte zu seiner freudigen Überraschung eine viel größere Erbschaft vorgefunden, als er vermutet hatte, und wollte nun alles auf einen breiteren Boden stellen und den veralteten Geschäftsbetrieb in neue Bahnen steuern. Er mußte Maschinen anschaffen, ein neues Fabrikgebäude bauen, die Zahl der Arbeiter und Angestellten vermehren. Er wollte zeigen, was ein ganzer Kerl vermag.

Seinem Rod konnte sich Stremmel nur an Sonntagen widmen, sonst sah er ihn selten anders als schlafend. Das drückte ihn manchmal, aber er beschwichtigte sein Vatergewissen: ‚Ich brauche drei Jahre, um das Geschäft in die Höhe zu bringen, dann will ich Vater sein. Einstweilen ist an dem Bübchen nicht viel zu erziehen und nicht viel zu verderben.'

Cäcilie hatte ihre guten Jahre und ihre heimliche Freudenzeit. Es war in ihr seit dem Tode des Vaters ein Bächlein Liebe frei geworden; das floß nun dem Knäblein zu und verstärkte das andere, das ihm immer aus dem Mutterherzen zugeströmt war. Unbegrenzt war ihre Lust, als es die ersten Sprechversuche machte. Es war die Silbe ‚Mamm'. Das war ein großer Sieg! Er hätte ja auch sagen können ‚Pap'! Ihr schien, das eine sei einem Kinde so mundgerecht wie das andere.

So vergingen die Monate und ein paar Jahre. Huldreich stellte sich allmählich auf seine Füßchen, etwas später als andere Kinder, und lernte sprechen, ein bißchen früher, als es die Regel ist. Das blieb der Mutter nicht verborgen, und in ihrem bescheidenen inneren Haushalt nistete sich etwas wie Mutterstolz ein.

Im dritten Jahre wurde Huldreich von einer Kinderkrankheit heimgesucht, die ihn aufzulösen drohte. Das gab dem Vater einen Ruck. Er hatte eine lange Unterredung mit dem Hausarzt und kam sich dabei wie ein Sünder vor. „Das Knäblein ist zart, vielleicht auch etwas verweichlicht," setzte ihm der Arzt behutsam auseinander, „es muß durch eine vernünftige Erziehung allmählich gestärkt und widerstandsfähig gemacht werden, sonst wird es eines schönen Tages ausgeblasen. Kalte Waschungen, Schlafen bei offenem Fenster, Aufenthalt und Bewegung in der frischen Luft, kräftige, aber nicht allzu reichliche Nahrung . . ."

Stremmel zürnte sich und noch mehr seiner Frau. Hatte sie ihm nicht den einzigen Erben so erzogen, als gälte es, Sargfüllsel zu liefern? Sargfüllsel, das war ihm einmal am Krankenbett des Kleinen eingefallen. Er war geladen wie eine Wetterwolke, aber er wollte mit seinem Donnerstrahl erst dreinfahren, wenn Rod ganz außer Gefahr war.

An einem trüben Apriltag, als draußen Regen und Schnee im Streit lagen und eine frostige, unfreundliche Luft sich sogar in das geheizte Zimmer schlich, kam es zum Ausbruch. Es fiel Stremmel, als er zum Nachtessen heimkehrte, auf, daß alle Birnen des elektrischen Leuchters glühten, während Cäcilie sonst das Licht sparte, denn wenn die Natur am Menschen etwas gekargt hat, zeigt es sich in allen seinen Lebensäußerungen. Am Schluß der Mahlzeit trug das Mädchen einen

Digitized by Google

großen Kuchen herein, auf dem vier Kerzen brannten, eine größere in der Mitte und drei kleinere regelmäßig um sie geordnet. Stremmel fragte, was das zu bedeuten habe. Cäcilie erwiderte überlegen und im Ton leichten Vorwurfs, ohne zu ahnen, was sie damit heraufbeschwor: „Du bist ein vorbildlicher Vater, denkst nicht einmal an den Geburtstag deines Söhnchens."

Er wurde rot im Gesicht. Es ärgerte ihn, daß er den Tag vergessen und sich eine Blöße gegeben hatte.

„Richtig! 's ist der zehnte April, Rod ist heute drei Jahre alt." Dann nach einem Blick: „Nach der Zahl der Lichter scheinst du zu meinen, er sei vier."

Sie lächelte: „Eine Mutter rechnet den ersten Geburtstag auch und stellt ihn in die Mitte."

Da brach der verhaltene Groll aus ihm hervor: „Und weil du ihm an jenem Tag ein so kräftiges Lebenslicht mitgegeben hast, steht die Kerze so stramm da."

Sie fuhr zusammen, ihre Lippen, um nicht zu beben, kniffen sich ein, und aus ihren Augen zuckte es heiß.

Er beobachtete sie und dachte: ‚Getroffen!'

Cäcilie klingelte und befahl dem Mädchen, den Kuchen wieder abzutragen: „Huldreich ißt morgen davon."

„Rod," warf Stremmel kräftig hin.

„Huldreich," wiederholte sie standhaft.

„Rod!"

„Huldreich!"

„Nimrod! Kreuzdonnerwetter! So geht's mit dem verfluchten Namen, an dem wird er noch zugrunde gehen! Aber ich will mich jetzt meines Sohnes annehmen. Es ist mir neulich zu Sinn gekommen, daß er dem Geschäft vorzugehen hat."

Der Auftritt hatte sich in Gegenwart des Dienstmädchens abgespielt, und Cäcilie empfand, daß sie sich herabgesetzt hatte, und verschwand. Als Stremmel eine Stunde später ins Schlafzimmer trat, saß sie mit verweinten Augen am Bette des Knäbleins. An diesem Abend legten sie sich zum erstenmal nieder, ohne sich eine gute Nacht zu wünschen. Trotz stellte sich gegen Trotz.

Nun begann nach dem dreijährigen Waffenstillstand der Kampf um das Kind wieder. Hatte es bislang ‚Huldreich' durchs Haus gezirpt und gezwitschert, so tönte es jetzt ‚Rod, Rod, Rod' treppauf und treppab und von Zimmer zu Zimmer. Die Hausfrau legte es den Dienstmädchen nahe, den Knaben Huldreich zu nennen, der Hausherr schärfte ihnen ein, daß er Roderich oder kurz Rod heiße. Die Mädchen vermochten sich in ihrer Stellung nur zu halten, indem sie zu dem unverfänglichen ‚Bubi' ihre Zuflucht nahmen.

Sobald der Mai die warmen Tage brachte, befahl Stremmel, die Fenster im Schlafzimmer nachts offen zu lassen. Cäcilie, die ein eingewurzeltes Vorurteil gegen die Nachtluft hatte, widersprach und verlegte sich, als sie den grimmigen Ernst des Mannes sah, auf die weibliche Waffe des Bittens. Umsonst. Sie beschloß endlich, Stremmel zum Schein nachzugeben, und baute auf ihre Frauenlist. ‚Sein Erziehungseifer wird nicht ewig sieden,' dachte sie, ‚ich will ihn eine Zeitlang gewähren lassen und dann unvermerkt den Faden wieder durch meine Nadel ziehen. Bräche nur im Geschäft etwas Schreckliches los, ein Streik, ein Brand!' Sie hätte ihr Vermögen dran gegeben.

Durch Stremmels Kopf gingen schärfere Gedanken. Er hatte ja diese Frau nie geliebt, er hatte sie um des Geschäftes willen geheiratet. Hätte er von Hause aus Geld gehabt, er würde sich eine Gefährtin mit mehr und wärmerem Blut ausgesucht haben. Jetzt waren sie alle vier zusammengekettet: er, das Geschäft, das Büblein und Cäcilie. Er überlegte, wie lange das noch dauern müsse. Man mußte sich zu einem Waffenstillstand verstehen, vorläufig wenigstens.

Stremmel bot den Frieden offen und mit seiner gewöhnlichen Stimme an, Cäcilie ließ sich seinen Versöhnungskuß still ergeben gefallen. Beide wußten, daß ein breiter Riß zwischen ihnen war. Und er mußte immer größer und zuletzt unheilbar werden, weil in dem beständigen Zwiespalt die beiden ihre natürliche Güte nach und nach verloren.

Es verstrichen ein paar ruhige Wochen, aber die Zündschnur brannte heimlich weiter und suchte nach Pulver.

An einem Morgen, als Stremmel schon in der Fabrik war, mußte er sich zu einer Reise entschließen. Er eilte nach Hause, um seinen Handkoffer zu holen. Als er schon die Hand an den Glockenzug gelegt hatte, überkam ihn die Laune, ohne Geräusch ins Haus zu dringen. Es wunderte ihn längst, wie Cäcilie es mit Rod in seiner Abwesenheit trieb. Er öffnete leise mit dem Hausschlüssel und stieg auf den verschwiegenen Treppenläufern zum Wohnzimmer hinauf. Die Türe war angelehnt und durch die Spalte drang ihm etwas Eintöniges wie ein Schlummerlied entgegen. Er blieb stehen und horchte genauer; es war der Name Huldreich, der von der weichen Stimme seiner Frau in beständiger Wiederholung zu einer klagenden Weise ausgezogen wurde. Er schob die Türe behutsam weiter auf, bis er in das Zimmer sehen konnte. Cäcilie

Digitized by Google

Springbrunnen auf dem Petersplatz in Rom

Gemälde von Oswald Achenbach (1871)

Aus der Ausstellung „Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert"

Digitized by Google

Digitized by Google

kniete auf dem Teppich, hielt das Knäblein in den Armen und sang ihm das Lied seines Namens sanft und innig in die Ohren. Stremmel schoß das Feuer in den Giebel. Er stürmte mit einem kräftigen Fluch ins Zimmer, packte das Bübchen am Arm und entriß es der erschrockenen Mutter.

„Rod, du armer Kerl, was für sträflicher Unfug wird mit dir getrieben! O, diese Weiberwirtschaft! Hol' sie der Teufel!"

Hätte er nicht zum Bahnhof eilen müssen, er hätte den ganzen Tag gedonnert und gewettert. Auf der Bahn machte er sich einen neuen Plan zurecht. Da das verfluchte Geschäft tagsüber immer hundert Haken nach ihm ausstreckte, beschloß er, die frühen Morgen- und die Abendstunden zu Spaziergängen mit Rod zu benutzen. Er teilte nach der Rückkehr seine Absicht der Frau in so bestimmtem Tone mit, daß der Mut zum Widerspruch in ihr gleich zu Boden gedrückt wurde. Um die neue Erziehungsweise zu überwachen, beschloß sie, den Mann zu begleiten. Er hatte ihr diesen Einfall nicht zugetraut und war davon wenig erbaut, aber er wußte nichts Stichhaltiges dagegen anzuführen und gab seine Zustimmung.

Morgens um halb sechs wurde aufgebrochen; auch die Hunde durften mit. Die Eheleute tauschten kaum ein Wort miteinander, ihre Aufmerksamkeit galt dem Bübchen, das in blauem Röckchen, braunen Socken und Schuhen von gleicher Farbe zierlich wie ein Luftgebilde zwischen den beiden trippelte. Einen Hut hatte ihm Cäcilie nicht aufsetzen dürfen, die Sonne sollte ihm die Bläße von den Wangen brennen, so dachte es sich der Vater. Rod trug das Haar noch lang wie ein Mädchen, und wie einem Mädchen hatte die Mutter ihm ein hellblaues Band durch die blonden Wellen gezogen. Stremmel führte ihn an der Hand und mühte sich ab, sich dem unfertigen Gange des Söhnchens anzupassen. Cäcilie ging ein bißchen hinterdrein und dachte und sang inwendig: ‚Er ist wie ein Engel.' Ein weißer Schmetterling flog über ihn hin, sie sah ihm nach und wiederholte: ‚Er ist wie ein Engel.' Leute, die ihnen begegneten, lächelten beim Anblick des niedlichen, kleinen Wesens, warfen schnell einen Blick nach der Mutter, wie um zu sehen, wem so etwas Zierliches geraten sei. Cäcilie errötete vor innerer Freude. Wie Rührung kam es über sie.

Sie traten aus den Häusern heraus und kamen zu einer Anlage, durch die schmale Zickzackwege in die Höhe führten. Huldreich-Rod war schon etwas müd und schaute am Fuße des steilen Anstiegs verdrossen nach der Mutter zurück, die ihn mitleidig ansah. Er schien den Blick richtig zu deuten, stand still und fing auf einmal heftig zu weinen an. Stremmel ließ seine Stimme über ihn los, bewirkte aber damit nur, daß der Kleine sich auf den Boden setzte. Da riß ihn der erboste Vater zu sich auf, setzte ihn auf die rechte Schulter und lief mit ihm, so rasch die Füße ihn trugen, den Steig hinan, während Cäcilie verblüfft stehen blieb. Es trieb sie, dem Manne nachzueilen, aber sie fand den Wettlauf geschmacklos und kehrte gedrückt nach Hause zurück. Bald erschien auch Stremmel mit dem Knäblein. Auch er war mißmutig, denn Rod hatte beständig nach der Mutter geschrien, sie hatte also noch den Hauptteil an ihm. Er kam sich trotz des gelungenen Streiches wie ein Besiegter vor. Als er ins Geschäft gegangen war, legte Cäcilie ihren ‚Engel' nochmals ins Bett, damit er den unterbrochenen Schlaf nachhole. Mit ihrem Huldreichgesumme lallte sie ihn ein, scheuchte die Fliegen fort, die sich immer wieder auf die feuchten Lippen setzen wollten, und kämpfte dabei gegen einen unfrommen Gedanken, der immer wieder an sie heranschoß: ‚Wenn er bei dem unvernünftigen Treiben des Vaters an der Gesundheit Schaden nähme, so hätte ich ihn wieder ganz für mich.'

So weit war sie schon. Das Wohl des Knäbleins stand nicht mehr im Mittelpunkt ihres Denkens. Cäcilie erinnerte sich an die letzten Worte ihres Vaters: „Zerrt nicht an dem Büblein, jedes nach seiner Seite, bis ihr es zerreißt." Jetzt begriff sie ihren Sinn. Oh, warum war einer da, der auf der andern Seite zerrte und ihr streitig machte, was für sie ein neues Leben hätte werden können? Hatte nicht sie das Kind dem Tod abgerungen, in stundenlangem Kampf? Gehörte es also nicht ihr? Ihr vor allem, ihr allein? Warum war sie an diesen Mann verschachert worden?

Am Abend, als Stremmel wieder mit Rod ausging, blieb sie schmollend zu Hause und so hielt sie's von nun an. Dafür suchte sie sich schadlos zu halten, wenn ihr Mann fort war.

Stremmel trug zu dieser Zeit ein munteres Wesen zur Schau. Er freute sich, daß er Rod jeden Tag zweimal ganz für sich hatte und seinen Einfluß auf ihn geltend machen konnte. Er beobachtete den Kleinen, fand schon viel Verstand in ihm, deutete an seinem Geplauder herum und fand es ungemein lustig, daß er immer Topf statt Kopf sagte und so bei allen Wörtern, die mit K beginnen. Er suchte ihn durch freundliche Behandlung an sich zu ketten, er trug ihn auf den Schultern wie sein Rößlein und ließ

Digitized by Google

sich dabei in Ermanglung von Zügeln an den Ohren fassen, er trabte und galoppte, wie es dem kleinen Reiter eben zu Sinn stand, und merkte nicht, daß er bei dieser Dienerei unvermerkt der Sklave des Kleinen wurde, er, dem das Gebieten so im Blute lag.

Mitte Juni hatte die Sommerhitze eingesetzt. An einem Abend ließ Rod sein Rößlein Stremmel so kräftig traben, daß es bald bachnaß war. ‚'s ist eine Mahnung, sich die Haare kurz zu schneiden,' dachte Stremmel und trat bei einem Haarschneider ein. Nach der Operation fühlte er sich so wohl und erfrischt, daß er Rod die gleiche Wohltat wollte zuteil werden lassen.

„Laß ich dir das Haar auch mit der Maschine schneiden, Junge! Nachher siehst du aus wie ein echter Bub', willst du?" Natürlich wollte der Kleine, es schmeichelte ihm, behandelt zu werden wie der Vater. Als aber die langen blonden Haarkringel, die ihm die Mutter so oft im Spiegel gezeigt hatte und auf die sich seine junge Eitelkeit etwas einbildete, auf dem Boden lagen und mit den kurzen borstigen Haaren des Vaters zu einem häßlichen Häufchen zusammengewischt wurden, überkam ihn Reue und Trennungsschmerz, und er heulte noch, als er zu Hause ankam.

Cäcilie erkannte ihn in der neuen Erscheinung zuerst nicht und fragte Stremmel befremdet: „Wen bringst du da? Huldreich! So abscheulich hat er dich zugerichtet! Du armes Bübchen!" Dann brach aller Groll hervor, der sich in den letzten Wochen wieder in ihr angesammelt hatte. Daß die Locken ihr zuleide hatten fallen müssen, schien ihr ausgemacht. Die zarte jüngferliche Frau, deren Stimme nur zum Singen und Summen und Zirpen gemacht schien, schrie gegen ihren Mann alle Beleidigungen heraus, die ihr zu Sinn kamen. Sie schien ganz von Sinnen. Stremmel begriff ihren Ausbruch nicht und polterte: „Wegen einiger Locken!"

„Es ist nicht wegen der Locken, es ist, weil ich dich hasse! Ja, hasse! Du elender Zuleidwerker!"

Huldreichs Geheul wetteiferte mit dem Geschrei der Mutter. Sie sank auf einen Stuhl nieder und umschlang das Bübchen, als hätte sie es gegen einen Mörder zu schützen gehabt.

„Hassen!" wiederholte Stremmel. „So, so! Gut, daß ich es weiß!" Damit griff er nach dem Kinde, um es Cäciliens Armen zu entreißen. Huldreich brüllte noch heftiger und klammerte sich an die Mutter. Der Vater packte ihn fester an, und auf einmal standen sich die beiden Eheleute hoch aufgerichtet, mit gespannten Armen gegenüber, Auge in Auge, Zorn in Zorn. Unten umfaßte das Büblein die Knie der Mutter.

Die Streitenden traten wie auf ein Zeichen einen Schritt zurück, aber sie wußten nun genau, wie es zwischen ihnen stand.

An jenem Abend starrten beide in die Zukunft und mühten sich an einer Rechnung. Cäcilie brachte Huldreich zu Bette und legte sich dann auch nieder, während Stremmel sich in sein Arbeitszimmer einriegelte. Erst gegen Mitternacht erschien er, und Cäcilie bemerkte mit halb geschlossenen Augen, daß er ein dickes, blaues Heft im Geheimschrank verwahrte, der neben seinem Bette stand.

Nach einem heftigen Sturme hellt sich der Himmel meistens für einige Zeit auf. Stremmel und Cäcilie traten einander kalt entgegen, wahrten aber geflissentlich die gesellschaftlichen Formen. Er führte seinen Rod ins Freie, und sie hätschelte und behütete ihren Huldreich in der molligen Luft des Hauses. Das Kind ging still und beobachtend zwischen ihnen her und hin und merkte bald, daß man nur zu Tische saß, um zu essen, und nicht wie früher, um zu plaudern oder gar zu lachen; auch daß Vater und Mutter bei den Mahlzeiten ganz anders waren, als wenn sie sich mit ihm allein abgaben, blieb ihm nicht verborgen. Einmal auf dem Abendspaziergang nahm Stremmel auf die Leistungsfähigkeit des Bübchens weniger Rücksicht als gewöhnlich, weil ihn andere Gedanken verfolgten und antrieben. Rod wollte ihn durch sein gewohntes, klägliches: „Mama, Mama!" an seine kleine, anspruchsvolle Person erinnern, aber der Vater schnaubte ihn diesmal an: „Schwatz' nicht immer von der Mama, verstehst du!" Das klang so zornig, daß das Bübchen wie verdonnert stillstand und zuerst nicht einmal zu weinen wagte. Als es Cäcilie eine Stunde später ins Bett legte, flüsterte es ohne Vermittlung: „Papa ist bös." Sie sah das Kind erstaunt an und begriff, daß Stremmel etwas Ungeschicktes begangen und ihr einen Vorteil in die Hände gespielt hatte. Sie beugte sich zu Huldreich nieder und murmelte ihm kaum hörbar ins Ohr: „Ja, Papa bös. Was hat er dem lieben Huldreich Böses getan?" Das Gewissen schlug ihr, als sie ihm diese verschwörerisch gemeinten Worte zuraunte, aber sie wiederholte sie zwei-, dreimal, sie hätte mit ihrem Söhnlein so gerne einen Bund geschlossen. Es flüsterte nochmals: „Papa ist bös," und schlief ein.

Ins Wohnzimmer zurückgekehrt, beobachtete Cäcilie ihren Mann von der Seite. Er blies den Rauch der Zigarre in dichten Wolken von sich und rauchte offenbar nicht des Genusses wegen. Er schien ihren forschenden

Digitized by Google

Blick zu spüren und verschwand ins Schlafzimmer, wobei er ihr kaum den Nachtgruß gönnte.

‚Huldreich hat mir etwas zuliebe und ihm etwas zuleide getan,‘ dachte sie mit heimlicher Freude, aber auch mit Furcht, denn sie wußte, daß er jeden ihrer Siege in eine Niederlage zu wenden verstand. Ihre Ahnung erfüllte sich schon folgenden Tags. Am Abend erschien Stremmel mit Knabenkleidern und verlangte, daß sie Rod sogleich angezogen würden. Die Mutter widersetzte sich. Es wäre ihr schwer gefallen, einen stichhaltigen Grund anzugeben. Stremmel riß ihr den Schleier vor ihren Gedanken weg. „Wenn es auf dich ankäme, müßte Rod wie ein Mädel erzogen werden, du möchtest ihn am liebsten im Röcklein sehen, bis er zwanzig ist, ein Weib möchtest du aus ihm machen, marklos, zimperlich wie ... na!“

Auf diese Einleitung erfolgte in Gegenwart des Bübleins wieder ein heftiger Zusammenstoß. Rod aber ging an diesem Abend zum erstenmal in Hosen spazieren und fand sich so wichtig und neu in der Welt, daß seine Augen bald wieder hell wurden.

In der Nacht sah Cäcilie ihren Mann wieder mit dem rätselhaften blauen Heft in der Hand. Ihre Neugierde war wach: Warum tauchte es immer auf, wenn sie sich gezankt hatten? Sie suchte es in den folgenden Tagen zu erlisten. Umsonst. Der Schrank blieb sorgfältig geschlossen. Dafür trat sie unversehens in ein anderes Geheimnis. Es meldete sich eines Tages ein Herr, der Stremmel in der Fabrik aufgesucht, aber nicht getroffen hatte und ihn nun in der Wohnung zu finden hoffte. Da er sich nicht gleich wieder zum Gehen anschickte, ließ sich Cäcilie aus gesellschaftlicher Höflichkeit mit ihm in ein Gespräch ein. Zu ihrer Verwunderung erfuhr sie, daß der Fremde mit Stremmel in Unterhandlungen stand, als Gesellschafter mit einem bedeutenden Kapital ins Geschäft einzutreten. Obwohl ihre Kenntnis von Geschäften nicht groß war, begriff sie doch sogleich, daß etwas mit Teufelsgarn gesponnen wurde. Warum suchte Stremmel fremde Hilfe? Sie hatte aus seinem Munde mehr als einmal gehört, die Lindnersche Erbschaft reiche zur Vergrößerung des Geschäftes völlig aus. Wollte er sich für Huldreichs Erziehung mehr Zeit verschaffen?

Ein paar Tage später kam Stremmel offensichtlich aufgeräumt nach Hause, aber die heitere Laune erstreckte sich nur auf Rod, die Hunde und die Weinflasche. Mit Cäcilie verkehrte er zwar auch in einem munteren Tone, aber er wußte seine lustigen Einfälle so einzukleiden, daß sie verletzten. Je gereizter sie sich zeigte, desto besser gelaunt wurde er. Zum Schlusse teilte er ihr kühl mit, es trete mit Neujahr ein Gesellschafter ins Geschäft ein. Schluchzend verschwand sie ins Schlafzimmer; der Gesellschafter war gegen sie gerichtet, das wußte sie jetzt.

Oft litt sie an Kopfweh. Das blaue Heft, das nach jedem Auftritt hervorgeholt wurde, ängstigte sie wie ein Spuk, der im Hause sein Unwesen trieb. Endlich erwischte sie es. Es war an einem Sonntagmorgen. Stremmel war mit Rod im Walde. Das Zimmermädchen klopfte seine Kleider aus. Da klirrte etwas, es konnte ein Schlüsselbund sein. Cäcilie hielt sich kaum vor Aufregung, aber sie nahm sich zusammen und wartete, bis das Mädchen die Kleider wieder im Schrank verwahrt hätte. Dann schlich sie wie eine Diebin ins Schlafzimmer und schob den Riegel vor. Mit zitternden Händen öffnete sie den Schrank. Sie wußte, wie verächtlich ihre Handlung war, aber sie wollte Gewißheit haben. Als sie das Heft in den Händen hatte, wurde sie wieder unschlüssig, sie ahnte, daß sie sich daraus nichts Gutes lesen werde, aber die Neugier siegte.

Oben auf dem ersten Blatt standen die Worte: Streiflichter auf ein Eheleben. Darauf folgte eine ziemlich lange Einleitung: Zweck der Ehe, gemütvolles Zusammenleben, Meinungsaustausch, gegenseitige Ergänzung, Ausspannung von der Berufstätigkeit, Kindersegen und Elternfreuden. Nach diesen Ausführungen allgemeiner Art wurde der Aufsatz persönlich. ‚Ich habe für Cäcilie alles getan, was ein Mann für seine Frau tun kann, jeden Wunsch habe ich ihr an den Augen oder von den Lippen abgelesen. Sie lohnt mir mit Undank ...‘

Cäciliens Blicke flogen hastig über das Papier und rissen einzelne Sätze heraus: ‚Sie war immer seltsam, nun glaub' ich, sie sei nicht mehr ganz in den Fugen ...‘

‚Sie will mir mein einziges Söhnchen entfremden und wendet dazu alle Weiberlist und Teufelskünste an ...‘

‚Heute machte ich die peinliche Entdeckung, daß sie im Grund ein ungebildetes, rohes Geschöpf ist, sie hat mir die gröbsten Schimpfwörter hingeschleudert, die ich je zu hören bekam. Ich weiß nun, daß der kleinste Mund die gröbsten Dinge ausstoßen kann. Sie vergilt mir meine Liebe mit Haß. Sie sagte mir wörtlich: Es ist nicht wegen der Locken, es ist, weil ich dich hasse, du elender Zuleidwerker.‘

Darauf folgte eine Beschreibung des Auftrittes, den die Lockenschur eingeleitet hatte. Dieser erste Bericht füllte fast vier Seiten.

Digitized by Google

Am Ende standen die Worte: ‚Also geschehen am 11. Juni 19 . ., abends sieben Uhr. Dieser schmerzliche Auftritt ist aber nicht der erste seiner Art, ich will diesem Papier anvertrauen, womit mich meine Frau schon früher vorsätzlich gekränkt hat, vielleicht ist mir nachher leichter.‘

Nun folgten die ausführlichen Berichte über alle ihre Zornesausbrüche. Alle waren mit genauem Datum, manche sogar mit Angabe der Tageszeit versehen. Zwischen hinein flochten sich wieder Bemerkungen allgemeiner Art über Cäciliens Charakter, ihre täglich wachsende Unverträglichkeit, ihre verkehrten und beschränkten Erziehungsgrundsätze.

Als Cäcilie die Blätter durchflogen hatte, kam sie sich wie gezüchtigt vor. Der Zorn machte der Scham Platz. Warum hatte sie sich so oft hinreißen lassen? War das, was ihr aus den Blättern entgegenstarrte, wirklich ihr Bild? Nein! nein! nein! Er hatte verschwiegen, warum sie jeweilen überkochte. Wenn sie das Heft verbrennte? Auf einmal mußte sie lachen. ‚Es hat ihn also doch getroffen. Er meinte mich zu quälen und hat sich selber eine Rute geschnitten. Aber warum zeichnet er diese Dinge auf? Um sich zu erleichtern? Ach so, darum!‘ Sie wußte nicht, wie ihr geschah. Sie hatte gemeint, ihn zu hassen, jetzt empfand sie auf einmal Ekel vor ihm. Hinter dem Heft verbarg sich irgendeine Niedertracht.

Cäcilie war auf den folgenden Auftritt gespannt. Würde Stremmel sie wieder zum Zorn zwingen? Sie wollte diesmal lachen. Wirklich brachte er wieder seine gute Laune und seine schallenden Einfälle nach Hause, die ihr so weh in den Ohren taten. Aber sie lachte, so oft er lachte, und brachte ihn damit aus der Fassung. Er merkte, daß sie ihn durchschaut hatte, aber er wollte ihr zeigen, daß er unter allen Umständen der Überlegene war. Hatte er vorher durch die Lippen gelacht, so sprach er jetzt durch die Zähne, durch scharfe, blanke Zähne, in deren Wurzeln Gift angesammelt war.

„Heute hab' ich eine große Genugtuung erlebt," hub er mit scharfer Wendung nach einer Pause wieder an. „Die Konkurrenzfirma Rösch & Zweidler liegt mir unter den Füßen." Er rieb sich die Hände: „Nun hab' ich freies Feld. Kaum drei Jahre hab' ich auf dieses Ziel hingearbeitet. Die Geschäftsleute am hiesigen Platz machen einem die Sache nicht allzu schwer." Er hielt inne. Er wußte, daß er sie verletzt hatte und erwartete einen patriotischen Gefühlsausbruch.

Wirklich brachte sie eine Erwiderung zustande, aber diese träufelte ohne Schaum und Wallung über ihre Lippen: „Ich glaube, mein Vater hat nie den Gedanken gefaßt, einen andern zu ruinieren, um sich selber einen Vorteil zu verschaffen."

„Mag sein," entgegnete er. „Dein Vater war gewiß ein rechtlicher und gütiger Mann, aber ein Kaufmann, um an den Wänden hinaufzukraxeln."

Nun hatte er Cäcilie, wo er wollte. Den Vater ließ sie nicht begeifern. Das blaue Heft erfuhr an jenem Abend eine große Bereicherung.

„Du treibst mich zur Scheidung!" schrie Cäcilie fast ohne Überlegung, als sie sich ihrer neuen Niederlage bewußt wurde. Er zuckte verächtlich mit den Achseln und hängte sich ein gelassenes Gesicht vor, wie wenn sie das gleichgültigste Wort der Welt ausgesprochen hätte.

Er schlief ruhig in jener Nacht, er hatte nichts mehr durchzukämpfen, ihr aber klang das Wort Scheidung, das sie in der Aufregung zum erstenmal vor ihm ausgesprochen hatte, unaufhörlich in den Ohren nach und wurde immer eindringlicher. Wie würde es nachher werden? Sie hätte Huldreich für sich, und es begänne für sie endlich, endlich das neue Leben im Kind! O, wie wollte sie dann aufatmen! Aber die Verwandtschaft und das Geschwätz? Ei was, das mußte eben durchgekostet werden, Ehescheidungen sind nichts Ungeheures mehr, und einer geschiedenen Frau läßt unsere Zeit auch noch ein Fetzchen Ehre. Aber wenn er nicht wollte? Er müßte ihr ja ihr Geld herausgeben! Er traute ihr auch die nötige Entschlossenheit nicht zu, drum hatte er so verächtlich mit den Schultern gezuckt, drum behandelte er sie vom Sattel herab. Aber sie wollte schon mit ihm fertig werden! So schien ihr jetzt. Seit sie ihn verachtete, fühlte sie sich ihm überlegen. Sobald man jemand verachtet, erhebt man sich über ihn. Verachtung ist manchmal Selbstbehauptung.

Am Morgen war sie von der langen, schlaflosen Nacht ganz erschöpft. Sie hatte Kopfschmerzen und eine unsägliche Schwere in allen Gliedern, und als sie zwischen den Augenlidern ihrem Mann zusah, wie er sich den Nacken und die stämmigen Arme wusch, da zerrann ihre Zuversicht und sie dachte: ‚Ich werde es nie mit ihm aufnehmen können!‘

Stremmel mochte ihren Zustand erraten haben und beschloß ihn auszunützen. „Man bringt mir Rod um neun Uhr ins Geschäft," befahl er, „Berta hat Anweisung."

„Was?" fragte Cäcilie aus ihrer Erschlaffung auffahrend.

Er wiederholte seinen Befehl so herrisch, daß sie wiederum die Kraft nicht aufbrachte, ihm zu widerstehen.

Digitized by Google

Im Geschäft gab es ein kleines Fest, als Rod erschien. Die Gesichter der Buchführer, der Maschinenschreiberinnen und der Ausläufer hellten sich alle auf beim Anblick der lieblichen Unschuld und Ahnungslosigkeit, die im blauen Samtkleidchen und unter einem weißen Sommerhut wie ein Traum in die nüchternen, rechnenden Räume hereintrippelte. Das Geklapper der Schreibmaschinen verstummte, keine Feder kratzte mehr, alle Zahlen hatten für eine Weile Reißaus genommen. Hinter den Schreibpulten hervor glänzten Brillen oder heitere Augen und streckten sich allerhand Nasenformen. Stremmel, der sonst ein strenges Regiment führte, wiegte sich in Vaterstolz und fand Behagen an der Bewunderung, die sein Sohn erregte, ja selbst die Arbeitsstörung war ihm gar nicht ärgerlich. Er rief mit schallender Stimme, daß alle in den Schreibstuben es hören könnten: „Heut tritt mein Sohn ins Geschäft ein! Wir wollen uns den Tag merken! Es ist der 4. September." Dann nahm er Rod bei der Hand und führte ihn von Tisch zu Tisch, stellte seinen dereinstigen Nachfolger allen Angestellten vor und hatte diesmal für jeden ein freundliches Wort. Ja, dem Hauptbuchhalter flüsterte er ins Ohr: „Von heut an gibt's Gehaltsaufbesserung, Herr Schrämmli."

Rod machte große Augen und kam sich ungeheuer wichtig vor. Nachdem er die erste Scheu überwunden hatte, machte er sich von der väterlichen Hand los und unterzog die Angestellten auf eigenen Sohlen einer eingehenden Musterung. Stremmel schaute auf die Uhr und merkte, daß er bereits eine halbe Stunde vertrödelt hatte. Er setzte Rod auf einen Drehstuhl, den er so hoch emporschraubte, daß ein Herunterkommen nicht mehr möglich war. Rod fand das lustig, so lange ihn der Vater hielt, als er aber selbständig auf seiner schwindligen Höhe schweben mußte, wurde ihm der Spaß ungenießbar, und er beantwortete die väterliche Maßregel mit seinem kräftigsten Gezeter. Er wurde hinuntergeschraubt und durfte sich wieder frei zwischen den Pulten bewegen, freilich erst, nachdem er das Versprechen, sich wohl zu verhalten, abgelegt hatte. Wirklich war nun eine Zeitlang nichts mehr von ihm zu hören. Er hatte sich einem Lehrling von etwa sechzehn Jahren, der eben der kurzweiligen Arbeit oblag, mit breiter Feder beleibte Nummern auf Papierstreifen zu malen, genähert. Vor ihm gähnte ein mächtiges Tintenfaß. Als das Bübchen sich ihm näherte, kniff er das linke Auge zu und zog dabei die Nasenspitze etwas nach rechts hinüber, worin er eine besondere Fertigkeit besaß. Zugleich erhob er aber den Zeigefinger, damit Rod begreife, daß da nicht gelacht werde. Das Einvernehmen war sofort hergestellt. Es entstand zwischen den beiden ein Spiel, dem der ganze Raum in stiller Heiterkeit aus den Augenwinkeln zusah. Plötzlich aber geschah etwas „Schreckliches". Der Lehrling spielte Verstecken und duckte den Kopf hinter den Tisch, Rod wollte ihm mit den Augen folgen, stellte sich auf die Zehen und langte mit den Händchen über die Tischplatte. Dabei hatte er das Mißgeschick, in das große Tintenfaß zu greifen und es herunterzureißen. Ein Klaps! Auf dem Boden breitete sich ein großer schwarzer Teich aus und floß in zwei Bächen langsam davon. Mitten drin stand Rod, mit Tinte übergossen, zu Tode erschreckt. Stremmel stürzte herbei. Er war wütend, die Störung, das verdorbene Kleid, der verunstaltete Fußboden, der mißliche Eindruck, den der eben noch mit so viel Stolz eingeführte Geschäftsnachfolger auf die Angestellten machte, der Gedanke an Cäcilie und ihre schadenfrohe Nasenspitze: ehe alles das durch seinen Kopf geschossen war, hatte er dem Büblein die Höschen straff gezogen. Es war das erstemal, daß Rod gezüchtigt wurde. Stremmel bereute seine Handlung, sobald sie vollzogen war. Die Hand brannte ihn, er hätte sie sich abschneiden mögen. Er rief Berta, die im Vorzimmer gewartet hatte, herein und schickte sie sehr ungnädig mit dem heulenden Bübchen nach Hause. „Da sieht man, was für eine Erziehung der Kerl erhält," rief er ihr nach. „Von Gehorchen keine Spur!"

Er war den ganzen Tag übler Laune. Die einzige Genugtuung, die er hatte, war, daß er nachts zwei der kräftigsten Seiten in das blaue Heft schreiben konnte. In Cäcilie reifte in jener Nacht ein verzweifelter Plan. Sie mußte ihren Huldreich den Mißhandlungen des Vaters entziehen durch die Flucht.

Als Stremmel tags darauf zum Mittagessen erschien, war Cäcilie mit dem Bübchen und dem Zimmermädchen verschwunden. Die Köchin berichtete mit der Dienstboten eigenen Wichtigkeit: Die Frau hatte, gleich nachdem er am Morgen weggegangen war, das Nötigste zusammengerafft, telephonisch einen Wagen bestellt und das Haus verlassen.

Stremmel machte der Polizei Anzeige und kannte Cäciliens Schlupfwinkel, ehe sie sich darin notdürftig eingerichtet hatte. Die arme Frau meinte halb, es gehe mit unrechten Dingen zu, als sie vor ihrer Gangtüre den Schritt ihres Mannes hörte. Sie hielt sich mäuschenstill und ließ ihn läuten, sie legte Huldreich die Hand auf den Mund und flüsterte ihm ins Ohr: „Es ist der Böli-

Digitized by Google

mann," eine Redensart, mit der man kleine Kinder erschreckt.

Am folgenden Morgen erhielt sie von Stremmel einen eingeschriebenen Brief: „Cäcilie! Du hast mich böswillig verlassen und meinen Sohn entführt. Bring' ihn freiwillig zurück, bevor ich die richterliche Gewalt anrufe."

Sie warf den Brief fort. „Damit du ihn tötest!" schluchzte sie. Sie faßte Huldreich leidenschaftlich in die Arme und hüllte ihm Gesicht und Händchen in Küsse ein. Sie wollte ihn gegen alle Welt verteidigen.

Aber eines Abends saß sie doch wieder im väterlichen Hause an der Lindengutstraße. Sie hätte Huldreich ausliefern müssen und zog es vor, die demütigende Heimkehr auf sich zu nehmen, damit er nicht schutzlos der Unvernunft des Vaters ausgesetzt sei.

Als die Eheleute sich am ersten Abend mit trotzigen Seelen wieder gegenübersaßen, sagte Stremmel: „Es ist leider einiges zwischen uns vorgefallen, was nicht wieder gutzumachen ist. Wie wär's, wenn wir unser Verhältnis auflösten?"

Sie verlangte nichts Besseres. Sie hatte nur einen Wunsch: „Wir wollen anständig auseinander gehen und uns vor Gericht nicht mit Schmutz bewerfen."

Er schwieg, und sie faßte sein Schweigen als Zustimmung auf.

„Ich gehe morgen wieder in meine neue Wohnung." Er nickte. „Und nehme Huldreich selbstverständlich mit."

„Selbstverständlich? Nein, so versteh' ich's nicht: Rod bleibt bei mir."

Sie besann sich einen Augenblick. „In diesem Falle bleib' auch ich."

„Wie du willst."

„Aber wir schlagen unsere Betten in verschiedenen Zimmern auf, ich esse auch, wo ich schlafe."

Er nickte.

Es folgten für Cäcilie die Gänge zum Rechtsbeistand, die einleitenden Verhandlungen vor dem Friedensrichter und dem Bezirksgericht und endlich, nach mehr als einem Jahr, der entscheidende Gerichtstag. Cäcilie war in der langen, aufregenden Zeit an den Schläfen angegraut. Nun erst, in der Hauptverhandlung, spielte Stremmels Anwalt seine besten Karten aus. Sie allein war an dem Zerwürfnis schuld, der Beweis wurde durch die genauen Aufzeichnungen des blauen Heftes erbracht.

Cäcilie war auf diese Wendung nicht gefaßt. Daß man sie als schlechte Mutter hinstellte und ihr das Knäblein nehmen wollte, kehrte ihr das Herz um und nahm ihr die Fassung. Sie erhob sich von ihrem Stuhl, sie wollte für ihr Recht kämpfen, sie wollte sagen, ein Büblein wie Huldreich könne nur von einer Mutter verstanden und erzogen werden, auf keinen Fall aber von einem Vater wie Stremmel, sie könne ohne Huldreich nicht leben und er nicht ohne sie, das Gericht möchte sie beieinander lassen, zwei Leben würden von seinem Spruch abhängen. Sie schrie ihre Gründe in den Saal hinaus und brach unter Weinen und Schluchzen zusammen. Die Sitzung mußte unterbrochen werden.

Ihre Aufführung machte auf die Richter einen peinlichen Eindruck und schien Stremmel recht zu geben. Sie mußte die Prozeßkosten bezahlen und Stremmel mit einer bedeutenden Summe entschädigen. Sie hörte das kaum, was lag ihr daran! Sie mußte ihm Huldreich zur Erziehung überlassen, sobald er sechs Jahre alt war. Das riß sie in die Höhe. Sie hielt sich an der Lehne ihres Stuhles fest und stammelte mit gepreßter Stimme: „Der Spruch ist falsch, der Spruch ist unmenschlich! Ein Knäblen von sechs Jahren kann die Mutter nicht entbehren, mein Huldreich wenigstens nicht. Das weiß nur eine Mutter. Aber Sie richten als Männer und ..." Ihre Stimme ertrank in Tränen, und halb bewußtlos wurde sie zum Wagen geschafft.

* * *

Cäcilie hatte sich außerhalb der Stadt, oben an der Berglehne, in einem alten Landhaus eingemietet. Im Erdgeschoß wohnten die Besitzerinnen, eine alte Bäuerin und ihre ledige Tochter, die durch die Preissteigerung des Landes unabhängig, fast reich geworden waren. Das Haus trug den Namen „Zum Sonnengut". Es war aus Riegelwerk aufgebaut, das Balkengefüge rot angestrichen, die Mauerflächen weiß getüncht. Über der langen Fensterreihe stand der Spruch:

Tritt ein,
Halt rein,
Laß die Welt Welt sein.

Es war schon dunkel, als Cäcilie mit Huldreich in der Stube einzog. Ihr erster Blick fiel durch das Fenster auf die untenliegende Stadt.

Sie dachte an Stremmel. Er wird jetzt über seinen Sieg frohlocken, in ihrem Vaterhaus die Arme recken oder Rauchringe an die Decke blasen, vielleicht eine letzte Betrachtung in das blaue Heft eintragen. Sie gönnte ihm seinen Triumph. Sie reckte die Arme nicht, aber ihre Seele dehnte sich im Gefühl der wiedererlangten Freiheit. Sie wußte es jetzt: ihre Ehe war ein Mantel mit schmutzigem Futter gewesen, den sie schon längst hätte abwerfen sollen, denn er hatte

Digitized by Google

seinen Schmutz ihrer Seele mitgeteilt. Aber es war doch ein Glück, daß sie ihn einmal angezogen hatte, diesen Mantel, denn wie aus der Fäulnis die herrlichsten Blumen wachsen können, war aus ihm etwas so Reines und Liebliches wie Huldreich hervorgegangen. Sie zündete dem schlafenden Büblein ins Gesicht und hätte die feinen, blassen Wangen mit Küssen bedeckt, wenn ihr der Schlaf der Unschuld nicht heilig erschienen wäre.

Sie überlegte: ‚Ein Jahr und zwei Monate ist er mein. Es braucht eine Menge Tage und Stunden, bis ein Jahr ausgeronnen ist, ich will sie ausnutzen; sind sie vorüber, so soll Huldreich mit tausend Fäden und Bändern und Ketten an mich gefesselt sein.“ Damit sprach sie ihren Plan aus. Sie sann ihm die ganze Nacht nach, aus Haß und Liebe wob sie ihn zusammen, und sie wähnte in ihrer Kurzsichtigkeit, er sei gut.

Der folgende Tag brachte stürmisches Vorfrühlingswetter. Cäcilie ging geschäftig in ihren Zimmern hin und her und richtete alles behaglich ein. Je wilder draußen der Sturm sich gebärdete, desto wohliger wurde ihr, desto deutlicher empfand sie, daß man nur in sich selber zu Hause und daheim ist: „Laß die Welt Welt sein.“ Huldreich trippelte ihr von Zimmer zu Zimmer nach und verfolgte sie mit allerhand Fragen, auf die sie halb summend, halb singend antwortete. Sie war so heiter.

Sie hängte in der Stube Bilder auf.

„Wer ist das?“ fragte Huldreich.

„Aber Huldi, das ist doch der Großpapa,“ sang sie.

„Und wo ist Papa?“ fragte er weiter.

Cäcilie wurde ärgerlich, zu Haus hatte er nie nach dem Vater verlangt, warum denn jetzt? Sie holte ihre tiefste Stimme hervor: „Papa ist der Bölimann! Sei ganz still, sonst kommt er mit der Rute!“

Er stieß sein „Nein“ hervor, sie setzte ihm ihr „Doch“ entgegen und als alles nichts half, rief sie: „Wart', nun hol' ich den Papa Bölimann!“ Sie ging hinaus, verständigte sich mit der alten Bäuerin und trat wieder ein. Gleich erhob sich vor der Türe ein bedrohliches Gebrumme, Klopfen und Gestampf.

„Hörst du den Papa Bölimann?“ flüsterte Cäcilie mit einer Stimme, die verraten sollte, daß sie selber Angst habe. Noch deutlicher sprachen ihre Augen. Huldreich, der keine Heldennatur war, wurde von der vorgespiegelten Furcht angesteckt, verstummte und suchte mit weinerlicher Miene Schutz in den Armen der Mutter.

Cäcilie empfand, daß ihr Erziehungsmittel sich zu einer Waffe gegen ihren Mann zuschleifen ließ und hatte dabei in einem Winkel ihrer Seele eine schelmische Freude.

Eine große Aufregung brachte der erste Sonntag im März. Stremmel durfte Huldreich jeden zweiten Sonntag für sich beanspruchen, so hatte das Gericht entschieden, damit Vater und Sohn sich nicht ganz fremd würden. Cäcilie wußte, daß er auf dieses Recht nicht verzichten würde, und wurde immer aufgeregter, je näher der Tag kam.

Um zehn Uhr hielt ein Wagen vor dem Haus, Cäcilie wußte, was das zu bedeuten hatte.

Berta stürzte mit der Mitteilung herein, die Köchin komme, die steige so breit wie ein Emmentaler Käse die Treppe hinauf. Es klopfte. Luise trat keck wie ein Dragoner herein und leierte ihren offenbar auswendig gelernten Spruch her: „Der Herr läßt sagen, Sie sollten mir Rod für diesen Tag mitgeben. Am Abend bring' ich ihn wieder zurück.“

„Geh, Huldreich,“ seufzte Cäcilie mutlos, „und denk' an Mutti, die jetzt allein zu Hause sitzen muß.“

Das letzte Wort war unklug, denn Huldreich drang nun in sie, auch zu Papa zu kommen, wodurch er sie in die größte Verwirrung versetzte. Um dem peinlichen Auftritt ein Ende zu machen, steckte Luise dem Bübchen etwas Süßes in den Mund und trug es kurzerhand hinaus, was es sich ohne großen Widerstand gefallen ließ.

Cäcilie schloß sich für den ganzen Tag in ihre Zimmer ein. Ihre Hoffnung war, er werde enttäuscht zurückkommen und ihr freudig in die Arme laufen. Sie malte sich das so lebhaft aus und baute schließlich so fest darauf, daß die Enttäuschung nicht ausbleiben konnte. In guter Laune trat Huldreich am Abend zu ihr herein. Sie forschte, wie es gewesen sei. Schön sei es gewesen, der ganze Tisch voll guter Sachen, zum Nachtisch habe es ganz rotes Eis gegeben. Dann seien sie im Wagen ausgefahren, mit zwei Pferden. Papa sei immer lustig gewesen und habe viel gelacht. — — — —

Cäcilie brach das Gespräch ab und legte das Bübchen zu Bette. ‚Ich muß ihn überbieten, ich muß ihn überbieten!‘ wiederholte sie sich und suchte nach Wegen, bis sie vor Müdigkeit einschlief.

Am folgenden Morgen stieg sie in die Stadt hinab und kaufte für Huldreich einen großen Vorrat guter süßer Dinge ein. Was er bei Stremmel haben konnte, sollte ihm bei ihr etwas Alltägliches werden. O, er sollte es gut bei ihr haben, dieses Jahr sollte das schönste, freudigste seines ganzen Lebens sein, ihm immer goldig nachleuchten und alle andern Erdentage zu Schatten verdunkeln.

Digitized by Google

Nie schlug sie ihm eine Bitte ab, nie setzte sie seinem Willen den eigenen schroff entgegen, höchstens, daß sie ihm durch Zuspruch und Bitten eine etwas andere Richtung zu geben suchte, was jedoch immer seltener gelang. ‚Ich bin des Kindes wegen da und meine erste Aufgabe ist, es in eine sonnige Jugendzeit zu betten. Auf eine sonnige Jugend kann kein schlimmes Leben folgen. Ich und mein Behagen zählen nicht oder nicht viel.‘ So suchte sie vor sich selber ihr im Grunde selbstsüchtiges Tun zu entschuldigen und die Gewissensbisse, die sich dann und wann leise in ihr regten, zu beschwichtigen. Sie fühlte wohl, daß sie nach und nach ganz in Huldreichs Gewalt und Botmäßigkeit geriet, aber das machte ihr weiter keine Sorgen. ‚In einem Jahr tritt der Wechsel ein,‘ dachte sie, ‚dann kommt er unter eine strenge Geißel und wird alle vierzehn Tage jubelnden Herzens zum Mütterchen heimfliegen und ihm die Hände unter die Füße legen. Dann ist für mich die Zeit gekommen, über ihn eine gütige, sanfte Regierung auszuüben.‘

In Huldreich gingen Wandlungen vor. Mit frühreifem Spürsinn hatte er es bald herausgefunden, daß er den Herrn im Haushalt vorstellte, dem alles gestattet war und der mit einem Lächeln, einem schmeichelnden Wort oder einer bloßen Gebärde alles Zerbrochene im Augenblick wieder ganz machen konnte. Als er in seiner Erkenntnis soweit fortgeschritten war, ließ er keinen Tag verstreichen, ohne sich irgendeinen Beweis seiner Machtfülle zu verschaffen, und es ging nicht lange, so drohte er der Mutter mit dem Papa Bölimann, denn er hatte wohl begriffen, daß die Rollen nun vertauscht waren.

Cäcilie zählte im Kalender die Wochen und Tage nach, die schon verstrichen waren, und die, die ihr noch blieben, um Huldreich fürs ganze Leben an sich zu fesseln, und kam in Angst, die Zeit möchte nicht langen. Ihre Augen suchten im Kalender die Tage heraus, die schon durch roten Druck als etwas Freudiges gekennzeichnet waren und aus den andern herausleuchteten, und blieben schließlich auf der Stelle haften, wo das Rot wie zur Herrschaft gelangt schien: Weihnachtstage, Neujahr ...

Das erste und letzte Weihnachtsfest, das sie mit Huldreich allein feiern durfte. Wenn sie bis dann nicht gesiegt hatte, war alles verloren. ‚Ich will siegen, opfern und siegen.‘

Von da an schwebte ihr der Weihnachtsabend wie ein schönes, aber auch beängstigendes Ziel, eine Verheißung und Erfüllung vor den Augen und mitten im Sommer schon begann sie ihre Vorbereitungen.

Stremmel schien ihren Kriegsplan erraten zu haben. Er verstand es, aus den Sonntagen, an denen Huldreich ihm gehörte, immer hohe Festtage zu machen. Als er merkte, daß Cäcilie ihm die Spazierfahrten im Wagen nachahmte, surrte er im Selbstläufer, wie Huldreich die Kraftwagen getauft hatte, im Land umher und war sicher, daß sie da den Wettkampf aufgab, denn sie fürchtete und haßte die Automobile. Huldreich war entzückt von diesen Fahrten und machte sich aus der Angst, mit der ihn die Mutter dazu entließ, jedesmal einen Spaß. Mit den Autofahrten wechselte etwa eine Rundfahrt auf dem See oder ein Ausflug auf den Rigi oder an den Rheinfall ab. Kein Wunder, daß Huldreich an den Sonntagen, die er mit der Mutter zubringen mußte, sich langweilte und es sie merken ließ.

Sobald die Pappeln im Sonnengut ihr Laub abgeworfen und sich leuchtende Schneedecken auf die Rücken der nahen Berge gelegt hatten, ließ Cäcilie in ihrer Wohnung die Worte Weihnachten und Christkind wie aus einem Käfig losfliegen und täglich vom Morgen bis zum Abend in Stube und Kammer herumflattern. Sie lauschte Huldreich jeden Wunsch ab, sie erriet die, die in ihm schlummerten, sie fragte sich, was sie an seiner Stelle begehren würde. Sie dachte an die Christbaumfeiern ihrer eigenen Kindheit, als ihre Mutter noch lebte, für sie dachte und Vorsehung spielte. Wie leuchtende Sterne glänzten diese Abende jetzt noch, nach dreißig Jahren, zu ihr hin, und über deren Lichter- und Flitterglanz strahlte etwa noch Schöneres, Unvergeßliches: die Augen ihrer Mutter, ganz Freude, ganz Glück und Hingebung und Selbstvergessen.

All den Glanz, all die Wonne dieser Feste wollte Cäcilie in einen einzigen Abend zusammenfassen, er sollte für Huldreich etwas Unvergleichliches und Unverwischbares sein, ein Freudenglanz für sein ganzes späteres Leben. Das sollte ihr Stremmel, das sollte ihr irgendein Mann nachmachen!

Der Bescherungsabend war da. Huldreich saß mit Berta beim dumpfen Licht der Öllampe in der Wohnstube. Die Türe zur Nebenstube war geschlossen, durch die Bretterwand hörte man leise Tritte und ein geschäftiges Hantieren. Huldreich erkannte daran das Wesen der Mutter. Seine Augen hingen groß an der Türe. Was war dahinter? Was sollte vor ihm aufgehen, wenn sie sich öffnete? Würde er das Christkindlein auch schnell mit den Augen erwischen oder nicht?

Zwei Räume und dazwischen eine Wand, in dem einen wir, in dem andern der grüne

Digitized by Google

In der Küche. Gemälde von Max Liebermann (1881)

Aus der Ausstellung „Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert"

Hier veröffentlicht mit Genehmigung des Verlages Paul Cassirer in Berlin

Digitized by Google

Digitized by Google

Baum mit glänzenden Lichtern, die Erfüllung der Hoffnung, die Zukunft, das Glück, das Wunder, das große Geheimnis ... das ist der seligste Zustand für große und kleine Kinder.

Da, ein Klingeln. Behutsam schob sich vom Nebenzimmer die Türe auf und der Glanz und das Geflacker von fünfzig Kerzen, das Prangen der Sonnen, Monde und Sterne und das Funkeln spiegelnder Kugeln strahlten Huldreich entgegen. Das Leuchten der Mutteraugen sah er nicht, er eilte unter den Tannenbaum, klatschte in die Hände und maß ihn. Wie groß er war! Er reichte vom Boden zur Decke, der große silberne Stern ganz oben schien ihm halbwegs zum Himmel zu sein. Und Schnee lag auf den Zweigen und Gold und Silber überall, alle Äste bogen sich unter Früchten und Süßigkeiten und Knusperwerk. Huldreich hielt sich nicht lange beim Schein der Dinge auf, er drang auf das Wesen und suchte hervor, was für ihn eigens bestimmt war. Berta half ihm suchen, während die Mutter voll Seligkeit zusah, sich an der Begehrlichkeit der Augen und Hände ihres Söhnleins weidete und vergangener Zeiten gedachte.

„Was gefällt dir nun am besten?" fragte die Mutter, als er seine Herrlichkeiten schön beieinander hatte und mit einiger Verlegenheit vor dem Reichtum stand.

Er musterte alles noch einmal und griff dann ein Blechtrompetchen heraus, das Cäcilie in einem Laden in den Kauf bekommen hatte. Sie hätte damals das Instrument am liebsten zurückgewiesen, es schien ihr für Huldreich nicht gut genug, und nun langte er gerade nach dem gemeinen Blaszeug. Er setzte es an den Mund und blies den ersten schüchternen Ton heraus. Er horchte auf, die Musik gefiel ihm, und schon schritt er gravitätisch um den Christbaum und pustete mit vollen Backen in das Blechrohr.

Berta hielt sich die Ohren zu und lachte laut, Cäcilie hatte sich erhoben, um ihm das Instrument aus dem Mund zu nehmen, aber als er an ihr vorbeischritt, fing sie einen so glücklichen und stolzen Blick auf, daß sie Huldreich den Spaß nicht verderben konnte. Sie hörte die grellen Töne nicht mehr, sie sah nur noch ihn und seine strahlenden, glücklichen Augen, seine aufgeblasenen Backen, die in der Erregtheit sich leicht färbten, den Glanz auf seinem feinen blonden Haar. ‚Er ist ein Trompetenengel.' Wie sie so dachte, schwebte ihr ein altes Volkslied durch den Sinn, das sie einst, sie wußte nicht mehr wo, gehört hatte und von dem ihr die Weise und einige Bruchstücke des Textes in Erinnerung geblieben waren. Sie fügte die Worte, so gut es ihr gelang, zusammen und summte:

Der Engel blies das Hörnlein,
Das lautet also wohl:
Gesegnet seist du, mein Holder,
Denn du bist gnadenvoll.

Huldreichs Freudenfeuerchen verflackerte bald, auf einmal war die Ermüdung da. Er legte die Trompete weg und setzte sich neben seine Schätze, mit denen er sich nur noch mit den Händen, ohne innere Teilnahme beschäftigte.

„Ich glaube, der Sandmann ist durchs Zimmer gegangen," lächelte die Mutter ihm zu. „Huldreich möchte schon zu Bette?" Sie sagte es, um ihn nochmals zu beleben, denn sie hätte die Freude gerne noch hinausgezogen, bis zum Morgen, wenn es auf sie angekommen wäre. Als ob er ihre Gedanken erriete, wehrte sich Huldreich gegen den Abbruch des Festes in dem Kindern wie Erwachsenen eigenen Hang, genießen zu wollen, auch wenn sie es nicht mehr imstande sind. Er mußte mit dem Schlaf kämpfen und geriet bald in eine weinerliche Stimmung. Damit der Abend nicht mit Tränen ende, setzte sich Cäcilie ans Klavier und spielte in gedämpften Ton die Weise jenes Volksliedes zwei-, dreimal. Die Akkorde huschten wie halbdunkle Schatten durch das Zimmer, und bald schlief Huldreich ein. Cäcilie schloß ihn in die Arme und trug ihn ins Schlafzimmer. Beim Auskleiden wurde er wieder wach und sagte unvermittelt: „Gelt, Mama, es gibt doch ein Christkind?"

„Wer hat dir gesagt, es gebe keins?"

„Der Papa!"

„So, der Papa! Glaube nur, es gebe eins, so lange du kannst." Dann küßte sie ihn und flüsterte ihm beweglich in die Ohren: „Gelt, du vergissest diesen Weihnachtsabend nie, hörst du, nie! Es ist vielleicht der letzte, den Mutti mit dir feiert. Sag', du vergessest ihn nie!"

„Nein, nie," beruhigte er sie schlaftrunken. „Wo ist meine Trompete?"

„Willst du sie haben?"

Sie wollte ihm den letzten Wunsch nicht abschlagen und holte ihm das Instrument. Als sie wieder eintrat, schlief er schon fest. Sie blieb noch eine Weile an seinem Bettchen sitzen und überdachte den Abend. Er war nicht ganz ausgefallen, wie sie geträumt hatte. Gleichviel! Er würde aus Huldreichs Gedächtnis nicht mehr zu verdrängen sein. ‚Und noch weniger aus dem meinen,' dachte sie.

Sie ging nochmals hinüber zum Weihnachtsbaum und sah den Kerzen zu, die allmählich herabbrannten. Wie Lebenslichter verzehrten sie sich, jede auf ihre Art, einige still und fest, andere unruhig und flatterhaft; manche kamen trocken durch, andere ließen Tränen fallen. Manchmal zündete eine einen

Digitized by Google

kleinen Brand an wie ein Unheilstifter. Die schönsten aber glichen Sternen, die gelassen auf alles herabschauten.

Cäcilie wählte unter den Kerzen zwei aus, die auf zierlichen Zweigen gerade vor ihr übereinander standen, die obere sollte Huldreichs, die untere ihr Leben vorstellen, und sie verfolgte das Schicksal der beiden gespannt. Bald merkte sie, daß sie die Wahl nicht glücklich getroffen hatte. Die Hitze der unteren hatte die obere allmählich zermürbt, diese fing fiebrig zu flackern an und verzehrte sich rasch. Ehe sie ganz erloschen war blies Cäcilie, wie um einen Schicksalsschluß zu vereiteln, allen Kerzen das Licht aus und saß dann noch lange im Dunkeln, im Streit mit abergläubischen Regungen.

Von da an schwanden die Tage, als wären ihnen Flügel gewachsen. Cäcilie zählte sie nicht mehr, es war zu bedrückend. Schon war Huldreichs Geburtstag vor der Türe, der große Markstein ihres und seines Lebens, die bittere Wegscheide. Eine große Unruhe kam in den Haushalt zum Sonnengut. Zeigte sich Huldreich ungefügig, so geriet die Mutter halb in Verzweiflung. ‚Alle meine Anstrengungen waren umsonst, ich habe ihn verloren, ehe er von mir geschieden ist.'

Dann tauchte die Frage auf: ‚Wann wird Stremmel ihn holen? Am Geburtstag selber oder am Tag nachher?'

Sie traute Stremmel die Bosheit zu, wie ein Eroberer mitten in den Geburtstag hineinzufallen. Aber sie würde ihm die Tür weisen, er hatte kein Recht auf den Tag. Huldreich war am Nachmittag zur Welt gekommen, der Tag gehörte ihr. Sollte sie nicht einen kräftigen Dienstmann an der Haustür aufpflanzen? So eiferte ihre kindische Ohnmacht.

In der Nacht vor dem Schicksalstage schlief sie nicht. Immer schob sie die gleichen Gedanken vor sich hin: ‚Was werde ich mit mir anfangen in meiner Einsamkeit? Wozu und für wen noch leben? Wie wird es Huldreich ergehen? Wird er zu mir oder zu ihm halten?"

Sie horchte auf den Atem des Bübchens, das in seinem Bette ruhig der Zukunft entgegenschlief. Einmal machte sie Licht und zündete ihm in sein feines, bleiches Gesichtchen. Ein blasses Rot lag darauf wie auf einer Wolke, die jeder Windhauch wegblasen kann. Wie sollte ein solches Kind ohne die Mutter leben?

Um das Haus rasten die Aprilstürme. In den Sturm fiel dann und wann ein Regenschauer, er platschte an die Fenster und peitschte die Dachziegel mit nassen Schwingen. Die Dachtraufe begann ihr eintöniges Weinen unten längs des Hauses, nicht wie ein Kind, nein, wie ein Erwachsener. Allem folgte Cäciliens Ohr, in allem vernahm sie den Ausdruck ihres eigenen Kummers, es war immer ihre Stimme und ihre Seele, die draußen klagte und zürnte und flehte. Einmal meinte sie Schritte zu hören. Strich Stremmel ums Haus? Gegen Morgen, als der Tag langsam wie ein Dieb durch die Scheiben kroch, schlief sie ganz ermattet ein.

Ein paar Stunden später fuhr sie jäh empor. Was war das? War der Schelm in ihr Schlafzimmer eingedrungen? Sie öffnete die Augen: Huldreich stand im Hemdchen an ihrem Bett und lachte. Er hatte sie am Ohr gezupft, weil sie nicht erwachen wollte. Es war das erstemal, daß er sie schlafen sah, das hatte ihn gelächert.

Trotz diesem heitern Anfang wollte sich den ganzen Tag keine Freude und Geburtstagsstimmung einfinden. Cäcilie gab sich Mühe, ihre Aufregung zu bemeistern, aber wenn der Milchmann, der Bäcker, der Fleischer oder der Postbote läutete, geriet sie in die größte Bestürzung, und auch Berta war von dem Fieber angesteckt. Die Mutter hätte Huldreich am liebsten den ganzen Tag in den Armen gehalten, ihn gehätschelt und ihm zugesprochen, er aber verstand seinen Geburtstag nicht so, er wollte etwas lärmen und wollte Süßes verschlingen, sich auf dem Boden wälzen und mit der Mutter spielen, er wollte an Berta ein Quentchen Mutwillen auslassen. Da er nirgends Verständnis fand, wurde er unartig. Er sah es auf eine alte Bilderbibel ab, die in Manneshöhe auf einem Bücherbrett an der Wand lag. Einmal an einem Regentag hatte ihm die Mutter die Bilder gezeigt. Er war übermütig aufgelegt und riß eines halb durch. Die Bibel wurde ihm verboten, und er reihte sie alsogleich unter seine Feinde ein. Nun hatte die Stunde der Vergeltung geschlagen. Er rückte einen Stuhl an die Wand und stieg hinauf.

„Was willst du, Huldreich?" fragte die Mutter.

„Bilder ansehen," gab er zurück.

„Das darfst du doch nicht, sei lieb!"

Er zürnte: „Nichts darf ich!"

Berta griff ein: „Denk', wenn der Papa kommt und dich holt!"

Er lachte, diese Drohung hatte er schon oft gehört. Die Mutter bestätigte Bertas Worte: „Ja, ja, diesmal holt er dich für immer, du wirst an den Tag denken." Sie erhob sich, um ihn vom Stuhl herunterzuholen, er aber, ihre Absicht erratend, griff flink wie eine Katze nach der Bibel und riß sie gegen sich. Der Fehler war nur, daß er

Digitized by Google

seine Kräfte überschätzt hatte, das schwere Buch drückte ihn vom Stuhl herunter. Das war ganz gegen seine Absicht, er schrie aus Schmerz und Zorn, als würde der bethlehemitische Kindermord wiederholt. Er war fest überzeugt, die Mutter sei an dem schweren Unglück schuld, was hatte sie ihn nicht gewähren lassen! Nun wollte er brüllen, so lange er es aushielt und sie so strafen. Es blieb ihr nichts übrig, als ihn ins Bett zu stecken.

So nahm der Tag ein unfestliches Ende. Am Abend brachte der Postbote einen Brief: „Frau Cäcilie Lindner. Habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß ich in Deutschland, wo ich ein Zweiggeschäft errichte, durch Arbeit ein paar Wochen zurückgehalten werde und deshalb meinen Knaben Roderich, der morgen nach meiner Berechnung sein sechstes Jahr vollendet, nicht gleich abholen kann, wie ich nach Rechtsspruch sollte. Ich nehme aber an, Sie werden, wenn nicht mir, so doch dem Knaben zuliebe, ihn noch ein paar Wochen bei sich behalten. Gleich nach meiner Rückkehr werde ich meinen Verpflichtungen nachkommen.

Achtungsvoll Karl Stremmel."

Das war ein freudiges Erschrecken! Ach, daß die Botschaft nicht am Morgen kam! Jetzt war der ganze Tag in Mißmut versunken. Aber gleichviel, Cäcilie hatte noch eine Gnadenfrist, dafür wollte sie dankbar sein. Und wer weiß, was die Sonne in ein paar Wochen ausreift? ‚Ein Zweiggeschäft in Deutschland,' überlegte sie, ‚das schrieb er, um mich zu ärgern. Auch gut. Wenn es ihn nur recht lange fernhält! Wenn er gar nicht mehr an Rückkehr dächte? Wenn er es aufgegeben hätte, ihr Huldreich zu nehmen? Wenn ... wenn ...'

So erging sich Cäcilie auf allerlei törichten Gedankenwegen.

Auch Huldreich machte sich zum Aufschub der vielbesprochenen und oft angedrohten Übersiedelung seine Gedanken. Sein Glaube an die Wahrhaftigkeit der Erwachsenen war erschüttert. So hielten es die Mutter und Berta immer! So war es mit dem Papa Bölimann gewesen, so war es wohl auch mit der Schule, mit der man ihm seit einiger Zeit drohte.

Die Schule! In zehn Tagen sollte Huldreich seinen ersten Gang in das Haus mit den schwarzen Tafeln, den starren Bankreihen und den alles beherrschenden Brillen antreten. Wie es in ihrer ängstlichen Natur lag, pflanzte Cäcilie den Schulweg entlang eine dichte Reihe von Bedenken, Betrachtungen und Fragezeichen. Aber sie freute sich doch, daß Huldreich den ersten Schulgang von ihrer Stube aus und in ihrer Begleitung antreten konnte. Der Tornister stand schon lange mit allem Nötigen sorglich gepackt in ihrem Arbeitszimmer, und fast jeden Tag gab sie Huldreich eine Vorstellung: „Die Tafel kommt da hinein, schau, sie paßt genau, die Griffelschachtel und die Schwammbüchse auf beiden Seiten, und das Lineal steckst du durch die beiden Ösen unter dem Deckel. Nimm den Tornister einmal auf den Rücken! Drückt er stark? Nein! Nun bist du schon ein kleiner Soldat!"

Schon war der Montag angebrochen, da er den Tornister allen Ernstes anschnallen mußte. Er meinte zuerst, die Mutter spaße, sie belehrte ihn aber: „'s ist aus mit der Freiheit, armes Bübchen." Er las in ihrem Gesicht, wie es stand, und fing zu weinen an. Sie tröstete ihn, sie streichelte ihm das Haar, sie band ihm eine große rote Halsbinde um, deren Leuchten einen warmen Schimmer auf sein blasses Gesichtchen warf. „Es ist nicht so schlimm, alle Kinder müssen da durch, Mama hat es auch einmal gemußt. Komm, wir gehen jetzt zusammen."

Innerlich grollte Cäcilie: ‚Wozu muß man die Kinder so früh zur Schule schicken? Die paar Striche, Punkte und Kreuzchen würden sie später in der halben Zeit lernen!'

Auf dem Weg erregte Huldreich Aufsehen. Die Mutter hatte ihn für den Tag in ein ganz neues Kleidchen gesteckt aus einem weithin leuchtenden Blau. Auf dem Kopf trug er eine Art Barett aus schwarzem Samt. Die rote Halsbinde flog über seine Schultern, gab ihm etwas Leichtes, im Winde Wehendes und hob ihn wie auf Flügeln; die gelben Schuhe glänzten, der breite weiße Kragen um den Hals sorgte für Würde. Cäciliens Augen ruhten auf dem ganzen Wege heimlich auf ihm. Sie gab ihm Ermahnungen: „Sei brav in der Schule, schwatze nicht, gib auf alles acht, was der Lehrer sagt, reich' ihm das Händchen, wenn du eintrittst, um zehn Uhr hole ich dich ab, gelt?"

Die beiden kamen an einem Trupp Schüler vorbei. „Schaut den an," kicherte ein Mädchen halblaut.

„Der kommt grad aus einem Laden," gab ein anderes vernehmlich zurück, „gestern hab' ich ihn noch im Schaufenster gesehen."

„Er trägt die Schweizerfahne um den Hals!" krähte ein Junge.

Allgemeines Gelächter.

Cäcilie drehte sich um und maß die Schar mit einem strafenden Blick, worauf eine verlegene Stille eintrat. Sobald sie aber den Rücken wendete, ging das Gekicher wieder los: „Er trägt die Schweizerfahne um den Hals."

Digitized by Google

‚Was für ungezogene Kinder,‘ dachte sie.

Zum Glück merkte Huldreich nichts. Er war zu sehr mit sich, seiner Halsbinde, seinen Schuhen und Socken, mit den glänzenden Knöpfen seines Kleides und mit dem großen, vielfenstrigen Haus beschäftigt, dem er mit jedem Schritt näher kam, wie zaghaft er auch ausschritt.

Auf dem Schulhausplatz, auf dem die Schüler heute wie Papierfetzen durcheinander wirbelten, wollte sich die Mutter verabschieden. „Geh nur den andern nach, man wird dich schon weisen.“

Er aber wurde weinerlich. „Ich fürchte mich.“ Da trat sie mit ihm ein.

Die ersten Schultage nahmen ihm die Furcht. Es war ja alles nicht viel mehr als Spiel. Er trat zu Hause sogar einmal großsprecherisch auf: „O, Mama, da sind Dumme dabei! Einer weiß nicht einmal, welches die rechte Hand ist! Und drei mußten zum Brunnen gehen und die Hände waschen. Denk', wie die sich schämen mußten! Tafel und Griffel soll ich zu Hause lassen, hat der Lehrer gesagt, wenn wir einmal schreiben, schreiben wir gleich auf Papier.“ Das Wort Papier wallte wie ein ganzer Hofstaat aus seinem Mund. Schon tags darauf kam der Umschlag. Wie ein geschlagenes Pudelchen trat Huldreich in die Stube.

„Was ist dir, Bubi?“

„Nichts,“ erwiderte er und fing untröstlich zu weinen an.

„War der Lehrer böse mit dir?“

„Nein.“

„Aber die andern?“

„Ja—a, ich will nicht mehr zur Schule.“

„Quälen sie dich?“

„Ja—a!“

„Wie denn?“

„Sie sagen mir immer das Fähnchen und lachen mich aus.“

„Wegen der Halsbinde?“

„Ja. Sie haben sie ... Schau' nur!“ Die Tränen erstickten seine Stimme.

Es war Cäcilie schon aufgefallen, wie unordentlich der Streifen Seide um seinen Hals geflochten war; jetzt erfuhr sie den Grund: Die Halsbinde war zerrissen und sogar mit Tinte verschmiert, Huldreich hatte auf dem Heimweg den Schaden, so gut er konnte, verdeckt, aus Scham.

„Das ist nicht so schlimm,“ beschwichtigte ihn die Mutter, „ich geb' dir eine andere Schleife. Ich hab' dir gleich ein paar gekauft.“

„Ich will nicht mehr zur Schule,“ beharrte er.

Sie erschrak. „Das geht nicht, Bubi. Sei nur ruhig, ich werde mit dem Lehrer sprechen.“

„Nein,“ schrie er ängstlich, „sonst hauen sie mich noch fester.“

„Sie hauen dich? Ja? Armer Bubi, dann mußt du dich aber wehren!“

Er sah sie mit seinen großen blauen Augen verständnislos an, und sie begriff seinen Blick. Ja freilich, wie konnte er dreinschlagen? Er hatte einen starren Sinn, aber keine Fäuste, dazu war er also nicht geschaffen. Sie wurde ganz gerührt ob seiner Hilflosigkeit. Sie schloß ihn in die Arme und küßte seine zierlichen, unwehrhaften Händchen.

Ganz heimlich ging Cäcilie zum Lehrer und bat ihn um seine Vermittlung. Er versprach seine Hilfe, aber unter kühlen Vorbehalten: „Es sind nicht meine Schüler, es sind ältere, die ihn plagen. Er fällt eben so sehr auf, unsere Schulen gleichen aus, kleiden Sie den Knaben einfacher, wenn ich Ihnen raten soll.“

Sie ging bekümmert nach Hause. Zu einer schlichten Halsbinde wollte sie sich verstehen, das schmucke Kleid sollte er austragen. ‚Es wird in der Schulgesellschaft den Sonntag bald genug ablegen,‘ dachte sie.

Als sie nach Hause kam, fand sie Berta in großer Bestürzung. Huldreich war fort. Stremmel war mit dem Auto vorgefahren, hatte das Büblein und seine Sachen kurzerhand, wie etwas Hausrat, zusammengepackt und war fortgesaust.

Kopflos eilte Cäcilie wieder davon, dem Innern der Stadt zu, wo Stremmel seit einiger Zeit Wohnung genommen hatte, um seinem Geschäft näher zu sein. Gegenüber stand ein Haus mit tiefem Torbogen. Dort konnte sie den ganzen Platz übersehen und doch unerwünschten Blicken sich entziehen. Das Auto stand noch vor Stremmels Haustür. Der Chauffeur lehnte sich träge zurück, musterte die jungen Damen, die etwa vorbeischritten, und gähnte dazwischen. Wenn sie hinginge und ihn ausfragte? Sie wagte es nicht. Stremmel könnte sie überraschen. Was würde sie ihm antworten?

Sie wartete eine halbe, eine ganze Stunde. Die Türe des Hauses Nr. 7 ging auf, Stremmel trat heraus, warf einen Blick zu den Fenstern hinauf und gab dem Chauffeur kurze Anweisung. Schon schwenkte der Wagen um die Straßenecke.

Stremmel war sich ganz gleich geblieben, er schien bester Dinge zu sein. O, wie Cäcilie ihn haßte und beneidete um sein munteres Gesicht.

Der Abend dämmerte über die Stadt herein. Die Straßenlaternen flammten da

Digitized by Google

und dort auf, einzelne Fenster erhellten sich. Cäciliens Augen hingen an Stremmels Haus. Jetzt zuckte es in zwei nebeneinanderliegenden Fenstern hell auf. ‚Dort ist er!‘ dachte sie, ‚hinter den Fenstern liegt die Wohnstube oder die Kinderstube, er schaut jetzt zum Leuchter empor.‘ Er sah so gern und staunend ins Licht. In dem Augenblick fuhr das ihr bekannte Auto wieder vor, und gleich darauf dröhnte die Haustüre. Eine Minute später sah Cäcilie oben hinter den hellen Scheiben einen Schatten vorbeigehen. Er bückte sich, sicherlich neigte sich Stremmel zu Huldreich hinab. Der Schatten richtete sich wieder auf und ein anderer, kleinerer, glitt rasch an ihm empor und über ihn hinaus. Stremmel hob Huldreich gegen die Decke, einmal, zweimal, dreimal, und wieder einmal, zweimal, dreimal. Cäcilie war froh, daß die Fenster geschlossen waren, damit sie das glückliche Lachen und Kichern des Bübchens nicht hörte. Huldreich hatte ihr in der letzten Zeit oft gesagt: „Wirf mich in die Luft wie Papa!“ und es hatte sie jedesmal geschmerzt, daß ihre schwachen Arme das Kunststück nicht zu seiner Zufriedenheit fertig brachten.

Es fing an, leicht zu regnen. Cäcilie flüchtete sich wieder unter den Torbogen, sie konnte nicht heimgehn, bevor sie wußte, wo Huldreich schlief. Endlich erhellten sich zwei andere Fenster. Cäcilie sagte sich leise Huldreichs Abendgebet vor und ahmte im Geiste seine Stimme und kindliche Betonung nach. Wer brachte ihn zu Bette? Stremmel selber? Ach, ein Mann kann ein Kind nicht betten. Dazu braucht es weichere Hände, weichere Worte, ein Mutterherz.

Die zwei Fenster erloschen. Drüben ging die Haustüre und Stremmel erschien wieder. Er zündete sich in der Türnische eine Zigarre an, das Licht prallte grell von seinem Gesicht ab. Eilig ging er davon.

Cäcilie huschte zu dem Haus hinüber, ihr Herz drängte zu den erloschenen Fenstern hinauf. „Huldreich, Huldreich!“ flüsterte sie. Ein Herr kam vorüber, blieb stehen und richtete ein paar zweideutige Worte an sie; sie fauchte ihn an, da ging er mit unverständlichem Brummen seines Weges.

Der kleine Auftritt und Sieg gab Cäcilie eine Entschlossenheit, die sie sich selber nicht zugetraut hätte. Sie trat an die Haustüre heran und drückte kräftig auf den Knopf. Sie hörte deutlich das Läuten der Glocke. Sobald sich die Türe öffnete, wollte sie eindringen und zu Huldreich hinaufstürmen, aber statt der Türe ging oben ein Fenster auf und eine ihr unbekannte Stimme rief mißtrauisch, wer unten sei. Gleich war Cäciliens Mut verflogen, sie hielt sich im Dunkel still, bis das Fenster wieder zuklappte und schlich dann davon.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Wie öde war das Haus. Ginge nur irgend ein Glas oder eine Schale in Scherben! Cäcilie saß sinnend da. Irgendwo fuhr ein Auto durchs Land, unter Blütenträumen durch, zwischen blumigen Wiesen, am Rand eines Erlenbaches hin, und wirbelte den Staub auf und weckte das Echo des Waldes und der frisch ergrünten Rebhügel. Die Leute, die dem Fahrzeug mißmutig auswichen, sahen darin einen Mann, der munter ins Weite schaute oder mit einem Knäblein plauderte, das mit seinen großen, blauen Augen die Welt verschlang.

Sobald der Abend angebrochen war, stand sie wieder unten im dunkeln Torweg und schaute hinauf nach den opalfarbenen Fensterscheiben. Sie hatte einen Einfall: sie wollte täglich Huldreich abfangen, wenn er zur Schule ging, so hatte sie ihn jeden Tag ein paar Minuten lang und ein paar Schritte weit. Lange vor Schulbeginn stand sie am Morgen auf dem Schulplatz. Jedes Kind musterte sie, warum kam Huldreich so lange nicht? Das Schulhaus wurde still, aus den offenen Fenstern drangen tiefe Männer- und helle Kinderstimmen, der Unterricht hatte begonnen, Huldreich war immer noch nicht durch die weite Türe gegangen. ‚Da sieht man, was für eine Ordnung er beim Vater hat,‘ dachte Cäcilie mit leiser Schadenfreude. Aber gleich wurde sie ängstlich: Wenn er krank wäre? Wenn ihm gestern auf der Fahrt etwas zugestoßen wäre? Sie faßte sich ein Herz und klopfte den Lehrer heraus, ob er etwas von ihrem Bübchen wisse.

„Ah, er wohnt nicht mehr bei Ihnen? In einem andern Kreis? Dann ist er einem andern Schulhaus zugeteilt worden.“

„Sie wissen nicht, welchem?“

„Ich habe noch keine Mitteilung von der Kanzlei. Sobald ich etwas weiß, schicke ich Ihnen Bericht.“

„Kann ich nicht selber nachfragen?“

„Warum nicht? Natürlich.“

Er gab ihr die nötigen Anweisungen, und eine halbe Stunde später saß sie auf der abgeriebenen Bank eines Wartezimmers und harrte, bis die Reihe an ihr war. Da ging die Türe auf, sie vernahm ein Trippeln wie von einem Mäuschen und sah halb erschreckt auf: Das war ja Huldreich. Er trat an der Hand eines langen, halb elegant gekleideten Fräuleins ein. Es ging eine Weile, bis er in der Überraschung und im gedämpften Licht des Raumes die

Digitized by Google

Mutter erkannte, dann aber riß er sich von dem Kinderfräulein los, eilte auf sie zu und schrie und weinte, und auch Cäcilie wurden die Augen naß.

„Armer, armer Huldi," schmeichelte sie.

„Ich komme wieder heim," schluchzte er.

Die Leute sahen der ungestümen Begrüßung verwundert zu.

Das Kinderfräulein schien nun den Zusammenhang zu erraten. Es trat an Cäcilie heran und sagte scharf: „Rod ist mir übergeben, lassen Sie ihn los, bitte. Sie sind wohl Frau Lindner?"

Cäcilie sah auf und musterte die Sprechende. Es war eine überschlanke Person von etwa dreißig Jahren, mit einer schmalen, langen Nase und dünnen, klingenscharfen Lippen.

Cäcilie bog sich wieder zu Huldreich hinab: „Armer Huldi, gelt, du kämest gerne heim?" Huldreich schrie ihr die Bestätigung in die Ohren.

Wieder ließ sich die dünne, schneidende Stimme hören: „Es geht wirklich nicht, Frau Lindner, Sie überschreiten Ihre Befugnis. Lassen Sie Roderich los, ich muß ihn anmelden. Ersparen Sie mir und Ihnen Unannehmlichkeiten."

Cäcilie stand auf und maß die Person: „Sind Sie Mutter?"

„Das brauch' ich nicht zu sein," gab die andere etwas betroffen zurück.

„Dann schwatzen Sie einer Mutter nicht von ihrer Befugnis."

„Ich habe meine Weisung und tue meine Pflicht."

Die Türe der Kanzlei ging auf, es war an Cäcilie, einzutreten, sie stand aber ganz verwirrt da. Wozu war sie eigentlich hergekommen? „An wem ist die Reihe?" fragte der Beamte ungeduldig zum zweitenmal. In diesem Augenblick griff das Kinderfräulein nach Huldreichs Ärmchen und zog den Widerstrebenden rasch in die Amtsstube. Ehe Cäcilie recht wußte, was vorgegangen war, hatte sich die Türe hinter den beiden geschlossen. Cäcilie sank seufzend auf die Bank zurück. ‚Armer Huldreich,' dachte sie, ‚diese Lippen werden dich zerschneiden wie Messer.'

War da nichts zu tun? Wenn sie mit der kantigen Person spräche? sie bäte ...? Sie müßte sich ja erniedrigen! Aber was galt ihr das, wenn es nur Huldreich nützte.

Das Kinderfräulein trat bald wieder heraus. Es hielt Huldreich kurz am Arm und zog ihn so eng in ihre Rockfalten, daß er darin fast ganz verschwand. Sie ließ ihm keine Zeit, sich nach der Mutter umzusehen. Cäcilie eilte ihr nach und stellte sich ihr auf dem Gang in den Weg. „Was Sie da mit sich schleppen, ist mein Kind, seien Sie gut zu ihm, es ist so zart, es sind nicht alle Kinder gleich ..."

Das Kinderfräulein blieb stehen, warf einen überlegenen Blick auf Cäcilie und geruhte endlich die beiden Scherenschneiden zwischen Kinn und Nase ein wenig zu öffnen: „Sie haben mir meine Aufgabe sehr schwer gemacht, Frau Lindner, Sie haben das Büblein furchtbar verwöhnt, furchtbar, es ist nichts mit ihm anzufangen, wenn man nicht zu allem, was ihm durch den Kopf geht, ja und Amen sagt."

„Lieben Sie Huldreich ein wenig, dann wird es schon gehn, er ist so gut geartet!"

„Vielleicht, aber falsch erzogen. Der Herr ist ganz meiner Meinung, zum Glück ist Rod noch jung, junge Gerten biegt auch eine schwache Hand!"

Sie faßte bei diesen Worten Huldreich mit ihren knochigen Fingern schärfer an, und Cäcilie begriff, was sie unter einer schwachen Hand verstand.

„Sie müssen mein Werk fortsetzen, tun Sie es nicht schroff, Huldreich und ich werden Ihnen zeitlebens dankbar sein."

„Ich habe mit Herrn Stremmel die Angelegenheit besprochen und stehe in seinem Dienst. Auch ist es nicht meine erste Stelle."

„Aber die Mutter dürfen Sie doch einen Augenblick anhören. Wie wollen Sie das Kind erziehen, wenn Sie es nicht kennen? Wer kennt es besser, als die Mutter? Es ist ein Unglück, daß mir Huldreich schon mit sechs Jahren weggenommen wurde, mit sechs Jahren kann ein Kind die Mutter noch nicht entbehren."

Das Fräulein zog die Augenbrauen zusammen und entgegnete langsam: „Es scheint freilich, Sie haben Rod absichtlich so erzogen, daß er Sie nicht entbehren kann! Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen widerspreche, aber ich halte es für ein Glück, daß er unter festere Führung kommt. Meisterlos ist ein schlechter Erzieher, sagt mein Herr. Leben Sie wohl, ich muß gehen."

„Abschied werd ich wohl von meinem Kind nehmen dürfen."

Sie hob Huldreich zu sich empor und bedeckte ihm das Gesicht mit Küssen. Er weinte. Das Fräulein wandte sich von dem Auftritt ab.

„Seien Sie gut zu ihm," flehte Cäcilie, als das Fräulein Huldreich davonschleppte.

Auf dem Heimweg kam es Cäcilie zu Sinn, nun wisse sie erst nicht, welchem Schulhaus er zugeteilt sei. Sollte sie umkehren? Nein, sie hatte von der Kanzlei für ihr Leben genug, sie wollte es selber heraus-

Digitized by Google

bringen, sie brauchte in ihrer Verlassenheit mit der Zeit nicht zu rechnen.

Am folgenden Morgen stellte sie sich hinter einer Straßenecke auf, über die sie sich nur leicht zu beugen brauchte, um Stremmels Haustüre zu sehen. Wenige Minuten vor acht Uhr trat das Kinderfräulein mit Huldreich heraus und ging rasch und steif über den Platz. Cäcilie erkannte ihr Büblein kaum. Statt des neuen blauen Kleides, das sie ihm für den ersten Schultag hatte schneidern lassen, trug Huldreich ein solches aus braunem Manchesterstoff. Knie, Waden und Hals waren bloß, der Kopf unbedeckt. ‚Er wird sich eine Erkältung holen,' ängstigte sich die Mutter.

Sie ging den beiden nach. Sie brauchte sich nicht besonders in acht zu nehmen, die wandernde Steifheit ging gerade aus, die Nase hoch in der Luft, als wollte sie an den Wolken schnüffeln. Keinen Blick hatte sie für Huldreich, den sie immer in Armeslänge hinter sich herzog mit ihrer „schwachen" Hand. Er schien ganz ihrem Willen ausgeliefert. Sie ging hart an der Kante des Randsteins; wer ihr entgegenkam, mußte ihr ausweichen. ‚Wenn sie nur über den Rand strauchelte und sich den Hals bräche,' dachte Cäcilie, aber sie ging mit der Sicherheit einer Nachtwandlerin, obschon sie nie zu Boden sah. Sie schien Augen an den Füßen zu haben. Sie verschwand mit Huldreich in einem Schulhaus und steuerte schon ein paar Minuten später wieder einem Randstein zu, starr und hochaufgerichtet, wie sie gekommen war.

Jeden Morgen schlich Cäcilie den beiden nach, sie konnte den Tag nicht begraben, wenn sie Huldreich nicht gesehen hatte. Ein Zufall verriet sie. Die wandernde Latte hatte einmal das Mißgeschick, über den Randstein zu stolpern und beinahe zu Fall zu kommen, und da sie ihren Seiltänzergang offenbar als Sport betrieb und damit ein bescheidenes Aufsehen erregen wollte, schaute sie sich um, ob der Fehltritt beachtet worden sei. Dabei fielen ihre Augen auf Cäcilie. Sie blieb stehen und wartete. „Sie verfolgen mich und Rod. Wenn Sie mich weiter belästigen, werde ich es dem Herrn melden müssen."

„Das werden Sie ohnehin tun," erwiderte Cäcilie, und wandte sich zu Huldreich, der ihr mit einem kleinen Schrei in die Arme springen wollte, von seiner Gebieterin aber in gemessenen Schranken gehalten wurde.

Am folgenden Tag ging Cäcilie nicht mehr hinter den beiden her, sie schritt ihnen entgegen und kam sich recht tapfer vor. Sie ging auf der gleichen Seite, auf der ihre Widersacherin kommen mußte, und sah dem Zusammenstoß mit einiger Spannung entgegen. Plötzlich tauchte Stremmel vor ihr auf. Ihr Herz fing an zu pochen, sie wollte sich in eine Seitengasse retten, aber es war zu spät, er hatte sie entdeckt und kam mit glühendem Gesicht auf sie zu.

„Was Sie sich herausnehmen ist eine Taktlosigkeit," flüsterte er ihr gedämpft zu, um kein Aufsehen zu erregen. „Aber das muß aufhören. Sie haben Ihre Erziehungskunst an diesem armen Opfer lang genug erprobt, es ist ein Jammer, was Sie aus ihm gemacht haben. Es gibt Eier ohne Schale. Rod ist unter Ihren Händen ein Mensch ohne Haut geworden, wehrlos, hilflos. Und daneben launisch, selbstsüchtig ..."

Die Leute sahen sich nach den beiden um, Cäcilie eilte über den Straßendamm und verschwand. Ihr war, sie höre Huldreich weinen, aber sie wagte nicht, zurückzusehen.

Dem Sonntag wachte sie mit großer Unruhe entgegen. Würde ihr Stremmel Huldreich herausgeben nach dem, was geschehen war? Und wie wollte sie ihr Recht durchsetzen? Am Morgen fragte sie Berta um Rat. „Nehmen Sie ein Auto," riet das Mädchen, „und schicken Sie den Chauffeur hinauf, das sind Leute, die sich nicht an der Nase kratzen lassen."

Cäcilie überwand ihre Abneigung gegen die Selbstläufer und befolgte ihren Rat.

„Sie sollen ein gutes Trinkgeld haben, wenn Sie mir das Söhnlein herunterbringen," sagte sie zu dem Chauffeur, als er vor Stremmels Haustüre hielt.

„Werd's schon besorgen," gab er entschlossen zurück.

Er erschien schon nach ein paar Minuten wieder, Huldreich sprang strahlend in den Wagen.

„O, er hat es nicht gewagt, der Held!" frohlockte Cäcilie und gab dem Chauffeur ein Zeichen, rasch davonzufahren, zur Stadt hinaus, ihr war, es zielten von oben vier böse Augen nach ihr.

Vor der Stadt mäßigte der Wagenführer die Geschwindigkeit, drehte sich halb zurück und fragte: „Wohin wünscht die Dame denn zu fahren?"

„Wohin fahren wir, Huldreich?" schmeichelte Cäcilie.

Das Büblein besann sich, lehnte sich enger an die Mutter an und flüsterte wie verschämt: „Heim."

„Heim?!" Es jubelte in Cäcilie: „Heim, heim, heim, zu mir heim!" Das war ein Sieg! Sein Heim war bei ihr, dorthin sehnte er sich. Hätte doch Stremmel das Wort gehört!

Digitized by Google

Es tönte fast wie Jauchzen, als sie rief: „Nach dem Sonnengut zurück!“ Der Chauffeur verstand nicht recht, sie schrie: „Sonnengut! Sonnengut!“ Huldreich jauchzte so laut: „Sonnengut!“, daß er blaue Backen bekam.

An jenem Sonntag wurde Cäcilie wieder zum Kind, zu einem Kind von fünf Jahren, etwas jünger als Huldreich. Jede seiner Launen schien ihr entzückend, jeder seiner Einfälle wirkte wie ein Rausch in ihrem Herzen. Die beiden Kinder jagten sich von Zimmer zu Zimmer wie Wildfänge, um den Tisch herum, unter dem Tisch durch, stellten sich Stühle und andere Hindernisse in den Weg, entwischten wieder, haschten sich, wanden sich flink los und lachten mit dem Rest des Atems, der ihnen blieb, daß die Wände sangen und die Scheiben kicherten. Oder dann warfen sie sich auf den Boden, gingen wie grimmige Raubtiere auf allen vieren gegeneinander los, brüllten einander an und machten böse Augen, bis den beiden Kinderseelen halb grauste und sie aufsprangen wie auf ein Zeichen, um sich menschlich zu umfassen und lieb zu haben. Der ganze Tag hatte nur eine Stunde und dazu eine kurze. —

In Cäcilie reifte der Plan zu einem neuen Fluchtversuch. In drei Tagen war wieder Sonntag, ihr Sonntag, da sollte Stremmel etwas erfahren! Fliehen wollte sie mit Huldreich. Sie überlegte: „Hab' ich Huldreich nur wieder zwei, drei Tage so ganz für mich, so werde ich nachher die Trennung wieder leichter ertragen.“

Früh am Sonntag morgen holte sie den Knaben ab. Dann ging's in einer kleinen, flüchtigen Staubwolke durch maigrüne Täler und über sonnige Höhen in die Ferne. Das Sonnengut war ihr diesmal zu nah. Die meisten Bäume hatten das Blust schon abgestoßen, nur späte Apfelbäume spiegelten da und dort noch ihr zartes Rot in der Sonne. Über Feldern und Dörfern lag Feiertag und Andacht, von den Kirchtürmen riefen die Glocken ins Land mit festem, freudigem Ton. Sie verstummten, fast alle zu gleicher Zeit, und nun ließen sich die Lerchen hören als Segenspenderinnen, hoch über den Saatfeldern, dem im Auto fliehenden Auge unsichtbar, dem Ohr kaum vernehmbar.

„Hörst du die Luft singen?“ fragte Cäcilie.

„Es ist ja ein Vögelein.“

„So zeig' es mir!“

Er spähte hinauf und fand es nicht.

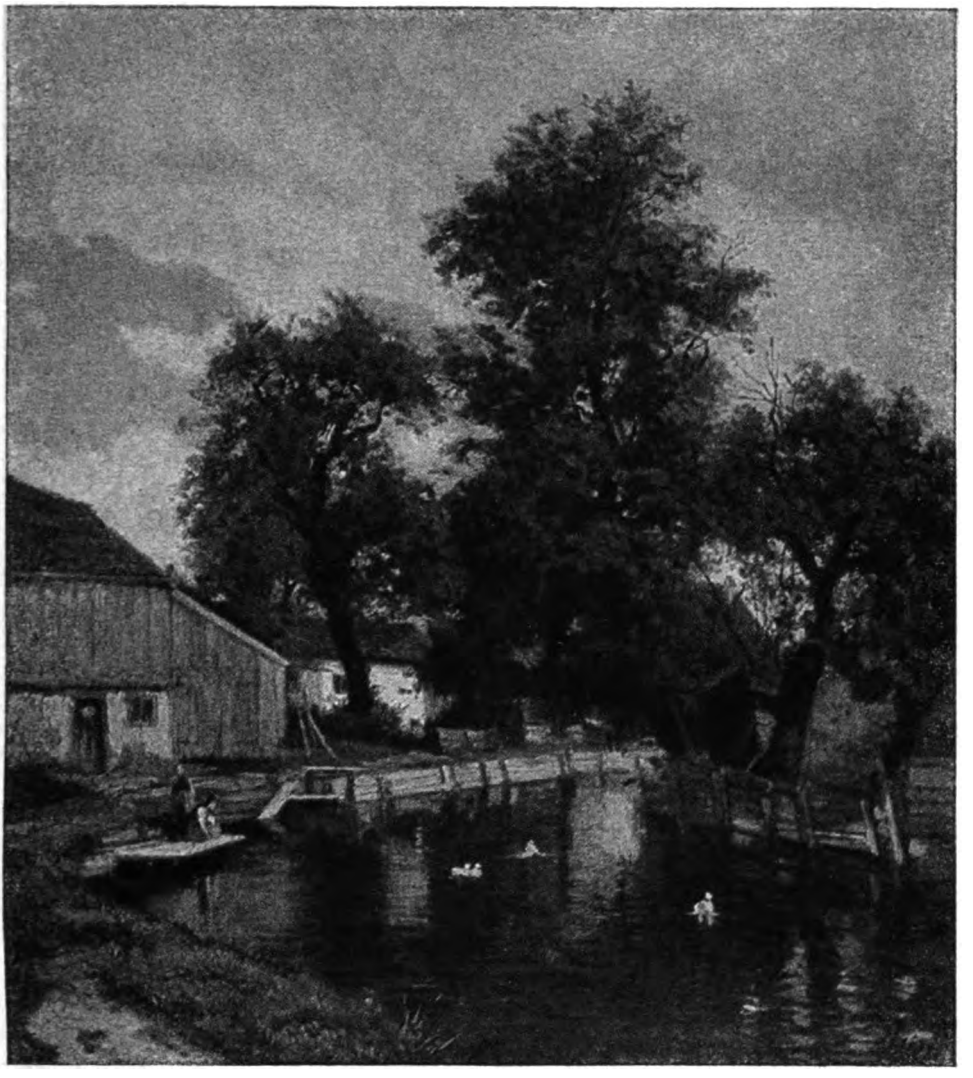
„Siehst du, es ist doch die Luft. Oder ist es vielleicht mein Herz?“ Damit drückte sie ihn fest an sich. Ihr Herz sang wirklich.

Gegen Mittag fuhren sie in ein bewimpeltes und bekränztes Dorf ein. Aus einer mit Tannengrün verkleideten Festhütte, die in einem Baumgarten stand, klang kräftiger Gesang. Es wurde ein Landsängerfest abgehalten. Die Hauptstraße wimmelte von Erwachsenen und Kindern im Sonntagsstaat. Das Automobil hatte Mühe, sich durchzuzwängen. Auf dem Dorfplatz, den außer der Kirche zwei ansehnliche Gasthäuser umklammerten, war eine Budenstadt aufgeschlagen. Das ganze Dorf summte und surrte wie ein stoßender Bienenschwarm. Plötzlich, als es vom Turm zwölf Uhr schlug, erklang eine schallende Musik. Es war die Drehorgel eines Karussells. Der Bienenschwarm brauste auf. Huldreich sah mit glänzenden Augen in das Treiben hinein, und die Mutter flüsterte ihm ins Ohr: „Wollen wir hier bleiben?“ Er klatschte als Antwort in die Hände. Das Auto hielt zwischen bekränzten Leiter- und Brückenwagen, auf denen die Sänger aus den Dörfern nah und fern herbeigefahren waren, und bald steuerten Cäcilie und Huldreich ihre Freude und Lust zu dem allgemeinen Volksergötzen bei. Der Knabe hatte noch nie auf einer „Reitschule“, wie die Ringelbahn in jener Gegend genannt wird, gesessen, und als sich die Sättel, Gondeln und Kutschen mit lachenden Kindern füllten, drängte auch er sich heran. Zu einem Pferdchen fehlte ihm freilich der Mut, aber in einer Gondel wollte er das Wagnis bestehen, wenn es die Mutter mit ihm bestand.

Der ganze Kranz lustiger Kindergesichter begann sich im Kreise zu drehen, der Leierkasten schmetterte seine Töne immer lauter und rascher über den Platz, die kleinen Reiter und Reiterinnen jauchzten und lachten und Huldreich nicht am wenigsten, selbst Cäcilie tat ein wenig mit der Stimme mit und ganz mit dem Herzen.

Huldreich hätte seine Gondel am liebsten nicht mehr verlassen. Die lärmende Musik, die bunten flatternden Fähnchen ringsum, das ansteckende Lachen, die Zuschauer, an denen er vorüberschwebte und die sich nicht weniger freuten als die Mitfahrenden, die kleinen Kinder, die, von einem Großvater oder einer Großmutter an der Hand gehalten, sich herandrängten und begehrlich zu den glücklichen Reitern hinaufschauten, all das gab ihm einen kleinen Rausch. Die Mutter stieg zuweilen mit ihm ab, um eine Erfrischung zu nehmen oder ihm die Herrlichkeiten des Budendorfes zu zeigen; ihn trieb es nur wieder zur Reitschule zurück. Einmal hatte er einen hübschen Einfall.

Digitized by Google



Am Dorfteich

Gemälde von Adolf Lier

Aus der Ausstellung „Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert"

Digitized by Google

Digitized by Google

Es war ihm ein kleines Mädchen aufgefallen, das seit dem Mittag standhaft zugeschaut hatte, ohne das reitende Wunder selber einmal erleben zu können. „Nimm die auch mit," flüsterte er der Mutter zu. Cäcilie fand den Vorschlag allerliebst und füllte gleich die ganze Gondel mit Kindern, die ihre Fünfer schon ausgegeben oder keine empfangen hatten. Nun hatte sie das glücklichste Schiffchen des ganzen Ringes und sie war Huldreich dankbar, daß er sie in Schenkerlaune versetzt hatte. Sie bewirtete ihre Gäste mit allerlei Süßigkeiten, und Huldreich, um seine Schützlinge zu ermuntern, sprach dem Zuckerwerk kräftiger zu, als es seinem durch die Ringfahrt unruhig gewordenen Magen zuträglich war. Mitten in der Luft traf ihn das beschämende Verhängnis. Die Mutter brachte ihn ins Gasthaus und zu Bette und eilte dann aufs Postamt. Es war ihr, es habe so kommen müssen, es sei wie eine Fügung von oben. Mit freudiger Hand schrieb sie die Depesche: „Huldreich unterwegs von Magenstörung befallen, Heimkehr heute unmöglich."

Am Morgen war Huldreich vielleicht noch etwas bleicher als sonst, aber das ließ sich auf seinem Gesichtchen nicht recht feststellen; er trank auf Geheiß seine Tasse Schokolade und biß wacker in sein Butterbrot, schon weil ihm die Mutter zulächelte. Draußen prangte eine klare Frühsommersonne auf Dorf, Straße und Feld, die Buchfinken schmetterten in den Apfelbäumen ihre Herzenstöne heraus, die Schwalben zwitscherten auf den Telegraphendrähten oder umschwirrten den Kirchturm und eine weiß und rote Flagge, die darauf wehte, ein paar Spatzen huderten sich in der Straßenrinne nach Herzenslust im Staub. Cäcilie überlegte: ‚Kranke hüten das Zimmer! Freilich! Aber ich bin ein paar Stunden Eisenbahnfahrt von der Stadt weg, und Stremmel wird hoffentlich Besseres zu tun haben, als mir nachzufahren. Ich lass' es drauf ankommen; am Nachmittag, wenn es heiß wird, stecke ich Huldreich ins Bett.'

Eine Stunde später schlenderte sie mit Huldreich zum Dorf hinaus unter Fahnen und Wimpeln. Sie bog in einen Flurweg ein, der zu einem dunkeln Tannenwald hinüberstrebte. Am Straßenrand leuchteten die blauen Blütenscheiben der Wegwarte, Huldreich riß sie mit seinen kleinen Händen ab, und die Mutter flocht ihm einen Kranz daraus, den sie um seinen weißen Sommerhut wand.

Im Wald erwartete sie eine Überraschung. In einer Lichtung lag ein kleiner, dunkler, nachdenklicher See, kaum vom Wind berührt. Jeder Tannenzweig und Wipfel zeichnete sich darin ab, und das Spiegelbild war deutlicher, kräftiger als die Wirklichkeit, gerade wie die Bilder der Phantasie die Natur überstrahlen. Rings um das Wasser breitete sich ein weicher, hellgrüner Teppich aus Moos und Spitzgras, der unter den Füßen leicht zitterte und schwankte, als ruhte er auf einem Wasserkissen. Huldreich fiel das zuerst auf, er sprang auf und nieder, um das Schwanken deutlicher zu spüren, und machte große Augen, als er wie auf einer Matratze gefedert wurde. Cäcilie wurde besorgt: darunter liegt Wasser, wenn der Rasenteppich durchbräche! „Komm, Huldreich, wir gehen dort zu den Bäumen hinüber." Eine plötzliche Angst hatte sie durchschauert. ‚So ist der Grund, auf dem wir durchs Leben gehen, ein grüner Teppich und darunter das dunkle Ungewisse.' So etwa empfand sie es.

Von der Lichtung, die vom See ins Freie führte erhob sich ein frischer Wind. Das Bild im Wasserspiegel wurde bewegt, die Zweige erschauderten, die Äste besprachen sich in großen Gebärden, die Wipfel machten sich kleine Verneigungen, nickten sich zu oder wehrten sich vornehm ab. Das schöne Erdenbild im Wasser war verschwunden.

„Sieh, Mutter, dort," rief Huldreich auf einmal.

Wirklich geschah etwas Seltsames. An einer Stelle des Seeleins, wo eben die Enten vorbeisteuerten, wurde das Wasser wie lebendig. Cäcilie traute ihren Augen nicht. Ging das mit rechten Dingen zu? Sollte ihr der Erde Unbestand noch deutlicher vorgeführt werden? Vom Rand des Wassers lösten sich kleine, grüne Inseln, hier eine, dort eine andere, weiterhin eine ganze Gruppe, und lautlos, wie durch Geisterhand von unten geschoben, stießen sie vom Ufer ab. Immer neue folgten, Huldreich suchte sie zu zählen, aber seine Zahlenreihe reichte lange nicht aus, und so fing er immer wieder von vorn an. Nach einer Viertelstunde war der ganze Schwarm in Bewegung, Hunderte von niedlichen, wie für ein Zwergvolk geschaffenen Eilanden wurden vom Wind lautlos der Mitte des Sees und dem gegenüberliegenden Ufer zugeblasen. Es war im See einst Torf gestochen worden, und die Rasenstücke trieben seither ihr willenloses, dem Luftzug unterworfenes, unstetes Wanderleben auf der Flut. Die Enten schwammen zwischen den Inselchen her und hin, auf eines der vordersten setzte sich eine Bachstelze nieder, sie schlug mit dem Schwanz eine Art Takt und schien der ganzen Flotte Richtung und Zeitmaß zu geben. Auf einmal aber schoß sie auf und

Digitized by Google

flog in langem Bogen davon, auch die Enten klatschten laut aus dem Wasser und schraubten sich über die Wipfel. Huldreich schrie ihnen nach. Ganz nah erschallte eine barsche Stimme: „So, hab' ich euch endlich."

Cäcilie schoß in die Höhe, sie stand Stremmel gegenüber. Seine Blicke schossen zornig auf sie los, sie meinte, der Boden unter ihr fange heftig zu schwanken an, öffne sich, und sie sinke hinunter ins Rettungslose. Sie empfand die Worte wie Hiebe. Alle Vorwürfe, die sich in den letzten Wochen in Stremmel mit Grund angesammelt hatten, schlugen auf sie los. Huldreich klammerte sich an die Mutter an und war zu erschrocken, um weinen zu können, sie selber fand lange keine Antwort und stöhnte endlich: „Das Kind leidet bei Ihnen, das Kind geht bei Ihnen zugrunde!"

„Weil Sie es so verhätschelt haben, verhätscheln wollten, daß ihm selbst Zuckerwasser Essig ist."

„Huldi wird immer blasser, das Heimweh zehrt an ihm, er kann die Mutter nicht entbehren!"

„Weil Sie ihm immer nachstellen, weil Sie nicht wollen, daß er bei mir heimisch werde! Sie, nur Sie zehren an ihm wie die Schwindsucht. Aber ich werde der Sache ein Ende machen, Sie sollen ihn nie mehr haben, verstehn Sie, nie mehr."

Er trat näher heran, ergriff Huldreich am Kittelchen und trug ihn auf dem Arm davon. Das Büblein sah über des Vaters Schulter nach der Mutter, ganz verschüchtert und aus der Welt gefallen. Cäcilie starrte ihm stumm nach; als die beiden in den Tannen verschwunden waren, ließ sie sich auf den weichen Rasen fallen.

Sie erwachte wie aus einem Traum und suchte sich zurechtzufinden. Sie sah nach dem See, er war ganz verändert. Die schwimmenden Inseln waren ans andere Ufer getrieben worden und bildeten dort eine plumpe Nase, die den alten Märchensee unkenntlich machte.

Ihr Blick fiel auf Huldreichs Hut, sie hob ihn auf, streifte den blauen Kranz ab und ließ ihn ins Wasser fallen. Dann schlich sie niedergeschlagen dem Dorfe zu. —

Alle Bemühungen Cäciliens, Huldreich in den nächsten Wochen wiederzusehen, waren erfolglos. Als sie an ihrem Sonntag vorfuhr, blieb das Haus Nr. 7 geschlossen. Sie schrieb an Stremmel, erhielt aber keine Antwort, sie betrat den Weg des Rechtes, merkte aber gleich, daß er nur langsam zum Ziele führen würde. Da kam ihr ein Gedanke. Sie bezog ein paar Zimmerchen Stremmels Hause gegenüber, die gerade frei waren. Sie verließ ihre neue Behausung nie. Sie saß hinter den leicht zurückgeschlagenen Gardinen und schaute fast unverwandt über den Platz. Berta streifte sie manchmal mit einem Blick, in dem die Sorge um den Verstand der Herrin lauerte. Drüben waren die Fenster, da trübes, kaltes Wetter eingetreten war, geschlossen. Cäcilie konnte stundenlang spähen, ohne auch nur einen Schatten zu erhaschen. Außer Stremmel, der wie gewohnt kam und ging, verließ niemand das Haus. Als dann die Wolken sich verzogen hatten und die Sonne vom klaren Junihimmel strahlte, wiesen in Stremmels Wohnung heruntergelassene Fensterläden neugierige Blicke noch entschiedener zurück als vorher die dunkeln Scheiben. Gegen Abend, als die Luft kühler wurde, rasselten endlich die Laden in die Höhe, und Cäcilie fing ein paar flüchtige Bewegungen auf. Sie meinte das Kinderfräulein und einmal auch den blonden Kopf ihres Huldreich zu erkennen.

Am folgenden Abend hatte sie eine große Freude. Als sie sich entmutigt schon aus ihrer Späherecke zurückziehen wollte, erschien Huldreich unter einem Fenster und schaute neugierig auf den Platz hinab, auf dem ein paar Tauben, unbekümmert um das Straßentreiben, ihr Abendbrot zusammensuchten. Cäcilie wollte Huldreich bei seinem Namen rufen, aber sie besann sich eines Besseren: sie sang das Kinderlied, das er besonders gerne hörte, zu ihm hinüber. Sie bot ihre ganze kleine Tonkraft auf und bebte vor Freude, als Huldreich schon nach den ersten Takten aufhorchte und augenscheinlich ihre Stimme erkannte. Er streckte den Kopf aufgeregt über die Fensterbrüstung hinaus, da er die Sängerin unten vermutete. Cäcilie trat näher an ihr Fenster heran und bildete mit den Händen eine Art Schallrohr. Und nun entdeckte er sie. Er schrie ihr entgegen: „Mama! Mama!" und reckte seine kleinen Arme nach ihr.

Seine Unbedachtsamkeit bereitete der Freude ein rasches Ende. Hinter ihm tauchte die lange Gestalt des Kinderfräuleins auf und verschwand gleich wieder, um ein paar Augenblicke später mit Herrn Stremmel zu erscheinen. Sie wies mit erregter Gebärde nach Cäciliens Fenster, die sich unterdessen tief in ihr Zimmer zurückgezogen hatte. Sie meinte Stremmels Stimme zu hören: „Sie ist ja verrückt!" Dann wurden drüben die Fenster zugeschlagen und die Vorhänge sorglich zurechtgezupft.

Cäcilie wußte, daß von nun an ihr Lauern umsonst sein würde. Sie erwartete folgenden Tags den Besuch oder einen groben Brief Stremmels, aber es geschah nichts. Das

Digitized by Google

Haus Nr. 7 war wie ausgestorben, die Läden blieben auch am Abend geschlossen, ein spärliches Licht stahl sich durch die Fugen ins Freie. Etwa zehn Tage später wurde sie früh am Morgen durch ein Geräusch wie von aufschlagenden Kisten geweckt. Sie erhob sich von Neugier getrieben und trat ans Fenster. Eben rollte ein geschlossener Wagen schwer mit Koffern bepackt davon. Cäcilie verlebte den Tag in großer Unruhe. Am Abend, als es dunkel war, faßte sie einen Entschluß: sie schlich sich zum Haus hinüber und drückte auf den Klingelknopf. Wie froh wäre sie gewesen, wenn von oben Fräulein Fastnachts scharfe Stimme nach ihrem Begehr gefragt hätte. Aber das Haus blieb still, kein Zweifel, Stremmel hatte es verlassen und Huldreich mitgenommen. Sie meinte in den folgenden Tagen den Verstand zu verlieren. Wo hatte Stremmel ihren Liebling verborgen? Sie verfiel auf eine List. Sie fragte durchs Telephon, ohne ihren Namen zu nennen, in Stremmels Geschäft an, ob er zu sprechen sei. „Nein," lautete die Antwort, „er ist seit fünf Tagen nach seinem Zweiggeschäft in Deutschland verreist."

Cäcilie eilte zu ihrem Anwalt. Er riet ihr, ruhig abzuwarten, ob Herr Stremmel wieder zurückkomme.

„Er ist verpflichtet, mir meinen Sohn jeden zweiten Sonntag herauszugeben."

„Ja, aber er ist nicht verpflichtet, in derselben Stadt zu wohnen wie Sie."

„Ich reise ihm nach."

Er zuckte die Achseln. „Sie lieben Ihren Jungen, wie soll ihm diese Jagd nützen? Mir will scheinen, Sie haben es sich selber zuzuschreiben, wenn Herr Stremmel unsere Stadt verlassen und ein weites Land zwischen Sie und Ihr Söhnchen gelegt hat."

Nach diesem kalten Bescheid vermochte Cäcilie keinen Entschluß mehr zu fassen. Sie harrte auf Huldreichs Rückkehr und wurde ganz krank dabei. Der Arzt wollte sie nach einem stillen Bergkurort schicken, aber sie blieb in ihrem Zimmer und wartete und verzehrte sich.

Huldreich fand sich unterdessen in eine Stadt Süddeutschlands versetzt, in ein neues Quartier mit Fabriken, hohen Schloten und mächtigen Rauchschlangen, mit Hämmergedröhn, Surren und Rädergerassel. Das alte Städtchen war von dieser verwirrenden Neuartigkeit ganz an die Berglehne und in ein Tälchen, das sich in ein weites Waldgebirge verlor, zurückgedrängt worden. Zwischen dem alten und dem neuen Teil der Stadt befand sich eine Kaserne, in deren Hof vom Morgen bis zum Abend Rekruten in weißen Drilchkleidern kriegstüchtig 'gemacht wurden. Stremmels Wohnhaus war vom Kasernenplatz nur durch eine Straße getrennt, und er brachte die wenigen freien Stunden, die ihm blieben, mit Rod gerne auf einem Balkon zu, auf dem er ihm zeigen konnte, wie die jungen Soldaten Stechschritt übten, an Reck und Barren turnten, über Hindernisse sprangen oder kletterten, mit dem Gewehr exerzierten.

Für Stremmel, dem der militärische Geist im Blut steckte, welcher ihn selbst im Geschäftsleben leitete, waren diese Stunden fast eine Quelle der Erbauung. Durch jede gute Leistung wurde er innerlich bewegt, Erinnerungen aus seiner Einjährigenzeit wurden in ihm wach, und er faßte in einem solchen Augenblick Rod kameradschaftlich am Arm und flüsterte ihm zu: „Möchtest du nicht auch ein Soldat sein? Ein Gewehr schultern oder einen Säbel ziehen? Sag'?"

Eben klang die heisere, gebieterische Stimme eines Feldwebels vom Kasernenplatz herüber, und Rod-Huldreich gestand kleinlaut: „Ich sehe lieber zu!"

Dem Vater schoß eine Blutwelle in den Kopf, er rüttelte den Knaben etwas unsanft und wollte ihm das Wort Feigling ins Gesicht schleudern, erinnerte sich aber, daß Rod der Sohn seiner Mutter und ein sechs Jahre alter kleiner Unverstand war und sprach ihm zu: „Da muß jeder mittun, Junge, mit Zuschauen ist dem Vaterland nicht geholfen, sieh, wenn einmal die Feinde über uns herfallen wollten, da müßten wir imstand sein, ihnen die Zähne zu weisen. Verstehst du?"

Rod schaute mit seinem unsichern Blick um sich und suchte die Feinde. Stremmel erriet seine unreifen Gedanken und zog ihn ins Zimmer. „Hol' die Hanteln, wir turnen! Wir haben es schon zwei Tage vergessen!"

Rods Wangen wurden bei dem Befehl noch etwas bläßer, als sie schon waren, und als er die Hanteln herbeischleppte, war er das Bild vorzeitiger, schleichender Müdigkeit.

‚Da gibt's kein Mittel als Übung, tägliche Übung,' dachte Stremmel bekümmert und setzte für jeden Tag eine Turnstunde fest.

Um dem Knaben ein gutes Beispiel zu geben, schaffte er sich selber schwerere Hanteln und Stäbe an, neben denen sich Huldreichs wie Spielzeug ausnahmen. Und nun ging es täglich im Gegenspiel: „eins, zwei, beugen, strecken, eins, zwei, auf und ab," bis Huldreich ermattet und weinerlich seine Turngeräte fallen ließ. Das war dem Vater ein Rätsel, denn er meisterte seine schweren Gewichte jeden Tag leichter.

Im Anfang hatte Rod zuweilen, wenn ihm die väterliche Erziehungskunst zu schwer

Digitized by Google

wurde, nach der Mutter verlangt, als er aber die Wirkung solcher Wünsche verspürt hatte, verzehrte er sich nur noch in heimlicher Sehnsucht nach ihr und nach dem Haus zum Sonnengut, das ihm wie die Heimat alles Schönen, Guten und Begehrenswerten vorkam.

Einmal sank er mitten in einer Turnstunde auf dem Teppich zusammen und zitterte, als ihn Stremmel aufhob, am ganzen Leibe.

Man rief den Arzt. Der machte ein ernstes Gesicht: „Der Knabe leidet an einer gewissen Insuffizienz des Herzens und bedarf der Schonung. Übertriebene körperliche Anstrengung wird ihn eher schwächen als stärken. Verschonen Sie ihn mit Hanteln und Eisenstäben und führen Sie ihn spazieren, am besten im Wald, auf mäßig ansteigenden Wegen."

„Wird ihn seine Schwäche einmal dienstuntauglich machen?" fragte Stremmel unruhig. Der Arzt wich aus: „Ich kann diese Frage jetzt noch nicht beantworten. Befolgen Sie einstweilen meinen Rat." In Stremmel regte sich etwas wie Unwille: Daß gerade er einen solchen Halbkrüppel haben sollte! Vom Kasernenhof her vernahm man Kommandorufe und das dumpfe Dröhnen des Parademarsches, unter dem die Mauern der Kaserne erbebten. Stremmel hob, als der Arzt gegangen war, einen Stuhl auf und stieß ihn so unwillig gegen den Boden, daß er fast aus dem Leim ging. ‚Ich hab' meine Pfeife zu teuer bezahlt,' damit schloß er an jenem Abend seine Gedankengänge, die ihn weit über Land geführt hatten.

Ein paar Wochen nach diesem Auftritt brandete der Krieg über Europa herein. Auch Herr Stremmel wurde von der ungeheuren Woge der Begeisterung, die sich über das deutsche Land wälzte, erfaßt und gehoben. Er fühlte sich von einer Stunde zur andern wie verwandelt, in seinem innersten Denken und Wesen überworfen, alles, was in ihm und um ihn war, nahm ein anderes Gesicht, eine andere Größe und Gestalt an. Wie nichtig und klein erschien ihm alles neben dem großen Weltgeschehen, wie kleinlich auch der jahrelange Kampf mit Cäcilie. Er kam sich fast lächerlich vor, so viel Kraft und Zorn und Gehässigkeit auf ein so bescheidenes Ziel gelenkt zu haben. Seine Fabrik, sein Vermögen, ja selbst sein Leben hatten fast allen Wert verloren. Wie in einem Rausch eilte er seinen Geschäften nach, die Leute, denen er begegnete und mit denen er sprach, waren alle vom gleichen Taumel erfaßt, von den gleichen Gefühlen gehoben, von den gleichen Gedanken getrieben und standen ihm plötzlich wie Geschwister nah.

Als er spät am Abend müdegehetzt und doch ohne Schlaf- und Ruhebedürfnis nach Hause kam, setzte er sich an Roderichs Bett und überlegte, was er mit dem Söhnchen anfangen sollte. Am folgenden Morgen mußte er in eine andere Garnisonstadt reisen, wo sein Regiment sich sammelte. Ob er nochmals Urlaub erhielt, um seine Angelegenheiten vor dem Ausrücken zu ordnen, war zweifelhaft; es galt also, sich rasch zu entscheiden.

Er besaß in jener Garnisonstadt einen Onkel und ein paar Tanten, denen er Rod zur Not hätte anvertrauen können, aber die Beziehungen zu ihnen waren seit Jahren sehr locker gewesen, auch befanden sich alle diese Verwandten nicht in den besten Verhältnissen.

‚Nein, hier heißt es das Natürlichste wählen!' Und schon stand in ihm ein Entschluß fest, dessen er in gewöhnlichen Zeiten nie fähig gewesen wäre: ‚Ich überlasse Rod während des Krieges seiner Mutter, bei ihr ist er schließlich am besten aufgehoben . . .' Das ging ihm nun als etwas fast Selbstverständliches durch den Kopf, alle Widerstände und Bedenken gegen eine Verleugnug seines früheren Verhaltens waren verstummt, die alten Maßstäbe galten ja nicht mehr.

Er setzte sich an den Schreibtisch und schrieb mit fester Hand auf ein Depeschenformular die Worte: „Überlasse Huldreich während des Krieges Ihrer Fürsorge. Holen Sie ihn möglichst rasch ab." Seine Hand sträubte sich nicht einmal, den ihm so verhaßten Namen Huldreich hinzusetzen.

Früh am Morgen, als er zur Bahn eilte, übergab er das Telegramm dem Postamt. Fünf Tage später gelangte es in Cäciliens Hände. Ihr war, es strahle ein Wunder auf sie herab. Sie glaubte fast, der Himmel habe den Krieg nur ihretwegen in die Welt gesandt. Sie wollte ihrem Huldreich gleich entgegenfliegen, stieß aber auf ihr unfaßbare Paß- und Verkehrsschwierigkeiten, die sie fast um den Verstand brachten. Endlich, nach wiederum fünf Tagen langte sie in Stremmels Wohnung an der Kasernenstraße an. Fräulein Fastnacht öffnete ihr. Sie hatte noch verweinte Augen und führte sie nach einigem Zögern in ein dunkel verhängtes Zimmer, in dem Huldreich starr und bleich auf einer Matratze lag.

Cäcilie stürzte auf ihn zu. Sie faßte seine Hand und fühlte sich kalt durchschaudert. Lautlos sank sie neben der Leiche ihres Kindes auf die Knie.

An dem Tage, da Herr Stremmel sich zu seinem Regiment begeben hatte, löste sich in seinem Hause alle Ordnung auf. Die beiden

Digitized by Google

Dienstmädchen hatten drüben in der Kaserne ihre Schätze und lauerten ihnen auf, um sie vor dem Abmarsch noch so oft als möglich zu sehen, Fräulein Fastnacht stand meistens am Bahnhof, jubelte, so gut ihre schmalen Lippen es verstanden, den durchfahrenden Truppen zu und bot ihnen Erfrischungen an. Das erstemal hatte sie Roderich mitgenommen, aber in dem großen Gedränge war er ihr lästig, auch ermüdete er bald und begehrte weinend heim. Sie ließ ihn von nun an zu Hause. Einmal, bei ihrer Rückkehr, fand sie ihn weinend in eine Ecke gekauert. Er hatte sich in der verlassenen Wohnung gefürchtet. Sie wollte ihn beruhigen, aber da wurde er unartig gegen sie, ja, das kampfuntüchtige Bübchen fing an, mit den Schuhen gegen sie zu treten. Wäre nicht die allgemeine Aufregung gewesen, sie hätte ihren Zorn bemeistert und den Kleinen durch das bloße Mittel ihrer Ruhe wieder botmäßig gemacht. Jetzt aber siegte die angeborene Härte über die angelernte Methode, sie fuhr wütend über Huldreich her und schlug ihn, bis ihre dürre Hand sie schmerzte. Huldreich hatte eine solche Züchtigung noch nie erfahren, er war ganz fassungslos, seine Augen blickten starr, er fühlte in seiner Betäubung den Schmerz kaum. Fräulein Fastnacht, sogleich von Reue und Scham über die Entgleisung ihrer Erziehungskunst erfaßt, schlang die Arme um ihn und suchte ihn zu trösten. Er wehrte sie ab, sie verlegte sich aufs Bitten, und nun merkte er, daß er Herr der Lage war. Er fing, um sie ihr Unrecht fühlen zu lassen, aus Leibeskräften zu schreien an. Sie versuchte alle ihre Beruhigungskünste und mußte schließlich ihr letztes Mittel anwenden. Sie raunte ihm das Geheimnis, das ihr Stremmel vor seiner Abreise anvertraut hatte, in die Ohren: „Sei nur wieder gut, du darfst jetzt zur Mutter!"

Huldreich horchte auf. „Ja, ja, es ist wahr," bestätigte sie, „du darfst jetzt zur Mutter. Sie holt dich ab."

Er traute der Sache nicht, aber die Verheißung nahm doch sein ganzes Sinnen gefangen. Sein Geschrei verstummte auf einmal, und durch die trüben Augen forschte er in den Zügen seiner Hüterin nach der Wahrheit.

„Die Mama holt mich?" fragte er endlich zögernd. Sie wiederholte die gute Kunde und erschrak über die Wirkung. Huldreich, der für sie bis jetzt wenig Zärtlichkeit übrig gehabt und gerade in diesem Augenblicke nicht den geringsten Grund dazu hatte, eilte auf sie zu, umklammerte ihre Knie leidenschaftlich und ließ dabei seine Tränen wieder fließen, lautlos, in freudiger Erschütterung.

Sie wurde gerührt, obschon sie die rasche Wandlung nicht begriff. Schmeichelnd fuhr sie ihm über seinen blonden Scheitel und flüsterte in einer für sie seltsamen Regung von Eifersucht auf die Mutter: „Hast du mich nicht auch ein wenig lieb?" Es leuchtete ihr plötzlich ein, daß die Zuneigung eines solchen Bübchens etwas Begehrenswertes sein könne. Daran hatte sie noch nie gedacht. Rod schluchzte sein „Ja" heraus und log nicht, denn da sie ihm eine so frohe Botschaft verkündet hatte, war sie für ihn auf einmal die Trägerin einer großen Güte geworden.

„Kommt sie heute noch?" fragte er ängstlich.

„Nein, aber vielleicht morgen."

„Ich will zur Bahn, Mama abholen."

„Sie kommt heute noch nicht."

„Man will es mir nur nicht sagen, man will nich ..."

„Nicht doch, Rod, wir wissen nicht, wann sie kommt, es kann ein paar Tage dauern."

Da es dunkelte, brachte sie ihn zu Bette, aber es ging lange, bis er den Schlaf fand, so aufgeregt war er. Jeden Augenblick meinte er, die Stimme der Mutter oder ihre Tritte zu hören und dann schrie er, bis Fräulein Fastnacht an sein Bett kam.

Am Morgen verschmähte er das Frühstück und verfiel, als das Fräulein nicht gleich mit ihm zum Bahnhof gehen wollte, in einen Wutausbruch. Es blieb ihr nichts übrig, als ihm nachzugeben. Sie hatte Mühe, ihn gegen Mittag wieder nach Hause zu schleppen.

Während des Essens schlief er, von der Aufregung und dem langen Warten am Bahnhof erschöpft, ein. Das Fräulein bettete ihn auf ein Sofa und verließ bald darauf das Haus wieder, Rod war ja jetzt gut aufgehoben.

Ein paar Stunden später durchstöberte Huldreich die ganze Wohnung. Der Verdacht war in ihm erwacht, Fräulein Fastnacht lasse die Mutter nicht zu ihm. Er fand zu seiner Verwunderung alle Zimmer leer und beschloß, eigenherrlich nach dem Bahnhof zu gehen. Die zerstreuten Dienstboten hatten sich nicht die Mühe genommen, die Haustüre mit dem Schlüssel zu schließen, ein Zug an einer Kette öffnete sie von innen. Wie ein Bösewicht schlich Huldreich aus dem Haus und lief dann, als er die erste Straßenecke hinter sich hatte, so rasch ihn die Füße trugen, dem Bahnhof zu, wo er sich, dem Ausgang gegenüber hinter dem Stamm eines Kastanienbaumes verbarg.

Dort entdeckte ihn das Kinderfräulein, als es am Abend nach Hause zurückkehren

Digitized by Google

wollte. Es kam auf ihn zu und lockte ihn mit freundlichen Worten an sich, wie man etwa ein freigewordenes Haustierchen zu übertölpeln und einzufangen sucht. Er wartete nicht, bis sie ihre langen Finger um seinen Arm legte, er lief davon, von einer Straße in die andere, ohne Ziel an Fabrikgebäuden und Arbeiterwohnungen vorbei, bis er im freien Feld stand. Von Schweiß überlaufen und ganz erschöpft ließ er sich fallen. Dann sah er ratlos um sich. Die Sonne war längst untergegangen und schon verschwamm die Gegend im Dämmerlicht. Was sollte er beginnen? Heimkehren? Fräulein Fastnacht würde ihn wieder schlagen, er traute ihr nicht mehr. Das Klügste war, zum Bahnhof zurückzukehren und auf die Mutter zu warten. Aber wo war der Bahnhof? Er fand sich in der ihm unbekannten Gegend nicht zurecht. Doch da war ja der Bahndamm, eben brauste ein Zug darüber weg, er brauchte ihm nur zu folgen. Er schlich durch ein Tabakfeld und dann den Schienenstrang entlang, geduckt und vorsichtig, denn er hatte das Gefühl, etwas Unerlaubtes zu tun. Er stieß auf eine Brücke, bei der ein Mann mit einem Gewehr stand und mißtrauisch um sich schaute. Huldreich verkroch sich, ihm war, der Soldat stehe seinetwegen dort. Da, wie er nach einem neuen Ziel suchte, erblickte er nicht gar weit vor sich, an der Berglehne, ein Haus mit Pappeln. Was da in seinem überreizten kleinen Kopf vorging, ist rätselhaft, wie so vieles im Kinderleben. Es mußte sich in ihm sogleich der Glaube festgesetzt haben, das Haus sei für ihn die Rettung, dorthin ziehe es auch die Mutter, vielleicht sei sie schon dort. Er steuerte auf das Haus zu, halb in der Angst, sich enttäuscht zu finden, halb in freudiger Erwartung. Auf halbem Wege stieß er auf einen Bachlauf. Es fiel ihm nicht ein, aufwärts oder abwärts einen Steg oder eine Brücke zu suchen, er war ganz kopflos und patschte durchs tiefe Wasser, wo er gerade darauf stieß.

Bei dem Haus angelangt, gewahrte er mit Erstaunen, wie wenig Ähnlichkeit es mit dem „Sonnengut“ hatte. Rings um das Gut lief ein hoher Zaun aus Eisenstäben, darin schlugen Hunde an und rasselten an ihren Ketten, als er heranschlich. Nein, da drin konnte die Mutter nicht sein. Angst erfaßte ihn in dem sinkenden Dunkel, er kehrte um, ging erst langsam, dann immer schneller, er besann sich, daß er nach dem Bahnhof hatte gehen wollen, und fürchtete nun die Mutter verfehlt zu haben.

Als er wieder an den Bach gelangte, war es Nacht. Er hörte die Flut plätschern mit böser, geheimnisvoller Stimme und fand den Mut nicht, das Wasser wieder zu durchwaten. Ihn fröstelte in den nassen Kleidern, ihn fröstelte auch vor Furcht. Er setzte sich ins Gras und fing an, still vor sich hin zu weinen. Er wagte nicht laut zu schreien, um nicht den Uhu oder ein böses Tier auf sich zu lenken. Nach einiger Zeit schlief er ein. —

Am Morgen fand ihn ein Mäher, der nach seinem Weizenacker schritt, im kalten Tau, fiebernd und mit verstörten Augen. Nur mit Mühe brachte er aus ihm heraus, wo er zu Hause war.

Sein Schicksal vollzog sich dann rasch, am achten Tag erlosch er wie ein schwaches Kerzenlicht, fast ohne Kampf. Er hatte in seinen Fieberträumen sich fast immer mit der Mutter unterhalten, sanft, leise. Manchmal versuchte er eines ihrer Kinderlieder zu singen, aber Lippen und Gaumen waren zu heiß und zu trocken dazu. Dann mochte es geschehen, daß er schmerzlich aufschrie. Die letzten zwei Tage verschlummerte er fast regungslos in seinen Kissen.

Fräulein Fastnacht hatte den Kleinen nach Kräften gepflegt, um so, wie sie meinte, die Schuld etwas zu tilgen, die sie auf sich lasten fühlte. Sie hatte auf Anraten des Arztes gleich Herrn Stremmel von Rods Erkrankung in Kenntnis gesetzt, aber er erhielt erst Urlaub, als man ihm den Tod seines Söhnchens gemeldet hatte.

Zwei Stunden, nachdem Cäcilie eingetroffen war, erschien auch er. Und nun saßen die geschiedenen Gatten an Rod-Huldreichs Leiche einander gegenüber.

Cäcilie machte den Eindruck kindlicher Hilfslosigkeit, sie starrte ohne Verständnis auf das Rätsel, das kalt vor ihr lag. Sie meinte einen wüsten Traum zu durchleben und sich nur rütteln zu müssen, um ihn abzuschütteln.

Auch Stremmel lebte nicht in der Wirklichkeit. Die Weltereignisse hatten ihn in ein riesenhaftes, alle Maße zersprengendes Ungeheures hineingerissen, das er so wenig erfaßte wie Cäcilie den Tod ihres Kindes. Er fühlte nur, daß der Krieg, der jeden Tag weiter ausgriff, unter den Menschen und Völkern schalten würde wie ein Hagelwetter in den Kornfeldern und daß das Einzelschicksal im großen Geschehen fast belanglos wurde, daß ein einzelner Tod kaum mehr zählte, wo so viele Tausende verbluten mußten und heimlich schon für jedes Haus sich ein Trauerband wob. Rod erschien ihm als eines der ersten Opfer des Krieges und flößte ihm als solches etwas wie Ehrfurcht ein, denn wäre der Krieg nicht ausgebrochen,

Digitized by Google

so läge er jetzt nicht starr auf der Matratze. So redete er sich ein. Fast hätte er geglaubt, das Knäblein sei dem Vaterland gestorben und dürfe deshalb nicht beklagt werden. Eine eindringliche Stimme raunte ihm freilich ein anderes Urteil ins Ohr: „Ihr hättet das Kindlein auch ohne den Krieg in die Erde getreten!“ Stremmel suchte den harten Gedanken zu verscheuchen und rief Fräulein Fastnacht herein, von der er sich genau über die letzten Tage berichten ließ. Sie tat es, indem sie Wahrheit und Erfindung klug mischte, und schloß ihre Darlegung mit einem wohlberechneten Ausfall, der sie selber vor aller Anklage schützen sollte: „Man hätte,“ seufzte sie, „Bubi in der Schweiz lassen sollen, dann stände es vielleicht anders. „Aber,“ fügte sie entschuldigend hinzu, „wenn man eine Schale zerbrochen hat, ist es leicht zu sagen, wie man sie hätte anfassen sollen.“

Beide Gatten horchten auf bei diesen Worten. Sie fanden sich auf einmal auf den alten, häßlichen Boden ihres Streites und in die Wirklichkeit zurückversetzt. Cäcilie erhob sich, ihre Züge strafften sich, und sie sah Stremmel vorwurfsvoll an.

Er wich ihrem Blick nicht aus und sagte langsam: „Wir wollen uns keine Vorwürfe machen. Es hat uns ein anderer das aus den Händen gewunden, worum wir stritten. Ich habe mir heute eine Überlegung gemacht: Wir haben beide diesem armen Jungen Abbitte zu leisten. Ich meinerseits gebe meinen Teil an der Schuld zu.“ Da ihm im allgemeinen Geschehen die eigenen Angelegenheiten klein erschienen, fiel ihm das Geständnis nicht schwer. Es kam auch nicht aus der Tiefe seines Gewissens, dazu war er zu sehr in andern Dingen befangen. Cäcilie tönte jedes Wort wie eine Lossprechung von eigener Schuld ins Ohr. „Geben Sie nur die ganze Schuld zu,“ wollte sie sagen. Aber er ließ ihr keine Zeit. Er mochte ihren Gedanken aus ihren Zügen gelesen haben und fuhr eindringlich weiter: „Überlegen Sie, kommt Ihnen jetzt, da unsere Rechnung in Fetzen liegt, nicht die Erkenntnis, auch Sie hätten manchmal mehr an sich als an den Knaben gedacht?“

Sie hätte ihm gerne ihr Nein entgegengehalten, aber sie vermochte es nicht, er hatte ihr einen Schleier weggerissen und einen lichtscheuen Winkel ihrer Gedankenwelt bloßgelegt.

„Ich verlange keine Antwort,“ beschwichtigte er sie, ihre Verwirrung bemerkend, „ich wollte nur sagen, daß keines von uns wohl daran täte, dem andern über diese Leiche hinweg Vorwürfe zu machen.“

„Sie haben recht, wir wollen uns hier nicht streiten,“ erwiderte sie nach einer Weile kleinlaut und sank wieder auf ihren Stuhl.

Die beiden saßen sich nun lange stumm gegenüber, aber an verschiedenartigen Gedankenfäden spinnend.

Stremmels Sinnen glitt bald von der kleinen Leiche weg in das Blatt Weltgeschichte, das sich aufzurollen begann. Unten auf der Straße wurden Extrablätter ausgerufen, vom Kasernenhof ertönten grelle Trompetensignale und Kommandorufe. In vierundzwanzig Stunden befand er sich selber wieder mitten in diesem Getriebe drin, wahrscheinlich rollte er schon in einem Eisenbahnzug dem ersten Schlachtfeld entgegen, bald würde er die erste Gewehrkugel pfeifen, die erste Granate platzen hören. Sein Blick streifte durch das offene Fenster gen Westen. Die Sonne war eben untergegangen, der Himmel blutüberlaufen, ihm war, es triefe rot herunter auf die durstige Augusterde.

Er wurde aus seinem Schauen durch ein heftiges Schluchzen aufgeschreckt. Cäcilie hatte sich über Huldreich geworfen in einer Erschütterung, die ihre schmächtige Gestalt zu zerbrechen drohte. Sie hatte, während Stremmel ins Ferne und Weite irrte, sich ehrlich ins Gewissen geredet, ihre Selbstgerechtigkeit abgestreift und darunter ihr Teil Schuld gefunden, untragbar. Deutlich vernahm sie die warnende Stimme ihres Vaters: „Zerrt nur nicht an dem Büblein, jedes nach seiner Seite, bis ihr es zerreißt.“ Nun hatten sie es doch zerrissen!

Stremmel empfand Mitleid mit ihr und führte sie von der Leiche weg ins Wohnzimmer. Sie ließ sich wie ein Kind leiten. Er wurde, um sie abzulenken, geschäftlich. „Ich muß morgen vormittag wieder abreisen, mein Regiment rückt um vier Uhr ab, ich muß Ihnen die Beerdigung überlassen. Wo soll er liegen?“

„Ich möchte ihn mit heim nehmen, es bleibt mir ja sonst nichts mehr,“ seufzte sie. Er wollte entgegnen, Roderich gehöre in deutsche Erde, aber er besann sich anders: ‚Wozu? Sie wird besser zu seinem Grab sehen als ich, und wer weiß, ob ich wiederkehre.‘

„Ich bin einverstanden,“ sagte er.

Sie wollte die Nacht bei Huldreich zubringen, er bewog sie, in ein Gasthaus zu gehen, und geleitete sie selber in den Pfälzer Hof, wo er sie den Wirtsleuten, die er gut kannte, angelegentlichst empfahl. Dann eilte er seinen Geschäften nach.

Am folgenden Morgen trafen sie sich wieder an Huldreichs Leiche. Stremmel war die Nacht mit sich zu Rate gegangen

Digitized by Google

und hatte überlegt, ob er nicht mit Cäcilie eine Art Aussöhnung herbeiführen sollte. Jetzt, da er sie noch gebrochener als tags zuvor vor sich sah, war er zu dem Schritt bereit. Der Gegenstand ihres Zerwürfnisses stand ja nicht mehr zwischen ihnen, war es nicht vernünftig, diese Zusammenkunft, die wohl die letzte ihres Lebens war, in verträglicher Gesinnung zu schließen? Stand man auch weit auseinander, so fand man sich doch in der Liebe zu dem toten Kinde. Roderich war die unschuldige Ursache gewesen, daß sich die Wege der Eltern schieden, war es nicht naturgemäß, daß sein Tod sie wieder zusammenführte?

Während er so überlegte, schallte Gesang die Straße herauf: er trat ans Fenster und winkte Cäcilie herbei. Eine Schar von Jünglingen schritt in Viererreihen heran und sang: „Haltet aus im Sturmgebraus ..."

„Was ist das?" fragte Cäcilie.

„Das sind unsere Primaner, sie stellen sich als Freiwillige, und ihre Kameraden geben ihnen das Geleite."

„Die wollen in den Krieg?" fragte sie erstaunt, „es sind ja noch Kinder!"

„Vaterlandssöhne sind sie. Es ist jetzt kein Blut zu jung und keines zu gut, um fürs Vaterland zu fließen. Wollte Gott, mein Rod könnte unter ihnen sein. Dazu wollte ich ihn erziehen. Darum habe ich an ihm gesündigt."

Cäcilie schauderte. Sie legte ihre Hand auf Huldreichs Stirne und war froh, daß er nicht durch eine Kugel aus dem Leben gerissen worden war.

„Sie verstehen den Krieg nicht?" sagte Stremmel, der ihr ansah, was in ihr vorging.

„Nein, ich verstehe ihn nicht, ich will ihn auch nicht verstehen, ich meine, wir haben auch ohne ihn Not genug auf Erden."

Stremmel zog die Augenbrauen zusammen. „Jede deutsche Mutter versteht ihn." Sie schüttelte den Kopf und er biß sich auf die Lippen. Beide wußten nun wieder, daß sie in zwei verschiedenen, unversöhnlichen Welten lebten, und keines fühlte mehr Lust, den Graben, der zwischen ihnen lag, zu überbrücken. Stremmel schritt ein paarmal im Zimmer auf und ab und sagte dann kurz: „Die Pflicht ruft mich ab. Leben Sie wohl!" Er reichte ihr flüchtig die Hand und verließ den Raum.

Der rasche Abschied verletzte Cäcilie, nicht ihretwegen. Aber daß er für Huldreich nicht einen einzigen Blick mehr übrig hatte, empörte sie. So trennt sich ein Vater von seinem toten Kind! Sie neigte sich über Huldreichs Gesicht und ließ den Tränen wieder freien Lauf, die Stremmels Gegenwart zurückgehalten hatten. „Es hat dich niemand geliebt als deine Mutter," schluchzte sie, „und auch sie nicht recht!"

Ihr war, Huldreich könne sie hören und verstehen und sie flehte ihn an: „Sei mir nicht böse! Schau, ich will es gutmachen, so wie ich es kann, ich will von nun an in jedem leidenden Kind dich sehen und ihm dienen." In diesem Entschluß fand sie Trost.

Am Abend widerfuhr ihr ein neuer Schmerz. Die Bahnbeamten erklärten ihr, daß es in diesen Zeiten unmöglich sei, eine Leiche über die Grenze zu schaffen. Sie klagte ihnen ihre Not, sie verlegte sich aufs Flehen und wurde schließlich schroff weggewiesen.

Am folgenden Tage wurde Huldreich bestattet. An seinem Grabe standen nur Cäcilie und Fräulein Fastnacht. Ein Pfarrer sprach ein paar Worte ohne innere Teilnahme. Was wußte er von dieser Mutter und ihrem Weh? Ihn beschäftigten mächtigere Dinge. Als er sich mit Cäcilie von dem Grab entfernte, um den Wagen zu besteigen, der am Eingang des Friedhofes auf ihn wartete, vernahm man aus der Ferne ein dumpfes Rollen. Er blieb stehen und horchte. „Geschützdonner," sagte er, „drüben wird die erste Schlacht geschlagen. Heute wird manches Kind zur Waise und manche Frau zur Witwe. Sie haben eben ihr Kind begraben, gute Frau, wer weiß, wieviel tausend Mütter in diesen Wochen ihre Söhne verlieren und nicht einmal wissen, wo sie ruhen. Ich habe auch einen im Felde." Wieder horchte er und fuhr dann eindringlicher fort: „Unsere Erde ist ein ungeheurer Opferstein, die einen opfern die andern. Schon in gewöhnlichen Zeiten werden tagtäglich Unzählige dargebracht, vielleicht gehört Ihr Kind dazu. In der Zeit, in die wir eingetreten sind, wird der Opferstein von Blut nicht mehr trocken werden. Nehmen Sie das, wenn Sie können, als Trost, ich nehm's als unfaßliche Fügung." Er atmete tief auf und bestieg seinen Wagen.

Cäcilie sann auf dem Rückweg lange seinen Worten nach. „Die einen opfern die andern," wiederholte sie. „Wir sind Opfer oder Opfernde." Dieser Gedanke hatte für sie nichts Fremdes, war sie doch beides selber nacheinander gewesen. Beide Male war sie auf maßloses Leid gestoßen; was war ihr Leben, wenn es kein drittes gab? Doch es gab ein drittes, sie hatte es erkannt und für sich gewählt, in dem verhängten Zimmer, an Huldreichs Leiche. Es war auch eine Opferung, aber eine, die vor dem Gewissen standhält: die selbstlose Hingabe an andere.

Digitized by Google

Bildnis

Gemälde von Ernst te Peerdt (1879)

Aus der Ausstellung „Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert"
Im Besitz der Galerie Alfred Flechtheim in Düsseldorf

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine Vorlesung aus Homer. Gemälde von Lorenz Alma-Tadema
Hier veröffentlicht mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

Die Frauen Homers

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Roßeweidende Flur, silbernde Olivenhaine, quelldurchrieselte Bergwiesen, bestickt mit Frühlingskrokus und Narzissen, Marmortempel, die von sonnenumglühten Höhen ragen über leuchtend blaue Meerflut; schattender Lorbeer und blätternächtiges Myrtengebüsch, wo abends

Die Stimme der Nachtigall
Aus den Tiefen verwachs'nen Grüns
Haucht melodische Klage,
(Sophokles)

das ist Altgriechenland, das heute ja so reichlich ärmer, entlaubter, steiniger geworden ist. Aber gebildete Maler — des Auslands, besonders die Engländer — sind beflissen, sein klassisches Bild zu erwecken. Und in ihre Symphonien von Marmor unter Zypressengrün und von sonnig ägäischer See fügen sie dann als Symbol sinnende oder dem Sänger lauschende Frauen . . .

Nur leider, hier dichten sie ein Bild, das höchstens nach vielen Vorbemerkungen Berechtigung behält. So Unendliches der Menschheit das Griechentum an Adel und Schönheit offenbart hat, ein schöneres oder edles Frauensein ist nicht dabei. Am allerwenigsten in Athen, der Stadt, die sonst alles Wertvolle beweglich aufnahm und sammelnd, weiterbildend vollendete.

Immerhin ist das Geschlecht der Frauen nicht überall auf dem Tiefstand gehalten worden, wie bei den Joniern und in Athen. Selbstberechtigter, freier gestellt, unter Umständen sehr gebildet, Dichtung und Künste sogar ausübend, erscheinen die Frauen der Dorier, Aolier, westlicher Kolonienstädte, wie Kroton. Wir sehen sie bei den Spartanern zu den Staatszwecken mitwirken, nehmen wahr, daß sie an dieser Stelle sich recht fühlbar der eigentümlichen Stärke ihres Geschlechts bewußt werden und zeitweilig eine Art von Vorherrschaft in der Gemeinde üben. Aber alles das sind Trümmerstücke eines für uns verschollenen Seins, die verstreuten Mosaiksteinchen zerstörter, lebensvoller, farbiger Gemälde. In unserer Griechenanschauung herrscht notwendig Athen vor, da es von bestimmter Zeit ab in den geistigen Vordergrund tritt und inhaltreicher als alles andere zusammen für unsere Kenntnis die Feder führt.

Hier ist nun nicht der Raum, die Ursachen der Niederhaltung der Frauen bei den Athenern zu erörtern. Verächtlich, geringschätzig klingt das meiste über sie, aus Pandoras schlimmer Büchse entstieg das Frauengeschlecht. Gewisse Anläufe der Frauen zur Selbsterhebung bringen es nicht über den Anfangsunsinn der Frauenrechtlerei hinaus. Sie verhelfen nur dem Komödienspott zu kostbaren neuen Stoffen. Unerschütterlich bleiben die Männer auf dem Gewordenen stehen. Ein Perikles, wie er in seiner berühmten Rede auf die im Felde gefallenen Bürger die Witwen streift, hat kein Wörtlein Wärmeres zu sagen, als das unzählige Male seitdem wiederholte: für die Frauen sei es geziemend, wenn ihrer so wenig als möglich, weder im Lobe noch im Tadel, gedacht werde. Er, der mit Aspasia lebt, hält sich hier völlig — staatsmännisch.

Von diesem jüngeren Verhältnis hebt es sich in seiner ganzen Bedeutung ab, wenn wir bei Homer Frauengestalten finden wie Andromache, Penelope, Arete, Nausikaa. Erstaunlich scheint es dann, daß auch unter den Griechen eine so schöne Dichtung von den Frauen möglich wurde, zumal in althinaufgerückter, primitiver Zeit.

Nun, Homer ist weder primitiv noch für die Griechen sonderlich früh. Man darf sich nicht dadurch beirren lassen, daß die griechische Literaturgeschichte mit ihm „anfängt",

Digitized by Google

Der Raub der Helena

Gemälde von Rudolf von Deutsch

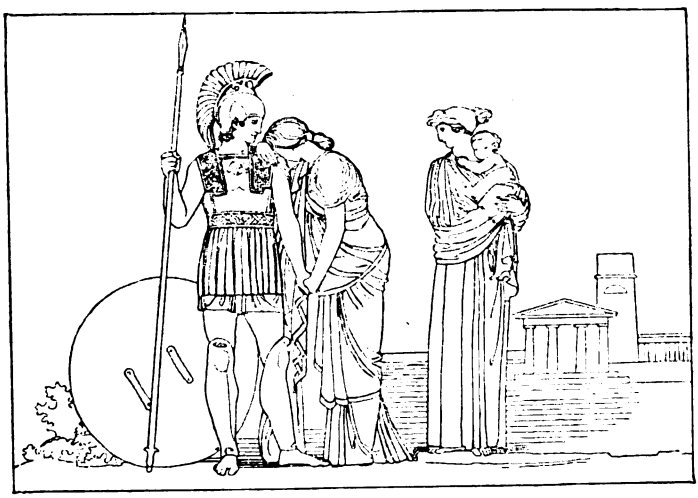
(In der Nationalgalerie zu Berlin. — Hier veröffentlicht mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg)

Digitized by Google

Helena, von Aphrodite zu Paris geführt, den von Menelaos besiegten Gatten zu trösten. Zeichnung von John Flaxman. (Insel-Verlag in Leipzig)

wie es die unsere mit dem Hildebrandsliede oder mit der Edda tut. Homer steht unserer Bildung und unseren eigenen Lebens- und Kulturvorgängen unendlich viel näher, gleichstufig näher als die althochdeutsche oder nordische Zeit. Er muß um oder nach 850 v. Chr. gelebt haben, also vier Jahrhunderte vor der perikleischen Zeit. Das ist aber für die Griechen keine menschliche Frühperiode mehr. Sie sind nach wesentlichen Seiten der Entwicklung hin uns Heutigen ähnlich. Sie sind bereits ein vorwiegendes Städter-, Händler- und Kolonialfahrervolk, haben schon den Sinn der Sehnsucht für das Ländliche, Ursprüngliche, Idyllische, für Rückkehr zur Natur. Sie haben den körperlichen Sport und die Bewegungsspiele der Erwachsenen als bestes Gegengewicht erkannt gegen die vielgestaltigen Übel jeder derartigen Kultur. Und aus dieser Quelle eignet ihnen ein so hochentwickelter Schönheitssinn, daß Homer erst wieder ausdrücklich zu betonen Anlaß nimmt, auch ein schöner und körperlich gut gehaltener Mensch könne trivial und feige sein. Derartig nahe rückt ihnen ästhetische Selbstüberwachung mit Selbstachtung und seelischem Auftrieb zusammen, oder die äußere Häßlichkeit eines Thersites mit innerer Schäbigkeit. Sie haben längst zu Homers Zeit die nationalen Eigenschaften der Habsucht, des Neides und der Kleinlichkeit kritisch erkannt, und Homers Bücher sind die höchste und größte Hinwegdeutung von diesen Schwächen. Ihr Verhältnis zu den Göttern ist weit vorgeschritten, aus der Dumpfheit und Schreckhaftigkeit befreit. Aber aus der klärenden Freiheit wissen sie schon wieder, daß man ohne das Religiöse arm und ohne die innere Kraft ist. „Bete, Fremdling ... es bedürfen die Sterblichen alle der Götter“ (Odyssee, III, 44 ff.). Nicht der Gott braucht uns, damit er zu regieren hat, sondern dem Menschen ist das Göttliche über ihm notwendig. Ähnlich dem späteren Sokrates meint auch schon Homer, wenn er derartig von „den Göttern“ spricht, das Allwalten einer Gottheit. Die einzelnen, benannten Götter sind ihm Gestalten des Mythenstoffs, der künstlerisch formenden Dichtung, ja sogar des feineren wagenden Humors.

Entsprechend reif ist das Denken über das Menschliche. Kraft, Energie, kluges Zweckbewußtsein, jedoch als Größeres darüber die Hingabe an allgemeine Ziele, Selbstbemeisterung und Einsicht, das macht den vollkommneren Menschen aus. Eine wundersame humane Gerechtigkeit geht durch diesen homerischen Krieg, wo die Gegner einander achten und die Troer so gut den Göttern liebenswert sind wie die Achäer. Vom Menschen zum Menschen sind Zartheiten, Feinheiten, Größen da, die wir ‚Vielgebildeten‘ Gefahr laufen, mißzuverstehen.



Hektors Abschied von Andromache. Zeichnung von John Flaxman

Digitized by Google

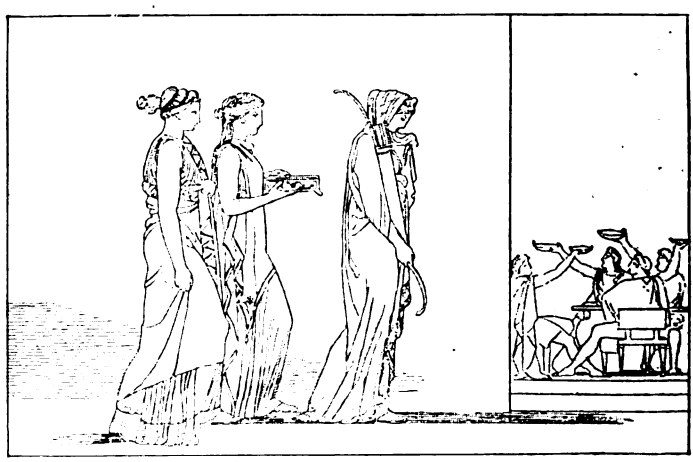
Thetis, Hephaistos um neue Waffen für Achill bittend
Zeichnung von John Flaxman

Namentlich wenn sie sich jener Freimütigkeit bedienen, die die allergrößte Achtung des anderen enthält.

Unter solchen Kulturvoraussetzungen sind die homerischen Sänge gedichtet worden. Als mündlicher Spielmann trägt sie der Sänger, von Stadt zu Stadt umwandernd, dem Volke vor. Und das ganze Volk ist fähig, zu folgen, richtig zu verstehen. Es empfindet, daß es nichts so Schönes bisher gab. Der Homer wird das dauernde Eigentum sämtlicher Griechen, allen steht er gleich nahe, die verschiedensten Städte beanspruchen, als später die Kunde über ihn verschwimmt, aus einer Selbsttäuschung der Verehrung seine Zugehörigkeit. Zwar eine Folge hat diese unendliche Volkstümlichkeit. Sie läßt alles untergehen und vergessen werden, was an gestalteter Dichtung schon vor Homer gewesen war: wovon er seinerseits gelernt, woran er seine künstlerischen Beobachtungen gemacht und sich gebildet hatte.

Es ist viel Übereinstimmung zwischen dem Sänger der Ilias und Odyssee — der nur ein und derselbe Mann sein kann — und dem deutschen Spielmann, der die Nibelungen zum Kunstepos gestaltet hat. Auch darin, daß beider Namen vergessen sind; ‚Homeros' ist ein Notbehelf. Aber ein Unterschied der beiden ist für uns hier wichtig. Der Nibelungendichter rückt das Geschehen in seine lehnsritterliche, der Korrektheit beflissene, sich werdend fühlende Zeitkultur hinein. Die heroisch-germanische Zeit, die den Stoff gedichtet hat, schimmert bei ihm nur durch, wie der Körper seiner Helden durch ihr höfisch seidenes Gewand. Homer dichtet genau umgekehrt für eine Zeit, die sich nicht mehr so recht im Anstieg fühlt und mit sich zufrieden ist. Hier ist ein ganzes Volk schon dankbar für Bilder aus einem Zeitalter, da die Menschen herrlicher, kraftvoller, großherziger und größer in ihrer Art waren, die Götter ihnen näher, das Wollen und auch die Leiden heroischer, ohne die Erbärmlichkeit des Kleinen, des Formalen und Juristischen. Homer deckt nicht, wie der Nibelungensänger, mit zeitfarbigen Gewändern das Episch-Heroische zu. Sondern er befreit dieses, räumt weg, was nicht paßt, schweigt vieles tot, was seine Zeit schon kriegstechnisch oder sonst besaß. Er ist ein Dichter der Reaktion, er vereinfacht das Leben wieder, macht es frugaler, gesunder, stärker, freundlicher, gerechter.

Die Frau und sogar das junge Mädchen in der Ilias und Odyssee leben im ganzen unter den gleichen Verhältnissen, wie bei uns. Es ist kein grundsätzlicher Unterschied gegen die Auffassung der Germanenvölker, die nach Anschauungen, Sitten, Begriffen des Schönen und der Lebenswerte und nach der äußeren (blonden) Erscheinung die engste ur-arische Verwandtheit mit den noch ungealterten Griechen zeigen.



Penelope bringt den Freiern den Bogen zum Wettkampf
Zeichnung von John Flaxman. (Insel-Verlag in Leipzig)

Digitized by Google

Die Bewegungsfreiheit der homerischen Frau hat die allgemeinen Grenzen des Vernünftigen und Anständigen. Kassandra, die jungfräuliche Tochter des Priamos, die schönste von ihnen, geht frei ihre Wege in den Straßen Ilions. Die Angelegenheiten und Sorgen des Gemeinwesens verbieten der Frau nicht den Mund, wenn sie sich auch nur im engern Kreise äußern kann. Sie sieht den Kämpfen vom skäischen Tore zu, wohin z. B. eine Andromache die Angst ihrer Liebe treibt. Das Weib schaut — Helena — sogar dem verabredeten Zweikampf und Gottesurteil zu, während der spätere Grieche die Frau von den großen nationalen Festspielen fernhält und nur bestimmten Priesterinnen ein altes Ehrenrecht noch läßt. Unbeargwohnt haben die homerischen Mädchen ihre geselligen Bewegungsspiele, die den Körper tüchtig tummeln, und sie haben ihre Reigentänze mit den jungen Männern. Dinge, die wieder den Germanen entsprechen. Für sonstige — schon recht moderne — Möglichkeiten ist es vielbedeutend, daß Nausikaa ausspricht: sie persönlich möchte sich nicht dazu gerechnet wissen, wenn junge Mädchen willkürlich auf die Mannsuche gehen und hinter dem Rücken der liebenden Eltern zu den Jünglingen sich gesellen. Ein wohlgezielter Wink des Homer, den alle Hörer verstehen mußten.

Nirgends spüren wir in dem athenischen Klausursinne das Frauengemach. Zu den Herrinnen des Hauses führt man die Gäste und Fremdlinge. Oder die Hausfrau erscheint von selber, wie Helena, als Telemach zu Menelaos nach Sparta gekommen ist, und nimmt für den Abend an der Unterhaltung teil, soweit nicht ein Männergelage dem Gast zu Ehren veranstaltet wird. Im schönen Stuhlsessel sitzt Helena, die Füße auf dem Schemel; die Handspindel hat sie aus dem Frauengemach mitgebracht, und die Dienerin trägt den silbernen Korb mit gehäuftem Flachs herbei. Auch Penelope kommt aus ihrer im oberen Stock gelegenen Wohnung und erscheint auf kurze Zeit im Saal bei den Freiern, so aufgedrungene, unliebe Gäste es ihr sind. Ganz nach germanischen Lebensformen klingt es, daß „Mann und Weib vereinigt in Eintracht ihr Haus verwalten“ (Od. VI, 184).

Dem Dichter erwachsen indessen nicht geringe Schwierigkeiten, um sich mit Helena erträglich abzufinden. Denn diese Gestalt ist ihm aus der mythendurchwobenen und mit Sitten des Frauenraubes noch vertrauten Sagenbildung überkommen. Er hilft sich da erstlich so, daß er sehr deutlich macht, wie Helena unter ihrer großen Verfehlung leidet. Er versöhnt durch ihre reuevolle Ehrlichkeit, die sich nicht, wie manche weiblich tun würde, herausredet, nicht anderen Menschen die Schuld gibt, auch keiner verlogenen Moral, wie man das heute macht. Sie streitet von ihrer Irrung und Schande

Thetis und Achilles. Gemälde von Chr. W. E. Dietrich In der Dresdner Galerie — Phot. F. Bruckmann A.-G.)

kein Quentchen herunter, liest sie aus jedem Gesicht. Und um so möglicher hören die Troer über ihre Selbstanklagen weg, bemühen sich gut und harmlos gegen sie zu sein, die man als keine sehr verantwortliche Persönlichkeit nimmt. Es liegen die denkbarsten feinen Richtigkeiten darin, wie eine ganze Familie, ein Staat sehend zugrunde gehen muß, anstatt den Schuldigen — Paris, den niemand achtet, die nächsten Verwandten nicht, den man aber einmal hat, der dazu gehört — also anstatt ihn und seine Sache einfach den Belagerern, denen man zustimmt, daß sie im Recht sind, preiszugeben. In wie beobachteter Art spricht der

Digitized by Google

kummervolle Hektor mit dem wieder einmal feige ausgerissenen Bruder! Ganz der erzogene Mensch, ohne Grobheiten, nachsichtig von innen her; lobend, denn dem Eitlen macht das den ehesten Eindruck: „Du bist ja ein vortrefflicher Streiter, Du säumst nur etwas gerne," und dann erst stachelnd, aufreizend, indem er andeutet, was die Troer reden. Und es nützt auch — für den Augenblick.

Wie Helena von Homer durchgeführt wird, erscheint sie als die Frau jener bestimmten Gattung, wo die weibliche Urnatur die entwicklungsfähigen größeren Tugenden des Geschlechts unmöglich macht. Selbstanklagen, während alles beim alten bleibt, sind keine fruchtbaren Tugenden. Frauen, viel zu hübsch — in unserem Falle schön —, als daß dies nicht ständig ihre Haupteigenschaft erschiene und sich geltend machte. Bis zur Kindlichkeit impulsiv, vergeßlich und selbstvergessen, plötzlichen Begehrungen nachgiebig. Unmöglich zu denken ohne den Mann, auch wenn sie und er sich nichts Gutes tun. So sieht in Troja jeder Verständige das Weib des Paris. Wollte man ihr die Hauptschuld geben, so rollte man die Frage auf, ob der Gott der Schöpfung seine Sache wohlgetan gemacht habe oder nicht. Und die alten Herren, die auf dem skäischen Tore sitzen und all dem durch Helena gewordenen Unheil zuschauen, haben ihre Freude, sie kommen und sich zu ihnen setzen zu sehen. Sie überlassen sich ganz der ach so objektiv gewordenen Aufwallung und sagen leise zueinander, man habe schon recht, daß man um ein solches Weib im Streit ausharrt, Troer und Achäer.

Alles, was Helena in der Ilias und in der Odyssee spricht, ist liebenswürdig, nett und auf ihre oberflächliche Art gutgemeint und eifrig. Geistreiches oder sonderlich Gescheites ist nicht dabei. Die Zeichnung hält sich in der sichersten Harmonie. Wie bei Telemachs Abreise von Sparta ein Adler sich in die Gänse des Königshofs stürzt und eine wegträgt, fragt der Gast den Menelaos, ob das in diesem Augenblick wohl etwas zu bedeuten habe. Und schon ruft Helena: „Hört mich, ich verstehe mich auf Weissagen: so wird Odysseus nach Hause kommen und die Freier vertilgen." Davon haben ja die drei genug gesprochen. Diese Auslegung des Gansraubes ist eher bedrückend, der gefragte Menelaos sagt gar nichts, und Telemach sagt ihr eine dankende Höflichkeit. Reizend ist auch die Szene, wie Helena dem blutjungen Telemach herzlich ihr besonderes Gastgeschenk bringt — für seine künftige Verlobte; ihr Gedanke trotz aller Sorgen auf Ithaka.

Das seelisch reifste Weib wird immer auch das am meisten einmännische sein. Die Naturen dagegen mit der Eva-Impulsivität müssen schlechterdings der Spaltung unterliegen (wenn sie auch nicht immer Folgen hat). So denn Helena. Sehnsucht der in Troja umschlossenen nach Menelaos. Verlangen zu ihm hin, dem besseren Manne, dem Gatten ihrer Jugend und noch reinen Liebe, dazwischen das Gefallen an dem weichlichen schönen Paris, der bei ihr ist, wechseln in der kurzen Hebelstellung der Gedanken hin und her. In dem beschämendsten Augenblick für Paris, als Helena mit angesehen hat, wie ihn Menelaos im Zweikampf besiegte und Paris vor ihm floh, und als nun dabei ihr Herz laut für Menelaos geklopft hat, findet sie den entronnenen Paris zu Hause, wo er auch noch kläglich bewußt wider die Wahrheit redet. Aber in seinem Glück, daß er noch lebt und davongekommen ist, ist er so verliebt nach ihr, — und auf sein Wort, das ihr gerade jetzt das peinvollste Widerstreben auffagen müßte: so lieb habe er sie nicht einmal gehabt, als er sie dem Menelaos entführte, folgt sie ihm ohne Weiteres zum Lager, „durchbebt von süßestem Verlangen".

Natürlich ist es immer die Einmischung der Göttin Aphrodite, die über Helena bestimmt. Deren erkorenes Opfer ist sie ja von Anfang an. Und gäbe es eine deutlicher treffende Umschreibung? Daneben erfüllt sie den Zweck, für den unbegabten Hörer vieles einwandfrei zu ordnen.

Das Liebenswürdigste ist Helenas Verhältnis zu Hektor. An ihn klammert sich ein gesundes, gutes Gefühl von Freundschaft und Halt. Die eigentliche Verachtung für Paris ist das Motiv ihrer Verehrung für den besten, ergreifendsten der Brüder, den Mann, der für alles da sein und einstehen muß. An Hektors Leiche tritt sie und spricht mit Worten aus, die die Wahrhaftigkeit des Leides und der Gesinnung sind, wie edel er war, wie schonend er ihr beistand, wie lieb sie ihn gehabt.

Sie und Andromache und Hekabe, die Mutter, sind die drei, die hier in die Knie brechen. Der komplizierten Helena — denn die Frau macht die Naivität am kompliziertesten, wenn auch jeder einzelne Fall höchst durchsichtig ist — steht gegenüber die einlinige Andromache. Die Frau der Situation, Hektors Gattin in Unzähligen sich wiederholend, in jeder Offiziersfrau, Seemannsfrau, die so vollempfindend innig und fraulich, mütterlich ist wie sie. — Jedes Wort ist überflüssig zu dem oft umschriebenen Abschied Hektors von Andromache. Auch dazu, wie das Kind sich von dem liebkosenden Vater im Helmbusch abwendet und das Gesicht in die Brust der Amme birgt. Genau so, wie bei uns, wenn der Vater im Zylinder in die Kinderstube kommt, ihn sein allzu Jüngster nicht mehr kennt. Zeitlos ist das alles, unüberbietbar wirklichkeitsgetreu und gut. So auch Andromaches ganz weiblicher Versuch, Hektor noch rasch durch eine Improvisation taktischer Ideen auf einen ungefährlichen Posten zu locken. (Ein unpassendes Einschiebsel, sagten die Gelehrten schon in Alexandria.) Und endlich die Trennung der beiden, die verschweigend die Zähne zu-

Digitized by Google

Odyſſeus und Nauſikaa. Gemälde von Pieter Laſtmann. (In der Braunſchweiger Galerie — Phot. F. Bruckmann A.-G.)

Digitized by Google

Hektor ruft seinen Bruder Paris im Gemach der Helena zur Schlacht
Aus Bonaventura Genellis ‚Umrissen zum Homer'. (J. G. Cotta'sche Buchhdlg. in Stuttgart)

sammenbeißen und wissen, daß sie mit der letzten Gedankenzuflucht nur die letzte Ratlosigkeit des Menschen ausdrücken: es kommt, wie des Schicksals Wille ist.

Auch nicht immer gebilligt haben die Homerforscher die Worte Andromaches an Hektors Leiche: daß sie mehr von ihrem Kinde spricht; man vermißte die Hauptsache. Als ob ihr Mann jählings vom Gerüst gefallen wäre. Sie für ihre Person hat es doch nur noch erwartet. Schon vor jenem „Abschied" im VI. Buche der Ilias. Ginge es nach diesen heillosen Rezensenten, so stände ja auch der Abschied an einer verfrühten „falschen" Stelle. Was Andromache bei Hektors Tod aber noch nicht durchgemacht hat, das ist die jähe Erkenntnis des echten Witwengedankens, was ihr nun bleibt: ihr Kind. Hektors Überlebender. Hier erst bricht es in seiner ganzen Deutlichkeit über sie herein, daß auch dieses Kind verloren ist, in Trojas seit heute unabwendbarem Untergang. —

Nun Penelope. Auch sie eine Schwierigkeit. Das altüberkommene Motiv ist gar so grob, diese Freierei um die reiche Witwe, die den Totenschein noch nicht in Händen hat und die Kerle doch im Hause duldet. Aber auch hier wird der nicht zu verbessernde Ausweg gefunden. Odysseus verträgt nur eine sehr kluge Frau. Diese Charakteristik bestimmt alle Handlung. Bis zuletzt, als Odysseus die Freier und die schamlosen Mägde schon getötet hat und alles Wohlgesinnte dem heimgekehrten Herrn zujubelt. Da fordert Penelope, die verantwortungsreiche Königin, daß er sich überzeugend ausweist. Der seltsame fremde Mensch, der sie mit den erdichteten Nachrichten über Odysseus so gründlich hinters Licht geführt hat, könnte jetzt den betrügerischen Hauptstreich machen. — Ist man sich über diese Eigenschaft klar geworden, so wird alles einzelne leicht. Daß sie in der gebundenen Handlungsfähigkeit der wehrlosen Frau lieber zugibt, daß die Freier von Tag zu Tag die Hämmel und Schweine aufessen und sich mit den Mägden im Hause vergnügen, als daß sie es zu entscheidenden Gewaltanschlägen kommen lassen will. Und daß sie sich, wie mit dem berühmten Gewande, das sie tags webt und nachts auftrennt, nur kurzfristige Ausreden schafft. Weil diese Listen so ungefährlich scheinen, können die Freier eher damit hingehalten werden; in deren ganz vergnüglicher Geduld und gemeinen Verträglichkeit untereinander bleiben nun keine Schwierigkeiten. Zu einem eigentlichen Phantasieaufschwung hat die Figur der Penelope den Dichter nicht falsch verführt, wohl aber zur sehr sorgfältigen Durchdenkung angehalten. In den Augenblicken, wo ihre Wangen sich von Unwille und Erregung röten, ist sie berückend und so jung, daß auf einmal alle die Freier heftig in sie verliebt sind. Aber es sind Augenblicke. Auch das zeichnet ganz intim die Lage. Das schöne Weib seiner Herzensliebe soll und kann sie nur für Odysseus sein, den mit ihr zwei Jahrzehnte Erinnerung verbinden.

Homers eigentümlichste und poesievollste Schöpfung in der Odyssee ist Nausikaa. Sie nimmt von seinen Frauengestalten am nach-

Digitized by Google

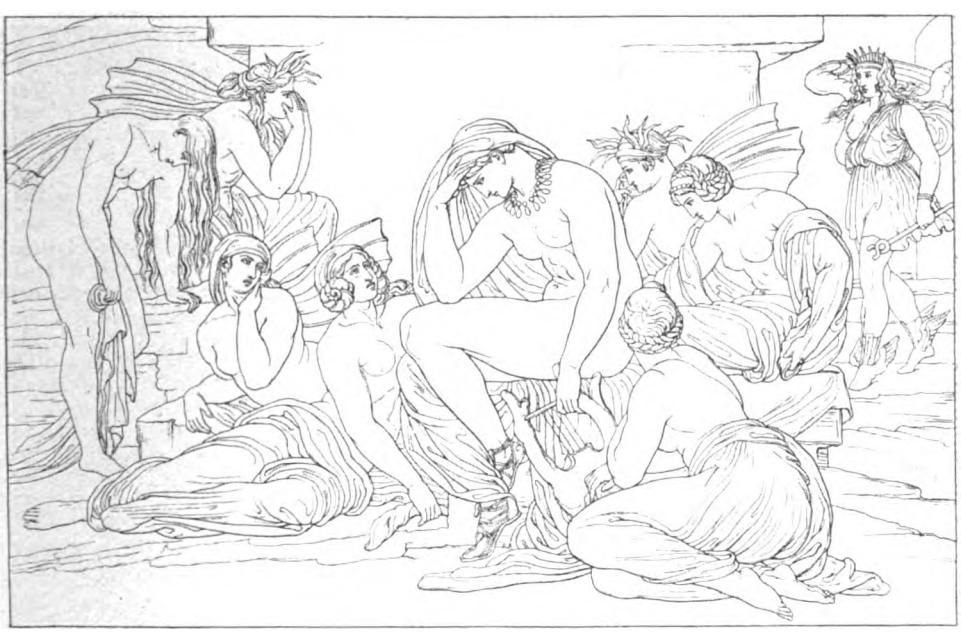
dauerndsten gefangen. Sie tat es seit je. Sagen und Dichtungen seit den Griechen haben die Andeutung des Homer weitergesponnen, aus Ungesagtem ganze Sonderepen, Dramen, Romane herausgehört.

Mit den Empfindungen, womit der einzelne von heute einem solchen Mädchen begegnet, hat dies schon ein Homer erlebt: mit heftig aufsteigenden Wünschen für ihren Lebensweg, Anteil für den, der sie sich erringen wird, und einer eifersüchtig hohen Forderung an ihn. Man darf nicht zu jung sein, um ihnen als Odysseus zu begegnen, und Homer war nicht jung, als er seine Odyssee später, nach der Ilias dichtete. Persönlicher doch fühlt er sich zu Arete, Nausikaas Mutter, als ihr Dichter und seiner Hofmann gestellt. Hier liegt zweifellos eine Beziehung aus dem Leben des fahrenden hohen Sängers verborgen. Ganz auffallend erscheint die Gattin des Alkinoos erhoben. Durch Überlegenheit, nicht durch die Sitte, übt sie ihre Maßgeblichkeit. Es sagt jeder einzeln zu Odysseus: „Gehe zu Arete, an Alkinoos vorbei; sieh zu, daß sie dir wohlgesinnt wird." Das Übliche kann das also nicht sein, sonst wüßte Odysseus von selbst das richtige Verhalten. Nur tatsächlich gibt es solche Frauen.

Es ist kein Segen dabei gewesen, wenn man die Figur der Nausikaa über Homer hinaus hat retuschieren wollen. Die antike Plumpheit, daß sie Telemach heiratet, hat niemandem Freude gemacht; das Drama des Sophokles ist verschollen; Goethe hat seinen Anlauf nach höchstens zwei Tagen aufgegeben. Geibels Ballade mit dem heroischen Opfertod der Nausikaa lahmt entsetzlich, als Folge der ganz verfehlten, „groß" gedachten Idee.

Es würde die Odyssee zerstören, wenn Odysseus die Phäakentochter lieb hätte. Nur Homer tut dies, sein Held hat anderes im Kopf. Aber ihn hat Nausikaa gerne. Den Augen und dem offenen reinen Sinn dieses zur unfernen Vermählung bestimmten Mädchens gefällt von Herzen gut der heldenhafte schöne Mann, der kein Fant mehr ist. Könnte doch der unbekannte Gatte, den sie finden soll, einer sein wie dieser! Und ein wenig mehr ist doch dabei: jenes verschwiegene beiderseitige Erlebnis, welches man hier kaum berühren möchte. Am dritten Tag wird der fremde Gast abreisen. Und als er am zweiten Abend in den Saal geht, wo ihn der König mit der männlichen Umgebung zur Festlichkeit erwartet, während ringsum das Gesinde zu tun hat, da steht die Haustochter zufällig, wie das immer ist, am Türrahmen, wo er vorbeikommen muß. „Wenn du wieder fort bist, vergiß mich nicht." Zwei Zeilen des sonst so ausgiebigen Dichters reichen, auch für die gleichzeitige Wiederaufhebung des Gesagten, die kein Mädchen, kein Weib unterläßt. Ebenso kurz faßt seine Antwort der vielerfahrene Held: die feinfühligste und redlichste. Sie sichert diese Schönheit und Zartheit einer Erinnerung. Wer er ist, das weiß bis jetzt niemand, geschweige denn von Penelope. — Daß Nausikaa ihn dann noch wieder spricht, wird mit sicherem Takt erspart.

Sie ist das aus der Schönheit eines Dichters geschaute, Seele und Sinne erfreuende



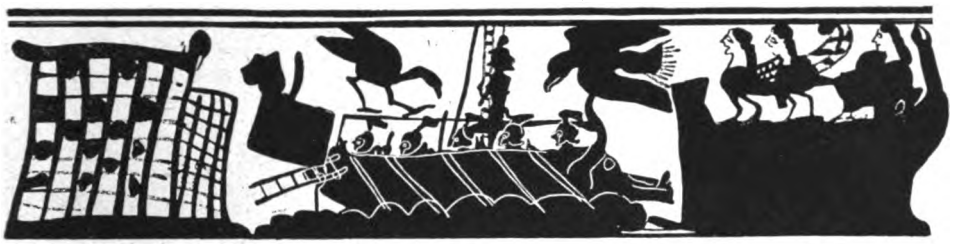
Klage der Frauen um den Tod Hektors. Aus Bonaventura Genellis ‚Umrissen zum Homer'

Digitized by Google

Odysseus wird von der Nymphe Kalypso zur Heimat entsandt

(Aus Friedrich Prellers Wandgemälden zur Odyssee im Museum zu Weimar — Phot. F. Bruckmann A.-G.)

Digitized by Google



Älteste Darstellung des Sirenenabenteuers des Odysseus in einem altkorinthischen Vasenbilde

Mädchen, worin ihn die Nation auch hier verstehen wird. Also das ‚Ideal' einer frühgriechischen Jungfrau. Schön, tüchtig, verständig, ohne Eitelkeit, doch wissend, wer sie ist. Von naturursprünglicher Reinheit und ebenso naiver, offener Empfänglichkeit. Von weiblich sicherem Instinkt ihres Handelns und Vertrauens, und auf diesem Boden frei und unversteckt. Ohne Zögern sagt sie dem aus dem Gebüsch hervorgetretenen Odysseus nach seiner ersten Anrede, daß sie die Tochter des Königs hier ist. Man muß das griechisch nachverstehen, daß darin eine nicht gewöhnliche schöne Furchtlosigkeit ist, die sich um die ganze Üblichkeit des Argwohns und der Listen nicht kümmert. Die auseinanderstiebenden Mägde, die natürlich annehmen, Nausikaa werde mit ihnen fortlaufen, haben als erstes an Raub und unbekannte Tücken des hinter dem Busch lauernden, von den Klippen zerschundenen, im Haar verstrobelten, wildaussehenden Menschen gedacht. Dies ist der Kern der Szene. Odysseus' Nacktheit und sorgsame Züchtigkeit, während ihn der bekehrte Mägdeeifer dann sogleich baden und salben will, führt ins Nebensächliche und für die Heutigen etwas Verwickelte.

Lebensmutige Verständigkeit und Sachlichkeit, denen die klare Offenheit auch das Hoheitsvolle gibt, ist das Wesen der Tochter des Alkinoos. Ihre Jugend sieht mit selbsteigener Rechenschaft ins Leben hinaus, was es von ihr als Weib zu verlangen hat. Sie ist in sich klarer und besonnen reifer, als eine Helena es ihr ganzes Leben werden kann. Was sie denkt, sagt sie aber auch ohne die Regung des Verhehlens heraus. Deshalb, weil alles auf so noble Art in ihr naiv-natürlich zugeht. Über das Verhalten gegen die Eltern und über die Verehelichung spricht sie die wohldurchdachte Meinung eines selbstachtungsvollen Mädchens aus, gegen den wildfremden Odysseus, an den sich ihr mädchenhaft rasches Vertrauen förmlich suchend anlehnt. Aber auch daß man sich vor dem Klatsch und dem törichten Klugreden der Leute hüten müsse, wo man doch nur helfen möchte und das Rechte tun, ist ihm wohl bewußt.

Man wird zunächst beachten, daß Homer das Sein dieses Mädchens auf die ferne Insel verlegt hat, gegen den ‚Rand der Welt', wo alles, auch die Natur, paradiesischer und seliger ist und die Macht des Trivialen erlischt. Indessen wird klar, je mehr man nachprüft, daß doch nur die Komposition der Erzählung den Wohnort bestimmt hat. Nausikaa könnte und würde sogar besser als Nichtphäakin in das Werk des unvergleichlichen Dichters passen.

Der Freiermord des Odysseus. Teilstück eines antiken Vasenbildes

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Friedrichshagen

Aus meinen Lebenserinnerungen

Von Julius Hart

Was die Tage eines Zeit- und Lebensabschnittes uns an Gewinn gebracht haben, und welche Bedeutung sie für unsere geistig-seelische Entwicklung besitzen — das kommt uns erst nachträglich am deutlichsten zum Bewußtsein, wenn sie uns ganz zu einem Erinnerungsbild geworden sind und nur noch wie eine Traumerscheinung vor der Seele stehen. Glücklich, wenn man im Gedächtnis an die verklungene Vergangenheit diese wie einen Extrakt genießen kann und sie nur noch wie einen guten alten Weintropfen hinunterschlürft. Lebendig ist allein, was sich aus dem ewig Alltäglichen und immer demselben als starker, bleibender Eindruck heraushebt, und nur diese stärksten Eindrücke und Erlebnisse formen und bilden die Persönlichkeit.

Denke ich eurer, o Tage von Friedrichshagen, da wir an den Wassern des Müggelsees saßen, so steigt es wie ein Weinduft um mich auf, wie ein Evoe klingt es aus dionysischen Nächten und ein Lachen der Natur und Erde. Wie ein Eiland lag unser Königreich mitten im Gewühl der Weltstadt und doch weit, weit fern von ihr in einem stillen Ozean — wo wir, ein unbeschworener Bund der Fröhlich-Freien, durch geistige und herzliche Sympathien miteinander verknüpft, unter Sang und Saitenspiel der Natur, der Kunst und der Liebe freigebig opferten. In den Büchern der Religion, der Literatur und Kultur steht soviel von einem Paradies, einem Land Arkadia, von den Inseln der Seligen, von Bimini, von der Nova Atlantis Francis Bacons und der Utopia des Thomas Morus zu lesen. Traum- und Märchenreiche sind es, so seufzen die meisten, schöner wäre es schon, könnte man in diesen Idealländern wohnen, aber ein Engel des flammenden Schwertes steht an ihren Toren und verwehrt den Eintritt zu ihnen, und sie sind nicht für die menschliche Natur geschaffen. In meinen Erinnerungen leuchten die Friedrichshagener Jahre meines Lebens und später die Jahre einer „Neuen Gemeinschaft" am Schlachtensee nur wie eine glücklich-selige Insel auf, da man „das höchste Glück der Erdenkinder" genossen hat. Seit jener Zeit aber lebt es auch in mir selber als ein zuversichtlichstes und sicherstes Wissen, als schönster Glaube, als ein höchstes und bestes Ideal, daß der Mensch gerade nichts so bequem, so leicht und einfach sich erringen kann, als die Prospero-Schätze der Länder Utopia. Sie kosten nichts, überall liegen sie über der Erde und den Wassern ausgegossen, leuchten als Sterne am Himmel und als Blumen auf den Wiesen, steigen herauf aus dem Geist der Menschen und werden von seinen Händen geschaffen, sind eine Nahrung für viele Millionen, ohne daß je einer dem anderen dabei vom Munde etwas wegzunehmen braucht.

Nichts kann man so rasch werden wie ein Herr der Erde, aber Herr der Erde ist auch nur der, welcher, fähig zu genießen, als ein Liebender aus allen Quellen der Natur und Kunst schöpfen kann. Sie schließen jegliches in sich, um dessen willen es überhaupt wert ist zu leben.

Für uns Anhänger und Vorkämpfer der jüngsten literarischen Bewegung, ‚Gründeutschland', wie uns Oskar Blumenthal spottend genannt hatte, brach allmählich, gegen Ende der achtziger Jahre, mehr und mehr die Morgenröte der Erfolge hervor. Es wurden jetzt die schwersten und härtesten Kämpfe ausgefochten — aber man wurde doch schon ernst genommen. Dann dauerte es gar nicht lange, und die Sturmfahnen der Moderne und des Naturalismus wehten auf allen Zinnen und Burgen. Auf den Brettern der ‚freien Bühne' wurden die entscheidendsten Schlachten geschlagen, und die neue Kunst war über Nacht zu einer allgemeinen öffentlichen Angelegenheit geworden und verlor natürlich sofort damit an intimsten Reizen für die Sturm- und Dranggeister im Café Größenwahn. Noch war Gerhart Hauptmanns ‚Vor Sonnenaufgang' nicht geschrieben worden, da debattierten wir schon mit Hermann Bahr über ‚die Überwindung des Naturalismus', und der wahrhafte Bekenner der Moderne sah nur mit Spott und Ironie herab auf die Literatur-Reaktionäre, die rückständigen Geister, die noch an Zolasche und Ibsensche Heilswahrheiten glaubten.

Man hatte all die Jahre hindurch tage- und nächtelang soviel von der Natur und der Wahrheit gesprochen, von dem Freilichte, woran die Kunst genesen sollte — wir schwärmten von der Kunst, die Leben, und von dem Leben, das Kunst sein sollte: aber in dem grauen Häusermeer Berlins, in den geraden mathematischen Linien der Straßen, hingeschoben und versinkend in einer Flut gleichgültig vorüberdrängender

Digitized by Google

Menschen, die mehr wie Schatten und Schemen, fast wie Gespenster vorüberglitten — suchte die Seele eigentlich am hoffnungslosesten gerade nach einem solchen Leben in Natur und Kunst. Großstadtmüde — das Gefühl war sehr bald und rasch erwacht und groß geworden. War nicht die neue Dichtung der Jugend auch miterwachsen aus einer Sehnsucht nach Freiheit, aus alten steinernen Mauern und Gefängnissen und engen, dumpfen Schulstuben herauszukommen — schrie nicht von Anfang an in ihr die Stimme eines Volkes und Arbeiterproletariats, das, eingepfercht in die Enge, den Qualm, die dumpfe, stickige Luft weltstädtischer Armutswohnungen und Massenquartiere, sich gegen die seelenlosen, toten Maschinengötter des Zeitalters empörte, in deren Fron und Sklaverei die Welt am tiefsten gepreßt war? „Der Zug nach dem Lande" war über Nacht im Berliner Volksgemüt so echt und recht wach geworden. Verwundert sah auf einmal das Auge rings an der Peripherie der Weltstadt, an noch unbebauten Straßenzügen, wo hier und da vereinzelt eine vier- oder fünfstöckige Mietskaserne aufragte, mitten zwischen qualmenden Fabrikhöfen eine neue Landwirtschaft und Gartenkunst aufblühen. ‚Kamerun' nannte man damals im Anfange die ersten Kolonien der Schrebergärtenbewegung, die eben eingesetzt hatte und das öd, brach und unfruchtbar daliegende Bauspekulationsland in grünen Ackerboden umwandelte. Kleine Holzhäuschen, Buden und Schuppen, eingebettet zwischen Gemüsebeete, Beerensträucher und Staudenblumen, Masten mit flatternden Fähnchen und Wimpeln, und dazwischen, darunter fleißige Männer, Frauen und Kinder, die an den Sonntagen und in der Woche nach den Arbeitsstunden noch die Zeit und ihre schönste Erholung und Freude daran fanden, dem kargen Boden einige Früchte abzugewinnen. Es war der fröhlichste Anblick, und alle Namen dieser neuen Kolonien an den Grenzen der Großstadt deuteten darauf hin, wie ihre Insassen sich als Robinsons und Wildwestleute fühlten, die an den Grenzen der Kultur der Wildnis neues Wohnland abzugewinnen hatten. Vornehmlicher noch und vielleicht tiefer und innerlicher als an den Tischen in den Literatur-Kaffeehäusern drang hier aus der Seele des armen Volkes der Schrei nach der Natur hervor.

Friedrichshagen wurde in diesen Jahren auch zu einer Art von Kamerun für die großstadtmüde junge Berliner Literatur, die die Kunst, die ganz Natur sein wollte, möglichst rein zu gewinnen und zu genießen trachtete und sie eher in der Volksseele und bei den Arbeitern zu finden glaubte, als auf den Festen und in den Zerstreuungen der Gesellschaft von Berlin W. W.

In Erkner wohnte als einer unserer jüngsten und letzten Bekannten ein junger Poet von zarter äußerer Erscheinung und mit einem ausgesprochenen Idealistenkopf. Sein Name war Gerhart Hauptmann. In frühen Jahren schon verheiratet, ein junger Vater, verwöhnt von der zärtlichen Liebe einer seelenvoll-gütigen Frau, die mehr wie ein Mütterchen als wie eine Geliebte um ihn zu walten schien, hauste er in einer stattlich-wohnlichen Villa. In Berlin, an den Abenden des ‚Durch', einer von den vielen Gesellschaften, die überall zur Förderung der neuen Bewegung damals auftauchten und wo ich ihn zuerst kennen lernte, erschien er, streng gekleidet nach den Vorschriften des Jägerschen Wollregimes, das eben als Allheilmittel zur Wiedergeburt der Menschheit angekündigt wurde. Er sah aus, wie das unverdorbene Kind der Berge und der Wälder, das schon durch sein äußeres Erscheinen allen ethischen Widerspruch gegen die Sitten der Weltstadt zu erheben schien. Er war ausgesprochener Natur- und Gesundheitsapostel und hatte in Zürich ein heiliges Gelöbnis abgelegt, seine Seele und seinen Leib nie wieder mit tierischer Kost und mit spirituösen Getränken zu beflecken, und trug seine vegetarianischen und antialkoholischen Glaubensbekenntnisse mit dem strengen Eifer eines Proselytenmachers vor. Damit unterschied er sich schon sehr und hob sich auffällig ab von den meisten anderen Zeit- und Kunstgenossen, denen das Berliner Nachtschwärmen, das Pokulieren an den Bacchustafeln wie zur zweiten Natur geworden war, und die, von den Früchten der freien Liebe schmausend, von den Philisterbanden der Ehe nichts wissen mochten.

Wie Gerhart Hauptmann in Erkner, so hatten in Friedrichshagen unsere Freunde, die Brüder Paul und Bernhard Kampffmeyer, ein paar Idealmenschen von angeborener sozialistisch-altruistischer Ethik, eine Villa gekauft — und die Fahrten nach dem Berliner Osten hinaus, im Verein mit Willi Boelsche und Bruno Wille, gehörten schon zu den besten Daseinsfreuden, die man wie etwas unerhört Romantisches genießen konnte, je enger eingepfercht man dahinlebte in Berliner Mietskasernen, mit den Blicken nur auf Straßen, enge Höfe und noch engere Lichtschachte.

Wir wenigstens fühlten die Entdeckung der östlichen Landschaft von Berlin wie die Entdeckung einer Nova Atlantis. Jenseits der Weltstadt, in nicht allzuweiter Entfernung von ihr, hatte sich am Müggelsee, ganz anders als nach dem Westen hin, das Primitive, Bäuerliche, Ländliche erhalten, das gerade lockte, und der Hauch der Erdscholle, der am Wannsee bereits ganz geschwunden, war hier noch kräftiglich zu spüren. Noch steht mir gerade meine allererste Fahrt nach Friedrichshagen lebhaft vor der Seele.

Ein Sonntag war's voll funkelnder Sonne, und die Hitze kochte in den engen Eisenbahnwagen, die nach alter Berliner Sitte von Ausflüglerscharen über und über besetzt waren. Es ging an Karlshorst vorüber, von dem damals aber auch noch nicht viel zu

Digitized by Google

sehen war, und märkische Heide, braun-rote Kiefernbüsche säumten einförmig die Geleise. Da gellte plötzlich vom Fenster ein ekstatischer Schrei herüber, und wie aus einer Indianerbrust und Indianerkehle klang's gleich einem wilden, heißen Jagd- und Kriegsruf: „Eine Ziege — eine Ziege!!“ Sofort begann ein allerlebensgefährlichstes Schieben und Stoßen, und jegliches Geschöpf, Mann, Weib und Kind, drängte rücksichtslos zum Fenster hin, um einen Blick auf etwas so Ungewohntes zu erhaschen: „Wo? Wo? Da ... da! Eine — zwei — drei Ziegen!“ Triumphierend ging's von Mund zu Mund. „Wat's doch for merkwirdige Jeschöpfe allens uff da Erde gibt,“ tönte es in philosophischer Betrachtung aus der einen Kupee-Ecke hervor. „Dett is doch nu jerade so wie im Zoolog'schen Jarten — und det hat man nu in Berlin, direkt vo da Tür ...“ Ach, auch mir war's damals, als wäre eine Ziege ein Literatur- und ein Büchergeschöpf nur noch, das einmal in den seligen Zeiten der Homerischen Gedichte gelebt hat und von dem man nur noch im unsterblichen Don Quijote lesen konnte. Noch unerhörtere Sensationen aber brachte der Abend in Friedrichshagen. Tiefgezogene lange Hörnerstöße dröhnten plötzlich durch die Stille, und ein Glocken- und Schellengeläute klingelte und bimmelte von der Straße herauf. Da gab's keinen Zweifel mehr. Das war ‚Wilhelm Tell‘. Das war der Kuhreigen und der Herdenglocken einförmiges Geläut. Und siehe da, in aller Wahrheit und Wirklichkeit. Eine Herde ganz richtiger Kühe trottete von der Weide her die Straße herauf, um in die Ställe getrieben zu werden, es fehlte auch nicht am munter bellenden Spitz, und der Hirt sah völlig naturwahr aus, dörflich struppig-ruppig, und roch schon von weitem her kräftig nach Stall, Mist und Pfütze. Weder eine Meininger Bühnenkunst noch Otto Brahms' durchgeführter Naturalismus hätten ihn besser und charakteristischer herstellen können. Ja, das hatte man in Berlin, direkt vor der Tür, Ziegen und Kühe, Gänse und Enten — die Dorf- und Landpoesie in Rousseauscher Erhabenheit und Einfachheit, wenn man sie nur haben wollte. Die Flucht vor der Weltstadt in die Einsamkeit und an die Brust der Natur machte gar keine weiteren Umstände. Die Welt der ehernen Kantschen Vernunft, erbarmungslosen Denkens in den widerborstigsten Gegensätzen, die uns in einemfort die Entweder-Oder-Pistole auf die Brust setzt und uns wallensteinisch aufputscht: „Du mußt Partei ergreifen in dem Krieg“ — uns bei allen unseren jüngstdeutschen Kunst- und Kulturdebatten auch immer wieder vor die kategorische Frage gestellt hatte, ob das wahre und beste höchste Leben nur in der Weltstadt oder nur in der ländlichsten Stille und Zurückgezogenheit geführt werden könne, erhielt ihre einfachste Antwort in einem friedlich-fröhlichen Sowohl — als auch. Natur und Kunst, Land und Stadt konnten sich ohne weiteres finden, gerade, ehe man es denkt und philosophisch-wissenschaftlich betrachtet, und die Welt und die menschliche Zivilisation hatte es von vornherein so eingerichtet, daß man ganz bequem, im ewigen Wechsel, der alle Reize am frischesten erhält, die ländlichen Freuden und die weltstädtischen Sensationen zugleich genießen und von einem bei dem andern sich erholen konnte.

Von unserem ersten Ausfluge in die östlichen Gegenden von Berlin kehrten mein Bruder und ich heim mit der herzlichsten und tiefsten Sehnsucht, unsere Wohnung in Berlin N., am Schönhauser Tor, von Richard Dehmel mit eigensverfertigten Möbeln malerisch ausgestattet, hinauszupflanzen in die freie Natur, und die glücklichen Tage, wenn auch nicht eines Villenbesitzers, so doch eines Villenbewohners zu erleben, mit dem Rechte, im Frühling sogar ein Gartenbeet umgraben zu dürfen und Birnen- und Kirschbäume ergrünen und abwelken zu sehen.

Unsere Freunde Wilhelm Boelsche und Bruno Wille, beide eben frisch verheiratet, waren vorher schon von Gerhart Hauptmann, dem Naturapostel, zur Fahrt ins gelobte Land verlockt worden, und bald folgten auch wir ihnen nach.

Für einige Jahre wurde Friedrichshagen zu etwas wie einem Klein-Weimar der modernen Geister in der Kunst, zu einem Hauptmittelpunkt des literarischen Lebens, wo die meisten einmal ihre Visitenkarte abgaben. Die zahlreichen Freunde in Berlin kamen immer wieder gern heraus, um an den Ufern der Müggel fröhliche Symposien mit uns zu feiern. Wenn aber die ‚freie Volksbühne‘ dort ihre Feste beging und Tausende von Gästen über die Seeufer und die Wälder sich ergossen, dann waren wochenlang vorher alle Hände beschäftigt, um zur Kurzweil und Belustigung der verehrlichen Mitglieder allerhand herbeizuschaffen und herzustellen, das nur nicht einen Groschen kosten durfte. Der „Friedrichshagener Vorort-Realismus“, wie Otto Neumann-Hofer giftig glossierte, war über den einen Verdacht am völligsten erhaben, daß er irgendwelchen kapitalistischen Neigungen fröhnte. Geld war nur Schimäre. Den kümmerlichsten Eindruck machte die im abgeschabtesten Gewand einherschlotternde, hohlwangige Asketengestalt Dr. Benedikt Friedländers, der die wildesten anarchistischen Brandreden hielt und mit heiligstem Fanatismus für die vegetarianische Sache focht. Eugen Dühring und Tolstoj redeten mit gleicher Inbrunst aus seinem Bauche hervor. Peter Hille, der westfälische Magus, sah neben ihm noch aus fast wie ein Gigerl und Modegeck, und unwillkürlich griff man in die Westentasche, um ihm im Vorübergehen ein kleines Zehrgeld in die Hand zu drücken. Benedikt Friedländer war Multimillionär und suchte schamhaft die Schande seiner kapitalistischen Geburt durch einen Diogenesmantel zu verdecken. Frei-

Digitized by Google

lich eines Tages, so späterhin, kam auch über ihn der Damaskustag. Da saß er lieber beim Sekt, rasiert und kurzhaarig geschoren, ein Bonvivant-Lächeln auf den Lippen, und dachte mit Ironie und Humor der Jugendjahre zurück, da er den Narren Gottes spielen wollte.

In Erkner bei Gerhart Hauptmann hatte sich noch Arne Garborg mit seiner frohäugigen Frau Hulda niedergelassen, der norwegische Bauerndichter, der sich damals gerade in seiner Übergangsperiode, in geistigen Dämmerungs- und Zwitterzuständen befand und wie später August Strindberg aus den roten Zimmern seiner Jugend in die gotischen zu übersiedeln anfing. Mystische und pietistische Träume suchten ihn heim, der wie ein echtestes Nordlandskind aussah, fühlte und spintisierte und aus bäuerisch-ländlichen Einsamkeiten, aus verstecktem Fjord, aus der Hütte im Gebirge nie herausgekommen zu sein schien. Saß man mit Arne Garborg beim Glase Toddy zusammen — das auch er inbrünstig verehrte und mit höchsten Andachten genoß — dann schien nichts so fern hinweggesunken zu sein wie die Weltstadt und alles weltstädtische Tun und Treiben. Schwer und zögernd kam ihm das Wort aus dem Munde, und man hatte das Gefühl, in einer Kate beim Brand lodernder Holzscheite zu sitzen und einem Bauernphilosophen zu lauschen, der allerhand Merkwürdiges träumte und sinnierte, was weniger von Menschen als von Luft, Wasser und Wind, von Steinen und Kräutern, Würmern und Käfern gelehrt und erzählt wird. Drang dazu der köstliche Geruch von Kartoffelpfannkuchen von der Küche herüber, zu denen Frau Hulda besonders eingeladen hatte und auf deren kochkünstlerisch vollendete Zubereitung sie mit Recht stolz sein durfte — dann wurde auch das Garborgsche Heim für uns zu einer Insel der Seligen, und die kulinarischen Genüsse hätte man um keinen Preis selbst mit den kostspieligsten Zehn-Gänge-Diners von Berliner W. W. Finanzgrößen vertauschen mögen. Der Geist und die Seele, die beim Mahle am Tische sitzen, sind erst die besten Köche, und wo sie nicht daheim sind, wo nicht Freundschaft, Liebe und Sympathie die Gäste herzlich zusammenführen, da will der Sekt nicht mussieren.

In Friedrichshagen hatten sich noch Ola Hansson und seine lebenskluge und gescheite Gattin Laura Marholm niedergelassen, die mehr das männliche Prinzip in der Ehe verkörperte, ebenso wie er das weibliche Element darzustellen hatte. Er war von feiner, zarter, geistreicher Gestalt — sensitiv und nervös, und auch etwas dunstig, wie seine weichen und stillen Novellen — so recht ein schwedisch Gegenbild zum Norweger Garborg. Wie dieser ein Bauernblut, so er ein echtes Stadtkind. Ola dichtete, Laura dachte — er war Gefühl, sie Kopf und Verstand. Sie schrieb Essays, gelehrte Abhandlungen und kämpfte als streitbare Amazone für die neuen Rechte der neuen Frau, verwaltete mit klugen geschäftlichen Sinnen die gemeinsamen literarischen Familienangelegenheiten. Höchst ehrgeizig stand sie puffend und in die Rippen stoßend hinter dem Gatten und war wohl nach Friedrichshagen zur ‚Kolonie' gekommen, um uns alle zu verpflichten und in Eid und Dienst zu nehmen, daß wir die Ruhmesleiter zimmerten, auf der der Gatte endlich zu dem Himmel aufsteigen konnte, wo einstweilen noch die Björnson, Ibsen thronten.

Bei Ola Hansson wohnte auch einige Zeit lang August Strindberg, die verschlossenste und dunkelste Natur von allen, ein Rassenkopf, in dem die Mischung schwedischen und finnischen Blutes merkwürdig zum Ausdruck kam, der germanische Herrenmensch und die Sklavennatur, ein armer ‚Sohn der Magd', wild verzweifelt miteinander rangen. Unter einer prachtvoll ehernen Stirn voll hoher europäischer Intelligenz ein Paar grüblerisch suchende Augen innerer Unruhen und Qualen, und darunter eine plumpe, gewöhnliche Nase, etwas knollenartig, plattgedrückt, plebejischer Herkunft, die etwas Negerartiges an sich hatte und einige Erinnerung an Höhlenmenschen und diluvianische Zeiten wachriefen. Ein kleiner aristokratischer Mund mit vollen und üppigen sinnlichen Lippen, die nach dem Weibe sich sehnten, und darüber ein keckes verwegenes Schwedenbärtchen, nach oben gesträubt, das dem Gesicht wieder etwas Kokettes verlieh und fast auch den Schneid eines preußischen Referendars unter den vielen Eigenschaften und unbegrenzten Möglichkeiten dieses Sohnes der Finsternisse vermuten ließen. Eine Abenteurernatur und revolutionäre Seele steckte in dem rebellischen Lockengewirr und trotzigen Haargestrüpp wie in der ‚Fliege' am Kinn. Dieses war fast ganz verkümmert, zu einem Druckknopf zusammengeschrumpft und hatte sich scheu zurückgezogen, als wollte es sich verstecken. Ein Kinn ohne alle Energien, der höchsten Schwäche und Willenlosigkeiten, fatalistischer Unterwürfigkeit und Ergebungsbedürfnisse.

Als ich Strindberg zum erstenmal sah, stieg in mir gleich am unmittelbarsten die Erinnerung an den Kopf Christian Dietrich Grabbes auf, der so wie der seinige die hohe Stirn und das verelendete Kinn als Schicksalsmächte vereinigte. Und Dämon Alkohol hing gewiß auch mit schwärzesten Flügeln über ihm. Seine Spuren lagen im Gesicht, in den Augen, und das Delirium mit tanzenden Mäusen warf einige Schatten neuer Angst und inneren, seelischen Grausens über die sonst so hohe, schlanke und kräftige Gestalt.

Zumeist saß Strindberg mehr wie ein steinerner Gast, schweigsam und in sich versunken unter den anderen, und sein weitumfassendes, sein tiefbohrendes Wissen brach nicht in lebhaften Disputen und Vorträgen — hier und da mehr in scharfen, kritischen Anmerkungen hervor. Er hatte sich damals besonders auch der Alchimie ergeben und befand sich auf der Suche nach dem Stein

Digitized by Google

der Weisen und der Herstellung des Goldes. Er war ganz fest und zuversichtlich und hegte keinen Zweifel, daß ihm das größte Werk seines Lebens, welches ihm mehr als die Dichtung bedeutete, sehr bald schon gelingen würde. Echt war bei ihm alles. Er glaubte, was er sagte, und der Zweifler in ihm war der glühendste und leidenschaftlichste Glaubensmensch und Glaubenssucher.

Das eigentliche Hauptquartier Strindbergs aber in dieser seiner Berliner Zeit war im ‚Schwarzen Ferkel' in Berlin aufgeschlagen, wo er den Mittelpunkt eines Kreises seiner leidenschaftlichsten Verehrer und Jünger bildete. Das ‚Schwarze Ferkel' war der Name, mit dem der Mund der Künstler-Bohème ein Delikatessen- und Kolonialwarengeschäft an der Neuen Wilhelmstraße in Berlin, nächst der Dorotheenstraße getauft hatte, über dessen Tür eine Schweineblase als Wahrzeichen angebracht war. Unmittelbar neben dem Laden befand sich, durch eine Tür abgetrennt, ein ganz enger und kleiner Raum, in dem auf einem Regal die Wein- und Spirituosenvorräte der Firma aufgestapelt lagerten. Er wurde zum Schauplatz wilder, nächtlicher Gelage und trunkener Begeisterungen der jungen Berliner Dichter, wo schon die Enge der Verhältnisse dazu zwang, daß man sich gegenseitig fortwährend in den Armen lag, und auch das in allen Tonarten erklingende ‚In tyrannos' besonders kräftig widerhallte.

Das Hauptgetränk war skandinavisch — Toddy. Strindberg erwies sich darin als überlegener Meister und entwickelte die höchste Kunst in der Herstellung des dampfenden Getränkes. Die Kognakflasche stand immer vor ihm, und die Rechte lag geschlossen um den Bauch. Prüfend hob die linke Hand das eben frisch gefüllte Glas mit der heißen Mischung von Schnaps und Wasser an das Licht, und das Auge freute sich der tiefgoldenen Färbung. Der erste Schluck zerrann auf der Zunge des Kenners. Ein Zucken nur um die vollen Lippen blühend-sinnlichen Lebensverlangens. Es schwamm doch wohl noch zuviel im Glase, das nichts als Wasser war. Der Dichter hob infolgedessen die Kognakflasche empor und füllte mit einem Guß kräftig reiner alkoholischer Gluten das Glas wieder nach. Auch der zweite Schluck hielt der Prüfung noch nicht stand. Wasser! Zuviel Wasser! Von neuem floß ein Strahl aus der Kognakflasche zu besserer geistiger Stärkung in das Glas. Und so immer weiter, beim dritten, vierten, fünften und sechsten Gange. Der Prozentgehalt Wasser bot den Anblick des allerentschlossensten Rückzuges. Das Gesetz der Steigerung und Entwicklung wurde von einem künstlerischen Meister aufs vollkommenste beherrscht.

Zu Strindbergs Füßen aber lag in tiefsten Anbetungen und Ekstasen die polnische Seele Przybyczewskis versunken und küßte nach alten slawischen Sitten die Rocksäume des größeren germanischen Bruders. Er war wie immer der Sinne am wenigsten mehr mächtig und feierte mit den Geistern der Trunkenheit die aufreglichsten Orgien. Richard Dehmel aber stand mit priesterlich segnenden Händen über beiden und feierte den Ehebund zwischen germanischer und slawischer Rasse und Kunst.

Das rechte bunte Leben aber brachten erst in die Friedrichshagener Kolonie die zahlreichen Gäste, die aus Berlin herströmten und weiter aus dem Reich und dem Ausland. Otto Erich Hartleben und Frank Wedekind, Richard Dehmel und Cäsar Flaischlen, Max Halbe, John Henry Mackay, Carl Hauptmann, Felix Holländer, Wilhelm Hegeler, Hanns von Gumppenberg, Georg Hirschfeld, Wilhelm v. Polenz, Leistikow, Philipp Franck, Hendrichs, Meyer-Förster, Fidus, und wer nennt sie alle, verschönten unsere Tage mit ihrem Besuch und ließen sich auch wohl zum längeren Aufenthalt nieder, um Sommerferien auf dem Lande zu genießen. „Für die Poeten und Künstler war Friedrichshagen eine Art Mekka geworden. Es war ein Miteinanderleben, Zusammensein und Zusammenfühlen, wie es so intensiv und vielseitig Mutter Erde sicherlich nicht allzuoft kennen gelernt haben wird."

Ein Lachen aber klang auch durch die Jahre dahin, und hier möchte ich aus meinen Erinnerungen unter anderm auch von dem Spaßigen und Launigen erzählen, das sich alldort zutrug, von fidelen Gefängnissen und ‚schweren' politischen Verfolgungen.

(Ein zweiter Aufsatz folgt im nächsten Heft)

Tagein, tagaus

Wir waren einmal frohe Menschenkinder
Und lebten selig in den Tag hinein,
Das Haus durchwärmt von hellem Sonnenschein
Und unterm Dach ein goldnes Kinderlachen —
Wie lieb das klang — So lebten wir tagein . . .

Und so tagaus: Wir stehen stumm und schweigend,
Umbrandet von des Lebens Braus und Graus,
Kein warmer Strahl fliegt mehr durch unser Haus.
Wir lebten jubelnd in den Tag hinein
Und stumm hinaus . . .

Gertrud Hohendahl

Digitized by Google

Der Maler in Nöten

Gemälde von Friedrich Voltz

Aus der Ausstellung „Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert"

Digitized by Google

Digitized by Google

Auch eine Kulissengeschichte

Von Adolf Berstmann

An den Neckar geschmiegt, in weitem Bogen von grünen Rebenhügeln umkränzt liegt Cannstatt, früher ein anmutiges Garten- und Badestädtchen, zu dessen heilkräftigen Quellen die Fremden von weither pilgerten — jetzt emporgeblüht zu einer modernen Stadt, weit hinausgewachsen über seine ursprünglichen Grenzen und seit einigen Jahren mit Stuttgart, der prächtigen Hauptstadt des Schwabenlandes, zu einem Gemeindewesen vereint. Von der stillen Beschaulichkeit vergangener Zeiten ist jetzt wenig mehr zu spüren. Dort, auf leichter Anhöhe, wo einst die Römer ein befestigtes Lager errichtet hatten, dessen letzte Reste sich bis auf unsere Tage erhielten, schaut jetzt ein mächtig gegliederter, neuzeitiger Bau, eine Reiterkaserne hinunter ins Neckartal, und der Atem der nahen Großstadt weht jetzt brausend durch alle Straßen, und drängend und jagend erstreckt sich das Treiben bis in die eleganten Villenviertel.

Nur an zwei Punkten brach sich die Brandung des heranflutenden Lebensstromes. In stiller Abgeschlossenheit liegen sie wie zu der Väter Zeiten, friedlich und köstliche Ruhe spendend. Das ist der Kurpark mit seinen herrlichen Bäumen, wo Berthold Auerbach, der Schwarzwalddichter, der hier so oft träumend und sinnend geweilt oder mit seinem Freunde Ferdinand Freiligrath vertraute Zwiesprache gewechselt, ein Denkmal erhalten, das seine Züge, in Erz gegossen, der Nachwelt überliefert. Und das ist ferner der Uff-Friedhof; um die uralte, kleine, in den einfachsten Formen gehaltene Ufftkirche, die heute kaum noch mit dem schlichtesten Dorfkirchlein vergleichbar ist, ist er einem schattigen Garten gleich gelagert. An den Mauern dieser Stätte des Friedens bricht sich der Lärm des Tages, der sie doch zu allen Seiten umbraust. Und der Wanderer, der zwischen den von mächtigen Bäumen überschatteten Gräberreihen schreitet, liest hier manch einen Namen, der Klang und Ansehen genießt auch jetzt noch, da sein einstiger Träger längst zur Ruhe eingegangen ist. Ferdinand Freiligrath fand hier die letzte Stätte; unweit von ihm Edmund Höfer, Ludwig Walesrode und noch so mancher Sänger und geistige Streiter und mutvolle Kämpfer für des Vaterlandes Ruhm und Größe und für Freiheit und Recht.

Am Ende einer Gräberreihe aber liegt im Schatten eines mächtigen Gebüsches wilder Rosen ein niedriges, halb in sich eingesunkenes Grab. Kein Kranz schmückt es, keine liebende und sorgende Hand legt Blumen darauf in treuem Gedenken und pflegt es. Nur die wilden Rosen umranken in dichtem Gewirr den niedrigen Obelisk aus jetzt schon halbverwittertem Sandstein, der zu Häupten des Grabes steht. Ein Kreuz und ein Schmetterling in längst verblaßter Vergoldung schmücken die Vorderseite des Denkmals, und zwischen diesen beiden Symbolen des frommen Glaubens und der Vergänglichkeit des Irdischen ist die Inschrift eingemeißelt:

> Auguste
>
> Gemahlin Sr. Durchlaucht des Fürsten
>
> Fr. Wilhelm von Hanau, geb. Birnbaum.
>
> Geb. 9. November 1839, gest. 29. Juni 1862.

Auf der Rückseite des Obelisken strahlen in Gold ein Stern und die Worte: „Ruhe sanft!" Wind und Wetter und die Zeit vermochten hier nichts anzuhaben und als sollte dieser letzte, innige, ins Grab nachgesandte Gruß Geltung haben für alle Zeiten, so erstrahlt er noch heute in unvermindertem Glanze.

Und neben diesem ersten Grabhügel liegt ein zweiter, noch niedrigerer. Mit Efeu ist er dicht bewachsen, dessen Ranken hinübergreifen auf den Nachbarhügel, als wolle er ihn liebend umfangen und ihn umspinnen — untrennbar, unlösbar, eng umschlungen, zu einem Ganzen geeint —

Aber kein Denkmal ziert diesen zweiten Hügel. Keine Inschrift kündet, wer hier ausruht von des Lebens herber Pein.

Zwei Menschenkinder ruhen hier in ewigem Schlaf, die des Lebens ganzen Ernst an sich erfahren haben — Vater und Tochter. Zwei Herzen ruhen hier, die des Daseins ganze Süße und Herrlichkeit und Schönheit empfunden haben, aber auch seine ganze Schwere und Härte und niederdrückende Wucht. Ein Roman hat hier seinen Abschluß gefunden, wie ihn keines Dichters Phantasie zu ersinnen, wie ihn so erschütternd nur das Leben selbst zu gestalten vermag.

⁂ ⁂ ⁂

Am kurfürstlichen Hoftheater in Kassel war in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Schauspieler und Sänger Karl Birnbaum als Darsteller komischer Rollen engagiert. Wie man es bei den Vertretern dieses Faches, zumal bei solchen, die selbst echten, tief aus dem Innern quellenden Humor besitzen, so merkwürdig oft findet, war auch Birnbaum — wie z. B. sein hochberühmter Wiener Fachgenosse Ferdinand Raimund — außerhalb der Bühne ein stiller, in sich gekehrter Mann, der Welt und Menschen mit ernsten Augen betrachtete und ihres Wesens Kern zu enträtseln suchte. Er hatte Freunde und wußte Freundschaft zu wahren; an lärmender Geselligkeit aber fand er kein Gefallen.

Digitized by Google

Auf der Bühne jedoch verwandelte er sich in einen Künstler von ungemein vielseitiger und starker Gestaltungskraft, sprühend von heiteren Einfällen und voll von einer Komik, die in ihrer Trockenheit um so nachdrücklicher wirkte. Er erfreute sich außerordentlicher Beliebtheit beim Kasseler Publikum, beim Kurfürsten und bei der Familie seines Landesherrn — und bei einem Teile dieser letzteren beschränkte sich diese Gunst und Beliebtheit nicht nur auf den Künstler selbst, sondern erstreckte sich mit höchster Wärme auch auf ein Mitglied seiner Familie.

Fürst Friedrich Wilhelm von Hanau, ein Sohn des regierenden Kurfürsten, hatte trotz der streng bürgerlichen Zurückgezogenheit, in der sie mit den Ihrigen lebte, Fräulein Auguste Birnbaum, die Tochter des Hofschauspielers, kennen gelernt. Nach den noch vorhandenen Bildern der jungen Dame zu urteilen, muß sie von größter Anmut, von wirklich bezauberndem Liebreiz gewesen sein. Der junge Fürst war in die junge, blühende Schönheit sofort sterblich verliebt, und er zweifelte nicht einen Augenblick, daß seine stürmischen Bewerbungen bei diesem Bürgermädchen, diesem Schauspielerkind, Gehör finden müßten. Auguste Birnbaum aber blieb auch den glühendsten Liebesbeteuerungen gegenüber abweisend. Sie vergaß nicht für einen Augenblick, welche soziale Kluft sich zwischen ihr und ihrem Anbeter weitete, und sie hielt sich für zu gut, das Los ungezählter anderer zu teilen — nach kurzem Liebesrausch als abgetan und erledigt beiseite geschoben zu werden.

Die Liebe des jungen Fürsten wuchs aber zur verzehrenden Leidenschaft — und so faßte er einen für seine Stellung und für die Anschauung seiner Kreise wirklich heroischen Entschluß, den er auch sofort ausführte: er wollte das geliebte Mädchen heiraten. Und da er wohl wußte, daß dem in Deutschland ungezählte Schwierigkeiten entgegengesetzt werden würden, so reiste er mit seiner Angebeteten nach England. Und dort, wo kein langwieriges Aufgebotverfahren seine Geduld auf härteste Proben stellte, und wo seine Familie keinen Einspruch erheben konnte, da sie von alledem überhaupt nichts wußte, machte Fürst Friedrich Wilhelm die Tochter des am Hoftheater seines Vaters engagierten Komikers zu seiner rechtmäßigen Gemahlin.

So groß das Staunen und Verwundern in allen Kreisen der Kasseler Bevölkerung war, als, was ja nicht lange auf sich warten ließ, diese Vorgänge bekannt wurden, so gewaltig war das Entsetzen am kurfürstlichen Hofe und so unbeschreiblich der Zorn des regierenden Herrn. Zuerst versuchte er es natürlich mit einem Machtwort: er befahl dem Sohn, unter Androhung der väterlichen Ungnade, das Geschehene rückgängig zu machen und sich von seiner Gattin zu trennen. Im Vollgenuß und im Vollbesitz seines Glückes fiel es dem jungen Fürsten aber nicht im Traum ein, sich von den väterlichen Drohungen einschüchtern zu lassen. Er hatte seine Gattin wirklich herzlich lieb, fand an ihrer Seite die Erfüllung aller erhofften Seligkeit und ging mit ihr, um nicht dem unaufhörlichen Gerede und der unablässigen Kritik in der Heimat ausgesetzt zu sein, außer Landes. Nun verbot der Kurfürst den Weiterbezug der fürstlichen Apanage und sperrte dem ungehorsamen Sohn, bis er sich dem väterlichen Willen gebeugt, auch alle sonstigen Bezüge aus der Hof- und Kronkasse. Auch das hatte keinen Erfolg, denn der junge Fürst hatte andere Quellen, die ihm, wenigstens für die erste Zeit, finanziell zu Hilfe kamen.

Selbstverständlich hatte unter dem Zorn des Kurfürsten auch der Hofschauspieler Birnbaum zu leiden, der an der delikaten Wendung, welche die Sache genommen, eigentlich unschuldig war. Aber daß der Kurfürst seinen ‚Gegenschwieger', wie dieser Verwandtschaftsgrad in Mittel- und Süddeutschland genannt wird, nicht auch noch auf seinem Hoftheater sehen wollte, war schließlich recht begreiflich. Er wurde Knall und Fall aus dem Verbande der Hofbühne entlassen und erhielt den Befehl, Kassel zu verlassen. Um ein neues Engagement brauchte er sich nicht zu sorgen; sein Ruf als ausgezeichneter Darsteller komischer und charakterkomischer Rollen war festbegründet und reichte weit über die Grenzen des Kurfürstentums. So erhielt er von vielen großen Bühnen Anträge; er entschied sich für Dresden und war auch bald am dortigen Hoftheater ein sehr beliebtes und wegen seines Könnens sehr geschätztes Mitglied.

Doch auch dieses Engagement war nicht von Dauer, und daß es nach verhältnismäßig kurzer Zeit gelöst wurde, daran trug der Künstler nun allerdings selbst die Schuld. Er hatte sich eine über alles Maß hinausgehende Taktlosigkeit zuschulden kommen lassen, die um so weniger entschuldbar war, als sie den sächsischen Hof, der mit dem kurfürstlichen in Kassel gute freundschaftliche Beziehungen unterhielt, ernstliche Ungelegenheiten bereiten konnte. Der Grund, weshalb Birnbaum aus Kassel hatte scheiden müssen, war in Dresden der Hoftheaterleitung genau so gut bekannt wie dem Publikum; man übersah das alles aber mit feinem Bedacht. Man betrachtete es als eine Familienangelegenheit des Künstlers, die außer den Hauptbeteiligten niemanden etwas anging.

Nun ließ sich Birnbaum eines Abends, als er in einer komischen Rolle ein paar Verse zu singen hatte, zu einer Improvisation verleiten; er sang:

„Bin ich auch aus Kassel verbannt,
So bin ich doch unstreitig mit dem Kurfürsten verwandt."

Das Publikum verstand natürlich die Anspielung und quittierte mit lautem Lachen. Das Impromptu machte in allen Gesellschaften, an allen Stammtischen die Runde, wurde in den Zeitungen mitgeteilt — und damit war der Künstler für das Hoftheater

Digitized by Google

unhaltbar geworden und erhielt auch in Dresden seine Entlassung.

Nun war es schon schwieriger für ihn, eine passende Betätigung zu finden. Manche angebahnte Unterhandlungen zerschlugen sich. Endlich gelang es der württembergischen Hofschauspielerin Amalie Stubenrauch, die sich der besonderen Gunst des Königs Wilhelm von Württemberg erfreute und die Birnbaum von früher her kannte, ihm ein sehr günstiges Engagement am Hoftheater in Stuttgart zu verschaffen.

Wenn nun der junge Fürst, der mit seiner schönen Gattin herrlich und in Freuden lebte und sich nicht das mindeste abgehen ließ — und wenn vielleicht sogar auch Birnbaum ganz im stillen geglaubt hatte, der erzürnte Vater werde sich mit der Zeit besänftigen lassen, werde die vollendete Tatsache der Vermählung als etwas Unabänderliches hinnehmen und seinem Sohn wieder die früheren Bezüge aus der Hofkasse zur Verfügung stellen, so hatten sie ihre Rechnung ohne Rücksicht auf den unbeugsamen Starrsinn des Kurfürsten gemacht. Die Auflösung der Ehe war für ihn die einzige Grundlage zu einer Aussöhnung mit seinem Sohn. Und dieser, der ganz in höfischen Gewohnheiten groß geworden, verstand es meisterhaft, große Summen ohne jedes Bedenken auszugeben, hatte aber nicht das geringste Verständnis für eine gebotene Einschränkung oder gar für Gelderwerb. Die Quellen, aus denen ihm ursprünglich noch Geld zufloß, versiegten bald. Nun war es Birnbaum, dem es oblag, außer seinem eigenen Hausstand auch den auf fürstlichem Fuße eingerichteten des jungen Paares zu erhalten. Und er half und er gab, bis zur Selbstaufopferung — vielleicht aus begreiflicher Eitelkeit über seinen Schwiegersohn aus hochfürstlicher Familie, vielleicht auch, um die über alles geliebte Tochter vor jeder Not, jeder geringsten Sorge zu bewahren. Seine aus früheren besseren Zeiten stammenden Ersparnisse gab er hin, er verkaufte seine an Kunstschätzen reiche Gemäldesammlung, er opferte Stück für Stück seines kostbaren Mobiliars — er darbte schließlich in seinem Hause, ohne daß er dadurch die finanziellen Widrigkeiten in dem des fürstlichen Paares hätte bannen können. Und in Kassel sah man mit Genugtuung und Ruhe der Stunde entgegen, wo des Künstlers Mittel erschöpft waren, da man dann hoffen konnte, daß der Sohn der unabänderlichen Forderung des Vaters nachgeben, seine Ehe auflösen und reuig heimkehren würde.

Und so geschah es wirklich. Der junge Fürst hatte in der Aufwallung der Leidenschaft das Bürgermädchen heiraten und seinem Vater trotzen können, besaß aber nicht die sittliche Kraft, anstatt vom Vater seiner Gattin sich erhalten zu lassen, selbst den Kampf um die Existenz aufzunehmen und die Not von der geliebten Frau fernzuhalten. Schwächlich gab er nach und fügte sich endlich widerspruchslos den aus Kassel jetzt immer eifriger an ihn gerichteten Mahnungen und Forderungen. Er verließ seine Gattin und leitete das Scheidungsverfahren ein, dem von seiten des Gerichts auch Folge gegeben werden mußte. Der geschiedenen Frau aber wurde, da sie sich nichts hatte zu Schulden kommen lassen, vom Gericht das Recht zugesprochen, Namen und Titel ihres einstigen Gemahl zu führen. —

Ein Liebestraum, so süß und selig wie nur je einer, war ausgeträumt; die Träumerin war, von denkbar rauhester Hand erweckt, in die herbe Wirklichkeit geschleudert — und diesen furchtbaren seelischen Erschütterungen, diesen jähen Anstürmen war ihr zartes, fein angelegtes Wesen nicht gewachsen. Mit unendlicher Fürsorge war ihre Familie um sie bedacht; mit aufopfernder Liebe wurde sie gehegt. An den Augen, aus den Blicken suchte man zu erraten, was ihr Freude machen könnte, um sie das furchtbare Leid, die jähen Enttäuschungen leichter ertragen zu lassen, deren Opfer sie geworden. Auf Anraten der Ärzte siedelte Birnbaum mit den Seinigen von Stuttgart nach dem nahen Cannstatt über; man erhoffte von der guten Luft, von der prangenden Schönheit des reizenden Badeortes einen guten Einfluß auf den Zustand der langsam Dahinsiechenden. Auch diese Erwartung erwies sich als trügerisch. Wie eine Pflanze, die an der ihr Lebenskraft spendenden Wurzel verletzt ist, wie eine Blume, der man Luft und Sonnenschein geraubt, welkte sie, und am 29. Juni 1862 starb sie, die noch nicht Dreiundzwanzigjährige.

Der Tod seiner Tochter Auguste, mit der er einen so begreiflichen, so sehr verzeihlichen Kultus getrieben und die, wenn dies überhaupt noch möglich gewesen, durch ihr Unglück sich seinem Herzen noch mehr angeschmiegt hatte, legte in des Künstlers Lebenswerk den Keim der Zerstörung. Jeder Lebensmut schwand ihm, und damit begann die Erschöpfung seiner Lebenskraft. Er erfüllte fleißig und getreulich seine Pflicht, aber die wirkliche tiefinnere Freude am künstlerischen Schaffen, das beglückende Gefühl der Befriedigung über das Gelingen einer künstlerischen Aufgabe war unwiederbringlich dahin. Ärgerliche Vorkommnisse im Dienst, zumal mit dem Intendanten Baron von Gall, der ihn nie recht leiden mochte, weil ihm das Engagement Birnbaums gewissermaßen aufgezwungen war, kamen hinzu und ebenso Trauerfälle in der Familie — ein Jahr nach dem Tode der Tochter wurde ihm die Gattin, die ihm in Freud und Leid treu zur Seite gestanden, entrissen. Das Alles nagte an seinem Gemüt, machte ihn verbittert und lebensmüde und zermürbte ihn vorzeitig.

So war das Jahr 1864 herangekommen, das für ganz Württemberg mancherlei be-

Digitized by Google

deutungsvolle Veränderungen mit sich brachte. König Wilhelm I. war am 25. Juni 1864 gestorben, König Karl folgte ihm in der Regierung — und wie das nach jedem Thronwechsel der Fall ist, machten sich auch in Stuttgart bald neue Strömungen, neue Wünsche geltend, die Folge persönlicher Anschauungen des neuen regierenden Herrn. Und so kam es auch, daß die Leitung des Königl. Hoftheaters den Befehl erhielt, ein Stück einzustudieren und aufzuführen, das in Stuttgart spielte und nach seinem ganzen Inhalt, nach Handlung und Gestalten für die württembergische Hauptstadt von ganz besonderem Belang war, nämlich Laubes Schauspiel „Die Karlsschüler".

Heinrich Laube hatte das Stück im Jahre 1846 geschrieben, in der Hoffnung und mit dem Wunsche, daß es an allen größeren deutschen Bühnen zu Schillers Geburtstag gegeben werden würde. Wie er in seinen „Erinnerungen" selbst erzählt, war es ihm als größtes Wagnis erschienen, den fertigen Dichter, den gereiften Mann, den großen Schiller auf die Bühne zu bringen — nicht nur, weil dies seine Kräfte überstieg, sondern weil damals, im Jahre 1846, wenige Jahrzehnte nach des großen Dichters Tod, die Verwertung seiner Persönlichkeit zu künstlerischen Zwecken noch voreilig hätte erscheinen müssen. Nur der jugendliche Schiller konnte also in Frage kommen; gerade in seinem Werden lag die Romantik seines Schicksals und seiner Person. Und um das Ganze nicht als Episode erscheinen zu lassen, sondern es dramatisch wirksam zu gestalten, hatte Laube die geschichtlichen Daten der ersten Aufführung der „Räuber" und der Flucht Schillers aus Stuttgart etwas verschoben. Dadurch wurde die Erlösung des gefährdeten Genius zeitlich vereint mit dem großen dichterischen Erfolge.

„Die Karlsschüler", die uns, dank unserm verfeinerten Empfinden und unserem kritischer gewordenen literarischen Urteil, heute mit ihrem Aufwand an billigem Theaterpathos doch recht veraltet erscheinen, hatten zurzeit ihres Entstehens den denkbar größten Erfolg. Das Hoftheater in München brachte am 10. November 1846 die „Uraufführung", wie man es heute nennt; die Hofbühnen von Dresden, Mannheim und Schwerin folgten einen Tag später — und dort, wie überall, wo das Werk zur Darstellung kam, wurde es wie eine dichterische Offenbarung begrüßt. Ein Kritiker in Dresden schrieb nach der ersten dortigen Aufführung: „Ich bin noch ganz berauscht von den wunderbaren Schönheiten dieser Dichtung." Im Mittelpunkt der Handlung der jugendliche Schiller, als Angelpunkt der Handlung das Auflehnen des gefesselten Genius gegen den Despotismus — was Wunder, daß das Stück bald an fast allen deutschen Bühnen heimisch war.

Aber zu den wenigen Städten, in denen „Die Karlsschüler" nicht zur Aufführung kamen, gehörte jene, in der sie tatsächlich heimisch waren, nämlich Stuttgart. König Wilhelm I. hätte bei seinen sehr liberalen Anschauungen persönlich gegen die Darstellung des Stückes an seiner Hofbühne nichts eingewendet; wohl aber erhoben der Intendant Baron Gall und andere am Hofe einflußreiche Stimmen Einspruch gegen die Aufführung. Einerseits fand man es noch nicht an der Zeit, Schiller im Stuttgarter Umkreis in Stuttgart selbst auf die Bühne zu bringen; und anderseits wies man darauf hin, daß Laube der dramatischen Wirksamkeit und der theatralischen Wirkung wegen nicht nur mit den geschichtlichen Daten willkürlich umgesprungen sei, sondern den Herzog Karl auch weit selbstherrlicher gezeichnet habe, als er in Wirklichkeit gewesen, ihn weit tiefer in Vorurteilen befangen hingestellt habe, als es tatsächlich der Fall war. Diesen abratenden Stimmen gab König Wilhelm nach, und so blieb denn während seiner Regierungszeit die Hofbühne den „Karlsschülern" verschlossen.

Von allen diesen Einwänden wollten nun König Karl und jene Männer, die auf die Entschließungen des neuen Königs Einfluß hatten, nichts wissen. Zu verheimlichen gab's ja doch längst nichts mehr, denn der Inhalt des Stückes war ja jedem Gebildeten inzwischen bekannt geworden; und so erhielt Baron Gall vom König den Auftrag, das Laubesche Schauspiel in bester Besetzung und entsprechender Ausstattung möglichst bald zur Aufführung zu bringen.

Gleich zu Anfang des Jahres 1865 ging man an die Einstudierung. Aber diesem Stücke und seiner Aufführung in Stuttgart, wohin es doch wirklich vor allen Dingen gehörte, war ein ganz seltsames Schicksal bestimmt — so seltsam, wie wohl ein gleiches in der ganzen deutschen Theatergeschichte nicht zu finden ist. War die Erstaufführung so unendlich hinausgezögert worden, so ist nun dafür von zwei „Erstaufführungen" zu berichten. Der Theaterzettelband des Jahres 1865, dies unzweifelhaft zuverlässigste Quellenwerk über die Darbietungen der Königlichen Hofbühne, enthält in kurzer Aufeinanderfolge zwei Zettel, auf deren jedem angekündigt ist: „Zum ersten Male: Die Karlsschüler." Zuerst am Freitag, den 10. Februar 1865. Grunert sollte den Herzog spielen, Frau Wentzel die Franziska, Pauli den General Rieger, Frau Fricker die Generalin. Fräulein Bissinger war die Darstellerin der Laura und Wentzel sollte als der erste in Stuttgart den jugendlichen Schiller spielen. Als Darsteller der Rolle des Sergeant Bleistift wird auf diesem Zettel Herr Birnbaum angeführt.

Und dann, nach kurzem Zwischenraum, kommt der Zettel vom Sonntag, den 26. Februar 1865, und wieder heißt es da: „Zum ersten Male: Die Karlsschüler." Aber in der Besetzung einiger Rollen ist eine kleine Veränderung vorgegangen, den General

Digitized by Google

Rieger, der früher von Pauli dargestellt werden sollte, spielt jetzt Herr Weber. Pauli hat die Rolle des Sergeant Bleistift übernommen — und Birnbaum, der ursprünglich im Besitze dieser Rolle gewesen —?

Während der Aufführung des Schauspiels hatte sich der letzte Akt einer Tragödie abgespielt, ein Drama aus dem Leben hatte seinen erschütternden Abschluß gefunden.

Der 10. Februar 1865 war gekommen; der weite Saal des Hoftheaters war bis auf den letzten Platz gefüllt. Auch König Karl, Königin Olga und alle in Stuttgart anwesenden Mitglieder der königlichen Familie waren erschienen, um dieser überaus bedeutsamen Vorstellung beizuwohnen — das so lange von der Hofbühne ausgeschlossene Stück sollte ja gegeben werden, in dessen Mittelpunkt ein Ahnherr des Königshauses stand und neben ihm in weltenstürmender Begeisterung der jugendliche Dichter, der nachmals den Ehrennamen als Schwabens größter Sohn erhielt. Und nun begann das Spiel —

Der erste Akt, ausgezeichnet dargestellt, hatte mit seiner sehr geschickten Einleitung die richtige Stimmung für das Kommende vorbereitet. Erwartungsvoll und auf die weitere Entwicklung gespannt war das Publikum, als sich der Vorhang zu Beginn des zweiten Aktes hob. Die Bühne stellte das Kneipzimmer der Karlsschüler dar; Fräulein Bissinger als Laura und Birnbaum als Sergeant sind auf der Szene. Laura sucht nach den als „gefährlich" bezeichneten Büchern, zumal nach dem Exemplar von Schillers „Räubern", um sie vor dem Herzog, der in jedem Augenblick eintreten kann, in Sicherheit zu bringen — und Sergeant Bleistift erzählt dem Fräulein die Geschichte seines Lebens. Es ist die Geschichte eines armseligen, zertretenen, um sein Glück beraubten und betrogenen Menschenkindes. Rücksichtslos hatte ein Mächtiger in sein Leben eingegriffen, sein Wohlergehen zerstört, die Familie ins Elend gebracht, bis das Kind als Bettler auf die Straße geworfen, das Weib in Armut und an Kummer gestorben war. Und ein unsägliches Leid, ein schmerzvolles, tiefes Weh sprach aus jedem Worte und teilte sich den Hörern mit, der Künstler traf wohl den richtigen Ton — erzählte er doch das Seitenstück von dem, was ihn selbst betroffen. Sein eigenes armseliges, zertretenes und vernichtetes Leben war es ja, das er hier, nur in anderer Gewandung, schilderte. Und als er am Schlusse der Szene die Bühne verließ, da saß das Publikum einen Augenblick tief ergriffen — er hatte ja so vollendet gespielt, hatte ja den tiefsten Seelenschmerz so meisterhaft in jedem leisesten Ton wiederklingen lassen. Und dann brach lauter Beifall los und lohnte den Künstler —

Der war schon zu Grunert, dem trefflichen Charakterdarsteller, getreten, der heute den Herzog Karl spielte und hinter der Szene seines Stichwortes harrend stand. Noch ganz im Banne der tiefen seelischen und künstlerischen Erregung fragte Birnbaum: „Nun, lieber Grunert, wie war's? Wie habe ich die große Erzählung gebracht?"

„Ausgezeichnet! Wirklich ausgezeichnet!"

Zu weiterer Unterhaltung war nicht Zeit und Ort. Grunert mußte auf die Vorgänge und Worte draußen auf der Bühne achten, um selbst nicht zu spät aufzutreten. Und nun fiel sein Stichwort — nun war er ganz im Banne der Kunst — nun spielte er mit gewohnter Meisterschaft die Szene mit den Karlsschülern, und dann schloß sich die mit Franziska von Hohenheim und Hauptmann von Silberkalb an. Aber merkwürdig — der erfahrene Bühnenmann merkte es, fühlte es gewissermaßen — so gut auch die Darstellung war — es lag plötzlich etwas Fremdes darin, es ging alles nicht so glatt wie auf den Proben — es war, als ob da etwas fehle. Alle Auftretenden waren so zerstreut, wie verstört — und hinter der Szene war ein Flüstern und Laufen — und als der Sergeant Bleistift wieder auftreten sollte, fehlte Birnbaum und seine Szene wurde übersprungen und alles drängte und hastete offenbar dem Schlusse des Aktes zu. —

Und als endlich der Vorhang fiel und Grunert hinter die Szene eilte, um sich nach der Ursache all dieser unerklärlichen Vorgänge zu erkundigen — da sah er seinen Freund Birnbaum, den lieben Kollegen, mit dem er vor wenigen Minuten noch geplaudert, in dem nahe der Bühne befindlichen Requisitenzimmer ausgestreckt auf einem Sessel liegen. Der Theaterarzt bemühte sich um ihn — und alles, was auf der Bühne gewesen, drängte sich in dem kleinen Raum — Darsteller und Darstellerinnen, Beamte und Diener und Arbeiter — und in aller Mienen lag furchtbarste Bestürzung und ängstliche Spannung. Und nun erhob sich der Arzt aus seiner gebeugten Haltung und leise teilte er mit, daß seine Kunst hier nichts mehr zu helfen vermöge und daß das Leben bereits entflohen sei. Fast unmittelbar, nachdem Birnbaum mit Grunert gesprochen und des großen Kollegen Lobspruch vernommen, war er lautlos niedergestürzt; ein Schlaganfall hatte das Leben des Künstlers jäh beendet.

Das Königspaar wurde durch den Intendanten Baron von Gall von dem Vorgefallenen unterrichtet; der König befahl, die Vorstellung nicht fortzusetzen, und verließ mit der Königin das Theater. Grunert, als diensthabender Regisseur, teilte dem Publikum in tiefster Bewegung den Befehl des Königs mit und das, was ihn veranlaßt hatte. Ergriffen und erschüttert war alles bei der Nachricht von dem plötzlichen Hinscheiden des Künstlers, dem das Publikum so viele Stunden heiteren Genusses verdankte und der eben noch durch sein ausdrucksvolles Spiel so mächtig gewirkt hatte. Und lautlos und still verließ alles das Haus; finster und leer lag der mächtige Bau. Nur im Requisitenzimmer drängten sich mit

Digitized by Google

scheuem Flüstern die Künstler um die Bahre, auf der nun, noch im Kostüm seiner letzten Rolle, der ihnen so plötzlich entrissene Kollege lag. Dann wurde der Tote in sein nahes Heim gebracht, das ihm schon so lange eine freudlose Stätte gewesen. Freunde betteten ihn auf sein Lager, und als sie nun auch den bürgerlichen Anzug ordnen wollten, den er gegen das Kostüm vertauscht hatte und der aus der Garderobe mit in die Wohnung gebracht war, da fiel aus der Rocktasche ein offener Umschlag mit einem Briefe darin auf den Fußboden. Und die Freunde, die sich ja wohl für berechtigt halten durften, in das Schreiben einen Blick zu tun, lasen mit einem Gemisch von Grauen und namenlosem Staunen das Folgende: „Ich bin der Königliche Hofschauspieler Birnbaum. Ich habe mich selbst in der Nacht nach der ersten Aufführung der ‚Karlsschüler' hier auf die Schienen gelegt, um von einem Eisenbahnzug überfahren zu werden; hoffentlich finde ich einen schnellen Tod. Ich habe nur die eine Bitte, an der Seite meiner geliebten Tochter auf dem Cannstatter Friedhof meine Ruhestätte zu finden. Meine Freunde mögen mir ein treues Andenken bewahren; ein weiteres Denkzeichen wünsche ich nicht; auch meine Grabstätte soll ohne Inschrift bleiben."

Er hat sterben wollen; mit dem Leben hatte er abgeschlossen, weil seine Kraft vollständig gebrochen und weil ihm die Freude an seinem Beruf, am künstlerischen Gestalten geschwunden war. Vielleicht reifte der letzte Entschluß in ihm beim Studium seiner letzten Rolle — als seine eigene Verlassenheit, sein eigenes Betrogensein um jedes Lebensglück in aller Kraßheit vor ihm stand, als er sich in das Wesen, in das Empfinden des armen, elend gewordenen Mannes zu versetzen suchte, den er darstellen sollte. Er wollte sterben — und ein gütiges Geschick erfüllte seinen letzten Wunsch auf ungeahnte Weise: es gab ihm einen schnellen Tod — aber nicht, wie er es erdacht, unter den zermalmenden Rädern eines dahinbrausenden Eisenbahnzuges, sondern auf der Stätte seines Wirkens, als er eben seine Kunst aufs neue hatte erweisen, einen neuen Erfolg hatte erringen dürfen.

Und in dem stillen, lauschigen Winkel, neben dem Grabe seiner Tochter, auf dem mit jedem neuen Frühling die Rosen aufs neue mit wunderbarer Kraft erblühen, fand er seine Ruhestätte. — —

Das ist die Geschichte von der ersten Aufführung der „Karlsschüler" in Stuttgart und von den beiden Hügeln auf dem Cannstatter Friedhof, die so viel Erdenleid umschließen, aber auch von einer Liebe künden, die niemals ein Ende hat.

Wintermittag

Weiß sind alle Bäume,
Erde, du bist mein!
Ja, es gibt noch Träume
Ganz für mich allein.

Wenn die Winterkühle
Mir zum Herzen dringt,
Und des Blutes Schwüle
Wie ein Hauch verklingt —

Dann erwacht das Auge,
Glutlos, stark und rein,
Daß es in sich sauge
Wintersonnenschein.

Daß es sich erfülle
Mit dem Glanz des Schnees
Und der klaren Stille
Wie ein tief Gefäß.

Ferne liegt das Morgen
Und das Gestern fern,
Alles ist verborgen,
Tot ist jeder Stern.

Nur in jener Tiefe,
Wo mein Geist gerann,
Hebt, als wenn er schliefe,
Leises Atmen an.

Weiß sind alle Bäume,
Winter, du bist mein!
Ja, noch wachsen Träume
Ganz für mich allein.

David Luschnat

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Briefwechsel: Paul Heyse und Gottfried Keller (Braunschweig, Georg Westermann). Paul Heyse und Theodor Storm II. Bd. (München, J. F. Lehmann). Eduard Mörike und Moritz v. Schwind (Stuttgart, Julius Hofmann) — Rudolf Heubner: Der heilige Geist. Jakob Siemering I. und II. (Leipzig, L. Staackmann) — Korfiz Holm: Die Tochter (München, Albert Langen)

Grüß' Gott, Meister Gottfried von Zürich! Das ist fürwahr ein rechter Glücks- und Festtag, Euch noch einmal leibhaftig zu begegnen, wo man doch glaubte, schon jedes Eckchen und Blättchen genau zu kennen, auf dem ein Zeichen von so teurer Meisterhand zu finden war. Und nun beschert Eurer Schalkheit Gnaden uns sogleich den ganzen Menschen und Poeten mit dem sinnenden Werkmeistergesicht: in diesem herrlichen Briefaustausch mit Paolo Apollino Heyse — noch dazu so übersprenkelt von den Lichtern Eures barocken Humors, dieses Eures eigensten Kennmals, daß ein unsägliches Wohlgefühl den Leser überkommt, ein glückliches Untertauchen in die gegenwartferne Windstille lauschiger Poetenheimlichkeit. Grüß' Gott und allerschönsten Dank, daß Ihr gerade in unserem tiefsten Schmerz wie ein Arzt und Segen zu uns kommt mit dem leisen Klingen Eurer Dichterseele und dem Schalkslächeln des, der überwunden hat, Stadtschreiber von Zürich!

Soll ich diesen Briefwechsel etwa „rezensieren"? Ebensogut könnte man das Lächeln einer Mutter oder einen Kuß der Liebsten durch die kritische Hornbrille betrachten. Und überhaupt —: warum immer den Leser langweilen? Ich greife hinein in den tiefen Goldschacht, hole herauf, was ich gerade fasse, und lasse es blank und schwer und klingend durch die Finger rinnen: — eine Handvoll humoristische Kellerdore.

Meister Gottfrieds Humor, seine unvergleichliche Art, in neckendem Ton sich selber und anderen eingezuckerte Wahrheiten zu sagen, quillt nämlich in diesem Briefwechsel ganz besonders frisch; auffallend freier und kräftiger als in seinen Briefen an Storm, die Gründe werden wir später untersuchen. Als sein ehrlicher Bewunderer Heyse an Keller am 28. Mai 1878 schreibt: „Du hast alles, was mir fehlt, lieber Teuerster," antwortet er schmunzelnd: „Was mich betrifft, bist Du ein bißchen Schmeichelkater mit nicht undeutlichen Krallen. Wenn ich alles habe, was Dir fehlt, so braucht Dir bloß nichts zu fehlen und ich habe säuberlich gar nichts. Solche Vexierbuketts kann jeder dem anderen unter der Nase wegziehen." Von der „Pietät" der Leute, die einen Dichter zu seinem Jubiläum begackern, meint Keller, daß sie „meistens diejenige der Hühner ist, welche das Futter links und rechts verstreuen und vergeuden, um ihren kleinen Kropf zu füllen, auch wohl sich in den Napf stellen und es hinter sich wegscharren".

Das sind so ein paar Schmeckhäppchen von der Laune dieser Briefe, sie ließen sich reichlich vermehren, aber ich werde mich hüten, noch mehr aus der wohlgefüllten Speisekammer auszuräumen, um den Leser zu sättigen, er mag sich in der nächsten Buchhandlung einen Bezugschein holen. Er wird dann zugeben, daß sich nicht oft in einem Bande unserer Zeitliteratur eine solche Fülle geistiger Leckerbissen vereinigt findet, die doch, weit entfernt, uns Beschwerden zu machen, ein wohltuendes Verdauen und behagliches Sich-geborgen-fühlen beim Leser hinterlassen. Wie könnte es auch anders sein? Zwei Dichter, die zu unseren besten und liebenswertesten gehören, plaudern sehr heiter, sehr herzlich und sehr gescheit miteinander, wir sehen zu, wie sie einander necken und streicheln, wir hören, wie sie als Meister über ihr Schaffen ernste Gedanken miteinander austauschen und dabei unversehens auf dem Gebiet der Dichtkunst die wertvollsten Meinungen, Urteile und Geheimnisse auskramen. Der Literaturfreund wird diesen Band in das Fach stellen, wo seine Lieblinge stehen...

Der Brieftausch beginnt am 3. November 1859 — Keller war damals vierzig, Heyse neunundzwanzig Jahre — und endet ein halbes Jahr vor dem Tode Kellers, umfaßt also rund dreißig Jahre. In allen diesen Briefen spüren wir den warmen Unterton wirklicher Freundschaft, viel stärker als in dem Briefwechsel zwischen Keller und Storm, die sich auch bis ans Ende mit „Sie" anreden, während sich zwischen Heyse und Keller ganz von selbst das trauliche „Du" einstellt. Bekanntlich stockte die Briefpost zwischen Zürich und Hademarschen auch mehrere Jahre; die etwas gleichgültige Beurteilung, die Kellers Lyrik bei Storm (im Brief vom 22. Dezember 1883) fand und andere herbe Kritik, wie die über die „grausame Realistik" in „Martin Salander" (3. Dezember 1887) hatten Keller sichtlich verstimmt. Heyse ist auch ein viel rückhaltloserer Bewunderer Kellers als Storm. In helles Entzücken bricht er am 21. Oktober 1880 über den vierten Band des „Grünen Heinrich" aus. In „die reinste und frohste Rührung" fühlt er sich versetzt. Auch Keller beurteilt das

Digitized by Google

Schaffen des Freundes sehr anerkennend. Allerdings hat auch Meister Gottfried dem Freunde gegenüber etwas von dem „Schmeichelkater", den er ihm scherzhaft vorwirft. In seinem Brief an Storm vom 11. April 1881 beurteilt er „Die Hexe vom Korso" etwas anders als dem Verfasser gegenüber am 30. Dezember 1880, auch auf Heyses unerschöpfliche Fruchtbarkeit als Dramatiker wirft er in diesem Brief an Storm einen mißbilligenden Seitenblick.

Es ist überhaupt eine sehr artige (im Goetheschen Sinne) und fesselnde Beschäftigung, die verschiedenen Briefbände jener zeitgenössischen Dichter miteinander an den entsprechenden Stellen zu vergleichen. Damals schrieb man noch Briefe! Man schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, wenn man allein den Stormschen Briefwechsel überblickt. Acht Bände zähle ich in meiner Bücherstube (an Keller, Mörike, Heyse, Eggers, an Braut und Gattin, an die Kinder, in die Heimat). Und Heyse steht ihm nicht viel nach. In diesen vielen Briefbänden ist für literarische Maulwürfe ein paradiesisches Labyrinth von einander kreuzenden oder parallel laufenden Gängen, voll der herrlichsten Schnecken und anderer Leckerbissen — man braucht nicht schon froh zu sein, wenn man Regenwürmer findet. Ein intimes Literaturbild der achtziger Jahre tut sich vor uns auf, und kaum ein Werk der Keller, Storm, Heyse, Ferdin. Meyer und anderer Zeitgenossen, das nicht durch eigenartige Streiflichter beleuchtet würde. Hart urteilen beide Dichter über Spielhagen. Auch C. F. Meyer, Spitteler, die Germanistenschule um Scherer und die Talmi-Romantiker Jul. Wolff und Baumbach kommen schlecht weg (von den letzten beiden sagt Heyse, daß sie „ihr Licht auf den [Victor] Scheffel stellen", ein Witz, der ihm so gut gefällt, daß er ihn auch in seinen Briefen an Storm anbringt).

Und zwischendurch findet man wertvolle Bekenntnisse und Geheimnisse aus der Werkstatt, die freilich ganz entgegengesetzt sind der „Schülerkritik gewisser Schulmeister", womit Keller die neuphilologische Schule Wilhelm Scherers meint, die ihm durch methodische Textkritik von „Ausgabe A und Ausgabe B" nachgewiesen (Otto Brahm), daß er den eigenen „Grünen Heinrich" verballhornt habe.

Von literarischer Bedeutung ist Kellers Brief vom 27. Juli 1881, in dem er nicht nur der abgekürzten Novelle das Wort redet, sondern auch über seine persönliche, ganz Kellersche Eigenart: seine schnurrigen Einfälle, Episoden und Bilder bemerkenswerte Aufschlüsse gibt. „Es existiert seit Ewigkeit eine ungeschriebene Komödie in mir, wie eine endlose Schraube (vulgo Melodie), deren derbe Szenen ad hoc sich gebären und in meine fromme Märchenwelt hereinragen." Aber man mag diesen Brief, der auch für eine „Reichsunmittelbarkeit der Poesie" im übertragenen Sinne eintritt — wie überhaupt das ganze Buch — selber lesen.

Das ganze Buch? Ich rate doch nicht dazu. Um sogleich bei jenem Julibrief zu bleiben, sei zur Kennzeichnung des Ganzen bemerkt, daß der Herausgeber dieses Briefverkehrs, Max Kalbeck in Wien, ihm mehr als sechs enggedruckte Seiten Anmerkungen beifügt. Die mag man füglich überschlagen ... wie überhaupt den größten Teil des feuilletonistisch-literaturgeschichtlichen Wustes, den der Herausgeber störend und anmaßend zwischen die köstlichen Briefe stopft. Ich möchte Max Kalbeck, den Brahmsbiographen und Kritiker, nicht verletzen, zumal er nahe an die Siebzig zählt, aber daß er der ungeeignete Mann war zu dieser Aufgabe, darf denn doch nicht verschwiegen werden. Er hat wohl das Wissen, aber nicht die die innere Distanz zu diesem Werk. Dieser Herausgeber gibt sich unausgesetzt selber heraus. Er kann die Tinte nicht halten.

Man braucht zur Beurteilung dieser Arbeit Kalbecks sie nur mit der zu vergleichen, die Georg J. Plotke als Herausgeber des Briefwechsels zwischen Heyse und Storm geleistet hat. Da ist das Notwendigste knapp und klar gegeben, die Erläuterungen stören den Leser nicht, sondern unterrichten ihn über das, was für Fernstehende zum Verständnis unbedingt erforderlich ist. Umfaßt der vor einem Jahr erschienene erste Band die Zeit von 1854 bis 1881, so bietet dieser zweite, an Umfang ungefähr gleiche die Briefe dar, die zwischen den beiden Freunden vom 25. September 1881, also kurz nach Heyses „glorreichem" Besuch in Hademarschen, bis zum Lebensende Storms geschrieben wurden.

Daß beide in diesem Beisammensein klar empfanden, wie ihr Verhältnis zueinander von den rein literarischen Beziehungen zu tiefer Freundschaft sich gefestigt hatte, die nur der Tod noch trennen konnte, das schwingt noch in ihren ersten Briefen dieses zweiten Bandes nach, namentlich in dem Heyses vom 25. September, in dem Storms vom 17. Oktober. Aber über dies persönlich-herzliche Verhältnis hinaus durchdringt der Briefaustausch dieser letzten sieben Jahre ihr Schaffen noch stärker als früher, es kommt da mitunter zu sehr entschiedenen Auseinandersetzungen, der nur eine so tiefgründige Freundschaft standhalten konnte. So wirft der überaus kritische Storm in seinen Brief vom 2. April 1884 Heyse nichts Geringeres vor als daß die „Lyrik auf eigene Faust" eigentlich nicht seine Sache sei, daß es ihn so selten gedrängt zu haben scheine, eine Summe der Empfindung auf einmal und ein für allemal lyrisch auszuprägen. „Deine Lyrik ist mit wenigen Ausnahmen da am stärksten, wo sie sich mit dem Epischen paart und — wenn das Leben Dich speziell recht arg gepackt hat, wie in den Kinder-Terzinen."

Heyse wehrt sich dagegen, ihm scheint Storm den Begriff des Lyrischen zu eng zu fassen, und es entspinnt sich nun ein ästhetisch wertvoller Meinungsaustausch über

Digitized by Google

Bei der Toilette

Gemälde von Lovis Corinth (1911)

Aus der Ausstellung „Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert"
Hier veröffentlicht mit Genehmigung der Hofkunsthandlung Fritz Gurlitt in Berlin

Digitized by Google

Digitized by Google

das Wesen der Lyrik, in dem man Heyse zugestehen muß, daß er mit seiner weiteren Fassung des Begriffs Lyrik nicht ganz unrecht hat; nach Storms starrer Einschränkung dieses Begriffs, die sich freilich auf die Wortableitung von „Lyrik" stützt, wäre Byron z. B. überhaupt kein Lyriker.

Leider verbietet der Raum ein näheres Eingehen auf diesen Briefwechsel wie auf den zwischen Mörike und Schwind. Es muß genügen, beide warm zu empfehlen. Wenn auch der letztgenannte an Wert hinter den anderen beiden zurückbleibt, weil weder die menschlichen Beziehungen noch die künstlerischen Erörterungen so tief sind, so haben doch alle diese Briefdokumente einen gemeinsamen Wert: hinter jedem Worte steht ein echter Mensch mit ehrlichem Empfinden, man ist in der denkbar besten Gesellschaft. Die Briefpost zwischen Mörike und Schwind hat Hanns Wolfgang Rath mit Sorgfalt herausgegeben, sie ist durch die der Zahl nach weit überwiegenden Briefe Schwinds eigentlich bemerkenswerter als durch die Mörikes. Dem großen Künstler ist zu den vielen Erläuterungen von Märchen, Opern, geschichtlichen und künstlerischen Ereignissen, die seine Hand geschaffen, zu den vielen Kartons, Tafelbildern, Radierungen, Aquarellen, den allegorischen Kompositionen und kleinen Genrebildern, die er geliefert hat — hier ein Selbstporträt gelungen, das er nicht einmal mit Vorsatz gezeichnet hat. Aus diesen Briefen nämlich tritt Schwind mit greifbarer Deutlichkeit vor uns: ein höchst liebenswürdiger Mensch und Künstler, rasch, feurig, beweglich, voll artistischer Unruhe, frisch und unbekümmert offen, ein prachtvoller Kerl voll derber Lebenslust — dieser feinsinnige Romantiker des Märchens.

Es ist ein Zufall, daß in der Bücherschau dieses Hornungs die Briefe einen so breiten Raum beanspruchen. Aber die Abwechslung ist dem Leser vielleicht einmal ganz willkommen. Die Namen der Briefschreiber bürgen dafür, daß es keine verlorenen Stunden sind, die wir bei ihnen zubringen. Wir finden ja schließlich ihren Geist wie ihre wärmende Herzensgewalt am reinsten da, wo sie ohne Vermittler ganz bei sich selber sind und nur dem Freunde sich offenbaren.

* * *

Unter den vorliegenden Erzählungen sei ein Roman in den Vordergrund gerückt, von dessen Verfasser ich zufällig bisher noch nichts gelesen hatte, obwohl er nach Kürschner schon mehr als fünfzig Jahre zählt und eine ganze Reihe von Romanen und Erzählungen geschrieben hat: Rudolf Heubner. Ein erschreckend dickleibiger Roman: ‚Der heilige Geist', zwei Bände von zusammen 863 Seiten; der erste Teil heißt ‚Jakob Siemering & Co.', der zweite ‚Jakob Siemerings Erben'. Ein Kaufmannsroman also.

In den Mittelpunkt eines großen Tuchindustriebezirks, augenscheinlich nach Plauen, führt uns der Dicht — halt! ich schreibe das Wort Dichter nicht aus. Denn Rudolf Heubner gehört zu den keineswegs seltenen deutschen Schriftstellern, die hart an der Grenze des Dichterischen einhererzählen, aber immer, wenn sich Gelegenheit bietet, in das Gebiet der Poesie überzuschwenken, klug hinter der Grenze zurückbleiben. Diese Gattung unserer Erzähler gehört keineswegs zu den schlechtesten; sie ist, sofern sie die Schranke beachtet und in ihrem Grundbesitz tüchtig waltet, mir lieber als jene Scheinpoeten, die da glauben, man brauche nur möglichst viel Sterne, Geigen, Waldbächlein und Abendröten zu verschwenden, um schon Dichter zu sein. Heubner beherrscht als umsichtiger Techniker sein Gebiet vollkommen, er hat selber etwas von dem guten kaufmännischen Geist, der in seinem Buch lebt, obwohl er Jurist ist. Eine gesunde Weltauffassung mit starkem deutsch-wirtschaftlichem Unterton gibt dem tüchtigen Werk seinen Wert. Im ersten Bande, dem besten, weil in sich geschlossensten, stellt Heubner uns die Chefs der beiden größten Geschäftshäuser der Stadt vor: Jakob Siemering und Wilhelm Ruland. Beide sind hervorragend tüchtig, aber nach ihrem Wesen und ihren Anschauungen grundverschieden voneinander. Ruland, der Vertreter des altbewährten Arbeitsgeistes in seinem Fach, der sich als Verwalter eines Gutes fühlt, um das unsere ganze Volksgemeinschaft die Kräfte regt. Seine ehrbare Solidität und Tüchtigkeit will die Seele nicht missen im Maschinengetriebe, will dem Volksleben einen gesunden Boden geben. Siemering hingegen ist der durchaus moderne Geschäftsmann, dem die Zahl allein das große Geheimnis der Zeit bedeutet. Kultur ist ihm die Ausbeutung aller neuzeitlichen Mittel. Ruland stellt dem Begriff Zahl den Begriff Wert gegenüber, Kultur ist ihm die Ausbildung aller unserer Fähigkeiten.

Muß ich noch anmerken, auf wessen Seite Rudolf Heubner steht und wo er auch den Leser offenbar zu finden hofft? Siemering wird ein Opfer seiner bodenlos ausgreifenden Riesenpläne, ein Schlaganfall macht seinem Leben noch rechtzeitig ein Ende, bevor der Zusammenbruch seines Bankhauses erfolgt. In ihm wird das Ungesunde, der Amerikanismus unseres Geschäftslebens gerichtet. Aber auch Ruland ist in seinen Prinzipien zu einseitig. Sein passiver Widerstand gegen alles, was junge Kräfte zu neuen Zielen in Bewegung setzt, bringt eine Stauung seines Geschäfts mit sich. Und sein Sohn Henning, der des Vaters Rechtlichkeit, aber nicht seine kaufmännischen Fähigkeiten geerbt hat, wäre der rechte Mann, den Rückgang der Firma zu beschleunigen; er sieht immer nur die Außenseite der Dinge und ist schwerfällig in seinen Entschlüssen. Wo finden wir also den rechten Kaufmann, nach dem Herzen des Verfassers? In Leo, dem ältesten Sohn Wil-

Digitized by Google

helm Rulands. Er ist zehn Jahre im Ausland gewesen, hat in Amerika sich gehörig den Wind einer neuen Zeit um die Nase wehen lassen, hat aber seine deutsche Gewissenhaftigkeit und Solidität weder unter den gerissenen Kniffen noch gegenüber dem weitausgreifenden Unternehmergeist des Dollarlandes verloren. Das gibt die rechte Mischung für den deutschen Geschäftsmann der Zukunft, sagt Heubner mit Recht, der sanctus spiritus, dessen Sinnbild er in einem alten Kloster ‚Zum Heiligen Geist', aus dem ein modernes Versandhaus geworden ist, darstellt. Leo Ruland vereinigt die beiden feindlichen Häuser in seiner Hand und es braucht nicht gesagt zu werden, daß eine gleichgesinnte Frau ihm bei dieser Vereinigung — die zur Ehe zwischen den lange sich Suchenden führt — die Hand reicht.

Das Vorbild von Freytags ‚Soll und Haben' ist nicht zu verkennen, ebensowenig aber auch das Bemühen Heubners, die Mängel des berühmten Romans zu meiden. Sein Leo Ruland ist durchaus nicht solch langweiliger steifleinener Gesell wie Anton Wohlfahrt, seine Renate Imhof durchaus keine Sabine Schröter — diese Geschäftsheilige Freytags hat mich immer zum Gähnen gebracht — dafür sind aber beide Mustermenschen ihrer Art, wie sie nur im Roman vorkommen. Namentlich der Leo ist ein Ausbund von überlegener Geschäfts- und Lebensweisheit, die er bei allen passenden und einigen anderen Gelegenheiten zum Besten gibt. Man weiß sich, namentlich im zweiten Bande, der überhaupt der schwächere ist, schließlich nicht zu retten vor dem Redefluß dieses Klugschwätzers und Allerweltskerls.

Gelänge es dem Verfasser, den breit daherschwemmenden zweiten Flußarm seines Werks in ein engeres Bett zu zwingen, so würden seine Vorzüge stärker hervortreten. Und diese Vorzüge sind groß genug, selbst die allzudeutlich spielenden Drähte der Konstruktion zu verhüllen: Die freie, fröhliche Lebensanschauung eines gescheiten Kopfes tritt uns aus diesem Buch entgegen, die Wärme eines Herzens, das für alles Echte, Tüchtige und Edelmenschliche erglüht. In der Schilderung, die sich einer natürlichen und doch geläuterten Sprache befleißigt, bleibt Heubner anschaulich und fesselnd. So ist sein ‚Heiliger Geist' ein tüchtiges Volksbuch von unzweifelhafter Gesundheit, das den Leser bei der Stange hält und ihn schließlich als einen Freund des Verfassers aus seinem Bannkreis entläßt.

Von Plauen im Vogtland bis München ist ein kürzerer Weg als der von den Vertretern jener Webstoffindustrie zu der Literatur, Kunst und Bühne im Isarathen. Aber Korfiz Holm verkürzt uns die Strecke; er führt uns in seinem Roman ‚Die Tochter' so schnell und unterhaltsam in die Münchener Kunstwelt ein, daß wir über den geistigen Temperaturunterschied gar nicht verwundert sind. Die Tochter, mit Vornamen Lisa, verliert ihre Mutter früh, ihren Vater spät, aber der Vater verliert die Tochter früher als sie ihn. Denn — sind nicht die, die wir im Leben verlieren, verlorener für uns, als die der Tod uns raubt? Wenn einer dies bestätigen kann, so ist es Peter Olai, ein Schriftsteller mittleren Geisteswuchses, dem aber einmal ein Drama geglückt ist, das ihm zum nötigen Lebensunterhalt und nebenher zur Bekanntschaft mit dem leichten Theatervölkchen der Isarstadt verhilft. Seine Tochter Lisa wächst unter der Obhut des Witwers auf, der ihr ein guter Kamerad ist. So bleibt sie lange Kind, tut dabei recht altklug, nennt ihren Vater mit Vornamen und hält nicht viel von Tanten, noch weniger von Gouvernanten. Freilich hat sie mit denen schlechte Erfahrungen gemacht, und die schlimmste erlebt sie mit ihrer letzten, der Erzkokette Lola, die sogar ihren Vater unweigerlich im Netz fängt und darin zappeln läßt. Nur mit Rücksicht auf Lisa verzichtet er auf eine Heirat mit der kundigen Fischerin. Aber nach dem alten Naturgesetz, das flüggem Nachwuchs keine Ruhe im Nest läßt, vergilt Lisa ihm dies Opfer schlecht. Sie verläßt ihn heimlich, wird Schauspielerin in München und lebt mit einem norwegischen Dramatiker lange Zeit in freier Liebe. Als Hauptdarstellerin seiner Stücke bekommt sie auch ein Schmeckhäppchen des ersehnten Ruhmes zu kosten, bis sie endlich in dem kritischen Berlin samt seinem Drama rettungslos durchfällt. Ihr Vater stirbt einsam, sie aber verlobt sich am Schluß des (449 Seiten starken) Romans mit einem Deutschamerikaner, der in Deutschland bleiben und eine ideale Erziehungsanstalt gründen will.

Doch mit diesen äußeren Schicksalen der ‚Tochter' ist nicht viel erzählt, denn das eigentlich Fesselnde des Buchs liegt in der frischen, farbigen Darstellungskunst Korfiz Holms, in seiner muntern Laune, der doch ein ernster Hintergrund nicht fehlt. In scharfer satirischer Beleuchtung wirbelt der Kunstfasching Münchens und Berlins, in dem für den Kundigen manche bekannte Gestalt auftaucht, vorüber. Hier schöpft der Dichter ganz aus vollem Säckel. Die Charaktere sind klar umrissen, die Natur ist mit Dichteraugen gesehen, und auch tiefe Innerlichkeit fehlt dem gesunden, erquickenden Werk des in München lebenden Balten nicht. Das Buch wird sich viele Freunde gewinnen.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Dr. Carl Busse † — Nadelmalereien von Dora Walter — Der Kunstsammler Alexander Schnütgen † — Porzellanbildwerke der Berliner Manufaktur von Paul Scheurich — Zu unsern Bildern

Unser langjähriger verehrter Buchkritiker Dr. Carl Busse ist uns Anfang Dezember durch den Tod entrissen worden, nachdem seine Landsturmdienstpflicht, durch die er der Warschauer Presse-Abteilung zugeführt worden war, ihm die Mitarbeit an unseren Heften schon längere Zeit verwehrt hatte. Eine ungewöhnliche Begabung scheidet mit ihm. Als er im Jahre 1892 auftauchte, ein Zwanzigjähriger, geleitet und gefördert von seinem Literaturprofessor — Erich Schmidt —, wurden sehr große Hoffnungen auf ihn gesetzt. Ein zweiter Heyse — ein zweiter Liliencron! . . . Nun, er ward Carl Busse, und sein Name wird neben dem seines im Tode ihm voran-

Dr. Carl Busse †

gegangenen Bruders Georg, neben dem Gustav Falkes und der anderen erlesenen Lyriker des letzten Menschenalters, noch lange hochgeschätzt bleiben in Kennerkreisen wie beim leselustigen Bürger. An den Kämpfen der verschiedenen ‚Richtungen' hat sich Carl Busse als Schaffender nie beteiligt. Weder der Naturalismus noch die neue Romantik, weder der Impressionismus noch der Futurismus zwangen ihn in ihre Schule. Die Kunst der Form, die er schon früh bewundernswert beherrschte, dankt er letzten Endes dem Weimarer Altmeister. Sie bereicherte sich wohl unbewußt unter den Eindrücken der schöpferischen Mitwelt — aber das eigene Klanggefühl blieb Busse

Tulpenfeld. Wandbehang. Gemalt und gestickt von Frau Dora Walter in Lindau

Digitized by Google

treu und verwehrte ihm, literarische Moden mitzumachen. Deshalb wirken seine Dichtungen der neunziger Jahre noch heute ebenso frisch wie etwa die während des Kriegs entstandenen, von denen er einige in die vielverbreiteten „Deutschen Kriegslieder" aufgenommen hat. Gedichte wie „Das Buch" — das Neue Testament, das den Soldaten ins Feld begleitet — gaben auch noch mehr als formvollendete Kunst: unvergängliche Beiträge zum Seelenleben in schwerer, schwerster Zeit.

Als Erzähler hat Carl Busse fleißig und unermüdlich gearbeitet, ohne den Erfolg, der dem Lyriker so scheinbar mühelos in den Schoß gefallen war, zwingen zu können. Am bekanntesten wurden sein in der posenschen Heimat spielender Roman ‚Die Schüler von Polajewo', seine fein abgestimmten Novellen ‚Im polnischen Wind' und die Stimmungsbilder ‚Winkelglück', die während des Kriegs unter seinem Namen erschienen und deren Auflagen eine hohe Ziffer erreichten.

Als kluger und geschmackvoller Literaturhistoriker rückte Carl Busse weiten Kreisen näher durch seine zweibändige ‚Geschichte der Weltliteratur', die Frucht mehrerer Arbeitsjahre. Den breitesten Erfolg seiner literarischen Laufbahn aber brachte ihm seine Tätigkeit als Nachfolger von Heinrich Hart an dieser Stelle: die Worte, die Carl Busse in Velhagen & Klasings Monatsheften über ein neues Buch, einen neuen Erzähler sprach, hatten Gültigkeit. Man schätzte, man fürchtete und man suchte sein Urteil. Soweit ein Kritiker überhaupt objektiv sein kann, war er's. Freilich: aus seiner Haut kann niemand heraus, und einem vom Glück nicht allzu verwöhnten Selbstschaffenden wird es bei seinem kritischen Amt besonders naheliegen, lieber die Schwächen als die Vorzüge der in der Sonne der Lesergunst Schmorenden zu ergründen. Viel Dank schuldet seiner Förderung manche erzählende Kraft, die nun längst zu allgemeinem Ansehen gelangt ist. Gustav Frenssen ist eine von diesen. Es lag in Busses Natur, bei jedem Ding Blutwärme einzusetzen. So hitzig er werden konnte, wenn er einen ‚Arrivierten' befehdete, so herzensfröhlich und kameradschaftlich konnte er sich einsetzen, um einem Jungen und Unbekannten zu helfen. Die Leser suchten bei ihm auch nicht die abgeklärte Weisheit — sondern sie freuten sich über sein mitfortreißendes Temperament. Die Schriftleitung der Monatshefte wird seiner stets anregenden und wertvollen Mitarbeit ein dankbares und treues Gedächtnis bewahren.

H.

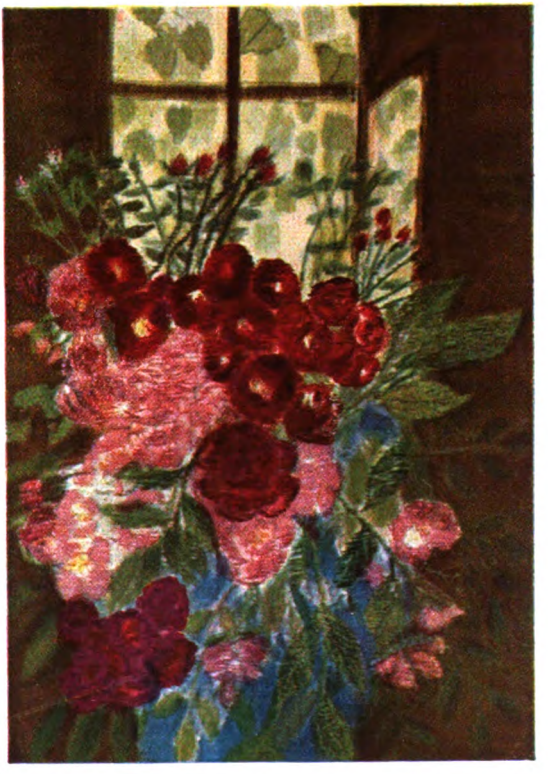
Kirschgelände am Bodensee. Aquarell mit Seidenstickerei von Frau Dora Walter in Lindau a. B.

Unsere Rundschau wartet heute mit der farbigen Wiedergabe von ein paar kunstgewerblichen Köstlichkeiten auf. Es handelt sich um die phantasievollen Arbeiten von Dora Walter: feinempfundene Nadelmalereien. Die Schöpfungen dieser Künstlerin wären wohl längst im ganzen Reich bekannt, wenn nicht die Ungunst der Zeit das Zustandekommen der mehrfach geplanten Gesamtausstellung immer wieder zunichte gemacht hätte. Gegenwärtig befindet sich ein Viertelhundert der entzückendsten Wandbilder und Wandbehänge als kostbares Lehrmaterial in einer Kunstschule in der Linkstraße in Berlin. Frau Walter lebt indes in ihrer Heimat Lindau am Bodensee in beglücktem Schaffen weiter ihrer jungen Kunst. Ihrer jungen Kunst! Dabei ist die geniale Schöpferin der seltsam schönen, Mal- und Stickkunst vereinigenden Meisterwerke eine silberhaarige, näher an der Grenze der Siebzig als an der der Sechzig stehenden Frau. An der Schneegrenze des Lebens, nach dem Verlust ihres Gatten, des Gehei-

Digitized by Google

Weißer Pfau. Gemalt und überstickt von Frau Dora Walter in Lindau

men Baurats Walter-Berlin, fand Frau Dora Walter im Schmerzbetäubungsdrange zum erstenmal Zeit, sich auf ein lange vergessenes Talent zu besinnen. Mit Gobelinfarben malte sie Stilleben, blumige Landschaften, Blumenfelder, auch wohl Vögel in wirkungsvoller Weise leichthin auf Stoff: Seide, Sammet, Batist. Dünne, oft haardünne Seide diente zum Aufsetzen wunderbarer Farb- und Lichtwirkungen auf dem stumpfen Grund. Große, duftige Blumenmassen wurden so in zartester und frischester Wirkung dargestellt. Nur ein Gekritzel, ein Gestrichel von Fäden ist es, Linie an Linie, dicht schraffiert, den Grund nie völlig deckend, aber ganz wundervoll sind die Wirkungen dieser lichtauffangenden, lichtbrechenden Fäden. Alles Leuchtende, Schimmernde, Flimmernde bringt diese impressionistische Nadelmalerei ordentlich magisch heraus. Eine purpurlila Heidefläche voll Glöckchengestrüpp, eine Wiese voll hauchzarter Samenköpfe verblühter Pusteblumen, an der ganz zarte Auflagen von Watte verwendet wurden, gehören zu den besten Schöpfungen der begabten Frau. In rätselhaft rascher Folge schuf und schuf sie — immer Neues, immer Schöneres. Da ist das im Vordergrund so farbig leuchtende, in der Ferne tauig und duftig verschwimmende Tulpenfeld unserer ersten Abbildung. Da ist das Kirschgelände am Bodensee in seiner blendenden Blütenüberfülle, seinem Rausch von Weiß in Weiß. Da ist der Strauß ungefüllter hochroter Rosen in der blauen Majolikavase, auf weißen Sammet in der Weise gemalt, daß der ausgesparte helle Stoff das mit grünen Reflexen überhuschte Fenster im braungetäfelten Gemach bildet. Unbeschreiblich ist die Leuchtkraft der roten Blüten auf dem kleinen, schwarzgerahmten, die Behausung einer jungen Freundin Frau Doras schmückenden Bild. — Im Schloßpark von Karlsruhe guckte Frau Walter einem weißen Pfau die schneezarte Wirkung seiner vornehmen Federschleppe ab. Möchte die Künstlerin nicht mehr allzu lange darauf warten, ihr spätes und dabei so jugendfrohes Schaffen in seiner Gesamtheit kunstliebenden Augen einmal an gut sichtbarer Stelle vorzuführen.



Fünfblättrige rote Hundsrosen in blauer Majolikavase
Wandbild, gemalt und gestickt von Frau Dora Walter, Lindau

Digitized by Google

Der Kölner Domkapitular Professor Dr. Alexander Schnütgen ist im Alter von 75 Jahren gestorben. Mit ihm scheidet ein Kunstsammler von Weltruf. Sein Name war schon ein Begriff geworden: er war und ist eng verknüpft mit der Kennerschaft kirchlicher Kunst. Am 26. Oktober 1910 ist das Schnütgen-Museum in Köln, das der Domkapitular der Stadt geschenkt hatte, feierlich eröffnet worden, und von überallher kamen schon damals die Forscher, um die seltenen Schätze zu studieren, die von Dr. Schnütgen seit dem Jahre 1866 erworben worden waren. Seit 1866 sammelte er nämlich. Seit dem Tage, da er als Vikar an den Kölner Dom berufen wurde. Und ganz freimütig erzählt er, daß ihm „jedwede kunsthistorische Vorbildung" fehlte und daß er eigentlich „mehr durch Zufall" Kunstsammler geworden ist. Vom ersten Tage an, da er in Köln war, besuchte er die Auktionen, die dort Heberle veranstaltete — Heberle gründete sein Haus im Jahre 1811 — und diese Versteigerungen bildeten Schnütgens „erste Bezugsquellen und Lehrstätten". So schuf er sich in mehr als zwei Jahrzehnten eine Kunstsammlung, die mehr als tausend Stücke umfaßte und in ihrem Hauptteil aus Holz- und Steinfiguren, kirchlichen Stickereien und Geweben bestand. Allerdings waren es nicht bloß die Auktionen, die den temperamentvollen Sammler immer von neuem anregten, sondern auch die Studienreisen, die Dr. Schnütgen unternahm und die ihn in alle Kunststädte Deutschlands sowie auch nach Italien und nach Spanien führten. Und die Ausbeute dieser Reisen war so groß, daß er schon 1878 seine Dubletten an mittelalterlichen Geweben und Stickereien dem Kunstgewerbemuseum in Berlin überlassen konnte. 28 Jahre später bot er dann — das war 1906 — seine Sammlungen, die inzwischen auf mehr als zwölftausend Nummern angewachsen waren — seiner geliebten Stadt Köln zum Geschenke an. Diese Schätze, die seit 1910 im Schnütgen-Museum der Stadt Köln vereinigt sind, bilden mit die wichtigsten Quellen zur Entwicklungsgeschichte der kirchlichen Kunst überhaupt. Der Konservator des Schnütgen-Museums Dr. Fritz Witte, einer der hervorragendsten Kenner kirchlicher Kunst, hat

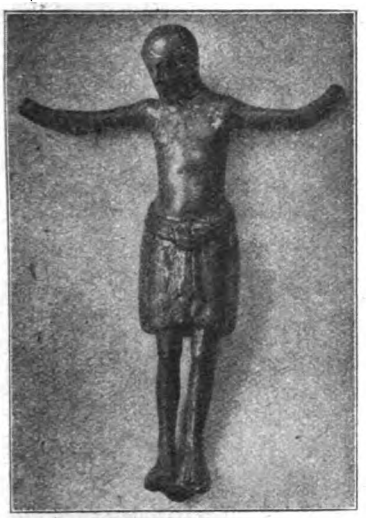
Bildnis des † Domkapitulars Alex. Schnütgen. Gemälde von Graf Leopold v. Kalckreuth

Löwenkopf als Türbeschlag. Bronze Rheinische Arbeit, 10. bis 11. Jahrh. (Sammlung Schnütgen)

Anna Selbdritt, Lindenholz Franken oder Mittelrhein, Anfang des 16. Jahrh. (Sammlung Schnütgen in Köln)

Reliquienkasten. Kupfervergoldete Platten auf Eichenholz Rheinland, Anfang des 13. Jahrh. (Sammlung Schnütgen)

Digitized by Google



Kruzifixus. Bronze vergoldet
Deutsche Arbeit, Ende des 11. Jahrh.
(Sammlung Schnütgen)

schon 1912 und 1913 seinem Freunde Dr. Schnütgen das würdigste Denkmal gesetzt, das man ihm setzen konnte: Dr. Witte gab damals die ersten zwei Kataloge der Sammlung im Verlag für Kunstwissenschaft zu Berlin heraus. Das erste von diesen beiden Werken, aus deren Reichtum wir heute mit freundlicher Erlaubnis des Verlags einige wichtige und charakteristische Stücke veröffentlichen, behandelt die Schnütgenschen Skulpturen, das zweite Werk die liturgischen Geräte der Sammlung. Diese beiden Schnütgen-Kataloge Dr. Wittes sind auch bleibende Beweise echter und ernster Forscherarbeit.

Kruzifix. Nußbaumholz polychromiert. Rheinland
1. Hälfte des 15. Jahrh.
(Sammlung Schnütgen)

Unter den Künstlern, die einen Teil ihrer Arbeitsleistung den gewerblichen Künsten zugute kommen lassen, überrascht Paul Scheurich ebenso durch den Reichtum seines Könnens und seiner künstlerischen Phantasie wie durch die straffe Selbstzucht, mit der er sich den Gesetzen unterwirft, die Technik, Material und Zweckbestimmung der jeweiligen Aufgabe ihm auferlegen. Wie er auf dem Gebiet des Buchschmucks und der Buchillustration und auf dem der Reklameindustrie, besonders des Plakates, eigenwillige Arbeiten von glücklicher Erfindung und hoher künstlerischer Kraft geschaffen hat, zeigt er in seinen Porzellanbildwerken ein feines Verständnis für die Materialgeheimnisse des Porzellans und vollendete Sicherheit der Gestaltung. Den Tanzfiguren, die er unter dem Eindruck des russischen Balletts für die Meißner Manufaktur modellierte und die den Lesern dieser Zeitschrift im Juliheft des vorigen Jahres gezeigt wurden, ist in der modernen Porzellankunst schlechterdings nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen. Neuerdings hat Scheurich für die Berliner Manufaktur drei Figuren, Apollo und Daphne und Ruhende Venus, geschaffen, die sein Können im besten Lichte zeigen. In den Einzelheiten naturalistisch bis zur Übertreibung, weiß er diese doch seinem künstlerischen Gestaltungsplan und seinem graziös vornehmen Stil so unterzuordnen, daß nicht nur der Eindruck peinlicher Abhängigkeit vom Modell vermieden wird, sondern zugleich Kunstwerke von zartester Empfindung und sprühender Lebendigkeit entstehen.

Thronende Madonna mit Kind
Ebenholz. Maasgegend. 1. Hälfte
des 13. Jahrh. (Samml. Schnütgen)

Thronende Madonna mit Kind. Eichenholz
Flämisch-französische Arbeit. Anfang des
14. Jahrh. (Sammlung Schnütgen)

Digitized by Google

Venus. Porzellanbildwerk von Paul Scheurich (Berliner Manufaktur)

Den künstlerischen Willkommengruß entbietet den Lesern dieses Heftes die wunderschöne junge Frau auf Ernst Heilemanns Bildnis. Zunächst ist es hier wohl der überaus erfreuliche Gegenstand, der unsere Sinne und Gedanken in Anspruch nimmt: wir freuen uns dieses strahlenden Menschenkindes, das in seiner Jugend und Wohlgepflegtheit und in seiner Kunst, sich geschmackvoll zu kleiden, so festlich-sonntäglich auch auf das nüchternste Werktagsgemüt wirken muß. Hernach erst lassen wir auch dem Künstler Gerechtigkeit widerfahren und erkennen an, wie meisterlich er die Farbwerte gegeneinander abgewogen, wie geschickt er durch das Überwerfen des buntgefütterten Samtmantels dem Goldbronzeton des Gewandes jede Aufdringlichkeit zu nehmen gewußt hat. — Die dem Titelbild folgenden Kunstblätter und Einschaltbilder stehen im Zusammenhang mit dem Aufsatz dieses Heftes, der eine knappgefaßte Geschichte des deutschen Impressionismus darstellt. Besonders bei der Versenkung in die Uranfänge dieser Bewegung stoßen wir auf große Überraschungen: Otto Scholderers ‚Violinspieler am Fenster', Hans Speckters ‚Galerie im Hamburger Stadttheater', Reinhard Sebastian Zimmermanns ‚Grüner Kachelofen', Adolf Liers ‚Am Dorfteich', Friedrich Voltz' ‚Der Maler in Nöten'. Die allerbedeutendste Überraschung aber ist Adolf Dreßlers ‚Transport österreichischer Gefangener' aus dem Jahre 1866. Das Lebenswerk der großen Führer Menzel, Krüger, Thoma, Liebermann, Corinth ist heute weiten Kreisen zugängig. Unsere Auswahl bietet aus den dreihundert Meistergaben daher mit Absicht die der Allgemeinheit weniger bekannten. Der lehrsame Spaziergang durch das vorige Jahrhundert wird denen wohltun, die aus den zeitgenössischen Ausstellungen seltener Erquickung heimbringen — und doch läßt er uns mit Bildern zusammentreffen, von denen sich zu ihrer Zeit die Umwelt entsetzt abwandte. Das mahnt wieder zur **Milde der heutigen Jugend gegenüber.**

Daphne. Porzellanbildwerk von Paul Scheurich (Berliner Manufaktur)

Apollo. Porzellanbildwerk von Paul Scheurich

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin
Künstlerische Leitung: **Adolf Bothe** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: **Fischer & Wittig** in Leipzig — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

33. Jahrg. / März 1919 / 7. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b,
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

ZU ALLEN ZEITEN

war das weibliche Geschlecht darauf bedacht, die Schönheit zu pflegen und zu erhalten, die Anmut zu erhöhen und Fehler zu beseitigen

FÜR DAS GESICHT

Pasta Divina zur Verschönerung der Haut. Durch sie wird jene echte Schönheit erzielt, die Anmut des schönen Antlitzes, ohne Gesichtsflecke, Gesichtsröte, Augenränder, Erhaltung der Jugendlichkeit. Preis M. 2.65, 5.25, 10.50

Methode Fix-Fix gegen alle Gesichtsfalten und Runzeln. In 14 Tagen ist Ihr Gesicht glatt. Sie erscheinen um Jahre verjüngt. Berühmte Spezialisten empfehlen diese Methode. M. 18.—, 30.—, 39.—

FÜR DIE AUGEN

Augenbrauensaft, der pikante Reiz langer Wimpern, die ausdrucksvolle Schönheit ebenmässiger, dichter Brauen durch den wachstumfördernden Augenbrauensaft. Preis M. 4.50

Augenfeuer gibt den Augen wunderbaren Glanz, der Blick wird lebhaft, die Augen entwickeln sich zu höchster Schönheit. Preis M. 6.—

FÜR DIE FIGUR

Hygienischer Toilette-Essig gegen Fettglanz u. Schweissabsonderung der Haut und für Waschungen. Preis M. 5.25

Cedera zur Erzielung eleganter Figur und schlanker Formen. M. 6.—

Jugendrot zur Erzielung von zartem natürlichen Wangenrot. M. 4.15

Afro. Vollendete Schönheit bedingt vollendete Figur. In 6 bis 8 Wochen werden schlaffe Formen gefestigt, Unebenheiten am Hals und Schulter ausgeglichen. Prospekt frei. Preis M. 30.—

FÜR DAS HAAR

Goldliesel entwickelt das Haar zu höchster Schönheit u. erzeugt rötlichgoldigen Glanz. Gleichzeitig wird die Kopfhaut gereinigt u. ernährt; verhindert Nachdunkeln blonden Haares. M. 4.15

Enfin gegen graue Haare. Vermeiden Sie Alterszeichen. Jede gewünschte Farbe. Missfärbung unmöglich. Preis M. 7.90

SPEZIALITÄT DES INSTITUTS: Auf Wunsch werden, um dauerhafte und sichere Erfolge zu erzielen, individuell angepasste kosmetische Präparate besonders gefertigt. * * Feinste Parfümerien.

Ratschläge Rezepte, praktische Angaben über Schönheits- u. Körperpflege finden Sie in dem bekannten Buch: „Der einzige Weg z. Schönheit u. Gesundheit". 165 000 Aufl. Preis M. 1.50

Auskünfte Prospekte kostenfr. Sachkundige Behandlungen u. Elektrolyse im Institut. Fernspr.: Steinplatz 1650

FRAU ELISE BOCK GMBH

BERLIN-CHARLOTTENBURG 32 • Kantstraße 158

MANNESMANN

MOTORLASTWAGEN OMNIBUSSE

MULAG-AACHEN

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft
zum Preise von 3 Mark einschließlich Teuerungszuschlag. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten. In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Post-Anstalten bezogen werden.

Inhalt des Märzheftes:

	Seite
Familie Brake. Roman von Clara Ratzka	1
Bevölkerungspolitik unter ärztlichen Gesichtspunkten. Ein Überblick von Prof. Dr. L. Langstein, Direktor des Kaiserin Auguste Viktoria-Hauses zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reiche . . .	36
„Die gute alte Zeit". (Ein Sträußlein Sizilianen). Von Fritz Alfred Zimmer	40
Bernhard Pankok. Von Fritz Hellwag. Mit vier Kunstbeilagen in Faksimile- und Tondruck und einundzwanzig teilweise mehrfarbigen Textabbildungen . . .	41
Von einem, der es krumm nahm. Von Benno Rüttenauer . .	55
Letzte Sonne. Gedicht von Herbert Stegemann	56
Hannibal. Von Professor Theodor Birt	57
Von den Bühnen in Wien — Berlin — München: Die Theater in Wien. Von Alfred Polgar — Aus den Berliner Theatern. Von Karl Strecker — Die Theater in München. Von Georg Hirschfeld. Mit zehn Bildern nach photographischen Aufnahmen	63
Das alte Fräulein Gonda. Erzählung von Kurt Küchler . .	74
Die Frankfurter Nationalversammlung. Von Prof. Dr. Erich Brandenburg. Mit einem Einschaltbild in Tondruck und einunddreißig Textabbildungen nach Stichen und Zeichnungen . . .	81
Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt: Friedrichshagen II. Aus meinen Lebenserinnerungen. Von Julius Hart	94

Digitized by Google

Seite

Zu einer Melodie von Brahms. Gedicht von Kerstin Gottorp 98
Die rote Nacht. Novelle von Robert Heinz Heygrodt. Mit vier Zeichnungen von Paul Paeschke 99
Neues vom Büchertisch. Von Dr. Paul Weiglin 104
Illustrierte Rundschau: Puppen von Lotte Pritzel und von Marie Marc-Schnür — Klingers Leipziger Tafelaufsatz — Landhäuser von Prof. Paul Schultze-Naumburg — Zu unsern Bildern 108

Kunstbeilagen:

Innenraum. Gemälde von Wilhelm Blanke. Faksimiledruck Titelbild
Die Kranzlerecke Unter den Linden zu Berlin. Gemälde von Kurd Albrecht. Faksimiledruck . 8—9
Die alte Dorfkirche. Gemälde von Melchior Kern. Faksimiledruck . . . . . 16—17
An der Tür. Gemälde von Josef Kühn d. Jüng. Faksimiledruck 32—33
Bildnis des Generals der Infanterie Dr. von Blume. Gemälde von Prof. Bernhard Pankok. Faksimiledruck . . 52—53
Bildnis von Prof. Haustein. Gemälde von Prof. Bernhard Pankok. Faksimiledruck . . 56—57
Entführung. Gemälde von Prof. Richard Müller. Faksimiledruck . . . . . 80—81

Einschaltbilder:

Bildnis einer Dame. Gemälde von Anton Hackenbroich. Tondruck . . . . . 24—25
Bildnis der Familie Coppenrath. Gemälde von Prof. Bernhard Pankok. Tondruck . . 40—41
Wassermühle. Radierung von Prof. Bernhard Pankok. Tondruck . . . . . 48—49
Das Parlament in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. Gemälde von Prof. Ferdinand Brütt. Tondruck . . . . . 88—89
Galathea. Bildwerk in Silber von Prof. Max Klinger. Tondruck 96—97

* * *

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Prof. Heinrich Wiegand in Dresden.

Inserate:

Vorderer Anzeigenteil . . 1—12
darunter folgende Sonderabteilungen:
Töchterpensionate . . . 6
Unterrichtsanstalten . . 6
Heilanstalten 6
Hotels. 7
Anzeigenteil am Schluß . . 1—4

Digitized by Google

Innenraum

Gemälde von Wilhelm Blanke

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
33. Jahrg. / März 1919 / 7. Heft

Familie Brake

Roman von Clara Ratzka

Sättken, wat is denn los? Nu man sachte, sachte." Der Metzgergeselle Willem Heese hielt mit dem einen Arme seine Mulde geschultert, den andern breitete er vor einem fixen, drallen Mädchen aus, das spornstreichs die Wankelgasse heruntergelaufen kam.

„Hachott, Willem, lat doch den Snak, ik mot to de Bahne, ik mot rennen!" Sie versuchte, in der engen Gasse vorbeizuschlüpfen, aber er vertrat ihr den Weg.

„Rennen mußte, du lecker Wichtken? Nu kik äs an." Er faßte ihr Kinn.

„Nee, nee, Willem. Wat biste forn unwiesen Kerl. Morgen is doch de graute Dag. De ganzen Brakes kommen, un alle, die Familie an uns sind. Ik mot to de Bahne."

„Ik mot auk to de Bahne," sagte Willem Heese lachend, machte kehrt und ging mit ihr durch die Wankelgasse und den Kattenhagen. Sie waren schon bis zum Überwasserkirchplatz gekommen, da blieb Settchen stehen, schnappte nach Luft und rief: „Meinee! Wat hab ik nu vergetten!" Sie rannte sofort zurück und ließ den Metzgergesellen stehen. „Sie is rein aus'n Häuschen," sagte Willem und ging hinter ihr her.

Aber Settchen kam nicht wieder. Sie sollte beim Bäcker Schäffer hereinspringen und Kaneelbrezeln bestellen, aber sie wußte für die Welt nicht mehr, wie viel.

Drei Tage lang hatte ihr jeder im Hause Aufträge gegeben — die Frau Kreisrichter, Truta, die Köchin, der alte Oing — das konnte einem wirklich mal durcheinander laufen. Und nun sie zurückkam und fragte, sagte Truta sofort, jetzt wäre es doch zu spät und sie sollte nur alles Silber noch mal gut abledern. Und sie hatte sich so auf „die Bahne" gefreut und auf den feierlichen Augenblick, wenn die Brakes von Helden kämen und die alten Herrschaften ihnen entgegengingen, und alle die andern.

Nun lief Hetti zu Schäffers und sie konnte in der Küche stehn.

„Hachott, Truta, laß mir doch wenigstens in'n Saal kucken!" sagte sie zu einem behäbigen Mädchen mit einer weißen Schaubenmütze aus fein gefälteltem Mull.

„Geerne. Trag das Silber man nach oben, sobald du fertig bist. Dann kannste mit Oing decken."

„Wenn er mir man helfen läßt. Alles will er alleine machen."

„Ja, decken is nu mal seine Sache. Alles was recht is. Er is doch einen herrschaftlichen Diener, und was unse Frau is, die hat ihm ausdrücklich gesagt, Oing, hat sie gesagt, ich verlasse mir ganz auf Ihnen. Sie haben zu alle Festlichkeiten in meinem Elternhause gedeckt, nun sollen Sie auch auf unsen ersten Familientag decken. Un das is auch eine Ehre. Der Familientag war sonst immer auf Helden, und nur, weil die alten Herrschaften jetzt hier in Münster wohnen und weil die alte Frau Brake nich ganz auf'm Posten is, kommen sie zu uns. Un das geht nu immer um. Mal in Münster, mal auf Helden." Truta hatte, während sie langsam sprach, eine Flasche mit Milch fertig gemacht. „Ich geh nu zu unser Jüngesken, der muß sein Püllken haben und dann sprech ich mit Oing. Kannst ruhig heraufkommen, wenn du fertig bist." —

Es gab niemand im Hause des Kreisrichters Brake, der mehr Gewalt hatte, als

 Nachdruck verboten. Copyright 1919 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

Truta. Sie war das Kindermädchen der jungen Frau Brake gewesen und war mit ihr in die Ehe hineingegangen. Sie hatte Brakes vier Kinder betreut und das letzte voriges Jahr zur Schule gebracht. Und dann kam noch der kleine Dietz, der nun, die Fäustchen über dem Kopf, draußen auf dem Rasen in einem Himmelbett lag und schlief.

Seine Schwestern, Monika und Ella, saßen in der Laube und machten hastig ihre Schularbeiten; die älteste, die vierzehnjährige Hedwig, war zum Bäcker gelaufen, und Gerhard stand mit seinen Eltern auf dem Bahnsteig und erwartete die Heldener.

Er war ein stiller, starrköpfiger Junge, der froh war, wenn man ihn in Ruhe ließ. Ganz anders seine Schwestern. Sie hatten etwas Spielendes, Blühendes. Ihre blonden Haare, ihre helle Haut, ihr Gelächter, ihr ewiges Auf und Ab auf Stiegen, Gartenwegen, Terrassen war wie das Kommen und Gehen der Sonne.

Das war ihrer Mutter Erbteil.

Adeline Brake war vielleicht die schönste, sicherlich die lebenslustigste und verwöhnteste Frau in ihrem ganzen großen Kreise.

Sie hatte mit achtzehn Jahren den etwas steifen, sehr ansehnlichen Gerwin Brake geheiratet. ‚Sie hat ein goldenes Stühlchen mitgebracht, — aber sie setzt sich auch drauf,' hieß es. Und das tat Adeline. —

Sie war „ein abgestorben Kind", wie die Leute sagten, denn sie hatte sehr früh ihre Eltern verloren. Ihr Vater, der Bankier Hasseloh aus dem flachen, großen Hause an der Clemensstraße, war Ende der fünfziger Jahre gestorben, die Mutter hatte sie nie gekannt. Bewundert, verzogen, gutherzig, kam sie in die Hände eines streng gearteten Mannes, den ihre leichte Lustigkeit immer wieder anzog oder störte, je nach den Wegen, die gerade seine eigenen Gedanken gingen.

Zu einem richtigen Ausgleich war es zwischen ihnen niemals gekommen; doch Adeline ruhte in ihrer eigenen Unbekümmertheit, die durch Stimmungen andrer Menschen nicht gestört werden konnte, und die Wolke von Fröhlichkeit, in der sie lebte, warf täglich einen Abglanz auf ihres Mannes nüchternes, sachliches Wesen.

Das Zähe, Nachdenkliche der Brakes, die seit Menschengedenken ihr Land bebauten — in einer bergigen Gegend, wo es zu kämpfen galt — und die in ihren nachgeborenen Söhnen dem Staat tüchtige, arbeitsstarke Beamte stellten, ließ sich von den weichen Händen und dem stets bereiten Lächeln der verwöhnten Bankierstochter nicht glätten, ja, es hatte eine Zeit gegeben, in der er anfing, ihren unbeschatteten Worten und Zärtlichkeiten auszuweichen.

Damals, als es sich darum handelte, die Versetzung anzunehmen und seinen Weg zu machen, wie Otmar, der nun im Ministerium saß — sein jüngerer Bruder! — oder zeitlebens hier in der stillen Mittelstadt zu bleiben, in dem schönen Hause an der Hollenbeckerstraße, das Adeline von oben bis unten mit prächtigen Möbeln und entzückendem Tand ausgestattet hatte.

Aber Adelinens naives Erstaunen, als man ihr zumutete, ihre Heimat zu verlassen, wurde noch durch die Heiterkeit übertroffen, mit der sie die Erörterungen von sich schob.

Was ihn zumeist bedrückte und zurückhielt, war der Gedanke, daß er sich vom Gelde seiner Frau sehr wohl sein ließ, und daß er dieses Geldes oft gedacht hatte, als er sich um Adeline bewarb. Diesen Gedanken wurde er nie los.

Jetzt war es längst eine beschlossene Sache: er blieb in der Provinzialhauptstadt, in der seit fast einem Jahre nun auch seine Eltern wohnten und zudem noch seine einzige Schwester, die Frau Sanitätsrat Overberg. — — —

Er stand neben ihr auf dem Bahnsteig, während seine Frau mit den alten Brakes und den Kindern auf- und abging.

„Maria," sagte er, „glaubst du, daß unsre Schwägerin Claudine gerne kommt?"

„Nein, sie tut es nur unserer Eltern wegen. Sie geht ja nie von zu Hause fort. Sie ist aus dem Sauerland noch nicht herausgekommen."

„Na, wir können auch nicht von großen Reisen erzählen."

„Du doch. Du hattest deine Studienjahre. Was sollte ich denn sagen?" Und Maria Overberg seufzte. Ihre hellen Augen hatten einen starren, müden Ausdruck.

„Du nimmst dir zu viel davon an. Laß es doch mal laufen, wie es läuft."

„Ja, gerade jetzt, wo Claudine kommt."

„Gott, du denkst dir immer alles mögliche über Claudine zusammen. Sie ist eine ganz einfache Frau, nur etwas ernst."

Die alten Brakes, Adeline und die Kinder blieben bei ihnen stehn.

„Der Zug ist schon gemeldet," sagte der kleine Dietmar Overberg und nahm die Hand seiner Schwester Annette. Sie war ein mageres Kind von zwölf Jahren, mit den wasserblauen Augen der Mutter und einer weißlichen Gesichtsfarbe.

„Die könnte dein Arnold auch mal ordentlich in die Kur nehmen," sagte der alte Brake und tippte mit dem Stock auf Annettes Schulter.

Digitized by Google

„Mein Arnold! Sag's ihm mal. Der will seine Ruhe haben!"

„Claudine schrieb mir gestern, wenn es dir recht wäre, wollte sie Annette und euern Jüngsten, den Lutz, mit nach Helden nehmen. Ich vergaß ganz, es dir zu sagen, Kind, ich war nicht recht wohl — du weißt ja," sagte Frau Brake.

„Gott, Mama, wie gut, daß ich es höre, da muß ich doch gleich sorgen —"

„Heute nicht und morgen nicht, Mieke," sagte Brake schmunzelnd. Sein rotes Gesicht glänzte. Er war nie froher, als wenn er alle seine Kinder um sich sah.

Gerwin hatte seine Schwester lächelnd in die Seite gestoßen. Sie beachtete es nicht. Sie begann sogleich zu rechnen und zu überlegen. Als der Zug einlief, hatte sie die Sorgenfalten noch auf der Stirne stehn. — —

Hermann und Claudine Brake stiegen mit ihrer Tochter Ursula aus.

Sie sahen einander ähnlich, trotzdem Claudine dunkel und Hermann blond war. Beide groß, schlank, fast mager, beide mit dem ausgeprägten Gesicht und der feinen, stark gebogenen Nase der alten Frau Brake.

Sie waren Vetter und Kusine.

Claudine, die um zwei Jahre älter war als ihr Mann, hatte stolze Bewegungen und ein verschlossenes Gesicht, das durch seine gleichmäßige bräunliche Farbe noch strenger wirkte. Ihre Augen waren groß und sehr beherrscht.

Ihr Mann, der in straffer Haltung neben ihr stand, hatte trotz seiner vierzig Jahre graue Schläfen.

Adeline küßte ihre Schwägerin und deren Tochter, und dann hängte sie sich in den Arm ihres Schwagers.

„Euer Junge konnte nicht mit zur Bahn kommen, weil er Silentium hat." Sie sagte es mit komischer Wichtigkeit und lachte. Es kam ihr immer drollig vor, daß man die Gymnasiasten von fünf bis sieben einsperrte. Gerade zu einer so schönen Zeit! Und noch unbegreiflicher war es ihr, daß Hermann und Claudine nicht gestatten wollten, daß Claus schwänzte und zur Bahn kam.

„Unser Gerd steht hier auch — seht ihn euch nur an! — und niemand wird ihm den Kopf abreißen. Unserm Quintaner. Ja ja — Quintaner! Ihr wolltet es nicht glauben, aber er ist doch gestiegen. Ich habe ihm geholfen. Ich kann noch eine ganze Menge. ‚Alauda est laeta!' Die Lerche ist fröhlich!" rief sie triumphierend in die allgemeine aufgeregte Unterhaltung hinein.

„Das war so recht ein Satz für dich, Adeline. Den hast du behalten," sagte Hermann Brake lächelnd und führte sie dem Ausgang des Bahnhofs zu.

Dort stand ein breiter, bequemer Landauer. Der Kutscher grüßte sehr knapp, aber mit verständnisvoller Miene. Es war Buschkötter, der Haudrer von der Jüdefelder Straße, der Kreisrichters fuhr, seit sie geheiratet hatten und in das schöne Schlaunsche Haus gezogen waren.

Hinter dem Landauer stand noch ein zweiter, anspruchsloserer Wagen.

„Gott, Adeline," sagte die alte Frau Brake, als sie das sah, „das ist mal wieder dein Werk. Wir konnten doch alle sehr gut zu Fuß gehn."

„Heute wird gefahren!" rief Adeline.

Als die Wagen sich schon in Bewegung setzten, kam ein großer, sehr wohlgebildeter junger Mensch herangelaufen: Claus Brake, der Gymnasiast, der ‚Silentium' gehabt hatte.

⁂ ⁂ ⁂

Unten im Flur stand der „Gelegenheitsdiener" Oing. So nannte er sich selbst. Nicht daß er noch in andere Häuser gegangen wäre. Bewahre, nein. Das überließ er subalternen Naturen. Er diente der Familie Kreisrichter Brake bei jeder Gelegenheit. Und diese gab es täglich.

Eigentlich wohnte er am Katthagen im Zwölfmännerhaus, aber sein absönniges Stübchen sah ihn nur in den Nachtstunden. Bei Brakes war eben immer etwas zu dirigieren, ins richtige Gleis zu bringen, mit Würde zu handhaben. —

Er sah mit seinen scharfen, grauen Augen nochmals die spiegelnde Treppe hinauf, über die große Uhr, die Kommode, die Kleiderständer hin, und dann ging er in den Gartensaal, in dem die Herrschaften empfangen werden sollten.

Oing trug einen hohen Vatermörder, um den zweimal ein schwarzseidenes Tuch geschlungen und vorne verknotet war. Sein rundliches Gesicht, aus dem gleichwohl alles scharf hervorsprang, Nase, Backenknochen und Kinn, hatte er stets ganz glatt rasiert. Den fast zahnlosen, eingesunkenen Mund mit den schmalen Lippen bewegte er mummelnd hin und her.

Vor neun Uhr kam er niemals, da er der Ansicht war, daß in den ersten Tagesstunden nur Frauenzimmerarbeit zu verrichten wäre. —

Aus einem Raume im ersten Stockwerk hörte er Trutas Stimme. Sie sang. Sie war mit dem kleinen Dietz im Zimmer der Frau Kreisrichter.

Einen Augenblick horchte er hin, dann steifte ihn neue Würde. Er verschwand im Nebenzimmer. —

Digitized by Google

Trutas treuherzige Stimme schwang über dem Garten:

„Rüter te Perd,
Blank von Swert,
Raut von Gold,
De Kaiser is stolt,
De Künnink is krank — —
Miskättken hewt Stiätken verbrannt!"

Sie hielt den Kleinen im Arm und wippte ihn hin und her.

Adeline, in einem mit Plisséefrisuren und Spitzen besetzten Morgenanzug, saß am Fenster und frühstückte. Sie genoß im Geiste schon alle Freuden des Tages im voraus.

„Truta, findest du, daß ich gut aussehe?"

„Wunderschön, mein Herzchen!" Wenn die beiden Frauen allein waren, flossen der alten Magd bisweilen vertrauliche Anreden vom Mund. „Lassen Sie sich man nichts weismachen von Frau Sanitätsrat."

„Ja, meine Schwägerin findet immer irgendwo einen Haken."

„Und denn ziehn Sie das Blaue an — Dietz, mein Jüngesken! Nich Spückskes machen. Is ja bäbä. Willst du das Blättken wohl ins Mündken tun! Willst du wohl — willst du wohl?" Sie lachte und schäkerte mit dem Kleinen. „Solln wir noch mal 'n Liedken singen?

Husse Pusseh!
Dat eene Jaohr twee,
Dat andre Jaohr widder en Paar!
Geit de Weig up un dahl.
Husse Pussch."

„Nein, nein, Truta, hör' auf!" rief Adeline. „Dietz ist der letzte. Zwillinge. Das wär' so was! Das tun wir nicht! Und nun fort mit ihm ins Bettchen. Aber erst zu seiner Mammi." Sie küßte das Kind ein paarmal und drückte es an sich, dann gab sie es Truta zurück, die es in das Nebenzimmer brachte. Sie ließ die Tür offen stehn. Ihre behäbige Figur in dem hellblauen Lüsterkleid, mit der großen weißen Schürze darüber, bewegte sich ruhig im Zimmer.

„Truta, ich habe gestern abend ein feines Rezept für Wichse bekommen. Meine Schwiegermutter hat es uns gegeben."

„Ach, nich möglich!" rief Truta zurück.

„Doch, sicher! Früher haben sie auf Helden die Wichse selbst gemacht. Oma hat wieder alte Erinnerungen ausgekramt."

„Ha, nee, das hör' ich für mein Leben gern." Truta zog die Tür hinter sich ins Schloß und stellte sich Adeline gegenüber an den Frühstückstisch. Sie nahm die Puppe von der Kaffeekanne und schenkte ein.

Unten läutete die Haustürklingel. Truta ging auf den obern Flur und lehnte sich über das Geländer.

„Das war Ursula," sagte Truta, zurückkehrend, „sie hat unsre Mädchens zur Schule gebracht."

„Wenn ich denke, daß man das mal tun mußte — jeden Morgen halb acht in die Messe und dann zwei und zwei, ohne ein Wort zu sagen, über den Domplatz in die Schule hinein!"

„Aber in Kirche geht unse Frau doch immer noch gerne," sagte das alte Mädchen überzeugt.

„Gewiß, Truta. Aber was ich sagen wollte — die Wichse. Das kannst du in deine Rezeptsammlung tun. Gib doch mal meinen Pompadour her —. Da — siehst du — da ist der Zettel. Also: zwölf Lot schwarz gebranntes Elfenbein, vier Lot englische Schwefelsäure, zwölf Lot Sirup und zwei Lot Rüböl."

Truta las es nochmals nach, ganz langsam. „Das is gar nich übel. Bloß die Schwefelsäure. Wenn das man nich schaden tut —"

„Dafür ist doch der Sirup da." Frau Adeline sah sie von unten herauf mit unterdrücktem Lachen an. „Aber nicht an meinen Schuhen versuchen. Lieber an Dings. Übrigens Ding. Hol' ihn doch mal herauf. Ich gebe ihm selbst das Menü. Er soll es uns vorlesen. Das macht er zu schön."

Während Truta fort war, trat Adeline vor den Spiegel, zog die Stirnlöckchen zurecht, ordnete die drei rosa Schleifen auf ihrem Schlafrock und rückte an ihrem Morgenhäubchen. Außer der alten Truta gab es keinen Menschen, für den sie nicht hübsch sein wollte, keinen, von den Kindern auf der Straße, den Arbeitern und Geschäftsboten angefangen, mit dem sie nicht kokettierte. Es war ihr ein unabweisbares Bedürfnis, bei jedermann beliebt zu sein. Sie sagte den Menschen nur Angenehmes und wollte selbst nur Angenehmes hören. Sie bewegte sich den ganzen Tag wie auf einer Bühne. Sie brauchte Beifall, Bewunderung. Ding klopfte an die Tür.

Adeline kam ihm strahlend entgegen.

„Hier, lieber Ding, hier haben Sie unser Menü. Wir haben noch einiges geändert, Midys Koch und ich, aber so bleibt es nun bis ins letzte Tüpfelchen hinein. Lesen Sie, Ding." Sie setzte sich halb auf die Fensterbank. Die Alten standen bewundernd vor ihr.

„Und dann, Ding, ich verlasse mich auf Sie, daß alles wie am Schnürchen geht. Ich kümmere mich um nichts. Sie herrschen im Saal, Katrine herrscht in der Küche und Truta über die Kinder und das ganze Haus. Und nun lesen Sie."

Ding hatte mehrere Male zustimmend gedienert, dann räusperte er sich, stellte sich stramm und begann: „Schildkrötensuppe."

Digitized by Google

„Halt!“ rief Adeline. „Das hatte ich ganz vergessen. Mein Gott: die Hauptsache! Also: gleich nach der Suppe steht Claus Brake auf und verliest die Stiftungsurkunde. Immer der jüngste der männlichen Teilnehmer. Aber er muß eidesmündig sein. Sechzehn Jahre.“ Sie sagte das ohne eine Spur von Wichtigkeit, doch so, als ob sie innerlich lachte. „Nun kann es weiter gehen.“

„Kükenpastete mit Krebssauce.
Steinbutt mit Sauerampfersauce.
Spinat, mit Eiern belegt, mit
gebackenen Seezungen und
Lammskarbonaden ...“

„Halt, halt!“ rief Frau Adeline wieder. „Oing, nun habe ich wieder etwas vergessen. Wäre es nicht hübsch, wenn Sie die Stiftungsurkunde auf einem silbernen Tablett überreichten?

„Sehr wohl, Frau Kreisrichter,“ sagte Oing und sah Adeline, die er als Kind auf seinen Armen getragen hatte, mit der ganzen unerschütterlichen, ergebenen Höflichkeit an, die er sich selbst schuldig war.

„Was kommt nun?“

„Sauerkraut mit Kastanien garniert,
mit Austern am Spieß und
frischer Bratwurst.
Apfelsinenauflauf mit Schaumsauce.“

„Meinen, meinen!“ sagte Truta, verschränkte die Arme über dem Magen und ließ den Kopf ein paarmal von der einen Seite auf die andere fallen.

Oing räusperte sich. Ein wenig tadelnd.

„Halbe Hummer mit Butter und Petersilie.
Mürbebraten und Kapaunen
mit Kopfsalat und kleinen
Gurken. Äpfel, Kronsbeeren,
gelbe Pflaumen, Quitten, Melonen
und Ingwer.“

„Oing,“ sagte Adeline, „hier kommt nun die Pause für die Ansprache des alten Herrn Brake. Dann trinken wir auf das Wohl der Stifter. Der Herr hat wegen der Weine ja alles mit Ihnen besprochen?“

„Jawohl, Frau Kreisrichter.“

„Und nun weiter.“

„Eis. Marktorte. Fruchtkörbe
mit Erdbeeren. Kleine
Konfitüren. Butter, Käse, Radiesen.“

„Also die Marktorte stellen Sie dann neben Fräulein Brake aus Arnsberg. Die älteste Dame zerschneidet die Torte, und die jüngste reicht sie herum. Das ist alles nach der alten Sitte. Die ganze Marktorte ist Alt-Brakesches Rezept. Wenn sie unserer Katrin nur gut gerät!“

„Nee, Frau Kreisrichter, nee, das tut uns unse Katrine nich an,“ sagte Truta und winkte beruhigend mit der Hand. „Aber wie wird sich unse Hetti freun! Sättken kann ihr ja helfen. Die Torte is schwer.“

„Ja, es war ja nur, weil wir sonst dreizehn sind. So wenig sind wir sonst nie gewesen. Hetti ist noch zu jung. Vierzehn Jahre. Die Kinder sollen eigentlich erst vom fünfzehnten Jahr ab mitessen.“

Da war nichts mehr von dem verhaltenen Amüsement. Adeline glaubte fest daran, daß einer der Tischgenossen bald sterben müßte, wenn man zu dreizehnen versammelt war. Und der unter dem Spiegel saß, den traf's.

„Is auch besser,“ sagte Truta zustimmend.

Oing nahm eine militärische Haltung an und ging aus dem Zimmer. —

„Truta! War er nicht wieder wundervoll? Hast du gehört, wie er jede Silbe betonte und die ‚R‘ rollte? Schade, daß er nicht jeden Gang ausrufen kann.“

„Dann würden sie alle erst recht denken, daß es bei uns viel zu üppig is.“

„Meinst du wirklich, Truta?“

„Ja, auf Helden —“

„Das ist Helden! Das ist auf dem Lande. Und dann muß ich doch die junge Generation feiern, und daß es zum erstenmal bei uns ist. Ach was, Truta, sie freun sich alle, wenn's ordentlich was gibt.“

„Soll wohl so sein,“ sagte das alte Mädchen schmunzelnd. Im Grunde war sie sehr stolz auf diese Üppigkeit. „Und nun noch 'n bisken auf die Promenade gehn, damit unse junge Frau noch mal so schön aussieht und niemand ihr stört.“ Sie holte alles heran und half Adeline beim Ankleiden. Sie hatte es immer getan. Seit Adeline auf die Welt gekommen war.

Adeline Brake wählte eine sandfarbene Prinzeßrobe mit einer farbig gestreiften Schaltunika und eine dazu passende halbweite, ärmellose Jacke. Auf ihr schön frisiertes Haar setzte sie einen kleinen, graziösen Hut, gegen dessen seitlich aufgeschlagene Krempe ein Strauß roter Rosen gesteckt war. Sie nahm einen zierlichen roten Sonnenschirm mit Elfenbeingriff und wanderte auf die Straße hinaus, in die Richtung zur Promenade hin, die auf den abgeflachten Wällen angelegt ist und die bunte alte Stadt wie mit einem grünen Kranz umschließt.

In der Mitte des großen Kranzes schimmerte und strahlte es von Farben. Rote, vielgestaltige Dächer, Türme in großer Zahl: abgeflachte mit durchbrochenen Kronen, spitze mit Filigranwerk aus mattem Stein, und massive, mit hellgrün patinierten Hauben. Und jenseits der doppelten, breiten Lindenalleen blinkende, schilfumstandene Gräben. Gärten in sommerlicher Reife und Stille, und hier und da friedlich umbuschte Häusergruppen und verträumte, kleine Pavillons. Und in unabsehbarer Weite um den alten, köstlichen, vom dichten Laubkranz umschlosse-

Digitized by Google

nen Edelstein flaches, fruchtbares Land wohlig im Sonnenschein ausgebreitet, gelbe, hellgrüne, rötliche Felder, von Wallhecken und silbernen Wegen eingezäunt, von breiten Landstraßen durchzogen, die wie Lebensadern in die sieben Stadttore einmünden, in eine Stadt des Behagens, die mit dem großen Leben kaum verbunden war.

Draußen pochte das Neue, Starke: ein jung geeintes Reich. Man sah ohne Neugier, fast ablehnend, zu. Das waren die Preußen, straff und hastig. In dieser Stadt alter Traditionen lebte eine ruhige, selbstverständliche Wohlhabenheit und Sicherheit, und nur hier und da brach die prickelnd freie Unterströmung hervor, die flammend geherrscht hatte, als Jan van Leyden der König von Münster war. —

„Ich stamme von einer seiner Frauen ab," sagte Adeline Brake wohl. „Nicht von der Elisabeth Wandscher, die ihre Kleider und Schmucksachen weggab und arm und tugendhaft aus der Stadt gehn wollte. Ach, die Arme, es kostete sie den Kopf! Das Leben — denkt nur, das Leben!" —

Und wie sie da über den Promenadenwall schritt, sich wiegend, etwas zu üppig in den Formen, zu gepflegt in der Kleidung und zu losgelöst von allem, was Sorge und Mühsal heißt, war sie so recht ein Bild naiver, liebenswürdiger Lebensluft. —

Als sie auf den Schloßplatz kam, sah sie schon von weitem zu ihrer Freude Otmar Brake mit ihrem Mann daherkommen.

„Mit Amtsmienen — oh, wie feierlich!" rief sie den beiden zu, die ganz vertieft waren. „Ihr kommt wohl vom Gericht?"

Otmar, groß und schlank, wie seine beiden Brüder, nur eleganter und beweglicher, kam schnell auf sie zu und küßte ihr die Hand.

„Sieh nur, Gerwin, wie reizend er wieder ist. Das bringt ihr westfälischen Bären gar nicht fertig. Er ist schon ein rechter Weltmann." Sie schlug ihre blauen Augen zu ihm auf.

„Nun, Adeline, ich denke doch, du bist selbst ein rechter Westfale," sagte ihr Mann.

„O nein," sagte Otmar. „So, wie sie da ist, könnte Adeline auch über die Linden spazieren. Hier auf dem Neuplatz bringt sie die ganzen Militärsoldaten aus der Fassung."

Ein Zug Infanteristen, der auf dem großen, von prachtvollen Alleen durchschnittenen Platze übte, kam in breiter Front bis dicht an die Baumreihe. Der Staub flog unter den aufschlagenden Füßen hervor und legte sich in schrägen, golddurchleuchteten Fahnen über die roten jungen Bauerngesichter.

Ein schnarrendes Kommandowort, und die lange Reihe erstarrte. Adeline lachte.

„Eine Huldigung für mich, meinst du?" Sie traten zurück. Der Dunst von Schweiß, Stiefelschmiere und Staub schlug ihnen schwer entgegen.

„Die Preußen haben jetzt hier das Regiment," sagte eine breite, langsame Stimme.

„Herr Präsident! Aber nein, mein lieber Herr Präsident!" rief Adeline, die sich schnell umgewandt hatte und einem kahlköpfigen Herrn ihre Hand weit und überströmend herzlich entgegenstreckte. Sie war der Meinung, daß selbst ein Präsident im Ruhestand eine Protektion für Gerwin sein könnte, und sie fühlte sich ihrem Manne gegenüber, seit sie durchaus nicht von Münster weg wollte, einigermaßen verpflichtet.

Sie spann um die drei Männer ihr blinkendes Netz von Liebenswürdigkeiten, das immer von neuem entzückte, und wenn es nur so lange war, wie man in ihr bewegtes Gesicht sah und ihre überredende, wohllautende Stimme hörte.

Sie ging mit den drei Männern auf das Schloß zu, mit Otmar voran, und fragte eine ganze Weile mit wärmster Eindringlichkeit nach allem, was Otmars äußeres Leben betraf.

Von seinem Innenleben wußte Adeline so gut wie nichts: es würde sie ernüchtert haben, wenn sie seinem Denken hätte nachgehn können. Einen sehr großen Raum nahmen seine „Vordermänner" ein, die Möglichkeit ihres Ausscheidens und ihrer Versetzungen, ihre Fähigkeiten und Unfähigkeiten. Nur nicht irgendwo in einer lauen Mitte sitzen bleiben. Ein Brake mußte die Zügel in der Hand fühlen.

Er war der einzige, den Adelinens Zauberkünste nicht berührten. Es paßte ihm nicht, daß Gerwin stecken blieb. Er hätte diese Frau mit einem festen Griff aus all dem Schlendrian herausgenommen und ihr eine Aufgabe in einem Kreise zugeteilt, der ihm nützen sollte.

Adelinens Geplauder war für ihn nicht viel mehr, als das Schnurren einer Katze. Aber er sah sie gern. Er sah alle schönen Frauen gern. Vielleicht, weil er wußte, daß er einstmals so wählen würde, wie sein Aufstieg es forderte.

Adeline fühlte dunkel, daß er sie überschaute, daß ein Abstand zwischen ihr und Otmar war, der niemals geringer wurde, und dennoch schien ihr, daß keiner von allen Männern, die sie kannte, ihre Schönheit so zu schätzen wußte wie er.

⁂ ⁂ ⁂

Sie saßen im runden weißen Saal des Obergeschosses. Akazienzweige und Rankenwerk tasteten gegen die Seitenfenster; grünliche Lichtgarben flossen über spiegelndes

Digitized by Google

Parkett und hinauf zur Decke mit den vergoldeten Rokokoschnörkeln. Die ovale Tafel mit den Büschen von rosa Rosen war mit Sonnengefunkel überstreut.

Claus Brake stand auf. Ein helles Rot schoß ihm bis unter das braune Haar. Alle Gesichter wandten sich ihm zu. Seine Mutter nickte ein wenig, ermunternd. Er sah es nicht. Er hielt die Urkunde in seiner Hand, zum ersten Male. Öing stand mit feierlicher Miene hinter ihm.

Es war eine Familienangelegenheit, und man hielt auf die Form. Die Frauen nestelten an Fächern und Bändern oder hatten die Hände übereinander gelegt. Nur der Schwiegersohn, Sanitätsrat Overberg, dick, kahlköpfig, mit einer lässigen, zerstreuten Miene, griff nach seinem Glase und trank es langsam leer. Dann zupfte er an seiner engen hellen Weste.

„In Gottes Namen ..." begann die spröde Knabenstimme.

Die Köpfe der Kinder unten am Tisch senkten sich, nur Hedwig Brake lehnte sich weit zurück, mit kühlen Augen.

Claus fuhr fort: „Kund und zu wissen sey hiermit Jedermänniglich, daß im Jahre unseres Erlösers und Seligmachers Herrn Jesu Christi Gnadenreicher Geburt Ein tausend sieben hundert neun und achtzig, in der siebenten Römerzinszahl, bey Herrsch- und Regierung des Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten und unüberwindlichen Fürsten und Herrn Josephi, dieses Namens des Zweiten, erwählten Römischen Kaisers, zu allen Zeiten Mehrers des Reiches, am Dienstage, dem neunundzwanzigsten Tag des Monats September, des Vormittages um elf Uhr, auf dem Gutshofe des Herrn Brake ter Westen vor mir, Öffentlichem und Kaiserlichem Notario, und unten genannten Herren Zeugen persönlich erschienen die wohlbekannten Eheleute Hermann Ulrich Brake ter Westen und Antonette Franziska Brake geborene Kaldewig, Ehefrau.

„Dieselben erklärten, daß sie, unter Bezugnahme auf die in ihrer Familie seit Alters bestehende Stiftung und damit verbundenen Familientage, zu dessen besserer Abhaltung folgendes hiermit bestimmen und festsetzen wollen — —"

Nun verlas Claus Brake, gefestigt und hell, welche Summe die Voreltern ausgesetzt hatten, damit man Jahr für Jahr mit der ganzen Familie beisammen sein, sich beraten und dann fröhlich feiern konnte, und er las alle die eingehenden kleinen Bestimmungen vor und wußte nicht genau, ob er Ehrfurcht dabei empfand oder nicht, denn er sehnte vor allem das Ende herbei, und es ärgerte ihn, daß Hedwig neben ihm mit dem Stuhl wippte. Sie zog durch ihr leichtfertiges Wesen diesen Tag, an dem die junge Generation an die Reihe kam, ins Lächerliche.

Laut und streng schloß er: „Vorstehende Urkunde ist obenstehendermaßen von den Komparenten vor mir und mit meiner und der Zeugen Zuziehung errichtet und geschlossen. Auch dieselbe hierauf in unserer Gegenwart von den Komparenten nach erfolgter Vorlesung ausdrücklich genehmigt und mit Beidrückung ihres Petschafts eigenhändig, wie folgt, unterschrieben worden." Er verlas die Namen und setzte sich. Sehr erleichtert.

Hedwig beugte sich zu ihm, ihre Locken streiften sein heißes Gesicht. „Manu propria? Was heißt das?"

„Das ist Latein und heißt so viel wie eigenhändig unterschrieben."

„Hachott, mehr nicht?"

„Na — ich gratuliere, mein Junge, hast deine Sache gut gemacht!" rief der alte Brake.

„Das hat er, wirklich! Hier — nun trink auch mal." Adeline winkte Öing heran. —

Die Mädchen servierten.

Overberg packte sich den Teller ordentlich voll. „Man muß immer sehn, daß man 'ne gute Unterlage hat," sagte er zu Claudine Brake, die er zu Tisch führte, und dann sah er zu Settchen auf, die die schwere Schüssel hielt. „Marjo, Settchen, wat haste fürn Ölköppchen!" sagte er vertraulich. Öing kniff seinen Mund ein. Wer war Overberg? Was hatte er? Was konnte er? Formlos. —

Adelinens Blondkopf und ihr tiefer, viereckiger Ausschnitt strahlten über die Tafel. Ihr blaßblaues seidenes Kleid, das hinten geschnürt war, umschloß bis über die Hüften hin, wie eine enge, schillernde Haut, ihren Körper, dann kam die reich geraffte Tunika, und um den Stuhl herum lag bauschig, knitternd, mit unzähligen Falbeln und Frisuren, die halblange Schleppe.

Jetzt erst begann das Fest, jetzt sollten sie alle sehn, was die geborene Hasseloh aus dem Bankiershause geben konnte. Diese steifen, ernsthaften Gutsleute und die staubigen Juristen, in deren Augen, ganz im Hintergrund, das Zurückhaltende, Unduldsame gestanden hatte, als Gerwin sie ihnen zuführte.

Als man beim Hummer angelangt war, machte Overberg eine kleine Pause, „denn — so gut es gemeint ist, Adeline, das Zeugs is nu mal nichts für mich." Und er stemmte die breiten, kurzen Hände gegen das glänzende Damasttuch und erzählte über den Tisch hinweg laut vom Klempner Wittken, der vor einigen Tagen gestorben war. „Das

Digitized by Google

war noch 'n Kerl! Von seinem Lötwasser goß er durch den ‚Alten Klaren'. Schnaps allein tat's nich mehr. Da läßt er mich nu rufen, und ich sitze an seinem Bett und weiß ja, was die Uhr geschlagen hat. ‚Wittken,' sage ich, ‚ja, do kann ik nix mehr bi maken. Se sünd von binnen ratz verbrannt.' Was glaubt ihr, was Wittken antwortet? ‚Här Raot, dat mott over bi Nacht passeert sin, denn bi Dage do heff ik alltied löschket.'"

Alle lachten.

„Ach, Hermann," sagte Claudine, das ernste Gesicht, über das jetzt ein fröhlicher Schein dahinlief, ihrem Manne zuwendend, „du könntest uns doch die kleine Geschichte erzählen — du weißt schon." Es schien ihr, als hätte diese Stunde etwas weggezogen, was sonst zwischen ihr und ihrem Manne stand. Er sah auf den dunkelroten Mund in ihrem bräunlichen Gesicht, den schönen Hals mit dem Granatschmuck, die gelblichen Spitzen an ihrer Brust, die sich auf ein altmodisches, violettes Seidenkleid legten, und wunderte sich, daß sie in siebzehn Jahren immer dieselbe war. Gleich fern. Und nun sollte er eine Geschichte erzählen. Plötzlich.

„Nein, erst ist Gerwin an der Reihe, bis dahin hab' ich's beisammen. Ich bin kein Geschichtenerzähler."

„Ach, wir sind ja ganz unter uns!" rief Adeline.

Die Kinder kicherten. Nur Claus, der Sechzehnjährige, richtete sich gerade auf. Andreas Overberg, Ursula Brake und Hetti hielten gegen ihn zusammen.

„Schön. Also ich stehe neulich im Halbdunkel vor Poggenpoels Gasthaus, da kommt ein Bauer heraus — Otmar, du mußt ihn kennen, es war Drewes aus Eßlohe. Er war steif. Total betrunken. Poggenpoels Willem, der kleine, hält ihm sein Pferd. Er versucht hinaufzuklettern. Und rutscht herunter. Immer vergebens. Schließlich nimmt er einen Anlauf und ruft: ‚Alle vierzehn Nothelfer, helpet mi up dat Piärd!' Ein Schwung und er ist oben — und fliegt an der andern Seite wieder herunter. Ich hab' mich nicht schlecht erschrocken. Drewes aber steht ruhig auf und sagt: ‚Sieben hädden't auk daohn.'"

Er hatte es schlicht, ein wenig steif erzählt, ohne den derben, plattdeutschen Tonfall, der jede kleinste Geschichte seines Schwagers Overberg lustig aufblitzen ließ, und Adeline, die stets fühlte, wenn sie einem Menschen beispringen konnte, und die es allzeit gerne tat, rief laut und heiter: „Oh — oh! Mir fällt etwas ein. Ich erzähle statt Gerwin eine Juristengeschichte. Er tut es nie! Da wollte sich kürzlich eine Kötters-frau scheiden lassen — Gerichtsrat Krahwinkel hat es mir erzählt — —"

„Adeline, alles was recht ist: hier sind Teekessel mit langen Ohren," sagte eine tiefe Stimme, und alle sahen auf Tante Mathilde, die Schwester des alten Brake, die, groß und breit, mit einem blühenden Gesicht, in dem das unterdrückte Gelächter spielte, über den Tisch blickte. „Hernächst, wenn wir den Kaffee trinken! Vergiß es nicht." —

Sie und ihre Schwester Alwine, beide unverheiratet, wohnten in Arnsberg in einem Hause, das ganz mit Schiefer bekleidet war wie mit einem dunklen Schuppenpanzer, auf den sich die grünen Läden der vielrautigen weißen Fenster legten. Flach zurechtgestutzte Bäume beschatteten das obere Stockwerk. Vor der Tür, auf dem breiten Treppenabsatze, standen zwei weiße Bänke, auf denen die beiden alten Brakes-Tanten an jedem warmen Sommerabend nachbarliche Besuche entgegennahmen, während sie die ihnen eigenen Handarbeiten machten, nämlich rotwollene, gestrickte Halsbändchen, die gut gegen die Bräune und alle Erkältungen sein sollten, und lange schwarze Pulswärmer, in deren oberes Ende für die Mädchen Stahlperlen hineingestrickt wurden.

Tante Alwine konnte in diesem Jahre nicht reisen, aber die viel resolutere Mathilde hatte sich spät am Abend des vergangenen Tages noch eingefunden und bei ihrem Bruder, dem alten Brake, einquartiert.

„Wißt ihr," sagte sie langsam mit ihrer lauten, etwas plärrenden Stimme, die mit den Jahren um so vernehmlicher ward, je tauber Tante Alwine wurde, „wißt ihr, da ist in Arnsberg die Rätin Diesterweg, wirklich eine honette, deftige Frau, die hat jetzt ihre Klara verheiratet, die Blonde, die drei Jahre mit dem Auskultator verlobt war, und gerade, als alles bestellt war und alle Welt eingeladen — sie hat noch genau so ein gastliches Haus, wie zu ihres seligen Mannes Zeiten —, da stimmt's nicht ganz mit der alten Mutter. Aber es ging noch so. Sie saß ja doch nur oben auf ihrem Zimmer. Uns gerade gegenüber. Kam nie herunter. Wie wir nun alle bei Tisch sitzen, da kommt Libbet herein, die schon so lange bei Diesterwegs ist, und sagt der Rätin was ins Ohr, und die Rätin nimmt einen Teller, legt ein halbes Hähnchen darauf und sagt: ‚Bring das der Mutter, und sie soll es sich gut schmecken lassen.' — ‚So 'ne prächtige Frau,' sagt Doktor Segers, und alles geht seinen Strang weiter. Hernächst schickt die Rätin noch Pudding hinauf, und Libbet bestellt, sie sollte man ja viel Sauce geben, das Hähnchen wäre schön zart gewesen. Ja,

Digitized by Google

Die Kranzlerecke Unter den Linden zu Berlin. Gemälde von Kurd Albrecht

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

und was glaubt ihr? Am andern Tag, als alle abgereist waren, hörte man, die alte Mutter wäre gestorben, gerade vordem Libbet herunterkam. Jedwereinen glaubte, die alte Mutter ließe sich einen Gang nach dem andern heraufbringen, und freute sich, und das junge Paar reiste lustig ab. Da kann man noch sagen: das war eine verständige Frau."

„Ja—aa," sagte Maria Overberg etwas lang, „es kommt mir doch merkwürdig vor."

„Merkwürdig? Ollen Schnickschnack! Rücksichtsvoll war's."

„Das meine ich auch wohl," sagte die alte Frau Brake versonnen.

Ihr Mann schwenkte den Rest seines Weines im Glas herum und trank ihn aus. Er sah, daß Katrin mit der Bratenschüssel an der Tür erschien, und wie Oing, mit der Miene des Kenners, eine Serviette um die Sektflasche schlang.

Das war bisher keine Sitte gewesen. Sekt? Nun mußte er reden. Er stand auf, sah seine Kinder an, die nächste Generation, die erntete, die es leichter hatte — seine Tochter Maria ausgenommen — und auf die frisch emporschießenden Enkel, denen Kraft und Übermut aus den Augen sprang, auf die lachenden Gesichter ringsum, die gesunden Glieder, und er fühlte, daß in den Köpfen da Gedanken wohnten, die ganz selbständig ihren Weg gingen. Die Hand umfaßte den Fuß des alten Pokals, und er begann ruhig und einfach zu ihnen zu sprechen, zuerst von der Ehre, einer der alten eingesessenen Familien ihres Heimatlandes anzugehören, einer Ehre, die nur durch Ehre aufzuwiegen sei, durch den hohen Begriff von Anständigkeit, Zuverlässigkeit und Treue, der so fest zu ihnen allen gehören müsse wie ihr Atem und ihr Herzschlag, der ihnen im Blut liegen müsse wie Eltern- und Kindesliebe. Er sprach von den Vorfahren und von den Stiftern dieses Festtages, gedachte des ersten und des jüngsten Brake, von denen man nicht viel mehr als den Namen kenne — — und als ob Truta nur auf dieses Zeichen gewartet hätte, erschien sie mit dem kleinen Dietz auf dem Arm, ging mit strahlenden Augen geradeswegs auf den alten Brake los und gab ihm das Kind auf den Arm, just als er sein Hoch ausbrachte. Und der Kleine schrie aus Leibeskräften mit.

Oing stand stramm aufgerichtet neben der Tür; durch die Furche, die um Nase und Mund eingegraben war, lief ein kleiner blitzender Tropfen. Er wischte ihn hastig weg, ging auf Adeline zu, die im Glück prangte wie ein sommerlicher Rosenstrauch, und sagte in seiner unabweislichen, ehrfurchtsvollen Art: „Mit Verlaub, Frau Kreisrichter, Katrina läßt fragen, ob zuerst das Eis oder die Marktorte gereicht werden soll," und mit dieser sachlichen Frage und seiner unverrückbar korrekten Haltung brachte er all das Gelockerte an der ihm unterstellten Tafelrunde wieder zum Stillstand.

88 88 88

Damals gab es in der Altstadt noch tiefgründige Gärten, mit Wällen von Grün und dicht umbuschten Wandelhallen, mit einer Last von Blumen und Obst, und Veilchen auf breiten, halbüberwucherten Mauerresten. Nachtigallen schlugen in diesen Gärten.

Und der wildeste, schönste, grünste Garten schloß sich an das Haus, das die alten Brakes bewohnten. Er stieg von einem baumbeschatteten Hofe, auf einem festen, breiten Fuße, zu dem einzigen geräumigen, hellen Stockwerk empor, über dem sich noch ein ausgebautes Dachgeschoß an den Giebelseiten über die weißen, großen Haustüren schob. Eine hohe, ausgetretene Steintreppe führte vom Hof aus, der mit Mauer und Tor nach der Georgskommende hin abgeschlossen war, zur Eingangstür hin.

Geradeaus lag die zweite Haustür, die oben im Halbkreis gerundet und fächerförmig eingeteilt war. Sie führte ebenerdig in einen langen, zu beiden Seiten mit Hainbuchen eingefaßten Weg. Er war auf den Resten der alten Stadtmauer angelegt und führte auf ein Plateau, das von vielen mit Buchsbaum eingefaßten Blumenbeeten und kleineren Rasenflächen bedeckt war, über die sich Obstbäume breiteten.

Das Plateau aber wurde zu einem Berg mit hoch- und tiefgelegenen Wegen, je nach den willkürlich zurückgebliebenen Resten der Stadtmauer. An einer Stelle senkte sich ein Weg tief unter die Mauerhöhe hinab, und in seiner Mitte war eine grüne, schmale Pforte. Wenn man sie öffnete und eine halbverfallene Steintreppe hinabging, kam man in Brakes Gemüsegarten und ans Flußufer. Auf dem mit Blumenduft und Stille überhauchten hohen Plateau stand ein altmodisches Gartenhaus. Es hatte einen ganz weißen Saal mit abgebröckelten Malereien. In der Mitte des Saales stand ein ovaler, wurmstichiger Tisch, auf dem meistens allerlei Gartengeräte lagen. An den Wänden standen hochlehnige, schmale Stühle mit verblaßten Goldverzierungen.

Ganz am Ende des Blumengartens auf der höchsten Spitze der Mauer ein kleiner Pavillon, dessen Wände steil mit der Stadtmauer zusammenfielen. Die kleinen Overbergs-Kinder erfaßte ein Schwindel, so oft sie durch das zum Wiesengrund gerichtete

Digitized by Google

einzige Fenster sahen. Jenseits der Wiese, auf der Kühe weideten, lief der alte Wall, die Promenade, deren dichter Lindenkranz sich um die ganze Altstadt legte.

Aber die Wunder des tiefgründigen Gartens waren noch nicht erschöpft.

Hatte man das Ende des Buchenweges erreicht, dann konnte man, statt nach links zum Blumengarten, der so recht ein Sommerland war, auch nach rechts zu einer Holztreppe abbiegen. Sie führte am Abhang hinunter in einen sehr großen, nur notdürftig gepflegten Garten, der in gleicher Höhe mit der Georgskommende lag. Eine Mauer schloß ihn nach der Straße zu ab. In die Stadtmauer hinein waren Kellerräume gebaut, Geräteschuppen, Vorratskammern, und es gab einen unterirdischen Gang, dessen Ende völlig verschüttet war.

Von diesem tiefliegenden Garten, der fast immer blau überschattet war, ging eine herbstliche Melancholie aus. Er hatte etwas Verlassenes, Kühles. Oben im Blumengarten saß der Sommer mit gläsernen Flügeln und spielte die Flöte. Unten am Flusse war ein ewiges Sprießen und Grünen. Da lag der Frühling im Grase und sah in die Wolken hinauf. Und alles durfte sich ausbreiten, wuchern und zum Himmel emporwachsen. Die alten Brakes und ihre Gärtnersleute verkürzten keinem Busche und keinem Baume den Lebensüberschwang, solange sie nicht anderes erdrückten.

Dieses nun war das Paradies aller Brakeschen Kinder, der aus der Hollenbeckerstraße und der Overbergs und auch der Heldener, wenn sie einmal zu Besuch kamen.

Nein, Maria Overberg hatte recht, ihre Kinder hatten keine rechte Jugend gehabt, solange die alten Brakes noch nicht im Hause an der Stadtmauer wohnten. Und wie sollte der Übermut von Adelinens Kindern sich austoben, wenn er in einen so kleinen Ziergarten gesperrt war wie der am Schlaunschen Hause? Es war gut, daß die alten Brakes dieses große Anwesen gemietet hatten, das zum dritten Teil Arnold Overberg gehörte, denn es war sein Elternhaus. Ein Bruder von ihm war Pfarrer auf Sankt Mauritz, und seine Schwester war auswärts mit einem Apotheker verheiratet.

Keine guten Verhältnisse und Schulden auf dem Hause ...

Über alles das und sehr vieles mehr sprach Maria mit ihrer Mutter, während sie im Hainbuchenweg auf- und abgingen.

Frau Brake war von jeher schweigsam und zurückhaltend gewesen, auch ihren Kindern gegenüber. Nun sie aber älter war, aus allen Sorgen und Pflichten einer Gutsfrau herausgenommen, und ihr Mann, wie Truta kummervoll feststellte, immer „abständiger" wurde, kam es vor, daß sie lange Gespräche mit ihrer Tochter Maria führte, nicht so sehr um ihretwillen, als vielmehr aus dem Wunsch heraus, Maria zu beweisen, daß sie dennoch — trotz allem, was dagegen sprach — immer mit ihren Kindern gelebt hatte.

Denn Maria war die einzige, die sagte, wie es ihr ums Herz war. Und es war kein zufriedenes Herz. Ihre schwere Gegenwart, ihre unselige Gabe, nicht vergessen zu können, hatten sie alle die Jahre so sehr bedrückt, daß es für sie ein beruhigendes Ausströmen ihrer ganzen, von tausend Hemmungen gleichsam aufgestauten Natur war, sich bei ihrer Mutter auszusprechen.

„Und du kannst mir sagen, was du willst, Mutter, es ist doch, weil Mila Bruhn wieder zu Hause ist. Claudine und Hermann waren fremder zueinander denn je. Höflich, ja, höflich, das ist's ja gerade. Das sind sie immer. Von Herzlichkeit keine Spur. Nur einmal, bei Tisch, als Hermann den Witz erzählen sollte — mein Gott, und wie schlecht erzählte er ihn — da taute Claudine auf. Aber sie kroch gleich wieder in sich zurück."

„Ich fand, sie sah sehr schön aus."

„Gewiß, Mutter, ja, aber davon sprechen wir doch gar nicht. Mila Bruhn, bedenke doch nur, sie ist nun Witwe, ist wieder in seiner Nähe — und er hat sie geliebt!"

Maria sah durstig in die Zweige hinauf.

„Geliebt? Ja Kind, was man so nennt. Wenn du älter bist, denkst du anders darüber. Treue, Zuverlässigkeit, Anständigkeit, das ist's. So wie Vater neulich sagte." Frau Brake strich mit der flachen Hand über ihren Scheitel und dann ein paarmal an der schwarzen Atlasschürze hinunter.

„Nein, ich kann es nicht glauben," sagte Maria Overberg heftig. „Du, Mutter, du — weißt du denn wirklich nichts von alledem?"

„Möglich, daß ich es nicht so genau weiß." Ein Lächeln flatterte durch die ruhige Stimme. „Siehst du, man war früher einfacher. Und hielt sich an den lieben Gott. Das ist die Hauptsache."

„Das mit dem lieben Gott?" Maria sah groß, mit erkalteten Augen, auf ihre Mutter.

„Gewiß. Es ist die Hauptsache." Aber Frau Brake fühlte, daß ihre Tochter etwas Persönliches, Nahes suchte, und deshalb fuhr sie fort, sanft und klug von ihrer eigenen Jugend zu sprechen, so als ob man verblaßte Bilder aus einem Schubfach hervorholt, und endete: „Man soll keine unmöglichen Anforderungen stellen."

Digitized by Google

„Nein."

„Immer das Gute herausſuchen —"

„Ja. Gewiß."

„Sich nicht mit andern vergleichen."

„Ja. Und immer an die denken, die es ſchlechter haben. Ich weiß."

„Kind, du mußt dir das abgewöhnen. Dieſes ‚ich weiß' klingt ſehr wenig gut."

‚Ich weiß', wollte Maria ſagen, aber ſie ſchwieg. —

Sie gingen in den Sommergarten und ſetzten ſich auf eine Bank. Ein Apfelbaum breitete ſeine Zweige über die beiden Frauen. Sein Blattwerk war von einer weißlichen, dunſtig-warmen Wolke umfloſſen. Die Raſenfläche zu ihren Füßen war ſtark niedergetreten.

„Die ganze kleine Geſellſchaft war hier," ſagte die Großmutter lächelnd, „deine vier Jüngſten mit Monika und Ella."

Marias Gedanken waren in ganz anderen Dingen verankert. Sie ſetzte ſich ſchräg auf die Bank und ſah ihre Mutter aufmerkſam an. „Ich ſagte dir doch, daß Mila Bruhn wieder zu Hauſe iſt!"

„Ja — und was weiter?"

„Mutter, tu mir die Liebe an und ſprich nicht ſo nebenher darüber. Es iſt doch furchtbar ſchwer für Hermann."

„Das denkſt du, weil du alles ſo ſchwer nimmſt. Glaub mir, mein Kind, Hermann hat dieſe Jugendgeſchichte längſt vergeſſen, und Claudine ebenfalls. Ich habe niemals eine Verſtimmung zwiſchen den beiden bemerkt."

„Nein, das war nicht möglich, denn es ſtimmte niemals mit ihnen."

Frau Brake wurde ungeduldig, ihr Geſicht färbte ſich lebhaft. „Da hört ſich aber alles auf, Maria. Wie kannſt du nur ſo etwas ſagen?"

„Ich ſehe und fühle das. Aber ich wollte dir nicht wehetun. Könnteſt du mir nicht erzählen, wie damals alles kam? Ich war achtzehn Jahre, als Hermann heiratete. Er war dreiundzwanzig, Claudine um zwei Jahre älter, und Mila — Gott, Mila! Wenn ich bedenke, wie übermütig ſie war, wie flott und lebendig, und wenn ich mir dann Claudine vorſtelle! Weißt du noch, wie ſteif und langſam ſie immer aus dem Wagen ſtieg, wenn ſie von Elmeringhuſen kam?"

„Dann war ſie eben lahm gefahren."

„Ja, lahm, das iſt es. Lahm war ſie. Weiß Gott!"

„Kind, du weißt gar nicht, was du daherredeſt," ſagte Frau Brake und klopfte dabei begütigend auf Marias Hand. „Es geht nicht an, daß du dich um alles aufregſt und ſorgſt. Du haſt ſieben Kinder und einen großen, ſchwierigen Haushalt. Du reibſt dich noch ganz auf. Ich weiß gar nicht, was das iſt, daß immer etwas in dir arbeitet. Von mir haſt du es nicht und von Vater auch nicht. Es iſt auch gar nicht Brakeſche Art."

In Marias Augen traten Tränen. Sie war es nicht gewohnt, daß man teilnehmend und verſtändnisvoll mit ihr ſprach.

Frau Brake ſah eine Weile in ihren Schoß, drehte an ihrem Trauring und dann ſagte ſie: „Das mit Mila war ganz unmöglich. Du haſt ſie gern gehabt, wir auch. Aber eine Proteſtantin! Daran war gar nicht zu denken."

„Und ſie war arm," ſagte Maria wie zu ſich ſelbſt.

„Sie war arm, ja."

„Und nun iſt ſie eine kinderloſe, vermögende Witwe."

„Ja. Aber ſie iſt Proteſtantin. Du mußt einſehen, daß es nicht ging. Ein für allemal nicht!"

Über Marias offenes Geſicht zog etwas wie ein überlegenes Mitleid.

„Hermann hatte es damals nicht leicht. Wir alle nicht. Auf Helden konnte es ſo nicht weiter gehen. Der Hof brauchte Geld. Doch wenn Mila Bruhn noch ſo reich geweſen wäre, ſie konnte niemals unſere Schwiegertochter werden."

„Ja, ich glaube es," ſagte Maria ſtill vor ſich hin.

„Da war nun die lange Freundſchaft mit Claudine und ihren Eltern, überhaupt mit allen Brakes to der Uchte. Es war doch Familie von Vater und von mir, wenn auch nicht nächſte Verwandtſchaft. Das hätte mir nicht gefallen. Und ich wußte, daß Claudine von Kindheit an unſerem Hermann gut war."

„So?" Maria hob den Kopf. Ihre Augen verdunkelten ſich. „Das ſagſt du mir erſt heute?"

„Ja, man ſoll über ſo etwas nicht ſprechen." Es war Maria, als ob eine Kühle ſie anwehte.

„Wenn du das meinſt, Mama. Man kann anderen aber unrecht tun, wenn man nicht weiß ..."

„Nur wenn man ſich zu viel in anderer Leben hineinbegibt."

„Es iſt doch mein Bruder!"

„Ich erzähle es dir ja auch jetzt. Claudine, die dir ſo kalt erſcheint und die ſtets viel Vertrauen zu mir hatte, kam eines Abends zu mir und ſprach ganz offen mit mir. Es wurde ihr nicht leicht. Da wußte ich, daß unſerem Hermann und uns allen nichts Beſſeres widerfahren könnte, als wenn

Digitized by Google

Claudine Gutsfrau auf Helden würde. Und danach habe ich gehandelt. Und es war gut —"

„Es ist beneidenswert!"

„Was?"

„Wenn man seiner Sache so sicher ist."

„Ja, in diesem Fall bin ich meiner Sache ganz sicher. Und da ich einmal so vertraulich zu dir spreche: Claudine hat mir vor ihrer Abreise nochmals gesagt, daß sie nichts ungeschehen wünschte."

„Die Glückliche!"

„Das ist nun so recht du, Maria! Ich bin beneidenswert, Claudine ist glücklich — nun auf einmal! — und du, nur du steckst in der Trübsal." Frau Brake sah mütterlich aus und rückte näher zu ihrer Tochter.

„Elise — wo seid ihr?" rief Mathilde Brakes tiefe Stimme. Sie bog aus dem Buchengang zum Sommergarten hin.

„Aber Hermann!" sagte Maria rasch.

„Ja, Hermann?" Frau Brake stand auf und ging ihrer Schwägerin entgegen.

88 88 88

Maria Overberg ging träumerisch durch die Georgskommende und weiter zum Krummen Timpen.

Ihr blaues Foulardkleid mit den Volants schwang um ihre feinen Glieder. Sie schien nichts zu sehn. So wanderte sie durch die gewundene Gasse der Althändler, neben kleinen Winkelkneipen vorüber, an übelriechenden Höfen vorbei — und sie hob nicht einmal ihr Kleid.

Aus der Kürassierkaserne kamen zwei Offiziere. Der eine, große, verabschiedete sich schnell von seinem Kameraden. Er ging zu Maria Overberg hinüber, grüßte, klappte die Hacken zusammen und sagte knarrend: „Gnädigste im Krummen Timpen?"

Maria sah auf, und Freude überflog ihr Gesicht. „Ja, es ist eine Abkürzung. Ich komme von meinen Eltern."

„Gnädigste gestatten?" Er ging mit ihr weiter.

„Denken Sie nur, Volkmar," — ihr Lächeln wurde warm und berückend, sie sah ganz jung aus, — „gerade war ich in Bilstein und sah uns über die Schloßmauer laufen, Sie, Arnulf und mich."

„Lieb von Ihnen, Ria, sehr lieb."

Sie nannte ihn bisweilen beim Vornamen. Das gab ihm ein Gefühl von Wehmut und Begehren. In der Gesellschaft trafen sie sich nie.

Als Volkmar von Twersen vor dem Eingang zum Doktorhause in der Frauenstraße Maria die Hand reichte — eine schöne Aristokratenhand —, da waren die gemeinsamen Jugenderinnerungen der beiden blühende Gegenwart.

Maria lehnte einen Augenblick zögernd an der schweren braunen Tür. Die weichen Linien der blauen Seide, das blonde Haar, das anmutig Gelöste, Freudige in ihrem etwas schwärmerischen Gesicht, ihre Zartheit und Erregbarkeit, alles das machte sie in dieser Abendstunde voll Schmelz und Stille anziehender als eine sehr schöne und sehr junge Frau.

Volkmar von Twersen hatte ein Gefühl, als müsse er sie nehmen und trösten und küssen. Er war ein einfacher, gerader Mensch und konnte in dem Augenblick des zögernden Abschieds nichts anderes denken.

Dann wandten sie sich voneinander ab.

Er hatte Maria vor zwei Jahren wiedergesehen. Kurz nachdem ihr jüngstes Kind zur Welt gekommen war. Sie saß im Schloßgarten auf einer Bank, und in dem goldgrünen Licht, das durch das spielende Blattwerk rann, sah sie außerordentlich fein und empfindsam aus. Sie winkte ihm freudig zu, er trat vor sie hin, und so hatten sie mit einemmal die Grenze überschritten, die der Kastengeist dieser Stadt ihnen zog. Sie saßen nebeneinander und unterhielten sich.

Nach einer Weile kam die Magd mit fünf kleinen Kindern, und nun schien ihm diese Frau, die nichts von der Kraft und selbstsicheren Heiterkeit einer richtigen Kindermutter hatte, doppelt rührend. Sie erlitt ihr Leben, das fühlte er trotz der Innigkeit, mit der sie das Jüngste liebkoste und an ihrer Seite behielt, während sie die Magd mit den anderen Kindern fortschickte.

Es fiel ihm ein Lied ein, das seine Mutter gesungen hatte, und er sagte es ihr. Diese Freude und Dankbarkeit in ihren hellen Augen, die, wie er später wahrnahm, so matt, angestrengt und abwesend sein konnten! Sie hatte ein Buch aus dem Kinderwagen hervorgeholt, einen Gedichtband, und mit seinem Bleistift hatte sie den Rand einer Seite mit seinem Liede beschrieben.

„Dort hoch auf dem Berge,
Da wehet der Wind, -
Da sitzet Maria und wieget ihr Kind. —
Sie wiegt es mit ihrer schneeweißen Hand
Und braucht dazu kein Wiegenband.
Schlaf ein, schlaf ein,
Lieb Kindelein."

Seit dieser Zeit war er niemals ganz von ihr frei geworden. Er vergaß sie. Aber wenn er sie sah, fühlte er eine tiefe Zärtlichkeit, die aus seiner Kraft geboren wurde und aus der Erinnerung an das kindliche, in seiner Lauterkeit und seelischen Leidenschaft hinreißende Mädchen, mit dem er jahrelang alle Ferienwochen hindurch gespielt hatte.

Er versuchte es, ihr fremd zu werden; es

Digitized by Google

gelang ihm nicht. Wenn er sie begrüßte, redete er sie in herkömmlicher Art an, ja, er bemühte sich, einen recht leichten Ton zu finden, der mehr entfernt als Zurückhaltung; aber Maria, die Unbefangene, in viele Sorgen und Gedanken Verlorene, bemerkte es gar nicht. Immer nur diese Freude und Dankbarkeit auf ihrem Gesichte, unter dessen Oberfläche etwas Zitterndes, Zerrinnendes lag, etwas, das zu sagen schien: ‚Sieh nur, ich kann gegen dieses Leben nicht an, ich sinke zurück. Aber wie froh bin ich, wenn du kommst!'

Und Volkmar von Twersen wußte, daß tief in dieser Frau eine unverletzliche Reinheit wohnte. Weil er ihr nichts sein durfte, nicht einmal Freund, deshalb mied er sie. Kam sie aber über seinen Weg, dann war es unmöglich, nicht ihre Hand zu ergreifen, nicht jene Stimme zu hören, in der etwas vom Gesang der Jugend war. Diese Stimme konnte mißmutig und krank sein, überreizt und müde, doch es gehörte so wenig dazu, und sie wurde klar und singend.

Begriff denn niemand unter all den Menschen, mit denen Maria lebte, was ihr not tat? Bei irgendeinem Menschen ausruhn können, ganz sie selbst sein, und das strahlende, hochstrebende Mädchen wäre wieder zum Vorschein gekommen. Nur einmal Antwort hören auf die Fragen, mit denen sie sich trug, einmal das Echo ihres eigenen Wesens finden: und das Gehetzte, die Bitterkeit wären von ihr abgefallen.

Volkmar von Twersen gehörte nicht zu den Menschen, die sich viele Gedanken machen, aber er war empfindungsstark und er hatte nicht so gelebt, daß er das Gefühl für seine Frauen verloren hätte, und dieses sichere Gefühl gab ihm mehr Aufschluß über Maria, als Worte es vermocht hätten

Er wehrte die Frage von sich ab, ob er diese Frau liebte, doch er wußte, daß ihm keine so liebenswert erschien wie sie. Er fühlte, daß eine erdgewachsene Leidenschaft in ihr war, mit Gebrochenem seltsam gemischt, daß eine eigentümlich starke Geistigkeit in ihr lebte, die ihr Sinnenleben verzehrte, und daß dieses Sinnenleben dennoch mit einer Plötzlichkeit, die kaum Übergänge und Schattierungen kannte, auflodern konnte, und daß es ein großes Erlebnis gewesen wäre, diese Frau zu besitzen. Vielleicht nicht, um sie zu behalten, aber um dem rein und tief Bewegten ganz nahe zu kommen, das in ihr flutete, um in ihr das zu umarmen und zu verehren, was wie ein Ausstrahlen der eigenen Seele in den seltenen Stunden der Erhebung war.

Diese Empfindungen überwölbten seine gute, frische Alltäglichkeit, so oft er mit Maria zusammentraf, und er wußte das nicht besser zu zerstreuen, als wenn er unter seine Kameraden ging, in die Reitbahn, oder in die Kaserne. Da war das Kasino: Korff würde da sein, Fürstenberg und Kerssenbrok —

Als Maria die Haustür öffnete, drang ihr der Geruch von angebrannter Milch entgegen. ‚Da komm' ich schon wieder mal zu spät!' dachte sie ergeben. Sie hatte es nie verstanden, die Zeit richtig einzuteilen.

Die Kinder saßen lärmend und ärgerlich um den Tisch, auf dem ein Wachstuch lag. Niemand wollte die angebrannte Suppe essen. Stina, das Zweitmädchen, hatte das Brot aus der Küche geholt und schnitt eine Scheibe nach der anderen herunter. Neben ihr stand ein Topf mit Apfelkraut. Alles das sah so ungepflegt aus.

Annette, die einzige, die Maria sorgen half, war mit dem kränklichen siebenjährigen Lutz in Helden. Claudine hatte die beiden mitgenommen. Der Älteste, der vierzehnjährige Heinrich, aß gemeinsam mit den Eltern. Hier saßen nun Clemens, Dietmar, Beate und auf einem hohen Kinderstühlchen Mimi, die längst im Bette sein mußte.

„Weshalb ist sie nicht oben?" fragte Maria erregt und streichelte das müde Köpfchen.

„Wir haben doch Wäsche," sagte Stina trotzig, und mit einem Male konnte Maria nichts mehr von all dem sagen, was in ihr emporquoll. Ja, es war der Waschtag, und sie hatte es ganz vergessen.

Sie hob das Kind auf ihre Arme. „Ihr braucht die Suppe nicht zu essen. Gib ihnen Milch, Stina, es muß noch was da sein, und koch' jedem ein Ei. Ich komme gleich wieder."

Im zweiten Stockwerk hatte ihr Mann ein großes, gemütliches Wohnzimmer mit vielen Bücherregalen, einer Pfeifensammlung und alten Schmetterlingskästen. Der Schreibtisch stand in der Mitte des Zimmers, war stets vollgepackt mit allerlei überflüssigem Kram, denn Arnold Overberg pflegte nicht zu schreiben, und neben diesem Schreibtisch stand ein tiefer, breiter, eigens für Overbergs umfangreichen Körper gebauter Sessel. In diesem Sessel verbrachte Overberg die Hälfte seines Lebens.

Auch jetzt saß er breit da, die Beine von sich gestreckt. Der Bauch ruhte auf dem Sessel, der eine Arm auf der Seitenlehne, der andere hielt eine lange Pfeife. Seine Augen waren geschlossen.

„Sieh," sagte er, mit den Lidern zwinkernd, als Maria eintrat, „da bist du ja."

„Wo ist Heinrich?" fragte sie. Sie hatte

Digitized by Google

ihren Mann oft gebeten, ihr die Sorge für den Ältesten ganz abzunehmen.

„Heinrich?“ Overberg paffte ein paarmal. „Wo soll er sein? Was weiß ich? Auf dem Neuplatz, bei einem Freund, oder so.“

„Ist er auch nicht während des Silentiums auf die Straße gegangen?“

„Ich weiß nicht. Nee — glaube nicht.“

„Beachte ihn doch mehr.“ Sie ging in das Nebenzimmer, einen widerwilligen Ausdruck um den Mund. Sie konnte den Anblick des starken, trägen Mannes oft kaum ertragen.

Unten tobten die Kinder. Gewiß hatte Stina wieder irgend etwas nicht recht gemacht, oder es war ein Zank ausgebrochen. Ja, wäre Annette hier gewesen, dann läge Mimi im Bettchen und die da unten hielten mehr Ruhe. — Und während sie schnell ein Hauskleid anzog und die Kleine besorgte, gingen ihre Gedanken nach Helden.

Sie sah die siebzehnjährige Ehe, in der zwei Menschen nebeneinander herlebten. Und wie sie sich das ausmalte, lebhaft, alles aus dem eigenen Herzen heraus empfindend, da steigerte sich der Gedanke noch in ihr, daß Claudine, trotz allem, eine glückliche Frau sei. Denn sie trug das eine, Große mit sich herum. Wie mußte das nur sein, zu lieben! War es nicht merkwürdig, daß ihre Mutter nicht darum wußte? Und sie, Maria, die nichts erlebt hatte als ihre törichte frühe Verlobung und dann eine Ehe, die ernüchtert hatte, tief, tief herabgestimmt — sie wußte es genau, daß es etwas hinreißend Schönes auf der Welt gab. Nichts, gar nichts hatte das mit Gebet, Arbeit, Pflichterfüllung und mit all den vielen Tugenden zu tun; nein, einzig wichtig war, daß ein jeder neben seiner Lebensarbeit einmal auch seine große Liebe fand — —

Unten schlug eine Tür. Sie hörte die grobe Stimme ihres ältesten Sohnes. Jetzt kam er die Treppe herauf. „Gibt's noch nicht bald was zu essen?“ rief er laut und kam herein. Er roch nach Tabak.

„Du hast wieder geraucht, Heinrich.“

„Noch schöner! Ich werd' doch wahrhaftig rauchen dürfen, ich bin alt genug.“

Maria schwieg. Der Junge setzte sich rittlings auf einen Stuhl. „Übrigens hat Vater nichts dagegen.“

„So? Davon weiß ich nichts,“

„Na,“ sagte Heinrich ungeduldig und zuckte die Schultern, „dann nicht!“

„Wie kannst du so zu deiner Mutter sprechen?“

„Ja, wenn du mir damit kommst.“ Aber er milderte seine Stimme, stand auf, spielte ein wenig, halb verlegen, mit den Händchen der Kleinen, und dann ging er in des Vaters angrenzendes Wohnzimmer.

Er ließ die Tür offen stehn. Tabaksqualm drang herein.

„Was war denn?“ sagte Overberg.

„Oh — Mutter ist mal wieder gegen das Rauchen.“

„Ach was, Maria, das schadet dem Jungen doch nichts. Ich als Arzt muß das wissen. Ostern kommt er auf Obersekunda, da darf er ohnehin rauchen. — Übrigens, Maria, hör' mal! Ich erzähl' dir was, ich hab's neulich am Stammtisch gehört, vom Direktor Dreesmann. Da bringt ein Bauer seinen Jungen und läßt ihn für die Untersekunda prüfen. Der Bengel fällt aber durch. Als Dreesmann das dem Alten sagt, sieht der ihn so recht wehleidig und bittend an und sagt: ‚Oh, niemmet Se em doch up de Sekunda, he smöket so gärne!‘“

Vater und Sohn hatten sie soeben noch abgestoßen, aber als Overberg die kleine Geschichte in seinem drolligen Tonfall vorbrachte, mußte sie lachen.

Sie stand gerade am Waschtisch vor dem Spiegel und trocknete sich die Hände ab, und als sie ihr lachendes Gesicht sah, wurde ihr auf einmal leichter ums Herz.

‚Ja, ja — was denke ich mir da wieder zusammen?‘ dachte sie tadelnd. ‚Es ist doch ganz nett bei uns.‘ Sie ging in das Wohnzimmer ihres Mannes und fand, daß es behaglich aussah. Sie lehnte sich gegen den Schreibtisch, immer noch lächelnd.

„Ich hab' noch einen Witz vom Direktor. Fein, sage ich dir. So 'n recht sturer, guter Witz. Ihr kennt doch Jodokus Tombrink, den mit den Sommersprossen. Sein Junge hat ein Stipendium aus 'ner Familienstiftung, bloß er darf nicht zweimal sitzen bleiben. Aber der Bengel nimmt sich nichts davon an. Als nun Ostern herankommt, läßt der Direktor den alten Tombrink kommen und sagt ihm, der Junge müßte abgehn, mit der Versetzung auf die Quarta wär's wieder nichts; da sagt Tombrink: ‚Laotet Se em doch up't Gymnasium, he is so nett an't Verbeinen.‘“

„Oh, Arnold, das hast du selbst erfunden!“ rief Maria lachend.

„Nein, wahrhaftig nicht. Die Witze aus dem Leben sind immer die besten. Die Kerle hier im Münsterland sind großartig. Bände könnte man schreiben!“

„Dann tu's doch, Arnold!“ sagte Maria.

„Ach was! Ich? Nein. Unsinn.“ Er hatte ihre Hand genommen. „Gibt's bald was?“ Maria war zerstreut. Sie dachte daran, was alles hätte sein können, wenn ihr Mann mehr Streben, mehr Energie besäße.

Digitized by Google

Da kam Stina heraufgepoltert. Sie konnte es sich nun mal nicht angewöhnen, leise zu gehen. „Das Essen ist angerichtet," sagte sie. Da gab Overberg sich einen Ruck, legte die Pfeife weg, klopfte flüchtig die Weste ab und ging zuerst aus der Tür hinaus.

⁂ ⁂ ⁂

Haus Helden liegt am Fuße eines buchenbestandenen Berges, gerade so hoch über der Landstraße, daß alle im Tale seine weiße, glatte Stirnseite sehen. Es hat keinen Turm, keinen Erker und keine Veranda. Man tritt von der breiten Mitteltür über zwei Stufen in den flachen, streng eingeteilten Blumengarten. Er ist schmal und ringsum von einer niedrigen Mauer eingeschlossen, auf deren Längsseite vier Statuen, ein Jäger, ein Fischer, ein Säemann und ein Hirt in gezierter, theatralischer Haltung stehen. Der Urgroßvater, dem das Geld leicht durch die Finger rann, hatte sie aufstellen lassen. An den Schmalseiten ist die Mauer ganz und gar von Fliederbüschen überschattet. Und dann kommt der Wald.

Vor der Mitteltür ist ein runder Platz, auf dem ein großer, schwerer Tisch steht. Bei gutem Wetter wird an den Sonntagnachmittagen hier draußen der Kaffee getrunken. Eigentlich nur den Kindern zuliebe und um der Gäste willen, denn die alten Brakes — und mehr noch Hermann und Claudine — liebten es nicht, wenn man vom Tal aus ihre Feierstunden beobachtete. Man erweckte ihrer Meinung nach den Neid der kleinen Leute da unten, die in den Eisenhämmern aus und ein gingen. Sie konnten ein falsches Bild von dem Leben auf Helden bekommen, das doch genau so hölzern in der altgewohnten Arbeitsfurche verlief wie das Leben all der andern auch.

Die kleine Stadt steht abseits. Sie hat nicht viel Platz, sich auszudehnen. Von der einen Seite fällt ein kahler Bergrücken zu ihr hinab, der im Sommer über und über mit schwanken, hohen Heideröschen bewachsen ist. ‚Maria Bettstroh' heißt's im Volksmund, weil zum Herbst hin ganze Wolken seidenzarter, weißer Fasern von den Stauden hinweg ins Land ziehen. Auf der andern Seite schießt die eingeengte Lenne neben den hochgiebeligen, weißen, mit schwarzem Gebälk verzierten Häusern vorüber.

Über Twenhusen aufwärts führte der Weg nach Haus Helden, und hier, an der Landstraße, noch ehe der Wald beginnt, steht seit einigen Jahren eine Art Gartenhaus, quadratisch, mit abgeflachten Ecken, in denen je ein länglich-ovales Fenster sitzt wie ein neugieriger Späher. Die anderen, größeren Fenster haben rundgebogene Scheiben, und das Kommen und Gehen des Lichts sieht durch sie hin und füllt sie mit spielenden Farben, als ob sie Opale wären.

Zwei Sommer lang hatte es leer gestanden, weil es der Frau, für die es gebaut war, nicht gefiel. Es war ihr zu eng, die Berge waren zu nah, das Wasser rauschte zu laut, die Wolken hingen ihr bald zu tief, bald zu hoch, und die Eisenhämmer wollten um ihretwillen nicht stillestehen. Und gerade um dieser Hämmer willen hatte ihr Mann, der sonst mit ihr in einer bequemen Stadtvilla wohnte, das Gartenhaus gebaut. Das Unternehmen machte ihm Freude, und der Sommeraufenthalt in Twenhusen war seine Ferienzeit. Jetzt ließ er sich nur selten sehen und dann wohnte er im Gasthause.

Da kam Mila Bruhn heim. Sie hatte in Frankfurt gelebt, war heiter und anmutig und brachte den ganzen, hier unbekannten Reiz ihres gepflegten, umschwärmten Frauentums mit.

Als in dem Trauerjahr nach dem Tode ihres Mannes alle gesellschaftlichen Pflichten von ihr abfielen, kam ihr eine Sehnsucht nach den heimatlichen Wäldern, nach ihrer herben Luft, nach dem Amtmannshaus mit den ausgetretenen Stiegen, in dem sie groß geworden war, und nach all den vielen Erinnerungen ihrer Jugend. Aber sie vermochte es nicht, wieder zur bescheidenen Haustochter zu werden. Da mietete sie das verlassene Gartenhaus.

Jetzt saß sie in dem einzigen großen Zimmer am Flügel und spielte. Ihre Blicke wanderten über die Lennewiesen, aus denen die Abendnebel emporstiegen und alle harten Umrisse verwischten. Die Bäume hatten einen Teil ihrer Blätter lassen müssen, sie lagen golden und rot um die dunklen Stämme gebreitet, die Berge wuchsen traumhaft in die Wolken hinein. —

Durch den Vorgarten kamen Schritte. Mila hörte eine Männerstimme. Eine triumphierende Freude ergriff sie, aber sie bezwang sich und spielte weiter. Das Mädchen öffnete Hermann Brake die Tür.

„Sieh mal an! Hermann! Endlich kommst du doch einmal herein. Das ist nett von dir." Sie war aufgestanden und ging ihm geschmeidig entgegen. Hermann hätte sie gern gebeten, weiter zu spielen, aber er brachte es nicht über die Lippen.

Weshalb war er überhaupt zu ihr gekommen? Verwünscht! Er hätte es lassen sollen. Den ganzen Tag über hatte er sich mit Holzhändlern herumgeärgert, jetzt kam er von der Bahn, der Zug hatte Verspätung gehabt. Und der Elmeringhusener Brake hatte ihn nicht erwartet. Möglich, daß er

Digitized by Google

oben bei Claudine saß, aber sie hatten verabredet, sich im Gasthause zu treffen. Der Landrat wollte auch kommen. Aber der hatte sich entschuldigen lassen. Der Wirt hatte ihm den Brief übergeben. Alles kam quer.

Während er langsam nach Helden hinauf ging, beruhigte er sich. Es müßte wohltun, jetzt irgendwo in einem gemütlichen Sessel zu sitzen, den Kopf zurückgelehnt, ein gutes, warmes Getränk neben sich — und nur nichts von Geschäften. Einfach ausruhen. Und mal eine ganz andere Luft.

Wie er sich das vorstellte, hörte er das Klingen aus dem Gartenhause. Mila spielte ein Lied oder einen Tanz. Ohne lange nachzudenken, ging er hinein. Er hatte es oft genug versprochen. Nun wollte er sein Versprechen auch endlich halten.

Als er im Flure stand und über sein Haar bürstete, hielt er diesen Gedanken noch ganz fest, aber als er zu Mila hineintrat, wußte er, daß es anders war. Die ganze Atmosphäre, die ihm entgegenkam, hatte ihn hineingezogen. Längst schon.

„Gott, was für kalte Hände du hast," sagte Mila und nahm sie zwischen ihre beiden warmen. „Komm, mach' es dir gemütlich — hier, am Kamin — Marie zündet uns ein Feuer an." Sie ging zur Tür und zog an dem perlenbestickten Klingelzug. Schlank war sie und jung in jeder Bewegung. Sie trug ein enganliegendes dunkelgrünes Kleid, das vorn einen schmalen Samteinsatz hatte, der mit vielen kleinen Knöpfen geschlossen war. Am Halsausschnitt und an den Handgelenken bauschten sich gelbliche Spitzenrüschen. Die schalartige, tiefsitzende Tunika war fest um die feinen Schenkel geschlungen.

„Hoffentlich störe ich dich nicht," sagte Hermann ungelenk, „ich kam vorbei und wollte dich persönlich bitten, am Sonntagabend zu uns zu kommen. Deine Eltern, der neue Doktor und noch einige andere Leute sind auch da."

„Natürlich, ich komme gern!" Sie wandte sich an das eintretende Mädchen. „Marie, bring alles herein, was ich zum irländischen Punsch brauche — und die Lampe! Das Feuer mache ich schon selbst an."

„Aber nicht um meinetwillen." Hermann hatte sich in einen Sessel gesetzt, immer noch in innerer Auflehnung gegen sich selbst.

„I wo! Um meinetwillen natürlich." Mila kniete sich lachend vor den offenen Kamin, nahm einen Fidibus aus einem dunkelgelben, fein geflochtenen Körbchen, um das eine bunte Borte lief, setzte ihn in Brand und hielt ihn unter die Späne.

„Wie es knackt," sagte sie fröhlich. Ihr vorgebeugtes Gesicht war hell beleuchtet. Die kurzen braunen Locken fielen ihr über Stirne und Ohren. Ihr einst sehr volles Gesicht war mit der Zeit schmaler und feiner geworden. Wenn sie lebhaft sprach, wie es ihre Art war, liefen Fältchen um Mund und Augen, aber die Augen waren glänzend und der Mund war voll und frisch.

Hermann begann, gegen seinen Willen, von den Plackereien des Tages zu sprechen.

„Oh — oh — oh!" sagte Mila bedauernd und schüttelte den Kopf. „Das ist ja scheußlich. Überhaupt, daß du in so einer Wirtsstube herumsitzen mußt, das ist doch — —" sie wollte sagen: ‚Das ist doch jetzt nicht mehr nötig.' Er hatte ja seine vermögende Verwandte geheiratet. Aber sie unterbrach sich und sprang behende auf. „Da muß ich schnell mein Büchschen mit Räucherpulver holen, damit dir mal ein anderer Geruch in die Nase zieht. Und auch mir!" Sie schnupperte über seine Schulter weg. „Kalter Rauch! Übrigens, steck' dir doch eine Zigarre an."

„Wenn du erlaubst, gern." Er konnte aus der Steifheit nicht herauskommen.

Das Mädchen brachte Flaschen, Gläser und einen dampfenden Teekessel, unter dem sie die Spiritusflamme entzündete.

Mila begann den Punsch zu brauen. Hermann sah ihr zu, und seine Spannung löste sich. Das war doch die alte Mila. So ein lieber Kerl! Und wie geschickt sie war. Die alten Geschichten lagen wahrhaftig weit zurück. Das mußte man einfach ignorieren. Sie konnte es. Ja, sie hatte sich tüchtig herausgemacht, hatte nichts von der Schwere, mit der er sich herumschleppte.

Mila hatte Rum und Rotwein mit kochendem Wasser gemischt und Zitronensaft hineingepreßt. „Viel oder wenig Zucker?"

„So, wie du es gewohnt bist."

„Meinst du, ich tränke hier im stillen gewohnheitsmäßig Punsch? Ich mache das immer für meinen Vater, wenn er herüber kommt. Jetzt, in diesen Herbsttagen."

„Also so wie für ihn. Ist's nun fertig?"

„I, bewahre! Die Hauptsache kommt noch." Sie ging an einen Wandschrank und nahm eine Flasche heraus. „Saft von schwarzen Johannisbeeren. Das ist der eigentliche Zauber." Sie verrührte alles und schenkte ein.

„So, nun trink einmal, Hermann." Sie selbst nahm einen tüchtigen Schluck.

„Ach, das tut gut! Ich wußte gar nicht, daß du so ein Schlemmer bist!"

„Nicht?" Sie sah ihn schalkhaft an. Ihm wurde heiß. Mit einem Male fielen ihm ihre stürmischen Zärtlichkeiten ein.

„Doch, ja," sagte er und richtete sich auf,

Digitized by Google

Die alte Dorfkirche. Gemälde von Melchior Kern

Digitized by Google

THE L...
OF THE
...INOIS

Digitized by Google

„mit Bonbons konnte man dich immer gewinnen."

„Mich gewinnen!" Sie lachte. „Nein, Hermann, so einen Unsinn wollen wir doch nicht reden. Ja, was gut tut, habe ich immer gern gemocht." Sie saß ihm gegenüber und rückte bisweilen an den Holzscheiten. „Aber du könntest mir mal von deinen Kindern erzählen. Claus kenne ich überhaupt nicht und Ursula und Gerlinde kaum. Nur Richard. Wie ähnlich er deiner Frau ist!"

„Ja, das ist wahr, auch Ursula." Er hatte sich behaglich in den Sessel gelehnt und schlürfte den Punsch. „Claus, das wird mal ein rechter Kerl. Groß und kräftig. Und Energie hat er für zwei. Ich sage dir: was der will, das will er. Da gibt's nichts. Er besucht jetzt eine landwirtschaftliche Schule. Ostern hat er die Obersekundareife. Weiter wollte ich ihn nicht bringen. Er ist nun im achtzehnten Jahr."

„Was, achtzehn?"

„Beinahe."

„Na ja — ich wollte auch sagen! Eigentlich hast du dich sehr früh verheiratet."

„Ja, du weißt doch," er wurde aufgeschlossener, „das Gut, der Wald — und noch allerlei. Na, reden wir nicht davon."

Er hatte in dem Augenblick Claudine ganz vergessen. Mila lehnte den Kopf ins Dunkel. Nein, wie einfach dieser Mann doch war. Fast rührte es sie. Mit seinen grauen Schläfen war er wie ein großer Junge. Man mußte ihn nur mal so allein für sich haben. Nicht immer in Verbindung mit Haus und Hof und der ganzen Sippe.

„Und die Mädels?" fragte sie.

„Du mußt sie doch gesehen haben. Sie kommen jetzt, nach Schluß der Ferien, in die Arnsberger Töchterschule. Da wohnen sie bei den Brakes-Tanten."

„Natürlich habe ich sie gesehen, auch gesprochen. Aber sie weichen mir aus. In dem Alter ist nicht viel mit den Mädchen anzufangen."

Hermann wußte nicht, ob sie eine Anspielung machen wollte. Er war zu unfrei, um gerade heraus mit ihr zu sprechen. Als Mila in Ursulas Alter war, hatten sie all die ersten schönen Torheiten getrieben.

„Vielleicht spielst du ein wenig, Mila, so was hört man hier nie. Die Kinder kannst du dir Sonntag bei uns auf Helden besehn," sagte er, tief Atem holend.

Sie stand ohne Zögern auf und spielte, und er sah ihr helles Gesicht, um das die kurzen Locken hingen. Nein, das war der erste und zugleich der letzte Besuch. Auf solche abseitige Sachen, solche Torheiten wollte er sich nicht einlassen. Besser, sie wäre geblieben, wo sie war, mitsamt all den Erinnerungen, die ihn störten und Claudine zurücksetzten.

Er trank sein Glas leer und stand auf. Mila wandte sich ihm zu.

„Willst du schon fort?"

„Ich muß."

„Na, dann will ich dich nicht festhalten. Grüß' mir deine Frau und Kinder." Sie blieb am Flügel stehn, als er ging. —

„Gott sei Dank — Gott sei Dank," murmelte Hermann Brake vor sich hin, als er draußen war. „Sollte man denken, daß unsereins noch auf solche Sprünge kommt?"

Mila legte sich auf ihre Chaiselongue, zog eine Decke über ihre Knie und träumte. So, so — der Hermann! Nun war er doch einmal ganz allein zu ihr gekommen. Nach mehr als einem Jahr! Sie hatte darauf gewartet, wie man auf ein spannendes Ereignis wartet, um das man weiß.

Furchtbar ernst und ehrenhaft war der gute Hermann. Der saß schön fest in dieser zähen Erde.

Immer dasselbe sehn und hören! Sie hatte es nun genossen, alle vier Jahreszeiten hindurch. Nun wollte sie noch ein wenig bleiben, bis ins neue Jahr hinein, gerade so lange, um etwas Unruhe zu stiften. Claudine und Hermann waren ja schon zu reinen Ahnenbildern geworden. Denen mußte man das Blut mal aufirischen. Sie lachte und drückte sich in die Ecke.

⁂ ⁂ ⁂

„Jä, jä, jä! Nu liegen sie unter die Decken und lachen, daß es bibbert. Albernes lüttes Blagentüg. Ich meine, ihr hättet Koppein und Halsweh und könntet nich schlucken un partout nich in Schule gehn. Jä, jä, jä!" Truta zog die Bettdecke von Monikas Kopf. Die prustete in ihr Kissen.

„Herumgerengstert seid ihr! Immer auf bloßen Füßen! Ich sage ja: nur eben aus dem Zimmer gehn, und wupptich, saust das aus die Betten! Aber in Schülchen gehn — nee, nee, dann quatert und stöhnt einer noch mehr, als der andre. Ellachen, mein Kind, laß mal Füßchen fühlen." Damit griff sie unter die Decke.

„Ganz kalt! Nee, ich sage ja —"

„Meinst du nicht doch, Truta," sagte Adeline eintretend, „daß wir den Doktor holen?"

Die Kinder kicherten. „Onkel Overberg!" Hetti schob den Leib vor, ging schwerfällig vorwärts und setzte sich auf Monikas Bettrand. „So, mein Kind, wo tut es dir nun weh?" sagte sie mit einer tiefen, breiten Stimme. „Im Hälschen? — Ja, ja. Truta, kann ich mal einen silbernen Löffel haben? Soo, sooo — Zunge herunter. Nun sag' mal:

Digitized by Google

‚Ah' — — nun noch mal: ‚Ah, ah.' So ist's gut. Gleichmäßige Wärme und Gurgeln." Sie tat, als ob sie ein Notizbuch herauszöge und etwas aufschriebe. „Soo, sooo. Morgen komme ich wieder." Sie schob sich langsam zwischen den beiden Betten hindurch und versuchte ein Doppelkinn zu machen.

Alle lachten. „Du undöchtige Dän!" rief Truta und versuchte Hetti, die mit wehenden Haaren im Zimmer herumtanzte, zu fassen. Adeline bemühte sich, ernst zu werden und sagte: „Wenn wir Onkel Overberg nicht hätten und überhaupt keinen Doktor, wer weiß, wie es uns dann ginge."

„Oh, das wollen wir nun doch nich sagen," meinte Truta, die stehen geblieben war und jedes Wort lang dehnte. „Büegel in Kinderhänden un Kranken in Doktershänden, de stiäwt so lichte. Das is 'n alt Wort un 'ne alte Erfahrung. Aber davon af: unse Hetti is 'n rechten Spargitzenmaker un so frech, äß en Pöttken voll Mostert."

Hedwig fiel ihr um den Hals und drückte sie. „Das is reineweg nich wahr un ratz gelogen. Bin ich nich dinen gueten, seuten Erzengel? Das hast du mir noch gestern gesagt."

Truta machte sich sanft frei und sah Hedwig bewundernd an. War sie nicht wirklich wie ein Engel mit ihren blauen Augen und den langen, welligen Haaren? „'n Glapster von 'ne Dän biste," sagte sie zärtlich.

Es klopfte hart an der Tür. Ein großer Junge mit wuscheligem, rotem Haar kam herein. Als er Adeline im Dunkel bemerkte, wurde er einen Augenblick verlegen, dann ging er schnell auf sie zu, machte eine tiefe, förmliche Verbeugung und sagte: „Ich habe eine Bestellung auszurichten von Frau Sanitätsrat Overberg. Fräulein Lämmerding, die heute bei Overbergs näht, kann morgen nicht zu Ihnen kommen, Frau Kreisrichter, sie hätte einen schlimmen Finger."

„Das ist mir aber gar nicht recht; wir haben so viel zu tun, und es geht immer reihum. Wenn der Finger gut ist, sind Overbergs wieder an der Reihe," sagte Adeline.

Truta war aufgestanden und schob den Flickkorb fort. „So'n quateriges Ding! De Wittneihersken sind immer quengeliche Porträtts, das weiß ich schon lange. Nun bildet das Lämmerding sich wider ein, der Nagel schwärte ab. Ich geh' nachher noch hin. Nee, Frau Kreisrichter, nich aufregen. Man nur nich. Sie muß den Finger in warmen Grützbrei stecken oder nassen Lehm drauf tun oder die Haut vom Ei. Da gibt's so viele Mittel!" Sie hob beide Hände auf und winkte beschwichtigend. „Ich kuriere ihr schon, und sie kommt."

„Ja, Truta, wenn wir dich nicht hätten," sagte Adeline und stand auf. Es war ihr im Grunde gleichgültig. Sie dachte kaum an ihren Haushalt, sie machte nur gewohnheitsmäßig hier und da einige sorgenvolle Redensarten, weil alle Frauen das tun. „Jan, du gehst vielleicht noch etwas mit zu meinem Mann hinunter." Er war doch siebenzehn Jahre alt, man konnte ihn nicht gut hier oben bei den Kindern sitzen lassen.

„Ich danke sehr, Frau Kreisrichter, ich muß nach Hause."

„Und was schreibt Claus? Wir hören so gut wie nichts."

„Ich auch nicht. Nur durch Adolf Wiedenhagen. Es gefällt ihm sehr gut in Hannover."

Adeline näherte sich der Tür. Jan Temming ging an die Kinderbetten und gab Monika und Ella die Hand, dann Truta und zuletzt Hedwig, die plötzlich alle Herbheit fahren ließ und sich an seinen Arm hängte. „Ich begleite dich noch," sagte sie.

Adeline ging voran, und die beiden folgten ihr die schöne, gewundene Treppe hinunter. Da faßte Jan in seine Rocktasche und hielt Hedwig eine Tafel Schokolade hin. Sie griff freudig zu und drückte seinen Arm. —

Gerwin Brake saß über seinen Akten, aber er schob sie sofort zur Seite, als Adeline hereinkam. „Nun?" sagte er freundlich.

„Ich war oben bei den Kindern."

„Wie geht's denn?"

„Noch ein, zwei Tage und alles ist gut."

Sie trat zu ihm hin und strich über sein Haar. Er nahm ihre Hand und hielt sie fest. „Und wer kam mit dir herunter?"

„Hetti und Jan Temming."

„Temming?" Das gefiel Brake nicht. „Was ist immer mit diesem Temming?"

„Gott! Gerwin! Er ist doch der beste Freund von Adolf und auch mit Claus befreundet. Weshalb denn nicht?" Adolf Wiedenhagen war der Sohn ihrer verstorbenen Kusine.

„Nun, sein Vater ist Lohgerber."

„Wiedenhagen stört das nicht."

„Ja, ihr habt diese demokratischen Neigungen. Und was sagtest du neulich, was der Junge werden will? So'n besserer Maurermeister, Bauunternehmer, was?"

Adeline lachte. „Dazu braucht er aber nicht das Abiturium und die Hochschule."

„Na ja. Es ist doch immerhin ein merkwürdiger Beruf. Irgendein Examen will er sicher nicht machen. Der junge Temming hat sich so an uns attachiert und auch an Wiedenhagens, und schließlich kann man doch nicht mit den Leuten verkehren, die uns ein

Digitized by Google

Haus bauen, denen man einen Auftrag gibt, und so. Das ist doch peinlich, Von dem alten Lohgerber ganz zu schweigen."

Adeline hörte nicht genau hin. Sie wußte, daß für alle Brakes der Mensch mit dem Juristen anfing — es sei denn, man hatte ein Rittergut — und das langweilte sie. „Hör' mal, Gerwin," sagte sie, „das ist doch komisch von dir. Jänsken Temming wird, so wie ich das verstehe, eine Art Künstler. Ich glaube, er will gar nicht ein Haus für uns Bürgersleute bauen. (Das Wort hörte Brake nicht gern.) Er will große, künstlerische Bauten machen. Ich denke, so wie unser Rathaus oder wie die adeligen Höfe und das Schloß. Schlaun, in dessen Hause wir hier wohnen, war ein ganz berühmter Mann."

„Da haben wir's ja, Adeline! Schlaun war General der Infanterie. Daß er nebenbei das Schloß baute und die adeligen Höfe, das war ja sehr schön. So was wird Temming aber nie machen. — Heutzutage! Ich bitte dich! Baumeister — bloß so Baumeister! Nein, ich weiß nicht, es gefällt mir nicht!"

* * *

Je weiter es in die Sauerländischen Berge hineinging, um so dunkler wurde es. Das kleine rötliche Licht unter der Decke des Abteils zuckte hin und her. Der Zug stöhnte und prustete. Kein Wunder. Überall lag Schnee. Hochgetürmt. Vermummte Gestalten hielten die Bahn frei. Sie kratzten immer wieder die Schienen heraus, die wie hungerige Schlangen in die Stille züngelten.

Es war kalt, an den Fenstern standen Eisblumen. Die schoben sich zart und tastend übereinander wie daheim in den Wäldern die Farne und all das Blattwerk. —

Claus sah immer wieder die Augen der Dame auf sich ruhen, die ihm gegenüber, halb aufgerichtet, auf der Bank lag. Sie hatte eine Reisedecke bis zur Brust hinaufgezogen. In dem Netze über ihr und neben ihr auf dem Sitze lagen mehrere verschnürte Pakete. Das erinnerte ihn an Weihnachten. Er fuhr zum Weihnachtsfest nach Hause. Ganz voll von Glück war er, ganz dem Strom von Jugendlust, von unbesiegbarer Kraft hingegeben, der die Gesunden und Blühenden in diesen Jahren trägt. —

Der Kopf war ihm warm von dem langen Alleinsein und den lächelnden, forschenden Blicken der hübschen Frau, von dem Duft, der herüberdrang, sobald sie sich rührte und ihre Kleider ordnete. Viel wärmer aber war sein Herz. Nach den streng geordneten Schuljahren hatte ihn ein berauschender Freiheitsdrang ergriffen. Überall geöffnete Tore, überall ein hinreißendes Vorwärtsdrängen. Er sah Fernen, die zu entschleiern seine Hände zögerten, und doch fühlte er die Seligkeiten, die sie verborgen hielten.

Seit dem Tage, an dem er als erster der neuen Generation die Urkunde bei der Familienzusammenkunft verlesen hatte, war die Veränderung seines Wesens langsam, aber doch so wahrnehmbar aus seinem Gesicht, aus dem Ton seiner Stimme, aus allen Äußerungen seines Geisteslebens zu spüren, daß Maria Overberg, die Empfindsame, die ihr Herz in das Leben anderer ausströmen ließ, still für sich immer wieder sagte: ‚Er steht in Blüte.' Sie liebte ihn sehr, ihren Neffen Claus, der einmal das Haupt der Familie Brake sein würde, an der sie um so zäher festhielt, je mehr sie sich von ihrem Manne und ihres Mannes Art entfernt fühlte; sie legte um so mehr in ihn hinein, als ihr eigener ältester Sohn weit davon entfernt war, dem Bilde zu entsprechen, das sie sich von ihm ausgemalt hatte, als sie ihn noch auf ihren Knien hielt und seine Schritte überwachte.

Und auch Mila Bruhn, die Claus gegenüber saß und ihre Augen kaum von ihm wenden konnte, kam die Vorstellung von einer blühenden jungen Männlichkeit, die in ihrer lauteren Unbefangenheit kaum etwas von sich selbst weiß. Sie hatte ihn an der großen Ähnlichkeit mit seinem Vater sofort erkannt, und doch war er anders als Hermann, dem selbst in jenen jungen Jahren das unverrückbar Althergebrachte anhaftete: eine gewisse Bedächtigkeit und Abgegrenztheit. Aber auch auf dieser jungen Stirne da stand die Brakesche Festigkeit, die Härte, mit der sein Vater sie einst verließ, als er sich davon überzeugt hatte, daß er einen anderen Weg gehen mußte, er, der Erbe von Helden, der Erbe von Traditionen.

Wohl hatte sie es jetzt vermocht, etwas Verwirrung in diese Atmosphäre ehrenfestkühler Sicherheit zu bringen, sie hatte mit Genugtuung wahrgenommen, daß eine gewisse Spannung, etwas Erregendes in die wohltemperierten Räume von Haus Helden gezogen war, aber all die Grundfesten, an denen ihre Jugend zerbrochen wäre, wenn sie nicht gar so tief im Sonnigen gewurzelt hätte, die standen ganz unerschüttert.

Sie ergötzte sich an der Vorstellung, daß in Hermanns und Claudinens geordneten Köpfen einige neue, unliebsame Gedanken kreisten, die sich erst zahm zur Ruhe legen würden, wenn sie längst auf irgendeiner schönen Woge trieb.

Im Gartenhause zu Twenhusen gedachte Mila nicht zu bleiben!

Digitized by Google

Wohin — ja wohin? Das war das ahnungsvoll Vielfarbige.

Sie mochte keinen festen Entschluß fassen, weil alle die Ausblicke, das Spielen mit den Plänen, so wundervoll war. Nein, sie hatte noch nicht zu Ende gelebt. Und sie konnte plötzlich ihre Koffer packen und auf und davon gehen. Leichter, einfacher als dieser junge Mann da. Mit lächelnder Sicherheit.

Als ob sie ihn längst gekannt hätte — und oh, wie gut hatte sie all die Grundlinien gekannt, aus denen diese vollsaftige Jugend da einer größeren Helligkeit entgegenwuchs! — wandte sie sich plötzlich zu Claus hin und sagte: „Nun müssen wir aber bald da sein. Wir haben ja schon über eine Stunde Verspätung — und hier, sehn Sie nur, hier" — sie rieb mit einem Tuch die letzten feinen Verästelungen der Eisblumen fort, die sich von der Ecke des Fensters aus über das Glas hinspannen — „da liegt Haus Helden. Oder nicht? Das muß es doch sein! Man sieht so schlecht von hier drinnen. Wenn wir aus diesem dunklen Huck heraus sind, dann merken wir erst, wie hell es noch ist. Es schneit gar nicht mehr. Oh, ich glaube, es wird ganz sternklar!" Sie war aufgestanden und sprach lebhaft, als ob sie eine lange freundschaftliche Unterhaltung fortsetzte.

„Ja, fahren Sie denn auch nach Twenhusen, gnädige Frau?" fragte Claus überrascht und freudig.

„Ach was, gnädige Frau!" Sie lachte. „Die ganze Zeit über habe ich mich schon mit Ihnen befaßt, Claus. Sie haben mich natürlich nicht erkannt. Ich bin doch Mila Bruhn, die Tochter vom Amtmann Otten."

Er hatte sich Frau Bruhn, von der man hin und wieder sprach wie von einer, die der Heimat ganz entfremdet war, völlig anders vorgestellt. Viel älter und gekünstelt. Das da war Tante Mila? Von der Ursula in ihren kärglichen Briefen jedesmal schrieb, daß sie eine recht ungemütliche Person wäre?!

„Ja, aber wie darf ich Sie denn nennen?" sagte er lachend.

„Das wollen wir mal abwarten," sie wiegte mit komischer Heimlichtuerei den Kopf hin und her. „Das hängt ganz davon ab: vielleicht werden wir gute Freunde, sehr gute Freunde — vielleicht auch nicht." Sie fühlte sich so lebhaft in ihre Jugend zurückversetzt, daß Claus ihr gleich ganz nahe war. Am liebsten hätte sie seine Hand genommen und ihm etwas recht Gutes gesagt, etwas, das er mitnehmen sollte.

Ja, wahrhaftig, der Vater hatte sie verworfen, als sie achtzehn Jahre alt war, dieser da mit seinen schönen achtzehn Jahren sollte in ihr etwas anderes sehen, etwas Liebenswertes. Hermann sollte es fühlen, ein letztes Mal noch, ehe sie ging, daß sie immer noch die Macht hatte, zu bezaubern, wenn sie es nur wollte, daß etwas in ihr lebte, an das seine breitschulterige Korrektheit niemals heranreichte. Aber der Junge da sollte seine klaren Augen behalten. —

Sie erzählte ihm von ihrem Gartenhause und von diesem langen und schönen letzten Jahr, das sie nun abschließen wollte. „Ja, sehn Sie, Claus, eigentlich ist es ja viel mehr als ein Jahr," sagte sie, „aber ich halte es nicht so genau. Man soll die Tage nicht abzählen. Ich mußte alle Jahreszeiten, alle Festtage und alle die kleinen Sorgen hier im Land einmal wieder miterleben, und da hatte ich es wieder — das alte Twenhusen. Und nun ich es habe, reise ich fort."

„Aber doch nicht jetzt? Nicht so bald?" Und näher zu Mila hintretend: „Da — da! Das sind aber wirklich die Lichter von Twenhusen!"

„Bald? Kurz nach Neujahr. Mitte Januar etwa."

„Ach, länger bleibe ich auch nicht," sagte Claus.

Sie hatten beide das Gefühl, daß eine fröhliche Zeit vor ihnen lag. —

Der Zug hielt, und sie traten in die blaue Kühle hinaus. Am Himmel waren große, dunkle, sternübersäte Flächen und leichtes, hellgraues Gewölk wie zusammengetriebene Schneeflocken.

Die Eisenhämmer schickten rotdurchleuchtete Rauchwolken in die Luft und legten scharfumrissene, gelbe Lichtflecken auf die stumpfe Schneefläche. Vom Dorfe her zwinkerten die kleinen Lichter. Die Berge standen weich und ruhevoll in der stillen Winterklarheit. Claus war ganz hingenommen. Er sprach kein Wort.

Ein Mann aus dem Dorfe hatte Milas Pakete abgeholt und zu einem Schlitten gebracht.

„Warten Sie auf meinen Koffer, das dauert hier so lange," rief sie dem Manne zu, und zu Claus gewandt: „Ich gehe derweil noch ein Stückchen mit Ihnen. Der Schlitten holt mich ein."

„Sehen Sie? Zu Haus ist das Wohnzimmer erleuchtet."

Claus war mit all seinen Gedanken daheim. „Aber es ist mir lieb, daß mich niemand abgeholt hat. Der Weg nach Helden hinauf ist jetzt wunderschön. Da kommt einem kein Mensch entgegen."

Digitized by Google

„Ja, und man hat die ganze Freude vor sich.“ Sie blieb stehen. „Ich kehre doch besser um. Der alte Kasper macht so leicht Verwechslungen. Aber wir sehen uns morgen. Es ist Sonntag. Da kommen Ihre und meine Eltern zum Abendbrot zu mir. Und meine Schwester Berta und ein Verwandter von uns, ein Leutnant Willingen. Also auf Wiedersehn.“ Sie hielt ihm ihre Hand hin. Er ergriff sie und sah in ihr emporgewandtes, helles Gesicht mit den schimmernden Augen. Unter dem kleinen Pelzbarett lockte sich ihr kurzes, braunes Haar hervor. Es schmiegte sich an Hals und Wangen. Das machte ihr Gesicht schmal und jung und verlieh ihm, in diesem matten Schneelichte, eine eigentümliche, zeitlose Schönheit, die Claus nicht begriff. Er fühlte nur, daß ihn plötzlich Wehmut erfüllte. Er hielt die Hand ungebührlich lange und sah dabei die schlanke, dunkelgekleidete Frau unverwandt an. Sie sah aus wie ein Mädchen, wie etwas ganz Bestimmtes, das uns unveränderlich vorschwebt. Die Verkörperung von einem Gedanken — —

„Auf Wiedersehn,“ sagte auch er und verbeugte sich tief, mit einem fremdartigen Gefühl. Sehr langsam wandte er sich zum Gehen. Ein Duft von gelben Rosen war um ihn — wie im großen, sonnenbestrahlten Garten in Elmeringhusen.

Trotz all seiner Freude kam ihm Helden jetzt ein wenig nüchtern vor.

Aber das ging schnell vorüber.

Schneeluft wehte ihn an. Er bog in einen Pfad ein, der den Weg kürzte. Nun mußte er arbeiten; er sank tief ein. Seine Jungensfreude erwachte. — —

Warm und lachend öffnete er die Tür zu dem breiten Flur in Haus Helden.

Ursula kam die Treppe herunter, bedächtig, wie es ihre Art war. Gerlinde sprang an ihr vorüber. „Wir wären so gern zur Bahn gekommen, aber wenn du eigens schreibst, daß wir dich nicht abholen sollen, dann bleiben wir eben zu Hause,“ rief sie.

Claudine hörte die Stimmen der Kinder und kam aus dem Wohnzimmer.

„Claus, Junge, bist du gewachsen!“ war ihr erstes Wort. Sie hatte ihn seit einem Jahre nicht mehr gesehen. Das war ja wirklich ein junger Mann geworden, mit dem hohen, schlanken Wuchs der Brakes, den sehnigen Händen und den festen Schultern. „Der Vater kommt auch gleich nach Hause. Nun aber herein. Es ist kalt im Flur.“ Sie trug eine gehäkelte Pelerine, durch ihr dunkles Haar liefen vorn ein paar schmale, helle Streifen.

„Wo ist Richard?“

„Hier, hier!“ In dem Augenblick stürzte ein elfjähriger Knabe mit zwei großen Jagdhunden in den Flur. Aus der Tür, die hinter ihm halb offen blieb, sahen die Gesichter der Dienstmädchen.

Claus nickte ihnen zu, dann gingen alle in das Wohnzimmer mit den braunen Ripsmöbeln und der blauen Tapete.

Er sah sich um und klopfte dabei den Hunden die Rücken. Sie drängten ungebärdig zu ihm hin.

Ja, nun war er daheim. Dieses blaue Zimmer mit den alten Möbeln, dem gekniffen hellroten Lampenschirm, und im Lichtkreis die Näharbeit der Mutter und die Zeitschriften des Vaters, über Forstwesen und Landwirtschaft, der runde Blumentisch am letzten Fenster und die nachgedunkelten Bilder an der Wand, das alles hatte er so oft in Gedanken gesehn, ohne Sehnsucht, aber im wohligen Gefühl des sicheren Besitzes.

Als er sich nun hinsetzte und von seiner Reise erzählte, da fiel ihm ein, was er in der Freude des Wiedersehns ganz vergessen hatte — und als er weiter sprach, wurde er befangen.

Die Blicke seiner Mutter gingen immer wieder zu ihm hin. Jahr um Jahr an strenge Zucht gewöhnt, hatte sie äußerlich niemals einen Unterschied zwischen ihren Kindern gemacht.

Doch Claus war das Kind ihrer Liebe, die Frucht jener ersten Umarmung, in der die Sehnsucht vieler Jahre war.

* * *

„So, Mila, das ist nun mein Sohn Claus,“ sagte Hermann, in ihr duftendes, warmes Wohnzimmer tretend.

Da wußte Mila, daß Claus nicht von ihr gesprochen hatte. Er hielt wieder ihre Hand, fest und lange, wie am Abend vorher, als sie im Schnee standen.

„Ja, es ist wahr, Hermann, er sieht so aus, wie du sagtest. Kommen Sie, Claus, nun muß ich Sie mal recht genau ansehn.“ Sie zog ihn zum Lichte hin, während Hermann wieder mit den alten Ottens und seiner Frau sprach.

Am Fenster, halb von den Vorhängen verborgen, stand Milas Schwester mit Leutnant Willingen.

Claus erfüllte das Abgesonderte der beiden Menschen mit scheuer Neugier, und zu gleicher Zeit erwartete er, daß Mila irgend etwas Gutes sagen würde.

„Sind Sie immer so geheimnisvoll mit Ihren Bekanntschaften, Claus?“

Es kam ihm vor, als machte sie sich über ihn lustig. Da er es noch nicht gelernt hatte, nichtssagende Ausflüchte oder gesell-

Digitized by Google

schaftliche Scherzworte zu gebrauchen, schwieg er. Trotz stieg in ihm auf.

„Ich danke Ihnen," sagte sie leise. „Es freut mich. Das viele Hin- und Hererzählen ist so lästig."

Sie ging zu einer rotblühenden Azalee, nahm einen Zweig, streifte Blätter und Knospen ab, so daß nur zwei voll erschlossene Blüten blieben, und steckte sie Claus ins Knopfloch.

Einen Augenblick legte sie ihre Hand auf seine Brust, als ob sie ihr Werk prüfend von sich abhielte; dann sagte sie kurz: „Es ist hübsch. Kommen Sie."

Sie trat auf Claudine zu. „Sieh, wie ich ihn willkommen heiße," sagte sie frei und freundlich.

Die Blicke des jungen Brake gingen zu dem Paare am Fenster.

Berta Otten hob den Vorhang und kam mit Willingen herangeschlendert. Man hatte sich flüchtig im Flur begrüßt. Jetzt erst sah Claus, wie verschieden die Schwestern waren. Berta mochte dreißig Jahre alt sein, sie war blond und kräftig, und es fehlte ihr Milas Geistigkeit und Grazie. Aber ihr Gesicht war regelmäßiger, und es ging ein großer sinnlicher Reiz von ihr aus.

Selbst Claus fühlte, daß die Art, wie sie sich bewegte, wie sie Willingen ansah, wie sie ihm immer wieder nahekam, etwas Verführerisches hatte. —

Im letzten Jahre hatten sie viel über Frauen gesprochen, er und seine Kameraden, hatten sich auf dieses und jenes aufmerksam gemacht, und jetzt, wo er Berta Otten sah, hörte er wieder die Redewendungen seiner Bekannten, ihr Lachen, ihre kurzen Andeutungen.

Damals hatte ihn das nicht beschwert: er hatte es, wie so manches andere, einfach hingenommen. Jetzt wurden die Wahrscheinlichkeiten greifbar. Da stand ein Mädchen vor ihm, alternd, begehrend, das es kaum der Mühe wert fand, ihr Verlangen zu verbergen.

Er sah von ihr zu Mila hin, die auf der Lehne eines Sessels saß und mit dem Fuße wippte. Sofort war das Beklemmende verschwunden. Obschon sie um mehrere Jahre älter war als ihre Schwester, hatte sie den Schmelz und die Unbekümmertheit der Jugend bewahrt.

Das Mädchen trat in den Türrahmen.

„Ja, meine Herrschaften," rief Mila und sprang auf, „nun heißt's, sich einrichten. Das kleine Eßzimmer ist eigentlich nur für zwei Personen gedacht, und ich habe sieben Gäste. Wir wollen keine Umstände machen und hineingehen, wie wir gerade beisammen stehn. Vater, du führst wohl Claudine." Sie lachte. „Aber Mutter mit dem allerjüngsten Herrn, das geht nicht. Kommen Sie, Claus."

Sie faßte ihn am Arme und ging mit ihm in das angrenzende Zimmer.

An ihrer rechten Seite saß ihr Vater, ihr gegenüber Hermann Brake. —

Das Essen war vorzüglich, und besser noch waren die Weine.

„Wir müssen Schluß machen mit meinem Weinkeller," sagte Mila, als Hermann einen alten weißen Burgunder lobte. „Ich werde die Flaschen doch nicht mitschleppen, und Vater darf ich sie gar nicht geben, den hab' ich ohnehin schon auf dem Gewissen. Was, Vater?" Sie trank ihm zu.

Claus war dieser leichte Ton zwischen Eltern und Kindern unbekannt. So etwas hörte man sonst nur bei Tante Adeline, und Onkel Gerwin machte ein ernstes Gesicht dazu. Aber das Leichte steckte ihn an.

Man saß eng beisammen in dem kleinen Raume, der nur durch zwei große Spiegel Weite erhielt, und alle schienen heiter zu sein. Wenn er aufblickte, sah er sich und Mila in einem goldenen Rahmen nebeneinander sitzen.

Er war um einen halben Kopf größer als sie und da drüben sahen sie ein wenig verwischt aus, da der Spiegel matte Flächen hatte. Das war wie ein altes Bild. Er sagte es ihr, und nun neigten sie sich zueinander hin, um zwischen den Gegenübersitzenden hindurchsehen zu können. Ihre Blicke ruhten im Spiegel ineinander. Es sah aus, als ob Mila den Kopf an seine Schulter lehnte. Mila legte ihre Hand auf die seine und drückte sie.

Dann sprach sie mit seinem Vater, der ihr eine Jagdgeschichte erzählte. Sie saß ganz still und hörte freundlich zu, fragte und ließ sich einiges erklären.

Das Obst wurde herumgereicht. Es war Claus ein unleidliches Gefühl, vielleicht aufstehen zu müssen, ohne mit Mila wieder im Gleichgewicht zu sein. Er beteiligte sich an der Unterhaltung, und als sein Vater das Thema fallen ließ, erzählte er ihr von Waldwegen, die sie nicht kannte, von Gehöften, die nach ihrer Zeit entstanden waren, und von den Neuanlagen in Elmeringhusen.

Nun war alles wieder wie zu Anfang. Die andern mochten reden und tun, was sie wollten. Es schien ihm, als wäre er mit Mila allein. — Dieser Glaube war so stark in ihm, daß er sich fast den ganzen Abend von ihr fernhielt.

Man war in das große Wohnzimmer hinüber gegangen, und Marie reichte zu gleicher Zeit den heißen, dunklen irländischen

Digitized by Google

Punsch und Champagner in beschlagenen Gläsern herum.

„Von beiden nehmen," sagte Mila, „nebeneinander trinken! Das ist das Wahre. Das eine erweckt immer die Lust nach dem andern." Sie selbst trank nichts mehr.

Sie setzte sich an den Flügel und spielte, leise, wie alle Stimmen im Raum begleitend. Dazwischen sprach sie: „Ja, die Tagliana, wer so singen könnte! — Sie ist jetzt an der Berliner Oper — vorher in Wien. — — Was sie singt? Dinorah, Traviata, Ophelia, Zerline."

„Sing doch auch ein wenig," bat ihre Mutter.

„Ach nein, meine Stimme ist ganz belegt. Es ist hier etwas rauh für mich." Sie begann den Donauwalzer zu spielen und dazwischen rief sie: „Aber ich werde in Berlin Amalie Joachim hören." Dann versank sie in Gedanken und gab sich den einschmeichelnden Melodien hin.

Willingen stand auf, umfaßte Berta Otten und tanzte mit ihr. Sie tanzten gut, man sah ihnen beifällig zu.

Als sie aufhörten, trat Berta an den Flügel. „Du sollst auch tanzen, Mila, komm, laß mich spielen," und sie schob die Schwester zur Seite. Sie spielte besser, mitreißender, man fühlte ihr rasch pulsierendes Blut.

Mila hatte geträumt. Es war merkwürdig, wie ihre Jugend lebendig wurde. Willingen durchquerte das Zimmer, um sie zum Tanze zu holen. Aber Claus kam ihm zuvor. Er wollte es nicht, daß Willingen mit ihr tanzte, das war stärker als alles andere.

Sie legte sich in seinen Arm, sehr leicht, sehr anmutig.

„Nun sieh einer den Jungen an!" rief Frau Otten. Claudine lächelte.

„Bitte, ins Eßzimmer," sagte Mila.

Sie tanzten einmal um den Flügel herum und dann in die geöffnete Tür hinein. Die Stühle waren unter den Tisch geschoben, auf dem eine große Vase mit weihnachtlich geschmückten Zweigen stand.

Mila hatte es längst vergessen, daß sie gewünscht hatte, Hermann zu zeigen, wie sie auch heute noch bezaubern könnte, wenn sie es nur wollte. Das war ein Gedanke, der kam und ging. Es war nebensächlich. Aber — Herrgott! — wie schön war das Leben! Und noch gehörte es ihr.

Claus fühlte das unbewußt Hingebende in ihren Bewegungen, in ihrem ganzen Körper. —

Plötzlich durchzuckte ihn ein rasendes Verlangen, und daneben stand — unverletzt — sein junger Idealismus. Es traf ihn so unerwartet, so schmerzlich, daß er innehielt und Mila, ohne es zu wissen, fest an sich zog.

Sie sah ihn an und wurde sehr bleich. Nein, nein — das hatte sie nicht gewollt!

„Wir gehen hinüber, es ist zu warm in dem kleinen Raum," sagte sie. Taumelnd lehnte sie sich gegen die Wand. Claus stand neben ihr. Und wieder sahen sie sich in dem matten Spiegel wie ein altes Bild.

Sie versuchten zu lächeln, faßten sich an den Händen, jeder hatte dem andern etwas zu sagen — — es war unmöglich. —

Claudine kam herein. „Tanzt ihr nicht mehr?"

„Nein — sieh nur, wie ich aussehe," sagte Mila und ging langsam auf den Spiegel zu, „es ist ewig lange her, daß ich getanzt habe, mir ist ganz schwindelig geworden. Ich habe Claus einen rechten Schrecken eingejagt."

Seine Mutter beachtete ihn kaum.

„Wirklich, dir ist nicht gut, Mila. Ich lasse etwas frische Luft herein." Sie öffnete ein Fenster. Der Sternenhimmel stand groß und tief in dem weißen Rahmen.

⁂ ⁂ ⁂

Am Weihnachtsmorgen in kalter Frühe stand Claus in dem zum Berge hin liegenden Hofe und sprach mit dem Kutscher. Sie untersuchten die Schlitten und die Decken.

„Einen Fußsack haben wir gehabt," sagte Claus bestimmt, „nicht diesen hier. Der haart."

„Nein, wirklich nicht, Herr Claus. Der wäre mich ganz unbekannt."

Sie gingen in die Geschirrkammer. Das Laternenlicht zuckte über die gutgeordneten Sachen. Ihre großen Schatten verloren sich verzerrt unter der Decke. Claus suchte in einer Kiste. „Ich meine den mit dem kräftig blauen Tuchbesatz."

„Ja so! Nun weiß ich. Das ist einer aus Elmeringhusen," sagte Herting aufatmend. „Ich meinte auch schon — — Bei uns kommt doch nichts weg." —

‚Also aus Elmeringhusen. Immer zurückhalten, immer sparen. Nur nichts zum Schmuck, zur Freude ausgeben. Das war ja Luxus,' dachte Claus bitter.

Ihm lag daran, den kleinen, leichten Schlitten schon jetzt, ehe man zur Kirche fuhr, besonders hübsch und warm auszustatten. Am Nachmittag sollte Mila ihn benutzen, dann war alles vorbereitet. Ganz unauffällig. — Man wollte zu einem Jagdhaus fahren und sich mit den Brakes aus Elmeringhusen treffen.

Herting stand abseits. Er wartete auf das Glockenzeichen und beobachtete den jungen Herrn. Niemand von dem Gesinde war

Digitized by Google

es eingefallen, gegen Claus den alten vertraulichen Ton aufrechtzuerhalten. Gleich vom ersten Tage an hatten sie gefühlt, daß nun alles anders geworden war. Und sie waren stolz darauf.

Claus hob den Kopf. „Hat Jettchen gestern abend die Sachen noch bei Frau Bruhn abgegeben?"

„Jawohl, Herr Claus. Selbsteigen."

Claus lächelte. „Und hat die gnädige Frau alles ‚selbsteigen' angenommen?"

„Jawohl. Die gnädige Frau hat unserm Jettchen einen neuen Taler gegeben."

„Nun, da kann sie wohl lachen!" Hätte er sie doch nur ein einziges Mal allein sprechen können! Er wußte es nicht, ob sie ihm auswich, oder ob der Zufall es so fügte: sie war ihm immer gleich fern — und er, ach er! Es war, um den Verstand zu verlieren. Er steckte die Hände in die Taschen seiner Joppe und ging wieder ins Freie.

Der Wald wuchs schweigend, schwer beladen, zum gestirnten Himmel hinauf, das Haus, die Wirtschaftsgebäude, alles schien an einer Last zu tragen. Wenn er nun eine Wanderung über den Berg machte, während die andern zur Kirche fuhren —. Er fühlte, wie es ihn erleichtert hätte. Aber alle diese einfachen Dinge waren hier nicht denkbar. Man hätte es ungeheuerlicher gefunden als irgendein politisches Ereignis. Ja — die Familie hielt fest.

Das Glockenzeichen ging über den Hof. Es klang blechern und schmächtig. Warum in aller Welt war es so unmöglich, in eine gehobene Stimmung zu kommen? Es war doch Weihnachtsmorgen! Er zuckte ungeduldig mit den Schultern, klopfte den Schnee von den Füßen und ging durch den weiten Flur, auf dem kein Teppich und keine Matte lag, zu einem sonst kaum benutzten Raum, den sie das Vorzimmer nannten. Er roch nach kalter Feuchtigkeit, trotzdem das Feuer im Kamin schon brannte.

Nun kam alles wie jedes Jahr. Als Claus die Eltern so ruhig und hoch aufgerichtet in der Mitte des Zimmers stehen sah, wurde auch ihm feierlich zumute. Niemand redete den andern an. Ursula und Gerlinde standen verfroren dicht neben dem Kamine. Einer nach dem andern trat leise ein, zuletzt Herting, der die Pferde angeschirrt und seinem halbwüchsigen Jungen noch schnell einige Anweisungen gegeben hatte.

Als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, sah Claudine über alle Anwesenden hin und sagte mit lauter Stimme: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden. Alleluja." Dann schloß sie die Lippen fest zusammen, ihr Profil stand scharf und streng gegen das dunkle Fenster wie gegen schwarzen, geschliffenen Marmor. Ihr „Alleluja" klang wie ein Befehl.

„Alleluja — Amen," antworteten Kinder und Gesinde.

Dann knieten alle nieder, Hermann und Claudine auf einer Betbank, die unter den Kronleuchter gestellt war. An den Wänden brannten auf Messingleuchtern mehrere Kerzen.

Claudine nahm ein Buch in die Hände und hob an: „O Jesu, süßestes Kind, der du aus dem Schoße des Vaters um unseres Heiles willen vom Himmel herabgestiegen, vom Heiligen Geiste empfangen, der du den Schoß der Jungfrau nicht gescheut und als das menschgewordene Wort Knechtsgestalt angenommen hast, erbarme dich unser!"

„Erbarme dich unser, o Herr," antwortete der Chor.

„Der du neun Monate mit größter Sehnsucht von Maria und Joseph erwartet und von Gott dem Vater für das Heil der Welt dargegeben wurdest, erbarme dich unser!"

„Erbarme dich unser, o Herr!" klang es zurück.

Und so betete sie ihre zwölf Anrufungen, die alle Liebe atmeten.

Hermann und Claudine schritten zur Tür hin. Erst auf dem Flur wünschte man sich einen guten Morgen, während man Mäntel und Handschuhe anzog. Gerlinde und Richard drängten zur Mutter hin. Sie waren voll freudiger Erwartung. Ursula stand abseits, dann ging sie zu Claus und fragte, ob sie nicht mit ihm im leichten Schlitten fahren könnte.

Da erst sprang die erste Freude in ihm auf: in diesem Schlitten würde er mit Mila fahren. Heute noch! Wie es geschehen sollte, das wußte er nicht, aber es würde geschehen.

Im Hofe war es nun lebendig. Ursula hielt den Kopf des blanken Braunen, während Claus das Riemenzeug nochmals nachsah. „Wir lassen alle vorausfahren," sagte er zu seiner Schwester, „wir holen sie an der Kirche ein. Der da macht's." Er klopfte dem Pferd auf den Schenkel.

Als das Schellengeläute der ersten Schlitten sich längst verloren hatte, hob Claus die Peitsche, ließ sie durch die Luft sausen, schnalzte, und der Braune flog davon. Bergab. Ursula sagte kein Wort. Ihre Augen leuchteten. —

Zwei Stunden später standen alle wieder im Vorraum. Claus sah zum Fenster hinaus. Der Himmel war blaß geworden, die Dämmerung über dem Schnee hatte etwas un-

Digitized by Google

Bildnis

Gemälde von Anton Hackenbroich

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

berührbar Jungfräuliches. Als das Glockenzeichen zum dritten Male ertönte, öffnete Claudine die Tür. Dieses Mal lächelte sie, und hinter ihrem dunkeln Kopfe strahlten die Lichter auf. Kinder und Gesinde schoben sich zurückhaltend und verlegen vorwärts.

‚Warum muß alles so zäh und still sein? Weshalb kann niemand rufen, laut lachen, herumspringen — auch Gerlinde und Richard nicht?' dachte Claus. Niemals war ihm das Eingeengte so aufgefallen wie in diesem Jahre.

Allmählich löste sich die Steifheit, das Staunen. Die Stimmen liefen durcheinander, Gerlindes helles Kleid tauchte auf, verschwand, ihre Freude flatterte durch den Raum und steckte an.

Hermann und Claudine standen mit zufriedenen Gesichtern unter dem glitzernden Baume. Richard zeigte ihnen voll Eifer seine Spielsachen.

Wie auf ein gegebenes Zeichen setzte sich die Großmagd in Bewegung. Sie ging auf ihre Herrschaft zu und bedankte sich, und alle schlossen sich ihr an. Die Reihenfolge war nach altem Brauche feststehend. Zuletzt kamen die Kinder, vom Ältesten angefangen.

Claus küßte seiner Mutter die Hand. Zum ersten Male. Es berührte sie seltsam. Zum ersten Male war auch sie für ihn nicht nur die Mutter, sondern auch die Frau, die Herrin und Dame, die er ehren wollte. — —

— — Am Nachmittag hielten sie vorm Hause des Amtmanns. Es war schmal und hochgiebelig und leuchtete vor dem goldblauen Himmel. Auf der breiten Steinplatte vor der Haustür standen Willingen und Berta, die alten Ottens saßen im eigenen Schlitten und ihnen gegenüber die jüngsten Brakes-Kinder. Alles war zur Abfahrt bereit. Im letzten Augenblicke kam Mila. Sie hatte bei den Eltern gegessen.

„Wohin, wohin mit mir?" rief sie fröhlich.

„Hierher!" rief Claus, der seine Freude kaum meistern konnte. In dem kleinen Schlitten war nur für zwei Menschen Raum. Er hatte es mit vieler Mühe fertiggebracht, Ursula bei den Eltern unterzubringen.

„Nein — du nicht!" sagte Berta laut und lief auf den kleinen Schlitten zu.

Willingen sah ihr lächelnd nach und drehte seinen Schnurrbart. Sie war heute unberechenbar. Morgen kam der Abschied. Nun, er würde noch manchen Urlaub in Twenhusen verbringen — — bis es ihm leid würde. Ja, genau so lange. Er stieg mit Mila in den großen Schlitten des Doktors ein, der ganz mit Ziegenfellen ausgelegt war. Aber Claus wollte nicht zurücktreten. Er gab Berta Otten ohne weiteres die Zügel, ging zu Mila hin, begrüßte sie und sagte mit eindringlicher Sicherheit: „Auf dem Rückweg fahre ich Sie."

„Ja, gerne." Und, zögernd: „Ich danke Ihnen übrigens — vielmals. Ein schönes Buch und die Christrosen!"

Es war Claus nicht lieb, daß sie von seinem Weihnachtsgeschenke sprach. Aber so machte sie es jetzt immer. Alle die Tage schon. Er antwortete gar nicht darauf. „Also bestimmt," sagte er, seine Worte bekräftigend. Dann sprang er schnell zurück, stieg in den Schlitten und fuhr als erster davon.

Berta steckte sich die Decke fest um die Knie. „Wissen Sie, man muß die Männer nicht zu sehr verwöhnen," sagte sie. Claus schloß die Lippen fest aufeinander, genau wie seine Mutter.

Eine Zeitlang ging's über die Landstraße. Dann kam der Wald. Über ihm triumphierte die Sonne, sandte goldene Ströme in ihn hinab. Blendendes Weiß, von blauen Schatten umlagert. Rote Stämme mit tanzenden Funken, Mulden, von schweren, tiefgrünen Tannenzweigen überhangen, lockere Hügel, aus denen sich glitzernde Brombeerranken zum Wege hinbogen, an denen hier und da ein Herbstblatt blutete, und vor dem Schlitten weg, immer wieder um neue Ecken biegend, die ausgefahrenen Schlittengleise mit ihren farbigen Schattenzügen. Hier und da hob sich ein Vogel vom Baume. Dann stäubte Schnee durchs Geäst und flockte über den Schlitten hin.

In Claus war eine unbändige Freude. Er wußte: heute noch würde sie hier neben ihm sitzen, dicht neben ihm im Schlitten.

Der Weg stieg an, das Pferd ließ nach. Claus richtete sich hoch auf: „Ho, hoi — ho!" rief er und schwang die Peitsche. „Nur vorwärts, Brauner, vorwärts!"

Berta sah ihn von der Seite an: Wahrhaftig, ein prächtiger Bursche. Anders als sein Vater. Mehr Blut.

„Welcher Ahne ist denn in Sie gefahren, Claus?" sagte sie. „Der mit den Denkmälern?"

„Ah, nein! Ho — hoi — ho!"

„Der ist Ihnen wohl zu wenig?"

„Viel zu wenig! Herrgott!" Er stand immer noch. Die andern Schlitten waren weit zurück.

„Lassen Sie's langsamer gehn. Wir kommen längst früh genug. Wir müssen nur auf die andern warten."

Claus besann sich. Nein, nicht so lange auf Mila warten müssen! „Vielleicht sind die Elmeringhusener schon oben," sagte er und setzte sich wieder. Der Weg wurde immer steiler.

Digitized by Google

„Ja, aber was tun wir mit denen?“ Sie dachte an Willingen, und daß es dumm gewesen war, ihn reizen zu wollen.

Sie verfielen in Schweigen. —

Das dampfende Pferd arbeitete sich zur Höhe hinauf. Auf der rechten Seite traten die Bäume zurück. Man sah in unendliche Fernen. Weiß — schwingendes blitzendes Weiß mit zärtlichen Schatten und dunkleren Bändern, Tupfen, Adern. Darüber hinweg jauchzte die Sonne im ungebrochenen Blau. Das da — und ein geliebtes Weib im Arm!

‚Geliebte, Geliebte!‘ klang es in ihm. Es war die Natur, Mila, die Weite — alles zusammen. Es war untrennbar. — —

Den ganzen Nachmittag war der große Jubel in ihm. Milas biegsame Gestalt zwischen den bunten Girlanden und den geschmückten Tannen in der Wirtsstube ... Milas helles Gesicht im ziehenden Qualm ... Milas freudvolle Stimme im Gewirr der andern ... Milas Hände, die schmalen, zärtlichen ... Ihre Nähe. Ihr Arm, ihr Kleid berührten ihn — das Lächeln, ihr tiefer, wie aus der Ferne kommender Blick, der nicht wie der der andern Frauen auf dem Nahen haften blieb. Er kam aus Unbekanntem und führte ihn hinweg in Unbekanntes. — —

Mila empfand, daß ihr etwas Unhemmbares entgegenströmte. Vergebens, dagegen anzukämpfen! Diese jähe Liebe, in der alles verbrannte, was bisher lebenbestimmend war, hatte auch sie gekannt. Die tiefe Ergriffenheit, die das letzte hingibt, in der Mann und Weib geboren werden, zum zweiten Male das Licht der Welt erblicken, stand zu deutlich in seinem Gesicht geschrieben, als daß sie es nicht gelesen hätte. —

Als die Schlitten vorfuhren, ging sie zu ihm hin und nahm mit einer Zartheit, die ihn erschütterte, seine Hand.

„Claus, sollen wir nun wirklich zusammen nach Hause fahren?“

„Ja, das weißt du doch.“

Ohne weitere Worte ließ sie sich von ihm in den Mantel hüllen. Hermann Brake sah ihnen zu. Merkwürdig! Seine Blicke suchten Claudine.

‚Es ist unmöglich,‘ dachte er. Aber die Unruhe blieb.

Claus ging mit Mila zu dem kleinen Schlitten. Sie setzte sich. Er schlang eine Decke um sie, die er in der Küche vorgewärmt hatte, und schob einen Steinkrug mi heißem Wasser in den Fußsack hinein.

„Ist dir nun wohl, liebe Mila?“

Sie saß wie betäubt. Ganz ruhig, wie ein Erlöster, brachte Claus alles in Ordnung. In dem Augenblicke, als er aufsteigen wollte, trat sein Vater aus dem Dunkel.

„Laß. Ich fahre Frau Bruhn,“ sagte er sehr beherrscht, aber mit der Selbstverständlichkeit des Vaters, der an Gehorsam gewohnt ist.

„Das kann nicht sein!“

Mila wandte sich zur Seite und sah Hermann an. „Du?“ Dieses eine Wort zog alles fort, was über ihrer verletzten Jugend lag. Claus hatte sich gesetzt, und sofort glitt der Schlitten davon.

Hermann trat zurück. ‚Gebe Gott, daß ich mich geirrt habe,‘ dachte er.

„Wir machen einen weiten Umweg,“ sagte Claus, als ob nichts vorgefallen wäre.

Mila wußte, daß er in dieser Stunde lieber seinen Vater aufgegeben hätte als seinen Willen, der nur sie, nur sie suchte.

Sie widersprach nicht.

Der Weg war steil und nahm die ganze Aufmerksamkeit des Lenkers in Anspruch. Mila sah mit scheuem Staunen in das junge, hart gewordene Gesicht. Ja — war *sie* das wirklich? Und das da, der junge Mensch mit den festen Händen und dem energischen Mund, war das wirklich Hermann Brakes Sohn? War das Ganze nicht ein Erlebnis, das um Jahre, Jahre zurücklag?

„Ist dir nun wohl, liebe Mila?“ fragte Claus nochmals. „Bist du gerne bei mir?“ Es klang gepreßt, als ob Tieferes, kaum noch Beherrschbares, mit aller Macht zurückgehalten würde.

„Ja, gerne,“ es löste sich von ihren Lippen wie ein fallendes Blatt, das sich nicht länger zu halten vermag. Sie fühlte, wie sein Arm, der neben dem ihren lag, erbebte.

Claus hielt die Zügel und sah zur Seite. So fuhren sie eine Weile bergab. Niemand folgte ihnen. Er hatte absichtlich einen wenig befahrenen, beschwerlichen Weg gewählt.

„Wir werden uns hier in den Wäldern verirren,“ sagte Mila mit einer bedeckten Stimme, die leicht klingen sollte.

„Weißt du, was du mir bist, Mila, weißt du es?“ Immer sah er auf den Weg, auf das Pferd. „Nein, antworte nicht. Das kannst du nicht fühlen: es ist zu viel — es ist ...“ Er hielt inne. Es war, als ob aus seinem tiefsten Innern ein Schluchzen hervorbräche.

Mila konnte nicht anders: sie schlang ihren Arm um seinen Nacken. Einen Augenblick hob Claus sein Gesicht, das wie von einem leidenschaftlichen Schmerz überschattet war. Das war das Ungeahnte, das Übergroße. Sein ganzes Sein kam ihm entwurzelt und gesegnet vor. Es gab nur noch diesen einen Menschen, diese eine Frau.

Dann straffte er sich, hielt die Zügel und führte den Schlitten, ohne ein einziges Wort zu sagen, bis zu einer flachen Straße.

Digitized by Google

Jetzt erst sah er auf Milas vom blauen Schleier eingerahmtes Gesicht, das etwas seltsam Süßes, Fernes hatte. Er nahm es zwischen seine Hände und betrachtete es lange. Er sah zum ersten Male, daß es kein junges Gesicht war, und nichts schien ihm berückender, als die vielen feinen Spuren ihres Lebens, das er ganz in sich aufnehmen wollte.

„Mila," sagte er leise, „ich bin dein. Niemand kann dich lieben und geliebt haben wie ich es tue. Komm, komm," und er zog sie dicht zu sich heran, „ich liebe dich — ich liebe dich."

Er küßte ihre Stirne, ihre Augen, ihre Schläfe, und plötzlich, in grenzenloser Leidenschaft, ihren Mund. —

Als ob das Leben zum ersten Male blühte, ging Mila in seine junge Liebe ein. —

Weit und tief um sie her das stets und niemals Erfüllte, die Ewigkeit, das Undurchdringliche, das in seltenen Stunden in den Händen der Liebenden zu einem nahen, einfachen Besitz wird, den man an sich pressen, in sich aufnehmen kann, mit dem man eins wird. --

Niemals hätte Mila es geglaubt, daß sie so weihevoll einfach und so berauscht empfinden könnte.

Ihr erster klarer Gedanke war ein Gelöbnis: nur an Claus und immer nur an ihn wollte sie denken, sein Glück, seine Zukunft, seine Seelenruhe, sein Glaube, seine Reinheit, alles das war in ihre Hand gegeben. Aus ihren Händen sollte er nicht nur unversehrt, nein: stärker, reifer, tüchtiger für das Leben hervorgehn.

Sie löste sich aus seinem Arme und streichelte sein Gesicht. „Und das soll nun unser Geheimnis sein, lieber Claus —" Er faßte ihre Hand und sah sie ernst, fast erschrocken an.

„Geheimnis? Nein, Mila. So habe ich es nicht gemeint. Auch du kannst das nicht wollen." Er faßte die Zügel wieder fester. Das Pferd trabte gleichmäßig über die Landstraße. „Ich trete für alles ein, was ich tue und lasse. Ich habe es immer getan und will es immer so halten."

Über Milas Gesicht zog ein stilles, fast wehmütiges Lächeln. „Ja, du sollst deinen Weg haben, mein Claus. Aber versprich mir, daß du nichts sagen und tun willst, bevor wir es nicht in Ruhe miteinander beraten. Sieh, ich kann mich dir jetzt, heute abend, nicht so verständlich machen, wie ich es gerne möchte. Komm zu mir. Und wie ich dir ein für allemal das Recht gebe, mir alles zu sagen, was du denkst und was dein liebes Herz erfüllt" — sie lehnte sich an ihn — „ja, ich bitte dich darum — so gib auch du mir das Recht, dir meine Gedanken mit zuteilen. Und dann wollen wir immer gemeinsam erwägen, was wir zu tun haben. Willst du es so?"

Er führte ihre Hand an seine Lippen und küßte sie mehrere Male.

„Ich werde jeden Tag von vier Uhr ab bis zum Abendbrot etwa auf dich warten. Komme bald."

„Morgen, morgen komme ich."

„Oh, es ist wunderbar," sagte sie mit unterdrücktem Jubel.

Claus sah Mila an, in seinen Augen die ganze Verklärtheit des tiefen inneren Erlebens und hinreißende Zärtlichkeit.

„Und nun fahr zu, Claus!" Der ganze Jubel brach aus ihr heraus, ihre Dankbarkeit, noch einmal, ein letztes Mal all die Entzückungen erleben zu dürfen, von denen sie glaubte, daß sie für ewig dahin seien. „Fahr! Laß den Braunen alles hergeben. Es ist zu wundervoll. Wir wollen sie alle überholen! Wir!"

Er fühlte den tieferen Sinn ihrer Worte. Die Jugend brauste förmlich in ihm.

„Wir — ja wir!" rief er, und nun flogen sie dahin, daß der Schnee stäubte. Fest aneinander gelehnt, glühend vor Lust und Kraft. —

Vor dem Amtmannshaus stand noch ein Schlitten. Der Knecht schirrte die Pferde aus. „Die Herrschaften sind gerade angekommen," sagte er auf Milas Frage.

„Und wir werden sie doch alle überholen," sagte Claus und half ihr.

In einer heiteren Ruhe, der nichts etwas anhaben kann, traten sie unter die Ihren. „Wir haben einen tüchtigen Umweg gemacht. Was für ein Abend!" sagte Mila, sich im Kreise umblickend. „Was, die Kinder sind fort? Es ist ja noch gar nicht so spät. Ursel hätte doch wenigstens bleiben können."

„Nein," sagte Hermann. „Eigentlich sollte Claus auch mit nach Hause fahren."

Da war das Feindliche! Sie sah ihn an und sagte langsam: „Davon kann doch gar keine Rede sein."

Aber auch Claudine, die die Spannung zwischen Vater und Sohn fühlte, ohne den Grund zu ahnen, lehnte sich gegen Hermann auf. Sie trat zwischen die beiden. „Wo denkst du hin, Vater?" sagte sie halb scherzend.

Hermann und Claus sahen sich an. Claus wandte den Blick nicht ab.

‚Ich bin zu weit gegangen,' dachte Hermann. ‚Und weshalb eigentlich? Weshalb das alles? Gut, er hat eine jugendliche Schwärmerei für Mila gefaßt. Mehr kann es nicht sein. Und in seinem Alter so verständlich.'

Digitized by Google

Aber es quälte ihn. Jede andre — nur nicht Mila. Er wollte es sich nicht gestehen: aber diese offenkundige Verehrung seines Sohnes hob Milas Reize vor aller Augen. Auch vor den seinen. Auch er mußte es sehn, wie schön diese Frau war — immer noch.

Er sah zu Claudine hin. Sie hätte Milas Mutter sein können. Ein schlichter, straffer Scheitel, ein schwarzes Seidenkleid und die ruhigen, etwas steifen Bewegungen der Herrin von Helden.

Wie er sie so betrachtete, ganz in Gedanken verloren, folgte er ihren Blicken, die sich freudig erhellten. Er sah, wie Mila und Claus ihre Arme ineinander legten und in dieser Stellung ihr Glas leerten.

„Sie trinken Schmollis!" rief Berta. „Claus hat sich schon zweimal versprochen. Er ist der einzige von der ganzen Brake-Familie, der Mila nicht ‚du' nennt. Aber er will für die Welt nicht ‚Tante' sagen. Ich täte es auch nicht."

Ein seltsamer Ausdruck von Genugtuung lag über Claudine. Der alte Otten nahm ihnen lachend die Gläser ab. Hermann hatte das Gefühl, als ob man über ihn hinwegginge und Partei für die beiden nähme. Aber auch er lächelte. Das war selbstverständlich. —

Nach einer Weile machte er sich frei und ging ins Nebenzimmer. Da saß Frau Otten — wie eine rechte Kupplerin, so schien es dem erregten Manne — und zeigte Claus ein Album, in das alle Familienbilder eingeschoben waren. Und immer wieder Mila. Sie selbst saß auf der Sofalehne, sah zu, lachte und erklärte. Tiefer als sie, im Sofa, Claus und neben ihm Frau Otten. Claus hielt eine alte Daguerreotypie in der Hand, die sonst neben dem Fenster am Nähtische hing. Mila in einem Reifröckchen, einem gestreiften, schlichten Kinderkleide, aus dem die zarten Schultern hervorsahen, die schlanken Beinchen in weißen Strümpfen. Das Haar stand ungebändigt um das lachende, hübsche Gesicht.

Es war das reizvollste Bild von Mila. Hermann hatte es einst sehr geliebt. Er hatte das Gefühl, als ob man ihm alles Recht entzöge, auch das der ältesten, ungetrübtesten Erinnerungen.

„Und hier, Claus, sehen Sie, da war Mila siebzehn Jahre alt. Sie ließ sich in Münster photographieren. Bei Wrede. Das war damals der erste."

Ohne hinzusehen, wußte Hermann, daß es das Bild war, zu dem er sie überredet hatte. Er diente damals sein einjähriges Jahr ab, und Mila hatte es mit vieler Mühe fertiggebracht, eine alte Verwandte in Münster besuchen zu dürfen. Nur um mit ihm zusammen zu sein. Zum Abschied schenkte sie ihm dann das Bild.

„Laß mich doch auch mal sehn," sagte Hermann langsam. „Hast du noch das Verlobungsbild von dir und deinem Manne?"

„Selbstverständlich! Du mußt es doch gesehen haben. Es hängt im Eßzimmer. Das große, oval gerahmte Bild," sagte Mila. „Aber hinten in diesem Album ist noch ein anderes Bild von Silvester und mir. Es ist besser. Einen Augenblick!" Sie beugte sich über Claus, ihren Arm auf seine Schulter legend, und blätterte. „Hier, hier ist es!"

Sie hielt es Hermann hin.

Claus und Mila lächelten sich an. Ganz unbefangen. Hermann betrachtete das Bild, dann gab er das Album zurück.

„Ja, es ist gut."

Ein klug und offen aussehender Mann blickte den Beschauer an. Mila hatte ihre Hände auf seiner Schulter gefaltet. Sie war ganz ins Profil gewandt. Der Ausdruck ihres Gesichts war nicht zu erkennen. Nase und Kinn hatten etwas Römisches.

Hermann legte das Album, aufgeschlagen wie es war, auf den Tisch. Sein Sohn sah gar nicht hin. Er sah nur Mila an. Absichtlich. Er wollte ihr zeigen, daß diese Vergangenheit für ihn gar nicht vorhanden war, daß ihre Verbindung mit einem anderen Manne nicht bis an seine Liebe heranreichte. Und Mila verstand ihn.

„Ich wollte dich gern spazierenfahren," sagte Claus. „Nun sagt Vater, daß Brakes to der Uchte uns erwarten."

„Morgen ist der zweite Feiertag, da seid ihr doch eigentlich immer in Elmeringhusen," sagte Mila begütigend. Sie stand auf und ging um den Tisch herum, so daß sie Claus ansehen konnte.

„Gut, dann komme ich vormittags."

„Nicht möglich," sagte sie, „Berta und ich machen einen Besuch bei Pastor Kuhnert. Wir werden erwartet. Zwei Stunden Schlittenfahrt. Wir bleiben zum Mittagbrot dort. Ich komme erst gegen vier Uhr nach Hause. Aber es ist lieb von dir. Wir fahren ein andermal."

Ihre Blicke besänftigten ihn. „Na schön. Ich melde mich. Aber bald, denn kurz nach Neujahr geht's wieder fort." Auch er war aufgestanden. Es lag förmlich in der Luft, daß man nun Abschied nahm.

Man stand noch herum, sagte Überflüssiges, herkömmlich Liebenswürdiges, verabredete sich, verschob es wieder und schließlich waren alle so weit, daß sie die Schlitten besteigen konnten.

Die alten Ottens standen in dem erleuch-

Digitized by Google

teten Türausschnitte, Willingen und Berta waren verschwunden.

Mila hatte den Mantel ihres Vaters um die Schultern gelegt, sah zwischen ihren Eltern hindurch und winkte.

In dem Schellengeläute und den letzten Abschiedsworten hörte man Claus sagen: „Erkälte dich nicht, Mila. Gute Nacht!“ Er saß im Schlitten und hielt die Zügel. Sein Gesicht war beleuchtet. Frisch und kühn stand es über dem dunklen, aufgeschlagenen Kragen.

„Nun sieh bloß einer den Jungen an!“ sagte die alte Frau Otten zu ihrem Manne.

Mila trat zurück.

Hermann Brake ließ seinen Sohn fast nicht aus den Augen. Er führte ihn in den ganzen Wirtschaftsbetrieb ein, prüfte Rechnungen durch, machte Kostenanschläge und ging stundenlang mit ihm in den Wäldern herum, das Holzgeschäft erklärend.

Hermann Brake bezweckte mit all dem nicht nur, ein Wiedersehn mit Mila hinauszuschieben, er hielt es auch für das wirksamste Mittel, Claus innerlich zu befreien, denn er kannte seinen Jungen — seine Tüchtigkeit, seine lebhafte Anteilnahme an allem, was Helden betraf, und seinen Ehrgeiz.

Als der erste eifersüchtige Ärger verflogen war, hielt er sich für stark genug, seinen Sohn gänzlich aus dem Banne dieser Frau zu ziehen, gegen die er eine steigende Abneigung empfand.

Claus blieb äußerlich ruhig. Wohl verging ein Tag nach dem andern, und seine Sehnsucht wuchs, aber Mila hatte ihm einmal im Vorübergehn leise gesagt: „Hab' Geduld — Lieber,“ und er hätte nicht so jung sein müssen, wie er war, um die von ihm erbetene Geduld nicht als Ehrenpflicht anzusehn.

Am Silvesterabend schickte er Jettchen Herting zu Mila. Er wußte nicht, was er ihr geben sollte, und doch mußte er ihr nah sein. Da nahm er sein liebstes Buch, einen verlesenen, alten Band, und steckte ein Briefchen hinein, in dem nichts stand, wie: „Morgen nachmittag komme ich.“ Und als er die Worte geschrieben und weggeschickt hatte, fühlte er sich leicht. Die Notwendigkeit, dieses Wiedersehen erzwingen zu müssen, wenn keine einfache Lösung kam, gab ihm ein Kraft- und Wohlgefühl, wie er es immer empfunden hatte, wenn er vor Entscheidungen stand.

Nun war es gut. Das neue Jahr sollte kommen! Eintausendachthundertundachtzig.

Er schlenderte wohlgemut in den Wirtschaftsgebäuden und Ställen herum.

Mochte gar nicht ins Wohnzimmer hinein, wo sie mit dieser selbstverständlichen Sicherheit um die Lampe herumsaßen. Ehrenfest und gelassen. Und etwas Frostiges zwischen ihnen, über das hinweg man sich lächelnd die Hände reichte.

Er stieß das Tor auf, ging über den Hof und ins Haus hinein. Sein Schritt hallte laut über den steinernen Flur.

„Na — was habt ihr denn mit dem Silvesterabend vor?“ sagte er förmlich herausfordernd. Er trat an den ovalen Tisch heran, sah das blanke Messingtablett mit den unberührten Weingläsern, der Flasche und dem Gebäck.

„Wir haben auf dich gewartet,“ sagte Claudine.

„Ihr hättet schon mal tüchtig trinken sollen,“ sagte Claus lachend und warf sich auf einen Sessel. „Draußen geht der Wind. Es gibt Schnee.“

„Wo warst du denn noch?“ fragte sein Vater, von der Zeitung aufblickend.

„Oh, überall herum. In Hof und Ställen.“

„Im Dunkel?“ fragte Gerlinde, die mit Richard müde in der Sofaecke hockte.

„Nicht so ganz. Da hängen doch etliche Laternen. Gott, Kinder, ihr seid ja schon ganz verschlafen. Es kann doch höchstens neun Uhr sein!“

„Sie sind eben an ihre bestimmte Zeit gewöhnt, und, wie gesagt, wir warteten auf dich,“ sagte Claudine mit einem Anflug von Gereiztheit.

„Also stoßen wir jetzt an, ihr Kleinen!“ Claus entkorkte die Flasche und schenkte ein. „Wenn ihr nun euern Schluck getrunken habt, dann torkelt ihr nur so in die Betten. Das ist was ganz Gutes.“

Hermann legte die Zeitung beiseite. Es freute ihn, daß Claus schon unterschied. Er hatte wirklich eine besonders gute Flasche heraufgeholt.

„Dann also auf unser aller Wohl!“ sagte er und stieß zuerst mit Claudine an und dann, dem Alter nach, mit seinen Kindern.

Claus trank sein Glas ganz langsam leer.

„Auf was hast denn du getrunken?“ sagte Ursula aus dem Dunkel. Sie saß etwas abseits.

„Meinst du, es müßte etwas Besonderes sein?“ fragte Claus lachend.

„Das ist es,“ sagte Ursula bestimmt, die Arme kreuzend.

„So ein Backfisch muß das wissen.“ Er sah sie an und wunderte sich, wie seine Bekannten vom Gymnasium her, sogar Adolf Wiedenhagen und Jänsken Temming, hinter diesen halbwüchsigen Mädels herlaufen konnten. Ursulas Augen, die sich fest auf ihn

Digitized by Google

richteten, waren ganz dunkel und böse geworden.

Hermann zog die Unterhaltung an sich und erzählte von den Silvesterabenden früherer Jahre, und Claudine unterstützte ihn. Es sollte eigentlich eine frohe Unterhaltung sein, aber es klang so, als ob ältere Leute sich wehmütig an etwas erinnerten. —

Um punkt zehn Uhr standen alle auf, nahmen ihr Glas in die Hand und gingen in die große Gesindestube neben der Küche.

Das war alter Brauch in der Familie.

Am Eingang, unter der bekränzten Tür, empfingen sie der jüngste Bursche und das jüngste Mädchen. Sie waren herausgeputzt und sagten, als altes und neues Jahr, abwechselnd ein Gedicht auf. Dann ging die Herrschaft herum und stieß mit jedem einzelnen an.

Man war allerseits etwas befangen.

Nun konnten die Kinder zu Bett gehn.

Es war wie jedes Jahr.

Auch Ursula sagte gute Nacht.

Claus wußte nicht recht, was er mit der Zeit anfangen sollte. Es war unpassend, zu lesen. Die Unterhaltung ging ledern dahin. Er trat ans Fenster, sah hinaus und hätte gern gewußt, ob Mila in seinem alten Buche las.

„Ich glaube, wir warten nicht bis zwölf Uhr," sagte sein Vater. „Wir haben es eigentlich selten getan, was, Mutter?"

„Nur wenn wir Gäste hatten."

„Ja, ja. Laß uns zu Bett gehn. Komm, Claus. ‚Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.' Das muß ich jedes Jahr um Weihnachten herum denken. Man freut sich, und alles ist ja auch gut und schön, aber es ist so recht kein Zug darin. Man möchte wieder an die Arbeit."

Claudine räumte noch alles im Zimmer fort, wie es ihre Gewohnheit war. Dann gingen sie ins zweite Stockwerk hinauf. —

Am andern Morgen wirbelte der Schnee ums Haus. Die Luft war grau, und der Himmel hing voll von Milliarden kleiner Federn. Von Twenhusen herauf kam schmal und gedämpft das Festtagsläuten.

Nachmittags kamen die Elmeringhusener. Sie waren wie in Schnee eingepackt. Das gab ein Schütteln, Klopfen und Pusten und viel Gelächter, denn die to der Uchte brachten immer Leben mit.

„Wir bekommen die Sonne aus erster Hand," pflegte Tante Franziska zu sagen; „Brakes ter Westen sehn nur, wie sie unter„ geht."

Dieses Mal waren Onkel Hubert und Tante Theodorchen Frigge von Haus Berge mitgekommen, und sie und die Elmeringhusener füllten den Saal mit ihrer frohen, breiten Behäbigkeit.

Man trank Kaffee aus großen Kannen und goß tüchtig Rahm hinein. Man aß Stöße von Waffeln, Eierkuchen und Kartoffelrundum ‚mit vierundzwanzig Eiern darin'. Es nahm gar kein Ende.

Nach dem Kaffee rückte man zum Kamin hin, und Tante Theodorchen fing an, ihre Schauergeschichten zu erzählen. Sie hatte einen weißen Scheitel, aber die Augen einer ganz Jungen. Wenn sie lebhaft sprach, und das tat sie fast immer, dann flogen ihre langen goldenen Ohrgehänge mit den Diamanten auf schwarzem Grunde hin und her, und ihre Hände malten alles in der Luft mit.

„Ja, ihr habt gut reden. Auf Haus Berge spukt es von alters her. Ich könnte euch Stückchen davon erzählen!" Und sie sah unter die Decke und schlug die Hände zusammen. Das junge Volk bedrängte sie. Darauf hatte sie nur gewartet.

Da ging Claus zur Tür hinaus, nahm Mütze und Mantel vom Haken und war mit ein paar langen Schritten auf dem Hofe. Als er am Tor war, hörte er deutlich seines Vaters Stimme. Er rief seinen Namen. Claus lief weiter. Mochten sie da drinnen Geschichten erzählen, Rezepte aufschreiben, Abschied nehmen, mochten sie ihn vermissen, mochte sein Vater tun und sagen, was er wollte: er ging zu Mila. — —

Das Warten hatte Mila erregt. Wie, wenn Hermann ihn niederdrückte, wenn die Brakesche Art schließlich doch siegte? Alles war so jung gewesen, so leuchtend — etwas Köstliches hatte sich vor ihr aufgetan, und nun hielt man ihren Claus dort oben fest, legte ihm langsam Fesseln an, unter denen seine Glut ersticken mußte.

Aber nein. Das konnte gar nicht sein. Nicht in diesen wenigen Tagen.

Da kamen die paar Worte, in ein altes Buch gesteckt.

Sie gab sich besinnungslos der Freude hin, mit der man, Jugend im Herzen, nach letztem greift.

Legte sich nun hin wie in Mutterarme und wartete. Ging durch ihr Gartenhaus, spähte aus jedem Fenster, schickte ihr Mädchen fort für den Nachmittag, den Abend, zog das schöne alte rosa Seidenkleid an, in dem er sie zum erstenmal umfangen hatte, stand vor ihrem Toilettentisch, zögerte, griff nach ein paar Mitteln, schob sie zur Seite, schamvoll, wurde ganz dem Schicksal ergeben, ganz Dankbarkeit, und dann saß sie am Kamin und hörte jeden Schritt. Im Schnee.

Und ihr großer Junge kam. Ganz warm

Digitized by Google

vom Laufen, ganz Freude. Wie konnte man nur so eins werden! In ein paar Trennungstagen. Jeder hatte dem anderen innerlich soviel erzählt, unaufhaltsam mit ihm gesprochen, daß sie, über alle Worte hinaus, nur hingestammelte Zärtlichkeiten hatten, fortreißende Zärtlichkeit.

Mila faßte sich zuerst. Sie richtete sich aus seinen Armen auf. „Nun wirst du es schon bemerkt haben, mein Claus, daß du dort oben nicht von mir sprechen darfst, wie du es möchtest. Und sieh, es ist ja auch nutzlos — — nein, nein!“ Sie legte ihre Hand auf seinen Mund. „Es soll auch nicht sein. Laß es mich sagen. Man trägt all das Unwürdige, den Zank, die Bitterkeit, die bösen Andeutungen, Zorn und Verwünschungen zu uns hin und wirft es auf unsere Liebe, die doch ganz rein, ganz einsam und heiß uns beide verbinden soll. Du willst für diese Liebe eintreten. Was heißt das? Immerfort all die Häßlichkeiten auffangen. Je mehr wir uns von den Menschen abschließen — und es ist ja so leicht, da wir beide von hier gehen — um so inniger bleiben wir verbunden. Dieses Glück, mein Liebster,“ sie umfaßte seinen Kopf und zog sein Gesicht dicht an das ihre heran, „dieses Glück soll ungetrübt sein. Du glaubst es doch selbst nicht, daß man uns etwas anderes als Mißverstehen entgegenbringen wird und Übelwollen. Wenn nicht Schlimmeres. Die Luft um uns soll klar sein.“

„Damit sagst du mir, daß ich heimlich und gebückt zu dir kommen soll. Das kann ich nicht.“

Mila sagte eifrig, was sie oft in diesen Tagen gedacht hatte. „Nein, du kannst es nicht. Du sollst es nicht.“ Sie küßte ihn stürmisch. Wie liebte sie sein gerades, einfaches Empfinden. „Nur warten sollst du. Nicht sprechen. Es wird einmal so kommen, daß sich uns dies hier verschließt, das, was für dich noch viel mehr Klang hat, als für mich — und Inhalt, sicherlich: die Heimat, das Elternhaus. Es wird ja nicht für immer sein,“ fügte sie sehr leise hinzu, den Kopf neigend, „dann kannst du es ihnen sagen, daß du bei mir bleibst, daß du mich wählst,“ sie warf sich wieder an seine Brust und küßte ihn, „aber wenn es dir möglich ist, mein Claus, dann laß es nicht jetzt sein. Laß uns fort sein von hier. Das kommt alles von selbst — früh genug.“

Er hatte ihr zugehört, verschlossen, grüblerisch. Er hielt ihre Hand. Sie konnte sein Gesicht im Halbdunkel kaum sehen.

Sie wurde unruhig. „Halte mich nicht für feige. Ich kenne das Leben und ich kenne die Menschen. Auch die, mit denen du zu tun hast. Glaub' mir doch. Es ist besser so.“

Claus ließ ihre Hand sinken und stand auf. Er ging ein paarmal im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor ihr stehen.

„Es ist schmählich,“ stieß er zwischen den Zähnen hervor, „ich stehe hier wie ein dummer Junge und kann nichts tun.“ Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß Mila eine reiche und unabhängige Frau war. „Die Zukunft, Mila, die Zukunft! Das ist's. Ich gebe dich nicht her. Niemals.“ Er zog sie zu sich empor und preßte sie an sich. „Du hast keinen Augenblick gedacht, daß du ohne mich leben wirst — in irgendeiner Zukunft? Sag' es mir.“ Er richtete ihr Gesicht empor und sah sie mit dem strengen, wahrhaftigen Ausdruck an, den auch Hermann gehabt hatte, als er noch sehr jung war.

„Die Zukunft — die Zukunft? Mein geliebter Claus, wir wollen unsere Gegenwart festhalten — immer.“

„Nein, Mila. Du weichst mir aus.“

„Ich weiche dir nicht aus. Du wirst sehen, daß ich in aller Zukunft dein bin.“ Und sie dachte an ferne Jahre, in denen er das Andenken an diese Zeit als etwas unverlierbar Schönes in seinem Herzen tragen sollte.

Eine solche Wehmut überkam sie, daß sie den Kopf an seine Schulter legte und weinte.

„Mila, meine Gute, Liebe, nun habe ich dich verletzt,“ stammelte er erschüttert. „Ich zweifle ja gar nicht. Komm her zu mir.“

Er setzte sich auf die Chaiselongue und zog sie weich und innig an sich. „Ich glaube dir ja alles. Auch daß du tausendmal recht hast und ich danebentappe. Hab' etwas Nachsicht mit mir und sei ruhig.“ Er strich ihr das Haar aus der Stirne und sah in ihr zitterndes, schon wieder lächelndes Gesicht.

Was für ein Wunder war das alles. Unfaßbar.

„Es soll so sein, wie du willst,“ sagte Claus.

„Und ich will sein, wie du willst.“ Sie lag wie ermattet in seinem Arm, Träumerisch sprach sie weiter: „Wo du bist, werde auch ich sein — in deiner Nähe. Du kommst zu mir. Willst du das? Wir sehen uns oft. Irgendwo im Garten werde ich ein kleines Haus haben. So-wie hier. Und du kommst.“ Sie hob die Hand, als ob sie mit etwas Schönem, Erlesenem spielte, ihre Stimme wurde so leise, daß Claus sich niederbeugen mußte, um sie zu verstehen. „Ganz allein werden wir sein. Du und ich. Kein Neid — und kein Kummer. Füreinander leben, ganz.“

„Immer,“ sagte Claus und strich über ihre Locken.

„Solange wie Gott will.“

„Dann ist es solange, wie ich atme,“ sagte

Digitized by Google

Claus, von etwas unsagbar Feierlichem überhaucht.

Und sie spielte weiter, im Dunkeln, glitt mit ihren schmalen Händen, die wie zum Liebkosen geschaffen waren, über ihn hin, über sein Gesicht, seine Brust, seine Arme.

Er hatte sie auf die Chaiselongue gelegt und beugte sich tief zu ihr hinab.

„Ist dir nun wohl, Mila?“ fragte er, wie damals im Schlitten, als sie in den Wald hineinfuhren.

„So wohl, wie nie in meinem Leben.“ Sie streichelte sein Gesicht. „Und nun geh zu den Deinen. Vielleicht sehen wir uns in diesen Tagen nicht mehr. Du wirst von mir hören. Ich komme.“

„Es geht nicht, Mila, es geht nicht.“ Er war von seliger Inbrunst übervoll. Niederkniend küßte er ihr Gesicht, ihre Arme, seine Hände fest verkrampfend.

„Mila, du hast recht,“ sagte er endlich mit bedeckter Stimme, „ich muß fort.“ Er stand auf und ging aus dem Zimmer, ohne sich nochmals umzusehn.

* * *

Als er nach Hause kam, ging man gerade zu Tische. Die Gäste waren fort. Sein Vater fragte ihn: „Wo warst du?“

„Draußen.“

Da wußte er, daß sein Sohn bei Mila gewesen war.

„Wie konntest du draußen sein, wo wir Besuch hatten?“ sagte Claudine wieder in dem gereizten Tone.

„Ich gebe zu, es war ungezogen,“ sagte Claus kalt, „es war mir unmöglich, länger im Zimmer zu sein.“

„Dann konntest du dich wenigstens entschuldigen.“

„Ich hatte auch Kopfschmerzen,“ sagte Ursula plötzlich ganz laut. „Ich wäre froh gewesen, wenn Claus mich mitgenommen hätte.“

Hermann sagte nichts. Er fühlte seinen Zorn aufsteigen, der stark und ungerecht sein konnte. Der Sache da mußte ein Ende gemacht werden. Aber nicht heute. Morgen, in aller Ruhe. Einmal darüber schlafen und dann sprechen.

Man war abgespannt von den Feiertagen, in den Zimmern hing ein fader Speisengeruch. In der Wohnstube brannte wieder die Lampe mit dem geknifften Papierschirm. Darunter lagen die Zeitungen. Wie jeden Abend. Alles war so lustlos.

Nun packte Claus wirklich eine Sehnsucht nach dem Walde. Das Schneewehen hatte nachgelassen, einzelne Sterne sahen durchs Gewölk.

„Wenn du willst, Ursel, und wenn Mutter es erlaubt, dann komm mit hinaus, ins Freie.“ Er fühlte, daß er nicht nochmals allein gehen konnte.

Ursula lächelte. „Nein, ich bleibe hier.“ Sie griff nach einem Buche.

„Dann geh' ich eben allein,“ sagte Claus ganz frei heraus, alle Rücksichten beiseite schiebend.

„Ich möchte, daß du bleibst,“ sagte sein Vater mit kaum unterdrücktem Grimm. Claus stand aufgerichtet an der Tür.

Die Blicke seiner Mutter gingen von ihm zum Vater und wieder zurück. Es nahm sie wunder, wie schön der Sohn aussah, dieses Kind ihrer alt und lahm gewordenen Liebe — und es kam ihr in den Sinn, wie das Leben hier oben in dem glatten, starren Hause langsam alles in ihr geknebelt hatte, was einstmals stark gewesen, wenn es auch niemals heiß aus ihr hervorgebrochen war. Da, in dem Jungen, da war noch die ganze Glut.

„Weshalb sollte er nicht nochmals ins Freie gehn, wenn es ihn danach verlangt?“ sagte sie.

Ihr Mann sah erstaunt zu ihr hin. Weshalb nicht? Wie sollte er das seiner Frau erklären.

„Ja, das meine ich,“ sagte Claudine, ihre Worte bestätigend. Sie nickte ihrem Sohne zu. Er ging. Ursula sah von dem Buche auf, als wartete sie auf etwas.

Claus arbeitete sich durch den Schnee. Geradeaus. Erst hatte er den Fußweg benutzt. Dann fiel ihm ein, daß er Milas Fenster sehen könnte, wenn er am Waldrand entlang ging. Der Schnee lag hoch. Es war eine Freude. Jetzt sah er ihr Licht. Ganz schwach. Es kam aus dem Schlafzimmer. Es war aber doch noch früh! Sie hatte blaß ausgesehen. Vielleicht war ihr doch nicht ganz wohl. —

Er ging den Hang hinunter. Bis zu ihrem Gartenzaun. Er stieg über ihn hinweg und stand unter ihrem Fenster.

Mila lag auf der Seite und las. Sie hatte den Kopf aufgestützt, die Finger in die Locken vergraben. Da war es ihr, als ob etwas Leichtes gegen ihr Fenster flöge. Ein Vogel? Unmöglich. Vielleicht eine Fledermaus. Nein, nein. Und wieder — wieder. Das konnte nur — — sollte das wirklich Claus sein? Sie stand auf, warf ihren Morgenrock über und ging ans Fenster. Ganz vorsichtig bog sie die Vorhänge auseinander. Claus! Er stand im Schnee. Sofort öffnete sie das Fenster. Niemand durfte ihn hier sehn!

„Claus, du bist's? — Oh!“

Digitized by Google

An der Tür

Gemälde von Josef Kühn d. Jüng.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Er trat dicht heran. „Laß mich zu dir kommen."

„Nein — nein. Das geht nicht."

„Dann muß ich hier stehen bleiben." Es sollte wie ein Scherz klingen, und doch gab es ihr das Gefühl, daß er wirklich bleiben würde.

„Aber es geht nicht, mein Junge," sagte sie dringlich.

„Doch, es geht." Mit einem Satze stand er auf dem Vorsprung des Hauses und im nächsten Augenblicke im Zimmer.

Mila war zurückgewichen. „Schließ das Fenster," sagte sie matt, „und zieh den Vorhang fest zu." Er tat es.

Dann trat er vor sie hin, betrachtete sie, wortlos, tief erbleichend, und sank an ihr nieder. Seine Hände umklammerten sie. Wieder stieg dieses erschütternde Schluchzen in ihm auf. Sie streichelte sein Haar, mit abgewandtem Gesicht, ganz sacht, ganz sacht.

„Mein Junge, mein lieber Junge," sagte sie leise, „sei gut — geh hinüber — ins Wohnzimmer. Ich komme zu dir. Sogleich. Ich lasse dich nicht warten. Sei gut. Geh."

Er küßte ihre Hände. Dann stand er auf und ging.

‚Wenn nur recht viel Schnee fallen wollte,' ging es ihr durch den Sinn, aber fern, wie aus einer Gedankenwelt, die hinter ihr lag.

Sie kleidete sich an, schnell, bebend, und ging zu ihm. Er saß am Kamine in dem breiten Sessel, in dem damals sein Vater gesessen hatte. Sie wollte sich hinknien, um das Feuer zu schüren. Da fiel ihr der Tag ein, als Hermann zum erstenmal zu ihr kam, ihr Triumphgefühl, diese ganze, halb kokette, halb lässige Stunde, und sie schlug die Hände vors Gesicht und sagte fast tonlos: „Oh, ich schäme mich, ich schäme mich."

Da hatte Claus sich wiedergefunden. Er deutete die Worte auf seine Art. Er ging zu Mila, zog sie an sich und sagte, immer noch vor Erregung bebend: „Erst sorgte ich mich um dich — du warst bleich heute abend — du warst so früh zu Bett gegangen — — und dann, Mila, meine liebe, liebe Mila — — verzeih mir."

Sie ließ sich liebkosen. Er hielt sie auf seinen Knien, leicht umfaßt. Sie saßen in dem großen Stuhl und sahen in die Flammen hinein, und sie wußten nur von ihrer Liebe, die klar und voll Güte war. Kaum, daß sie ein Wort sprachen. —

Dann ging Claus. Den Fahrweg hinauf, nach Hause.

Als er in dem Flure stand und den Mantel ablegte, kam sein Vater aus dem Wohnzimmer.

„Ich habe mit dir zu sprechen," sagte er kurz und ging vor Claus her. In das kühle Zimmer, in dem sie die Weihnachtsandacht verrichtet hatten. Es war von einem schwachen Mondlicht aufgehellt, das ziehende Wolken hier und da verdunkelten.

Hermann Brake stellte sich mit gekreuzten Armen an das Fenster. Sein hoher Wuchs, die festen Schultern, waren deutlich sichtbar.

„Du kommst von Mila Bruhn," sagte er.

Claus antwortete nicht. Er war ganz ruhig, mehr noch: er fühlte eine Befreiung. Aber er dachte, es sei wohl nicht *seine* Angelegenheit allein. Was hier besprochen wurde, mußte so angefaßt werden, wie Mila es wünschte, oder aber, er müsse schweigen.

„Ja oder nein?" fragte sein Vater hart.

„— — ich kann von Mila kommen — gewiß. Und dann ist es gut."

„Dann ist es gut?" rief sein Vater mit bebender Stimme. „Das wollen wir einmal sehn, was gut ist! Ich bin hier der Herr im Hause. Gott sei Dank. Und hoffentlich noch recht lange. Und ich habe meine Kinder zu erziehen und zu überwachen. *Ich* habe für gut zu befinden, nicht *du*! Das laß dir gesagt sein. Und ich befehle dir, jede Beziehung zu dieser Frau abzubrechen, wie immer sie sei. Diese Person da taugt nicht für dich!" Er hatte seine rechte Hand erhoben und geballt. Er schüttelte sie in der Richtung zum Tale hin.

„Person, sagtest du?" Claus trat vor ihn hin.

„Ja, Person!" rief Brake wütend. „Ich kenne sie —" und nun vergaß er alles, vergaß, daß er sie einstmals rücksichtslos zur Seite geschoben hatte, als sie einzig nur *ihn* kannte, nichts wollte wie ihn. Er sah nur die Frau, die in leichter, überlegener Art zurückgekommen war, mit ihm getändelt hatte, mit ihm und seiner Ehe. Plötzlich schoß es ihm ins Blut, daß das seiner Ehre zu nahe sei, schamlos und widerwärtig, wie sie diesen ehrlichen jungen Menschen zu sich herangezogen hatte — berechnend, schadenfroh, um *ihn* zu treffen, um an *ihm* Rache zu nehmen — und das Gefühl des Unterlegenseins, ein Gefühl der Schmach, überrannte den letzten Rest ruhigen Denkens.

„Ich kenne sie, dieses kaltherzige, kokette Weib, die sich daran weidet, wenn so ein grüner Bursche wie du in ihre Netze geht und zappelt. So eine Infamie — eine Infamie," sagte er zähneknirschend.

Claus hatte ein Gefühl, als ob alles Blut in ihm gerönne. Wäre es nicht sein Vater gewesen, er hätte sich besinnungslos auf ihn gestürzt.

„Das nimmst du zurück, Vater! Nimm es zurück!" Seine Stimme klang drohend.

Digitized by Google

Sie sahen sich hart an, um Armeslänge voreinander stehend.

Eine stumme Pause. Stummes Aufeinanderprallen. Ein Zerreißen starker Bande. Schweigend. In einer bebenden Stille.

Hermann Brake wandte sich zur Seite. Etwas wie Ernüchterung flog ihn an.

„Eine Frage," sagte er heiser. „Bestehen" — das Wort stieß ihn — „Liebesbeziehungen zwischen dir und — der da?"

Claus hob den Kopf und straffte den ganzen jungen Körper. Die Erinnerung überkam ihn, Stolz und eine unendliche Dankbarkeit.

Und schließlich — der da — das war sein Vater. Er mußte verstehn. Er hatte ihm viel Vertrauen gezeigt in diesen letzten Tagen. Nicht eine böse Erinnerung stand zwischen ihnen. All die Jahre sahen ihn freundlich an.

„Du kennst sie nicht," sagte er aufatmend.

In sein mattbeleuchtetes, dem Vater zugewandtes Gesicht trat ein Ausdruck inbrünstiger Ergebenheit.

Hermann starrte ihn an. Das war es, diese Ergebenheit, dieses völlige Aufgehn in ihr. Wie er sie daran erkannte. Wie ihre Zärtlichkeiten ihn betäubt hatten. Das, wonach er sich verzehrt hatte, einstmals, was sein sittlicher Ernst ihm verboten hatte, zu nehmen, diesem Jungen da — so glaubte er — hatte sie es hingegeben. Der da, sein Ältester, vielleicht sein Bester, er hatte das Gift in den Adern.

„Das hat sie gewagt!" stieß er hervor. „Diese niederträchtige Person." Haß lohte in ihm auf.

„Vater!" kurz und schneidend kam der Ruf. „Du nimmst das zurück, oder —"

„Was — oder?"

„Oder wir haben uns nichts mehr zu sagen."

„Aus meinen Augen!" rief Hermann zornesblind und wies nach der Tür. „Morgen reisest du ab."

Claus wandte sich ohne Zögern und ging mit festen Schritten hinaus, über die Treppe, den obern Flur, in sein Zimmer hinein. Er fühlte keinen Schmerz, kein Bedauern. Wie durch eine große Kälte hindurch sah er unverwandt nur das eine, Wunderbare. —

Mit einem leisen Lächeln sah er sich um. In seinem kleinen Ofen da knackte es ja. Feuer! Wie wohl das tat!

Er hielt die Handflächen über den Ofen, und unvermittelt fiel ihm ein, daß er früher im Winter Äpfel auf der kleinen Platte gebraten hatte. Wie kam ihm nur der Gedanke? Alles Liebe führte auf Mila zurück. Er sah sie am Kamine sitzen, eng von ihm umschlungen, und von den Scheiten stieg ein feiner Geruch auf wie von Weihrauch, Harz und Rosen. Das Licht spielte warm über ihr bewegtes Gesicht, das Gesicht einer Südländerin. Wie sah sie doch so ganz anders aus als alle Frauen, die er kannte.

Er träumte vor sich hin. Die Szene mit dem Vater war über ihn weggebraust, sie hatte es nicht vermocht, sich in ihm festzusetzen, alle Folgen vor ihm auszubreiten. Es war ja nur ein Anprall gegen das unendlich Starke, das ganz unversehrt geblieben war.

Mila preßte ihren Mund auf den seinen, Milas Herz schlug gegen das seine —

Die Tür wurde ganz leise aufgeklinkt und Ursula kam herein.

Erstaunt sah er zu ihr hin.

Auf den Zehenspitzen kam sie heran. „Ich hab' dir das Feuer angehalten," sagte sie, nicht ohne die Herbheit, die ihr eigen war, und doch in dem deutlichen Bestreben, ihm etwas Freundliches zu sagen.

„So — du?" Und leichthin: „Weshalb wolltest du nicht mit mir gehn?"

„Oh —" sie wickelte die Arme in ein graues Tuch ihrer Mutter ein, das sie um die Schultern genommen hatte. „Du hast was mit Vater gehabt."

Nun standen sie nebeneinander am Ofen.

Claus schob mit der Fußspitze ein Stück Kohle hin und her. Das Mädchen sah ihn aufmerksam von der Seite an.

„Es ist wegen Tante Mila," sagte sie und atmete ein paarmal schnell und zitternd.

„Aber Urla," er verfiel in die kindliche Anrede, „was weißt du denn davon?"

„Was ich davon weiß?" Sie zog das Tuch noch straffer um sich. „Mehr als du denkst. Nicht wahr, ich bin immer das kleine Mädchen?" Nun stieß auch sie nach dem Stück Kohle.

Claus sah sie an. Zum ersten Male mit andern, erkennenden Blicken. Das war kein Kind mehr, nein. Groß und stark stand sie da, mit einem wissenden, ganz ruhigen Gesicht. Wenn das die Mutter wüßte. Mütter merkten wohl nie etwas von solchen Dingen. Oder sie wollten es nicht wissen. Sie waren doch auch einmal wie Ursula sechzehn Jahre gewesen. „So, das weißt du?" sagte er nachdenklich und zugleich unangenehm berührt.

„Ja. Und ich mag sie nicht, diese Tante Mila Bruhn," sagte sie mit durchbrechendem Grimm. Das ungeschickte, täppische Mädchen sprach aus ihr, das keine, keine einzige gewandte, verführerische, überlegene Frau leiden konnte. Nicht aus Neid, nein. Ihre starrköpfige, spröde Mädchenhaftigkeit lehnte sich gegen das Weibtum auf. All diese Gebärden, Blicke, die gewählten Kleider, die halb spielenden, halb ernsten Gespräche, der

Digitized by Google

ganze Duft, der um eine reife, begehrte Frau hing, das war ihr zuwider.

„Du magst sie nicht, Urla?“ sagte Claus. Er begriff es nicht. Es betrübte ihn.

Da fiel es Ursula ein, weshalb sie eigentlich gekommen war. Sie wandte sich ihrem Bruder zu und sagte mit großer Überwindung, aber ganz klar und fest: „Ich wollte dir nur sagen: was auch kommen mag — du wirst es sicher nicht leicht haben mit Vater und Mutter — ich halte zu dir.“ Damit wandte sie sich jäh ab und ging aus dem Zimmer.

Claus hatte erstaunt, freudig aufgehorcht. Das war es also, das. Die brave, alte Urla war's gewesen. Sie mochte Mila nicht — er lächelte — aber sie hielt zu ihm. Er kannte seine Schwester, ihr Wort blieb bestehn.

Er ging im Zimmer auf und ab. Versuchte, alles in sich zu sammeln.

Was für ein Tag! Im Hintergrund alles Erlebens, alles Wissens das eine, Wunderbare. Ganz klar. Anbetungswürdig. —

Hermann war zu seiner Frau gegangen. Sie stand im Vorraum des Schlafzimmers und ordnete Leinen. Die Türen des breiten braunen Schrankes waren geöffnet. Der Geruch der Bleiche, des Wassers, der Sauberkeit strömte ihm entgegen.

„Was war denn?“ sagte sie, ohne sich umzusehn.

„Was war?“ Hermann war an den Tisch getreten und legte seine geballte Hand darauf. Alle Scheu, von Mila zu sprechen, war verflogen. „Claus war bei Mila Bruhn. Heute nachmittag, heute abend. Er, er —“ die Worte wollten nicht heraus.

Claudine wandte sich um und sah ihren Mann groß an. Über ihr Gesicht zog ein stiller Glanz. Etwas Gelöstes.

„So — so, du glaubst, daß unser Junge so etwas wie eine große Schwärmerei für Mila hat.“ Niemals — in all den Jahren nicht — hatten sie, wenn sie allein waren, von Mila gesprochen, und nun schleuderte Hermann das so rücksichtslos heraus. Wie etwas Erledigtes.

Hermann starrte grimmig vor sich hin. „Diese Person — diese Person!“ Er hatte sich an dem Worte festgebissen. „Eingefangen hat sie den Jungen! So eine miserable Person!“

Claudine sah ihn unverwandt an. Wie seine Abneigung gegen Mila aus seinen Worten quoll, aus jeder Gebärde! War das nicht die Stunde, auf die sie gewartet hatte?! Und sie brachte keinen Jubel mit, nicht einmal Wärme. Nur eine Entspannung.

Hermann ging zum Fenster hin und trommelte auf dem Brette.

Sollte sie nun zu ihm hingehn, ihm etwas sagen —? Sie wollte, wollte — und konnte nicht.

„Hundsmiserabel,“ sagte Hermann nochmals, mit störrischer, ungewohnter Schärfe, „sie ist ein schlechtes Weibsbild.“

Da stand in Claudine alles auf, was an Güte und Ehrlichkeit in ihr ruhte. Sie war über diese Frau hinweggeschritten, hatte nicht nach ihren Gefühlen, ihren Schmerzen gefragt, hatte einfach die Hand nach dem Manne ausgestreckt, den die andere liebte und besitzen wollte — und alles war ihr entgegengekommen — sie war dieser Frau ihr Leben lang gram geblieben, weil sie selbst die Liebe ihres Mannes nicht erringen konnte: aber schmähen sollte man sie nicht. Das nicht! Ihr Mann, ihr eigenes, innerstes Empfinden, ja, die Luft, in der sie alle hier lebten und atmeten, waren ihr zu gut, zu rein dazu.

„Nein, Hermann,“ sagte sie fest und warm, „das darfst du nicht sagen. Wir dürfen es beide nicht sagen! Schlecht ist Mila nicht.“

Hermann wandte sich ihr zu. „Und wenn es nun weit schlimmer ist, als du denkst, wenn wir ihn ganz an sie verloren haben? Ich, das sage ich dir,“ er trat zum Tisch hin, an dem auch Claudine lehnte, „ich habe mit ihm gebrochen. Oder er mit mir. Morgen früh verläßt er Helden. Wenn er sich nicht besinnt: auf immer.“

Claudine erbleichte. „So steht es?“

Hermann sah sie an. Ihre Blicke ruhten ineinander. Seltsam. Er begriff plötzlich, daß hier etwas gelebt, neben ihm geatmet hatte, von dem er nichts gewußt — vielleicht etwas Großes, Inniges. Auch er wollte etwas sagen, seine Hand hinhalten, aus den erstarrten guten Formen herauskommen — und er konnte, konnte nicht.

Und da er den kurzen, schweren Weg nicht fand, spülte die Erregung der Stunde über etwas Gutes hinweg, das sich keusch und zögernd emporhob und dann im Dunkel verschwinden mußte. —

Hin und wieder sah es die beiden an, so lange sie lebten. Es war wie eine Bitte, die aufblühte und verblassen mußte.

Aber man wußte, daß es da war.

Es brachte dennoch Wärme mit.

Nicht viel. Aber Wärme.

Und später, viel später, wurde es zu einem stillen Verstehen, von dem Ruhe ausging, die die gute Form ihres Lebens mit etwas ausfüllte, das einem persönlichen Glücke nahe kam.

Jetzt aber war die Erregung, die Not der Stunde zu groß: es ging um den Sohn.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Bevölkerungspolitik unter ärztlichen Gesichtspunkten

Ein Überblick von Prof. Dr. L. Langstein

Direktor des Kaiserin Auguste Viktoria-Hauses zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reiche

Es wird wohl nur wenige Menschen geben, denen in den letzten Jahren das Wort ‚Bevölkerungspolitik' nicht begegnet wäre. In der verschiedenartigsten Bedeutung ist es gebraucht worden. Gesellschaften und Kommissionen haben sich unter dieser Flagge zusammengetan, entsprechende Zeitschriften sind begründet worden. Im weitesten Sinne des Wortes umfaßt die Bevölkerungspolitik die Gesamtheit der Maßnahmen, mit denen eine bestimmte Gestaltung der Bevölkerungsverhältnisse bewirkt werden soll. In den Kriegsjahren allerdings hat man mit diesem Worte etwas Bestimmteres zum Ausdruck bringen wollen, nämlich alle jene Bestrebungen, die darauf hinausgehen, einen möglichst zahlreichen, gesunden und leistungsfähigen Nachwuchs hervorzubringen und großzuziehen, von der richtigen, aber leider zu spät gekommenen Erkenntnis ausgehend, daß das wertvollste Kapital des Staates der Mensch ist. Bei dieser Fassung ist es selbstverständlich, daß bei der Bearbeitung bevölkerungspolitischer Fragen die Ärzte nicht fehlen dürfen, ja daß sie berufen sind, eine führende Rolle zu spielen.

In der letzten Zeit hat unter den Aufgaben der Bevölkerungspolitik die der Hebung der Geburtenziffer wohl die größte Rolle gespielt. Denn in Verbindung mit dem raschen Geburtenrückgang in den Jahren vor Ausbruch des Krieges gewann der Tod von Millionen Männern in den Kriegsjahren eine verhängnisvolle Bedeutung. Aber gerade bei den Maßnahmen gegen den Geburtenrückgang werden ärztliche Gesichtspunkte nicht im Vordergrunde stehen können. Denn der Geburtenrückgang ist eine Erscheinung, die nicht etwa darauf zurückzuführen ist, daß Zeugungsfähigkeit oder Gebärfähigkeit abgenommen haben aus Gründen, denen ärztlich beizukommen wäre, sondern der Geburtenrückgang ist in erster Linie dadurch bedingt, daß die Familien keine Kinder oder zumindest keine größere Kinderzahl haben wollen. Die Kosten für die Aufzucht von Kindern werden gescheut; deshalb muß derjenige, der den Kampf gegen den Geburtenrückgang führt, ihn auf dieser Grundlage führen. Nur eine wirklich großzügige Steuergesetzgebung, die vom dritten oder vierten Kinde an den Familien weitestgehende finanzielle Entlastung gewährleistet, dürfte Erfolg haben. Ärztliche Beteiligung spielt in die ganze Frage des Geburtenrückgangs nur insofern hinein, als durch die Geschlechtskrankheiten, insbesondere durch die Gonorrhoe, viele Männer und Frauen zeugungsunfähig bzw. unfruchtbar werden. Wie groß die Zahl der dadurch ausfallenden Geburten ist, ist schwer zu sagen. Möglicherweise sind die bisher genannten zu hoch gegriffen. Anderseits ist sicher, daß diese Zahl steigen wird, da mit einer Zunahme der Geschlechtskrankheiten durch den Krieg zu rechnen ist. So wird der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten, der in mehrfacher Hinsicht bevölkerungspolitisch von größter Bedeutung ist, auch für die Bekämpfung des Geburtenrückgangs wesentlich.

Eingehend müssen sich die Ärzte mit der Frage beschäftigen, welche Bedeutung Konzeptionsverhinderung und kriminelle Abtreibung für die Geburtenverminderung haben. Eine Besserung der Verhältnisse werden wir nur erzielen, wenn wir soziale Therapie treiben. Weitgehender Schutz der unverheirateten Mutter und des unehelichen Kindes wird die Zahl der Fruchtabtreibungen vermindern. Wenn das Gebären und Großziehen eines unehelichen Kindes für die Mutter nicht mehr eine Quelle von Zurücksetzungen und Entbehrungen sein wird, wenn den unehelichen Kindern keine schlechteren Aussichten auf Erhaltung des Lebens und den Kampf ums Dasein gegeben sein werden als den ehelichen, werden die Fruchtabtreibungen wahrscheinlich um ein beträchtliches zurückgehen. Zu idealen Verhältnissen dürften wir allerdings niemals kommen. Denn mögen die sozialen Verhältnisse in der genannten Beziehung sich auch verbessern, Abtreibungen werden erst dann Seltenheiten werden, wenn der Wille zum Kinde zunehmen wird. Es ist fraglich, ob das bei den schweren Zeiten, denen wir entgegengehen, der Fall sein wird. Überhaupt muß ich mich fragen, ob alle jene Überlegungen, die in den Kriegsjahren in bezug auf die Bedeutung des Geburtenrückganges von vielen Seiten angestellt wurden, noch heute zutreffen, da Deutschland zusammengebrochen ist. Daß der Geburtenrückgang vor dem Kriege als eine unheilvolle Erscheinung gewertet werden mußte, darüber waren sich viele — keineswegs aber alle — einig. Wie steht die Sache heute? Der bekannte Nationalökonom Julius Wolf hat in seinem Aufsatz über ‚Ziele und Wege der Bevölkerungs-

Digitized by Google

politik" geschrieben: „Ein siegreiches Deutschland wird, um sich als sieghaft zu behaupten, unter allen und jeden Umständen eine stärkere Bevölkerungsvermehrung brauchen und sie auch unterbringen können; denn es vermag sich auf dieser Erde noch Absatzmöglichkeiten in Fülle über die bisherigen hinaus zu verschaffen." Für ein siegreiches Deutschland waren all die Maßnahmen und Vorschläge berechnet, die der Eindämmung des Geburtenrückganges dienen sollten. Ich glaube, daß heute die Frage des Geburtenrückgangs und seine Bekämpfung nicht nur durch den Niederbruch Deutschlands, sondern auch durch die neuen politischen Bekenntnisse vor einem Wendepunkt steht.

Nicht nur Quantitätspolitik, sondern auch Qualitätspolitik müssen wir treiben, nicht nur ein zahlenmäßig großer, auch ein leistungsfähiger Nachwuchs muß das Ziel bevölkerungspolitischer Bestrebungen sein. Damit wird Rassenhygiene oder Eugenik, die sich diese Aufgaben setzen, in den Kreis meiner Betrachtungen gezogen. Es dürfen aber meines Erachtens nur solche rassenhygienische Bestrebungen wert befunden werden, in die Praxis umgesetzt zu werden, die sich auf eine völlig gesicherte Grundlage stellen können. Das große Hemmnis, das entgegensteht, beruht darin, daß wir in die Gesetze der Vererbung viel zu wenig Einblick haben. Von vornherein eine Auslese zu treffen, mit Sicherheit zu erklären, diese oder jene dürfen keine Kinder zeugen bzw. gebären, weil keine Aussicht besteht, daß aus ihrer Vereinigung sich ein Wesen entwickeln könnte, das der Gesellschaft nützlich ist, dürfte nur bei wirklich einwandfrei festzustellender schwerster Entartung auf körperlichem und geistigem Gebiete, beim Vorhandensein einer den Nachwuchs unmittelbar schädigenden Erkrankung wie der Syphilis möglich sein. Wenn z. B. Lönne fordert, daß Idioten, Schwachsinnige, Epileptiker, Säufer, verbrecherische Naturen, chronisch Erkrankte, Tuberkulöse, Syphilitiker und Gonorrhoiker von der Fortpflanzung ausgeschlossen werden sollen, so wird der Arzt eine derartige Verallgemeinerung ablehnen. Wie viele Tausende von Grenzfällen gibt es, in denen eine Voraussage auf die Beschaffenheit der Kinder nicht möglich ist, in denen aber schließlich die Entwicklung des geborenen Individuums zeigt, daß es sich zwar nicht um einen vollwertigen, aber um einen leistungsfähigen Menschen handelt, der im Rahmen des Ganzen seine Stelle ausfüllt. Niemand sollte vergessen, daß die Leistungsfähigkeit des einzelnen für die Gesamtheit nicht etwa nur auf seiner körperlichen Tüchtigkeit beruht, nicht nur auf der Entwicklung muskulöser Glieder, eines breiten Brustkorbs und eines Stiernackens, nicht darauf, daß die Betreffenden Athleten werden, Gewichte stemmen und Dauerläufe ausführen können, wir müssen auch an die geistigen Werte denken, die sehr wohl ein körperlich gebrechliches Gefäß hervorbringen kann. „Was aus einem Menschen wird," so bemerkt Oskar Hertwig in seiner lesenswerten Abhandlung, die er zur Abwehr des ethischen, des sozialen, des politischen Darwinismus geschrieben hat, sehr richtig, „hängt nicht nur von seiner angeborenen Anlage, sondern ebensogut auch von den sozialen Bedingungen ab, unter denen er aufwächst und wohnt, unter denen er Arbeit suchen, sein Leben fristen, eine Familie begründen muß. Auch pflanzliche Samen, die nach Anlage gleichwertig sind, liefern sehr verschiedene Produkte, je nachdem sie auf einen gut kultivierten Boden oder in eine sandige und wasserarme Wüste ausgesät werden. Die einen gedeihen zu üppigen und kräftigen Exemplaren und erzeugen hundertfältige Frucht, die anderen werden, wenn sie nicht schon als Sämlinge zugrunde gehen, oder bald darauf verdorren, Hungerpflänzchen, die nur wenig Samen geben."

Wenn ich es so auch für meine Pflicht halte, angesichts des Fehlens vieler wissenschaftlicher Unterlagen, aber auch aus sozialen und ethischen Gründen vor einer Überspannung rassenhygienischer Bestrebungen zu warnen, die sicherlich in der nächsten Zeit kommen wird, so stelle ich mich anderseits ganz auf den Boden der Rassenhygiene in ihrem Verlangen nach einem Ehe- und Zeugungsverbot für alle jene, die klinisch nachweisbar oder nur durch die genaueste Blutuntersuchung sich als syphilitisch erweisen. Denn das Gift geht von dem Vater, der seine Krankheit nicht ausgeheilt hat, auf die Mutter über, steckt diese unmerklich an, und erst kurz vor der Geburt geht der Erreger der Syphilis auf das noch nicht geborene Kind über und macht es schneller oder langsam krank. Gehen massenhaft solche Erreger auf das Kind über, so stirbt es bereits im Mutterleibe ab und wird todfaul geboren. Finden nur wenige Keime ihren Eingang in den Körper des Kindes, dann wird das Kind lebend entweder krank, manchmal aber sogar anscheinend gesund geboren, um erst wenige Wochen nach der Geburt sichtbare Anzeichen, Veränderungen der Haut und Schleimhäute, der inneren Organe, der Sinnesorgane, des Nervensystems zu zeigen. Sozial ist die Krankheit von der allergrößten Bedeutung. Denn ungezählte Fälle von Verblödung, von Entwicklungsstörung, von Blindheit, von Taubheit sind Folgen gewissenloser Erzeugung von Kindern durch syphilitische Eltern. Wie furchtbar, da es sich um ein Leiden handelt, das verhütet und geheilt werden kann. Allgemeine Kenntnisse über die Bedeutung und Gefahren dieser Krankheit, weniger Leichtsinn in der Beurteilung des einzelnen Falles, mehr Pflichtbewußtsein und Verantwortungsgefühl der Nachkommenschaft gegenüber, Zwangsmaßregeln für die Ausheilung dieser Krankheit, würden namenloses Elend verschwinden lassen. Wer in die Ehe tritt, hat die Verpflichtung, feststellen zu lassen, daß er für

Digitized by Google

den Ehepartner und für die Nachkommenschaft keine Ansteckungsgefahr bedeutet. Ich schließe mich voll und ganz der Forderung nach einer gegenseitigen Gesundheitsbescheinigung vor Eingehen der Ehe an.

Daß die lebensfähig Geborenen auch Anspruch darauf haben, unter weitestgehendem Schutz heranzuwachsen, werden wohl nur wenige bezweifeln. Sachgemäße Durchführung des Kinderschutzes ist daher eine allgemein erhobene Forderung. Allerdings gibt es leider noch immer Ärzte, sogar in verantwortungsvollen Stellungen, die in dem massenhaften Säuglingssterben — seit das Deutsche Reich erstand, sind wohl über $16^1/_2$ Millionen Kinder im ersten Lebensjahre zugrunde gegangen — eine Auslese sehen wollen. Wenn das richtig wäre, wenn tatsächlich nur diejenigen Säuglinge stürben, welche, minderwertig veranlagt, den Kampf ums Dasein nicht erfolgreich durchkämpfen können, dann müßten wir unbedingt heute, da unser Reich kleiner geworden ist, die Frage der Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit einer Nachprüfung unterziehen. Aber es ist nicht richtig, daß nur die Minderwertigen zugrunde gehen und daß die Übrigbleibenden dafür um so vollwertiger sind. Es ist zweifellos — wie das der berühmte Münchner Hygieniker Gruber ausgeführt hat — daß in Wirklichkeit Tausende und Tausende, die von Haus aus als ‚Prima-Qualität' zu bezeichnen sind, durch Ansteckung und andere Zufälligkeiten vorzeitig ausgemerzt werden. Neben vielem anderen muß gegen die Gültigkeit der Lehre von der Auslese eingewandt werden, daß die hohe Säuglingssterblichkeit in allererster Reihe die künstlich genährten Säuglinge betrifft. Nicht die Natur schafft die Auslese, sondern die irregeleitete Mutter. Die Mutter, die ihr Kind künstlich ernährt, bringt es unter die Gruppe derjenigen, deren Lebensaussichten beträchtlich sinken. Künstliche Ernährung ist etwas Widernatürliches. Wir sind nicht berechtigt, zur Beurteilung der Vollwertigkeit oder Minderwertigkeit das Verhalten des Kindes zur künstlichen Ernährung heranzuziehen. Ganz unabhängig von ihrer sonstigen Leibesbeschaffenheit werden die Kinder verschieden spät nach der Geburt von ihrer Mutter unabhängig.

Manche sind darauf angewiesen, nachdem sie die zum Aufbau nötigen Nährstoffe im Mutterleibe durch das rote Blut ihrer Mutter zugeführt erhalten haben, ihre Gewebe weiter aufzubauen mit Hilfe des weißen mütterlichen Blutes, der Muttermilch. Andere Kinder werden fertiger geboren. Sie können sich dem widernatürlichen Zustand der künstlichen Ernährung früher anpassen. All das muß nichts zu tun haben mit dem, was später aus dem Kinde wird. Ich kenne Kinder, die ganze sechs Monate darauf angewiesen waren, von der Mutter ernährt zu werden, die jeden Versuch künstlicher Ernährung mit Verdauungsstörungen, verhängnisvollen Durchfällen erwiderten. Nach sieben Monaten waren die Kinder dann in ihrer Beschaffenheit so weit erstarkt, unabhängig von ihrer Mutter geworden, daß sie sich weiterhin prächtig entwickelten. Wer diese Kinder vor dem sechsten Monate bei künstlicher Ernährung gesehen hätte, hätte sie für minderwertig gehalten, für Wesen, aus denen nie etwas wird, für die es besser gewesen wäre, wenn sie nach spartanischer Sitte ausgesetzt worden wären. Das blühende Bild dieser Kinder am Ende des ersten Jahres hätte eine solche Anschauung Lügen gestraft. Bei solchen Erfahrungen müssen wir Ärzte, die das große Säuglingssterben eingehend studieren, unbedingt zu der Auffassung kommen, daß die große Mehrzahl der Todesfälle in den ersten Lebensmonaten vermeidbar ist. Unter zweckmäßiger Ernährung und zweckmäßiger Pflege lassen sich selbst Kinder groß ziehen, denen man von vornherein jede Aussicht für gute Entwicklung absprechen zu sollen glaubt, zahlreiche Frühgeborene selbst mit einem Gewicht von unter drei Pfund.

Nur natürliche Ernährung ist zweckmäßige Ernährung, und alle Fürsorgebestrebungen für das Säuglingsalter müssen dieser Tatsache Rechnung tragen. Daher ist der weitestgehende Mutterschutz nötig. Die größte soziale Errungenschaft der letzten Zeit war die Reichswochenhilfe, durch die jeder stillenden Mutter eine Beihilfe gewährt wird, die ihr gestattet, ihrem Kinde während dessen größter Lebensbedrohung, in den ersten drei Monaten, die Brust zu geben. Werden wir die Mittel haben, um die in Kriegszeiten aufgestellte Forderung durchzusetzen, daß die Reichswochenhilfe in die nächsten Jahre übernommen wird? Eine bange Frage, von deren Beantwortung das Schicksal zukünftiger Säuglingsgeschlechter mit abhängt. Wir wollen hoffen, daß die Säuglingsfürsorge, auf deren Durchführung wir im Deutschen Reiche mit Recht stolz sind, künftig der Reichswochenhilfe nicht entbehren muß.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, an dieser Stelle genauer auf die Wege und Ziele unserer Säuglingsfürsorgebestrebungen einzugehen. Wen diese wichtigen Fragen beschäftigen, den verweise ich auf meine kleine Schrift ‚Säuglingsfürsorge, die Grundlage für Deutschlands Zukunft' (Verlag: Julius Springer).

Der Erfolg unserer Säuglingsfürsorge wird nur dadurch ein nachhaltiger, daß der Schutz für die Kinder im Kleinkinderalter und im Schulalter fortgesetzt wird. Überhaupt muß Jugendfürsorge als etwas Einheitliches aufgefaßt und betrieben werden.

Die gleiche unheilvolle Rolle, welche die durch die künstliche Ernährung bedingten verschiedenartigsten Störungen im Säuglingsalter spielen, haben bei den älteren Kindern die Infektionskrankheiten. Auch diesen fällt noch ein großer Teil von Kindern zum

Digitized by Google

Opfer, die bei rechtzeitiger Vorsorge zu retten gewesen wären. Auch in anderer Hinsicht sind die Infektionskrankheiten für die Volksgesundheit bedeutungsvoll. Denn viele Erkrankungen der Sinnesorgane, viele Fälle von Taubheit und Blindheit sind einzig die Folge vernachlässigter landläufiger Kinderkrankheiten: Masern, Scharlach, Diphtherie. Sie werden leider vom Volke viel zu leicht genommen. Für die Bekämpfung dieser Seuchen ist die rechtzeitige Unterbringung in sachgemäß eingerichteten und geleiteten Krankenhäusern von der allergrößten Bedeutung. Die Errichtung von Infektionskrankenhäusern ist eine vom ärztlichen Standpunkte aus mit aller Macht zu fördernde bevölkerungspolitische Maßnahme sowohl zum Schutze der Erkrankten als auch zum Schutze der Familien, aus deren Schoß der Ansteckungsherd möglichst schnell entfernt werden muß.

Vor gewaltige Aufgaben stellt ferner die Bekämpfung der Syphilis und Tuberkulose. Es ist schon von mir ausgeführt worden, welche Bedeutung die gründliche Behandlung der Syphilis für die Erzeugung eines gesunden Nachwuchses hat. Was werden wir an Irrenhäusern, an Idiotenanstalten sparen können durch die jahrelang genau durchgeführte antisyphilitische Behandlung eines jeden Angesteckten! Hier brauchen wir schnelle Reform.

Nicht minder wichtig ist die Bekämpfung der Tuberkulose. Diese Seuche hat im Kriege bei uns eine Verbreitung gefunden, die erschreckend ist. So gut wir heute auch über die Entstehung der Tuberkulose unterrichtet sind, und so klar wir sehen, wie die Ansteckung jedes einzelnen zu vermeiden wäre, so stark hinkt die Praxis der Bekämpfung hinter unserer Erkenntnis nach. Fast jede Erkrankung an Tuberkulose nimmt ihren Ausgangspunkt vom tuberkulösen Menschen, vom einzelnen, der mit den feinsten Tröpfchen seines Speichels Tuberkelbazillen verstreut. Der Ansteckung durch die verstreuten Keime sind in allererster Linie die Kinder ausgesetzt. Wir wissen heute, daß insbesondere die unter unhygienischen Verhältnissen lebenden Kinder bis zum schulpflichtigen Alter schon in einem sehr hohen Prozentsatz Tuberkelbazillen in sich aufgenommen haben. Nicht alle diese Kinder erkranken allerdings an Tuberkulose. In manchen schlummert der Tuberkelbazillus ohne stark aggressive Eigenschaften. Andere werden tuberkulös, häufig infolge ihrer Widerstandslosigkeit durch ungeeignete Ernährung. Besonders im Kriege war das der Fall. Die Wege zur Bekämpfung der Tuberkulose sind durch die genannten Tatsachen klar bezeichnet. Wir müssen vor allem die Kinder davor schützen, mit Tuberkelbazillen aushustenden Menschen zusammenzukommen oder die eingetrockneten Tuberkelbazillen mit dem Staub der Straße und der Wohnung einzuatmen. Je später das Kind angesteckt wird, je geringer die Anzahl der eindringenden Keime, je widerstandsfähiger das Kind ist, um so geringer ist die Gefahr der tuberkulösen Erkrankung. Von tuberkulösen Eltern geborene Kinder werden fast sicher kurze Zeit nach ihrer Geburt mit Tuberkelbazillen angesteckt und erkranken. Unter ärmlichen Verhältnissen bei dem allgemein verbreiteten Mangel an Einsicht und Verständnis für hygienische Maßnahmen ist die Absonderung im Hause gewöhnlich unzulänglich. Einzig und allein sofortige Entfernung aus der tuberkulösen Umgebung würde Aussicht geben auf tuberkulosefreie Aufzucht. Eine gewaltige, aber lösbare Aufgabe liegt vor uns. Der Kampf gegen die Tuberkulose muß bei den Kindern beginnen. Alle anderen Wege versprechen nicht so viel Erfolg. Doch soll nicht verkannt werden, daß auch die Heilung der Tuberkulose aussichtsreich ist. Der Feind des Tuberkelbazillus ist die Sonne, Bestrahlung wirkt Wunder. Wir brauchen dazu nicht nur Schweizer Höhen. Es gibt keinen Teil Deutschlands, in dem es nicht gelingen würde, die heilende Kraft der Sonne zur Wirkung zu bringen. Hoffentlich ist die Zeit auch nicht mehr fern, da wir den Kampf gegen den Bazillus noch unmittelbarer aufnehmen können durch ein besonderes Heilverfahren mit einem Mittel, das die Bazillen tötet. Ansätze dazu sind vorhanden.

In alle der vorstehend nur kurz angedeuteten Aufgaben gesundheitlicher Fürsorge für unseren Nachwuchs spielt die Wohnungsfrage innig hinein. Keine einzige bevölkerungspolitische Frage läßt sich einer auch nur halbwegs befriedigenden Beantwortung zuführen, wenn die Wohnweise unzulänglich und ungesund ist. Es ist tief beschämend für unsere Zeit, daß wir in manchen Großstädten immer noch Straßen haben, in deren Häusern kein Säugling das erste Lebensjahr erreicht, weil er an den durch die schweren gesundheitlichen Mißstände des Wohnungswesens hervorgerufenen Gefahren zugrunde gehen muß, an der durch sie verursachten Überhitzung im heißen Sommer, durch die Verderbnis der Nahrung, die unter den obwaltenden Umständen nicht frisch bleiben kann, durch die notwendige Häufung der Ansteckungsgefahr beim engsten dauernden Beisammensein mit jedem Erkrankten. Wie soll es gelingen, die Tuberkulose zu bekämpfen, da für viele Familien nur eine dunkle Küche mit einem dunklen Wohnraum ohne die Möglichkeit ausreichender Lüftung, ohne die Möglichkeit der Besonnung zur Verfügung steht? Der Ruf nach neuen menschenwürdigen Stätten kann nicht laut genug erklingen. So wird die Förderung und Lösung der Wohnungsfrage eigentlich zur Grundlage für jeden bevölkerungspolitischen Fortschritt. Ich begrüße die neuerstehenden Mustersiedlungen unter der Voraussetzung, daß nicht nur Schönheitssinn und künstlerischem Geschmack, sondern auch der Hygiene genügt ist. Es kommt mir aber

Digitized by Google

vor, daß mancherorts in dieser Beziehung bereits wieder gesündigt wird, so manche Siedlung in der Art ihrer Bebauung mehr dem netten Äußeren und ansprechender Innenarchitektur Rechnung trägt, als den großen hygienischen Gesichtspunkten, daß die Größe der Räume zu kurz kommt, ebenso nicht genügend Sorge getragen wird für den Zutritt von reichlichem Licht. Jeder Mensch sollte eine Wohnung haben, in der er nicht nur in gesunden Tagen sich wohl fühlen, sondern in der er auch im Falle der Erkrankung gesunden kann, ohne — von jenen Erkrankungen abgesehen, in deren Natur eine besondere, kaum zu hemmende Ansteckungsgefahr liegt — seine Mitbewohner zu gefährden. In keinem Hause sollte ein Dachgarten fehlen, auf dem insbesondere die Kinder ihre Sonnen- und Luftkuren machen können, auf dem sie sich tage- und nächtelang aufhalten können, um eine vorhandene Tuberkulose zu heilen.

Sind sich auch im allgemeinen die Ärzte über das klar, was zum Besten der Gesundheit und Kräftigung des Nachwuchses zu fordern ist, so werden sie doch solange nichts erreichen, als in der weiten Bevölkerung das Verständnis für Gesundheitsfragen im argen liegt. Daß dem so ist, liegt in der Unzulänglichkeit unseres Schulunterrichts. Es ist nicht allzuviel, was die Schule dem heranwachsenden Menschen darüber vermittelt, was gesundheitsgemäß ist, wie er sich vor Krankheiten schützen kann, wie er selbst dazu beitragen kann, daß die Lebensweise der Allgemeinheit sich auf erprobten hygienischen Grundsätzen aufbaut. Und darum werden alle unsere Bestrebungen auf bevölkerungspolitischem Gebiete nur wenig erreichen, wenn der Unterricht in der Gesundheitslehre von der Volksschule an nicht anders aufgebaut wird. Nur wenn die breite Masse uns bei unseren Bestrebungen unterstützt, werden wir endlich einmal die große Theorie verlassen können und uns in den Garten begeben können, in dem des Lebens goldene Bäume wachsen. An der Schule ist es, uns freie Bahn zu schaffen.

„Die gute alte Zeit“

(Ein Sträußlein Sizilianen)

Ein Stündlein Traum, der wilden Welt entwandt —
Und schon umspinnt mich zärtlich-sacht das Märchen
Der lieben alten, guten Zeit und bannt
Mit Sonntagskinderaugen mich. Und Lerchen
Erjauchzen hoch sich überm Sommerland,
Wo herzlustjung zu sehnsuchtsblauen Bergen
Die Wanderburschen ziehen Hand in Hand
Und in der Thurn und Taxis-Post ein Pärchen.

Und in der stillen Altstadt — akkurat
In Rothenburg und Dinkelsbühl — da stehen
Die Blumenerker alle im Ornat
Mit Heliotrop und mit Kakteen.
Am Gänsebrunnen kichern froh im Staat
Der bunten Blümelschürzen kleine Feen;
Bei Pudelmützen steht der Torsoldat:
Ein Bild, wie Meister Spitzweg es gesehen.

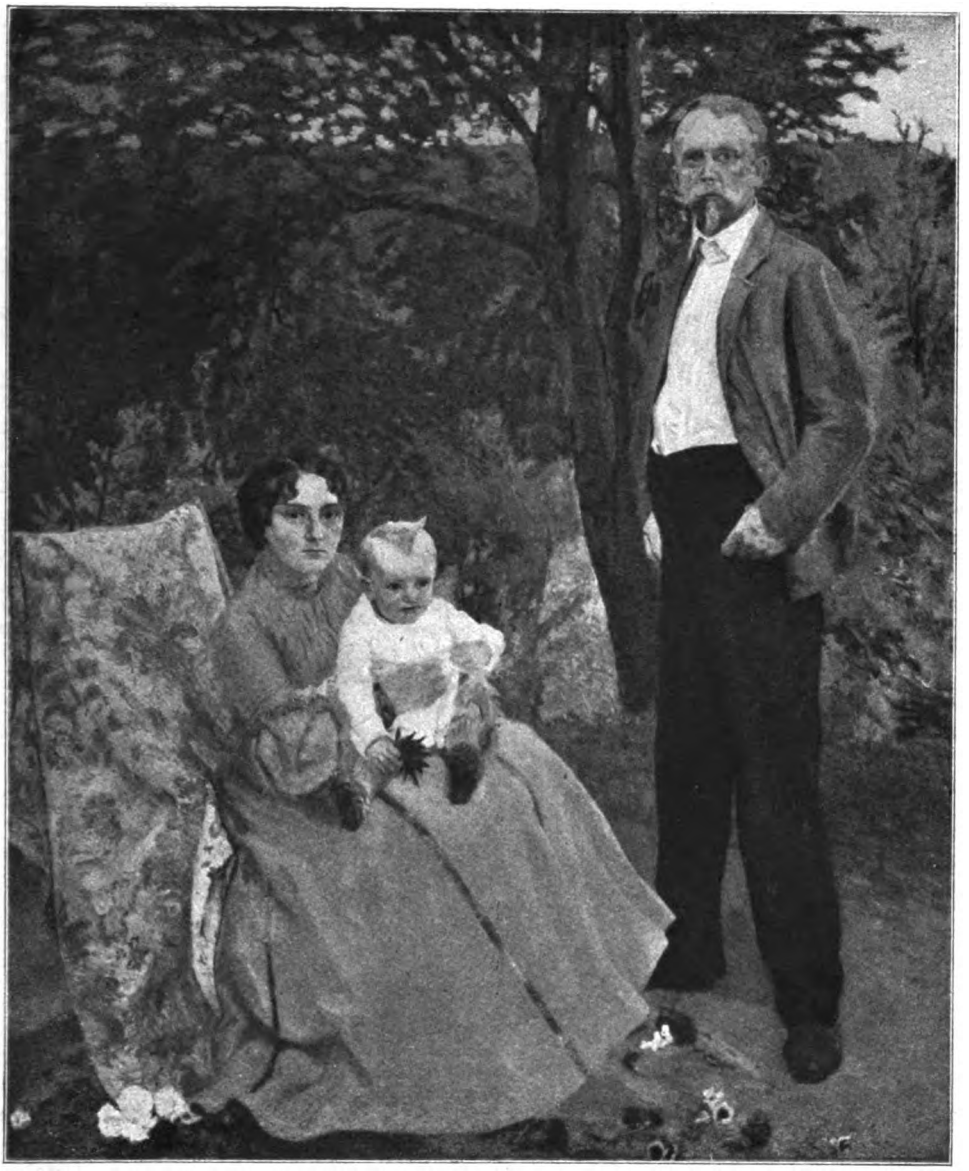
Ein Großemutterstübchen. Sonnenlicht
Auf rotgebräunten Möbeln. Und vielnette
Kleinzieratstücke mit Vergißmeinnicht
Und Röschen. Die Konewka-Silhouette
Traut überm Nußbaumspind und eine dicht
Beim gelben Kanapee. Der Gold-Reinette
Süßfrucht auf Meißner Porzellan zur Sicht...
Ein Schubertlied am zierlichen Spinette.

Von einem Jüngferchen, hold-amüsant,
In blaugebauschtem reichem Spitzenkleide,
Mit Taftmantille und dem Gürtelband
Und Schleifenputz aus zarter Rosaseide:
Ein duftig Märchen aus dem feinen Land
Jean Pauls und seiner Tränenfreudenweide.
Und wohl zuweilen girrt auch „Amaranth“
Das Puppchen ein zu sittig-süßem Leide.

Just wie die Weiblein sonnen sich im Glanz
Der Safransammetwämschen und adretten
Grasgrünen Frackschnittröcke „Schwalbenschwanz“
Die Männchen, und sie spielen selbst mit Ketten
Und Balsam-Pillendöschen Eleganz —
Zu unsrer Welt, der wenig jetzt honetten,
Ein bunter, falterreicher Gaukeltanz
Von lustscharwenzelnden Marionetten!

Fritz Alfred Zimmer

Digitized by Google



Bildnis der Familie Coppenrath
Gemälde von Prof. Bernhard Pankok (1903)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Bernhard Pankok

Von Fritz Hellwag

Die Leitung der „Deutschen Werkbund-Ausstellung Köln 1914“ hatte in einer ihr angegliederten ‚Sonderabteilung einzelner Werkkünstler‘ zwölf Künstlern, deren Wirken sie für die Entwicklung des neuen deutschen Kunstgewerbes als richtunggebend ansah, je einen eigenen Raum zugeteilt. Darin durfte jeder dieser Künstler nach seiner Wahl die besten Stücke aus den verschiedenen Abschnitten seiner Laufbahn zusammenstellen.

Diese zwölf Künstler waren, nach der Reihenfolge im Ausstellungsführer, die wohl ihr zeitliches Eingreifen bezeichnen sollte: die beiden Verstorbenen Otto Eckmann und Joseph M. Olbrich; von den Lebenden Henry van de Velde, Hermann Obrist, Bernhard Pankok, August Endell, Peter Behrens, Richard Riemerschmid, Bruno Paul, Martin Dülfer, Joseph Hoffmann nnd Adelbert Niemeyer. Die etwas übergeschickte Hand des Veranstalters taufte diese Künstler, freilich nur halbamtlich, ‚die zwölf Apostel‘.

Bernhard Pankok, mit dem wir uns heute beschäftigen wollen, ist also zu den Führern der Bewegung zu zählen und gehörte dem Künstlerkreis an, von dem die noch jetzt in der kunstgewerblichen Bewegung wirksamen Kräfte ausstrahlten.

Es erscheint uns heute ganz seltsam, wie schnell sich vor etwa zwanzig Jahren die Künstler zusammengefunden haben, um sich im Streben nach einem gemeinsamen Ziel zu vereinigen, hatte doch jeder für sich auf seinem eigenen Gebiete gearbeitet, ohne daß sich zwischen den Werken ihrer eigentlichen Kunst, nämlich der Malerei oder Architektur, besondere verwandtschaftliche Merkmale hätten feststellen lassen. Der Antrieb zu ihrem gemeinschaftlichen Auftreten kam auch nicht aus ihrer bisherigen künstlerischen Tätigkeit, derart, wie er zum Beispiel über die Maler des Impressionismus gekommen ist, wo er aus dem notwendigen Widerspruch gegen die abgewirtschaftete frühere Kunstrichtung geboren wurde, notwendig deshalb, weil das unerhört beschleunigte Zeitmaß unseres Lebens uns zu einer neuen, schnelleren Art des Sehens nötigte. Den angehenden Gewerbekünstlern kam die Anregung zu ihrem schwungvollen Ansturm gegen einen dem Verfall entgegengereiften Zustand aus der Erkenntnis, daß es doch ganz unnatürlich sei, in einer Umgebung zu leben, die sich unsere Voreltern und fremde Völker für Verhältnisse, die von den unsrigen grundverschieden waren, geschaffen hatten.

Solche Umkehr finden die Mitlebenden meist ganz plötzlich, und die Führer der neuen Bewegung erscheinen uns als blutige Revolutionäre, die aus lauter Lust am Zerstören des Althergebrachten sich berauschen. Ja, bevor diese plötzliche Bewegung einsetzt, erleben wir meist einen Zeitabschnitt, in dem sich die Überlieferung noch einmal aufrafft, um in letzter, freilich nicht als solcher erkennbarer Kraftanstrengung unter allgemeinem Jubel eine Höhe zu erreichen, die uns eine noch lange Herrschaft zu versprechen scheint. Diese seltsame Täuschung haben wir auf allen Kunstgebieten am Ende des letzten Jahrhunderts erlebt, und es war denen, die ein geruhsames Dasein lieben, gar nicht so sehr zu verdenken, daß sie, durch den schnellen Zusammenbruch des

Selbstbildnis des Künstlers. Gemälde (1915)

Digitized by Google

ihnen vertraut Gewordenen erschreckt, über die frevelnden Ruhestörer empört waren und sich ihnen entgegenzustemmen versuchten. Allerdings, wer sich, nachdem der Kampf längst zugunsten des Neuen entschieden ist, auch jetzt noch nicht zufrieden geben will und immer noch von der Rückkehr des Alten träumt, der tut es zu seinem eigenen Schaden. Übrigens pflegt nach einem Naturgesetz die Gegnerschaft in der Form abzuflauen, daß das längst schon der Vollkommenheit sich nähernde Neue von immer größeren Kreisen ‚entdeckt' und zum geistigen Besitz erworben wird, bis auch die letzten Nachzügler sich damit einleben wollen, aber von der nächsten Welle der Entwicklung recht unsanft erfaßt und in ihrer Ruhe gestört werden. Das ist eben der Lauf der Welt.

Daß die Künstler das Neue ganz aus sich heraus bringen, ist ausgeschlossen, so sehr sie es auch als Schaffende glauben müssen. Sie geben nur dem die Form und Sprache, was als neuer Kern im Schoße des Volkes sich vorbereitet hat; doch ihre aus innerer Anschauung schöpfende Begabung befähigt sie, früher zu sehen und zu sprechen als alle anderen. Der Keim aber zu ihrer Handlung ist viel früher gelegt worden.

Was in den Kunstäußerungen des letztvergangenen Zeitabschnittes zum Ausdruck kommen sollte, waren die Versuche des nach politischen Umwälzungen zu neuem Leben erwachten Bürgertums, sich selbst darzustellen und die geistige Form zu geben. Ein tiefes Sehnen, aus seiner eigenen Geschichte die Kraft zu neuem Vorwärtsstreben zu gewinnen, hatte das deutsche Volk erfaßt und wurde durch die Werke von Gustav Freytag, Adolph Menzel und anderen genährt und gefördert. Sicher ist durch diese Bewegung das Nationalgefühl der Deutschen sehr gestärkt und die Möglichkeit für eine weitere Entwicklung auch auf künstlerischem Gebiete gegeben worden.

Aber die Wünsche, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts unsere Väter erfüllten, waren allzu schnell literarisch gesättigt worden und in kleinbürgerlicher Beschaulichkeit erschlafft. Die Volksstimme, die allein für die Bildung der Überlieferung maßgebend ist, bereitete den Vautier, Defregger, Bodenhausen, Makart, Piloty, den Ebers, Wolff,

Lesender. Gemälde (1892). Im Besitz des Herrn Max Rosenfeld, Stuttgart

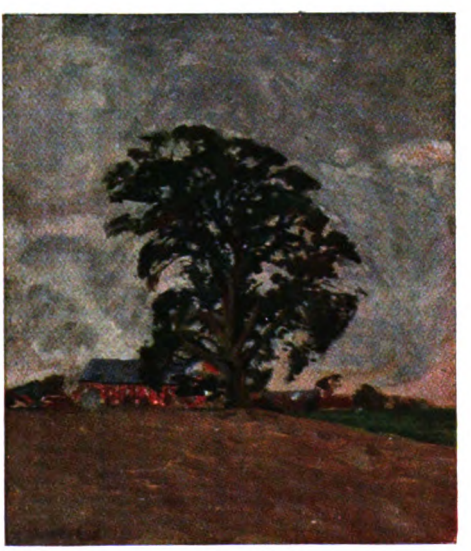
Digitized by Google

Bei der Feldarbeit. Gemälde (1894)

Schönthan und Hackländer, also den Vertretern einer harmlosen, bürgerlichen oder geschichtlichen Anekdote, laute Triumphe. Dann kam die letzte Begeisterung, die, wie schon gesagt, dem Zusammenbruch voranzugehen pflegt, und auf die Schultern der Kleineren stiegen die Felix Dahn, Viktor von Scheffel, Reinhold Begas, Anton von Werner und andere.

Im Kunstgewerbe war die Entwicklung sehr ähnlich verlaufen. Den Bemühungen von Schinkel und Semper, Brinkmann und Falke war es gelungen, den Sinn für gute Architektur und solides Hausgerät, dessen Formen an alte deutsche Art und Gesinnung, nicht aber an Äußerlichkeiten wieder anknüpfen sollten, zu erwecken. Aber diese sehr dankenswerten und ernst zu bewertenden Bemühungen hatten leider eine von oben begünstigte literarische Schatzgräberei zur Folge, deren Ergebnisse in den treibhausmäßig emporwachsenden Kunstgewerbemuseen niedergelegt wurden. Diese Schätze, deren Sammeln an sich sehr lobenswert war, sollten nun zur künstlerischen und geschmacklichen Belebung des Handwerks dienen, führten aber nur zur fast wahllosen Verwendung aller erdenklichen Stileinzelheiten, die die Gesamtform der Vorbilder schnell aus dem Auge verlor und zwischen den guten und minderguten Vorbildern nicht zu unterscheiden wußte.

Auf solche Zustände folgt stets eine durchgreifende Umwälzung, aber bevor sie eintritt, melden sich zuerst die Warner und Verkünder. Und da diesmal bei fast allen europäischen Völkern ähnliche Vorgänge zu beobachten waren, drangen Stimmen und Anregungen zu uns auch über die Grenzen. Wir erinnern uns der Schriften des dem Impressionismus vorkämpfenden Emile Zola, des kunstkritischen Ruskin, der leidenschaftlichen Propheten van de Velde und William Morris, der zur Besinnung und zur Einkehr mahnenden Lichtwark und Muthesius, der Verlepsch,



Westbevern. Gemälde (um 1899)

Digitized by Google

M. G. Conrad und vieler anderer. — Und während die noch drohten und verkündeten, brachen die Künstler mit der neuen Tat herein, alles Bisherige verneinend, mit äußerstem Naturalismus die Rückkehr zur Natur fordernd und mit schönem Schwung, der so oft über das Ziel hinausschoß, sich selbst und dem Recht ihrer Zeit Geltung erzwingend.

Im Kunstgewerbe war eine durchgreifende Änderung ganz besonders eines Umstandes wegen, dessen man bisher kaum gedacht hatte, zur gebieterischen Notwendigkeit geworden. Die Maschinenarbeit hatte sich an die Stelle des Handwerks gedrängt, und ein sehr großer Teil des Hausrats wurde von ihr hergestellt. Die Fabrikanten übernahmen von den Kunsthandwerkern die bequeme Art der Anwendung der Stilmotive; und da die Fabrikanten keine Überlieferung und noch weniger Stilgefühl hatten als die Handwerker, so überboten sie jene dreifach an Überladung und Geschmacklosigkeit. Die Käufer aber nahmen mit Vergnügen, was ihnen an Stilwidrigkeiten angeboten wurde.

Daß hier die Besserung nicht mehr aus den Fachkreisen selbst, auch nicht mehr von den besseren aber ganz im Stilwahn befangenen Kunsthandwerkern kommen konnte, ist einleuchtend. Immerhin ist es auffällig, daß sie von Künstlern versucht wurde, die sich meist noch gar nicht auf diesem Gebiete betätigt hatten.

Fast alle „Apostel" hatten früher nur gemalt, kamen also von der reinen Flächenkunst her, und so bemerkten sie vor der oft fehlerhaften und dem Gebrauchszweck nicht mehr entsprechenden Form zunächst nur die unpassende und sinnlos überladend angewendete Menge von Stilmotiven der Kunst vergangener Zeiten und fremder Völker. Sie erklärten zuerst der Verwendung aller her-

Landschaft mit Bach. Gemälde (um 1899)

Digitized by Google

Baumstudie. Zeichnung (1899)

gebrachten Verzierungen den Krieg, und ihr Bestreben war allein darauf gerichtet, die Grundbedingungen eines Ersatzornamentes zu finden; aber da sie nicht gleichzeitig auch an eine Änderung der Körperformen selbst dachten, so konnte das Ornament keinen tektonischen Charakter erhalten und was entstand, war nur Flächenkunst, die durchweg nur durch die Linie gebildet wurde. Mit der Verbannung des Stilornamentes war freilich schon manches erreicht, aber noch nicht die Hauptsache, denn es war nicht möglich, aus dieser reinen Ornamentlinie konstruktive Möglichkeiten für die Körperbildung der Gegenstände zu gewinnen, weil die konstruktive Linie andere Voraussetzungen hat und eine andere Auswirkung verlangt. Auf dieses Grundgesetz kamen die Künstler erst später. Inzwischen aber hatte die nach Motiven lüsterne Industrie sich der hier gebotenen ‚Neuheit' bemächtigt und aus den beiden Fehlern: der Verwendung der Flächenornamentik auf noch ungereinigten Formen und der Ornamentlinie zu Konstruktionszwecken, eine böse Seuche entwickelt, die erst selbst wieder bekämpft werden mußte: den Jugendstil.

Hier ist nun der Punkt, von dem man Bernhard Pankoks Anteil an der neuen kunstgewerblichen Bewegung richtig beurteilen kann.

Bernhard Pankok ist 1872 zu Münster in Westfalen geboren. Schon frühe kam er mit dem Handwerk in Berührung und hat schon als Kind von acht Jahren in seines Vaters Tischlerwerkstatt sich mit Werkzeichnungen für Möbel beschäftigt, und die Empfindung für handwerkliche Form hat sich ihm unvergänglich eingeprägt. Später kam er zu einem Maler und Bildhauer in die Lehre. Seine künstlerische Begabung zeigte sich frühe. In der jetzigen Zeit würde man ihn wohl nach einer praktischen Lehrzeit zur weiteren Ausbildung auf eine Kunstgewerbeschule geschickt haben, aber damals dachte man anders, und wer besonderes Talent hatte, kam auf die Kunstakademie. Es wäre auch wohl schwer zu sagen gewesen, ob der Jüngling mehr Begabung für die hohe als für die angewandte Kunst — um uns der landläufigen, aber freilich nicht ganz zutreffenden Unterscheidung zu bedienen — hatte, ist er doch auf beiden Gebieten schnell und fast aus sich selbst heraus zur Meisterschaft gelangt. Genug, der Achtzehnjährige bezog die Düsseldorfer und später die Berliner Akademie, um dann nach München zu übersiedeln. Mit Pankok, dem Maler, wollen wir uns später beschäftigen, aber schon jetzt erwähnen, daß er unter seinesgleichen als tüchtiger Maler und Graphiker anerkannt war, als er in den Kreis der dem Kommenden entgegenlebenden und sich sehnenden jungen Künstler trat, die sich um H. E. von Berlepsch und F. A. O. Krüger scharte. Hier wurden die neuen Gedanken besprochen und entwickelt, die sich

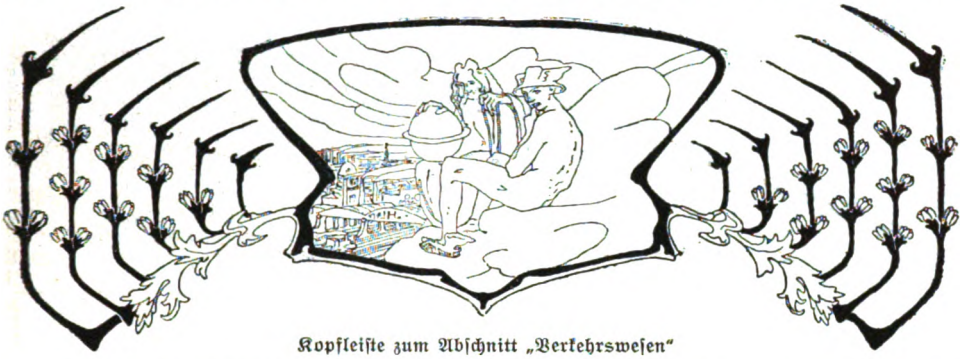
Digitized by Google

auf die als notwendig erkannte Neugestaltung unseres Hausrates und der Architektur bezogen, aber in weiterer Auswirkung die allgemeine Lebensanschauung erfaßten und auszudrücken suchten. Aus allen Kunstgebieten liefen die frischesten Anregungen damals in der Zeitschrift ‚Pan' zusammen, an deren Bildschmuck auch Pankok mitgearbeitet hat. Die Begeisterung für das Neue, die köstliche Freude am Werden des Ungeahnten, des keimhaften künstlerischen Frühlings, der

Bücherzeichen (1896)

aus den Herzen und Köpfen Dinge hervorzaubert, die sich der einzelne allein kaum zuschreiben darf, dies alles hat den jungen Pankok, den romantisch träumenden Westfalen, nicht weniger erfüllt als alle anderen. Seine überreiche Phantasie hinderte vielleicht das Reifen des rein Verstandesmäßigen, das bei anderen seiner Mitstrebenden früh geschärft wurde, und ließ manche seiner ersten Werke kraus und nicht ganz durchdacht erscheinen. Dennoch ging gerade Pankok im Grunde viel sachlicher zu Werke, und sein Trieb leitete ihn von Anfang an richtiger, weil er der einzige war, der eine handwerkliche Grundlage hatte, die ihm ermöglichte, nicht nur in der Fläche, sondern plastisch zu sehen und zu empfinden. Bei ihm gab es nichts kalt Erdachtes und rechnerisch Aufgebautes, sondern alles war als Form von Anfang an empfunden und erhielt diese Form auch wirklich. Er dachte plastisch und nicht flächenhaft; seine Verzierungen waren nicht Zutaten, sondern Bestandteile und sie hatten am Ganzen wirklich einen Anteil. Kurz, ihm wuchs alles von leichter Hand zum wohlgegliederten Gebilde. Selbstverständlich, kein Meister fällt vom Himmel, und recht oft ist mit Pankok seine Freude an romantischen Einzelheiten durchgegangen und hat sie überquellend das Ganze überwuchern lassen, oder seine Möbel gerieten so phantastisch, daß sie nicht nur nüchternen Beschauern zuweilen etwas unpraktisch oder unbequem erschienen. Aber das war im Anfang nicht das Entscheidende, sondern die frische, unbekümmerte

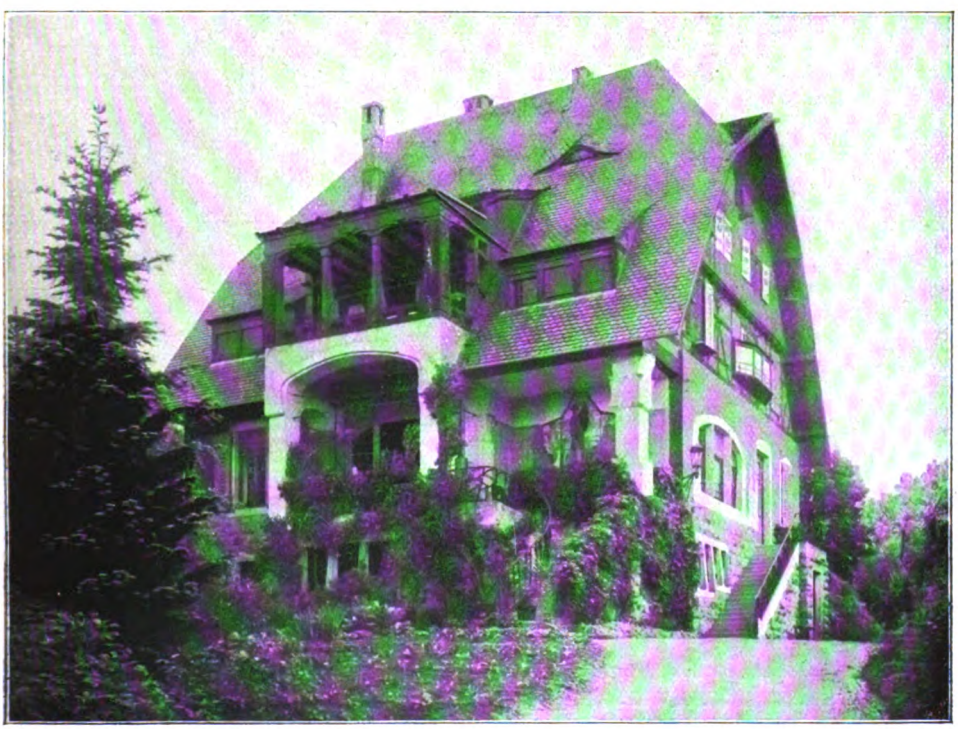
Digitized by Google



Kopfleiste zum Abschnitt „Verkehrswesen"

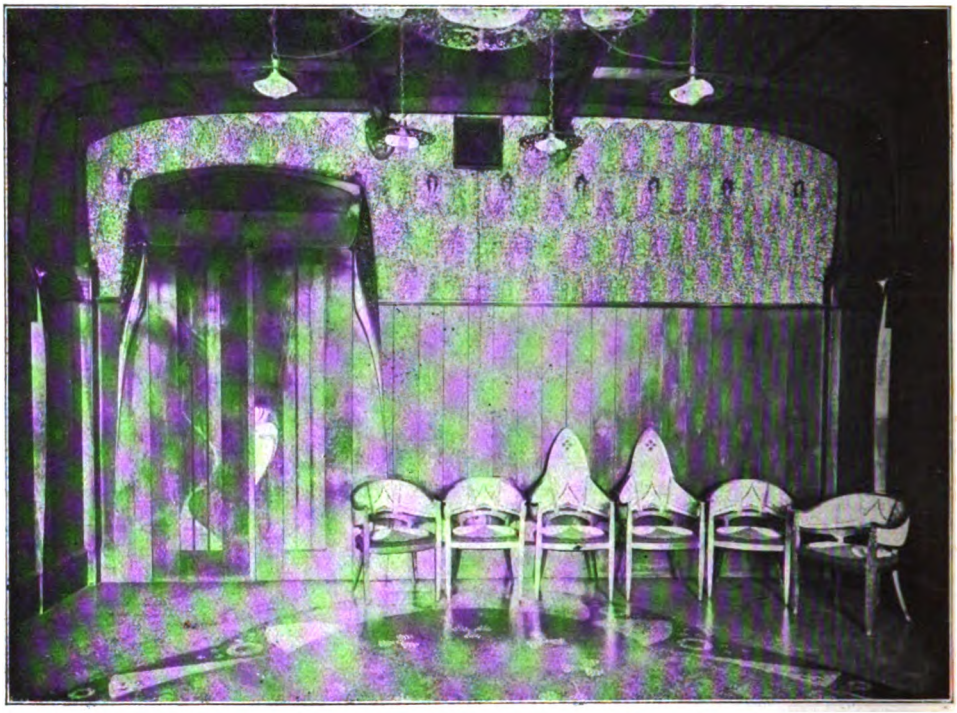
Aus dem Buchschmuck für „Das goldene Buch des 19. Jahrhunderts" (1899)
Verlag von J. J. Weber in Leipzig

Art, wie sich hier ein junger Künster auf fremdem Gebiet durchsetzte, der wirklich etwas zu geben hatte. Das erkannten auch seine Förderer und insbesondere der schon erwähnte Maler F. A. O. Krüger, der 1897 mit Pankok und anderen die Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk begründete und ihm die Möglichkeit verschaffte, seine Kraft an reizvollen Aufgaben zu erproben. So konnte Pankok schon 1898 in Dresden und München auf Ausstellungen mit anziehenden Räumen vertreten sein und in Paris 1900 die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenken. Für die Pariser Ausstellung durfte Pankok auch den amtlichen Reichskatalog ganz nach seinem Geiste mit Buchschmuck versehen, und dieses Werk bildet noch heute ein vollgültiges Denkmal jener Zeitströmung. Der bekannte Kunstphilosoph Konrad von Lange ließ sich zu gleicher Zeit in Tübingen von Pankok sein Wohnhaus bauen, das zeigt, wie streng und sachlich der Künstler schon eine ihm noch fremde Aufgabe zu lösen verstand, ohne, wie das



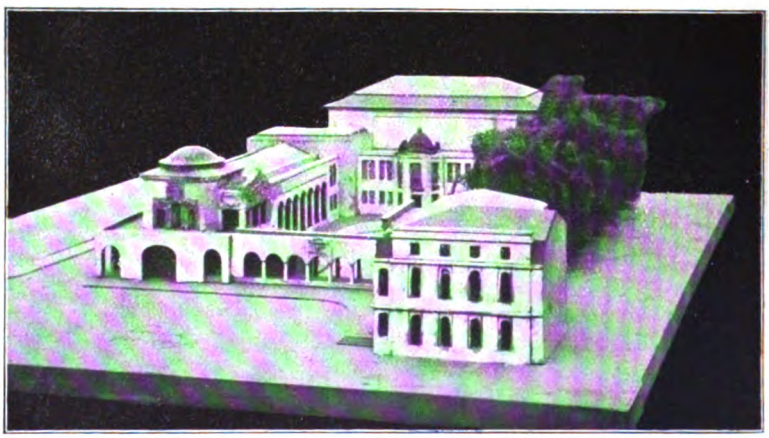
Das Haus Lange in Tübingen. Erbaut von Bernhard Pankok (1900—1901)

Digitized by Google



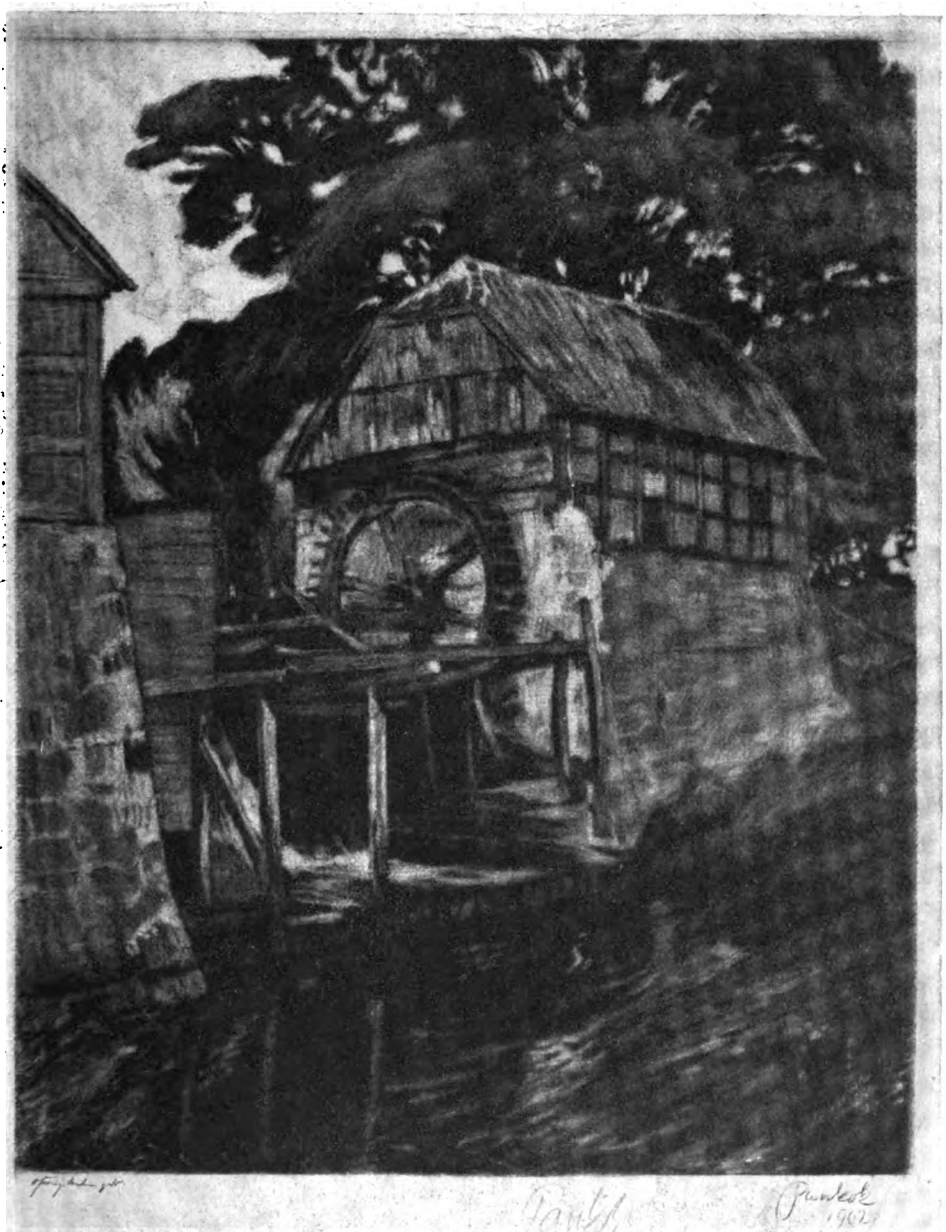
Das Eheschließungszimmer im Standesamt zu Dessau (1900—1901)

Anfänger auf baulichem Gebiete zu tun pflegen, entweder langweilig zu werden oder dem Zweck durch theoretische Neuerungssucht zu schaden (S. 47). Das Eheschließungszimmer in Dessau war aber so recht ein Auftrag nach dem Herzen des Romantikers, bei dem er seiner Phantasie die Zügel schießen lassen durfte. Leider läßt sich der Raum wegen der Lichtverhältnisse nicht so wiedergeben, daß man einen vollen Eindruck gewönne (S. 48). Es ist ein Raum, in dem man fast vergißt und hier ja auch vergessen darf, daß man von Mauern umschlossen ist; alles lebt in ihm, die Linien schwingen, die Säulen wachsen, Knospen brechen aus den prächtigen Holzfüllungen, Ranken schmücken



Modell zu einem Kunstausstellungsgebäude (1906—1909)

Digitized by Google



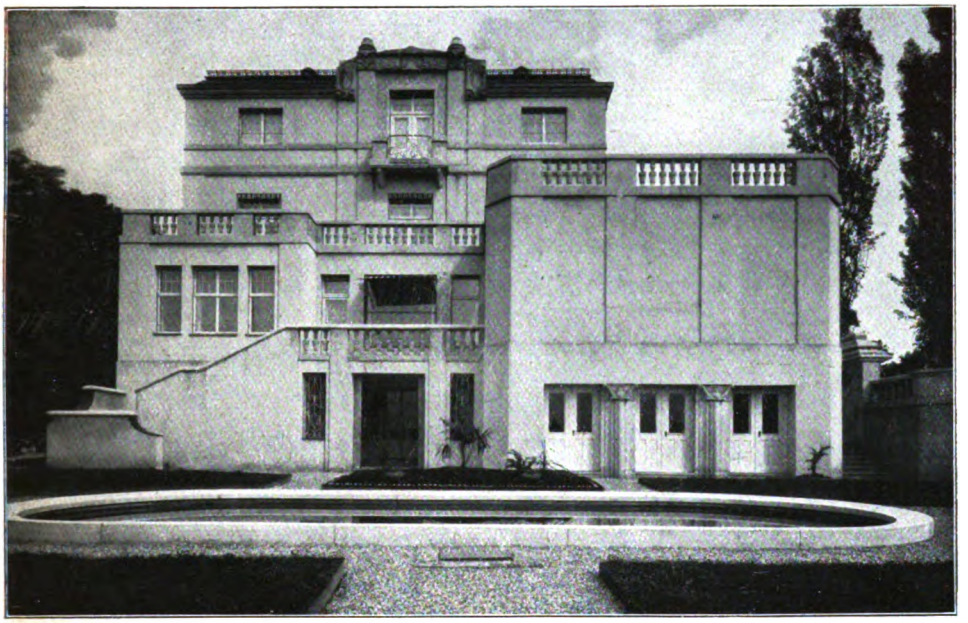
Wassermühle

Radierung von Prof. Bernhard Pankok (1902)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google



Das Haus Rosenfeld in Stuttgart (Südseite). Erbaut von Bernhard Pankok

die Wände, und ein prächtiger Lüster spiegelt sein Licht an der Decke, den Wänden und überall.

Pankok hatte später das Glück, in dem reichen Stuttgarter Fabrikanten Rosenfeld einen Auftraggeber zu finden, wie man ihn sich nur wünschen kann, denn der übertrug ihm den Umbau seines schöngelegenen Hauses und dessen gesamte Inneneinrichtung, ohne ihn in den Mitteln und in der künstlerischen Freiheit irgendwie zu beschränken. Der Künstler fand für die Bauart eine hervorragend klare und anmutige Lösung und hat im Inneren eine vollendete Leistung geboten. Mit seltener Kraft sind die baulichen, malerischen und ornamentalen Gedanken zu Ende geführt und zu einer Einheit verschmolzen. Keine sogenannten Künstlerräume, in denen man sich schwer einlebt, aber dennoch in allem und jedem so viel bleibenden persönlichen Ausdrucks, daß eine künstlerische Gesamtwirkung entstehen konnte.

Als Baumeister ist Pankok auch sonst vielfach mit Erfolg tätig gewesen. Er hat unter andern ein großes Ateliergebäude in Stuttgart, wo er seit fünfzehn Jahren als Di-

Vorraum im Haus Rosenfeld

Digitized by Google

rektor der Kunstgewerbeschule wirkt, und ein Ausstellungshaus in Köln errichtet. Sein feiner Entwurf für das Ausstellungsgebäude in Stuttgart (S. 48) gelangte leider nicht zur Ausführung.

Das Ornament sei ein Verbrechen, hat ein Wiener Architekt ausgerufen — als ihm die Phantasie versiegt war! Auch die meisten der Mitkämpfer Pankoks aus der ersten Sturm- und Drangperiode haben auf dies verzichtet, weil sie nicht damit zurecht kamen, und haben sich bemüht, überall nur die reine Zweckform hervorzukehren, die sie aber nicht recht zu beleben vermögen. Pankok hat das Ornament zum Siege geführt, weil es bei ihm von vornherein mit der Gesamtform zur Einheit verschmolz. Darin werden spätere Geschichtskundige seine bleibende Bedeutung erkennen. Die Zweckform allein hat ihm nie genügt; er hat sie nie gesucht und konnte deshalb der Industrie nicht viel geben. Dazu schaffte er viel zu persönlich, wenn er selbst auch, und gerade für das Ornament, sich viel der Mitwirkung der Maschine bedient.

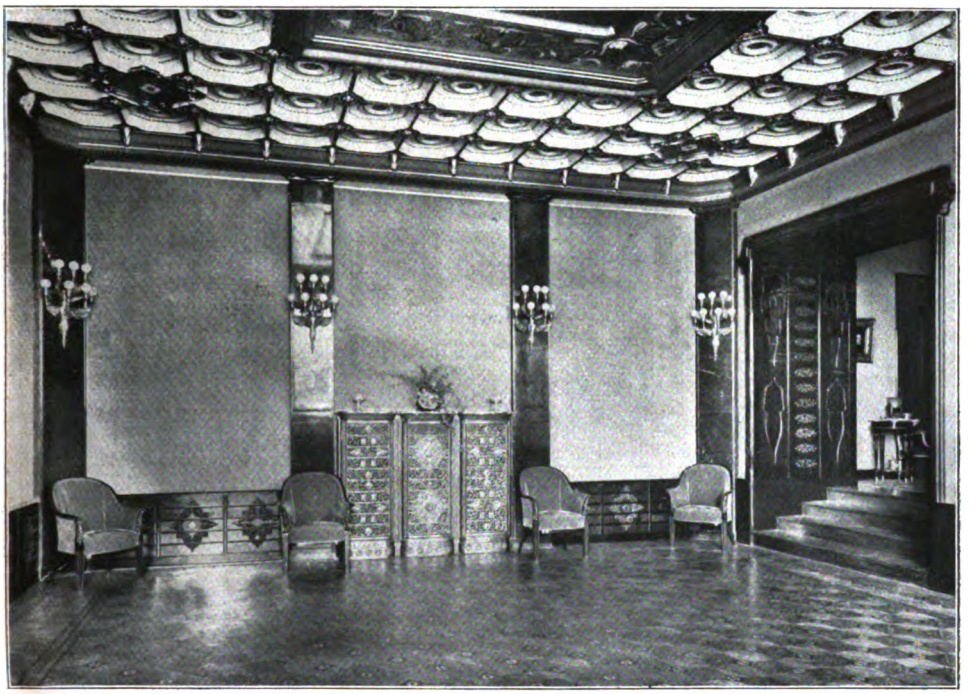
Erschöpft ist mit dieser kurzen Darstellung das Werk Pankoks nicht, weder in geschichtlicher noch in ästhetischer Hinsicht. Wie wäre es auch möglich bei einem Künstler, der noch mitten im Schaffen steht und dessen Erfindungsgabe noch ebenso sprudelt wie am Beginn seiner Laufbahn!

Durchgang zum Festsaal im Haus Rosenfeld

Diele im Haus Rosenfeld

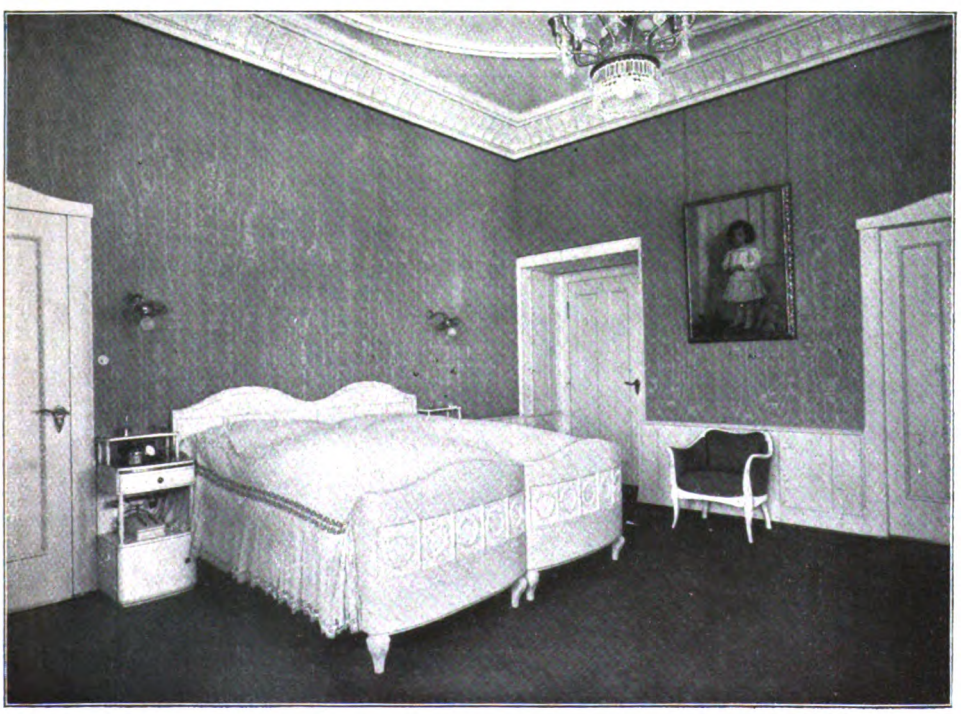
Fast zu kurz kommt nun in unserer Schilderung der Maler Pankok, der dem Architekten und Kunstgewerbler mindestens gleichwertig ist. Aber hier können die zum Teil farbig wiedergegebenen Abbildungen auch ohne Beschreibung für sich wirken; diesen Maler geschichtlich zu ‚bestimmen', würde kaum gelingen, denn er steht, wie mir scheint, ganz allein. Die frühen Bilder sind schon sehr persönlich und sicher gemalt. Ihr Wert liegt hauptsächlich im Stimmungsgehalt. Schwere westfälische Erde, große Bäume, die sich gegen hohen, bewölkten Himmel abheben, weit über die Ebene schweifender Blick, grüne Wiesen, fließende Bäche. Alle sind sie Bekenntnisse zur Heimat, die man in dieser Art in späteren Lebensjahren nicht wiederholen kann, ohne unecht zu werden. Gerade wegen ihres völligen Mangels an Routine und ihrer einfachen und doch so eindrucks-

Digitized by Google



Aus dem Festsaal im Hause Rosenfeld

vollen Technik sind diese Landschaften besonders schätzenswert. Vorzüglich ist in der kleinen gezeichneten Baumstudie trotz der so eigenwillig nach allen Seiten auseinander-



Aus dem Schlafzimmer im Hause Rosenfeld

Digitized by Google

Bühnenmodell zur ‚Mona Lisa' von Max Schillings (1913)

strahlenden Zweige der räumliche Gesamteindruck vermittelt (S. 45).

Die besondere Stärke Pankoks liegt im Bildnis. Sein erster Lehrer war Koner in Berlin, aber man kann kaum glauben, daß der ihm viel gegeben hat, außer der geschmackvollen Form, die er gewiß beherrschte. Pankok versuchte sich sehr bald in großem Format und im Gruppenbildnis, wofür das Bildnis der Familie Coppenrath ein gutes Beispiel gibt. Die Vorliebe für kräftige dekorative Mittel kündigt sich hier schon an, die in den Bildern der letzten Zeit mit hervorragender Sicherheit verwendet werden. Pankok ist unseres Wissens der einzige jener Kunstgewerbe-Apostel' — die doch fast alle ursprünglich Maler gewesen sind — der seiner Kunst treu geblieben ist und in ihr sich nicht nur gehalten, sondern auch zu erhöhtem Ausdruck durchgerungen hat. Man hört oft sagen, diese doppelte Kunstübung habe auf die Gemälde Pankoks ungünstig eingewirkt, und man nennt sie kunstgewerblich. Ich kann mich diesem Urteil durchaus nicht anschließen und in der liebevollen Art, mit der der Künstler schöne Stoffe und ornamentale

Bühnenmodell zu Pankoks Inszenierung von ‚Così fan tutte' (1913)

Digitized by Google

Bildnis des Generals der Infanterie Dr. von Blume

Gemälde von Prof. Bernhard Pankok (1912)

Digitized by Google

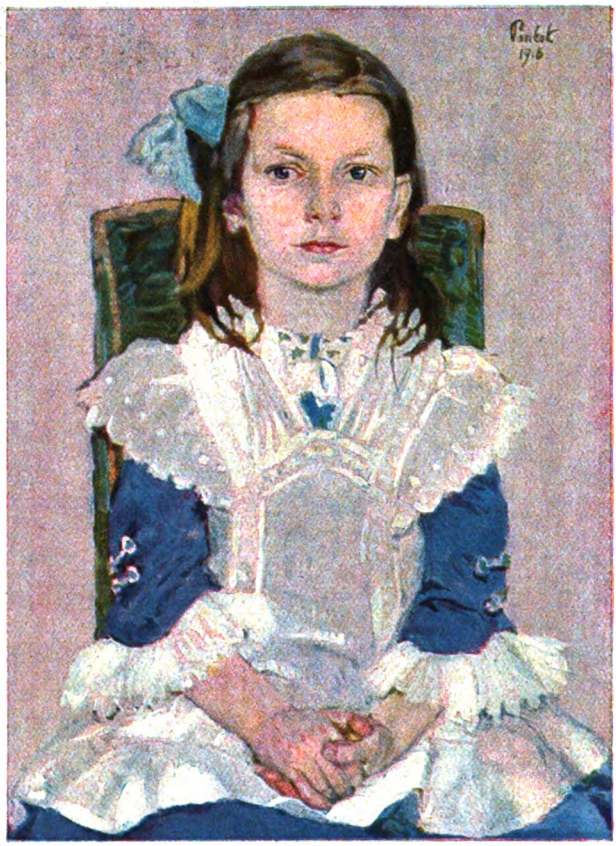
THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Einzelheiten durchführt, nichts finden, was die Gesamtwirkung der Gemälde beeinträchtigt, halte sie vielmehr für eine erhebliche Bereicherung. Man werfe nur einen flüchtigen Blick auf das Bildnis des alten Generals, und man wird es nicht wieder vergessen können (zw. S. 52 u. 53). Gibt man sich aber Rechenschaft, wie denn dieser starke Eindruck sich erhalten habe und worin das Erinnerungsbild bestehe, so wird man finden, daß nicht Einzelheiten für sich allein im Gedächtnis haften geblieben sind oder daß es sich um ein impressionistisches Kunststück handelt, sondern daß es das menschliche Bildnis ist, das sich so fest eingeprägt hat, und daß die ornamentalen Einzelheiten nur dazu gedient haben, diesen Eindruck zu verstärken. Mehr könnte zum Lobe eines Porträtmalers wirklich nicht gesagt werden.

Indem Bernhard Pankok sich der Bühnenkunst zuwandte, hat er den Kreis seiner künstlerischen Betätigung geschlossen. Seine Möbel und Innenräume waren niemals „Sachen" allein gewesen, sondern hatten stets nach inneren Beziehungen zu den Menschen gestrebt, da ja ihr Schöpfer so viel von seiner Persönlichkeit in sie hineingearbeitet hatte. Für Gleichgestimmte konnte daraus ein großer dauernder Genuß entstehen. Nicht etwa in der beliebten äußerlichen Art, daß man zu einer Dame sagt, ihr Boudoir „stehe ihr" ausgezeichnet. Seine Bildnisse hatten sich bemüht, die Dargestellten in ihrem vollen Lebensausdruck zu erfassen und diesen Gehalt durch Verschmelzung mit der äußeren Umgebung zu steigern. Dieses, früher in den Räumen und in der Bildfläche festgebannte Leben selbst nun im bewegten Bühneneindruck gewissermaßen entfesseln, bilden zu können, das ist es wohl gewesen, was Pankok zur Bühne gezogen hat.

Im vorigen Jahrgang dieser Monatshefte hat Oscar Schröter in seinem Aufsatz ‚Stuttgarter Bühnenkunst' schon darauf hingewiesen, welche Erfolge Pankok auf den Stuttgarter Hofbühnen mit seinen Figurinen (Kostümentwürfen) und mit seinen Dekorationen, insbesondere zu Mozarts Opern, errungen hat und welche wegweisende Bedeutung ihm in der Theaterkunst zugesprochen werden muß. Schröter hat die gegensätzliche Auffassung der neueren und alten Kunstrichtung mit folgenden Worten geschildert: „Hie Stilisierung, Flächen- und Reliefwirkung — hie Illusion, Praktikabilität und Realistik!" Damit ist der Kernpunkt des Problems, wie es sich noch vor Pankok darstellte, bloßgelegt. Ein früher Vorkämpfer der Reliefbühne, Georg Fuchs, der erste Leiter des Münchener Künstlertheaters, schrieb in seinem kleinen Buch über die Schaubühne der Zukunft: „Die Fläche, das Grundprinzip des malerischen Schaffens soll ja (nämlich von der älteren Richtung)



Bildnis der Tochter des Künstlers. Gemälde (1916)

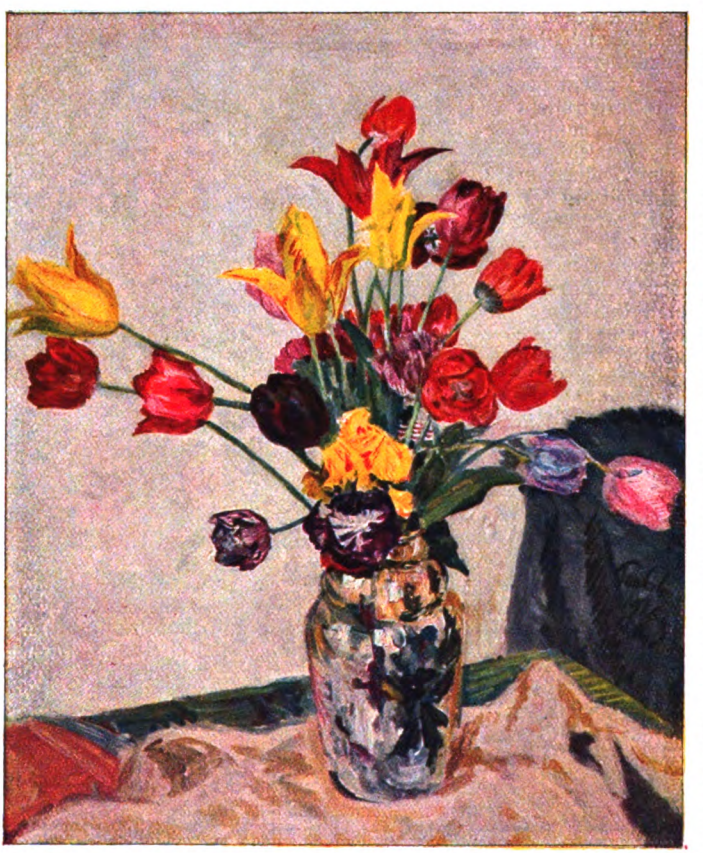
gerade aufgehoben und dafür die dreidimensionale Wirklichkeit vorgespiegelt werden. Ein größerer Hohn auf alle Grundbegriffe von Bild und bildmäßiger Wirkung kann gar nicht ausgedacht werden." Das war von Fuchs und seinen Anhängern genau so theoretisch gedacht wie von den Malern, die das Kunstgewerbe von der Fläche aus bessern wollten, denn die Flächenwirkung auf der Bühne ist der Feind der „bewegten Szene", ohne die nun einmal ein Bühnenspiel, von rein deklamatorischen Darbietungen abgesehen, nicht zu schaffen ist. Fuchs wies selbst hin auf die von seiner Auffassung abweichen-

Digitized by Google

den, gleichzeitigen Versuche Rollers und Kolo Mosers in Wien, die „mit einer stilistisch-ornamentalen Behandlung der herkömmlichen Kulissenbühne vermitteln“ wollten. Die Verdienste der Reliefbühne, der auch wir mit Begeisterung gehuldigt haben, sollen ungeschmälert bleiben; bestehen sie doch darin, daß mit einer veralteten und hilflos gewordenen Realistik aufgeräumt, das Auge wieder zur Erfassung des Gesamteindrucks geschult wurde. Die größere Bühnenerfahrung und der Anfang auf einem wirklich zum Erfolg führenden Wege ist aber doch Roller zu verdanken. Daß er, gewiß nicht mit voller Befriedigung, zunächst mit der Kulisse weiterarbeitete, lag daran, daß unser architektonisches Gefühl und Können noch nicht weit genug waren, um wirkliche Räume, noch dazu Bühnenräume mit nur drei Wänden, zu schaffen.

Wie man solche Bühnenräume schafft, hat Pankok uns gelehrt. Sie sind gewissermaßen abstrakt gebildet. Wir sehen einen Rokokosaal und würden doch bei kunstgeschichtlicher Nachprüfung mit unseren Kenntnissen an ihm scheitern. Denn es sind eben nur die künstlerisch durchlebten Einzelheiten gegeben, die notwendig sind, um alle zugleich unsere Erinnerungsphantasie zu Mitklingen zu veranlassen. Unser Auge ist in gespannter Tätigkeit und Ruhe zugleich.

Demselben Ziel streben die Figurinen zu. Sie sind keineswegs historisch und doch stilgerecht; auf ihnen sind die psychologischen Merkmale, sowohl des Zeitstils wie der Menschenrolle, mit hinreichender Deutlichkeit vermerkt. Farben und Ornamente sind sowohl zur Erhöhung der Persönlichkeit, wie zum optischen Widerspiel verwendet und der durch alle in ihrer Gesamtheit gehende Rhythmus erhält sich, ja verstärkt sich in den bewegtesten Szenen. So erzielen Pankok der Raumkünstler und Pankok der Persönlichkeitsschilderer den lebendigsten Eindruck, den wir bisher auf der Bühne empfangen konnten. Auch diese seine Schöpfungen sind aus tiefem künstlerischem Erleben geboren.



Stilleben. Gemälde (1916)

Digitized by Google

Von einem der es krumm nahm

Von Benno Rüttenauer

Es ist nicht immer leicht, das Richtige zu treffen, wenn es sich darum handelt, ob man einen Spaß krumm nehmen soll oder grad. Und wohl muß man manchmal ein Spaßverderber sein, weil man es sich selber schuldig ist oder weil die Forderungen einer höheren Gesittung es zu fordern scheinen; aber die Welt, wie sie einmal ist, wird sich immer lieber auf die Seite des schlechtesten Spaßmachers stellen als auf die Seite dessen, der sie um ein Lachen bringt und wenn er hundertmal der wertvollere Mensch ist; kaum wird sie ihn leicht für den überlegeneren halten, er wird meistens den kürzeren ziehen und nicht nur in den niedrigen Sphären der menschlichen Gesellschaft.

Und so möchte nicht gern jemand für einen gelten, der keinen Spaß versteht, und am wenigsten möchte ein Franzose sich das nachsagen lassen; nur darf man auf ihn nicht die Probe machen mit Verletzung seiner Eitelkeit, wenn er auch ein noch so großer Philosoph ist, was übrigens Gelehrte am seltensten zu sein pflegen.

Ein Gelehrter aber und nichts als ein Gelehrter war Herr Naudet aus Dijon. Er hatte ein Werk über den griechischen Tanz geschrieben und scheint sich damit einen großen europäischen Ruhm erworben zu haben, sonst hätte ihn die Königin Christine von Schweden gewiß nicht an ihren Hof nach Stockholm berufen; denn wie für das Volk nur das Beste (wenn man gewissen Gescheitheiten glauben will), so war für diese ruhmsüchtige Königin nur der Berühmteste gut genug.

Zusammen mit Herrn Naudet, dem Burgunder, hatte die jungfräuliche Christine auch einen deutschen Philologen berufen, namens Hadrian Maibomius, der ein Buch über die griechische Musik geschrieben hatte und damit womöglich noch berühmter geworden war als sein französischer Kollege, da zur Philologie vor allem Sitzfleisch gehört, wovon wir bekanntlich immer etwas mehr haben als der zappelige Franke; doch ein Ausbund von Gelehrsamkeit war der eine wie der andere.

Ob nun die Pallas suecica oder Sibylle des Nordens (wie ihre Schmeichler die Königin nannten) mit dieser doppelten Erwerbung eigentlich zufrieden war, wird nicht besonders berichtet, sicher ist aber soviel, daß der gnomenhaft gestaltete Herr Bourdelot, der Leibarzt ihrer Majestät, die beiden Berühmtheiten nicht sonderlich liebte, weil sie an den gesellschaftlichen Abenden in den Privatgemächern der Königin immer in einen endlosen Disput miteinander gerieten, noch dazu über Dinge, von denen sie im Grunde soviel wie nichts wußten, was ihn unendlich langweilte, der ein Freund des geistreichen Plauderns und des heitern Scherzes war, besonders wenn feine Bosheit ihn würzte. Und gerade um dessentwillen, und weil er nicht nur ihren Arzt, sondern auch ein wenig ihren Hofnarren machte, liebte ihn die Königin, die sich gern mit Leo dem Zehnten vergleichen ließ, und er hatte mehr Einfluß bei ihr als sogar der große Hugo Grotius und der verehrte Descartes.

Und so machte er ihr eines Tages, scheinbar in aller Harmlosigkeit, den Vorschlag, die beiden griechischen Altertümler zu veranlassen, daß sie statt ihrer endlosen Dispute doch einmal die Dinge selber vorführten, um die es sich handelte, also Herr Naudet einige griechische Tänze zum Besten gäbe und Herr Hadrian Maibomius einen attischen Chorgesang oder sonstige athenische Vokalmusik vor dem versammelten Hof zu Gehör brächte.

Darüber mußte die Königin lachen, denn sie dachte an den Kropf, der dem Herrn Maibomius wie ein griechischer Weinschlauch am Halse hing, und an das gichtische Gebrest des Herrn Naudet, dem die Knie steifer waren als einem ausgedienten Seemann.

Die Königin lachte, aber die Aufforderung an die beiden Philologen erließ sie dann mit allem Ernst, und wahrlich die beiden Berühmtheiten, jeder der Stolz seiner Nation, fanden nicht den Mut, sich solcher Zumutung zu widersetzen. Denn ein geborener Hofmann mag wohl durch Gewandtheit sich vor dem Äußersten bewahren, ein Gelehrter aber, der vom Hofmann nichts an sich hat als die Feigheit, muß notwendig dem Gespött anheimfallen und darf sich nicht beklagen, wenn er die Lacher ohne Mitleid findet.

Die Hofsitten waren damals noch nicht so verfeinert wie ein Menschenalter später, man fand noch Geschmack an allerhand Derbheiten, und als sich dann eines Abends im sogenannten goldenen Saal des Schlosses eine zahlreiche geladene Gesellschaft versammelt hatte, vor welcher nun Herr Hadrian

Digitized by Google

Maibomius, der Mann mit dem Monstrekropf, ein Dutzend Verse des Pindar daherbrüllte wie eine Kuh und der gichtbrüchige Naudet in einem bacchischen Tanz (wofür er es ausgab), sich nicht anders als wie ein steifer Bock gebärdete, da lachten nicht nur die ausgelassenen Pagen und schalkhaften Zofen, auch die königliche Majestät stimmte mit ein. Cartesius selbst, der Mann mit der ewig gefurchten Mathematikerstirn, und selbst Hugo Grotius, der gravitätische Holländer, fanden die Sache spaßig. Ja sogar die steifgetragenen adeligen Blondköpfe über den gefältelten Radkragen und schwarzen Seidenwämsern zeigten heut ein Wohlgefallen in ihren spitzbärtigen mürrischen Gesichtern, die sonst lauter Mißbilligung waren in ihrem Ausdruck, weil ihre junge Königin die hergelaufenen bürgerlichen Schelme mehr begünstigte und ehrte als den ganzen schwedischen Adel zusammen.

Doch sehr verschieden verhielten sich die beiden notgedrungenen Künstler.

Herr Hadrian Maibomius, der ein Humorist war trotz seiner Gelehrsamkeit, lachte selber lauter und schallender als alle anderen; er lachte, daß es seinen Kropf förmlich schütterte. Herr Naudet aber, der eitle Franzose, fühlte sich in seiner Eigenliebe tödlich verwundet. Er fauchte innerlich vor Wut und Rache, denn es war ihm nicht entgangen, daß niemand anders als sein eigener Landsmann, der buckelige Leibarzt, der Urheber dieses Streiches war. So schwur er bei sich, seine Revanche zu nehmen, und einen heiligeren Schwur gibt es nicht für einen Franzosen.

Er lauerte also dem Leibarzt so lange auf, bis dieser einmal tief in der Nacht zu der Königin gerufen wurde, die nicht schlafen konnte. Da stellte er sich, mit einem derben Stock aus knotigem Kreuzdorn bewaffnet, auf den Anstand in einem verlassenen dunklen Gang, durch den Meister Bourdelot zurückkommen mußte und wo in dieser Nachtzeit kein Licht brannte, so daß nur der Mondschein einige viereckige helle Flecken auf die Fliesen warf. Und als gegen drei Uhr der leibärztliche Gnom mit seiner Handlaterne wie ein Gespenstlein in der Ferne auftauchte und ein Liedlein pfeifend der Fensternische nahe kam, an deren Dunkelseite Herr Naudet in die Ecke gedrückt lauerte, stürzte der gichtische Burgunder auf ihn los, warf ihn zu Boden und hieb mit solcher Wut auf den gebrechlichen Körper ein, daß er ihm zwei Rippen zerbrach, wovon ein Splitter in die Lunge eindrang, daran der Arzt sich innerlich verblutete, so daß er bereits eine Leiche war und ganz blau im Gesicht, als ihn ein Lakai am Morgen auffand.

Das ging nun, man wird es begreifen, der spaßliebenden Königin über den Spaß, und sie fragte wenig danach, daß es Herr Naudet nicht so gemeint hatte. Denn es gab niemand in der Welt, dessen Verlust sie so schmerzlich bedauert hätte als den des Herrn Bourdelot. Gelehrte, die mit ihrem europäischen Ruhme prahlten, konnte sie sich dutzendweis verschreiben, aber eine Perle wie diesen verkrüppelten spaßigen Leibarzt gab es nicht zum zweitenmal in ganz Europa, und die Königin, die später mitten in Frankreich, wo sie doch nur noch eine Privatperson vorstellte, ihren Monaldeschi mit einem Wink vom Leben in den Tod schickte, war nicht die Person, viel Federlesens zu machen, also daß Herr Naudet schon drei Tage nach seiner blindwütigen Rachetat auf dem Toldbod am Galgen baumelte und zum Pfeifen des Nordostwindes noch einmal recht unfreiwillige Tanzversuche machte.

Letzte Sonne

Aus des Himmels müder Bleiche,
Aus der Wolken blassem Flor,
Tritt die Fürstin ferner Reiche
Einmal glorreich noch hervor.

Breitet auf die braunen Wiesen
Ihres Mantels goldnen Saum,
Selbst des Waldes nackte Riesen
Wachen auf aus ihrem Traum.

Und es atmet, glanzumwittert,
Still der alten Erde Brust,
Und das Herz der Welten zittert
In urew'ger Liebeslust.

Herbert Stegemann

Digitized by Google

Bildnis von Prof. Hauſtein

Gemälde von Prof. Bernhard Pankok (1916)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

HANNIBAL

Von Professor Theodor Birt

Wir wußten es, daß es auf Tod und Leben ging. Nichtsiegen war Untergang. Nun hat Deutschland auf Gnade und Ungnade die Waffen gestreckt; der Feind aber kennt nur Ungnade. Wir hatten uns so an das Siegen gewöhnt. Das Viktoriaschießen ging von Jahr zu Jahr. Über dem heutigen Unglück ist es uns schon fast wie eine Sage geworden: Lüttich, Masurische Seen, Antwerpen, Dardanellen, Beskiden, Serbien, Montenegro, Skagerrak, der Kreideboden der Champagne, Ypern, Kemmelberg, Damenweg! Lauter Wunder deutscher Volkskraft und deutscher Kriegskunst. Der Engländer biß sich auf die Lippen, aber er sagte kalt: „Deutschland siegt und siegt, wir aber gewinnen den Krieg." Und so ist es gekommen.

Bismarcks Staat so jählings zertrümmert! Es ist, als wären wir heimatlos geworden, als bräche die Eisdecke unter uns und wir versänken. Wozu noch reden? Man möchte stumm sein. Denn die Zukunft fehlt. Wir sehen keine Zukunft mehr, nur Entwaffnung, dauernde Knebelung.

Unsre Krieger — eben jetzt, da ich dies schreibe, kehren sie von der Westfront heim, in endlosen Zügen, die Millionen starker junger unbesiegter Männer, unbesiegt, und doch, als wären sie besiegt worden. Mit knirschender Erbitterung sieht man es: tief müde zwar und in verbrauchten Röcken, aber dabei welch unverwüstliche Kraft in diesen Gestalten, welche Haltung, welch ungebrochen ruhiger Frohsinn, trotz allem und allem; bunte Blumen und Schleifen oder Tannenreiser an den Kappen, auch die Gäule blumengeschmückt. Ganz Europa haben sie durchkämpft, ganze König- und Kaiserreiche umgeworfen. Daher die gelassene, sichere Heiterkeit des Wesens; das Bewußtsein der beispiellosen Leistung gibt es ihnen.

Wie gern hätten wir sie mit Jauchzen empfangen. Aber die Sorge fällt uns aufs Herz: was wird ihre Zukunft sein? Hunderttausende wollen zur Fabrikarbeit zurück, und wer wird ihnen Arbeit geben? Tausendfältige Enttäuschung! Der Friede von heut ist tausendmal verderblicher als der Westfälische vom Jahr 1648 oder der von Luneville vom Jahr 1801; denn damals blieb dem verarmten Vaterlande doch bei aller Schmach freie Arbeit und freie Zufuhr. In Zukunft aber droht der Tyrann der Meere, der Meister der Blockade, der Hasser unserer Industrie, uns alljährlich zuzuzählen, wieviel Wolle wir verspinnen, wieviel schwedisches Eisen wir schmieden, ja, womöglich auch, wieviel Reis und Öl oder Konservenfleisch wir importieren dürfen, so wie man der gefangenen Bestie das Futter durch die Eisenstäbe schiebt, nur soviel, daß sie nicht zu fett wird.

Hoffe auf den Völkerbund, wer kann. Man hat uns nicht umsonst zu Verbrechern gestempelt. Das ist Ächtung. Und der ganze runde Erdball ist fortan in des Siegers Händen. Kein anderer Planet steht uns offen, um dahin auszuwandern, ein Traumland der ersehnten deutschen Freiheit zu gründen.

Wer wollte da nicht trauern? Es ist das einzig Männliche, es sich einzugestehen, es voll und ganz zu fühlen, so unerträglich es ist. Aber wir senken das Haupt nicht. Wir werden uns unseren deutschen Stolz bewahren. Denn mit Moral hat der Sieg der Feinde gottlob! nichts zu tun, und die moralische Überlegenheit war bei uns. Das Weltschicksal spielt mit dem Glück der Völker in seiner sultanischen Laune. Auch andere haben so wie wir getrauert. Auch andere Staaten sind schon zerschellt und untergegangen, von denen die Geschichte erzählt. Mag die brutale Übermacht triumphieren, der Idealist in den Staub fallen: es ist für die Götter ein erhabener Anblick, einen Cato unterliegen zu sehen, wenn er im Unglück aufrecht steht.

So urteilt die Weisheit der Antike. Cato stand gegen Julius Cäsar. Mit Cäsar siegte die Gewalt, mit Cato unterlag das Recht.

Aber ich weiß einen noch Größeren. Denken wir an Hannibal. Es ruht aus und beschwichtigt, das gegenwärtige Erleben im Fernvergangenen wiederzufinden. Hannibal stand gegen das mächtige Rom. Auch Hannibal war der große Sieger, aber auch er siegte vergeblich, und seine eindrucksvoll sympathische Gestalt steht vor uns in vaterländischer Trauer tief verschattet.

Deutschland gegen England wie Karthago gegen Rom: der Vergleich ist in diesen Kriegsjahren oft gezogen worden, aber in verschiedenem Sinne, je nach dem Stand unserer Hoffnungen. Man glaubt, was man hofft. Wir glaubten, England werde einmal die Rolle Karthagos spielen. Aber England ist der gelehrige Schüler Roms (ein Engländer, Gibbon, war es, der die größte römische Geschichte schrieb), und es ging bei ihm nicht umsonst in die Lehre.

Weltpolitik! In der Antike war Rom ihr erfolgreichster Träger. Die Welt war damals enger als heut; aber was liegt am Raume? Rom scheute die Arbeit; daher seine Weltpolitik; sie ging triebhaft und immer angriffsweise auf Unterwerfung und Ausnützung anderer arbeitsamer Völker, auf Weltherrschaft. Der Fleiß der anderen war Roms Kriegsbeute. Karthago hatte nur den Trieb frei im Mittelmeerhandel sich auszuleben. Semiten waren die Karthager, sie waren Phönizier oder Punier.

Digitized by Google

Schon vor Hannibals Zeit war es zum schweren Kampf gekommen. Das war der erste punische Krieg, der um die reiche Insel Sizilien ging und den Karthago schließlich verlor. Friede wurde in aller Form geschlossen; auch erfüllte Karthago alle ihm auferlegten Forderungen. Die Insel Sardinien war karthagischer Besitz geblieben. Da nahmen die Römer mitten in der Friedenszeit völlig vertragswidrig auch noch Sardinien weg, zwangen Karthago sogar zu einer erneuten Geldbuße. Daher der Groll des jungen Hannibal. Er erbte den Groll von seinem edlen Vater Hamilkar Barkas. Ließ sich der Punier alles bieten, so war Karthago schließlich wehrlos jeder Laune Roms preisgegeben. Schon als neunjähriger Knabe legte Hannibal die Hand an den Götteraltar und schwor den berühmten Hannibalsschwur, auf ewig Roms Feind zu sein, d. h. nur ein neuer Krieg könne es retten. Rom war so rücksichtslos, wie es stark war. Die Not gebot. Um Sein und Nichtsein! „Sterben oder Untergehen" (vincendum aut moriendum) war Hannibals Losung. Nicht Rom erobern: es galt nur die Freiheit der Meere zu retten. Denn Karthago war Handelshafen und brauchte die offenen Küsten, das freie Meer. Und die Stadt selbst fühlte wie er. Feige Friedensparteien gibt es überall, so auch damals in Karthago; aber seine Forderung war zu überzeugend; die Umschnürung zu bedrohlich; der Krieg war Pflicht. Dem jungen achtundzwanzigjährigen Reitersmann wurden alle Vollmachten gegeben. So stand er als Generalissimus zunächst in Spanien, wo karthagische Heere schon unter seines Vaters Führung sich festgesetzt hatten; denn Spanien sollte für das verlorene Sizilien und Sardinien Ersatz bieten. Und bald genug sollte sich zum Bruch mit Rom der Anlaß finden, der Anstoß zum Beginn des Verteidigungskrieges, der sich in die Form des kühnsten Angriffs kleidete.

Spanien war neutrales Land, und Rom hatte dort nichts zu befehlen. Aber Rom steckte trotzdem seine Hand hinein, nach beliebter Methode. So wie England zu unserer Zeit den Schutzherrn Belgiens spielte, so machte sich Rom zum erklärten Bundesgenossen der freien spanischen Stadt Sagunt. Der Casus belli war gegeben, sobald die Deutschen Belgien betraten; er war gegeben, sobald Hannibal Sagunt anzugreifen begann.

Hannibal tat es; er nahm Sagunt weg und zog daraus tatkräftig und rasch, aber zugleich mit aller Umsicht und voll tiefen Ernstes die Folgerungen.

Es galt Rom selbst an die Kehle zu springen. Wie sollte er nach Italien kommen? Die großen Herren an der Tiber ließen es sich nicht träumen, da war Hannibal schon über den Ebro, war schon durch Südfrankreich gerückt, hatte schon die Rhone bezwungen, den Widerstand der dortigen Gallier oder Kelten gebrochen, begann schon mit seinem Heer, 60000 Mann und 37 Elefanten, die Alpen zu ersteigen. Sein Heer bestand nur aus angeworbenen Söldnern verschiedenster Herkunft, Afrikanern, Spaniern, Griechen und Galliern; aber es war ihm ganz ergeben. Als es vor den Bergkolossen zurückschreckte und nicht weiter wollte, zeigte er ihnen die Reisenden, die zu jeder Zeit die Alpenpässe passierten: „Meint ihr, die flögen?" Der Herbst hatte bereits eingesetzt; es war Ende Oktober; Neuschnee fiel; der Übergang wurde fast zur Katastrophe. Aber das berühmte Wagnis gelang. Sogar die Elefanten glitten über die Gletscherfelder, kletterten rutschend die Abstürze hinab, und plötzlich steht das fremde Heer im Ticinotal.

Hannibal ist da. Sein Heer hat stark gelitten; es zählt nur noch 26000 Mann, und er muß ihm Rast gönnen. Aber er rechnet auf Hilfe. Denn in Norditalien sitzen ligurische und kampfkräftige gallische Völker, die Rom hassen wie er. Da stoßen schon römische Reiterschwadronen vor. Hannibals Reiterei ist überlegen; er wirft sie glänzend. Der römische Feldherr selbst ist verwundet. Es ist sogleich ein erster Sieg.

Herbstregen fallen, Tag für Tag: für Kriegshandlungen die schlimmste Zeit. Aber es gilt, rasche Erfolge zu erzielen. Zum Glück stellten sich die Römer abermals mit ihrem Fußvolk, den gefürchteten Legionen; es war am oberen Lauf des Po, unweit Piacenza, am Nebenfluß Trebia (heut Trebbia). Da gab es wieder einen vollen Sieg; mit Flankenangriff ward er gewonnen; es ging Schlag auf Schlag; die braven Elefanten stampften das fliehende feindliche Fußvolk nieder. Und jetzt kann Hannibal auch durch angeworbene Gallier, hünenhafte Kriegsleute, sein schwaches Heer erheblich verstärken.

In Rom wächst die Sorge. Hannibal auf Rom? Wer wird ihn aufhalten? Durch sumpfige Landstrecken rückt er wirklich bei strömendem Winterregen schon in Toskana ein. In der Nässe wird er augenkrank. Er reitet auf einem Elefanten, im Wahn, auf dem Rücken des hochgewachsenen Tiers dem Einfluß der Bodennässe, des Sumpfbrodems entzogen zu sein. Ärzte fehlen, und er erblindet auf einem Auge. Er achtet es nicht. Sieg ist sein einziger Gedanke.

Das neugebildete Römerheer lagert ihm nahe genug. Aber er will sich ein gutes Schlachtfeld wählen und zieht dreist an ihm vorüber auf der Straße nach Rom, den Feind im Rücken. Der Römer ihm nach. Beim Trasimenischen See macht er halt.

Links der See, rechts Berge und Hügel. Zwischen See und Hügel geht die Straße hohlwegartig eng hindurch. Ahnungslos rückte der Römer blindlings, mit Gepäck beschwert, in den Hohlweg ein, indes Hannibals Truppen versteckt auf der Höhe lauern. Der Überfall gelingt vollständig. Es war nichts als ein großes Gemetzel. In drei Stunden war die Schlacht erledigt.

Digitized by Google

In der Tiberstadt hört man es mit grenzenlosem Jammer und Bestürzung: sogar der Konsul gefallen! Tausende im See ertrunken! Tausende gefangen! Soll die Zeit des Brennus, der Rom nahm, wiederkehren? Auch eine römische Transportflotte ging gleichzeitig verloren. Man betet in Rom und betet, bringt Bußopfer von weißen Stieren den zürnenden Göttern. Im fernen Karthago Siegesrausch.

Hannibal aber umgeht Rom. Er will zunächst das italienische Landvolk, die Landstädte den Römern abspenstig machen und zieht als unbeschränkter Herr der Lage durch alle weiten Landstrecken, erst ostwärts, dann südwärts. Niemand hindert ihn mehr. Da die römische Heeresausrüstung wesentlich solider und besser als die karthagische ist, so bewaffnet er sein Heer jetzt mit Römerwaffen, die er in Massen erbeutet hat, füllt seine Magazine mit Proviant und überwintert im Süden des Landes, in Apulien. Sollte es ihm nicht gelingen, die Völkerschaften Italiens, die von Rom unterjocht sind, zum Aufstand zu bringen?

Rom streckte seine starken Glieder. Vorläufig konnte es im Umland noch die gewohnten Massenaushebungen machen, und so schickt es eben jetzt weitausholend ein Heer nach Spanien und bringt gegen Hannibal selbst überdies noch 80000 Mann zusammen. Damit glaubte Rom ihn jetzt erdrücken zu können. Außerdem machte es die Götter mobil, denn Rom war fromm. Es gab allerlei üble Vorzeichen; das Erzbild des Mars hatte im Tempel feuchten Schweiß getrieben. Noch unheimlicher war das andere Mirakel, daß im Hühnerhof eine Henne sich in einen Hahn verwandelte. Das bedeutete, daß Gott Jupiter zürnte, und drei Tage lang wurden daher in allen Haupttempeln Litaneien gebetet, und Jupiter selbst bekam einen neu gefertigten Blitz aus purem Gold, fünfzig Pfund schwer, in seine Götterhände.

Aber das Beten nützte nichts. Hannibal sah: ein weiterer entscheidender Sieg war noch nötig, damit Italiens Stämme es endlich wagten, von Rom abzufallen. Er ließ den Feind an sich herankommen. In Apulien lag der Ort Cannä am Fluß Aufidus. Da fiel die Entscheidung; und es geschah das weltberühmte strategische Meisterstück, die Schlacht bei Cannä des Jahres 216 v. Chr., die seinen Ruhm verewigt hat. Die kleinere Armee hat da die größere Armee eingekreist und in kurzem Kampf bezwungen, vernichtet. Unsre Schlacht bei Tannenberg des Jahres 1914 hat sich ebenso abgespielt: sie war wie eine Wiederholung des Hannibalsieges im größeren Maßstab, und gewiß hat dieser Hannibalsieg unserem Feldmarschall Hindenburg bei seiner Einkreisung der Russen als Muster vorgeschwebt. Denn die moderne Kriegskunst ist erpicht, die Schlacht bei Cannä zu studieren. An 50000 Römer, heißt es, blieben tot auf der Walstatt, darunter die besten Führer und vornehmsten Größen des Senats. Auch die römischen Feldlager nahm Hannibal weg, und die Beute war gewaltig. Ein unerhörter Triumph! Die kühnsten Erwartungen übertroffen! Rom ohne Heer und völlig betäubt. Hannibal war der Schrecken, er war das Gespenst, vor dem das stolze Rom erbleichte und zitterte.

Wie gern hätten wir ein Bild des Siegers! Es fehlt. Ihm ist nie eine Statue errichtet worden. Mit welcher Miene satten Stolzes mag er damals über das leichenübersäte Schlachtfeld geritten sein, auf tanzendem Gaul, und dann ausruhend das Festmahl genossen haben! Wir hören nichts davon. Niemand schildert ihn uns, aber wir können ihn uns denken. Den Mann phönizischen Bluts mit dem dunklen Blick, das eine Auge erblindet und geschlossen; beduinenhaft braun und hager; kohlschwarze Haarsträhnen im Nacken fliegend; gewiß nicht schön von Angesicht, aber in prunkender Tracht, auf erlesenem Tier; fesselnd im Ausdruck, zwingend im Gespräch, auch der griechischen Sprache durchaus kundig; aber dabei meist still verschlossen, melancholisch ernst und abwartend und selten lachend; ständig rechnend und beobachtend und lauernd wach; rasch in der Bewegung, blitzschnell im Entschluß; ein musterhafter Organisator des Nachrichten- und Spionendienstes; dabei bescheiden in der Ernährung wie ein rechter Soldat, der jede Not seiner Truppe teilt und auch auf harter Erde oft draußen bei den Wachtposten schläft. Wenn er siegt, gibt er wie jeder gute Heide den Göttern die Ehre; aber er war nicht abergläubisch bigott wie Rom. Seine Truppen ließ er plündern, denn sie wollten leben; aber er hat keinen Tempel, kein Tempelgut je angetastet; ein Semit, anders als viele seiner Rasse, ohne allen religiösen Fanatismus, ohne alle vorlaute Prahlsucht und Eigensucht; das großartige Muster eines Patrioten, der nur dem einen Gedanken lebt und in ihm sich verzehrt: Rettung der Vaterstadt, Sicherung ihres Gedeihens, ihrer Größe. Auch blieb er zeitlebens unbeweibt; er hatte keine Rast zur Ehe.

Die Schlacht bei Cannä war geschlagen. Was nun? Hannibals Reitergeneral Maharbal sagte: „Die Zeit ist da, jetzt laß mich gegen Rom reiten, und in fünf Tagen kannst du auf dem Kapitol speisen.“ Hannibal aber denkt anders. Er bietet als der erklärte Sieger eben jetzt dem geschlagenen, erschütterten Rom den Frieden an, einen ehrenvollen Frieden. So machte es Deutschland nach dem Fall Rumäniens. Die Parallele ist augenfällig. Hannibal fordert keine Unterwerfung, nur Bürgschaften, daß Karthago hinfort als ebenbürtige Macht von Rom anerkannt wird. Das genügte. Mehr wollte er nicht. Denn er sah ein (was auch im jetzigen Weltkriege von dem Verbande galt): der Gegner läßt sich nicht vernichten. Suchen wir darum einen Verständigungsfrieden.

Aber wie der Verband so lehnte damals auch Rom trotzig ab. Es will nichts wissen

Digitized by Google

vom Verhandeln. Hannibal hat an die tausend gefangene Stadtrömer in Händen und will sie gegen Lösegeld freigeben. Auch darauf läßt Rom sich nicht ein: mag aus den Gefangenen werden, was da will. Die Gesandten Hannibals werden gar nicht vorgelassen. Hochmütiger konnte Englands Ablehnung nicht sein.

Mochte Rom die Folgen tragen. Die Schlacht bei Cannä tat ihre Wirkung. Süditalien faßte jetzt zu Hannibal Vertrauen. Einige Landstrecken, einige Städte ergriffen jetzt wirklich offen seine Partei, verstärkten sein Heer. Vor allem tat ihm Capua die Tore auf; die ehrgeizige Stadt Capua, die Rom damals an Größe fast gleichkam, wurde Hannibals Residenz und stellte ihm allein 30000 Mann in Aussicht; und auch die Gallier kämpften in der Lombardei immer noch wacker mit gegen Rom. Ja, auch Mazedoniens König von der Balkanhalbinsel her schloß jetzt mit Hannibal ein Bündnis und versprach, den gemeinsamen Feind von Osten her zu fassen. Das Kriegstheater vergrößerte sich. In Karthago wuchs die Siegesgewißheit mit der Bedrängnis Roms.

Es war so wie bei uns, als Bulgarien noch sicher stand, als wir an der Ostsee das Baltikum und die Insel Ösel nahmen, als Österreich gegen Venedig vorstieß, als wir gar Rußland und Rumänien den Frieden diktierten.

Dann aber erlebten wir den erschreckenden Wechsel. Amerika griff ein, die Zeit verrann und zehrte an unseren Kräften, und plötzlich brachen unsere Verbündeten zusammen, die Türken am Jordan und bei Damaskus, die Bulgaren bei Monastir, die Österreicher an der Piave; sie machten Hals über Kopf ihren Sonderfrieden, der völlige Unterwerfung bedeutete, und Deutschland stand auf einmal allein gegen die dreifache Übermacht. Sollten wir weiter kämpfen? Es geschah. Noch einmal versuchten wir eine große Offensive, um Belgien und die blutgetränkten französischen Schlachtfelder zu halten, die Siegfriedstellung, den St. Mihielbogen zu behaupten. Aber das Kraftgefühl unserer Gegner wuchs; es wuchs ihre Zielsicherheit und Entschlossenheit. Schließlich tut es die Masse. Sie wußten: die Stunde kam, wo sie uns endlich doch erdrückten und überrannten.

So war es auch damals. Rom bewaffnete sich noch einmal neu. Es zeigte erst jetzt seine ganze Stärke, seinen unerschütterlichen Siegeswillen: ein Soldatenvolk wie kein anderes. Durch Aushebungen, die auch den letzten Mann, auch die 16jährigen Knaben ergriffen, stellt es noch einmal ein Volksheer von 21 Legionen auf; dazu eine Flotte von 150 Kriegsschiffen; und acht Legionen standen jetzt gegen Hannibal, drei in der Lombardei, drei in Spanien, eine abwartend gegen Mazedonien, zwei in Sizilien, zwei in Sardinien; zwei endlich schützten die Hauptstadt Rom selbst: ein Aufgebot von 200000 Mann.

Hannibal spürte davon sofort die Wirkung. Er brauchte dringend Hilfe, und sie kam nicht. Es war Gefahr, daß die Offensive auf die Römer überging. Schon erstürmten die Römer Syrakus auf Sizilien schon wagten sie es, Capua zu belagern. Da entschloß sich Hannibal wirklich gegen die Stadt Rom zu ziehn. Der große Schreck: Hannibal ante portas. Er wollte durch diesen Schachzug den Feind von der Belagerung Capuas ablenken. Bei Tivoli schlug er sein Heerlager auf, und die Römer sahen von ihren Dächern aus die Flammen; denn um Tivoli her, in der Campagna, im Lande Latium brannten alle Dörfer. Hart an der Stadtmauer Roms ritt Hannibal selbst mit seinem Stabe ruhig entlang; niemand störte ihn; kein Geschoß, kein Feuerbrand flog von der Mauer. Es war ungefähr so wie unsere Kampfflieger Schrecken verbreitend Paris oder London überflogen: rasende Angst der Bevölkerung! So auch in Rom. Hannibals Herz konnte sich freuen; das Volk drängte durch die Gassen nach den Nordtoren; es wollte sich kopflos hinaus aufs Land retten. Die Weiber warfen sich an allen Altären nieder und fegten den Boden kniend mit ihren aufgelösten Haaren. Sie war es. Hannibal sah die Wirkung seiner Nähe; aber er konnte die Riesenstadt doch nicht einschließen, nicht regelrecht belagern. Seine Heeresmacht war zu klein. Er zog wieder davon. Er hatte nur gedroht, aber er konnte nicht einmal Capua retten. Capua fällt. Auch Mazedonien sendet keine Hilfe. Die Bundesgenossen versagen völlig. In Spanien beginnt eben jetzt der große Römer Scipio als Feldherr seine Laufbahn und erobert dort mit glücklichem Griff den karthagischen Besitz.

Hannibals Zuversicht wankt nicht. Er weiß, daß sein Bruder Hasdrubal mit einem starken Heer auf dem Marsch ist, um ihm Hilfe zu bringen. Auf dem Marsch aber wird Hasdrubals Heer völlig vernichtet. Hannibal harrt und bleibt ohne Nachricht. Da wird ihm Hasdrubals abgeschnittenes Haupt von römischen Reitern ins Lager geworfen. Als er seines Bruders Haupt erkennt, sagt er: „Ich erkenne das Geschick Karthagos."

Er blieb immer noch der Unbesiegte; aber er stand jetzt in Süditalien eingekeilt mit schwindenden Kräften, bei der Stadt Kroton. Mit gepreßten italienischen Rekruten, mit bewaffneten Sklaven ergänzte er sein Heer. Verwilderung gab es nicht. Er hielt Zucht und Ordnung wie immer und schlug oft noch siegreich mit seiner Tatze, wenn der Feind ihm zu nahe kam. So besiegte und tötete er unter anderem auch den Marcellus, den berühmten Eroberer von Syrakus; er bestattete ihn ehrenvoll, sammelte seine Asche aus dem Scheiterhaufen und sandte sie dem Sohne nach Rom. Nie war er größer als in dieser Zeit der Not: das sagen selbst die römischen Geschichtschreiber.

Digitized by Google

Scipio aber beschloß, nach Afrika zu gehen. Er bedrohte jetzt die Stadt Karthago selber. Hannibal sah das Unheil. Sein italienischer Feldzug war damit endgültig vereitelt; all sein herrliches Siegen war umsonst. Im Junotempel bei Kroton errichtete er in jener Zeit ein schlichtes Denkmal seiner Taten, einen auf Erztafeln gravierten Kriegsbericht, der damals von den Historikern auch wirklich benutzt worden ist. Nichts bedauerlicher, als daß er verloren ging. Dann räumte Hannibal Italien schwermutvoll, um Karthago vor Scipio zu retten. Er trug auch die persönlichste Trauer im Herzen, nicht nur um Hasdrubal; auch sein wackerer jüngster Bruder Mago starb eben jetzt in Genua an seiner Wunde, Mago, der in Norditalien den Kampf gegen Rom mit neuen Truppen zu beleben versucht hatte.

In Karthago aber siegt plötzlich die Friedenspartei. Just so ging es auch bei uns. Pazifismus! Rette, was zu retten ist! Hinter Hannibals Rücken ging von Karthago eine Friedensbotschaft nach Rom, dann in Scipios afrikanisches Feldlager. Es war ein unwürdiges Verhalten; die Abgesandten küßten den römischen Herren die Füße. Soweit trieben wir es freilich nicht; aber, was schlimmer: die Friedensfreunde schoben jetzt alle Schuld auf den bösen Hannibal. Karthago, hieß es, habe den Krieg gar nicht gewollt. Hannibal allein der Sünder! Es ist wiederum genau dasselbe, wenn auch Deutschland jetzt dem Kaiser Wilhelm II., dem es so lange zugejubelt, und seinen Ratgebern alle Schuld zuschiebt, um Wilson und Lloyd George günstig zu stimmen.

Als neunjähriger Knabe hatte Hannibal Karthago verlassen und es in zwanzig Jahren nicht wiedergesehen. Jetzt war er da und er behauptete sich in seiner führenden Stellung. Er selbst nahm alsbald die Friedensverhandlung in die Hand. Zuvor aber war es ihm widerfahren, daß er gegen Scipio die große Schlacht bei Zama verlor. Das neu zusammengeraffte Heer war undisziplinierter; ganze Truppenkörper liefen über; die Numidier fielen ihm in den Rücken. Er mußte auch das ertragen.

Scipio gewährte den Frieden; denn Karthago war wie Rom zu groß und stark befestigt, und er konnte mit den damaligen Belagerungsmitteln die Stadt nicht nehmen. Immer noch gab es unentwegte Kriegshetzer in Karthago; als ein solcher auf dem Markt ans Volk gegen Hannibals Friedensbemühungen wetterte riß dieser ihn eigenhändig von der Rednertribüne herunter.

Scipios Bedingungen waren mitleidlos vernichtend. Hannibal beugte sich. Der Ausspruch: „Die Römer die grausamste und hochmütigste aller Nationen" bewahrheitete sich auch diesmal (Livius 21, 44, 4). 15000 Talente Kriegsentschädigung; das sind 75 Millionen Mark; für jene Zeit waren es Milliarden. Verbrennung der ganzen Kriegsflotte; die Verbrennung wurde im Angesicht des jammernden Hafenvolkes alsbald vollzogen. Weiter Auslieferung aller Gefangenen ohne Gegenseitigkeit. Die Massen der gefangenen Punier hielt Rom fest, um sie als Sklaven zu verbrauchen. Das war antikes Kriegsrecht, und es scheint heute wieder aufzuleben, wo Franzosen und Engländer aus unseren Gefangenenlagern fröhlich wieder in ihre Heimat ziehen, die Deutschen dagegen nicht loskommen, sondern wie die Sklaven in Belgien und Frankreich Frondienst tun sollen, wer weiß wie lange? Nicht zu reden von den tausend Söhnen altangesessener deutscher Familien, die aus dem besetzten Straßburg zu gleichem Zweck weggeschleppt werden.

Das Vernichtendste aber war, daß Karthago hinfort zu seiner Verteidigung keinen Krieg mehr führen durfte ohne Roms Erlaubnis. Das war Knebelung. Karthago war damit der Vasall Roms. Irre ich, oder ist nicht auch unser Vaterland jetzt in derselben Lage? Ja, uns geht es noch schlimmer; denn von Hungerblockade hat das grausame Rom damals noch nichts gewußt; über Deutschland bleibt auch jetzt, da wir schon demobilisieren, da wir unsere Kriegswehr auf Befehl des Siegers zerbrechen, auch noch die Hungerblockade verhängt, und das Elend der kläglichen Unterernährung der Ärmeren soll bei uns kein Ende nehmen.

Hannibal hielt auf gewissenhafte Erfüllung dieser harten Bedingungen. Als der Senat Karthagos über die Aufbringung der von Rom geforderten Millionen beriet — Hannibal zog dazu, wie es sich ziemte, vorzüglich die Großkapitalisten, die Kriegsgewinnler heran —, da zerflossen die reichen Herren in Wehklagen bis zu Tränen. Hannibal lachte laut auf. Es ist das einzige Mal, daß wir Hannibal lachen sehen. „Wie kannst du lachen?" hieß es. Er aber sagte: „Über den Verfall unserer Politik habt ihr nicht geweint; auch nicht über die Verlustlisten; denn es waren ja nur Söldner, die da fielen. Jetzt weint ihr, da es euch ans Geld geht, und ich soll nicht lachen?"

Es ist erstaunlich, das zu lesen. Die Tage sind nahe, wo es auch bei uns in unserem zerrütteten Vaterlande heißen wird: „Zahlen!" Die Plusmacher und großen Geldsäcke voran! Wie viele werden es sein, über die Hannibal auch würde lachen können, als spräche er: „Den Sturz des Vaterlandes nehmt ihr gelassen hin; ihr zetert, da es euch an eure Renten geht!"

Ob er seine Großtaten bereute, damals, als alles zusammenbrach? Sicher nicht. Wir hören nichts davon. Dem Scipio wird das dreiste Wort in den Mund gelegt, Rom kämpfe allemal nur für das Recht (Livius 30, 16). Wir wissen, was wir davon zu halten haben. Rom ist eben das Muster des Räubers, der sich in edle Phrasen hüllt. Ein gerechter Krieg war dagegen Hannibals Krieg, er war ein Krieg unabweisbarer Notwehr gewesen. Es war und ist das Recht

Digitized by Google

der Staaten, sich gegen Vergewaltigung zu erheben. Ehrlos das Volk, das dies nicht wagt. Dieser Krieg war mißlungen; die Götter wollten Roms Größe, und die Römer begnügten sich nicht mit dem Sieg. Tugendstolz und großsprecherisch schändeten sie obendrein noch Hannibals Namen und hörten nicht auf, ihn als heimtückisch, verrucht und gottlos zu beschimpfen. Die Nachwelt aber blickt vielmehr mit staunender Bewunderung und Ehrfurcht auf ihn, und sein Ruhm ist unvergänglich. Denn der Ruhm sucht die sittlichen Größen; er krönt nicht die brutale Übermacht. „Der stärkere Teil pflegt den besseren Teil zu besiegen", sagt der Römer Livius (21, 4). Den besseren Teil? Wir wissen sonach, wo Livius ihn heute, wo er ihn damals zu suchen hatte.

Ist mein Bericht hiermit zu Ende? Leider noch nicht. Die Friedenszeit hatte begonnen; aber Roms Angst vor Hannibal ruhte nicht. Als er mit Fleiß und Erfolg Karthagos Verhältnisse neu zu ordnen versucht, erhebt Rom Einspruch; Hannibal wird gestürzt und muß fliehen. Er ist entwurzelt, flieht in den Orient, zum Antiochus, dem Großkönig Syriens. Rom aber begann schon wieder neue gerechte Kriege zu führen. In die wirren Verhältnisse Griechenlands hatte es sich eingemischt, Mazedonien besiegt und rückte schon weiter gegen Syrien vor. Hannibal erlebt dies mit. Er hofft auf des Antiochus Sieg und ist ihm mit Rat zur Hand. Antiochus aber unterliegt, und Hannibal soll ausgeliefert werden. Er flieht heimatlos nach Kreta, dann nach Kleinasien. Auch da fordert Rom seine Auslieferung, und der Siebzigjährige nimmt Gift; er rettet sich aus dem Leben (im Jahre 183). Sonst hätte ihn Rom wie später den Jugurtha als Siegestrophäe durch die Straßen geschleppt, in den Kerker gestoßen und dort erdrosselt.

Der Sieg genügt nicht. Man will Rache, Rache an dem Schuldigen. Wer denkt hierbei nicht an die englischen und französischen Zeitungsstimmen, die in diesem Dezember 1918, nachdem der Waffenstillstand geschlossen, laut die Auslieferung des deutschen Kaisers forderten, die ihn wie einen Verbrecher richten oder gar erschießen lassen wollten? Alles wiederholt sich nur im Leben. Die Welt ist nicht weiter gekommen; es ist immer noch dasselbe Spiel seit nun zweitausend Jahren.

Alles wiederholt sich; dieselben Instinkte, dieselben Erfolge, damals wie heute. Rom begründete nach der Schlacht bei Zama durch fortgesetzte starke Kriege seine Weltmonopolstellung, wie England es heute tut. Beiläufig zerstörte es auch noch das unglückliche Karthago (Hannibal war noch nicht vierzig Jahre tot) in heimtückischer Weise. Erst sicherte es der schon halb wehrlosen Stadt gegen Stellung von Geiseln den Bestand ihres Landbesitzes, und Karthago stellte die geforderten Geiseln, Jünglinge aus den edelsten Geschlechtern. Dann landete plötzlich ein römisches Heer und umkrallte die Stadt. Karthago bittet um Schonung, und Rom geht scheinbar darauf ein, fordert jetzt aber die Auslieferung von 200 000 Rüstungen und 2000 Geschützen. Auch die schnöde Forderung wird erfüllt. Dann fällt Rom wortbrüchig über Karthago her und zwingt es durch Aushungerung. Die Einwohner wurden sämtlich abgeschlachtet oder in die Sklaverei verschleppt, bis auf den letzten. Stadtmauer, Häuserviertel und Tempel, alles niedergebrannt, alles dem Erdboden gleichgemacht. Eine leere Düne am Meer, das war alles, was von der Stadt Hannibals übrigblieb.

Und wie wird es uns Deutschen ergehen? Ausrotten wie Karthago kann uns der Feind nicht, denn wir sind immer noch ein 60 Millionenland, auch schwerlich aushungern wollen bis zum Massensterben. Damit trösten sich die Menschen bei uns, die glücklich in den Tag hineinleben: es wird schon nicht so schlimm kommen. Bauen wir indes unseren Volksstaat aus, unsere innere Freiheit. Der monarchische Staat wurde in dem Augenblick, wo er den Krieg verlor, überrumpelt, und der Volksstaat will ihn ersetzen, gewiß mit dem besten Willen; auch sind viele unserer Trefflichsten bereit, ihr Können für ihn einzusetzen. Aber täuschen wir uns nicht. Was sind alle neuen sozialen Güter, alle Massenabstimmungen der Zwanzigjährigen, wenn wir von außen bevormundet, geknechtet, der herrischen Laune der großen Weltstaaten um uns her verfallen bleiben? Unfreiheit unter dem Schein der Freiheit, ein kümmerliches Flattern des Adlers im Käfig. Das deutsche Volk hat sich im Kraftausgeben überanstrengt, und es folgt die Schwäche als natürlicher Rückschlag. Die Entwicklung geht deutlich dahin, daß wir unser gesundes Staatsbewußtsein verlieren, daß das Wort Patriotismus selbst unbrauchbar wird; es regt sich in unserem Volk unheilvoll unwiderstehlich wieder der Sinn für kleinlich enge Winkelpolitik und daneben der kosmopolitische Geist, beides das Erbe unserer traurig großen Vorzeit.

Unsere Arbeitskraft ist groß, so auch, will's Gott, unsere Geisteskraft und unser Enthusiasmus. Möge er sich nicht an eine Utopie verlieren. Die völlige Sozialisierung des Volkes gleicht der Pulverisierung eines Felsblockes, der Molluske ohne Knochen. Wer gibt uns wieder ein festes Knochengerippe in die lose Masse? Wer gibt uns im Schwall der Meinungen wieder eine Autorität? einen einheitlichen Willen? ein Auge, das wach über die Grenzen späht? eine auswärtige Politik? Ohne das ist das Vaterland Hindenburgs verloren wie das Hannibals, und das Wort gilt, das Wort Schillers, das wir nur leise umgestalten:

Deutschland? Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden.
Wo das soziale beginnt, hört das politische auf

Digitized by Google

Von den Bühnen in Wien, Berlin und München

Theater in Wien

Für die Not, Unsicherheit und Dunkelheit hiesiger Verhältnisse sind die Theater ein Spiegelbild. Die ägyptischen Plagen, von denen die Stadt heimgesucht ist: Seuche, Hungersnot, Finsternis haben auch unsere theatralischen Lustbarkeiten verhäßlicht und verdunkelt. Die Bühnen spielen nur einige Tage im Monat und kommen selbst mit diesem Wenigen keinem anderen Bedürfnis entgegen als dem der Theaterdirektoren und Theaterangestellten, ihr Dasein zu behaupten. Von rechter künstlerischer Arbeit der Bühnen kann bei solchen Hemmungen naturgemäß keine Rede sein.

Durch die politischen Umwälzungen wurden die ehemaligen Hoftheater — Burg und Oper — am empfindlichsten berührt. Ob sich der verarmte, kleine Staat Deutschösterreich den Luxus wird leisten können, die beiden Theater als Nationaltheater im alten großen Stil fortzuführen, scheint recht zweifelhaft. Insbesondere um die Oper wäre schade, wenn sie an Glanz und Vornehmheit ihrer Darbietungen Einbuße erleiden müßte. Dem Burgtheater könnte vielleicht der Konkurrenzkampf — in den es sich wird stürzen müssen, falls der Staat nicht die Mäzenatenrolle übernimmt — von Vorteil werden. Es ist, in allen Wandlungen, ein vornehmes Theater geblieben, aber schläfrig geworden, an einen mit vorgeschrittener Arterienverkalkung behafteten Aristokraten erinnernd. In den letzten Tagen des monarchischen Régimes wurden Versuche gemacht, dem ehrwürdigen Leichnam neues Leben einzuhauchen. Hermann Bahr, der gewandte Kulturschmecker und -vermittler, sollte sich dieser Aufgabe unterziehen. Er hat auch ein paar Vorstellungen zustande gebracht, die mindestens aufhorchen ließen, wenn sie auch in keiner Weise umstürzend wirkten.

So suchte, in einer nicht sonderlich geglückten Aufführung der Sophokleischen ‚Antigone', das Burgtheater einen Stilausgleich zwischen priesterlicher Steifheit und naturalistischer Lockerung der antiken Linien. Der Chor war in Einzelstimmen zerlegt, die sich nur auf Höhepunkten der Sprache zusammenschlossen. Die Solisten — Frau Bleibtreu in der Titelrolle voran — befleißigten sich sozusagen einer Monumentalität mit nervösen Unterbrechungen. Es wurde edel deklamiert, aber deklamiert. Das Ewig-Menschliche zog uns hinan, das Zeitlich-Theatralische hinab. Am Ende siegte der Eindruck einer feierlichen, erhabenen Langeweile, der aber immerhin etliche Kraft der Entrückung innewohnte.

Einen zweiten Ausflug ins Gebiet edelster Klassizität machte das Burgtheater mit der Aufführung von Goethes ‚Natürlicher Tochter'. Die sprachliche Schönheit der Dichtung — reinstes Kristall der Sprache — bezaubert, aber die dünne Höhenluft des Werks ist, im Theater, kaum atembar. Alles ist Hintergrund, unendlicher Horizont, von dem sich nichts Körperliches löst und in den Vordergrund tritt. Alles ist Anti-Theater. Die Donner der Revolution, die durch das Werk tönen, sind musikalisch gebändigt. Auch der Lärm des Untergangs, goethisch gehört, fügt sich in die Harmonie des Seins. Das Burgtheater spielte ‚Die natürliche Tochter' auf ganz vereinfachter Bühne, vor einem gelben Faltenvorhang, der die Szene zu einer Art neutralem, ortlosem Zelt wandelte. Die Darstellung — meisterlich Herr Korff (Sekretär) und Frau Medelsky (Eugenie) — war um erhabene Einfalt bemüht.

Der zeitgenössischen Literatur entrichtete das Burgtheater durch Aufführung des ‚Schöpfers' von Hans Müller seinen Strafzoll. Dieses Drama hat ja, wie das Müllersche Hauptwerk ‚Die Könige', alle deutschen Schauspielbühnen heimgesucht, und es erübrigt sich also, hier von seinen sittlichen, geistigen und theatralischen Werten ein Maß zu geben. Ein scharfgeladenes Problem hält Spannungen wach. Ideen in Röhrenstiefeln verursachen dramatische Fußboden-Erschütterungen. Hart im Raume stoßen sich die Gedankensachen. In Wien gab Herr Hans Marr die Bassermannrolle des Professors, der erst im fünften Akt, nach wilden dramatischen Krämpfen, die höhere Einheit von Mensch und Idee findet. Er ist ein hervorragender Darsteller männlicher Tugenden, dem besonders die Paarung von Kraft und Schlichtheit gut gelingt. Das Burgtheater widmete dem Stück eine prunkvolle ‚Ausstattung'. Das Junggesellenzimmer des zweiten Aktes war traumhaft feudal. Getreu der Annahme des Spiels, daß der Herr jenes Zimmers in Japan war, gab das Burgtheater blumige japanische Gewänder und asiatische Kostbarkeiten in Glasschränken. Wäre der Herr aber — es hätte an seinem Charakterbild nichts geändert — Ägypten-Durchquerer gewesen, würde eine Sammlung von Scarabäen, Mumien und altarabischen Gongs das Auge des Burgtheaterbesuchers entzückt haben.

Von derlei ödem dekorativem Aufwand, von derlei grenzenlos lächerlicher Lebenstreue einer ‚Ausstattung' wird das moderne Theater nichts wissen wollen. Es wird das

Digitized by Google

Szenische in ganz anderem Sinne wichtig nehmen, als in dem der Vortäuschung von Wirklichkeiten, wie sie das Zufallsbelieben eines Stückverfassers vorgezeichnet hat. Es wird nicht den kindischen Versuch machen, einen billigen, leeren Dialog durch ein kostbar gefülltes Zimmer im Wert zu steigern. Es wird den peinlichen ästhetischen Zwiespalt fühlen zwischen dem andeutenden, verkürzenden, in Brennpunkten sammelnden Geschehen des Dramas (ob es nun Dichtung oder Stümperwerk) und einer in Echtheit, Einzelheiten und Genauigkeiten schwelgenden Bühne. Es wird, was für die Zeit im Drama gilt (daß sie nämlich nicht gilt —: eine Lebensminute ist eine Theatersekunde), auch für den Raum gelten lassen. Es wird Raummasken bieten, nicht läppisch-naturgetreue Räume. Es wird die Dichterphantasie und -üppigkeit, wie sie sich in szenischen Bemerkungen auslebt, nicht ernster nehmen, als es das Werk des Autors erfordert. Es wird dem Geist einer Komödie nicht dadurch zu dienen versuchen, daß es ihrer greifbaren Zufallsmaterie sklavisch beflissen dient. Und es wird vor allem nicht ein verlogenes Theaterstück durch dekorative Mittel ehrlich machen wollen.

Unser zweites großes Schauspielhaus, das ‚Deutsche Volkstheater', steht seit Beginn der Spielzeit unter neuer Leitung. Direktor Bernau, ein Mann von Geschmack, Sachkenntnis und Ehrgeiz, führt jetzt das Theater. Bisher hat er Pech gehabt; zwei seiner Uraufführungen gaben Anlaß zu mächtigen Theaterskandalen. Die eine war Hermann Bahrs katholisches Werbestück ‚Die Stimme', in dem sich, nicht nur „wie durch ein Wunder", sondern in der Tat: durch ein Wunder, die Bekehrung eines Zweiflers vollzieht. Das Wunder — eine Himmelsstimme — fordert den im Schnellzug fahrenden Zweifler auf, auszusteigen: Zehn Minuten später verunglückt der Zug — ließen sich die Zuhörer gefallen. Bei der dialektischen Erörterung des Geschehens und dem schließlichen Triumph des Dogmas riß ihnen die Geduld, und sie machten Lärm. Herrn Onnos prachtvolle, sozusagen geistig glühende Darstellung haftet im Gedächtnis.

Den zweiten Krach gab es bei ‚Valentins Ehe', Lustspiel in drei Akten von Bernstein und Heller. Man müßte den Inhalt erzählen: Wie aus einem Landhaus plötzlich ein Gasthof wird, wie ein Kellner die Liebe einer jungen Dame gewinnt (an deren Hochzeitstag), indem er ihr „verwöhnter Fratz" sagt, wie der Geheimrat die Schwiegermutter seines Prokuristen für dessen Frau hält, wie daraus ein zäher Knödel von Mißverständnissen sich rollt, wie der Prokurist, um aufzuklären, sagt: „Herr Geheimrat, die Sache verhält sich nämlich so . . .", aber dann, damit das Lustspiel weitergehe, abbricht, die Stirne trocknet und mit den Worten: „Nein, ich geb's auf" (oder so) die Bühne verläßt. Man müßte die komischen Nebenfiguren vorstellen: die heißblütige Französin, den deutschen Professor mit Vollbart und Waldhorn, die Schwiegermutter, der jeden Augenblick was anderes weh tut, den Geheimrat, der alle Stubenmädchen in die Wangen zwickt, die energische Tante, die ihr Hündchen liebt und ihren Mann en chien behandelt, diesen Mann und dieses Hündchen, gleichfalls das Hündchen der Französin, den besoffenen Bruder der Dame, die den Kellner liebt und andere mehr. Man müßte auch von der Mechanik des Lustspiels einen Begriff geben, wie zum Beispiel eine Person, die den Verfassern gerade notwendig, auf die Bühne gebracht wird: der Fernsprecher klingelt, die Person erscheint, nimmt das Hörrohr, sagt: „Ein Irrtum", und ist nun da. Aber all das reichte lange nicht aus, dem, der nicht dabei war, eine Vorstellung von der Vorstellung zu geben, die sich da im ‚Deutschen Volkstheater' ereignet hat. Dort wimmelt's doch von Dramaturgen, Lektoren, Beratern, Schriftgelehrten: hat keiner den Direktor Bernau gewarnt, diesen trostlosen Übermut auf sein Publikum loszulassen, das ja, bis Herrn Bahrs „Stimme" es ärgerte, ein frommes Publikum war? Es gab seinen Widerwillen gegen die Weichselzopf-Verwicklungen der Posse lebhaft kund. Ein nettes Schauspiel im Schauspiel, wie Herr Edthofer und Fräulein von Bukovics — einfach durch ihre persönliche Liebenswürdigkeit, durch das rührend Unschuldige ihrer Spielfreude — das tobende Parterre besänftigten. Um dieser Lämmchen willen ließen die Leute Gnade vor Recht und den ärgerlichen Schwank bis zur Neige über sich ergehen.

Erfolg hatte das ‚Deutsche Volkstheater' mit ‚Professor Bernhardi', Schauspiel in fünf Akten von Arthur Schnitzler. Ein Stück, das bisher von der Wiener Zensur konsequent verboten worden war. Professor Bernhardi, Jude, verweigert dem katholischen Priester Zutritt an ein Sterbelager. Das tut er um der Euphoria der Sterbenden willen. Der Priester kann das natürlich nicht dulden, denn für ihn steht die Sache so, daß der Professor der Sterbenden, um ihr das letzte irdische Viertelstündchen zu erleichtern, die nachirdische Ewigkeit wesentlich erschwert hat. Der Konflikt ist ein reiner Glaubenskonflikt. Als solcher kommt er im Schnitzlerschen Stück nicht zum Austrag, kaum zur Sprache. Sondern eine Welle der unreinen, die Stadt (die Stadt Wien) durchspülenden politischen Kanalwässer greift den Fall und zieht ihn in den gewissen ‚Strudel' hinab. Neider, Ränkeschmiede, Böslinge, Streber, Jesuiten und Talmudisten veranstalten eine Hetzjagd auf den Professor: Biedere, Gerechte, unbedingt Kreuzbrave stehen ihm bei. Wir lernen Menschen kennen. Zum Beispiel: den Unterrichtsminister, der seine Überzeugung um seiner Überzeugung willen des öfteren verrät, im Geschäft der Wahrheit Lügen anlegt. (Das tut übrigens vor Gericht, welches den Pro-

Digitized by Google

Lilly Marberg vom Burgtheater zu Wien in Hans Müllers ‚Der Schöpfer' (Phot. Atelier Setzer)

fessor wegen Religionsstörung in den Arrest schickt, auch der Priester.) Oder den gutartigen, leichtfertigen Hofrat, welcher in einem Nihilismus der Witzigkeit geistig-moralischen Unterstand gefunden hat. Oder Bernhardi selbst, dem die Abweisung des Priesters eine Reflexbewegung war und der sich nun dagegen wehrt, daß von Feind oder Freund eine große programmatische Geste daraus gemacht werde. Eine Persönlichkeit ist der Professor gerade nicht. Aber offenbar sollte er das gar nicht sein, sondern schlechtweg ein redlicher, gescheiter, wirkender Mann mittleren Formats. Als solcher spielt ihn auch Herr Bernau, weich in den Umrissen, mit bescheidenen Mitteln inneren ‚Kern' andeutend. Mit Kunst hat das Schnitzlersche Stück nichts zu tun. Es ist eine sauber gefloch-

Digitized by Google

tene, fädenreiche Auseinandersetzung, hineingewirkt Figuren und Bildchen aus dem politischen Wien von 1900. Die Szene Bernhardi-Priester, in der das Stück sich vom Boden lösen und in kühlere, dunstlose Schichten aufschweben will, erfüllt nicht ganz ihren Zweck. Sie weht nur ein Düftchen besserer Schnitzlerscher Schwermut heran. Gut dargestellt hatte die Verhandlung, mit gesprengten Zensurfesseln leise klirrend, Publikumswirkung. Die Zuhörer wurden der vornehmen Schnitzlerschen Art, empfindliche Stellen zu berühren, ohne daß die Berührung tief ginge oder weh täte, dankbarst froh.

Das Schauspiel hat in Wien derzeit noch zwei Heimstätten: die ‚Volksbühne' und die ‚Neue Wiener Bühne'. Beiden hat die Spielzeit 1918/19 bisher keinen Erfolg gebracht. Die ‚Neue Wiener Bühne' spielt den bisher verbotenen ‚Feldherrnhügel' von Rößler und Roda-Roda, dessen Lustigkeit schon ziemlich welk und verstaubt ist. Die ‚Volksbühne' brachte ‚Ringelspiel', eine Komödie aus der leichtfertigen Zeit Hermann Bahrs. Man wird dieser auf Serpentingängen der Ironie und Wehmut zu Zonen der abgeklärten Weisheit aufstrebenden Geschwätzigkeit nicht recht froh. Da war der Sardou, mit dem das Theater die Spielzeit begann, schon erquicklicher: das abgeblaßte, von verloschenem Burgtheaterglanz umwitterte Lustspiel ‚Die beiden Freunde'. Die saubere, vornehme, überlegene Technik des alten Meisters ist noch immer ein Vergnügen. Wie feine Ordnung hält er in der spaßig-unwahrscheinlichen Welt seiner Figuren und Einfälle. Wie sicher, leicht, lustig spielen Ursachen und Wirkungen ineinander. Girlanden: so schlingen sich die Zusammenhänge im Stück. Wie handarbeitlich-geschickt ist der dünne satirische Faden durch jedes Öhr gezogen, reißt nirgends ab, wird nirgends zu kurz, zu lang. Und mit welcher Geschicklichkeit einer Theaterküche von ehemals sind Empfindsamkeit und Witz verquirlt. Freilich, der besondere Duft solcher Komödie ist verraucht, ihre liebenswürdige Farbigkeit abgeflossen. Und das Ganze mutet heute an wie ein Puppenspiel für kindliche Stunden Erwachsener. Aber man spürt noch den Reiz, den derlei sachte, von rührendem und übermütigem Schnick-Schnack durchsetzte Gesellschaftsposse für ein Bürgertum gehabt haben mag, das sich im Theater geliebkost und gekitzelt fühlen wollte. Solch eine Komödie hat mit dem ‚Leben' nichts zu tun. Sie ist durchaus in Lüge wie in eine versteinernde Masse getaucht. Aber eben darin liegt ihr Unzerstörbares.

Maria Orska und Ludwig Hartau in Frank Wedekinds ‚Musik' Theater an der Königgrätzer Straße zu Berlin (Phot. Zander & Labisch)

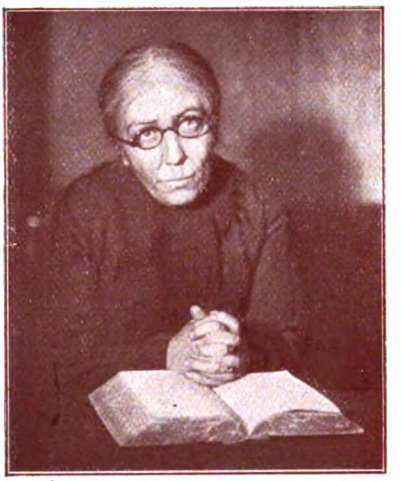
Zu erwähnen wäre noch eine Aufführung der von dem begabten Schauspieler Karl Ettlinger besorgten, so klugen wie verwegenen Bearbeitung des Shakespeareschen ‚Perikles von Tyrus' (im ‚Komödienhaus'). Der Rest der Wiener Theaterei 1918 ist Grippe, Operette, Kohlennot, Sperre.

Alfred Polgar

Digitized by Google

Aus den Berliner Theatern

Unmittelbar nach Ausbruch der Revolution zeigten die Berliner Theater ein ähnliches Bild wie nach dem Ausbruch des Krieges. Sie wollten um jeden Preis zeitgemäß sein. Eiligst wurden alle seit Jahren verboten gewesenen Stücke aus den Rumpelkammern hervorgeholt und auf die Bühnen gebracht; was nach Revolution schmeckte, mußte doch — wie war es anders möglich? — dem Zeitgeschmack zusagen.



Ilka Grüning, die Trägerin der weiblichen Hauptrolle in Emil Rosenows ‚Die im Schatten leben'. Palasttheater am Zoo. (Phot. Zander & Labisch)

Aber das Welttheater siegte, das Leben erwies sich auch hier stärker als die Schemen der Bühne. Genau wie wir 1914/15 sehr bald der Kriegsdramen überdrüssig waren, ebenso empfanden wir, von den Maschinengewehren der Spartakisten umknattert, alle aufrührerischen und als gefährlich verschrienen Dramen als höchst zahm und unzulänglich. Nun alle Schranken gefallen waren, sprang das deutsche Drama nicht wie ein Löwe hinter dem Gitter hervor, sondern schlich wie ein Kater aus der Ofenecke.

Vorwiegend Katerstimmung löste im Deutschen Theater, in einer Aufführung des ‚jungen Deutschlands', Fritz v. Unruhs bis dahin von der Zensur geächtetes Trauerspiel ‚Ein Geschlecht' aus. Der Dichter war seelisch am Erlebnis des Kriegs zusammengebrochen (was ich persönlich schon 1915 aus seinen Briefen wußte). Das ist keine Schande, es weckt vielmehr unser Mitgefühl. Dies schwere Schicksal dichterisch zu erfassen, ging Unruh in die Werkstätten der dramatischen Zyklopen: bei Äschylos, Sophokles und dem jungen Schiller suchte er zu erforschen, wie man Zeus-Blitze schmiedet, wie man Felsen zu Mauern fügt. Im schlechthin Furchtbarsten meinte er seine Größe zu finden. Die an Gräßlichem und an Verzückung sich übersteigenden Vorgänge, die aufgereizte Wildheit der Sprache sollten uns mit dem Grausen der großen Tragödie schütteln. Aber sie taten es nicht. Wir blieben kalt vor diesen krampfhaften Gebärden. Solange ‚Ein Geschlecht' von der Zensur verboten war, wurde es von allen Kriegsgegnern als das erlösende Meisterwerk der Zeit gepriesen, gleichsam als Fahne vorangetragen. Das ist politisch zu verstehen, hat aber für die künstlerische Bewertung nichts zu bedeuten. Das gewiß nicht befangene Publikum des ‚jungen Deutschlands' nahm die Aufführung nicht ohne merklichen Widerspruch hin, obwohl Frau Rosa Bertens und Paul Hartmann ihre ganze Kraft und Kunst für das

Leonora Ehn (Magd Ebba) und Josephine Rottmann (die Mutter) in dem Drama ‚Freie Knechte' von Hans Franck. Kleines Theater zu Berlin (Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft)

Digitized by Google

Schauerdrama einsetzten. Der Grund für diese kühle, geradezu ablehnende Haltung ist gewiß zum Teil darin zu suchen, daß blutige Greuel — hier aufs Äußerste gesteigert — gerade jetzt keine dankbaren Zuschauer finden. Auch wer den Krieg nicht ohne weiteres als das Übel aller Übel ansieht, will nach diesen viereinhalb Jahren nicht in eine Schreckenskammer voll Blut und Leichen geführt werden, zumal die Revolution die Verrohung des Gefühlslebens, die Verwilderung der Hirne zunächst ins eigene Land getragen hat, statt sie aufzuheben. Aber es zeigte sich doch auch, daß Unruhs Künstlerhand nicht stark genug ist, die Tragödie großen Stils zu meistern. Dazu gehört neben überlegenem Geist auch eine starke Männlichkeit, eine heroische Seele ...

Ein nicht viel besseres Los hatten zwei andere revolutionäre Dramen, die bis dahin im Banne des Zensors gelegen. Emil Rosenows ehrlich gemeintes Trauerspiel ‚Die im Schatten leben' hätte vor zehn Jahren wohl noch seine Wirkung getan, obwohl auch damals schon diese Kunstform des Weber-Naturalismus stark veraltet anmutete. Heute paßt dies dramatische Klagelied von der Ausbeutung der Arbeiter durch den Kapitalismus doch nicht mehr, die industriellen Arbeitgeber haben zurzeit manchmal schwerere Sorgen als ihre Arbeiter, die keineswegs im Schatten, sondern in der Sonne einer neuen Zeit leben. — Ehrlichen Willen hat sicherlich auch Hans Franck gehabt, als er in seinem Drama ‚Freie Knechte' sich mit dem Kriege und seinen Begleiterscheinungen dramatisch auseinandersetzen wollte. Franck ist über den Impressionismus Rosenows hinaus, so weit sogar, daß die schlichten Bauersleute seines Stücks wie Zeitungsredakteure über Staat und König, Gott und Welt, Krieg und Frieden beträchtliche Leitartikel von sich geben.

Gertrud Eysoldt, die Darstellerin der Lulu in Frank Wedekinds ‚Büchse der Pandora'. Kleines Schauspielhaus des Deutschen Theaters zu Berlin. Nach einem Bildwerk von Professor Fritz Behn in München

Besonders die Bäuerin unterrichtet uns über diese Fragen als heftige Kriegsgegnerin mit einer Gründlichkeit und Zungenfertigkeit, die zu ihrer durchweg törichten Handlungsweise in einigem Gegensatz steht. Leonore Ehn als Magd und Josephine Rottmann als Mutter unterstützten darstellerisch das wohlgemeinte, aber abgesehen von seinen Schwächen, die der kritische Verfasser selber zugeben wird, auch zu spät auf die Bühne gelangte Drama.

Denn hurtiger als je läuft jetzt die Zeit, sie ist flinker als die Dramatiker und hat manche Tür schon geöffnet, die jene erst einrennen wollten. Welch ein Schreck etwa für den demokratischen Dichter, der es gerade unternommen hat, das Recht seiner landesherrlichen Krone mit Jamben anzugreifen, wenn er plötzlich ringsum ein Dutzend Kronen und mehr gleichzeitig in den Staub kollern sieht. Vielleicht ist es ein kleiner Trost für die Dramatiker, daß in einer Umwälzung, wo so vieles versagt, sie nicht allein sich als unzulänglich erweisen. Allgemein kann man feststellen, daß es unserer Bühnendichtung, die auf ihre von der Zensur verbotenen Schätze pochte, ähnlich erging wie Ulrik Brendel im vierten Akt von Rosmersholm: — endlich ist die Zeit für ihn gekommen, wo er das Füllhorn seines Überflusses ausleeren kann, da macht er die peinliche Entdeckung, daß es leer ist. Aber unsere Theaterdirektoren quittierten über diese Enttäuschung nicht mit Brendels beklommener Frage: „Kannst du mir vielleicht ein paar Ideale borgen, Rosmer?"

Ach nein, sie zogen es vor, sich bei Frank Wedekind ein Paar jener Stiefel zu leihen, auf denen sie zu laufen wissen. Auffallend, wie wahrhaft grippeartig Wedekind um des Winters Mitte an den Berliner Bühnen auftrat. Das Theater in der Königgrätzer Straße brachte Wedekinds an Disharmonien reiche ‚Musik', mit der Orska als Klara Hühner-

Digitized by Google

wadel und Hartau als Reißner; während die in Berlin verboten gewesene ‚Büchse der Pandora' bei Reinhardt zum Entsetzen feinfühliger Nasen geöffnet wurde. Beide Stücke sind echtester Wedekind. ‚Musik', eine pseudotragische Kalendergeschichte in Kinoform dargeboten, machte einst als Schlüsselstück von sich reden. Für die Kunst hat es mit seinen hysterischen Krämpfen, den Zuckungen am Fußboden, dem Verbrechen gegen das keimende Leben, seinen Gefängnisszenen, dem Sterben eines Kindes auf der Bühne und drohendem Wahnsinn der Mutter so wenig zu bedeuten, wie die geschlechtlichen Überdeutlichkeiten der Pandorabüchse mit der schließlichen Hinschlachtung der Straßendirne durch Jack den Aufschlitzer. Nichts ist psychologisch erklärt, dramatisch vorbereitet und die verzerrten Gestalten in ihrer einseitigen Bilderbogenmanier mußten uns auch bei Reinhardt, obwohl Frau Eysoldt als Lulu, Hermine Körner als Lesbierin und Emil Jannings als Zirkusathlet ihr Bestes gaben, nicht zu fesseln; es wurde sogar gezischt. Kein Wunder. Wedekind wird von Denkfaulen noch immer für einen Revolutionär gehalten, weil er häufig von der Zensur verboten wurde. Man verwechselt da die Ursachen ...

Wo fanden wir schließlich das große, der Zeit würdige Revolutionsdrama? In Schillers ‚Tell'? Mit großen Erwartungen gingen wir in die Volksbühne, wo Kayßler ihn herausbrachte. Mußte nicht gerade dort und gerade jetzt dies Aufruhrdrama zündend wirken, helle Begeisterung entfachen? Wie oft hatte man nicht in ruhigen Tagen schon nach der Rütliszene und nach anderen Höhepunkten dieses unvergleichlichen Freiheitsgedichtes minutenlangen Beifall die Theaterräume durchbrausen hören. Aber seltsam: diese 2000 Volksgenossen wurden am 23. November 1918 nicht stärker erregt, als von anderen Stücken an dieser Stätte auch, obwohl Kayßler selber den Tell meisterhaft spielte. Woran lag das? Mit Befremden stellte man fest, daß eine tiefe Kluft zwischen der emporreißenden Freiheitsbegeisterung Schillers und der Umsturzauffassung dieser Arbeiter klaffte, welche Revolution mit Lohnbewegung gleichsetzen. Ihnen war dieser selbstherrliche, wortkarge Tell, der sich an keiner Versammlung, nicht einmal an der auf dem Rütli, beteiligte, durchaus nicht nach ihrem Herzen. Er war nicht organisiert, er kümmerte sich nicht um Mehrheitsbeschlüsse, und einen A- und S-Rat hätte er sicherlich ausgelacht. Und war seine nationalistische Empörung gegen die Fremdherrschaft zu verstehen? ... Dieser Theaterabend in der Frühzeit der Revolution konnte einen sehr nachdenklich stimmen. Er gab nebenbei den Schlüssel zu manchem, was während dieser Monate in der Wilhelmstraße geschah ...

Und doch hatten wir in diesen Geburtswehen einer neuen Staatsordnung auch einen Theaterabend, der die Seelen bis ins Innerste aufrüttelte und die Gedanken in fiebernden Kontakt mit den Zeitereignissen setzte. ‚Und das Licht scheinet in der Finsternis' rief uns der Einsiedler von Jasnaja Poljana auf der Bühne des Deutschen Theaters mit der ganzen Inbrunst seines Glaubens zu. Merkwürdig, wie sich große Dichtungen im Lauf der Jahrzehnte mit unseren Erlebnissen wandeln. Immer hat uns diese hinreißende Lebensbeichte eines wahrhaft Großen tief erschüttert. Aber niemals noch habe ich die Zuschauer in so atemlosem Schweigen sitzen

Alexander Moissi (rechts) und Ernst Deutsch in Leo Tolstois ‚Und das Licht scheint in der Finsternis'. Deutsches Theater zu Berlin
(Phot. Zander & Labisch)

Digitized by Google

sehen, wie hier bei den wütenden Anklagen gegen Militär und Polizei, gegen die Gewaltherrschaft des Staates, gegen das Dogma der Priesterkaste, Anklagen, die bei Tolstoi tiefer begründet sind, als in jedem kommunistischen Lehrbuch. Sahen diese Forderungen doch zum Verwechseln ähnlich den übertriebenen Grundsätzen der Spartakisten. Und doch trennt Tolstoi von diesen wurzellosen Kommunisten eine Welt, denn seine Ideale sind die eines Gottsuchers, der in der Bergpredigt das reine und unverfälschte Programm einer edleren Menschheit erkennt. . Die Tragödie wurde meisterhaft gespielt; Alexander Moissi als Sarynzew wußte gerade den tiefen Schmerz und inneren Zusammenbruch des Reformators ergreifend in Leben umzusetzen, wir empfanden das namenlose Weh mit, in der Erkenntnis, daß höchstes Streben notwendig zerbrechen muß an der Unvollkommenheit der Zeit, der Menschen und der eigenen Natur. Luzie Höflich als seine Gattin gab im Sinne des Dichters jenen Typus des Ewigweiblichen, der eben den höchsten und einsamsten Seelenflug des Genius mit süßer Erdenschwere am Boden hält. Die Konflikte dieser erschütternden Seelenbeichte liegen eine ganze Wolkenschicht höher als die der landläufigen Tragödie: sie liegen bei dem Gott selbst, den Tolstoi erlebte und mit dem er rang bis zur Verzweiflung — um endlich, in der Todesstunde, auf einsamer Heide bei ihm still zu werden wie ein Kind an der Mutterbrust.

Karl Strecker

Die Theater Münchens

Auch die Theater, ein wichtiger Teil des Münchner Bildes, haben sich „umgewälzt", doch auch hier wirkt das Neue noch vorwiegend durch alte Mittel.

Man hörte besonders aus den Münchner Hoftheatern die wilde Kunde der Zeit: Rücktritt des Leiters, Abschaffung aller Übelstände, selbständiger Künstlerrat. Über Nacht hieß das monarchistisch prächtige Haus König Ludwigs und Richard Wagners nur noch ‚Nationaltheater Großes Haus', während das Residenztheater, der klassische Rokoko-Schmuckkasten der Mozartoper, etwas prosaisch in ‚Nationaltheater Kleines Haus' umgetauft wurde. Bald sänftigte sich das Chaos. Was Kenner der Verhältnisse von vornherein erwartet hatten, trat ein: die ‚Räte' fügten sich unter die Leitung *eines* Rates, dessen nämlich, der führen konnte und am meisten verstand. In beiden Häusern trat ein Mann, der ganz aus eigenem Können geworden, an die Spitze: in der Oper Generalmusikdirektor Bruno Walther, im Schauspiel der wesentlichste Darsteller Albert Steinrück.

Bruno Walter, der Leiter der Oper am Nationaltheater in München

Bruno *Walther* ist ein genialer Interpret der wertvollen deutschen Oper von Gluck und Mozart bis zu Strauß, Pfitzner und Gräner. Gute Musik ist bei ihm geborgen — das ist alles. Hans Pfitzners ‚Christelflein' und Paul Gräners ‚Theophano' läßt den Glauben, daß ein echter Werdeklang an Bruno Walther nicht vorbeiklingt.

Albert *Steinrück*, der neue Leiter des Münchner Nationalschauspiels, ist — Schauspieler. So wird sein Weg und Wille als Theaterdirektor zu verstehen und zu würdigen sein. Er sieht sich, aber glücklicherweise nicht in dem kleinen, eigensüchtig-herrischen Sinne, in dem sonst Schauspieler ein Theater leiten. Steinrück hat immer in echt künstlerischer Verbindung mit der starken, dramatischen Dichtung gestanden. Zu alledem darf er sich selbst als den stärksten Schauspieler seiner Bühne sehen und beurteilen. Also darf er sich selbstverständlich auch die großen Rollen geben — solange kein stärkerer da ist.

Mit dem ausgeprägten Willen, sich nach der Revolution des Lebens als Revolutionär des Theaters vorzustellen, begann Steinrück. Als erste, große Darbietung des neuen Führers kam eine Uraufführung, aber nicht eine Schöpfung unserer heiß bewegten Zeit, sondern ein Werk, das im jugendlichen Alter von 83 Jahren um seinen Erfolg warb — die Tragödie ‚*Hannibal*' des unselig-seligen deutschen Dichters Christian Dietrich *Grabbe*. Wahrhaft jugendlich erwies sie sich, und das Theaterwort Uraufführung bekam einen neuen, tieferen Glanz. Dennoch ist es zu verstehen,

Albert Steinrück, der Leiter des Schauspiels am Nationaltheater in München (Phot. Wasow)

Digitized by Google

Hermine Körner (vom Deutschen Theater in Berlin) übernimmt im Herbst dieses Jahres die Leitung des Münchner Schauspielhauses (Phot. Grete Back in Dresden)

daß das Werk von 1835 bis 1918 auf sein Bühnenleben gewartet hat. Man soll die Kunst des Theaters, die immer mehr als andere nach Brot gehen mußte, nicht zu bitter darum schelten. Grabbes ‚Hannibal' ist ein unförmiges Werk, und sein dichterischer Aufbau besteht aus Bruchstücken. Dazu kommt ein ungeheurer Personalaufwand, der im Münchner Nationaltheater das ganze Künstlervolk des Schauspiels und einen beträchtlichen der Oper zusammenrief. Auch stilistisch ist die Tragödie für die Darstellung schwierig. Grabbes genialische Glut tobte sich seltsam schwankend in primanerhaften Ergüssen und Gestaltungen wahrer, männlicher Reife aus. Zwischen Szenen, die aus dem Schulunterricht unserer Geschichtslehrer stammen könnten, stehen unvergeßliche Offenbarungen. Auch streitet ein frühes Gefühl für theatralische Wirkung mit dichterischen Gesichten, denen absichtslos stärkste dramatische Wirkung innewohnt. Wie viele Dramatiker hat es auf der Welt, nicht nur in Deutschland, gegeben, die eine Szene wie Hannibals Abschied von Italien schreiben konnten? Nur ein wahrhaft Großer konnte hier die tragische Herzkammer des Stoffes erschließen: der ‚Barbar', den die Verteidigung des Vaterlandes heimruft, steht von Sehnsucht nach der Fremde übermannt, nach Roms Kultur, nach Italiens Schönheit, die seiner gewaltigen Kriegsarbeit schon als Siegespreis winkten.

Das Münchner Publikum wurde vor dieser Szene und anderen des Werkes von einer seltsamen Stimmung befallen. Aktualität wäre eine oberflächliche Bezeichnung dafür. Hier wollte kein naiver oder berechnender Zeitgenosse allzu deutlich auf Erlebtes zeigen — eine Stimme aus dem Geister-

Digitized by Google

Berta Morena als Theophano in Paul Gräners gleichnamiger Oper Nationaltheater in München (Phot. Erna M. Kollstede, München)

reiche ertönte, eines deutschen Dichters Leidensstimme, die nichts von kommendem Unheil wußte und nur die Tragödie eines heldenhaften Mannes gestalten konnte. Alles fließt und alles kehrt zurück. Uns stockt das Herz, wenn wir die übermütigen Römer in Grabbes Werk ‚Karthago' immer schwerere Übergabebedingungen diktieren sehen. Der Augenblick, da es zuviel der Demütigung wird und die alte Punierstadt sich noch einmal aufrafft, um die Unterdrücker abzuschütteln oder ehrlich zu sterben, ergreift uns mit dem tiefsten Zweifel, der uns gegeben ist: wäre es auch uns vielleicht besser gewesen, das Ende einer unbesiegten Nation zu erleiden, statt uns von feindlicher Willkür abhängig zu machen — trotz allem, trotz allem? . . .

Solches rührte Christian Dietrich Grabbe uns Heutigen vor dreiundachtzig Jahren auf. Es ist ein Verdienst, einer großen, dichterischen Gestaltung mit allen ihren Schwierigkeiten und Fehlern zum Leben der Bühne verholfen zu haben. Albert Steinrück gebührt es auch als Darsteller. Sein Hannibal hat Kraft und Größe. Nur soll hier das Bedenken nicht verschwiegen werden, daß die Vereinigung des Direktors, Spielleiters und Darstellers in einer Person dem Theater wie dem Künstler Gefahr bringt. Man hat das oft genug erlebt, und auch in diesem Fall lebt die Revolution von alten, nicht immer nützlichen Säften. Gerade das Theater muß ja, auf Tageswirkungen angewiesen, mit erprobten Überlieferungen rechnen. Albert Steinrück verfügt im großen Ganzen noch über dieselben ‚Hofschauspieler', wie sein Vorgänger Exzellenz und Baron. Und es wird auch noch ebenso, vor wie nach der Revolution, gebrüllt im Hoftheater — Verzeihung, Nationaltheater. Einer überbietet den anderen im Stimmaufwand.

Zukunftsvolles Licht glänzt über dem Münchner Nationaltheater. Die beiden anderen wesentlichen Bühnen der bayerischen Hauptstadt sind auch bei unbeirrter Arbeit, trotz Last und Not der Zeit. Das Schauspielhaus freilich, die überlieferte Stätte gegenwärtiger Dramatik, erlebt ein Interregnum unter seinem alten Führer. Die letzte Spielzeit unter der Direktion Stollberg wird im Jahre 1919 zu Ende gehen. Dann übernimmt — auch dieses ein Zeichen der Zeit — eine Frau das Theater in der Maximilianstraße. Hermine Körner, die ausgezeichnete Darstellerin der Berliner Reinhardtbühnen, will in München Direktorin werden. Man muß in guter Bereitwilligkeit abwarten. Das Bild der Absichten Hermine Körners ist noch dunkel, aber die

Digitized by Google

Güte ihrer Schauspielkunst läßt erwarten, daß sie selbst die Gefahren eines Starbetriebes am besten kennt.

J. G. Stollbergs Abschied läßt einen dankbaren Rückblick auf zwanzigjährige Wirksamkeit zu. Am 17. September wurde das Jubiläum des Schauspielhauses gefeiert — wieder erschien mit der alten Wirkung das Stück, mit dem man einst eröffnet hatte: Georg Hirschfelds Schauspiel ‚Die Mütter'. In der Maximilianstraße stand immer nur die Bühne des Impressionismus, nicht des Expressionismus. Die Erwartung des Neuen ist jetzt so gespannt, daß man die Darbietungen von Stollbergs letzter Spielzeit mit einiger Ungeduld begleitet. Immerhin bringt sie noch Bemerkenswertes.

Joachim Zimmermanns Schauspiel ‚Das neue Leben' kam zur Uraufführung. Kein Mann des großen Wurfes, kein Verkünder einer neuen Zeit — ein liebenswürdiger Neuling, ein frischer Gestalter, dessen Können das Dichterische streift. Schließlich erweist sich das ‚Was' in der Kunst doch wieder als wichtiger als das geheiligte ‚Wie'. Theodor Fontane sagte einmal: „So etwas überhaupt zu wollen, ist schon ein sehr bemerkenswertes Zeichen von Talent."

Joachim Zimmermann zeigt den Irrweg eines alternden Künstlers zum Weibe. Man sieht einen bejahrten Musikus, der eine junge, schöne Schauspielerin betreut. Es ist uns jetzt willkommen, solcher echten Ideologengestalt, die etwas vom ewig deutschen Geiste hat, zu begegnen. Leider nahm Joachim Zimmermann seinen Professor Martin Grubow nur tragisch. Er scheint die tragikomische Seite des Stoffes als etwas Minderes gefürchtet zu haben und gab so weniger, als gegeben werden konnte. Immerhin kommt das Lied vom alten König und seiner jungen Frau wieder einmal zum Klingen. Ein Künstler ringt um das Gotteswerk der Frauenseele und ahnt nicht, wie gewöhnlich sie schon durch Menschenmache geformt worden ist. Ein wertvolles Wort steht am Schlusse des Schauspiels: Als der Künstler sich mißbraucht und betrogen sieht, stürzt er sich mit dem Schrei: „Das muß ausgerottet werden!" auf die Geliebte, die nun sein Opfer wird. Über die unwahrscheinliche Krassheit des Vorganges helfen diese aus der Tiefe der Mannesseele geholten Worte weg.

Sonst gab das Schauspielhaus in dieser Spielzeit bisher neben seinem guten Bestand, wie ‚Peer Gynt', Feuchtwangers ‚Jud Süß' und Stücklens ‚Straße nach Steinaych', leichtere Ware. Karl Rößlers Stücke, deren äußere Lustigkeit so stark ist, daß sie innerem Wert nahekommt, nehmen einen großen Raum ein. Von einer Neuheit, Rudolf Egers Komödie ‚Doris und ihre Männer', braucht nicht viel die Rede zu sein. Sie plätscherte vorüber und ließ an die bittere Erfahrung denken: wie oft wurde schon ein mißratenes Stück, das seltene Dichtereigenschaften besaß, als verlorener Abend bezeichnet, während seichte und gleichgültige ‚Wohlgeratenheit' dem Publikum noch immer als Gewinn gelten darf.

Trotz aller künstlerischen Arbeit des Nationaltheaters und des Schauspielhauses gelten nun schon längere Zeit die Kammerspiele als Münchens fesselndste Bühne. Wie weit sie in tieferem Sinne diese Bezeichnung verdienen, muß sich noch mehr erweisen. Vorläufig ist ihnen der Zulauf derer gewiß, die im Neuesten immer auch das Beste sehen. Ihr entschiedenes Verdienst besteht, rein theatermäßig betrachtet, in dem durchaus künstlerischen Geschmack ihrer Spielleiter. Besonders der Direktor Otto Falckenberg, nun lange schon ein Jugendherold Münchens, hat den Sinnen des Theaterbesuchers kostbare Erinnerungen gegeben. Das eigentlich schöpferische Element einer künstlerischen Bühne wird ja immer in den dichterischen Kräften bestehen, die sie an sich zu ziehen weiß. Hierin lag für Berlins beste Theaterzeit Otto Brahms vorbildliche Stärke. Die Münchner Kammerspiele übernahmen ein gutes Erbe in Wedekinds und Strindbergs Werken. Ihre Neuerwerbungen deuten noch auf die Einseitigkeit der Rücksicht „letzten Schrei" hin. Schnell nach der Erfahrung, daß in Deutschland neue Talente von sich reden machen, führt man sie auf.

Doch das Münchner Publikum, sogar das der Kammerspiele, ist nicht so schnell bei der Hand. Es beißt nicht an, wo's ihm nicht schmeckt, es liebt sein selbständiges Urteil. So fand die berühmte ‚Seeschlacht' Reinhard Görings Ergriffenheit und Teilnahme, aber nicht den Zulauf der großen Menge, trotz aller Reklame nicht. Vielleicht erwies sich da Volksstimme doch noch als Gottesstimme. Sollten die unbedingten Berliner Bewunderer der ‚Seeschlacht' nicht doch einem Kriegsprodukt mit seiner Zeitlichkeit auf den Leim gegangen sein?

Weiter wurde die Wirkung von Hanns Johsts Grabbetragödie ‚Der Einsame' getragen. Auch der fremden Welt eines Russenwerkes verschlossen sie sich in diesen Tagen nicht: Leonid Andrejews ‚Tage des Lebens' fesselten durch ihren feinen Reiz. Noch immer füllt sich das Haus der Kammerspiele, wenn es die altindischen Märchenbilder von König Sudrakas ‚Vasantasena' in Lion Feuchtwangers Nachdichtung zeigt.

Vier echt hauptstädtische Bühnen, die rastlos künstlerische Arbeit leisten — dazu noch Dr. Hans Schindlers aufstrebendes ‚Neues Theater', das alte Volkstheater in der Herzogspitalstraße und die bekannte Operettenbühne am Gärtnerplatz — München, die Theaterstadt, hat es gut. Möchte das Leben ihm nun noch allerlei besser bringen — dann wird die liebe Kunststadt an der Isar bald wieder unbekümmert ihr Amt als mater juventutis ausfüllen.

Georg Hirschfeld

Digitized by Google

Das alte Fräulein Gonda

Von Kurt Küchler

Das alte Fräulein Gonda saß im schwarzen Ohrenstuhl am Fenster und verstrickte weiße Wolle zu endlos langen Strümpfen. Das rundliche Gesicht unter schwarzer Haube, mit starken gelblichen Brauen über stillen blauen Augen, war streng und verschlossen wie immer, wenn das alte Fräulein Gonda eine Arbeit zwischen den Händen hatte. Draußen, hinter dem breiten Priel hob sich auf grüner Warft die rote Kirche mit schwarzem Strohdach in durchsonnte Luft. Die Flut hatte den Priel mit Wasser gefüllt. Es bewegte sich kraus und schillernd, als wehte der Glanz von tausend blanken Hufeisen darüber hin. Zwischen zwei alten Holunderbüschen auf der Kirchenwarft glänzte die Nordsee. Die gelblichen Blütenteller, umsummt von den Bienen des Pastors, wiegten sich im goldenen Wind.

Es war sehr still in der Stube. Nichts regte sich als die blanken Stricknadeln zwischen den rundlichen Fingern des alten Fräuleins Gonda und der verbeulte Messingpendel der gebrechlichen Uhr in der Ecke. Weiße Deckchen träumten verzaubert auf Stuhllehnen und Sofarücken. Auf rundem Tisch lag zusammengerollt eine blaugraue Katze. An den Fenstern, hinter kleinen weißen Vorhängen, blühten rote und blaue Blumen ins Sonnenlicht.

Der Schiffer Kärre, alt, mit weißen Haarsetzen unterm Kinn, ging den Priel entlang, eine Ruderpinne über der Schulter. Er ging schwer und langsam, als klebten seine Trantiefeln an der Erde. Im Mundwinkel zwischen zahllosen Falten hing eine Pfeife. Der Rauch bröselte grau hinter ihm her.

Das alte Fräulein Gonda sah ihm nach. Ihre Hände, überkreuzt von blanken Nadeln, lagen sekundenlang reglos im Schoß. Der Schiffer schritt über die Holzbrücke, die bei den Holunderbüschen über den Priel hinweg hing, und nahm den Weg zum Strand.

‚Er macht sich noch immer zu schaffen,' dachte das alte Fräulein Gonda.

Dann regten sich wieder ihre Hände. Die Nadeln klangen leise.

Da glitt ein Schatten über sie hin. Sie blickte auf und sah die hohe Gestalt eines Mannes, der dicht an ihrem Fenster vorüberging. Es war ein Mann in städtischer Kleidung. Unter breitkrempigem, schwarzem Hut flimmerte graues Haar. Das Profil seines Gesichtes, bartlos, hager, mit starker Nase, stand eine Sekunde lang scharf gezeichnet gegen Wasser und Himmel zwischen den Holunderbüschen.

Das alte Fräulein Gonda erschrak. Ihre kleinen blauen Augen wurden rund, und die gelblichen Brauen wölbten sich in die Stirn. „Mein Gott," sagte sie leise, und sie fühlte, wie alles Blut ihrem alten Herzen entströmte.

Draußen ging die Tür. Es klingelte hell und eilig durchs Haus. Die graublaue Katze auf dem Tisch hob den Kopf und blinzelte mit grünlichen Augen zur Tür. Füße scharrten auf einer Strohmatte. Dann klopfte es.

Der Mann trat ein. Er setzte einen großen, schmalen Kasten auf den Fußboden und zog den schwarzen Hut.

„Guten Tag, altes Fräulein Gonda," sagte er, und sein durchfurchtes Gesicht und die hohe weiße Stirn glätteten sich und wurden ganz hell.

Das alte Fräulein Gonda stand auf, legte ihr Strickzeug auf den schwarzen Ohrenstuhl, strich die Schürze glatt und ging dem Mann entgegen. Der nahm ihre Hand und sagte heiter mit einem Lachen, das sich in den Mundecken und den Augen verbarg: „Liebes Fräulein Gonda, nun bin ich wieder einmal auf eurer Hallig."

Die blaugraue Katze stand mit gebogenem Rücken und steifem Schweif mitten auf dem Tisch und blickte unbeweglich mit grünen runden Augen auf den Gast.

„Sie sind gewiß zehn Jahre nicht hier gewesen," sagte das alte Fräulein Gonda.

„Zehn Jahre," wiederholte der Mann. „Sie sind nicht älter geworden, Fräulein Gonda." Starke weiße Zähne glänzten hinter lachend geöffnetem Mund.

Das alte Fräulein Gonda lächelte. Ihr rundliches Gesicht wurde rot, und ihre Hände, die auf den breiten Hüften lagen, zitterten leicht.

„Ihr Haar ist grauer als damals," sagte sie.

Er setzte sich in das schwarze Roßhaarsofa hinter dem runden Tisch. Die blaugraue Katze sprang herunter, schritt, den Rücken gekrümmt, lautlos durch die Stube, sprang auf den Ohrenstuhl, rollte sich um das Strickzeug und versteckte den Kopf.

Das alte Fräulein Gonda stand noch am Tisch. „Ja, nun sitzen Sie wieder in der Sofaecke wie so oft."

„Ja," entgegnete der Mann und legte seine starken weißen Hände gefaltet um ein Knie. „Und nichts hat sich bei Ihnen verändert."

Digitized by Google

„Was sollte sich bei mir ändern?“ sagte das alte Fräulein Gonda und blickte mit weiten Augen durch die Stube, in der die roten Möbel wie verzaubert auf ihren Plätzen standen, alte Bilder verschlafen an den Wänden hingen. Ein alter, feiner Geruch hing im Raum wie hineingebannt seit Jahren und Jahren.

„Ich will wieder einmal auf eurer Hallig malen, Fräulein Gonda. Ich will ein Frühlingsbild machen. Ein Bild von der blühenden Fenne und von der Nordsee, die schimmernd in die Unendlichkeit taucht. Ganz frühlingshaft soll das Meer sein, Fräulein Gonda, nicht grau und rauh und voll von wilden Schaumflocken, wie ich es sonst gemalt habe.“

Er schwieg eine Weile. Dann umfing er die altjüngferliche Gestalt mit einem seltsam gütigen Lächeln seiner hellen und jungen Augen. „Wir sehnen uns alle nach dem Frühling, wenn wir alt werden, Fräulein Gonda.“

Das alte Fräulein Gonda setzte sich, faltete die Hände im Schoß und blickte den Maler lange an. Dann nickte sie gedankenvoll und verträumt.

„Wenn der Winter kommt, Fräulein Gonda, dann denken wir immer: ‚Hätten wir doch Frühling und Sommer besser genützt.‘ Aber dann ist es zu spät.“

Das alte Fräulein Gonda wollte etwas sagen, aber sie konnte die Worte nicht finden. Auch der Maler schwieg. Es war, als seien sie beide eingebannt in eine Furcht, von Dingen zu sprechen, die von der Zeit dicht übersponnen waren. Ihre Augen gingen aneinander vorbei. Und das Klopfen ihrer Herzen tropfte in die besonnte Stille der alten Stube. Nach einer Weile kreiste sein Blick durch das Zimmer. Dann blieben seine Augen an den blühenden Holunderbüschen, durch die man das Meer sah wie durch einen grünbeflammten Torbogen.

„Wie schön ist es bei Ihnen, Fräulein Gonda,“ sagte er leise. „Inseleinsamkeit, nach der wir uns alle sehnen.“

Seine schöne starke Hand lag flach auf dem Tische, so als hätte er sie verloren. Das alte Fräulein Gonda sah ihn aufmerksam an. Er war doch älter geworden, wie er so dasaß, reglos den Blick in die Ferne gebannt. Unter dem grauen Haar schien die Haut der Stirn zu erschlaffen, das hagere Gesicht war mit Falten gefüllt und der Mund hing müde.

„Das Leben ist zu lang, Fräulein Gonda,“ hörte sie ihn sagen.

Da entgegnete sie und sah vor sich den endlosen stillen und graden Weg ihres Lebens auf der Hallig: „Haben Sie nicht alles bekommen, was Sie vom Leben wünschten, damals, als Sie zum erstenmal auf die Hallig kamen? Sie sind reich. Sie haben die Welt gesehen, Sie sind ein berühmter Maler.“

„Ja,“ sagte er gedehnt und mit Ironie, „man hat mich sogar zum Professor gemacht und zum Akademiedirektor, und meine Halligbilder hängen in München und Hamburg, in Berlin und Dresden, in Paris und London.“ Plötzlich sagte er rauh: „Glauben Sie, daß ich glücklich bin? Glauben Sie, daß ich einen Menschen habe, von dem ich sagen kann, er gehört zu mir? Ich habe mich sehr gesehnt nach Ihrer Hallig, Fräulein Gonda.“

Seine Augen wurden groß und rund, die buschigen Brauen darüber, die fast weiß waren, zitterten. Das alte Fräulein Gonda erschrak über den sonderbaren Ton in seiner Stimme. Sein Gesicht schien nun ganz alt und verfallen. Sie dachte daran, wie sie ihn gesehen hatte, vor fünfzehn Jahren, als sie einmal in Hamburg war. Er stand auf dem Rathausmarkt unter einer Laterne, umlärmt von Menschen und Wagen, umbraust und überströmt von der rauschenden Lebendigkeit der großen Stadt. Seine Augen irrten ziellos durch den Wirbel, und sein Gesicht war schlaff, und sein Mund bog sich in hilfloser Traurigkeit. Es war, als stände er unter der Laterne, umspült von grauenhafter Verlassenheit, wie auf einer Halliginsel mitten im grauwogenden Meer.

Es durchschauerte sie, wenn sie daran dachte. Ja, sie war auch einsam auf ihrer Halliginsel, ohne Eltern, ohne Geschwister, ohne Mann. Aber ihre Einsamkeit war gesättigt von der Stille des Herzens und frei von der Qual friedloser Wünsche.

Sie legte ihre kleine rundliche Hand auf die seine, die kühl war wie das Wasser der Nordsee, und versuchte zu lächeln.

Da sagte er lebhafter, als wollte er alle dunklen Gedanken wegstoßen mit einem Lachen, das kindlich klang: „Wir hätten heiraten sollen, altes Fräulein Gonda. Sie einen tüchtigen Schiffer und ich eine Frau aus der herrlichen Lebendigkeit der Welt ... denn alles Glück kommt nur aus Liebe und Gemeinsamkeit.“

Sie dachte eine Sekunde nach, während sich in ihren hellen Augen ein tiefer Glanz entzündete. Dann sagte sie, als spräche sie zu sich selber, jedes Wort seltsam betonend: „Nein, ich bin nicht unglücklich geworden.“ Dann stand sie auf, ging in die Küche, setzte Wasser aufs Feuer, deckte den Tisch in der Stube und holte Tassen aus dem roten Eckschrank, bauchige, bunte Tassen aus Urväter-

Digitized by Google

tagen. Er saß in der Ecke des schwarzen Roßhaarsofas, folgte ihren Bewegungen und spürte, wie Frieden um ihn war gleich einem lauen Bad.

* * *

Es war Frühling. Die Lerchen jubelten hoch über den Fennen der kleinen Hallig. Die bunten Grasnelken blühten und dufteten.

Als Gonda zum Strand kam, um nach dem Boot des Vaters auszuschauen, neunzehnjährig, schlank und straff, Sonnenglanz im starken gelben Haar, sah sie einen Mann neben der Prielmündung. Er stand drei Schritt von einer Staffelei und betrachtete mit zusammengekniffenen Augen ein Bild, das er malte. Er malte das Meer, wogig und funkelnd unter der Unendlichkeit des blanken Himmels. Die See war leer, nirgends eine Insel, nirgends ein Mast. Es rollte endlos in herrlicher Einsamkeit und war wie ungebändigte Urkraft, nie gesättigt, hingegeben an unerschöpflich quellende Ströme von Licht.

Gonda blieb stehen und sah mit erstaunten Augen das Bild und den Maler. Das Bild gefiel ihr nicht. So war das Meer nicht zwischen den Halligen. Niemals lag es so prächtig und rollend unter dem Himmel. Niemals stieg soviel goldene Luft aus seinen wühlenden Tiefen. Aber der Maler war jung, schlank und straff wie sie. Sein Gesicht strahlte, und seine Augen unter einer hohen weißen Stirn hatten Funken, stark wie das Leuchten der Sonne. Es kamen oft Maler vom Festland auf die Hallig. Sie malten das Meer und den Himmel grau in Grau, und wenn sie den Glanz malten, den das Meer haben konnte, so malten sie ihn schwermütig, gleich einem geisterhaften Traum, der das Herz bedrückte. Doch sie begriff dunkel und kindlich, daß dieser junge Mensch die See malen mußte, wie er es tat, üppig und strahlend wie eine Märchenfrau in prächtigen Gewändern.

Wie sie so stand, drehte der Maler seinen Kopf zu ihr hin. Er sah ihre hellen Augen und das funkelnde Haar und das junge von See und Wind braungebackene Gesicht und nickte ihr lachend zu, den Stiel seines Pinsels zwischen roten Lippen und weißen Zähnen.

„Gefällt Ihnen mein Bild?" Er lachte, warf den Kopf in den Nacken, daß sein blondes Haar wehte, und betrachtete sie unverwandt aus fröhlichen und werbenden Augen.

Sie wurde dunkelrot unter seinem Blick. Doch sie hielt ihn tapfer aus und sagte: „Ich weiß es nicht, unser Halligmeer ist nicht so, wie Sie es malen."

Er wies ungestüm mit dem Pinsel nach dem Bilde und rief strahlend: „Aber es ist doch schön, nicht wahr?"

Sie blickte hin und sagte tief überzeugt: „Ja, es ist sehr schön."

Dann legte sie ihre braune Hand über die Augen und spähte über die See. Drei dunkle Segel schwammen in der Ferne, fast aufgelöst im Glanz der Luft. Sie ging drei Schritte den Strand hinab und stand nun neben der schwarzen und geborstenen Spitze eines Mastes, der vor hundert Jahren angeschwemmt war und sich tief in den Strand eingegraben hatte.

„Was suchen Sie?" fragte der Maler und folgte ihrem Blick, der auf einer Insel zu ruhen schien, die klein und grau, fern aus der See tauchte. Eine Mauer, zerrissen wie eine Ruine, schnitt scharf umleuchtet gegen den Himmel.

„Ich warte auf den Vater," sagte sie, „er ist seit gestern draußen."

Er versuchte zu malen, aber seine Augen glitten immer aufs neue zu ihr hinüber. Sie stand grade und schlank. Ihr brauner Rock lag fest auf den Hüften, und der dunkelrote Saum spielte im Winde um ihre nackten Füße. Lockeres Haar krauste sich auf braunem Nacken. Er nahm ungeduldig das Bild von der Staffelei und legte es mit Pinsel und Farben in den Malkasten. Dann ging er zu ihr hin, stand eine Weile dicht neben ihr und fragte endlich: „Kann man zu der Insel hinüberfahren? Die alte Mauer, das graue Land und das weite Meer dahinter geben ein gutes Bild."

Sie sah ihn an und lachte. „Ja, Sie brauchen nur ein Boot zu nehmen."

„Ich kann nicht segeln," entgegnete er und seine fröhlichen Augen liefen flammend über ihr Gesicht.

Ihr Herz klopfte stark. Wie sonderbar sich sein Mund bewegte, wenn er sie so ansah. Sie dachte an den Mund des jungen Schiffers Kärre, mit dem sie verlobt war. Seine Lippen waren streng und verschlossen, und selbst wenn er lachte, öffneten sie sich kaum. Sie sagte unbefangen: „Ich kann Sie hinüberbringen, wenn Sie mögen."

Er klatschte in die Hände und rief ungestüm: „Aber noch heute! Morgen muß ich nach Hamburg."

Sie verabredeten eine Zeit und gingen auseinander.

Er schritt leicht und frei den Priel entlang und bog in den Weg ein, der zum Gasthaus führte, den schwarzen Schlapphut schief auf dem Kopf, die zusammengelegte Staffelei unterm Arm, den Griff des Malkastens in der Hand. Sie blickte ihm nach und freute sich über ihn. Es war, als ginge

Digitized by Google

er in den Gesang der Lerchen hinein, die hoch über den Fennen jauchzten.

Dann spähte sie wieder über das Meer, die linke Hand über dem Herzen. Die drei Segel schwammen ganz fern, kaum noch erkennbar. Über der zerbrochenen Mauer draußen auf der verlorenen Hallig stand, ein schwarzer Rauch im Blau, eine kleine Wolke.

* * *

Gonda auf der Ruderbank hielt das Tau des braunen Segels, das straff und knatternd an der Gaffel hing. Ihre Füße, in schwarzen Schuhen, stemmten sich gegen eine Rippe des Bootes. Der Maler am Steuer, die Rudertaue um die Fäuste gewickelt, sah ihre gestraffte Gestalt, wenn sie das Segel wendete.

Der frische Nordwest trieb sie so rasch über die flache Dünung, daß sie den Wind kaum spürten. Die Hallig, grün mit schwarzen Rändern, mit kleinen Strohdachhäusern, die sich um den schmalen Kirchturm scharten, ruhte im Glanz der Sonne. Hinter der grauen Insel, der sie entgegentrieben, lag düster und drohend eine Wolkenbank.

„Wir werden schlechtes Wetter bekommen," rief der Maler.

Gonda betrachtete den Himmel und sagte kundig: „Ach, bis das Wetter kommt, sind wir wieder zu Hause. Wir müssen hinüber, solange wir Flut haben." Sie zog an den Schoten, das braune Segel stand zwischen ihnen mit schwirrenden Rändern.

„Die Wolkenbildung ist wundervoll," rief der Maler, „das gibt eine gute Stimmung. Die Mauer sieht aus wie eine alte Burgruine hingekauert in den Schatten eines gewaltigen Riesen."

„Man sagt," entgegnete Gonda, „die alte Mauer sei von einem Turm übriggeblieben, an der die Wikinger vor tausend Jahren ihre Schiffe festmachten."

„Wie der graue Normann auf Scharhörn," sagte der Maler.

Dann schwiegen sie. Sie sah, wie der Rauch seiner Pfeife hinter dem Segel herausbröselte und im Winde verwehte. Eine plötzliche Sehnsucht faßte sie, ihn zu sehen. Sie zog an den Tauen. Das Segel stellte sich dwars zum Winde. Sie sahen sich an und lachten. Wie hell wurde ihr Gesicht, wenn sie lachte. Wie aufreizend lief der Schwung ihres Mundes. Dieser Mund lockte, auch wenn er unbewegt war. Er hatte nicht die herbe Schweigsamkeit, die er auf den Lippen so vieler Mädchen im Friesland gesehen hatte. Die Geschlossenheit ihrer Lippen war keine scheue Abwehr, sondern hatte etwas Herrisches, als bewahre sie in ihnen eine störrische Glut. Wenn sie den Mund öffnete beim Lachen oder beim Sprechen, zitterten sie sekundenlang. ‚Herrlich,' dachte er, ‚diesen Mund zu bändigen.' Sein Herz flammte.

Bald gingen sie über schwarze Wattenerde, die unter ihren Schuhen seufzte. Das Boot lag wohlverwahrt in einer kleinen Bucht.

Die Insel war ganz flach. Sie hob sich da die Flut sie umspülte, nur wenig aus der See. Aus kurzem, hartem Gras blühten winzige Nelken. Sie waren wie blaue und rote Tupfen. Mannshoch wuchs die geborstene Mauer auf. Schwarze Quadern brachen aus Schutt und Moder wie eine gedrungene Faust, dunkel und drohend. Schwarzes Moos wucherte aus den Fugen. Ein Eisenring, braun verrostet, war zwischen verrotteten Steinen locker verankert.

„Wir wollen sehen," sagte der Maler, „wie wir den schwarzen Klotz am besten fassen."

Sie gingen zwanzig Schritt über die Grasnarbe, dann blieb er stehen und legte die Hand prüfend über die Augen. Die Mauer stand in ihren Umrissen vergrößert, phantastisch gegen Meer und Wolken. Eine Schar Möwen umkreiste sie mit hungrigem Geschrei. Dann jagten sie, ein lärmender, schneeblitzender Schwarm, über die See, einem Schiff entgegen, das langsam mit hohen Masten aus der Kimmung stieg.

„Gut, sehr gut," murmelte der Maler und stellte die Staffelei auf.

Das Mädchen, das dicht neben ihm stand, sagte plötzlich, ehe er den ersten Kohlestrich machte, mit übermütigem Spott: „Ich weiß schon, wie Sie die alte Mauer malen werden. Als verfallene Ritterburg, nicht wahr? Man soll meinen, drinnen schliefe eine verzauberte Prinzessin."

Er sah sie ein wenig betroffen von der Seite an. Dann lachte er. „Nein, ich will sie malen, wie sie ist, schwarzborstig, eine Teufelsklaue, umschwelt vom giftigen Dunst des Höllenschlundes. Aber Sie dürfen nicht zusehen."

Sie nickte fröhlich, ging über die Grasnarbe und pflückte die kleinen Nelken. Dann stand sie ganz in Sonne getaucht, die roten Blumen im schwarzen Mieder, die Hände auf den Hüften und blickte verträumt über das Meer. Ihre schlanke Figur, die feine Linie ihrer Brust und das energische Profil ihres Gesichtes schnitten scharf in die dunkle Wolkenwand. Über ihrem Nacken war ein Flimmern von Gold.

Der junge Maler vor der Staffelei starrte zu ihr hinüber. Er genoß ihren Anblick,

Digitized by Google

gebannt in wunderliche Empfindungen. Dann hob er mühsam den Kohlestift, doch er ließ ihn wieder sinken und seufzte.

Wie klar und schön ihr Profil vom Sonnenlicht auf die Wolkenwand gemalt war. Wie ihre Stirn leuchtete und wie ihr Körper kaum merklich zu beben schien. Wie unter einer Sehnsucht, die durch ihr Blut lief.

„Was soll mir die alte Ruine?“ murmelte er zwischen den Zähnen. Dann griff er mit raschem Entschluß nach Pinsel und Palette und setzte auf schwarzblauen Wolkenhintergrund mit kühnem Strich das starke Leuchten ihres gelben Haars. Es durchschauerte ihn. Ihm war, während er malte, als berührte er körperlich ihr Haar, ihre Augen, ihren Mund und ihre Schultern, die jung und rund das Licht der Sonne empfingen.

‚Wenn sie nur so stehen bleibt,‘ dachte er in Angst.

Der Rausch kam über ihn. Seine Stirn glühte. Seine Lippen zuckten. Doch mit wundervoller Sicherheit setzte er Farbe neben Farbe. ‚Wie bin ich glücklich,‘ dachte er, während er malte.

Nun fehlte noch der Mund. Er sah lange scharf zu ihr hinüber, mit vorgebeugtem Kopf, als tränke er inbrünstig unbeschreibliche Süße. Dann malte er mit einem einzigen Strich den herrischen Schwung ihres Mundes.

Er ließ den Pinsel sinken und betrachtete die Skizze und war glücklich wie nie. Plötzlich fiel ihm ein, daß er ihren Namen noch nicht wußte. Er warf den Kopf jäh zurück und rief, noch ganz im Feuer des Schaffens: „Ja, wie heißen Sie denn?“

Sie erschrak und wandte ihm erwachend ihr Gesicht zu. Dann begriff sie und lachte. „Gonda!“

Der Klang ihrer Stimme war wie der weiße Blitz eines Möwenflügels. Er sah sie eine Sekunde lang mit großen glänzenden Augen an. Der Wind war stark geworden. Ihr Haar wehte, und ihr Rock flatterte.

„Gonda,“ rief er entzückt und dann jubelnd: „Gonda! Gonda!“

Da kam sie zu ihm und sah das Bild. Sie zuckte ein wenig zusammen. Ihre Augen öffneten sich weit und leuchteten stark unter gewölbten Brauen. Sie stand atemlos mit geschlossenen Lippen, die sich seltsam bewegten. Er ließ keinen Blick von ihr. Alles in ihm war erregt und gespannt.

Die Wolkenwand stieg hoch und überflutete die Sonne. Schatten liefen blau und schnell über die Insel, über die Dünung und über die Halligen in der Ferne.

Da sah er, wie eine Glut aus ihrem Nacken aufstieg, das Gesicht färbte und über die Stirn lief bis ins helle Haar. Gleichzeitig wandte sie sich um. Es schien, als ginge ein Zorn über ihr Gesicht. Der störrische Zug ihres Mundes verstärkte sich und wurde fast böse.

‚Sie fühlt,‘ dachte er erschrocken, ‚daß mein Blick sie versengt haben muß, während ich sie malte.‘

Doch da änderte sich der Ausdruck ihres Gesichtes. Sie stand mit geschlossenen Augen lächelnd, selig entspannt. Er nahm ihre willenlos hängenden Hände und fühlte, wie sie zitterten, und sah, wie ihr Gesicht ganz weich wurde und wie ihr Mund sich halb öffnete, als wollte er sich hingeben.

Sein Herz brannte. Flammen stießen durch sein Blut.

Da erwachte sie jäh und sah ihn mit entsetzten Augen an.

„Nein, nein!“ rief sie, und ihre Stimme klang, als käme sie aus namenloser Furcht. Dabei wandte sie das Gesicht von ihm ab und blickte hilflos über die See, die schwarzgrün unter Wolkenschatten rollte.

Mit einemmal schrie sie hell auf und zeigte mit ausgestreckter Hand auf das Meer. Er folgte ihrem Blick und erschrak. Da dümpelte, schon ziemlich weit, das kleine Boot über die Dünung, das sie in der Bucht verwahrt hatten. Der segellose Mast reckte sich in die Luft gleich einem schmalen Kinderarm.

„Das Boot,“ rief Gonda, „das Boot!“

„Ich will über die Watten laufen, ich kann es noch einholen.“

Sie griff nach seinem Arm. „Nein, die Flut ist zu hoch!“

„Ich kann schwimmen.“

Doch er sah, wie eilig das Boot vom Nordwest über die See geschoben wurde und wie unmöglich es war, es zu erreichen. Der Wind kam stärker. Schaumflocken trieben über die See. Aus der geborstenen Mauer kam ein Brausen wie aus einer Harfe.

„Mein Gott,“ sagte der Maler nach einer Weile, „was ist da zu tun?“

Gonda, sich das wehende Haar aus der Stirn streichend, mit tiefem Atemzug, entgegnete: „Wir müssen warten, bis es dunkel ist. Dann müssen wir ein Feuer aufmachen. Sie werden es sehen und uns holen.“

Sie war ganz ruhig, der Wirklichkeit völlig zurückgegeben. Er sah mit Bewunderung, wie gestrafft ihr Körper war und wie die starken Brauen, eng beieinander, ihrem jungen Gesicht eine schöne und herbe Entschlossenheit gaben.

Digitized by Google

Es war dunkel. Sie saßen, gegen den sausenden Nordwest geschützt, unter der schwarzen Mauer. Sie sprachen nicht viel. Sie blickten schweigend in die rauschende Flamme, die der Wind aus einem Haufen von Tang und angeschwemmten Holzstücken peitschte und die sich mit gierig lodernder Zunge weit in die schwarze Luft fraß. Der Widerschein glühte rot über sie hin und tanzte irrsinnig über den zerbrochenen Mauerrand und floß in feurigen Schlangen über die hochrollende See. Es war Ebbe gewesen. Nun, nach Mitternacht, brandete wieder die Flut. Weit in der Dunkelheit flackerten die Lichter der Hallig. Das Feuer von Helgoland, ganz fern, stieß stark und kühn, gleich einem Schwertblitz, aus der Finsternis. In ruhiger Klarheit brannten die Feueraugen von Föhr und Amrum. Der Himmel war ohne Sterne. Die Wolken hingen tief. Man sah sie undeutlich hinziehen, schwere, schweigsame Ungetüme.

„Hast du Furcht?" fragte der Maler.

Er fühlte, wie sie den Kopf schüttelte, der auf seiner Schulter lag.

Er tastete nach ihrer Hand. Sie war kühl wie ein Stück Glas.

„Frierst du?" fragte er. Wieder schüttelte sie den Kopf.

Er betrachtete ihr Gesicht. Es war überflammt vom Notfeuer. Ihre Augen waren weit geöffnet und empfingen und verzehrten die tanzende Glut. Zwischen den geöffneten Lippen glänzten die Zähne.

Ein Begehren faßte ihn, ihre Lippen zu küssen.

Da richtete sie sich auf und horchte in das dunkle Rauschen und fragte rasch: „Sehen Sie nichts? Hören Sie nichts?"

Sie beugte den Kopf weit vor. Der Widerschein des Feuers stieß funkelnd in das vom Winde gelöste Haar.

„Sie müssen bald kommen. Die Flut will zurück."

Sie hatten sich bei den Händen gefaßt und spähten und horchten. Ihre Leiber waren eng beieinander. Jeder spürte die Wärme des andern. Ihre Gesichter berührten sich. Ihr Atem strömte ineinander.

‚Daß diese Nacht nie enden möchte,' dachte er halb schmerzlich, halb eingesponnen in ein traumhaftes Entzücken.

Da tauchte ein Licht aus der Dunkelheit, und eine Männerstimme schrie: „Hallo!", tönend, getragen vom Wind.

Gonda erschrak und richtete sich auf. Sie legte die Hände vor den Mund und rief: „Hallo!", laut und hell, ein wenig zitternd. Die Männerstimme antwortete schon ganz nahe.

„Er kommt selber," sagte Gonda. „Ich wußte, daß er selber kommen würde."

Sie gingen zum Strand über die Wattenerde, die im Widerschein des Notfeuers brannte und blühte.

Der Schiffer Kärre, der ausgestiegen war, hielt das Boot mit braunen Fäusten. Sein Gesicht, überflammt, knochig und hart, schien in Eiseskälte erstarrt. Die Lippen waren wie ein gerader Strich. Als Gonda und der Maler ins Boot stiegen, blickte er starr über sie hinweg.

Der Wind stieß hart ins Segel und trieb sie rasch über die See. Das Notfeuer loderte ungebrochen. Der Rauch flog in Fetzen davon, gleich glühend durchleuchteten Schleiern. Wie eine Gespensterfaust, vom roten Licht überspült, wuchs die geborstene Mauer aus der Insel, schien drohend zu wachsen, als wolle sie die Finsternis des Himmels durchstoßen.

Gonda, neben dem Maler, auf der Ducht am Steuer, begann zu erzählen, was ihnen geschehen war. Der Maler spürte einen Trotz in ihrer Stimme, als kämpfte sie gegen einen Widerstand. Ihre Hand, die er berührte, klammerte sich hart an den Duchtrand. Der Schiffer, der das Segel bediente, sagte ein paarmal: „Es ist gut. Es ist gut." Es klang gleichmütig. Doch dann hörte man ein hartes, mühsames Atmen. Der Maler fühlte, wie sich Gonda an ihn drängte. Ein Zorn stieg in ihm auf gegen den schweigsamen Mann am Segel, den er nicht sah. Er wollte ihm ein lautes, heftiges Wort zurufen, doch er schwieg. Ein unbekanntes Gefühl bedrückte ihn schwer und schmerzlich. Ganz plötzlich fühlte er sich einsam. Er tastete nach der Hand Gondas.

Nun standen sie auf dem Strand der Hallig. Aus dem kleinen Haus neben der Kirchenwarft schimmerte ein Licht. Im Schlamm des Priels brodelte und gurgelte die wegsackende Flut. Der Schiffer vertäute das Boot. Gonda und der Maler standen nebeneinander, beide in der Tiefe erregt. Jeder heiß erfüllt von dem Wunsch, dem andern etwas zu sagen, das wie eine Zärtlichkeit war. Doch sie starrten beide gebannt auf die schwere, gebückte Gestalt des Schiffers, der das Boot festmachte.

„Gonda," sagte der Maler ganz leise. Sie regte sich nicht.

Da stand der Schiffer auf, kam mit hängenden Schultern heran und nahm Gondas Arm. Es schien eine Sekunde lang, als wolle sie sich widersetzen. Dann ging sie mit ihm. Sie schritten den Priel entlang, zwei ungleiche Schattengestalten. Dann verschluckte sie die Dunkelheit.

Digitized by Google

Der junge Maler horchte, bis ihr Schritt unhörbar wurde. Dann nahm er Staffelei und Malkasten und ging, müde den Kopf auf die Brust geneigt, den schmalen Klinkerweg, der zum Gasthaus führte.

* * *

Das alte Fräulein Gonda reichte ihrem Gast, der behaglich im Roßhaarsofa saß und sich manchmal mit jugendlicher Bewegung der noch immer kraftvollen Hand durch das graue, wellige Haar strich, die wundervoll geformte Zuckerdose aus blankem Messing. Das gelbe Messing blinzelte im Schein der späten Nachmittagssonne. Er nahm Zucker und verrührte ihn gemächlich im schwarzen Kaffee. Dabei blickte er auf ihre rundlichen, ein wenig runzeligen Hände. Sie sah es und lächelte. Da sagte er mit vertraulicher Heiterkeit: „Wie hübsch doch alte Frauenhände sind."

Das alte Fräulein Gonda lachte und legte die Hände in den Schoß. Er fuhr fort, sie lächelnd betrachtend: „Und Ihr Mund ist noch ganz wie vor fünfzig Jahren, Fräulein Gonda, nur etwas blasser und schmaler und in den Winkeln ein wenig nach unten gezogen."

„Ja," sagte sie „und hat viele kleine Falten."

Er nickte. „Viele kleine, schmerzliche Falten."

Dann dachte er: ‚Ob er wirklich nie geküßt worden ist. Nie geküßt in fünfzig Jahren?' Er dachte daran, wie er sie wiedergesehen hatte, fünf Jahre nach der schmerzlich süßen Nacht auf der Insel im Wattenmeer. Sie war schlank und straff wie am ersten Tag, doch ihr Mund war herber und verschlossener, und das Licht ihrer blauen Augen glänzte still unter schwermütigem Schleier. Damals fragte er sie nach dem Schiffer Kärre. Der hatte Dienst auf einem dänischen Segelschiff genommen und war weit weg irgendwo in der Südsee oder bei Kap Horn. Und so war es immer, wenn er im Frühling oder im Sommer mit Staffelei und Farben auf die Hallig kam. Fräulein Gonda war allein im elternlosen Haus und der Schiffer Kärre weit auf fremden Meeren. Nein, dieser Mund war nie geküßt worden, nie in fünfzig Jahren. Welch ein törichter Mann, dieser Schiffer Kärre!

Der Maler blickte durchs Fenster.

Kam er nicht den Priel entlang unter den Holunderbüschen her, deren Blütenteller warm und rot leuchteten, grau und verfallen, ein langes, hartes Arbeitsleben auf mager gewordenen Schultern?

Das alte Fräulein Gonda folgte seinem Blick. Der Schiffer Kärre ging den Klinkerweg, der zum Hause führte.

„Kommt er zu Ihnen?" fragte der Maler.

„Ja," nickte das alte Fräulein Gonda. „Er kommt jeden Tag, seit er nicht mehr zur See fährt."

Sie stand auf, holte eine dritte Tasse aus dem roten Eckschrank und eine Flasche Rum. „Er trinkt so gern einen tüchtigen Kaffeepunsch."

Sie saßen alle drei um den runden Tisch. Das alte Fräulein Gonda verstrickte weiße Wolle. Die Nadeln klapperten leise. Der alte Maler saß in der Sofaecke und rauchte seine Pfeife. Der alte Schiffer Kärre, die blaue Seemannsmütze neben sich, beugte den grauen Kopf über seine Tasse und sog begierig den starken Geruch des Kaffeepunsches in die vertrocknete Nase. Manchmal hob er den Kopf und blickte durch die Stube mit kleinen Augen, die wie Vergißmeinnichtblumen auf einem trüben Wässerchen schwammen, den eingefallenen, fast lippenlosen Mund über gelblichen Bartfetzen zu einem vergnügten Lächeln verzogen. Er horchte aufmerksam auf das, was der Maler von seinem Leben in der großen Stadt erzählte.

Einmal sagte er: „Ja, ja, aber ich habe auch etwas erlebt. Siebenmal Kap Horn gerundet! Das ist was, nicht wahr?"

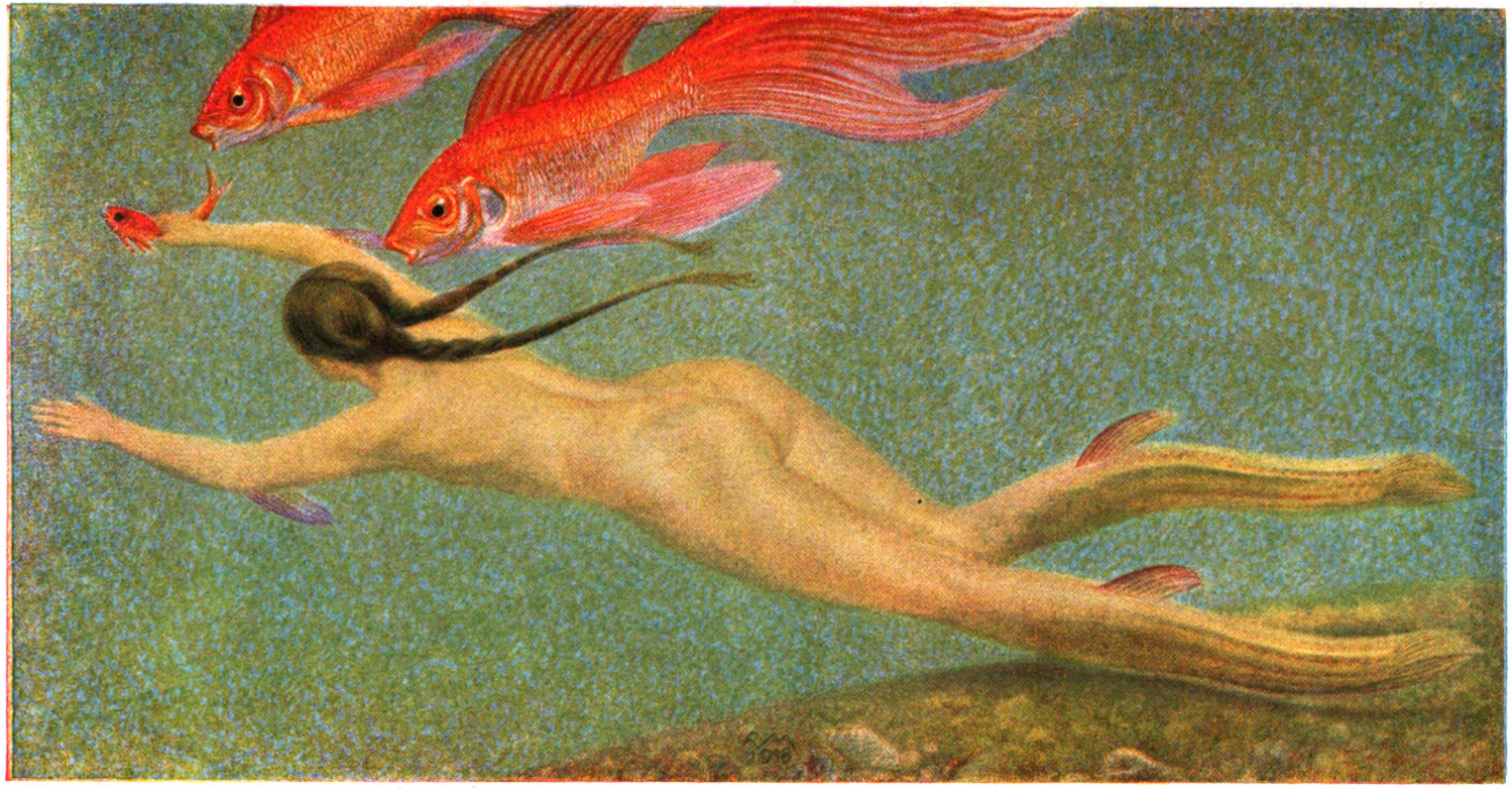
Der alte Maler nahm die Pfeife aus dem Mund, klopfte sie aus und sagte, während er sich eine neue stopfte: „Ja, wir haben viel erlebt. Aber das Schönste haben wir doch versäumt, alle drei."

Der alte Schiffer Kärre sah ihn eine Weile blinzelnd an, dann beugte er sich über seinen Kaffeepunsch. Der Ausdruck seines Gesichtes veränderte sich nicht. Das alte Fräulein Gonda hatte ihren Strumpf in den Schoß sinken lassen und blickte verloren durchs Fenster in die dämmernde Luft. Zwischen den dunklen Schatten der Holunderbüsche glänzte die See grau wie Eisen tief ins Endlose.

Es wurde dunkel in der Stube, und die drei Menschen um den runden Tisch schienen eingesponnen in blaue Schatten.

Die blaugraue Katze, zusammengerollt auf dem Ohrenstuhl des alten Fräuleins Gonda, schnurrte leise. Es klang wie eine feine, schwermütige Melodie aus der Ferne.

Digitized by Google

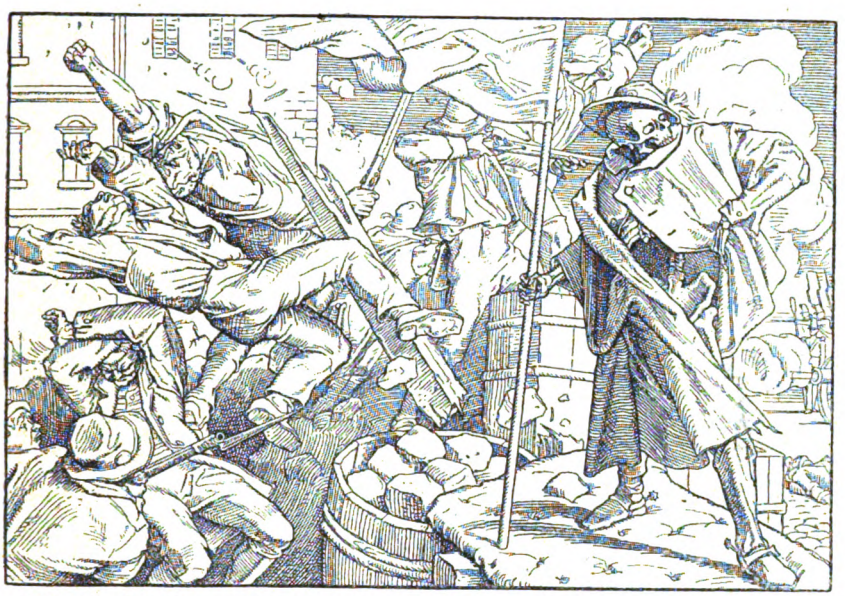


Entführung. Gemälde von Prof. Richard Müller

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
ILLINOIS

Digitized by Google



Zur Barrikade! — „Bläser auf!!“ — —
Da steht der Mann — und oben drauf
Er, den zum Führer sie ernannt.

Die blut'ge Fahne in fester Hand! —
Kurzätlichen steilen, heiß das Gesicht.
Sie stürzen ringS, Er aber lacht:

„Jetzt ist Ich mein Versprechen Euch:
„Ihr alle sollt Mir werden gleich!“
Er hebt sein Haupt, und, wer sich's schau'n,

Da faßt ihr Herz ein eisig Grau'n.
Ihr Blut gerinnt, wie die Fahne rot;
Der sie geführt, — es war der Tod!

Der Tod auf der Barrikade. Aus Alfred Rethels ‚Totentanz‘. Verse von Robert Reinick

Die Frankfurter Nationalversammlung

von Prof. Dr. Erich Brandenburg

Deutschland blickt heute mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Nationalversammlung, die ihm den neuen Staat schaffen soll. Unwillkürlich erinnern wir uns in diesem Augenblick jener Zeit, als schon einmal eine deutsche Nationalversammlung zu dem gleichen Zwecke zusammentrat, ebenfalls nach einer siegreichen Revolution, der des Sturmjahres 1848.

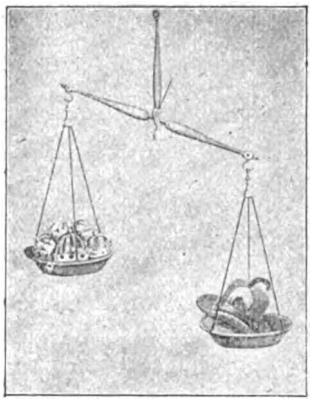
Die Märzrevolution von 1848 ist zwar durch einen äußeren Anstoß, durch den Sieg der Februarrevolution in Paris, zum Ausbruch gebracht worden. Der aus Frankreich herüberfliegende Funke hätte aber niemals zünden können, wenn nicht in Deutschland eine Fülle von Brennstoff angehäuft gewesen wäre. Das Bürgertum, das seit der Gründung des Zollvereins rasch wirtschaftlich zu erstarken und an Selbstbewußtsein zu wachsen begann, war unzufrieden, weil es von jedem politischen Einfluß ausgeschlossen war. In dem vormärzlichen Deutschland lag die Regierung ganz ausschließlich in der Hand der Fürsten und des Beamtentums. Dieses war fast zu einer geschlossenen Kaste geworden, die ihren Nachwuchs selbst hervorbrachte und sich von dem im Erwerbsleben stehenden Bürger durch eine weite Kluft getrennt fühlte. Die oberen Stellen waren außerdem in den meisten Staaten dem Adel vorbehalten; namentlich in Preußen und Österreich übte der ländliche Herrenstand durch seinen Reichtum, seine hergebrachte gesellschaftliche Stellung und seine enge Verbindung mit den regierenden Häusern einen maßgebenden Einfluß auf die gesamte äußere und innere Politik aus. Das

Politische Bildung des Deutschen Volkes!
Was seit ihr denn ihr Leut, Republikaner oder Monarchisten?
Nan? mer sein Fulder!

Karikatur aus dem Jahre 1848

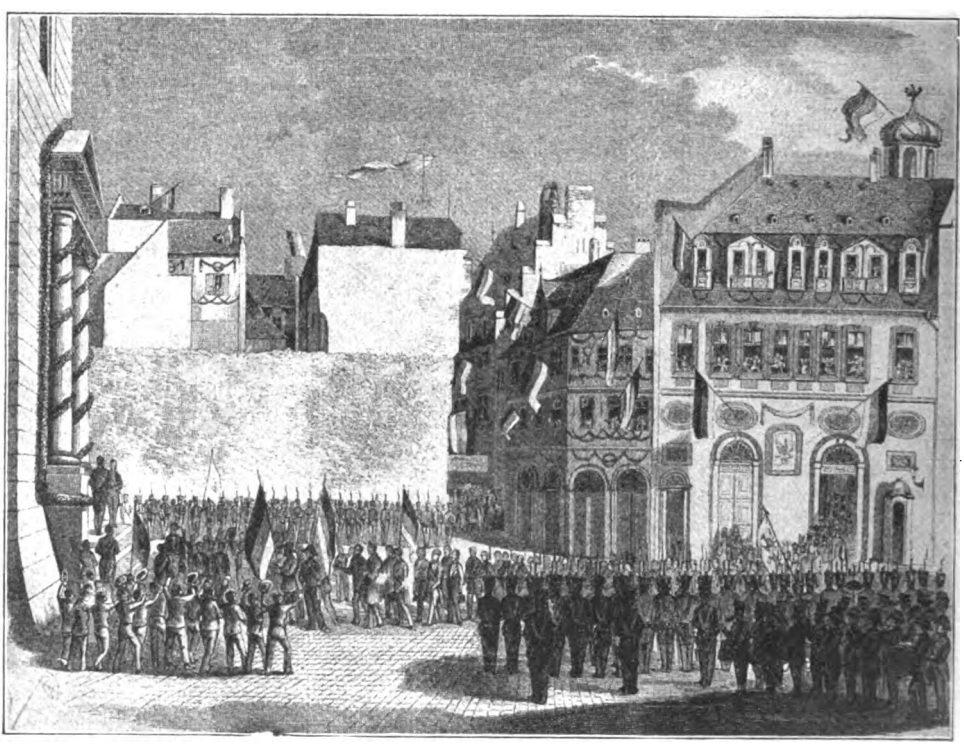
Digitized by Google

Bürgertum war in seinen oberen Schichten erfüllt von den Gedanken des Liberalismus. Namentlich im Westen Deutschlands, in der preußischen Rheinprovinz und Baden, wirkte das politische Beispiel des westlichen Nachbarlandes stark auf die Gesinnung der Bevölkerung ein. Man blickte auf das parlamentarische Leben Frankreichs und auf den Einfluß, den dort die Bourgeoisie ausübte, mit Neid und Sehnsucht hinüber. Man fühlte sich unterdrückt durch eine Klasse, die von rein agrarischen Interessen beherrscht wurde, und durch einen zwar fleißigen und pflichttreuen, aber in Hochmut und Schablone erstarrten Beamtenstand.



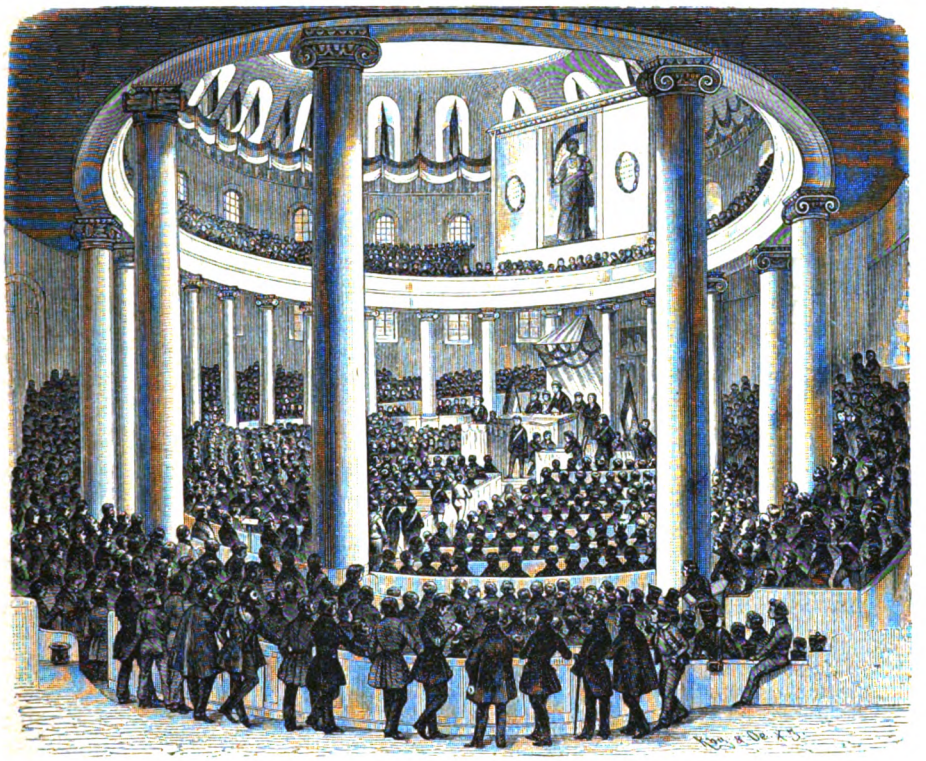
„Er wiegt mehr als sie alle!"
Wiener Zeitbild aus dem Jahre 1848

Ganz besonders drückend erschien diese Herrschaft, weil es bei der Zersplitterung Deutschlands in beinahe dreißig Kleinstaaten völlig unmöglich schien, Reformen im großen Stile durchzuführen. Jeder Staat hielt ängstlich fest an seiner unbedingten Selbständigkeit und befürchtete von jeder Reform deren Erschütterung. Jeder sperrte sich ängstlich gegen den andern ab und suchte in seinen Bewohnern soviel wie irgend möglich das Gefühl zu ertöten, daß man noch einem größeren Ganzen angehöre. Die Eifersucht der Dynastien wirkte dabei viel schärfer trennend als die landschaftlichen Verschiedenheiten, die innerhalb eines einheitlichen Staatswesens wohl zu harmonischem Zusammenarbeiten hätten gebracht werden können. Diese Kleinstaaterei war ein trauriges Erbteil unserer gesamten Geschichte seit der Zeit der Hohenstaufen; der einzige Zeitpunkt, wo sie gründlich hätte beseitigt werden können, das Jahr der nationalen Erhebung gegen den Weltherrscher Napoleon, 1813, war infolge der Eifersucht zwischen den beiden größten Staaten, Österreich und Preußen, unbenutzt vorübergegangen. Aber im deutschen Bürgertum war allmählich doch der nationale Gedanke lebendig geworden. Den geistig führenden Schichten, die früher weltbürgerlich dachten, war in der Not der Franzosenzeit die Erkenntnis von der Bedeutung des eigenen Volkstums aufgegangen; sie hatten allmählich erkannt, daß nur eine starke



Festlicher Aufzug zur Eröffnung der vorbereitenden Nationalversammlung am 30. März 1848
Nach einer Darstellung der ‚Leipziger Illustrirten Zeitung'

Digitized by Google



Sitzung des vorbereitenden Parlaments in der Paulskirche zu Frankfurt a. M.
Nach einer Darstellung der ‚Leipziger Illustrirten Zeitung'

einheitliche Staatsgewalt dies Volkstum mit all seinen geistigen Werten dauernd schützen und erhalten könne. Auch nach der Zeit der Freiheitskriege blieb diese nationale Gesinnung namentlich unter der gebildeten Jugend Deutschlands lebendig. Sie erschien den Regierungen der Einzelstaaten als eine beständige Gefahr und wurde von ihnen mit allen Mitteln bekämpft.

Während das Bürgertum nach politischer Freiheit und nationaler Einheit rief, waren die unteren Schichten des Volkes mehr von wirtschaftlichen Sorgen und Nöten bewegt. Das Kleinbürgertum litt unter der Zunahme und der wachsenden Macht der Großbetriebe, mit denen es in der Billigkeit der Warenerzeugung nicht Schritt halten konnte. Handwerksmeister und Gesellen waren einig im Hasse gegen die Fabrik und gegen das System des freien Wettbewerbs, dem sie vor allen Dingen die Verschlechterung ihrer Lage zuschrieben. Die industrielle Arbeiterschaft aber, damals noch verhältnismäßig gering an Zahl und auf wenige Städte und Gegenden beschränkt, begann sich bereits gegen das Unternehmertum und die kapitalistische Ordnung überhaupt zu erbittern und demokratischen Gedanken zuzuneigen. Örtliche Mißstände allerart, Mißernten mit ihren bösen Folgen für die Volksernährung kamen hinzu und verschlechterten die Stimmung in den Massen des Volkes. So bedurfte es nur des äußeren Anstoßes, um die gärenden Kräfte in Bewegung zu bringen. Jeder hielt jetzt den Augenblick zur Beseitigung seiner Beschwerden für gekommen; Bürgertum, Arbeiter und Kleinbauern fanden sich überraschend schnell zusammen zum Kampf gegen die gemeinsamen Feinde, den Absolutismus, die Beamtenwillkür und die Bevorzugung des Adels.

„Was? Wir sollen die Gewehre abgeben?!"
Spottbild aus dem Jahre 1848

Die überraschten Regierungen brachen fast überall vor den ersten Kundgebungen des Volkswillens widerstandslos zusammen. Sie bewilligten die Berufung liberaler Minister, die Erweiterung der parlamentarischen Rechte, die Ausdehnung des Wahlrechts; wo noch

Digitized by Google

keine Verfassungen bestanden, wie in Österreich und Preußen, mußten die Herrscher nach dem Siege der Revolution das feierliche Versprechen geben, eine solche auf breitester Grundlage zu gewähren und zu ihrer Feststellung konstituierende Versammlungen zu berufen.

Dies alles spielte sich noch innerhalb des Rahmens der Einzelstaaten ab. Aber schon vor dem Ausbruch der Revolution hatte sich bei den weiterblickenden Führern die Überzeugung Bahn gebrochen, daß nur die Schaffung eines gemeinsamen Staatslebens für das gesamte Deutschland den wahren Bedürfnissen des Volkes genügen könne.

Der Ruf nach einem deutschen Parlament, das als Ausdruck des Volkswillens über die künftige Verfassung Deutschlands entscheiden solle, war bereits auf den großen Versammlungen der liberalen und demokratischen Führer in Offenburg und Heppenheim im Herbst 1847 laut erschollen und hatte sich im badischen und hessischen Landtag zu bestimmten Anträgen verdichtet. Nach dem Siege der Revolution wurde diese Forderung mit verstärkter Wucht erhoben. Der Bundestag, die Vertretung der Regierungen, glaubte der Volksströmung nachgeben zu müssen, wollte aber die Bestimmung über das Wahlrecht zur Nationalversammlung den Regierungen der Einzelstaaten überlassen.

Hr. Piepmeyer paßt sein Costum seiner neuen Stellung an; er kauft sich einen Parlamentshut.
Es giebt demselben die nöthige parlamentarische Form.
und überzeugt sich von dem Gelingen seiner diesfallsigen aufgewendeten Mühe.

Aus ‚Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeyer, Abgeordneten zur constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Main. Von J. H. Detmold und Adolph Schrödter'

Digitized by Google

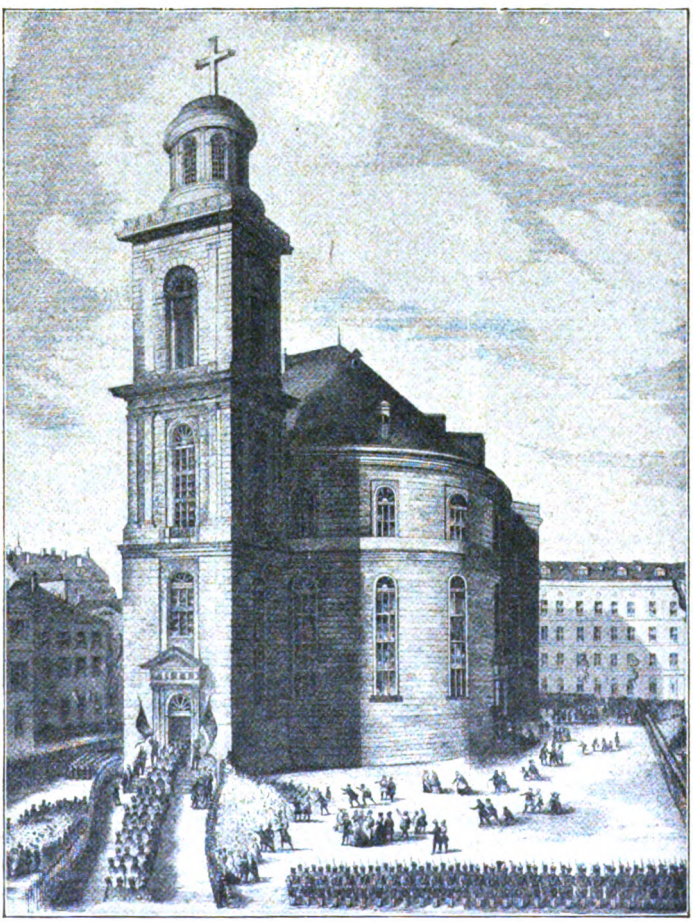
Da fanden sich Ende März 1848 etwa fünfhundert Männer, vorwiegend aus dem Süden und Westen Deutschlands, in Frankfurt ein, in der Absicht, den zögernden Bundestag vorwärtszutreiben. Sie hatten von niemandem Vollmacht oder Auftrag, waren nur teilweise von Versammlungen oder Verwaltungskörperschaften gewählt. Sie handelten auf eigene Verantwortung, überzeugt, daß die Wichtigkeit des Augenblicks es jedem zur Pflicht mache, selbständig einzugreifen, wo er es vermöge. Das Vorparlament, wie man diese Versammlung zu nennen pflegt, hielt seit dem 31. März seine Sitzungen in der Paulskirche. Unter seinen Beschlüssen war der wichtigste, daß die Nationalversammlung auf Grund des allgemeinen, gleichen, geheimen Wahlrechts gewählt werden müsse. Der Bundestag gab dem Druck, den diese Beschlüsse übten, nach und nahm seinen früheren Beschluß über das Wahlrecht zurück.

Vom Jubel des Volkes umbraust, vom Geläut der Glocken feierlich begrüßt, hielten die Mitglieder der Nationalversammlung am 18. Mai ihren Einzug in die Paulskirche zu Frankfurt a. M. Der weite Rundbau war festlich geschmückt und für die fremde Aufgabe hergerichtet worden. Über ganz Deutschland und über der alten Mainstadt lag politische Frühlingsstimmung.

„Des Vaterlandes Größe,
Des Vaterlandes Glück,
O schafft sie, o bringt sie
Dem Volk zurück!"

So hieß es in dem Spruch über dem Präsidentenstuhl. Und mit dem festen Vertrauen, daß sie diese Aufgabe lösen würden, begrüßte man die Abgeordneten.

Viele von Deutschlands besten Männern und geistigen Führern waren darunter. Neben der ehrwürdigen Patriarchengestalt des Sängers der Freiheitskriege und literarischen Vorkämpfers gegen Napoleon, des Pommern Ernst Moritz Arndt, sah man den Lieblingsdichter der schwäbischen Romantik, Ludwig Uhland, der sich schon in den Kämpfen um das alte Recht in seiner Heimat Württemberg die politischen Sporen verdient hatte. Neben bedeutenden Vertretern der politischen Geschichtschreibung, wie Friedrich Christoph Dahlmann und Johann Gustav Droysen die Erforscher unserer früheren Verfassung und unseres Volkstums, Georg Waitz und Jakob Grimm. Lehrer der Rechtswissenschaft wie Georg Beseler, Eduard Simson, Welcker, einer der Wortführer des badischen Liberalismus, Naturforscher wie Karl Vogt, einer der Hauptvertreter des wissenschaftlichen Materialismus, Ignaz Döllinger, der bedeutendste katholische Theologe Deutschlands, vertraten andere Zweige der Wissenschaft. Der Lehrerstand war durch den schwäbischen Rektor Gustav Rümelin, der Stand der freischaffenden Schriftsteller durch den Badener Karl Mathy, das Staatsbeamtentum durch den Hessen Heinrich von Gagern, den Westfalen von Vincke, den Österreicher Schmerling, den Vertrauten Friedrich Wilhelms IV. Joseph von Radowitz glänzend vertreten. Aus den



Zug des Parlaments nach der Paulskirche am 18. Mai 1848
Nach einer Darstellung der ‚Leipziger Illustrirten Zeitung'.

Digitized by Google

Friedr. Christoph Dahlmann

Jakob Grimm

Ernst Moritz Arndt

freien Berufen nahmen die Advokaten Heckscher und Rießer aus Hamburg, der altmärkische Arzt Löwe, die Buchhändler Bassermann aus Mannheim und Robert Blum aus Leipzig bald eine einflußreiche Stellung ein. Auch der Stand der Kaufleute und Industriellen hatte hervorragende Kräfte entsandt; neben den Hansestädtern Merk und Gevekoht saßen die Rheinländer Mewissen und von Beckerath. Namentlich der letztere trat als glänzender Redner und später als Minister hervor; aber gerade er war mehr ein Vertreter des gemüt- und geistreichen, lebendigen und feurigen rheinischen Volkes als der nüchtern rechnenden Geschäftswelt. Eine ganz eigenartige Gestalt war der alte Turnvater Jahn, einer der Märtyrer für Freiheit und Volkstum aus der Zeit vor einem Menschenalter neben Arndt.

Schon die Zusammensetzung der Nationalversammlung weist auf ihre Stärke und ihre Schwäche hin. Es war vornehmlich das geistige Deutschland, das hier vertreten war, das gebildete Bürgertum; die akademisch Gebildeten herrschten durchaus vor: Männer aus kleinbürgerlichen, bäuerlichen, proletarischen Kreisen fehlten fast ganz; aber auch der große Grundbesitz war nur spärlich vertreten. Dieser Zusammensetzung entsprach der Geist der Beratungen: reiches Wissen, ernste Gewissenhaftigkeit, Weite der Gesichtspunkte, ideales Streben, ein hoher Schwung der Begeisterung zeichnete die meisten Reden aus; aber es fehlte die innige Berührung und nahe Vertrautheit mit den Volksmassen und ihren Bedürfnissen und Wünschen. Mit Unrecht hat man diesen von glühender Vaterlandsliebe und ernstem Arbeitseifer beseelten Männern vorgeworfen, sie seien lediglich Theoretiker gewesen und hätten es nicht verstanden, die Dinge unter dem praktischen Gesichtspunkt der Ausführbarkeit und Nützlichkeit zu behandeln. Der praktische Sinn hat ihnen durchaus nicht gefehlt, und wo sie ihn nicht gleich von Anfang an besaßen, haben sie sich ihn im Lauf der Arbeit erworben. Aber das ist richtig, daß sie die Dinge stets von dem Standpunkte des gebildeten und der täglichen Not des Daseins entrückten Mannes aus betrachteten und von der Macht des Gedankens die höchste Vorstellung hatten. Man ist heute geneigt, das

Karl Mathy

Robert Blum

Friedrich Bassermann

Digitized by Google

Karl Vogt

Heinrich von Gagern

Karl Welcker

als einen Fehler anzusehen; aber es wird sich immer wieder zeigen, daß die bloße Einstellung auf wirtschaftliche Interessen und das Haschen nach dem Beifall der kleinen Leute nicht imstande ist, die politische Idee zu ersetzen und Dauerndes zu schaffen. Die Männer der Paulskirche haben vielleicht manchmal etwas zu weit in die Zukunft und zu stark auf die allgemeinen Zusammenhänge geblickt, weiter, als das Volk ihnen folgen konnte; aber sie haben eben darum erzieherisch und richtunggebend gewirkt.

Ein großer Nachteil war es, daß zunächst keine Parteien vorhanden waren. Die einzelnen deutschen Länder besaßen zum Teil schon eine festere Parteibildung, Deutschland im ganzen noch nicht. Ohne Parteien aber kann kein Parlament arbeiten. Wenn jeder nur nach seinem Urteil und Gewissen stimmen und handeln will, so führt die Mannigfaltigkeit der Ansichten zu endlosen Debatten, immer neuen Zersplitterungen, Zufallsabstimmungen und politischer Richtungslosigkeit der Versammlung. Will diese nicht nur Gesetze geben, sondern daneben noch regieren, bis ihr Werk vollendet ist — und das wollte das Frankfurter Parlament —, so bedarf sie um so mehr einer fest geschlossenen, von einheitlichem Willen getragenen Mehrheit. Dazu hat es diese Nationalversammlung erst ganz allmählich gebracht. Kleine Gruppen von Gleichgesinnten fanden sich allmählich in den Klubs zusammen, deren Zahl immer mehr anwuchs; viele Abgeordnete gingen in kirchlichen Fragen mit einer anderen Gruppe als in weltlichen, in den Fragen der Verfassungsform hielten sie es mit anderen Elementen wie in denen der Ausdehnung des Reiches. Erst nach und nach, unter dem Druck der Verhältnisse, fanden sich diejenigen Abgeordneten, die ein kleindeutsches Reich ohne Österreich unter Preußens Führung, mit einem Kaiser an der Spitze und einer konstitutionellen Verfassung wollten, als Erbkaiserpartei zu einer festeren, geschlossenen Einheit zusammen. Sie waren der großen Mehrzahl nach liberal gesinnt, während die Großdeutschen in bezug auf die innere Politik sehr verschiedener Ansicht waren, und die stärker demokratisch gesinnten Elemente sich über die Frage, ob Republik oder Monarchie, ob Einheitsstaat

General von Auerswald

Ludwig Uhland

Fürst Lichnowsky

Digitized by Google

oder Bundesstaat, in verschiedene Gruppen spalteten. Auf dieser verhältnismäßig größeren Einheitlichkeit des politischen Zieles beruhte die Überlegenheit der Erbkaiserpartei in den letzten Monaten des Parlaments. Sie hat — freilich unter Zugeständnissen an die demokratische Linke — die Reichsverfassung von 1849 geschaffen.

Wenn man die Arbeit dieser Versammlung richtig würdigen will, muß man die ungeheuren Schwierigkeiten in Rechnung ziehen, die sie zu überwinden hatte. Lauter widerstrebende Regierungen, die sich allmählich ihrer großen Machtmittel wieder bewußt wurden; keine eigenen Hilfsmittel als ihre moralische Autorität und die unsicheren Sympathien eines zersplitterten, politisch ungeschulten Volkes; die Notwendigkeit, zwei eifersüchtige Großmächte in ein neues Staatsgebilde einzufügen, von denen die eine viele Millionen fremdstämmiger Völker umfaßte; scharfe Gegensätze in den eigenen Reihen, konfessioneller, politischer, landschaftlicher Herkunft. Dazu der Zwang, eine vorläufige politische Zentralgewalt zu schaffen und mit ihr zusammen schon eine Art von Regierung zu führen und zu den großen internationalen Fragen Stellung zu nehmen. Als die Feindseligkeit der Regierungen immer deutlicher hervortrat und die Massen des Volkes, unbefriedigt in ihren Erwartungen, sich von der gemäßigt liberalen Mehrheit in Gleichgültigkeit oder offener Gegnerschaft abwandten, wurde ihre Lage immer schwieriger.

Erzherzog Johann von Österreich, der von der Nationalversammlung erwählte Reichsverweser von Deutschland

Der äußere Verlauf dieser Beratungen zeigt drei dramatische Höhepunkte, die zugleich die Wandlungen in der gesamten Versammlung deutlich kennzeichnen.

Ende Juni war das Parlament zu der Überzeugung gelangt, daß es seine Aufgaben ohne eine deutsche Zentralgewalt, die seine Befehle vollstrecke, nicht lösen könne. Anfangs hatte man deren Einsetzung den Regierungen überlassen wollen. Aber diese konnten unter sich nicht einig werden, und so tat Heinrich von Gagern seinen „kühnen Griff“ und schlug der Versammlung vor, die Zentralgewalt selbst zu schaffen. Dies geschah, und am 29. Juni wurde Erzherzog Johann von Österreich zum Reichsverweser gewählt. Es hat sich später gezeigt, daß die Wahl dieses unbedeutenden alten Herrn, dessen Beliebtheit auf ein paar volkstümlichen Worten und einer volkstümlichen Heirat beruhte, keine glückliche war. Damals aber glaubte man die Einheit hiermit eigentlich schon gesichert zu haben. Es war der glänzende Höhepunkt in der Tätigkeit der Nationalversammlung; sie fühlte sich mächtig genug, über die Köpfe der Regierungen hinweg grundlegende Einrichtungen zu schaffen, und schien es auch zu sein.

Bald aber stieß sie auf den Widerstand der mächtigeren Einzelstaaten und mußte die Grenzen ihrer Macht bitter empfinden. Im September wurde in Frankfurt bekannt, daß der König von Preußen, den man mit dem Schutz der Schleswig-Holsteiner gegen Dänemark beauftragt hatte, ohne Wissen und gegen die Absichten des Parlaments den Waffenstillstand von Malmö mit dem Dänenkönig geschlossen habe. Die Mehrheit beschloß, ihn zu verwerfen und Preußen zur Erfüllung seiner Pflichten anzuhalten. Die Reichsminister erkannten, daß dieser Beschluß undurchführbar sei, und traten zurück. Vergeblich versuchte Dahlmann, ein neues Ministerium zu bilden; schließlich mußte die Versammlung, um nicht in offene Feindschaft mit Preußen zu geraten, ihren ersten Beschluß zurücknehmen und den Waffenstillstand genehmigen (16. September). Die Folge war ein gewaltsamer Ausbruch der Unzufriedenheit der Massen; es kam zu Barrikadenkämpfen; österreichische und preußische Bajonette mußten das Parlament vor der Volkswut schützen; zwei Abgeordnete der Rechten, von Auerswald und Fürst Lichnowsky, wurden von der tobenden Menge ermordet. Seitdem konnte die Versammlung ihre frühere Machtstellung nie wieder erlangen; sie konnte fortan keine Gesetze mehr diktieren, sondern nur noch mit den mächtigeren Regierungen vereinbaren.

Noch einmal kehrte ein Schimmer des alten Glanzes und der alten Begeisterung zurück, als es gelang, am 28. März 1849 die Verfassung zum Abschluß zu bringen und am folgenden Tage Friedrich Wilhelm IV.

Digitized by Google

Das Parlament in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. Von Prof. Ferdinand Brütt

Aus der Reihe der Wandgemälde im Festsaal des Neuen Rathauses zu Frankfurt a. M.

Digitized by Google

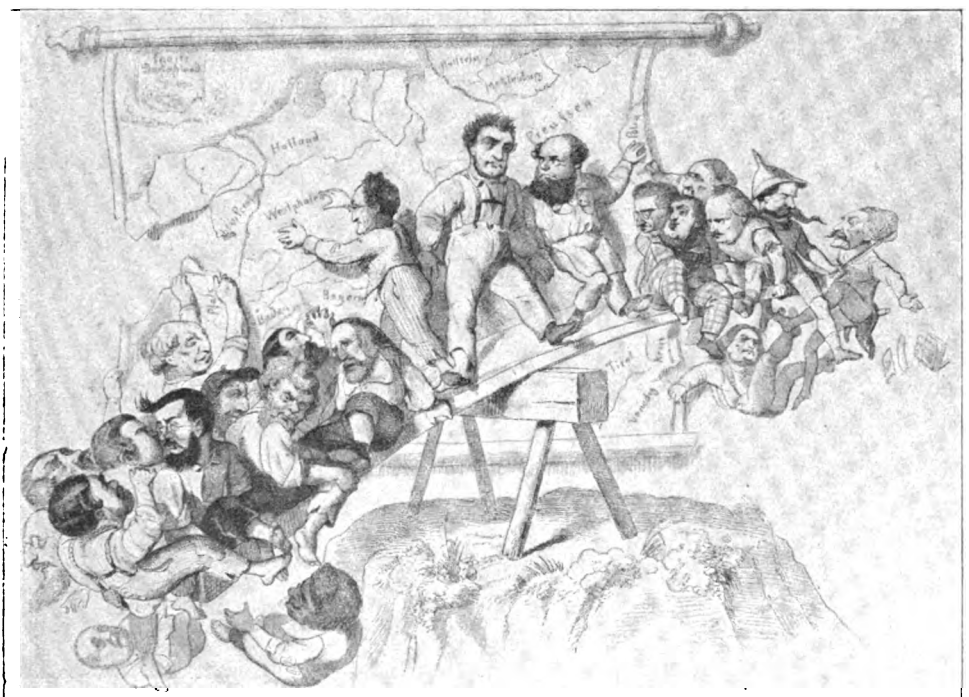
THE LIBRARY
OF THE
[illegible] INOIS

Digitized by Google

zum erblichen deutschen Kaiser zu wählen. Aber nur mit der geringen Mehrheit von vier Stimmen war nach langem Feilschen der Parteien das erbliche Kaisertum beschlossen worden, und bei der Kaiserwahl enthielt sich fast die Hälfte der Anwesenden (248 von 538) der Abstimmung. Die Verfassung, die man im Rausche der Begeisterung aus einem Gusse schnell hatte schaffen wollen, war als ein mühsam hergestelltes Kompromiß gegen den Willen einer fast die Hälfte der Abgeordneten umfassenden Minderheit zustandegekommen.

Trotzdem bedeutet diese Verfassung einen Markstein der Entwicklung. Sie hat zum ersten Male gezeigt, wie die deutsche Einheit auf modernen Grundlagen möglich sei. In der Abgrenzung der Rechte zwischen Reich und Einzelstaaten, in der finanziellen Grundlegung des Bundesstaates ist sie richtunggebend gewesen für das Werk Bismarcks; in der Abgrenzung der Rechte der Volksvertretung und der Regierung, in der Zusammensetzung des Parlamentes aus einem die Einzelstaaten vertretenden Staatenhause und einem aus dem allgemeinen gleichen Wahlrecht hervorgehenden Volkshause, in der Forderung eines obersten Reichsgerichts mit starken politischen Funktionen, endlich in der Aufstellung von unantastbaren Rechten aller Deutschen hat sie Wege gewiesen, die man zwei Jahrzehnte später verließ, in die man aber jetzt ganz oder teilweise wieder zurücklenken wird. Durch ihr Werk hat sie, obwohl es keinen rechtlichen Bestand gewann, ein Panier aufgerichtet für alle Freunde der deutschen Einheit, um das sie sich wieder sammeln konnten nach ihrer Niederlage in der Reaktionszeit. Ihre Debatten haben erst ein gemeinsames politisches Leben, ein tiefgehendes politisches Interesse in weiten Schichten des deutschen Volkes geschaffen.

Warum ist es ihr trotz aller Arbeit und aller Einsicht nicht gelungen, schon damals Deutschlands Einheit und Freiheit zur Wahrheit zu machen? Zunächst, weil die Einzelstaaten stärker und lebenskräftiger waren, als sie angenommen hatte, und weil der preußische Staat, auf dessen tätige Mithilfe die Mehrheit gerechnet hatte, sich ihr in der Stunde der Entscheidung versagte. Friedrich Wilhelm IV. lehnte die ihm angebotene Kaiserkrone ab, weil er seiner ganzen Weltanschauung nach nicht glaubte, eine Krone von den Vertretern des Volkes gegen den Willen der Fürsten annehmen zu können. Aber nicht nur er allein war es, der dem Bündnis mit der auf revolutionärem Boden stehenden Versammlung widerstrebte; die ganze herrschende Schicht des alten Preußen, Adel und Beamtentum, wollte nichts wissen von einem Aufgehen in Deutschland, von der Einfügung



Simon v. Trier Jtzstein Schaffrath Hartmann Vogt Binke Blum Gagern Soiron Zitz

Die Parlamentsschaukel. Spottbild von Friedrich Pecht

Digitized by Google

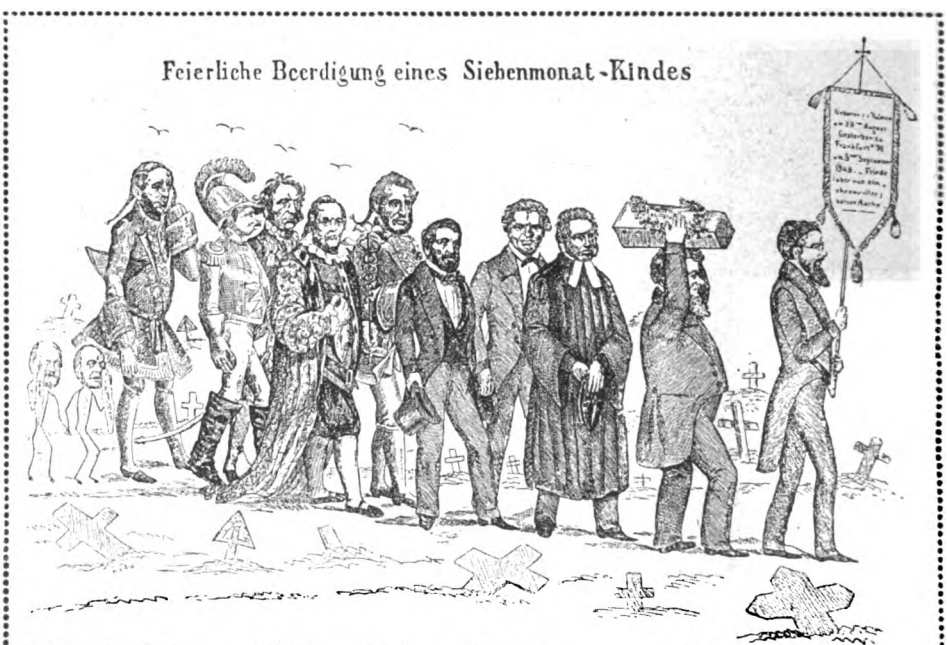
Gustav Struve, der Urheber des September-Putsches in Baden

Friedrich Hecker, der Führer der republikanischen Partei in Baden

des von ihnen regierten Staates in ein nach liberalen Grundsätzen regiertes größeres Ganzes. Österreich lehnte ein preußisches Kaisertum mit der größten Schärfe ab, ebenso Bayern und Württemberg; auch Sachsen und Hannover würden sich nur gezwungen gefügt haben.

Gegen die widerstrebenden Regierungen hätte die Nationalversammlung noch einmal an das Volk appellieren, die Revolution zum zweiten Male entfesseln können. Aber nur eine verhältnismäßig kleine Minderheit in ihrem Schoße war dazu bereit. Die Mehrheit dachte viel zu monarchisch und bürgerlich-ordnungsliebend, als daß sie dieses Mittel hätte billigen können. In friedlicher Zusammenarbeit mit den bestehenden Mächten glaubte sie das Reich schaffen zu müssen, wenn es Bestand haben solle.

Und das Volk selbst? Hätte es einem solchen Rufe überhaupt Folge geleistet? Das Bürgertum war bereits politisch ermattet



Offenbacher Karikatur auf den Waffenstillstand von Malmö

Digitized by Google

Frankfurter Einigkeits-Meſſe am 6. Auguſt 1848.

Melodie: Was fang' ich armer Teufel an.

1 Beim heil'gen Paul in Frankfurt ſoll
Sich Deutſchland neu geſtalten;
Doch Jeder nimmt das Maul zu voll
Und will's allein verwalten.
O, ſchüh' uns d'rum, Apoſtel Paul,
Denn all'weil ſteht's noch oberfaul!
O Jerum, Jerum, Jerum,
O Jerum, Jerum, Jerum!

2 Der Preuße ſtehet mit Skandal
An der Krakehler Spitze,
Er bläſt zuerſt ſein Lärmſignal,
Und ſchreit: „Sind ſchlechte Witze!"
Wenn ich nicht oben ſtehen kann,
Was geht mich dann das Aufgehn an?
O Jerum, Jerum, Jerum, u. ſ. w.

3 Was thuſt Du Ferd'nand, tapfrer Mann,
Uns an für Schabernacke!
Denn wärſt Du hier, wir hätten dann
Ganz Deutſchland ſchon im Sacke;
Doch ſo klagt Oeſtreich leidentbrannt:
Wo ſteckt nur Kaiſer Ferdinand?

4 Der Baier bläſt ein Hoch mit Klang
Den Bier-Erfindungsfürſten,
Auch Braunſchweig will den erſten Rang
Von wegen Mumm' und Würſten,
Ja ſelbſt von Köthen der ſtimmt ein:
Der Erſte muß ein Köther ſein!

5 Der Schwabe ſchreit: mei Könt hat,
Der hatſch Regiren dicke!
De Kronprinſch muſch an ſeine Statt,
An Teitſchlands Schpitze ricke:
Stehn wir nit an de Schpitz vom Reich,
Daſch wär a tummer Schwabeſtreich.

6 Hannover auch ſchlägt durch den Staat
Den blinden Lärm ſchon zeitig,
Denn weil es nur ein Auge hat,
Sieht's jedes Ding einſeitig,
Und Sachſ' und Heſſe lärmt mit drein:
Wir wollen Landeskinder ſein!

8 Der Reichsverweſer ſtehet bleich
Und hört es an mit Trauern:
Er denkt: es wird das deutſche Reich
Wohl nicht gar lange dauern;
D'rum ſing' ich ſtill in mich gewandt:
Wo iſt des Deutſchen Vaterland?
O Jerum, Jerum, Jerum,
O Jerum, Jerum, Jerum!

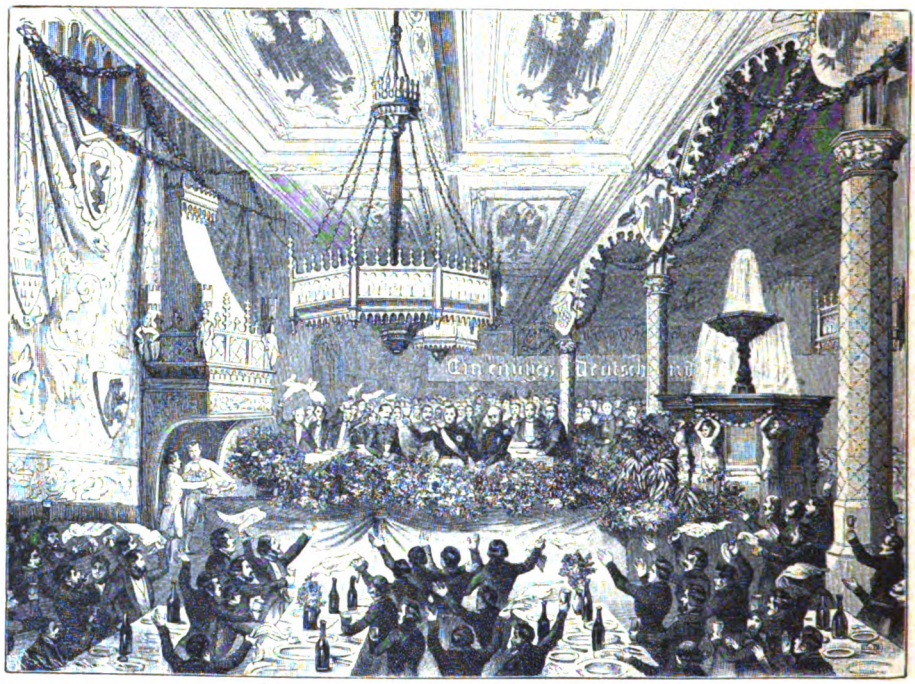
7 Prinzipienritter Lobenſtein,
Die Ob'r und Unter-Lippe,
Ein Jeder will für ſich nur ſchrein,
Und ſteht ſich auf der Kippe. —
Das nennen „deutſche Harmonie"
Die deutſchen Katzenmuſiki.

Aus Nr. 15 vom 1. Jahrgang des ‚Kladderadatſch' (13. Auguſt 1848)

und fürchtete die weitergehenden Anſprüche der Maſſen. Die unteren Schichten waren ohne einheitliche Organiſation, durch ſcharfe Gegenſätze zwiſchen Stadt und Land, zwiſchen Kleingewerbe und Arbeiterſchaft geſpalten, zum großen Teil partikulariſtiſch geſinnt und ohne tieferes Verſtändnis für die Verfaſſungsfragen, um die geſtritten wurde. Sie mißtrauten außerdem der Verſammlung, die ihnen von den Volksrednern als reaktionär, fürſtendieneriſch und ſchwächlich verdächtigt wurde. So ſtand das Frankfurter Parlament ſchließlich allein mitten auf dem ſchwanken Seil über dem revolutionären Abgrund. Vergeblich ſuchte es ſich zu halten und ſtürzte ſchließlich hinab.

Nach der Ablehnung der Kaiſerkrone durch den preußiſchen König forderten die Regierungen ihre Abgeordneten auf, Frankfurt zu verlaſſen, da die Aufgabe der Nationalverſammlung beendet ſei. Viele gehorchten. Das zurückbleibende Rumpfparlament beſchloß die Steuerverweigerung und rief das Volk zum Kampfe für die Reichsverfaſſung auf. Aber nur in Baden und Sachſen kam es zu gewaltſamen Erhebungen,

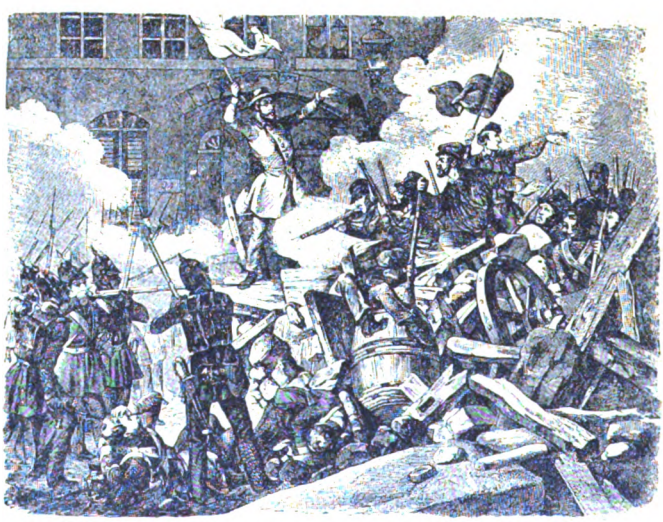
Digitized by Google



Vom Kölner Dombaufest, bei dem sich Erzherzog Johann, eine Abordnung des Frankfurter Parlaments und König Friedrich Wilhelm V. von Preußen zusammenfanden: Das Bankett auf dem Gürzenich am 14. August
Nach einer gleichzeitigen Darstellung der ‚Leipziger Illustrirten Zeitung'

die mit verhältnismäßig leichter Mühe durch preußische Truppen niedergeworfen wurden. Der klägliche Verlauf dieser ‚Reichsverfassungskampagne' zeigt zur Genüge, daß auch ein Appell der gesamten Versammlung an die Massen vergeblich gewesen sein würde. Die Überreste der stolzen Versammlung mußten von Frankfurt nach Stuttgart fliehen und wurden hier von einer Militärabteilung auseinandergetrieben.

Das Frankfurter Parlament hätte vielleicht etwas Greifbares schaffen können, wenn es in den ersten Wochen seines Bestehens, als seine Volkstümlichkeit noch ungebrochen, die Gegner noch geschwächt und uneinig waren, die Grundzüge einer vorläufigen Verfassung in das Land hinausgeworfen und deren sofortige Annahme von den Regierungen gefordert hätte. Aber dazu hätte es von Anfang an einig sein oder wenigstens eine feste Mehrheit haben müssen. Daß es daran anfangs fehlte, war eine Folge der mangelnden politischen Organisation Deutschlands vor dem Ausbruch der Revolution.



Verkündung des Waffenstillstandes nach den Straßenkämpfen am 18. September durch den Abgeordneten A. Rößler

Wenn jetzt die neue Nationalversammlung zusammentritt, wird sie an Gründlichkeit und geistiger Höhe der Debatten nur schwer mit ihrer Vorgängerin wetteifern können. Sie wird Mühe haben, sich ihr im Ernst der

Digitized by Google

Arbeit, in Sachlichkeit und Pflichttreue, in uneigennütziger Vaterlandsliebe gleichwertig zu zeigen. Aber sie wird hoffentlich, von ihren Fehlern lernen und Dauerndes schaffen können. Sie kann damit rechnen, daß der Einheitsgedanke in den letzten Jahrzehnten tief in das Volk gedrungen ist, daß den auch jetzt noch starken partikularistischen Strömungen der Rückhalt an den Dynastien und den ihren Befehlen gehorchenden Heeren fehlt. Sie wird in ihrer Zusammensetzung volksmäßiger und darum volkstümlicher sein. Schwierigkeiten wird auch sie genug auf ihrem Wege begegnen; aber sie findet doch eine Verfassung, an die sie anknüpfen kann, sie wird schnell klare und übersichtliche Parteiverhältnisse und hoffentlich eine arbeitsfähige Mehrheit haben. Die Schicksalsfrage wird es für sie sein, ob es ihr gelingt, eine starke, im Einvernehmen mit ihr arbeitende Exekutivgewalt und eine ihr gehorchende militärische Macht zu schaffen und möglichst schnell die Grundzüge einer vorläufigen Ordnung zu beschließen, damit Ruhe und Sicherheit eintreten und ihr die nötige Zeit zu gründlicher Erörterung der endgültigen Verfassung bleibt.

Die Ermordung des Fürsten Lichnowsky und des Generals von Auerswald am 18. September

Aber sie wird nicht die bloße Fortsetzerin des Versuches von 1848 und des Werkes von 1871 sein. Denn ihr stellen sich ganz neue Aufgaben, die es vor zwei und einem Menschenalter in dieser Form noch gar nicht gab: sie soll auch die Grundlagen für eine neue Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung legen, die von einem großen Teil unseres Volkes stürmisch verlangt und für wichtiger gehalten wird als die Lösung der Verfassungsfrage; und sie soll uns nach dem furchtbaren Kriege einen Frieden bringen, der uns das Weiterleben als selbständiges Volk ermöglicht. Möge sie auch an diese großen Aufgaben mit dem weiten Blick und dem Gedankenreichtum ihrer Vorgängerin herantreten und damit praktische Rücksicht auf das Mögliche und weise Mäßigung vereinen! Dann wird es ihr gelingen, uns die Formen unseres künftigen Lebens zu schaffen, und dann wird sie auch imstande sein, in den Friedensverhandlungen für uns zu retten, was noch zu retten ist. Die Wünsche unseres ganzen Volkes begrüßen sie ebenso sehnsuchtsvoll, wenn auch nicht mit derselben jugendlichen, hoffnungsfrohen Begeisterung wie die Frankfurter Nationalversammlung vor 70 Jahren.

„Die letzten zehn vom — deutschen Parlament!" (Auszug aus der Paulskirche)
Aus Nr. 27 vom 2. Jahrgang des ‚Kladderadatsch' (1. Juli 1849)

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Friedrichshagen II.

Aus meinen Lebenserinnerungen

Von Julius Hart

Die Begründung der ‚Freien Bühne' in Berlin, die ungefähr mit unserer Flucht aufs Land und der Übersiedelung nach Friedrichshagen zusammenfiel, bedeutet einen Merk- und Wendepunkt in der Geschichte der jüngstdeutschen Literaturbewegung. Das jugendliche Chaos, der Sturm und Drang hatten sich geklärt, und die ersten Früchte der Reife brachen hervor. Die junge Kunst schuf sich ein Theater und erzwang damit erst die Aufmerksamkeit weiterer Kreise, das Interesse des großen Publikums.

Daß sie ihre ersten Siege unter der Fahne des Naturalismus erfocht, kann nicht weiter wundernehmen. Heute kann es ja keinem Zweifel unterliegen — und die Akten sind darüber geschlossen —, daß unsere deutsche Dichtung hier nur als eine Ährenleserin erschien. Die Großmeister des Naturalismus gehörten einer älteren Generation an, sie waren auch nicht unter uns, sie waren im Ausland herangewachsen und hatten die wertvollste Arbeit bereits geleistet. Die Ibsen, die Tolstoj, Dostojewski, Zola revolutionierten am leidenschaftlichsten die Köpfe und Herzen der Jungen in den achtziger Jahren und wurden aufs heißeste von ihnen verschlungen. Man las sie mit fiebernder Seele und begeisterte sich für sie, wie man vor Jahrzehnten einmal für Byron, Victor Hugo, Balzac geschwärmt hatte, und sie gaben für das Kaffee- und Wirtshaus den beliebtesten Gesprächs- und Debattenstoff ab. Verse hatten alle die jüngsten Stürmer und Dränger geschrieben, und eine Lyrikerrevolution war es in den ersten Jahren vor allem gewesen. Da wirkte es wie eine Bombe, daß der große Prophet im Norden, der Rätselspinner von Skien, durch seine Botschaft ein für allemal dem Vers den Garaus gemacht habe und ihn nur noch wie ein vorsintflutliches Geschöpf wollte angesehen wissen.

Mit allem Ernst und tiefsten Erbitterungen stritt man darüber her und hin, ob Ibsen recht habe oder nicht. Doch an dem Worte des Meisters war nicht zu drehen und deuteln, er hatte es gesagt, — und wiederum witzelte man, wie einst Paul Lindau:

„Er war von je ein Lyriker, —
Dramatiker ist schon schwieriker."

Die Tage der Lyrikerrevolution waren vorüber für einige Monate, und der junge Idealismus war inzwischen auch praktischer geworden und blickte zum Theater hin, welches die größten äußeren Erfolge und Gewinnaussichten brachte. Wie Arno Holz, der glänzendste Sprach- und Formtechniker, der geschickteste Versequilibrist unter den Jungen, legte man sich des Abends zu Bett, — selig schwelgend in den Harmonien und Schönheiten des nachklassizistischen Virtuosentums, in der kühlen Klarheit der Platenschen Reime, den scharfen Rhythmen der Freiligrath und Herwegh und den sanften Wohlklängen Geibels, — und stand am anderen Morgen auf als wildester und bitterster Verächter aller Verskunst. Sie war doch das Widernatürlichste alles Widernatürlichen. Die Menschen sprechen, — sie sprechen mit- und widereinander. Nur das Drama, das Drama in Prosadialogen gibt ein wahrheitsgetreues Abbild des wirklichen Lebens.

Immerhin brachten die großen Dichter des Auslands, die Skandinaven, und die Russen vor allem, die Ernten schon heim, während bei uns noch die Dichtung in den ausgefahrenen Gleisen eines akademisch-nachklassizistischen Formalismus sich bewegte. Die Jüngsten blickten nun doch wieder in die Ferne und sahen von neuem alles Heil in der Nacheiferung fremder Vorbilder, welche den Rahm von der Milch bereits abgeschöpft hatten. Heute, wo die naturalistische Entwicklung völlig abgeschlossen hinter uns liegt, kann man es nicht mehr leugnen, daß die deutsche Kunst hier doch im Hintertreffen geblieben ist. Selbst von Gerhart Hauptmann wird man heute schwerlich behaupten, daß er mit seiner Bedeutung heranwächst an die der großen skandinavischen und russischen Begründer und an Eigenart, Größe der Persönlichkeit, an Weite und Tiefe der Weltbilder ihnen gleichkommt.

Ursprünglich war von uns gerade als Losungswort auch als eine Forderung aller Forderungen ausgegeben, daß die Wiedergeburt der deutschen Dichtung aus ureigenheimischem Wesen, aus germanischer Eigenart und Besonderheit sich vollziehen müsse. Die Erbschwäche auch unserer Kunst bestand darin, daß sie sich immer wieder latinisiert, helleniſiert, orientalisiert, italianisiert, französiert und anglisiert hatte, und mit scharfen Kämpfen gegen den Weimarer Klassizismus und reinen Kultus der griechischen Antike, des Franzosentums auf der Bühne hatte die jüngstdeutsche Sturm- und Drangbewegung bei uns begonnen. Nicht ohne

Digitized by Google

tiefere Bedenken sahen mein Bruder und ich selber dem Schauspiel zu, wie nun doch wieder durch bloße Nacheiferung fremder Vorbilder der Drang nach persönlich-individuellem Eigenwert in der Kunst gehemmt wurde. Sobald sich der Naturalismus als Diktator und als die alleinseligmachende Kunst aufwerfen wollte — als er mit dem Munde Emil Zolas sprach: Die Kunst wird naturalistisch sein, oder sie wird nicht sein —, da lag auch alle Gefahr nahe, daß die neue Bewegung in völlige Einseitigkeiten hineingeraten und zu baldiger Erstarrung wieder führen mußte. In unserer eigenen Seele war eigentlich nichts so laut wie die Botschaft von der unendlichen und ewigen Freiheit des Künstlermenschen. Der ist nur der Stärkste, der Echteste, der immer wieder seinen nur ihm eigenen Weg zu gehen vermag.

Das höchste und wesentlichste Künstlerische ist nur gerade nicht an Parteien, Schulen und Richtungen gebannt, und sowohl auf der rechten und auf der linken Seite, wie in den Mitten finden sich die starken Persönlichkeiten, die Tüchtigen, auf die es allein ankommt. Die Schulen und Richtungen entstehen nur dadurch, daß sich um einen von solchen Auserwählten die Schwachen, die Kleinen und Minderbegabten scharen und Kopien seiner Werke herstellen. Von vornherein bedeuten sie am wenigsten gerade in der Kunst. Aber sie bilden die Massen und sind in der Überzahl. Sie warten immer nur auf die Verkündigung des Allherstellungsmittels, — des Rezeptes, wie Kunst gemacht werden soll und muß, — und wollen ganz klar und deutlich wissen, wie denn das Werk in allen seinen Teilen beschaffen zu sein hat, das der Weltgeist von ihnen fordert.

Solch ein Helfer in der Not, der strenge Schulmeister und Gesetzesgeber erstand den jungen Geistern in Arno Holz, der von allen am meisten ganz klarer, scharfer und heller Verstandeskopf war, ausgeprägt technischen Sehens und Denkens. Die Heidenbekehrung hatte sich auch bei ihm, wie bei so vielen anderen, ohne alle weiteren Beschwerden, über Nacht vollzogen. Aus dem national-patriotischen, gutliberalen Sänger ‚deutscher Weisen' hatte sich ein blutroter Sozialdemokrat, ein begeisterter Genosse entpuppt, und die schwungvollste idealisch-Schillersche Rhetorik schlug um in einen stammelnden und stotternden Naturalismus. Ein Fanatiker, — ein geborener Dogmatiker und Theoretiker, — einer, der noch absolutistisch zu denken vermag, um voll inneren Willens und aller Energien, Kunstgesetzgeber und Kunstdidaktor zu sein. Unter uns schritt Arno Holz erhobensten Hauptes dahin, von Selbstbewußtsein durchdrungen, darin auch sogar Karl Bleibtreu noch überlegen. Ein kühles, satirisch-ironisches, überlegenes Lächeln, welches seine Lippen zumeist umspielte, machte uns allen, wenn wir mit ihm sprachen, klar, wie wenig man ihm gegenüber in der Welt bedeutete. Zu einem Parteimenschen und Parteiführer wie geschaffen und von der Natur vorherbestimmt, in seinem Glauben an sich selbst und an die absolut-unwiderlegliche Wahrheit und alleinseligmachende Heilkraft seiner ästhetischen Doktrinen und Theorien. Für mich war er schon wie die völlige Umkehrung meines eigenen Wesens, und ich habe ihn immer geradezu als einen Antipol von mir selbst empfunden. In all meinem künstlerischen Denken und Fühlen stehe ich gegensätzlich dem Arno Holzschen gegenüber, und von allen Zeitgenossen und Mitkämpfern blieb mir keiner so fremd wie Er, wie seine Kunst und seine kunsttheoretische Welt.

Erst seine Botschaft vom ‚konsequenten Naturalismus' aber gab dem deutschen Naturalismus eine eigene Note, eine neue charakteristische Signatur, und den jüngsten Mitstreitern im Vereine ‚Durch', einem Johannes Schlaf, einem Gerhart Hauptmann konnte es schon so erscheinen, als übergipfle er damit die Zola, Ibsen, Dostojewski, Tolstoj, und als seien alle diese nur Vorläufer gewesen, erst Stationen auf dem Wege zum Tempel des allein wahren, echten, jetzt erst richtig erkannten Naturalismus. All das Starre, Parteifanatische und Dogmatisch-Absolutistische im Arno Holzschen Geist und Wesen kam in seiner Idee vom konsequenten Naturalismus schon höchst charakteristisch und wahrhaft konsequent zum Ausdruck. Sie war allerdings auch ein echtes und rechtes Schulstubengewächs, Erfindung einer tüftelnden, spintisierenden, bastelnden Wesensrichtung, und eine strenge Logik steckte in ihr, die von jeher eine besondere Kraft besitzt, gerade die Kunst in spanische Stiefel einzuschnüren.

Die Kunst hat die Tendenz, Natur zu sein. Je mehr sie wie die Natur ist, um so vollkommener ist sie als Kunst. Das war der theoretische Leitsatz, die Ur- und Grundvoraussetzung, die auch Arno Holz immer nur in einem fort wiederholen konnte. Heute ist es kaum noch nötig, das Einseitige, Beschränkte Zolascher wie Holzscher Kunstlehren darzulegen und auf eine Geschichte hinzuweisen, die uns auch immer wieder das gerade Umgekehrte zeigt, wie Natur und Kunst sich fliehen, als höchste Gegensätze, antipolarisch einander gegenüberstehen. Mit genau demselben Recht kann man auch von einer Natur sprechen, die allein die Tendenz hat, Kunst zu werden. Die Darstellung des Wirklichen — wie sie die allgemein europäische Ästhetik in den achtziger Jahren predigte — ist weit mehr und eher eine Aufgabe der Wissenschaft, die Wahrheitsforderung eine wissenschaftliche Forderung. Ganz richtig betonte es besonders die Zolasche Ästhetik, wie sehr die Kunst des Naturalismus von wissenschaftlichen Zwecken und Tendenzen beherrscht war. Demgegenüber sprachen mein Bruder und ich von dem idealischen Wesen der Kunst als einer besonderen Kraft und Gabe des menschlichen Geistes, plan-

Digitized by Google

mäßig schöpferisch, neubildend und umgestaltend in die Natur einzugreifen und sich über sie zu erheben, sie zu steigern und zu vervollkommnen, zu veredeln und zu verbessern. Wenn ein wissenschaftliches Denken und Sehen uns zeigt, wie die Welt wirklich ist, so hat die Kunst ihr Größtes und Bestes, ihr Eigentlichstes in einem ideal-vorbildlichen Schauen erwiesen, wie alles auch wohl noch anders und besser sein und werden könnte. Dieser künstlerisch-prometheische Geist ist es, der in eine Naturwelt erst die noch ganz andere neue Kulturwelt rein menschlicher Erfindungs- und Entdeckungsfähigkeiten hineinsetzte. Die Versprache des Dichters ist und soll noch etwas anderes, viel Besseres, Höheres, Vollkommneres sein als die Alltags-Wirklichkeitssprache, wie sie von jedermann auf Straße und Gasse geredet wird. Der konsequente Naturalismus eines Arno Holz fand diese Alltagssprache wahrhaft rein, vollkommen, konsequent entwickelt vor allem in den Elendswohnungen der Hinterhäuser, Keller und Dachkammern. Dort hatte der Dichter zu lernen, wie man spricht, wie man stammelt und stottert.

Sollte es aber vielleicht nicht doch besser und richtiger, menschlich sinn- und zweckvoller sein, wenn die Kinder des Alltags, des Herkömmlichen und Gewöhnlichen lernten zu sehen und zu sprechen, wie Dichter reden können?

In Johannes Schlaf und Gerhart Hauptmann hatte Arno Holz die ersten ganz gläubigen und eifrigen Jünger gefunden, die sein neues Kunstgebot erfüllen wollten und wie er konsequent zu sein gedachten.

Ein paar rechte Gegensätze, in menschlichen wie in künstlerischen Hinsichten, waren gewiß der weiche, gütige, schwärmerisch träumerische Johannes Schlaf und der kantige, strenge Zuchtmeister Arno Holz und schlossen sich dennoch zu gemeinsamer Arbeit zusammen. Im Norden von Berlin hausten auch sie im Vorort, in Pankow-Schönhausen, im armen Poetenkämmerlein miteinander, ein Paar der ganz Tüchtigen, der Spartageister, die dem Geschäftsgeist und dem Mammonismus in der Kunst nie eine Konzession gemacht haben, und dichteten unter Entbehrungen an ihrer ‚Familie Selicke'. In Erfner schrieb zu gleicher Zeit Gerhart Hauptmann unter sorgloseren und behaglicheren Verhältnissen an seiner Familienkatastrophe: ‚Vor Sonnenaufgang'. Es waren die beiden grundlegenden Werke des neuen deutschen Dramas konsequent-naturalistischen Stils.

Nur die Bühne fehlte ihnen. Daß sie so, wie sie nun einmal waren, jemals auf das Theater der L'Arronge, Lindau, Lubliner, auch der Wilbrandt, Wildenbruch gelangen konnten, war gänzlich ausgeschlossen. Zwischen Alten und Jungen gingen die Meinungen über das, was Pflicht und Recht, Aufgabe der Kunst und was Geschmack ist, viel zu weit auseinander, als daß darüber eine Verständigung gefunden werden konnte. Nur einen Weg gab es für Jüngstdeutschland. Es mußte sich selber seine Bühne aufschlagen, von der herab es seine Daseinsberechtigung erweisen konnte.

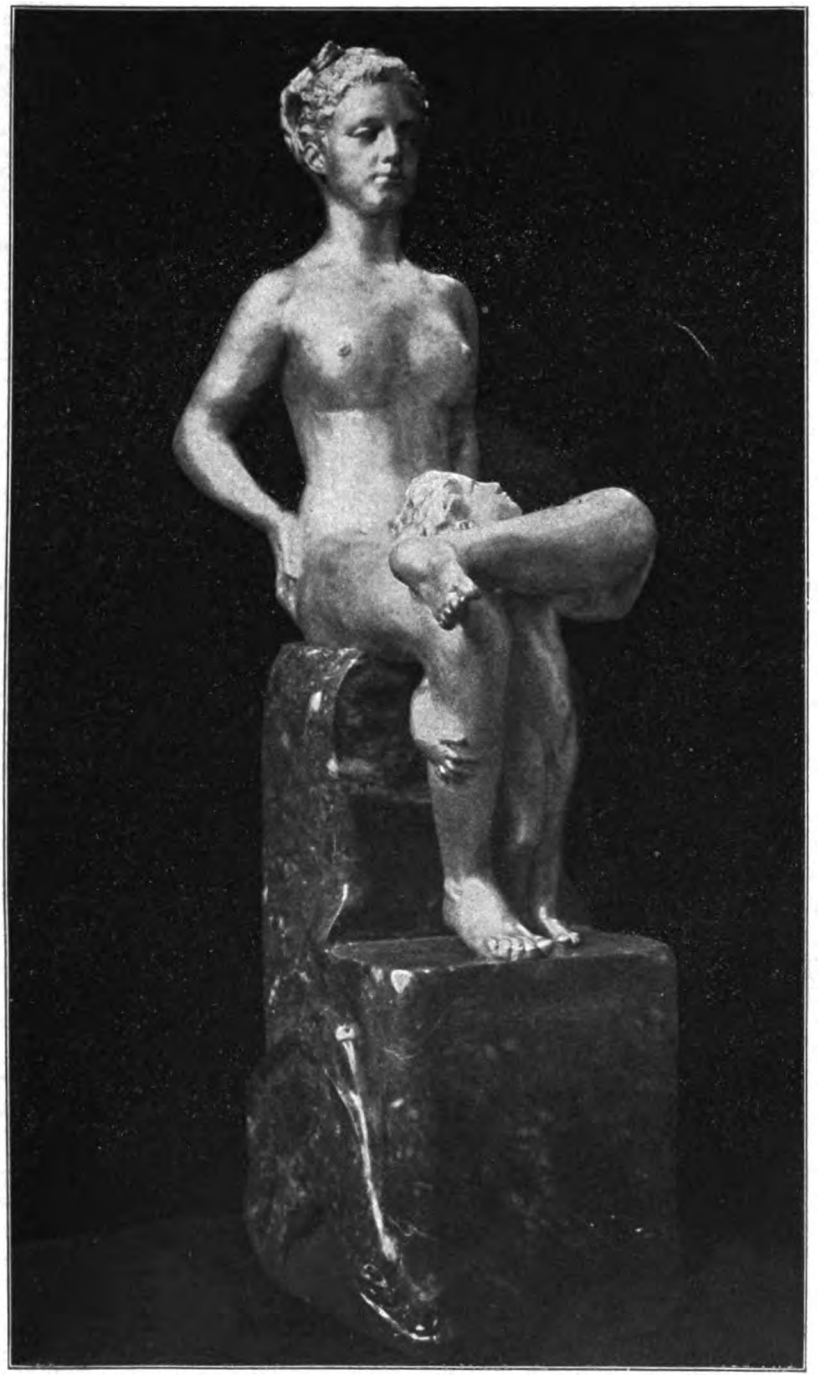
† Eines Abends, im Theater, trat in der Zwischenpause Theodor Wolff an mich heran, der damals als blutjunger Anfänger theaterkritisch beim ‚Berliner Tageblatt' tätig war, und überbrachte einen Gruß von Maximilian Harden. Beide trugen sich mit der Absicht, einen dramatischen Verein zu gründen, der sich in den Besitz einer Bühne zur Propaganda für das von der herrschenden Richtung verfemte Drama setzen sollte, und fragte mich, ob mein Bruder und ich auch dabei mittun wollten. Otto Brahm und Paul Schlenther sollten auch zur Mitarbeit eingeladen werden.

Selbstverständlich waren wir gern dazu bereit, wir selber trugen uns mit gleichen Plänen, und Wolff brachte nur eigene Wünsche zum Ausdruck. Einige Tage später kam dann noch ein Brieflein, welches zu der grundlegenden Versammlung nach der Weinstube von Kempinski einlud, wo sich zur festgesetzten Stunde dann unter anderen neben den Einladern Otto Brahm und Paul Schlenther, Julius Stettenheim einfanden, Jonas als Rechtsanwalt und juristischer Berater und S. Fischer, der Verleger, das selige Vertrauen und die Hoffnung der drucksehnsüchtigen Jugend und der frohe Teilnehmer an ihren dionysischen Gelagen. †

Wolff und Harden wiesen auf das ‚Théâtre libre' Meister Antoines hin, als auf das Pariser Vorbild und Muster, dem man nachzustreben hatte. M. Antoine, ein kleiner Pariser Kommis mit dem stattlichen jährlichen Gehalt von 1800 Franks, hatte als Held und geistiger Führer einer Dilettantengesellschaft den Ehrgeiz seiner Freunde damit geweckt, daß er ihnen vorschlug, unaufgeführte Werke junger Autoren zum ersten Male an die Öffentlichkeit zu bringen und richtige Premieren zu veranstalten, zu denen man die Kritik einladen konnte. Am 30. März 1887 fand die erste Vorstellung statt von vier Einaktern, von denen der eine sogar, ‚Jacques Damour', unverzüglich vom ‚Odeon' angenommen wurde. Es dauerte nicht lange und Antoine konnte im Winter allmonatlich einmal mit seiner Liebhabergesellschaft eine Aufführung herausbringen. In kürzester Zeit schon hatte die Dilettantenbühne allgemeine Beachtung und künstlerische Bedeutung sich errungen, und die Presse stellte einmütiglich fest, daß das ‚Théâtre libre' eine höchst nützliche Rolle gespielt, ein neues Geschlecht junger Dramatiker auf die Szene gebracht und die höchste Notwendigkeit einer Wiederverjüngung und Erneuerung der theatralischen Überlieferungen erwiesen habe.

Übrigens hatten mein Bruder und ich in Berlin, schon vor Antoine, ganz ähnliche Pläne und Absichten durchgeführt wie dieser. Ein Jahr vorher war in dem alten und bekannten Theaterliebhaberverein ‚Ura-

Digitized by Google



Galathea. Bildwerk in Silber von Prof. Max Klinger

(Aus Leipziger Privatbesitz hier veröffentlicht mit Genehmigung des Verlages E. A. Seemann in Leipzig)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

nia' ein Zwist ausgebrochen, der eine Trennung der Mitglieder herbeiführte. Die Sezessionisten wandten sich an uns, ihnen beratend und helfend beizutreten, und da machten wir unsere Teilnahme abhängig von der Bedingung, daß in möglichst breiter Öffentlichkeit, unter Einladung der Presse, gute neue Werke junger Dichter zum ersten Male auf der zu gründenden Vereinsbühne aufgeführt werden sollten. Das wurde auch zugestanden, und auf Grund unserer freundschaftlichen Beziehungen sicherten wir uns zunächst das Aufführungsrecht zweier Werke von Ernst von Wildenbruch und Richard Voß, die damals auch noch als Hoffnungen der Jugend im Vordergrund standen und bereits einige theatralische Lorbeeren geerntet hatten. Unser erster Abend brachte von Wildenbruch das noch unaufgeführte Schauspiel ‚Die Herrin ihrer Hand', das auch ganz sauber und fleißig einstudiert und besonders in der Rolle der weiblichen Heldin mit einem recht frischen Talentchen besetzt war. Die Kritik war sogar recht vollzählig erschienen, und brachte ausführliche, lange Kritiken des Zuspruchs und der Ermunterung.

Nur unser erster Held und Liebhaber war leider im ‚Börsen-Courier' etwas spöttisch-humoristisch behandelt worden, und in seiner Eitelkeit, die bei Dilettanten am entwickeltsten zu sein pflegt, tödlich gekränkt. In der nächsten Vereinssitzung spie er Feuer und Flammen und erhob erregten Einspruch dagegen, daß ferner hier vor der Öffentlichkeit und der Kritik gespielt werde. Er sprach von ‚Preßbengeln' und ‚Literatengesindel'. Du lieber Himmel, ich war damals noch jung und tumb, schlug mich noch mit allerhand studentischen Anschauungen von der heiligen Ehre herum, fühlte mich als Hüter und Zionswächter des in den Schmutz gezogenen Standesbewußtseins und hielt es für meine Pflicht, die Wange des Helden mit meiner Hand unsanft zu berühren, indem ich zugleich meine Sehnsucht und mein inbrünstiges Verlangen aussprach, demnächst im Grunewald meinem Gegner weitere Rechenschaft ablegen zu können. Der war aber gescheiter als ich, verzichtete gern auf weitere kriegerische Zusammenstöße, — aber natürlich hatte auch unsere Tätigkeit im Theaterverein ihr Ende gefunden. Ein ‚Théâtre libre' war aus unserer Gründung nicht geworden.

Sowohl bei M. Antoine, wie auch bei uns und dann später bei der Gründung der ‚Freien Bühne', spielte eine große Rolle das antimammonistische Ideal, ein Theater zu errichten, bei dem jeder materielle Erwerb und Gewinn ausgeschlossen war und das kein Geschäftsunternehmen sein sollte. Einen Krebsschaden der Bühne galt es zu bekämpfen.

In den verschiedenen Sitzungen, welche der Gründung des neuartigen Theatervereins ‚Freie Bühne' gewidmet wurden, stellte sich heraus, daß von vornherein unter den Hinzugeladenen trotz der großen Verschiedenartigkeit ihrer Persönlichkeiten über die grundlegenden Ideen die beste Übereinstimmung herrschte. Diese Ideen lagen allgemein in der Luft, und weit verbreitet war bereits das Gefühl von der ideellen und künstlerischen Öde des herrschenden Theaters, das sich so starr und konservativ abschloß von allen Schöpfungen, die aus dem Geist der so fruchtbar gärenden Gegenwart heraus geboren waren. Vor allem galt es auch, Mittel und Wege zu finden, der staatlichen Zensur ein Schnippchen zu schlagen, welche erste und wichtigste Werke der neuen Kunst verboten hatte, und von der es gewiß war, daß sie den meisten Schöpfungen der jungen Literatur ein für allemal den Weg auf die Bühne versperren würde. Wie konnte man sich ihrer Bevormundung und Aufsicht entziehen? Rechtsanwalt Jonas fand den juristischen Ausweg und schlug die Bildung eines geschlossenen Vereins vor, dessen theatralische Aufführungen nur seinen Mitgliedern zugänglich sein sollten und in formalistischer Beziehung nicht in der Öffentlichkeit stattfanden. Es galt aber auch, die rein künstlerische Leitung sicher zu stellen und diese zu schützen vor der Bevormundung durch ein großes Publikum und den Geschmack einer zufällig zusammengekommenen Masse, die es vielleicht als ihr Recht beanspruchte, demokratisch über die Zusammenstellung des Spielplans abzustimmen. Die Gefahren hier hatten mein Bruder und ich auch bei unserer Gründung schon kennen gelernt. Der eigentliche Verein ‚Freie Bühne' beschränkte sich, so wurde festgesetzt, auf wenige Mitglieder, und bestand nur aus den allhier bei Kempinski im Augenblick zusammengekommenen Gründern. Der weitere Umkreis zahlender Mitglieder hatte nur Anrecht auf den Theaterbesuch, aber auf die künstlerische Leitung weiter ganz und gar keinen Einfluß. In ihrer Selbstentäußerung gingen auch die Gründer noch weiter, daß sie sich selber aller ihrer Bestimmungsrechte begaben und um der Einheit und Geschlossenheit der künstlerischen Leitung willen beschlossen, einen von ihnen mit voller diktatorischer Gewalt auszustatten und ihm allein alle künstlerischen Verantwortungen zu überlassen. Nur mein Bruder widersetzte sich und widersprach als Brutus, daß „nicht einer nur Herr sein solle vor allen übrigen".

Maximilian Harden und Theodor Wolff, die eigentlichen Ideenväter der ‚Freien Bühne', hatten nicht gerade politisch klug gehandelt, als sie selber am ersten Tage Otto Brahm zum Leiter der Versammlung vorschlugen. Brahm operierte geschickter und wurde zum Diktator erwählt, worauf Harden und Wolff ihren Hut nahmen und für immer davongingen. An ihre Stelle traten Ludwig Fulda und Fritz Mauthner.

Die ‚Freie Bühne' ist in erster Linie eine Schöpfung der Theaterkritiker gewesen, — und

Digitized by Google

diese so oft angegriffenen und verlästerten, als recht unfruchtbare und überzählige Geister verschrienen Geschöpfe hatten hier wenigstens auch als Eigenschaffende eingegriffen und für die dramatischen Dichter wie für die Schauspieler eine so ideale Stätte geschaffen, wie sie in der Geschichte des Theaters noch nicht existiert hatte. Brahm und Schlenther vor allem, die Älteren, nahmen schon seit längerem eine führende Stellung in der Berliner Theaterkritik ein, Theodor Wolff und Maximilian Harden hatten sich auch eben ihre ersten literarischen Sporen auf diesem Gebiete verdient, und mein Bruder und ich verwalteten seit einiger Zeit, seit Herbst 1887, in der ‚Täglichen Rundschau' das Rezensentenamt.

Die Mitglieder strömten in Überfülle herbei, und die Liste mußte bald geschlossen werden, da die Plätze des ‚Deutschen Theaters', welches für die Aufführungen gewonnen wurde, wie über Nacht auch schon vergriffen waren.

Aber was sollte man spielen? Die Frage war nachträglich doch nicht gerade so leicht zu beantworten. In betreff des dramatischen Programms waren die Vorstellungen recht vage. Weder Brahm noch Schlenther, die Unzertrennlichen, hatten bis dahin zu den eigentlichen revolutionären Zirkeln von uns Jüngst- und Gründeutschen, Stürmern und Drängern und modernen Dichtercharakteren Beziehungen gehabt und standen ihnen eher fremd und ablehnend, ironisch lächelnd gegenüber. Sie waren begeisterte Ibsen-Verehrer, Anzengruber hatten sie ganz besonders ins Herz geschlossen, und der Realismus der Münchener und oberbayerischen Dialektschauspieler, der Neuert, Hofpaur, Amalie Schönchen, welche damals vor allem anderen mit ihrem Ruhm die Welt erfüllte, war auch von ihnen in der Kritik als das höchste Ideal der Schauspielkunst gepriesen. Von Hauptmann wußte man noch nichts. Und daß gerade eine neue deutsche Jugend von Dramatikern Vorteile haben würde von Otto Brahm als Leiter der ‚Freien Bühne', das war nicht so sicher. Eine literarische Neuheit bedeutete gewiß nicht die Aufführung Anzengruberscher Werke, auch selbst die Ibsens nicht, da zu gleicher Zeit, als die ‚Freie Bühne' ins Leben trat, sogar schon im Königlichen Schauspielhaus des Dichters ‚Frau vom Meere' gegeben werden konnte.

Aber Otto Brahm operierte sehr geschickt. Mit den ‚Gespenstern' wurde das neue Unternehmen eröffnet, und es wurde zu einer Festfeier für schauspielerisches Virtuosentum. Brahm hatte nach alten Barnayschen Rezepten berühmteste Schauspieler aus allen Gegenden zusammengerufen, Emmerich Robert aus Wien, der aber gerade nur kein echter Ibsen-Darsteller war, Agnes Sorma, Reicher, Krausneck, — und der Erfolg war von vornherein verbürgt, wenn er auch nicht mit neuen Mitteln erzielt war.

Nach der Aufführung gab's bei Kempinski ein Festmahl, — zu durchaus bescheidenen Preisen, das Gedeck 1,50 Mark. Die Speisekarte war mit einigen Anspielungen auf den Dichter geziert, und als Hauptleckerbissen gab's ‚Wildente'.

Zu einer Melodie von Brahms

Zürnst du mir, weil ich dich vergessen wollte?
Tat ich nicht, was dein Glück befestigen sollte!
Oder haben die Deinen durch schmähende Worte
Mich verjagt von deines Herzens Pforte?
Schuldig bin ich gewiß, ich liebte dich nicht ohne Wanken,
Unrecht tat ich dir wohl mit kalten Gedanken,
Aber höre nicht auf das Reden der Leute,
Ja, ich habe geirrt und ich irre noch heute.
Willst du warten, bis ich den Weg zu dir finde,
Bis ich dich lieben kann ohne Rückhalt und Gründe?
Spät ist es schon, doch ich kann noch immer nicht kommen,
Wenn ich im Nebel auch dein leises Rufen vernommen,
Dunkel ist es, kaum kann ich den Weg noch sehen —
Gut wär' es, würdest du mir entgegengehen.

Kerstin Gottorp

Digitized by Google

Die rote Nacht

Novelle von Robert Heinz Heygrodt

Vorbei an zitternden Häusern, an winkenden oder entsetzten Menschen, umschrien von lärmenden Kindern, rasen große Lastautomobile, besetzt mit Soldaten und Matrosen, umflattert von roten Wimpeln. Unheimlich sehen sie aus. Auf ihren Rücken lauern Maschinengewehre.

Revolution ist los.

Der glimmende Funke ist lodernde Flamme geworden.

Stemmeisen hämmern die weißen Schilder von den Wänden, die an militärische Schreibstuben und Kriegsgesellschaften weisen. An Sklaverei erinnern sie. Mit Krieg hängen sie zusammen. Darum müssen sie herunter. Denn die Welt ist frei geworden an diesem Tag. Klirrend schlagen sie auf das Pflaster.

Ein Weib ruft: „Bravo!"

Ein Alter sieht das Weib an und schüttelt den Kopf. An seinem Rock baumelt ein ernstes Kreuz. 1870 steht darauf. Schwer an seinem Stock geht er in die Nebenstraße. Das ist eine ganz neue Zeit heute. Man muß sich langsam ins Grab legen.

Um die Ecke heult ein langgezogener Pfiff. Breitbeinig, auf dem Dach des Kraftwagens wie auf einer Kommandobrücke steht da ein Matrose. Die rotumbänderte Mütze ist ins Genick getrieben. Seine Rechte schwenkt eine Riesenfahne. Die ist wie aus Blut. Gellend schreit die Sirene in die Wohnungen der Menschen hinein: „Revolution! Revolution!"

Ein Schulmädchen schneidet einem Soldaten die Achselklappen von der Schulter und wirft die beiden Kokarden in den Rinnstein. Der Soldat läßt es sich gutmütig lächelnd gefallen. Er hat ein breites, gesundes Gesicht. Vielleicht wartet in irgendeiner Dorfhütte auch so ein Schulmädchen auf ihn. Die beiden Kokarden hebt er auf und steckt sie in die Tasche. Die Mütze sieht so geschändet aus ohne sie.

Peter Ulf will ins Kolleg.

Einer rennt ihm in den Weg und will ihm eine rote Schleife anheften. Peter Ulf dankt: „Ich trage meine Gesinnung im Herzen, nicht im Knopfloch." Man läßt ihn ohne Schleife weiter gehen.

Träg hängt der Novemberhimmel über dem Leipziger Platz. Sonne scheint nicht an diesem Tag. Dicht nebeneinander stehen die Menschen. Sie sprechen wenig. Das Neue hat das Wort, das Rätselhafte. Woher kam es? Wohin führt es? Wohinein taumelt man? Behutsam schieben sich die Riesenautos durch die dichtgedrängten Massen. Immer mehr kommen aus den fünf Straßen. Auf dem einen stehen französische Gefangene neben den Deutschen. Als wenn sie den Völkerbund geschlossen haben. Ein Schild schreit: „Frieden, Freiheit, Brot!" Kein behelmter Befehl steht in dem Gewühl. Das Neue sieht hier fast gemütlich aus. Soldaten sorgen still für Ordnung.

Peter Ulf kommt langsam über den Platz. Seine Seele ist erschüttert vom neuen Er-

Digitized by Google

lebnis. Sie will aus jedem schnürenden Zwang ins Freie wachsen. Seine jungen, starken Hände und seine liebegetriebenen Gedanken wollen helfen dabei. „Freiheit!“ brüllen die Straßen. Der eiserne Befehl ward umgebracht heute. Rotumflatterte Wagen dröhnen über seine Leiche. Warum ist er nicht auch auf einem dieser Wagen und grüßt eine neue Zeit mit lautem Wort? Ist es nicht die Freiheit, Freiheit, die da Seligkeiten schafft und einsamen Träumen das Leben schenkt? Gebrüll umschlägt ihn. Seine Seele hört zu, aber sie schwingt nicht mit. Und dann steht ein Furchtbares vor seiner Sehnsucht und bindet ihre sehnenden Hände.

„Kamerad,“ so spricht er zu einem, der Ordnung hält, „was macht ihr, wenn der Feind euch nun über den Haufen reißt? Ihr habt eure Waffen weggeworfen. Ihr habt den Befehl vom Nacken des Volkes genommen. Tausende jubeln euch zu. Morgen können sie euch fluchen. Kamerad, ist dir nicht siedend angst, wenn du daran denkst?“

Auf dem Gesicht des Soldaten sinnt ein seltsames Lächeln.

„Du. Ich bin zwei Jahre vorn am Feind gewesen. Ich trage Narben am Leib. Hunderte habe ich totgeschossen, die mir nichts taten. Wir wollen nicht mehr töten. Sie wollen auch nicht mehr töten. Es gibt keinen Feind mehr. Wir sind alle Menschen. Wir sind alle Brüder.“

Peter Ulf gibt ihm die Hand. Er liebt seine Worte. Seinen Glauben kann er nicht teilen.

Es ist fünf Uhr. Das große Kaufhaus ist geschlossen. Seine großen Lampen fehlen in der Straße. Vor dem Herrenhause hält ein Auto an. Der Matrose hebt sich vom Steuer. Mit überschriener Stimme bellt er seine Rede in den Menschenknäul. Es mag seine zwanzigste sein heute. Vielleicht hat er es auch in Kiel schon verkündet: wir sind jetzt ein freies Volk. Hurra schreit er. Seine Kameraden stimmen ein. Kurz und scharf klingt es. Wie auf der Flottenparade. Oder wenn sterbend Treue den Tod grüßt. Hier gilt es der Republik. Dunkle Gewehre recken sich in den Nebel. Fäuste drohen in das Haus früherer Herren: Revolution! Revolution!!

Peter Ulf geht in die stille Wilhelmstraße hinein. Er möchte allein sein und doch wieder einen Menschen haben, mit dem er sprechen kann.

In einer Hausecke friert ein alter Bettler. Der Student schenkt ihm Geld. Ihn friert selber.

„Du,“ fragt er, „weißt du, was für ein Tag heute ist?“

„Revolution,“ antwortet der Bettler.

„Weißt du, was die wollen, die dort so schreien?“ fragt der Student weiter.

„Die wollen Brot, Herr, und Frieden.“

„Bringt die Revolution Brot?“

„Herr, ich weiß es nicht. Hunger wird immer sein.“

„Hast du Hunger, Alter?“

„Ja, Herr.“

Gierig beißen seine alten Zähne in das dargereichte Brot. Ein Leckerbissen ist das nicht.

Der Student nimmt die Hand des Bettlers und läßt einen Markschein darin liegen. Er schämt sich, daß er Geld gibt. Den Dank des Alten hört er nicht mehr.

Stille und Dunkel kauern vor den geheimnisschweren Häusern. Der Abend setzt sich zu ihnen. Unsichtbare Hände hängen Lampen in den Nebel. Ein abgerüsteter Schutzmann geht an der Laterne vorbei. Als wenn er es heimlich tut. Seine Hand wischt Schweiß, Angstschweiß von der Stirn.

Digitized by Google

Vor dem Eingang zu den Linden glüht eine grelle Bogenlampe. Milchweiß leuchtet der Asphalt vor dem Brandenburger Tor. Die Viktoria hält eine rote Flagge in der Hand. Sie wundert sich sehr.

Musik marschiert. Kinder springen und schreien vor Trommeln und Pfeifen. Durch das Tor zieht ein Trupp Arbeiter und Soldaten, Weiber unterm Arm. Wenn die roten Autos vorbeisausen, fliegt der Gruß hin und her: Es lebe die Republik! Der Zug strömt auf das Schloß zu.

Peter Ulf sieht das Tor und hört die Musik. Aus seinen schmerzenden Gedanken taucht ein sinnloses Bild ... Trikoloren prahlen über zerschmetterten Feind. Fanfaren rauschen. Mit klingendem Spiel, mit starrenden Waffen, berstvoll gesättigt mit endlichem Ruhm, vorn der Marschall und sein glänzender Stab, Verachtung um den Mund und lachenden Hohn, so ziehen sie durch das Tor zu Tausenden, zu Zehntausenden, die Sieger der Welt ... Der Weg ist ja frei ... Waffenlos ist das Land und ganz wehrlos. Was sollen denn auch Waffen ... wir sind keine Verbrecher mehr, die auf Menschen schießen ...

„Gib mir doch Feuer," fällt eine heisere Stimme in den Traum.

Der Student reicht seine Zigarette einem jungen Burschen. Der hat das Haar tief in die Stirn geklebt und um den Hals ein rotes Tuch. Widerliche Instinkte scheinen auf dem ausgemergelten Gesicht zu schlafen. Er saugt gierig den Rauch in die Lungen und gibt seinem Mädchen auch Feuer.

„Willst du das Mädchen diese Nacht haben?" fragt er und reicht die Zigarette zurück.

Der Student würgt einen Ekel im Halse und geht weiter, ohne zu antworten. Was hat die deutsche Freiheitsbewegung mit diesem Zuhälter und seiner Hure gemein? Nichts. So spricht seine Liebe. Aber ein Gifttropfen fiel hinein. Seine Augen gehen umher und suchen in den Gesichtern. Arbeiter treiben den Strom und Soldaten. Der Student hat sich nie aus ihrem Kreis herausgestellt. Wie er dachten tausend Studenten. Sie waren ja auch Arbeiter. Aber was stellt ihn denn heute beiseite? Peter Ulf steht am Ufer des wogenden Stromes und sieht zu ...

Vier Jahre ist es her und ein paar Monate mehr. Da gingen sie alle hier vorbei, alle: Arbeiter und Bürger, Studenten und Lehrer, und Mädchen gingen zwischen ihnen, die blanke, reine Augen hatten und tiefe, selige Liebe. Brünstige Lieder sangen in die tausendfach frohen Lichter der Nacht. Peter Ulf war mitten unter ihnen, und seine Lieder waren Bekenntnisse zur Tat für sie alle.

Trog der Abend? Oder waren sie an die zertrümmerten Ufer gedrückt die andern alle, die nicht in Fabriken arbeiten und keine schwieligen Fäuste und schmutzigen Hemden tragen?

Taumelte damals Wahnsinn durch diese Straße? Hielt eine heilig gesprochene Lüge sie alle gefangen? Waren sie wilde Tiere geworden, als ihre Gesinnungen Waffen des Krieges wurden?

Wälzt sich heute geblendeter Irrtum auf rotbewimpelten Wagen dieselbe Straße entlang, demselben Ziele zu?

Das Herz des Studenten ist arm wie der alte Bettler. Ihm schenkt keiner die Wahrheit.

Vor der dunklen Universität reckt sich ein riesiger Neger im phantastischen Überwurf: „Es lebe die Freiheit!" Seine Zähne leuchten. Seine Augen sind heiß.

⁂ ⁂ ⁂

Wie eine düstere, breite Zwingburg geistert das Schloß in den November. Hier ist das Herz des Befehls. Die tausend Köpfe

Digitized by Google

davor sind heiß. Aber sie halten Ordnung.

Peter Ulf steht auf der Schloßbrücke, eingekeilt in die atmende Menge.

Mein Gott, wer ist das? Ist das nicht ...? Eine hohe, dunkelgekleidete Gestalt springt auf das Trittbrett eines geschlossenen Autos, das einen Schritt vor Peter Ulf hält. Mit sehnigen Händen zieht sich der Mann auf das Dach.

„Ruhe," donnert die Stimme. Befehl ist sie, der die Augen aufreißt und die Nerven erstarren macht. Und dann hebt sich die Gestalt frei über die Tausende vor dem Schloß. Der Mantel hat sich vorn am Halse gelöst. Ein Ordenskreuz glitzert im Laternenschein. Wie Blitz schlägt die Stimme über Tausende: „Ihr seid Rebellen! Ihr! seid Schweinhunde!! Es lebe der Kaiser!!!"

Ein Wutschrei bricht vor. Die Scheiben klirren. Hunderte stürmen das Auto. Peter Ulf davor ist wie ein Wellenbrecher.

Aber sie brechen sich selber um.

Übereinander stürzen sie, wie wenn Granaten in sie hineinplatzen.

Das sind Schüsse vom Schlosse.

Das sind scharfe Schüsse.

Angst und jähes Entsetzen stürzen auf zitternden Beinen an dem Auto vorbei.

Weinende Kinder schrein.

Die Domglocken läuten Sturm.

Salven krachen in das Geläute.

Die Hölle brüllt, und der Himmel läutet.

Als wenn ihnen die Beine in die Luft geschossen werden, so rennen sie.

Keiner hat mehr Sinn, den einsamen Mann wie einen Hund totzuschlagen, der sie so gemein beschimpft hat.

Man muß sein Leben retten ...

Der Mann ist auf die menschenleere Brücke gesprungen. „Feiges Gesindel!" spricht seine bebende Stimme.

Peter Ulf tritt vor ihn hin: „Hermann! Hermann Hammer! Bist du Hermann Hammer?" Flackernde Erregung sieht ihn aus glühenden Augen an.

„Ja natürlich bin ich Hermann Hammer und du bist Peter Ulf und bist mir seit sieben Jahren der getreuste Freund. Aber du mußt mir sagen, ob das deine Brüder sind, die dort die Affenfahne auf das Haus des Königs gesetzt haben. Ich gebe dir vorher nicht meine Hand."

Peter Ulf sieht den Freund schwer und ernst an: „Ich war dein Freund und ich bin auch in dieser Minute dein Freund. Laß den König jetzt aus dem Wort. Über ihn wird die Weltgeschichte urteilen. Nein, ich heiße nicht gut, daß die dort jetzt ihre Fesseln zerreißen, wo ihnen morgen vom Feinde das nackte Leben genommen sein kann. Aber ich lobe dich nicht, daß du sie wie Hunde peitschst, weil sie es taten. Du warst wie dein Name, als du sie schlugst. Du mußt sie verstehen lernen, wie ich es lernen muß. Das wird uns schwer werden. Aber wir müssen es. — Doch komm, Hermann. Sie hängen dich an diese Laterne, wenn sie dich erkennen."

Verachtung faltet die Herrenlippen. „Was liegt am Leben, Peter? Was liegt an meinem Leben? Um die Treue geht es. Um die Treue, die ein Leben ja erst lohnend macht. Meuterei zerriß die Treue. Die Fetzen hängen rot auf den neuen Staatskarossen, einer dort auf dem Schloß. Ich kann Treulosigkeit nicht verstehen."

Seine Worte werden tief aufgenommen. Spricht hier Wahrheit?

„Ich habe dich vier Jahre nicht gesehen, Hermann. Da kann Fremdes zwischen Freunde treten. Das Neue kam zu überraschend. Wir müssen erst wieder Ordnung schaffen in unseren Gedanken, müssen die neuen aufnehmen und ihre Befehle erfüllen. Eines aber steht fest: unserm armen Volke bin ich treu, solange ich atme. Komm, Hermann."

Ihre Hände wachsen zusammen.

* * *

Die Mitternacht schaut mit schwarzen Augen in Peter Ulfs helle Stube hinein. Die liegt weit draußen am Rande der Stadt, dort, wo der Wald sich noch an die Häusermassen heranwagt. Die Freunde haben einen weiten Weg durch den Tiergarten hinter sich. Peter Ulf ist still neben dem Freunde hergegangen. Was ist alle seine Not gegen die Not des Einsamen? Vier zerfetzte Jahre sprachen da. Von schweren Blutkämpfen erzählten sie mit schlichten Worten, die einem das Herz frieren machen konnten. Was Briefe nicht hergeben mochten, trieb der Drang der Stunde zum Bekenntnis: die freiheitsehnende Dichterseele war vier Jahre lang eingeschnürt gewesen von dem unerbittlichen Befehl: Gegenwartsherr sein! Kommandeur sein! Für das Leben von Hunderten bürgt dein Gehorsam! Alles selige Wünschen war nutzloses Träumen, das nur den Sinn verwirrte. Das mochte Erfüllung werden in kommenden Tagen des Lichtes, des kommenden Menschen.

Nun schrie Verzweiflung heraus: zu diesem Ziel also alles? Damit eine Welt zusammenbricht, die mit Liebe und Treue umgebaut werden sollte, wenn alle lebendig gebliebenen Kräfte dazu helfen konnten?

Digitized by Google

Damit ein Abgrund von Irrsinn aufgerissen wurde? Darum hatte der Einsame vier Jahre ohne Erquickung im Feuer gelegen? Waren seine Sinne wirr gewesen, daß er nicht einen Tag daheim war, seit die Waffen die Hölle heraufgeholt hatten? Der Schmerz ballte die Fäuste: meine Treue ließ es nicht zu.

Was nun?

Hermann Hammer sitzt müde im tiefen Sessel am warmen Ofen. Seine wehen Gedanken werden von den gütigen Bildern der nächtigen Stube gestreichelt. Hier durfte der Freund schon zwei Jahre arbeiten, indes er draußen tagtäglich und stundstündlich starb. Peter Ulf bereitet einen heißen Trank.

„Was willst du nun tun?" fragt er ernst den Freund.

Hermann Hammer hat Bitterkeit um den Mund.

„Ich werde Einsiedler werden. Lach' mich doch aus, Peter. Ich will verschont bleiben von pöbelhaften Instinkten einer neuen Zeit. Dort, wo der Wald am dichtesten ist, wo die einsamste Stille wohnt, dort, wo sich das Grün der Bäume und das tiefe Blau des Himmels sanft berühren, dorthin ziehe ich mich zurück. Ich will nicht mehr sehen von untreuen Menschen. Ich will Bauer werden. Wie ein Hund lebte ich die vier Jahre. Das zusammengelegte Geld muß reichen, mir irgendwo eine abgelegene Scholle zu kaufen."

Peter Ulf stellt den Trank und ein brennendes Licht auf den kleinen Tisch vor den beiden Sesseln und schiebt dem Freunde die Schale mit Zigaretten zu. In seinen Händen zittert Erregung.

„Arbeiten müssen wir, Hermann Hammer, und Männer wie du gehören jetzt hierher an den vordersten Pflug. Deine Treue hat vier Jahre im Feuer gehalten, wie wohl keines anderen gehalten hat. Aber ist es nicht so, daß deine Treue ein Nichts ist, wenn sie jetzt versagt, wo die deutsche Erde bebt und wankt? Ich heiße die treulos, die jetzt ihre Kräfte verschließen. Und wenn du dich ekelst vor schmutzigen Händen und üblen Instinkten, du mußt helfen, daß sie rein und gut werden. Was war der Kaiser? Er vertrat das Volk. Du schwurst ihm deinen Eid. Nun ist kein Kaiser mehr. Dein Eid gilt nun dem Volk. Du mußt ihn einhalten, sonst bist du meineidiger als die, die du heute Rebellen und Schweinehunde nanntest."

Peter Ulf hat langsam gesprochen und seine ganze Liebe genommen und sie in seine Worte gelegt. Sie sollen Schranken fortnehmen und zu neuem Tun helfen.

Hermann Hammer sieht in die Augen des Freundes. Heilig ist diese Stunde. Darum spricht er nichts Dunkles hinein. Seine großen guten Hände umfassen ein kleines Bild, das auf dem Tisch unter der Kerze steht.

„Wer ist das, Peter Ulf?"

„Maria Lenz," antwortet der leise.

„Wer ist Maria Lenz?"

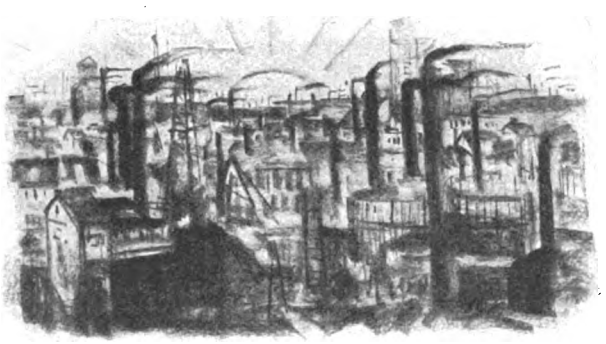
„Meine Heimat."

Ganz tief lehnt sich Hammer in den Sessel zurück. Helle Lichter laufen auf seinen Weg.

„Ach ja, Peter. Das kann Heimat sein. Ich möchte einmal wieder ein Paar leuchtender Mädchenaugen sehen. Ich möchte eine Treue spüren, die mich von tauben Gedanken frei macht und mir diese lähmende Verzweiflung von den Händen nimmt. Ja ja, Peter, wir müssen arbeiten . . ."

— — — — — — — — — — —

Der Freund ist gegangen. Peter Ulf öffnet beide Fensterflügel. Kalt atmet die Nacht an sein heißes Gesicht. Über die Dächer rollen Schüsse. Fern im Osten dämmert der rote Morgen.



Die vier Bilder zeichnete Paul Paeschke

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Dr. Paul Weiglin

Arthur Schnitzler: Casanovas Heimfahrt (S. Fischer, Berlin) — Peter Bergell: Die linke Landgräfin (Max Hesse, Berlin) — Ludwig Diehl: Wilphilde (Strecker & Schröder, Stuttgart) — Werner Jansen: Gudrun (Georg Westermann, Braunschweig) — Peter Michel: Die Geschichte von der Butter (Albert Langen, München) — Erich Marcks: Männer und Zeiten (Quelle & Meyer, Leipzig)

Mancher Leser wird die neue Schnitzlersche Novelle ‚Casanovas Heimfahrt' mit einem Gemisch von Bewunderung und Widerwillen aus den Händen legen. Es wird ihm gehen wie dem Geschichtsforscher, der eigentlich immer noch nicht weiß, was für ein Mensch der venezianische Abenteurer gewesen ist. War er nur ein verwegener Glücksritter und begabter Hochstapler? Oder zählt er zu den ergreifenden Gestalten der Ruhelosen, der Ewig-Unbefriedigten? Darf er sich den Don Juan und Faust als verwandten Schlages gesellen oder ist er ein durchtriebener Erzschelm? Ist er mit seinen Vorzügen und Lastern der Ausdruck eines unendlich reichen, aber innerlich verfaulten Jahrhunderts, oder wandelt er bloß als eine sonderbare Mißgeburt über die Bühne seiner Zeit? Die vielbändigen Erinnerungen Casanovas geben auf diese Fragen keine unzweideutige Antwort. Sie sind berüchtigt als lasterhaft und erschrecken in der Tat durch die völlig ungeistige Art, mit der der gealterte Verfasser die unabsehbare Reihe seiner Liebesgeschichten überblickt. Und dennoch stehlen sich in die Erzählung, welche auf lange Strecken wirkt, als habe sie ein Prahlhans in der Kunst der Liebe oder vielmehr der Lust geschrieben, andere Töne, die uns aufhorchen lassen, wenn wir der Bettabenteuer des Helden müde werden. Es sind Töne unbändiger Lebensfreude und verhaltener Schwermut, vor allem aber einer oft großartig wirkenden Unbefangenheit. Und diese Töne hat Arthur Schnitzler vernommen, als er seine Novelle schrieb.

Anderes, Wienerisches, Schnitzlersches kam hinzu, um diesen Eindruck zu vertiefen. Man hat in einem Gassenhauer die Stimmung der Donaustadt ausgedrückt gefunden: „Es wird schöne Madeln geben, und wir werden nimmer leben." In diesen platten Worten finden sich Daseinslust und Abschiedsweh zu einem gefühlsseligen Einklang, und dieser Einklang beherrscht weithin auch das Schnitzlersche Schaffen. Die Lust ist angekränkelt von Todesfurcht, versüßt von Todessehnsucht. Der Dichter liebt die weichen Spätsommerabende, in deren laue Luft ab und zu bereits die Schauer des kommenden Herbstes stoßen. Schildernswerter als die trunkene Wonne des Sichfindens zweier Liebenden erscheint ihm die schmerzliche Wollust des Scheidens, und der Abschied ist es, der auch den Vorwurf dieser Novelle bildet, freilich nicht der Abschied von der Geliebten — wie käme ein Mann wie Casanova dazu, eine solche Alltäglichkeit ernst zu nehmen? —, sondern der Abschied vom Leben mit all seiner Fülle.

Schnitzlers Casanova steht im dreiundfünfzigsten Lebensjahr. Längst jagt ihn nicht mehr die Abenteuerlust der Jugend, sondern die Ruhelosigkeit nahenden Alters durch die Welt. Seit einem Vierteljahrhundert, seit der berühmten Flucht aus den Bleikammern, ist er aus seiner Vaterstadt verbannt, aber mit wachsender Inbrunst sehnt er sich nach der Heimfahrt und wartet ungeduldig in Mantua den Bescheid auf eine erneute Eingabe an den Rat von Venedig ab. Er ist ein herabgekommener Schlucker geworden, der von Almosen oder vom Glücksspiel lebt und dem es wie ein höchstes Glück erscheint, in der Vaterstadt „als der geringste ihrer Bürger, als ein Schreiber, als ein Bettler, als ein Nichts — sein einst so prangendes Dasein zu beschließen". Der Lebenskünstler von ehedem ist ein Grillenfänger geworden, der ein paar Liebeshändel ohne Vergnügen und nur nach alter Gewohnheit betreibt und dem die Welt sinnlos und widerwärtig erscheint. Da kreuzt Herr Olivo seinen Weg, ein alter Bekannter, dessen Glück er vor sechzehn Jahren begründet hat, indem er der Schwiegermutter des guten Mannes, nachdem er sie und ihre Tochter sehr genau und doch nur flüchtig kennen gelernt, hundertfünfzig Goldstücke zur Aussteuer des jungen Paares spendete. Er folgt der freundlichen Einladung Olivos auf sein Landgut, um sich dort einige Tage des Wartens zu verkürzen. Amalie, Olivos Gattin, empfängt ihn mit den zärtlichsten Gefühlen, aber er achtet ihrer nicht, denn schon der Name Marcolinas, einer Nichte Olivos, erfüllt seine Einbildung mit heißen Wünschen, und als er das zierliche Mädchen sieht, packt ihn die fieberhafte Sehnsucht, es zu besitzen. Der stürmische Sieger in unzähligen Liebesschlachten stößt auf Widerstand. Marcolina pflegt eine so wenig weibliche Liebhaberei wie höhere Mathematik, und als ihr Herr Casanova, Chevalier von Seingalt, vorgestellt wird, lächelt sie nicht anders, als wenn man ihr irgendeinen gleichgültigen Namen genannt hätte, in dem kein Klang von Aben-

Digitized by Google

teuern und Geheimnissen verzitterte. Er weiß, daß er alt ist. Er kennt die Runzeln seiner Stirn, die Falten des Halses, die tiefen Rinnen, welche von den Augen den Schläfen zu führen; ein Eckzahn fehlt ihm; seine mageren Hände tragen blaugeschwollene Adern; die Nägel seiner kralligen Finger sind durch kleine gelbe Flecken entstellt. All das weiß er, und wahnsinnig erscheint es ihm, daß Amalie in ihm immer noch den Geliebten ihrer Jugend sieht, fast so närrisch, wie daß er Marcolina besitzen will. Aber er muß sie in die Arme schließen und versteigt sich in seiner Tollheit zu dem Versprechen, der Geliebten von ehedem eine zärtliche Stunde zu schenken, wenn sie ihm Marcolina gewinnen helfe. Das kann Amalie nicht. Marcolina ist tugendhaft, und grade ihre Herbheit und Keuschheit reizen Casanova. Er genießt vor ihr Augenblicke der Andacht, der Hingegebenheit ohne jedes Verlangen. Sie soll ihn jung machen, und er beschwört seinen einst unwiderstehlichen Zauber, ohne ihre kühle und spöttische Überlegenheit zu brechen. Er muß erkennen: seine Macht ist dahin; nur wo er Erinnerung bedeutet, vermag sein Wort, seine Stimme, sein Blick noch zu bannen; seiner Gegenwart ist die Wirkung versagt; vorbei ist seine Zeit.

Ein Nebenbuhler erscheint, Lorenzi, ein Offizier. In ihm tritt Casanova sein eigenes Bild, um dreißig Jahre verjüngt, entgegen, und erschauernd fragt er sich: „Bin ich etwa in seiner Gestalt wiedergekehrt? Da müßte ich doch vorher gestorben sein ..." Und es durchbebt ihn: „Bin ich's denn nicht seit lange? Was ist denn noch an mir von dem Casanova, der jung, schön und glücklich war?" Vor den Augen der Welt hat Marcolina die Bewerbung des jungen Offiziers abgewiesen; er tröstet sich offenbar in der Liebschaft mit einer Marchesa, deren Gatte den Ehebruch mit grollendem Selbstspott duldet. Aber in Wirklichkeit steht Marcolina mit Lorenzi im innigsten Einverständnis. Casanova bemerkt, wie sich der glückliche Liebhaber des Nachts aus dem Fenster der mathematischen Schönen stiehlt. Was ist das für ein Gott, der nur den Jungen hold ist und die Alten im Stich läßt? So wird ihm dieses Erlebnis zu einer Probe auf die Gerechtigkeit der Weltordnung; er muß Marcolina besitzen.

Vorsichtig geht er zu Werke, und ein Zufall kommt ihm zu Hilfe. Lorenzi ist eine Ehrenschuld gegen den Marchese eingegangen. Er stürzt ins Verderben, wenn er den rachdurstigen Alten nicht befriedigen kann. Casanova erbietet sich als Retter, doch er verlangt dafür eine Nacht bei Marcolina. Lorenzi ergibt sich in die harte Bedingung. Casanova schleicht sich nackt, nur mit dem Mantel des Offiziers bekleidet, zu der Geliebten, erfährt das beseligende Gefühl der Erfüllung und wähnt, daß der Betrug in den namenlosen Entzückungen dieser Nacht zur Wahrheit geworden sei. Aber als Marcolina ihn erkennt, betrachtet sie ihn mit Grausen. Er selbst erblickt sich mit nüchternen Augen als den alten Mann, der er ist. List hat sich gegen Vertrauen, Lust gegen Liebe, Alter gegen Jugend namenlos und unsühnbar vergangen. Wortlos schwingt sich Casanova aus dem Fenster ins Freie. Dort erwartet ihn Lorenzi, den er im Zweikampf tötet. Dann fährt er eilend heim nach Venedig, und als er dort in einer Kneipe die Kunde vernimmt, daß ein Offizier aus Mantua umgebracht worden sei, ist ihm zumute, als ginge ihn die Sache nichts an, ja, er fühlt sich von einer Unruhe befreit.

Schon die knappe Inhaltsangabe läßt erkennen, wieviel Unerquickliches diese Novelle bietet. Es fehlt auch nicht an ekelhaften Auftritten, wie der Verführung der dreizehnjährigen Tochter Olivos, womit sich in fast possenhafter Wirkung die Manneskraft Casanovas im dritten Geschlecht erprobt. Gänzlich unbefriedigend ist der Schluß, der den alten Abenteurer in derselben Verfassung zeigt wie der Anfang der Novelle. Man glaubt nicht recht, daß diese so beschämend verlaufene Liebesgeschichte die tragische letzte war. Die geschlechtlichen Bedürfnisse Casanovas sind meisterhaft geschildert, und ein Arzt, der sich mit der Seelenkunde krankhaft erregter Menschen befaßt, wird an Schnitzlers Beobachtungskunst seine Freude haben. Andere Leser jedoch werden ihr Urteil über Casanova weniger gelehrt als volkstümlich-derb dahin zusammenfassen, daß sie ihn für einen alten Bock erklären. Und wer das sagt, braucht nicht einmal vor den zahlreichen Schönheiten der Novelle die Augen zu schließen. Der Zweikampf der beiden nackten Männer im Garten etwa prägt sich dem Gedächtnis unauslöschlich ein, und mit dem Helden stehen wir wie vor einem verlorenen Paradies, als sein Name, von einer schweigenden und unsichtbaren Klosterfrau ausgerufen, zum erstenmal mit dem vollen Klang der Liebe an sein Herz dringt. Auch Schnitzlers erlesene Sprachkunst zeigt sich in dieser Novelle in dem ihr eigentümlichen matten, aber edlen Glanz. Die ebenmäßig gebauten Sätze atmen eine gebändigte Leidenschaft. Unser Deutsch, das so gern regellos wuchert, ist in eine strenge Pflege genommen. Man könnte manchmal glauben, eine gute Übersetzung aus dem Französischen zu lesen, und damit treffen wir auf das, was dieser Novelle wohl den Weg zu unserm Verstand und unserer Bewunderung, aber schwerlich zu unserem Herzen und unsrer Liebe öffnet: es ist ein Erzeugnis aus zweiter Hand, Literatur über Literatur.

Einen ausgezeichneten novellistischen Vorwurf hat sich Peter Bergell erkoren, als er die ‚Linke Landgräfin' schrieb, das heißt die Geschichte der Doppelehe Philipps des Großmütigen von Hessen. Der Verfasser hat die in Marburg vergessen ruhenden Briefe des Reformationsfürsten gehoben, und ihre urwüchsige Kraft und treuherzige

Digitized by Google

Gesinnung haben ihn gereizt, sie einer „Historie“ zugrunde zu legen. Er will an der Hand dieses einzigartigen geschichtlichen Beispiels ergründen, ob es möglich sei, daß die Seele eines Mannes gleichzeitig zwei Frauengemüter erfüllt, so daß zwei „synchrone glückliche Ehehen mit allen den wunderbaren ethischen Vorzügen der Monogamie erfolgreich dahinfließen“. Er berichtet nun mit urkundlicher Genauigkeit die zahlreichen Schwierigkeiten, die sich Philipps Plan entgegenstemmen, und wie er es endlich doch erreicht, das Fräulein Margarete von der Sale als zweite, mit der ersten gleichberechtigte Gattin heimzuführen. Casanova würde nie begriffen haben, wie ernst Philipp von Hessen die Angelegenheit nimmt, und es spricht wirklich für den sittlichen Gehalt des Mannes, daß er in zähem und klugem Ringen den Widerspruch geistlicher und weltlicher Gewalten zum Schweigen brachte. Seltsam berührt uns heute das sittsame Mäntelchen, das der Landgraf sich umhängte und das auch in Luthers Augen seine Blöße deckte. Seine eine Ehe befriedigt ihn nicht; um sich und seine Seele aus einem Lotterleben zu retten, schließt er die zweite. Der kühne Schritt hat Erfolg. Die zweite Ehe, die in reiner Liebe, aus „bewegenden Ursachen“, nicht aus bloßer Brunst geschlossen wird, reinigt die erste, und glücklicher als alttestamentarische Vorbilder findet Philipp auch den äußeren Rahmen, in dem sich seine Doppelehe abspielt: getrennte Haushaltungen, zwischen denen er in längeren Zeiträumen wechselt, weil die schnelle Umschaltung der Empfindungen die Seele verbraucht. Bergell bewundert den Landgrafen. Er schreibt seinem Herzen eine sonderlich starke Liebesfähigkeit zu, die sich auf zwei verschiedene Wesen mit gleicher Innigkeit einstellen konnte. Was der Leser vermißt, ist freilich die Hauptsache. Der Mann steht in dieser dreieckigen Geschichte scharf umrissen vor uns. Die Frauen dagegen verschwimmen in einem ungewissen Dämmerlicht. Wie sie sich mit der Doppelehe abgefunden haben, erfahren wir nicht. Zu offenem Zwist ist es freilich nicht gekommen, und als Philipp von Karl V. in harter Haft gehalten wurde, haben sie beide nach ihren Kräften an seiner Befreiung gewirkt. Aber der Fußfall, den Christine, die rechte Gattin, vor dem Kaiser tat, den tat sie, will uns scheinen, vor allem als Landgräfin, und wenn es der Verfasser als ein Wunder preist, daß Philipp mit zwei Frauen glücklich wurde, so dünkt es uns noch ein größeres, daß sich zwei Frauen an einem Mann in Frieden genügen ließen. Bergell behauptet, das sei der Fall gewesen; seine Urkunden sprechen offenbar nicht dagegen. Aber den Weg zu diesem außerordentlichen Ergebnis beleuchtet er bei weitem nicht so hell wie die staatsmännischen Kniffe des verschlagenen Landgrafen.

Kein Verständiger wird aus dem Buch eine Empfehlung der Doppelehe herauslesen oder gar eine Anleitung, wie sie am besten einzurichten sei. An mehr als einer Stelle betont der Verfasser, daß es sich hier um eine einmalige Begebenheit handle, die in der Weltgeschichte nicht ihresgleichen finde, und sicher ist er mit Luther der Meinung, daß die groben Bauern dem Exempel nicht zu folgen haben. Um so drolliger wirkt es, wenn er sich in seiner Liebe zum Gegenstand vergißt und in staunender Bewunderung vor Christines großherzigem Entschluß ausruft: „Eine jüngere und kühnere Sarah war in der deutschen Fürstin erstanden, vielleicht ein Vorbild, späteren Generationen den Weg zu weisen zu höherer menschlicher Vollendung.“ Von den Kämpfen, die dieses „Vorbild“ geschaffen, erfahren wir kein Wort.

Bergell hat nach der Vorrede das Buch aus rein stofflichen Gründen geschrieben, um des Sittenbildes willen, das sich da, unabsichtlich fast, ergab. Auf geschichtliche Treue kommt es dem Verfasser vor allen Dingen an, auch in der Sprache. Er führt deshalb nicht nur aus Briefen und Urkunden wörtlich an, sondern sprenkelt auch seine eigene Sprache mit frühneuhochdeutschen Brocken, ein nicht unbedenkliches Verfahren, denn dieser gemischte Stil läßt den Leser in Unsicherheit darüber, ob er es mit einem Werk gelehrter Forschung oder schöpferischer Dichtung zu tun hat.

Einen geschichtlichen Roman nach dem bewährten Muster von Hauff und Scheffel hat ein neuer Mann namens Ludwig Diehl geschrieben. Die Erzählung, wie sie sich bescheiden bezeichnet, heißt ‚Wilphilde‘ und spielt in Oberschwaben zur Zeit Konradins, des letzten Hohenstaufen. Diehls Erfindungsgabe ist nur schwach. Was sich auf den 300 Seiten seines Buches ereignet: Turnier und Römerzug, Fehde zwischen Rittern und Städtern, dazu ein bißchen Liebe, hält sich ganz in den überlieferten Formen der Geschichten, die im ‚Jugendfreund‘ das Entzücken unserer Knabenjahre bildeten. Wenn das Buch trotzdem an dieser Stelle empfohlen wird, so geschieht das Vorzügen zuliebe, die selten geworden sind, obwohl sie selbstverständlich sein sollten: es ist deutsch und es redet deutsch. Der Verfasser liebt sein Vaterland und seine Geschichte. Mit herzinniger Freude malt er eine Bodenseelandschaft oder schildert den Glanz eines ritterlichen Festes. Er geht dabei gar nicht großzügig vor, aber treu und gewissenhaft. Abhold jeder Kunsttheorie kitzelt es ihn, seine mittelalterliche Geschichte mit kleinen Anspielungen auf neudeutsche Politik zu spicken, und wir freuen uns seiner mannhaften Rede, die da raten läßt: „Rüstet! rüstet! und mißtraut!“ Wenn wir an das Buch zurückdenken, erscheint es uns wie ein mit etwas dünnen Wasserfarben sehr andächtig und reinlich gemaltes Bild, in dem wir ein Stück von unserm Besten wiederfinden, und dafür sei Ludwig Diehl bedankt.

Ist Diehls Begabung ganz auf dem Boden des alten Deutschlands erwachsen, strebt er

Digitized by Google

Männern nach, für die das Kaiserreich die reife Frucht einer durch Jahrhunderte gehenden Entwicklung war, so ist Werner Jansen das Kind des neuen Deutschlands, das nach erweiterten Daseinsformen suchte und darüber zugrunde ging. Seine ‚Gudrun', die er dem Nibelungenroman, ‚Das Buch Treue' hat folgen lassen, erscheint uns deshalb in einem doppelten Sinne historisch: selbstverständlich wegen des Stoffes; sodann aber wegen der Stimmung. Wir waren während des Krieges und auch schon in den Jahren vorher reizbar geworden. Wir kannten unsere Stärke und waren stolz darauf. Jedoch ganz sicher fühlten wir uns ihres Besitzes nicht, und was uns an ruhigem Selbstbewußtsein fehlte, ersetzten wir durch Geschwollenheit. Jansen ergeht es ähnlich. Die Handlung der mittelhochdeutschen ‚Gudrun' läßt er im ganzen unangetastet. Mit die wichtigste Erweiterung des Gegebenen ist, daß er den Zwist zwischen Hegelingen und Normannen tiefer als durch den Frauenraub begründet: der echte Deutsche steht gegen den verwelschten Mischling. Auch die Art, wie die im alten Liede etwas gleichmäßig geratenen Helden, Siegfried von Moorland, der Bauernkönig, Frute, der verschlagene Schmied, Horand, der Sänger, mit bezeichnenden Zügen ausgestattet werden, zeugt für die neuschaffende Begabung Jansens. Schwerer will uns dagegen in den Sinn, daß die ganze Geschichte in der Gegenwartsform erzählt wird. Der Verfasser erzielt dadurch zweifellos eine starke Spannung, die der allgemein bekannte Inhalt allein nicht bewirken könnte. Freilich läuft er anderseits Gefahr, daß mancher sich von dieser nervösen ‚Gudrun' abwendet. Hinzu kommen Gesuchtheiten und Plattheiten des Ausdrucks. Jansen strebt nach eigentümlicher Prägung. Er will nicht dem alten Liede nachstammeln, sondern in dem Roman seine dichterische Persönlichkeit offenbaren. Aber Gefühle und Gedanken, die in einer tüftelnden Geschichte von heutzutage am Platze wären, gehen nicht mit den alten Recken zusammen. Wer glaubt daran, daß Frutes kahle, kluge Lippen beim Anblick Gudruns einem geheimen Kuß entgegenschwollen? Ist es nicht übler Salonstil, wenn Hartmut der Heldin „goldene Schönheit noch einmal mit verzehrender Seele faßt?" Und wenn es weiter von Gudrun heißt: „Das Leben greift zum erstenmal offen nach ihr, löst sie aus dem Arm der Eltern und stellt sie unsanft in den Mittelpunkt schroffer Ereignisse," so könnte das von der Heldin eines Zeitungsromans berichtet werden. Jansens Liebling ist Horand, dessen Rolle bedeutend erweitert worden ist und mit ihr der Kreis seiner Gedanken. Er klagt über das betrügerische All, das sich nicht nach unseren Stimmungen richtet, sondern sein eigenes Spiel spielt, und als König Hettel fällt, erwacht seine nie erstorbene Liebe zur Königin Hilde: doch er will ihr nicht nachgeben, denn immer würde sich der Schatten des Toten zwischen die Liebenden drängen. Das sind nach Jansen Ausdrucksmittel unserer Zeit, aber sie passen nicht für Gudrun. Sie würden auch jedem andern Stoff schlecht anstehen, weil es gespreizte Redensarten sind.

Der der Kronprinzessin gewidmete Gudrun-Roman soll ein Ehrendenkmal unseres Volkes sein. Jansen sieht wie sein Horand die Tugenden seines Volkes „beglänzt von jenem ewigen Schein, den alles Beständige und die Zeiten Durchdauernde gleich einer heimlichen Krone trägt". Peter Michel schreibt in trockenster Prosa die ‚Geschichte von der Butter' und sieht bei dieser Gelegenheit das liebe deutsche Volk von einer anderen Seite. Er schildert und erklärt, wo die Butter im Weltkrieg hinkam, daß die meisten nur noch Spuren davon sehen, und wenn Michels Seelenkunde auch nicht alle Geheimnisse erschließt, an denen wir zugrunde gegangen sind: einige Lichter steckt er doch manchem auf, der verzagt auf das Trümmerfeld schöner Hoffnungen starrt. Er klagt nicht an. Es ist so verständlich, daß die Bäuerin Kuchen bäckt, daß der Schulmeister Bezugscheine gegen Butter ausgibt, daß der Pfarrer verhungerte Verwandte aus der Stadt mit Butter aufpäppeln will — kurzum, daß die begehrte Fettigkeit sich überallhin verläuft, nur nicht dorthin, wo sie der Assessor in der Stadt haben möchte. Dieses sich ständig wiederholende Unglück wird in einer Reihe humorvoller und doch bitterernster Bilder dargestellt, von denen das eine sich sogar zu einer kleinen Novelle auswächst. Wir meinen die Geschichte von der Lene, die sich mit dem Franz einläßt, falls der andere etwa nicht mehr käme, und, in ihrer Liebe betrogen, schuftet und wirkt, so daß sie in ihrem verhärteten Zorn die einzige ist, die ihre Pflicht gegen den Staat erfüllt. Nachdenklich legen wir das Büchlein aus der Hand. In diesen kleinen Sünden steckte ein Keim zu unserm Verderben.

Aber gewaltig war, was unterging, und wer sich über die Not der Gegenwart trösten will, der greife zu den beiden Bänden, in denen Erich Marcks ‚Männer und Zeiten' an uns vorüberziehen läßt. Manche der hier gesammelten Aufsätze sind in diesen ‚Monatsheften' zuerst erschienen, und unsere Leser kennen den geschichtlichen Weitblick und die künstlerische Darstellung des klassischen Bismarckbiographen. Sein Werk bietet uns heute mehr als Belehrung und Genuß. Mag er ein Bild Friedrichs des Großen oder Roons entwerfen, mag er sich der Bismarckschen Persönlichkeit von verschiednen Seiten nähern, mag er das Verhältnis von Deutschland zu England beleuchten, mag er die Fäden der Ereignisse von 1814 über 1864 zu 1914 verfolgen — immer vernehmen wie die Stimme eines Mannes, der an sein Volk mit begeisterter Liebe glaubt, und solcher aus Erkenntnis unsrer Kräfte gewonnener Glaube ist ein Trost in den Wirren der Gegenwart.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Puppen von Lotte Pritzel und von Marie Marc-Schnür — Klingers Leipziger Tafelaufsatz — Landhäuser von Prof. Paul Schultze-Naumburg — Zu unsern Bildern

Längst ist die Puppe aus einem Spielzeug des Kindes ein Prunkstück der Dame geworden. In gutgemeintem Eifer rückte man ihr mit künstlerischen Grundsätzen auf den Balg, wandelte ihre süße Vornehmheit in volkstümliche Derbheit und behandelte sie als Einzelwesen. Die Phantasie des Kindes freilich wußte diesen Bemühungen wenig Dank und hing nach wie vor an den dürftigsten Vertreterinnen der Gattung. Dafür wandte sich der Spieltrieb der Großen den neuen Schöpfungen zu und entwickelte sich in manchen Fällen zur Leidenschaft des Sammlers. Niemand wird so stilvolle Puppen wie die „Nachbarinnen" von Marie Marc-Schnür oder so überfeinert zierige wie die von Lotte Pritzel Kindern in die Hände gehen. Das sind keine Spielsachen, sondern empfindsame Anmerkungen zur Kulturgeschichte. —

Phantasiepuppen von Lotte Pritzel

Seit kurzer Zeit ist im Städtischen Museum der bildenden Künste zu Leipzig aus dem Ratssilberschatz der Stadt der Klingersche Tafelaufsatz ausgestellt und damit der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Es ist das einzige derartige Prunkgerät, das der Meister geschaffen hat, und besteht aus drei Teilen, dem hier abgebildeten Blumenschmuckaufsatz und zwei kleineren Putten, die Fruchtschalen tragen. Das Ganze ist ein Geschenk Leipziger Bürger sowie Leipziger und deutscher Buchhändler zur Einweihung des neuen Rathauses 1906. Alle drei Aufsätze sind in Silberguß ausgeführt. Der unsere zeigt ein kauerndes Weib, das einen aus Drahtgeflecht gebildeten Korb trägt und dessen glatter Leib sich wirkungsvoll in der auf Delphinen ruhenden Onyxplatte spiegelt. Ungemein lebendig sind die Arme emporgereckt. — Nur noch einmal hat Klinger ein Bildwerk in Silber ausgeführt: die als Einschaltbild wiedergegebene „Galathea" (zw. S. 96 u. 97). Ihrer Schönheit bewußt sitzt die Frau auf einem spiegelblanken Marmorblock. Ein kleiner Liebesgott schmiegt sich zwischen ihre Beine und blickt lächelnd zu ihr empor. Sehr kühn ist, wie die Frau das linke über das rechte Bein schlägt. Dieser launische Mißklang paßt zu dem rein sinnlichen Wesen dieser Gestalt.

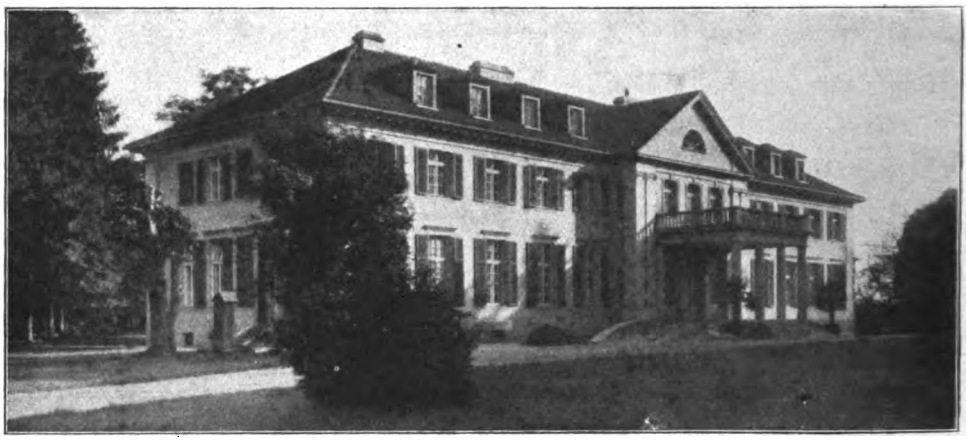
Die Nachbarinnen. Puppen von Marie Marc-Schnür (Aus dem Hohenzollern-Kunstgewerbehaus in Berlin)

Digitized by Google

Tafelaufsatz aus dem Leipziger Ratssilber. Von Prof. Max Klinger

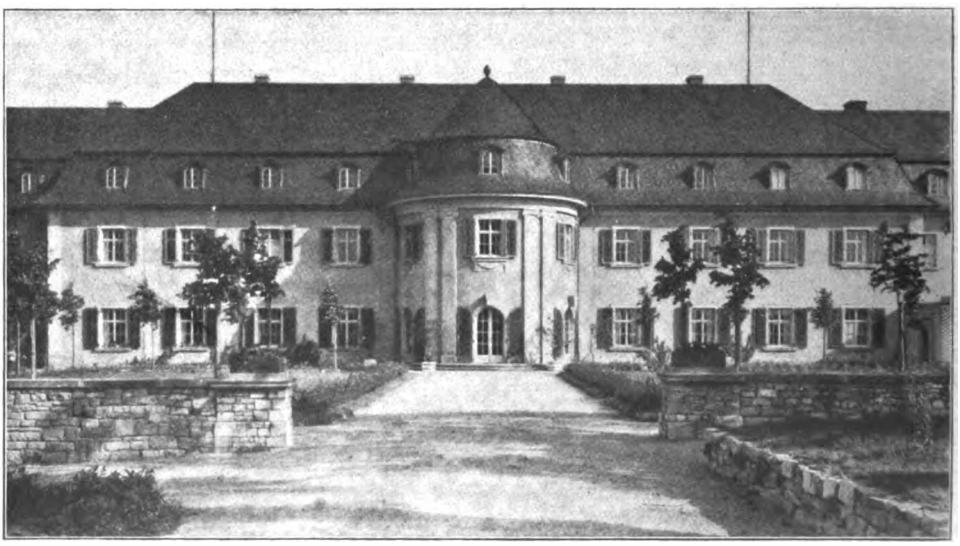
Aufgestellt im Klinger-Saal des Städtischen Museums der bildenden Künste zu Leipzig
(Photographieverlag von E. A. Seemann in Leipzig)

Digitized by Google



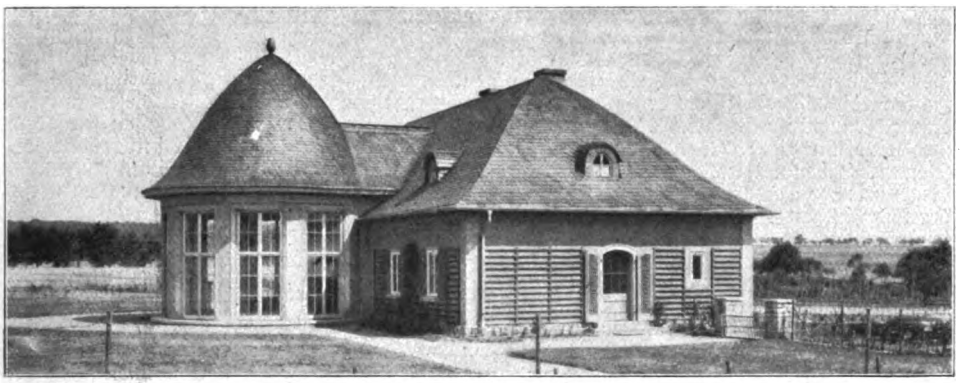
Gutshaus in Jalkowicz. Erbaut nach dem Entwurfe von Prof. Paul Schultze-Naumburg

Im Gegensatz zu Bernhard Pankok, der sich auch in baulichen Aufgaben gern als Romantiker zeigt, steht Professor Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen, von dessen bürgerlicher Kunst wir einige neue Proben geben. Schloßartig wirkt das Gutshaus in Jalkowicz in Kroatien, ein Bau von schlichter Vornehmheit, der an Fürstensitze erinnert, wie sie im ausgehenden 18. Jahrhundert in kleinen deutschen Landeshauptstädten errichtet wurden. Eine Aufgabe, wie sie dem Baumeister nur selten vorkommt, war in Marienthal gestellt. Es handelte sich darum, ein Gut mit allen Gebäuden neu aufzubauen. Wir zeigen das Wohnhaus von dem freilich noch etwas zurückgebliebenen Garten aus, einen langgestreckten Bau mit schön gegliedertem Barockdach und einem gemütlichen Rundbau, der, die Mitte bezeichnend, unten einen kleinen Gartensaal und oben das Kinderzimmer enthält. Die Formen des Gutshauses klingen im Gärtnerhaus nach; hier ist im Rundbau ein Winterpflanzenraum untergebracht. Sehr einfach ist das Haus des Inspektors; seinen Hauptschmuck empfängt es durch das Uhrtürmchen, von dem zu Mittag und Feierabend ein Glockenspiel ertönt. Eine fesselnde Aufgabe bot sich dem Künstler mit dem Wohnhaus eines Arztes in Nordhausen, wo es galt, die Verbindung mit der alten Stadtmauer auszunutzen. Es geschah, indem das Sockelgeschoß den Kraftwagenschuppen aufnahm und die Wohnräume ins erhöhte Erdgeschoß aufrückten. Der Eingang führt über eine kurze Treppe zu einem Vorplatz. Das Potsdamer Landhaus endlich ist ein geschickter Neu- und Anbau. Ursprünglich war es ein sehr unscheinbares, niedriges und einstöckiges Häuschen. Es erhielt einen ersten



Gutshaus Marienthal. Erbaut nach dem Entwurfe von Prof. Paul Schultze-Naumburg

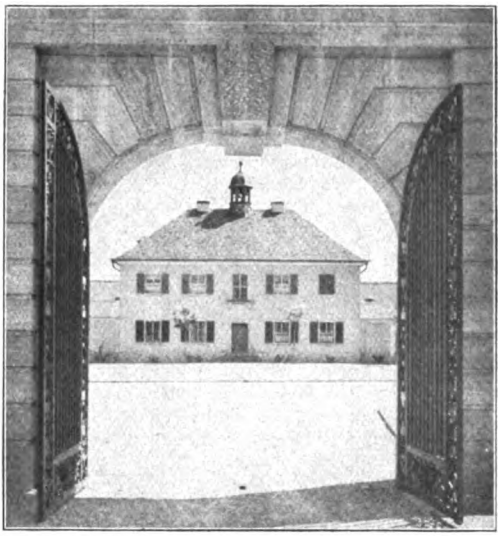
Digitized by Google



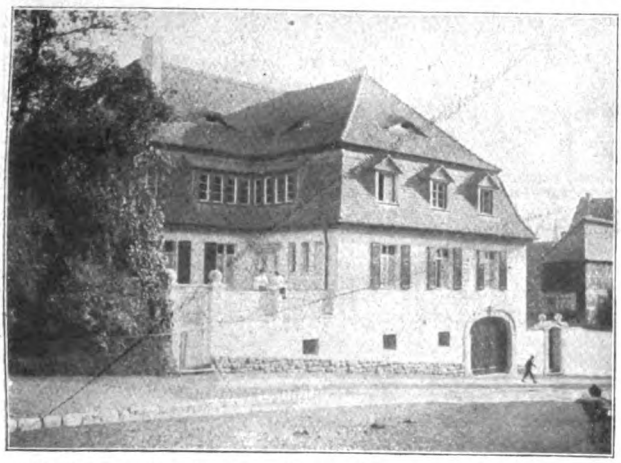
Gärtnerhaus auf Marienthal. Erbaut nach dem Entwurfe von Prof. Paul Schultze-Naumburg

Stock, einen Giebel und eine Glashalle und sieht nun bei aller Bescheidenheit vornehm aus, ein rechter Beweis für Schultze-Naumburgs Kunst, mit geringen Mitteln helle und freundliche Wirkungen zu erzielen, eine Kunst, die in unserer kargen Zeit besonders wertvoll ist.

Das Titelbild dieses Heftes stellt einen Innenraum von Wilhelm Blanke dar, einem in Steglitz ansässigen Berliner Maler, der im wesentlichen in eigener Lehre zum Künstler gereift ist. Seine Stärke sind Innenansichten, die er so zärtlich wie Stilleben zu behandeln liebt. Er hat die Bildergalerie in Sanssouci gemalt und Abstecher nach Rußland unternommen. Am wohlsten aber fühlt er sich offenbar in dem Glanz und in der Buntheit katholischer Klosterkirchen. Auch unser Zimmer mit der altarähnlich aufgebauten Kommode — ein Heiliger zwischen zwei Leuchtern darauf, die Muttergottes unter Engeln darüber — ist von Weihrauchduft erfüllt. Wunderbar stimmen das Braun des Holzes und das Gold der Schnitzereien zu dem grünen Wandbehang. — Die Stärke des Berliners Kurd Albrecht ist das Weltstadttreiben, mag es sich nun im Hafen von Antwerpen oder auf dem Nollendorfplatz in Berlin abspielen. Das Gewirr der Menge, die sich vor seinen Maleraugen in viele unruhige bunte Tupfen auflöst, hat ihn auch gereizt, als er die berühmte Kranzlerecke Unter den Linden zum Vorwurf nahm (zw. S. 8 u. 9). Wer das Bild betrachtet, fühlt sich unwillkürlich in den Trubel einer aufgeregten Menge hineingerissen. — Von eindrucksvoller Farbigkeit ist Melchior Kerns ‚Alte Dorfkirche' (zw. S. 16 u. 17). Das mannigfach abgestufte Weiß der beiden spitzen Giebel steht grell gegen den dunkelblauen Hintergrund



Wohnhaus des Inspektors auf Marienthal



Wohnhaus in Nordhausen. Von Prof. Paul Schultze-Naumburg

Digitized by Google

und spielt eine ähnlich beherrschende Rolle wie in Gemälden von Laermans, nur daß der unheimliche Zug fehlt, der dem Belgier eigen ist. — Der Düsseldorfer Anton Hackenbroich ist ein beliebter Bildnismaler. Unser Frauenbildnis (zw. S. 24 u. 25) zeigt uns seine Vorzüge: Vornehmheit der Auffassung, Lebendigkeit der Darstellung, Gediegenheit der Technik. — Das Gemälde ‚An der Tür' ist bezeichnend für Josef Kühn d. J. (zw. S. 32 u. 33). Dieser Münchner Maler liebt lichtdurchflossene Innenräume von zarten Farben; gern stellt er wie hier eine Gestalt hinein, die den Wohlklang des Bildes in sich sammelt. Die Anmut der Frau und das duftige Weiß ihres Kleides werden noch gehoben durch das Dunkel des Mantels, den sie prüfend gegen das Licht hält. — Einer unsrer erfindungsreichsten Märchendichter ist Prof. Richard Müller in Loschwitz. Gern wählt er die Radierung für seine lustigen oder grausigen Einfälle. Aber er ist auch ein Meister der Farbe, wie unsre ‚Entführung' (zw. S. 80 u. 81) beweist. Ein so niedliches Nixlein mit sauber geflochtenen Zöpfen werden unsre Leser selten gesehen haben, und leicht fühlen wir uns angeregt, zu dem Bild ein Märchen zu ersinnen. — Über den seit zwanzig Jahren in Cronberg am Taunus schaffenden Prof. Ferd. Brütt gedenken die Hefte bald einen erschöpfenden Aufsatz zu bringen, denn der Meister tritt im Laufe dieses Jahres ins biblische Alter. Sein Schaffen stieg von der Düsseldorfer Sittenmalerei über Gerichtsbilder und Innenräume zur Landschaft und zur großen geschichtlichen Wandmalerei, und dieser weite Weg hat ihn in ruhiger Entwicklung vom altmeisterlichen Braun zu wachsender Freude an Farbe und Licht geführt. Aus der letzten und reifsten Zeit des vielseitigen und trotz seinen Jahren jugendlichen Meisters stammt das ‚Parlament in der Paulskirche' (zw. S. 88 u. 89). Brütt hatte den Auftrag, in neun Gemälden die Geschichte des Deutschen Reichs mit besonderer Beziehung auf Frankfurt a. M., und zwar aus der Zeit von 1785 bis 1900, für das neue Rathaus zu schildern, und hat diese gewaltige Aufgabe würdig gelöst. Er verfällt — auch unser Bild zeugt dafür — nicht in einen trockenen Chronikenstil, hat aber anderseits geschichtlichen Sinn genug, um nicht die Begebenheit in reine Raum-, Luft- und Tonfragen aufzulösen. P. W.

Landhaus in Potsdam. Erbaut nach dem Entwurfe von Prof. Paul Schultze-Naumburg

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in **Berlin**
Künstlerische Leitung: **Adolf Bothe** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

German

33. Jahrg. / April 1919 / 8. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

OF ILLINOIS LIBR
JUL 22 1919

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b,
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

ZU ALLEN ZEITEN

war das weibliche Geschlecht darauf bedacht, die Schönheit zu pflegen und zu erhalten, die Anmut zu erhöhen und Fehler zu beseitigen

FÜR DAS GESICHT

Pasta Divina zur Verschönerung der Haut. Durch sie wird jene echte Schönheit erzielt, die Anmut des schönen Antlitzes, ohne Gesichtsflecke, Gesichtsröte, Augenränder, Erhaltung der Jugendlichkeit. Preis M. 2.65, 5.25, 10.50

Methode Fix-Fix gegen alle Gesichtsfalten und Runzeln. In 14 Tagen ist Ihr Gesicht glatt. Sie erscheinen um Jahre verjüngt. Berühmte Spezialisten empfehlen diese Methode. M. 18.—, 30.—, 39.—

FÜR DIE AUGEN

Augenbrauensaft, der pikante Reiz langer Wimpern, die ausdrucksvolle Schönheit ebenmässiger, dichter Brauen durch den wachstumfördernden Augenbrauensaft. Preis M. 4.50

Augenfeuer gibt den Augen wunderbaren Glanz, der Blick wird lebhaft, die Augen entwickeln sich zu höchster Schönheit. Preis M. 6.—

FÜR DIE FIGUR

Hygienischer Toilette-Essig gegen Fettglanz u. Schweissabsonderung der Haut und für Waschungen. Preis M. 5.25

Cedera zur Erzielung eleganter Figur und schlanker Formen. M. 6.—

Jugendrot zur Erzielung von zartem natürlichen Wangenrot. M. 4.15

Afro. Vollendete Schönheit bedingt vollendete Figur. In 6 bis 8 Wochen werden schlaffe Formen gefestigt, Unebenheiten am Hals und Schulter ausgeglichen. Prospekt frei. Preis M. 30.—

FÜR DAS HAAR

Goldliesel entwickelt das Haar zu höchster Schönheit und erzeugt rötlichgoldigen Glanz. Gleichzeitig wird die Kopfhaut gereinigt u. ernährt; verhindert Nachdunkeln blonden Haares. M. 4.15

Enfin geg. graue Haare. Vermeiden Sie Alterszeichen. Jede gewünschte Farbe. Missfärb. unmöglich. M. 7.90

FÜR DAS BAD: Badekristalle, Badesalze, Körperpuder, Körpercreme s. Sonderprospekt „Das Bad". * * Feinste Parfümerien

Ratschläge Rezepte, praktische Angaben über Schönheits- und Körperpflege finden Sie in dem bekannten Buch: „Der einzige Weg zur Schönheit und Gesundheit". 165000 Auflage. Preis M. 1.50

Auskünfte Prospekte kostenfrei. Sachkundige Behandlungen und Elektrolyse im Institut. Fernspr.: Steinplatz 1650

Zu beziehen durch die bess. Parfümerie-Drogengeschäfte usw. oder direkter Versand

FRAU ELISE BOCK GMBH

BERLIN-CHARLOTTENBURG 32 • Kantstraße 158

MANNESMANN

MOTORLASTWAGEN OMNIBUSSE

MULAG-AACHEN

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 3 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten. In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Post-Anstalten bezogen werden.

Inhalt des Aprilheftes:

Seite

Familie Brake. Roman von Clara Ratzka (Fortsetzung) . 113

Der Aufbau der deutschen Volkskraft und die Wissenschaften. Festvortrag am Friedrichstage der Preuß. Akademie der Wissenschaften (18. Januar 1919). Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Max Rubner 147

Richard Friese. Von Geheimrat Prof. Dr. Ludwig Heck. Mit dem Bildnis des Künstlers, zwei Einschaltbildern in Tondruck und vierundzwanzig zumeist mehrfarbigen Textabbildungen 153

Schwäne im See. Skizze von Fritz Müller 165

Das Straßburger Münster. Dichtung von Agnes Harder 168

Die deutschen Hoftheater. Ein Nachruf. Von Prof. Adolf Winds 170

Vorfrühlingsabende. Gedicht in Prosa von Hans Schwarz 174

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt: Auf Umwegen nach München. Von Rich. Linderum. Mit dem Bildnis des Künstlers, einem Gemälde in Tondruck und acht Blättern aus seiner Studienmappe 175

Das alte Paar. Gedicht von Max Bittrich 180

Patmos. Eine Gelehrten-Geschichte von Emil Lucka 181

Kriegsende. Zwei Bilder von Hans Caspar v. Zobeltitz. Mit zwei Zeichnungen von Adolph Menzel 190

Das Hofkonzert. Von Dr. Valerian Tornius. Mit einer Kunstbeilage in Faksimiledruck und fünfzehn Textbildern nach Gemälden und Stichen 193

Zum Jubiläum des Robinson Crusoe. Von Prof. Dr. Wilhelm Dibelius in Bonn. Mit

Digitized by Google

Seite

dem Bildnis Defoes und einer Abbildung 209
Erfüllung. Gedicht von Heinrich Zerkaulen 213
Neues vom Büchertisch. Von Karl Strecker 214
Illustrierte Rundschau: Radierungen von Hubert Wilm — Schmucksachen von Adolf von Mayrhofer — Berliner Wahlplakate — Schleswig-Holsteinisches Jahrbuch 1918/1919 — Zu unsern Bildern 218

Kunstbeilagen:

Im Atelier. Gemälde von Prof. Rudolf Nißl. Faksimiledruck Titelbild
In der Partnachklamm. Gemälde von Albert Wenk. Faksimiledruck . . . . . 120—121
Bildnis meiner Frau. Gemälde von Prof. Carl von Marr. Faksimiledruck . . . . . 128—129
Blick in Goethes Sterbezimmer im Goethehaus zu Weimar. Gemälde von Prof. Otto Rasch. Faksimiledruck . . . . . 136—137
Zwei Freunde. Gemälde von Momme Nissen. Faksimiledruck . . . . . 144—145
Hofkonzert. Gemälde von Prof. Ferdinand Dorsch. Faksimiledruck . . . . . 208—209

Einschaltbilder:

Aphrodite. Bildwerk von Prof. Wilhelm Wandschneider. Tondruck . . . . . 152—153
Die Wüstenräuber. Gemälde von Prof. Richard Friese. Tondruck . . . . . 156—157
Aus nordischem Jagdgebiet. Gemälde von Prof. Richard Friese. Tondruck . . . 160—161
Theaterpause. Gemälde von Hugo Krayn. Tondruck 172—173
Klosterquartett. Gemälde von Richard Linderum. Tondruck . . . . . 180—181
Bildnis von Frau Oskar Kimmich. Gemälde von Prof. Hanns Pellar. Tondruck . . . 188—189
Gemeinderatssitzung. Gemälde von Carl Ludwig Jessen. Tondruck . . . . . 216—217

* * *

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Prof. Heinrich Wiegnck in Dresden.

Inserate:

Vorderer Anzeigenteil . . 1—16
darunterfolgende Sonderabteilungen:
Töchterpensionate . . . 6
Unterrichtsanstalten . . 6
Heilanstalten 7
Hotels. 7
Anzeigenteil am Schluß . . 1—4

Digitized by Google

Digitized by Google

Im Atelier

Gemälde von Prof. Rudolf Nißl

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
33. Jahrg. / April 1919 / 8. Heft

Familie Brake

Roman von Clara Rakka

Fortsetzung

Claus packte seinen Koffer. In zwei Stunden ging der Zug. Schritte auf dem Flur. Die Mutter kam. Claus blieb stehen, wie er da war, in Hemdsärmeln. Sie sahen sich eine ganze Weile an.

„Ich habe nichts Böses gewollt. Bei Gott nicht!“ sagte er fest.

„Das weiß ich. Du tust uns ein schweres Leid an.“ Claudine hatte sich vorgenommen, nicht mit ihm zu rechten.

„Mutter, Mutter!“ Der große Mensch stand mit einem so wehen Gesicht vor ihr. „Glaubst auch du, daß es eine Schlechtigkeit von ihr ist?“

„Nein, das glaube ich nicht. Aber es hat etwas Ruchloses, das ihre leichte Natur nicht fühlt.“

„Ihr kennt sie nicht,“ sagte er.

„Wir wollen nicht weiter darüber sprechen. Ich,“ sie betonte das Wort, „ich glaube, daß du dich zurückfindest. Du bist zu gesund für so etwas. An Leib und Seele. Ich kenne meine Kinder. Und weil ich das weiß, will ich, daß alles so bleibt, wie wir es vorgesehen hatten. Soweit deine Ausbildung in Frage kommt. Aber das Haus hier ist dir verschlossen.“

Sie sah ihn an. Er blickte mit einem Gesicht, in dem gewaltsame Beherrschung stand, geradeaus. „Heute reisest du nicht. Morgen. Die Kinder und das Gesinde sollen keinen Anstoß nehmen. Dein Vater ist fortgefahren. Es handelt sich um das Holzgeschäft. Er kommt zurück, wenn du abgereist bist. Und nun komm hinunter und frühstücke. Ich erwarte von dir, daß du dich in der Gewalt hast — jetzt, und besonders später.“

„Ich danke dir, Mutter.“ Er wollte ihre Hand ergreifen, aber sie ging. Aufrecht.

Der Tag war beschwingt, froh und hell, er stand silbern über den Bergen. Das ungebrochene Blau tönte förmlich, wie ein starkes, aus dem Herzen strömendes Lied.

Claus lief über Waldwege und Halden, auf und ab. Das Leben hatte ihn herrlich gepackt. Er fühlte es. Und dankte. Trotz allem. — Nicht zu Mila gehn, nein. Das war er der Mutter schuldig. Und doch zu Mila, immer zu ihr, mit allen Gedanken, mit dem ganzen Jubel, den die Sonne gab. Das da, er konnte es nicht verlieren, niemals, es war sein: die Heimat! Sie würde ihn wieder aufnehmen, vielleicht erst nach Jahren, ihn — und sie! Er hatte niemals viel darüber nachgedacht, daß er der Erbe von Helden sei, von dem schönen, alten Waldgut, aber jetzt war ihm das ganz nah, als ob die eine Liebe alles andere Herznahe in ihm entzündete.

Und Ursula, das schwerfällige, treue Mädchen, Gerlinde, die Zartere, Anschmiegsamere, Richard, mit seinen blauen, blanken Jungensaugen, dem klugen Kopfe und den geschickten Händen, die an allem herumbastelten. Sie verlieren? Nein.

Die Mutter? Merkwürdig. Unter ihrer Kühle, dem Mißverstehn, der Abgegrenztheit war doch irgendein vertrauter Zug, etwas, das sie mit ihm verband.

Nur der Vater. Da war der Riß. — —

Er saß im Schlitten neben Herting, der es sich nicht nehmen ließ, den jungen Herrn „selbsteigen“ zur Bahn zu bringen. Hinter ihnen war alles verstaut, was mit fortgehn sollte aus Helden.

 Nachdruck verboten. Copyright 1919 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

Als sie am Gartenhaus vorüberfuhren, wandte Claus den Kopf zur Seite. Mila, die am Flügel saß, sprang auf, riß den Vorhang zurück. Da zog Claus seine Mütze und hielt sie hoch empor: ein triumphierendes Winken.

Sie sah den Koffer und zwei Kisten — und ahnte — — Sie trat zurück, fröstelnd. ‚Daß es nicht anders sein konnte! Ich muß ihm viel geben, nun ich soviel nahm.' —

Aber dies war nicht der Abschluß. Sie wartete. Einige Stunden später kam Hermann Brake durch den Gartenweg. Fast zur selben Zeit, wie damals. Sie empfing ihn stehend. Eine straffgespannte Feindseligkeit ging von beiden aus.

„Ich wußte, daß du kommen würdest. Wir wollen es kurz machen. Ich gebe ihn nicht her," sagte sie.

„Und du bist so von aller Scham verlassen, das kalt auszusprechen?"

„Ja. Ich schäme mich nicht. Ich weiß, wie gut ich es meine, und wie gut es für Claus ist, daß er mich, gerade mich hat. Claus geht vermutlich weiter auf die landwirtschaftliche Schule, die du für ihn ausgesucht hast, unter lauter junge Menschen, die du nicht kennst. Danach wird er wohl noch nach Berlin gehn — — nein? Er sollte. Auch ins Ausland sollte er. Aber gut. Von Hannover aus kommt er zum Militär, dann auf einige Güter, große Domänen und dergleichen. Heiraten wird er vielleicht in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre. Nicht alle Landwirte müssen wie du mit einer sehr frühen Heirat ein Gut sanieren."

Sie hatte es nicht sagen wollen. Ihr Temperament ging mit ihr durch.

„Ich glaubte, du wolltest sachlich sein," sagte Hermann kalt.

Mila besann sich, dämpfte Bitterkeit und Schärfen herab und sagte ruhig, fast harmlos: „Sag' mal, glaubst du, daß Claus bis dahin, bis daß er heiratet, nichts vom Weibe wissen wird?"

„Ich kann mit einer Frau von so etwas nicht sprechen. Deine Freiheiten — ich muß dir sagen — — so was ist bei uns nicht Brauch."

„Ja, das ist wahr! Ihr heuchelt, solange ihr lebt, und wißt es kaum. Ihr habt die Beziehungen zu der Frau längst, längst verunreinigt, ehe ihr in die Ehe eingeht, die dann das große Bad ist. Ja, dann steht ihr ehrenfest und unantastbar da, und nicht einmal sprechen könnt ihr über ‚so etwas', weil ihr das Gefühl der einfachen, unbefangenen Anständigkeit diesen Dingen gegenüber schon seit Jahren, oft von der Knabenzeit an, verloren habt. Aber es muß nicht so sein!" Mila war — aufflammend — einen Schritt vorwärts getreten. „Ich wünsche jedem lieben Jungen, wie deinem Claus, eine himmelhohe Jugendliebe, die ihm Erfüllung gibt. Und das sage ich dir — ich sage es nicht um deinetwillen, nicht um Claudinens willen, nein, um meinet-, meinetwillen: ich werde ihn wohl behüten und dem Leben schenken. Jetzt gebe ich ihn nicht her, nein, um seinetwillen und um meinetwillen nicht," ihr Gesicht strahlte auf, „aber später muß er einen anderen Weg wählen. Dann halte ich ihn nicht. Das magst du auch Claudine sagen."

Hermann, der nicht umhin gekonnt hatte, in ihr Antlitz zu sehen, glaubte an ihren ehrlichen Willen.

„Du spielst ein hohes Spiel," sagte er, gegen seinen Willen nachgebend. „Und es ist ein Spiel mit unserem Kinde. Es kann auch anders kommen, als du heute glaubst."

Weicher, die Worte mit ihrer sinnenden Stimme liebkosend, sagte sie: „Ich hatte es einmal schwer. Glaubte gar nicht mehr an etwas Gutes, Frohes. Und es kam doch. Ich habe einen Mann gefunden, der die Welt kannte und verstand. Und der mich verstand. Das war die Hauptsache. Er wußte etwas von uns Frauen. Wir waren Kameraden und mehr noch. Von Glück will ich nicht reden. Mein Maß war wohl zu groß. Aber mein Mann hat mir sehr viel gegeben. Wir haben lange, gute Jahre miteinander gehabt. Ich hätte mehr Liebe geben können und ich müßte Kinder haben. Das fehlte mir. Sonst nichts." Sie hatte sehr leise gesprochen. Nun schwieg sie.

Hermann Brake wußte nichts auf ihre Worte zu sagen, aber er fühlte das warme Pulsieren ihres Lebens, das Unzerstörbare in ihr, eine Zärtlichkeit, die mit neuer Sehnsucht das Glück suchte, das ihm, dem bodenständigen, vernunftgemäß denkenden Herrn auf Helden, jetzt wie ein bunter, kindischer Wahn vorkam. Und dennoch vermochte er sich nicht ganz dem Zauber ihrer reicheren Natur zu entziehen.

Mila wandte sich zur Seite, ging ein paar Schritte weiter und schlug sanft zwei, drei Akkorde an.

„Hermann," sagte sie — all ihre Empörung war verschwunden — „das Leben ist so wundervoll, ich habe es so sehr geliebt, aber es hat nicht so viele große Entzückungen, wie wir in unserer frühen, überschwänglichen Jugend glauben."

Es war ganz still im Zimmer. Hermann nahm seinen Hut, richtete sich auf und sagte: „Gaukelspiel ist es, Mila. Weiter nichts."

„Leb' wohl," sagte Mila.

Digitized by Google

„Auf ein Wort," sagte Öing und erhob bedeutungsvoll seinen mageren Zeigefinger.

Adeline winkte ihn heran. Er hatte an der Tür gestanden.

Öing kam und sah mit seinen eisern grauen Augen unter den starken Augenbrauen hinweg auf Truta, die neben Adeline saß und einen frischen Kragen auf ein Kittelkleidchen nähte.

„Oh, Truta kann immer dabei sein," sagte Adeline unbekümmert und legte ihre feine Nadelarbeit zur Seite.

Öing räusperte sich. „Mit Verlaub zu sagen, unser junger Herr Gerd liegt den ganzen Tag mit Bernhard von nebenan zusammen. Gestern hatten sie eine Schlägerei mit den Anwohnern von Tasche, Brink und Ribbergasse."

„Das ist allerdings die verrufenste Gegend," sagte Adeline lächelnd. Es gefiel ihr ausnehmend, daß der sture Gerhard nun endlich aus sich herausging. „Aber so ganz unnütz ist diese Gegend immerhin nicht, denn sie bringt doch das Geschlecht der Eiskönige hervor, die uns im Winter für fünf Pfennige die Schlittschuhe unterschnallen."

„Allerdings," sagte Öing zurückhaltend, „aber wenn Frau Kreisrichter diese Sorte von Jungens kennte — — es ist unmöglich, daß unser junger Herr Gerd — —"

„Man nur, daß er keinen jungen Heern is," sagte Truta behaglich, „'n rechten Herumdriwer is er. Mit die Feinheit kann he sich noch nich dick tun. Nee, das nich. Un wenn er nach Hause kommt, seinen Salm kriegt er weg. Man nur: nutzen, nutzen deit dat nich. Nu noch nich. Un die Klöppereien met die künftigen Eiskönige, dat mot sien. Jeden richtgen mönsterschen Jungen hat Klöppereien gehabt. Sagen Se selbst, Frau Kreisrichter."

„Ja, Öing," sagte Adeline, „ich glaube auch. Sie sorgen sich zu viel. Wir müssen noch etwas warten, ehe wir ihm so den richtigen Schliff beibringen. Und da bin ich wirklich froh, daß wir Sie dann haben. Und nun machen Sie wohl noch einen Weg für mich in die Jüdefelder Straße. Bestellen Sie Hülskötter. Er soll mit seinen beiden Wagen kommen. Morgen, so um zwei Uhr schon. Es ist ja freier Nachmittag. Wir fahren mit Overbergs nach Wilkinghege oder Pleistermühle. Das überlegen wir noch."

„Oh, ich meine doch: nach die Wienburg!" sagte Truta.

„Ist recht, wir können auch zur Wienburg fahren," sagte Adeline, sofort einlenkend.

Öing verbeugte sich und ging. Er fühlte sich geehrt, nicht zurückgesetzt. Und er würde weiter wachen. Wie er die Tür öffnete, kam ihm Settchen entgegen mit dem kleinen Dietrich an der Hand. Als der Kleine die Mutter und Truta sah, jubelte er auf und strebte vorwärts. Truta legte alles zur Seite, setzte sich in die Hucke und breitete beide Arme aus: „Min guod laiw Härshöhnken!" rief sie entzückt. „Da kommt er auf seine nüdlichen kleinen Pättkens, da kommt unse Jüngesken zu seine alte Truta! Nee, nee, was is er für'n kregel Kind, Frau Kreisrichter!" Der Kleine flog auf sie zu und dann auf die Mutter, krähte, schlug um sich und warf alles Erreichbare vom Tische auf die Erde.

„Muß nich tun, muß nich tun, mein Härzken." Sie rutschte vor ihm herum, hob alles auf und breitete wieder die Arme aus. „Kömmkes tun!" rief sie verführerisch, „kömmkes tun!" und wenn er sie fassen wollte, wich sie ihm aus. „Dietzken, tust du kömm?" Er jauchzte auf. „Was hat Truta fürs Kindken? Was mag die Truta wohl haben?" Und sie griff in ihre Tasche und holte einen kleinen hölzernen Vogel heraus, der ganz mit bunten Federn beklebt war. „Dat Schnippühlken hat Truta, jaa — jaa, dat schöne Uhlken."

Dietz griff nach dem Vogel.

„Nu sehn Se nur, Frau Kreisrichter, die Augskes!" rief Truta glücklich. „Unser Dietzken war immer so 'n wesentlich Kind. Wissen Sie noch, als er noch so'n klitzeklein Wörmken war, und man nahm ihn nachts auf und sagte bloß: „Dietzken, wo is Lichtken?" dann flog's Köppken rüm, die Augskes sahn ins Lichtken, un er war puckstill."

Währenddessen gab sich das ‚wesentliche' Kind daran, dem Vogel seine bunten Federn auszurupfen.

Settchen sah ruhig zu, denn wo Truta war, da hatte sie kein Wort.

Als Truta es bemerkte, nahm sie ihm das Spielzeug ab. „Nu sieh doch einer sonen Undocht!" Der Kleine schrie los. Sofort nahm sie ihn auf ihre Arme und tröstete ihn. „Nee, nee, nee, unse Jüngsken is ja unse beste. Nich weinen, keine Tränkes. Wir gehn ja nun putt, putt auf Sträßken, vor Türken, mit unser Sättken." Sie reichte ihm der Reihe nach alle Garnröllchen vom Nähtisch hin, die er allesamt auf den Boden warf.

Settchen hob sie auf, und so ging das Spiel weiter. Sie dachte im stillen, daß es kein verwöhnteres Kind geben könnte, als den kleinen Dietz, aber sie hütete sich, ein Wort darüber laut werden zu lassen.

„Also Sättken," sagte Truta dazwischen, „dann gehst du zuerst zu Bäcker Papendiek

Digitized by Google

und holst die Plätzken, die unse Dietzken so gern hat, un nimmst auch sein Püllken mit, un dann gehst du übern Spiekerhof zu Jülkenbecks und holst mich meinen Brill. Diesen hier sitzt gar nich, du mußt ihm das mal recht auf'n Bast sagen, un dann den Bogen herauf zum Roggenmarkt und holst beim Juden Markus die Schuhe von die Mädchens ab, un dann biegst du in die Hörster Straße un setzt dir 'n bisken mit Dietzken auf die Banke bei die luttersche Kirche."

„Und ja," sagte Adeline, die nun auch das Kind auf die Arme nahm und liebkoste, „daß ich es nicht vergesse: der Herr geht heute abend früher als sonst zum Zivilklub. Sag' Katrin Bescheid, daß sie das Essen rechtzeitig für den Herrn anrichtet."

„Gewiß, Frau Kreisrichter."

Adeline brachte Dietrich bis zur Straße hin und sah ihm noch eine ganze Weile nach. Er stolperte in seinem karierten Kittelchen fröhlich neben Settchen her.

Und nicht ihre Augen allein folgten ihm. Die Blicke aller Frauen der Nachbarschaft richteten sich auf das hübsche Kind und dann auf die Mutter, die strahlend oben auf der Treppe stand und ihnen allen zunickte.

Sie beschloß, ein recht schönes Kleid anzuziehn und in ihr Kränzchen zu gehn, das heute im Schloßgarten abgehalten wurde.

Gegen Abend kamen dann noch einige Ehemänner und andere Bekannte. Es war ganz gut, daß ihr Mann in den Zivilklub ging, da hatte sie freie Zeit.

Das mit dem Kränzchen, dem Zivilklub und der freien Zeit wußten aber auch ihre Kinder.

Sie und Overbergs Kinder, Adolf Wiedenhagen, Jan Temming und eine ganze Schar von Freunden waren gleich um vier Uhr von der Schule aus zur Georgskommende gegangen und saßen nun an einem langen, gescheuerten Tische im Hainbuchenweg bei den alten Brakes, tranken Kaffee und aßen große Stutenscheiben dazu.

Der alte Brake war wirklich etwas abständig. Er saß in einem Korbstuhle an der Tür zu dem Biedermeierzimmer mit den blau bezogenen hellen Möbeln und sah ihnen zu.

„Mutter," sagte er, „der Große ist doch nicht mit uns verwandt? Der Fuchsige, der neben Hetti sitzt." Er hatte es in der letzten Zeit oft gefragt, und solange Elise Brake denken konnte, war ihm die ganze Familie jeden Augenblick vertraut gewesen, mit all ihren Beziehungen und Freundschaften. Es betrübte sie sehr. Sie hatte solange und so gut mit ihrem Manne gelebt, aber seit diesem Frühjahr, als er mal nach dem Mittagsschläfchen ganz lahm war auf der linken Seite und die Sprache so schleppend geworden, da war er gar nicht mehr recht bei der Sache. Er vergaß alles.

Sie strich über seinen Kopf, was sie seit den ersten Jahren ihrer Ehe nicht mehr getan hatte. „Nein, Vater, das ist doch der Freund von Claus." Der Name des Enkels kam schwer über ihre Lippen. Er lebte ja wohl mit dieser „leichtfertigen Person" — oder doch so etwas Ähnliches. Ja, Gott hatte sie hart gestraft.

Und wer hätte das wohl von Mila gedacht?

Aber der Vater sollte es nicht wissen.

„Dann sind er und Adolf Wiedenhagen ja nun mit dem Gymnasium fertig und kommen zur Universität?" sagte er träumerisch.

„Ja, so ist es."

„Und sitzen hier mit den Kindern an einem Tisch." Seine Augen blickten mit einem naiv erstaunten Ausdruck, den sie früher niemals hatten. Elise Brake aber wunderte sich nicht, denn es war eine ganze Reihe fünfzehn- und sechzehnjähriger Mädchen dabei. Das gefiel ihr nicht. Aber es war besser so, als auf der Straße.

Die alte Frau beachtete Adelinens Kinder besonders, zumal Hedwig, die sich stets so bewegte, als müsse man rings um sie her einen weiten, freien Platz lassen, und die das Leben anfaßte, als ob es ganz selbstverständlich ihr gehörte. Andern vielleicht auch, aber zuerst ihr. Dabei war sie gutherzig, wie ihre Mutter, nur viel stärker, klüger. Brakescher Schlag, aber mit einem Schuß leichtem Blut. Und viel stolzer und eigenmächtiger, als ein Mädchen sein darf.

Ja, wenn Gerd so gewesen wäre!

Wo steckte er nur?

Als der Kaffeetisch schon fast leer war, kam Gerd, ziemlich abgerissen. Ganz langsam kam er daher.

„Ach, du alte Schlufthacke!" rief ihm Annette Overberg zu, ein sehr vives Mädchen mit einem energischen, schmalen Gesicht, „nun kannst du sehn, wie du was mitkriegst. Wer nicht kommt zur rechten Zeit, der kann essen, was übrig bleibt." Und dabei hatte gerade sie, die alles übersah und nie etwas vergaß, schon längst einige große Butterbrote für ihn auf die Seite gebracht.

Gerhard kam auch gleich auf sie zu, faßte sie am Handgelenk und drehte es, nach Jungensart, erst mal um, daß es schmerzte. „Hast du was?" sagte er kurz und warf sich auf einen Stuhl. „Her mit 'm Butterramm!"

Sie holte ihm den ganzen Pack.

„Ich hab was verkungelt," sagte er zu-

Digitized by Google

traulich, „was Feines!“ und er zog eine flache Medizinflasche mit Kaulquappen aus seinem zugeknöpften Rock. Sie tauchten flink in dem trüben Wasser herum.

„Wenn du hinten in die Mulde gehst, auf die Nawiese, dann haste das gleich!“ rief Clemens Overberg. „Was haste dafür gegeben?“

„Bäßkes.“

„Oh, er hat sich natürlich den neuen Glasknicker abkungeln lassen, den mit dem silbernen Hund drin,“ sagte der um drei Jahre jüngere Dietmar Overberg.

Gerd sah ihn ganz verdutzt an. Es war so.

„Der läßt sich immer übers Ohr hauen,“ sagte Clemens.

Aber Gerhard stopfte still die Butterbrote in sich hinein. „Sie kriegen schon ihre Keile. Erst mal zu Ende futtern,“ sagte Gerd ruhig.

Alle anderen hatten sich im Garten zerstreut. Er war so groß, dieser tiefe grüne Garten mit seinen Höhen, Mulden und Gräben, seinem alten Mauerwerk und den Pavillons. Man konnte in ihm untertauchen und alles vergessen.

Die Kinder spielten „Letzten abschlagen“ und dann „Krup, Bößken, dör den Tun.“

Die Kinderstimmen hatten in ihrer Ausgelassenheit etwas von einem grellbunten Farbenspiel, das gegen die alten Häuser anprallte, an ihnen hinunterglitt und um all das Jauchzen und Springen lag. Und durchsichtiger, ferner geworden, schwamm es über den Sommergarten, die Wiesen hinweg und verlor sich in den schwebenden grünen Schleiern der Lindenallee, die die Altstadt umgab. — —

Gegen das feine, goldige Grün stand Hedwig Brakes Kopf, und ihr schlanker, blühender Oberkörper, um den sich ein zu eng gewordenes helles Frühjahrskleid spannte. Sie saß auf dem Teil der alten Stadtmauer der schroff zu dem flachen, im Sonnenschein liegenden Gemüsegarten an der Aa abfiel. Ihre Hand, die schon alles Täppische abgestreift hatte und charaktervolle, feste Formen bekam, strich langsam über blühende Veilchen dahin. Veilchen gab's hier auf der ganzen Mauer!

Hedwig atmete tief und wohlig, legte den Kopf auf die Seite und sah über den duftenden, violetten Hauch hin.

„Krup Bößken dör den Tun
Ick sin swatt und du bis bruhn —“

sang sie leise mit. —

Jan Temming hatte sich das schon eine ganze Weile angesehn. Er war so unsinnig in das große, etwas burschikose Mädchen, das gar nichts davon bemerken wollte, verliebt, daß er es nur noch verbergen konnte, wenn er sich noch viel unbekümmerter und forscher benahm, als es ohnehin seine Art war. Er faßte sich, strich sein rotes Haar zur Seite, das nun ins Braune spielte und längst nicht mehr so struppig war, pfiff laut und falsch und ging mit nachlässigen Bewegungen auf Hedwig zu.

Er hatte ein frisches, keineswegs hübsches Gesicht, mit einer kurzen, festen Nase, einem kräftigen Munde und klugen, hellen Augen. Sein Körper war sehnig, hoch aufgeschossen, noch ein wenig eckig.

„Sieh, die Hede, da sitzt sie und träumt. Du wirst nu auch so'n recht dusseliger Backfisch,“ sagte er und schwang sich neben sie auf die Mauer.

„Wirst ist gut! Ich wachse ja schon raus.“ Sie stemmte die Ellenbogen zur Seite, machte einen runden Rücken, und das enge Kleid krachte. „Der rechte Ärmel in der Naht geplatzt,“ sagte sie gelassen.

„Ja, die Kluft! Ich meine inwendig.“ Er hätte sich an beide Ohren nehmen können.

„Du hast ja nun das Abiturium gemacht und mußt es wissen. Aber das möchte ich dir doch sagen: als neulich der Zug der Abiturienten durch die Hollenbecker Straße kam, und ihr alle so katzenjämmerlich gelbgrau im Gesicht in den Wagenecken lagt, da sah ich ein grienendes Gesicht, es fiel mir ordentlich auf, mit so'ner roten Tolle drüber,“ sie faßte energisch in seine Haare hinein, „das sah so mordsdämlich aus, wie noch nie. Das Grienen war schon festgewachsen. — Wie 'n Olgötze sahst du aus. Und da dachte ich mir, wenn Jan Temming bei so einem Aufzug mit bunten Bändern und Mützen und Fahnen und Schulmädchen, die Blumenbukette in die Wagen werfen, noch so überlaufen kann, daß er Fett schwitzt vor Wonne, dann ist's noch nicht weit her mit ihm.“ Und er mußte es sich gestehen, er war stolz gewesen, wie er so als freier Bursch an ihrem Fenster vorbeizog, und auch Hedwig hatte sich gefreut und sie hatte Monika und Ella keineswegs ausgelacht, als sie ihm Blumen in den Wagen reichen wollten, ja, sie hatte die Sträuße selbst gebunden! — Es ging eben nicht anders, sie mußte ihm von Zeit zu Zeit, wie Truta sagte, „'t Evangelium up ehre Wies utleggen“, sonst würde er noch so „strunßig äs en Paowhahn“.

Jänsken aber hatte sich schnell gefaßt. „Kladderadoms, dao ligg hei!“ sagte er fröhlich.

Da lachten sie beide und fanden, daß alles wieder in Ordnung war.

Jan nahm Hedwigs langen Zopf, der ihr über die Schulter hing, und drehte das letzte

Digitized by Google

lockige Ende um seine Finger, und Hedwig ließ ihn ruhig gewähren, denn sie war der Meinung, daß es sich immerhin lohnte, ihren Zopf zu besehn.

„Ich reise Montag ab, etwas eher noch als du," sagte sie, „nach Brüssel." Sie hob das immer hervor, weil sich damit die Vorstellung von etwas Großartigem, Schnellem, Goldenem verband.

„Du, Brüssel ist fein," sagte Jan versonnen. „Ich kenne es nur von Bildern — alle die belgischen Städte — aber ich werde sie mal sehn, das ist sicher. Ich brauche das für meinen Beruf."

„Wir werden ja nur so rumgeführt von den Lehrerinnen," sagte Hedwig. „Daß du das sehn mußt, verstehe ich wohl. Es ist überhaupt was Schönes, Bauen!" Sie blickte in die Zweige der Obstbäume hinein, um die es flimmerte, wie von Silberstaub.

Jan wußte nicht, was sie so schön machte, aber als er sie ansah, drängte es ihn, ihr mit dem Besten, was in ihm war, ganz nah zu kommen.

„Hede, wenn wir es so recht bedenken, wir wohnen hier auch in einer wundervollen alten Stadt. Ich kann es dir nicht so sagen, aber was hier um die Häuser hängt, um ihre Giebel und in den krummen Gassen, zumal an den Abenden — und wenn die Türme dann in das Blau hineinwachsen, und man spürt gerade noch ihre herrlichen Formen, ja, das ist — es ist herrlich!" sagte Jan und warf seinen Kopf zurück. „Und du könntest mir einen großen Gefallen tun, liebe Hede" — das hatte er nie gesagt — „heute abend wird's schön, und wir reisen ja nun beide fort, da könntest du mal mit mir durch die Straßen gehen, und ich zeige dir das, was ich meine, nur — nur damit du es mal so siehst wie ich."

In Hedwig war Ablehnung gegen alles Heimliche. „Ja, gut," sagte sie knapp, „aber dann gehst du wohl eben vorher bei uns hinein und sagst Settchen, sie brauchte nicht zu kommen, du holtest mich ab." Sie lächelte und wippte mit dem Oberkörper hin und her: „Ding hat nämlich beschlossen, daß ich abends nicht mehr allein über die Straße gehen kann, und nun muß sich das arme Settchen immer auf den Patt machen. Und mein Vater hat auch so 'ne Idee bekommen. Na, paß mal auf, wenn ich erst erwachsen bin, was das für 'n Rummel wird. Sogar Truta, so 'n gut Dier, hat schon Raupen im Koppe" — Hedwig war die einzige im Hause Brake, die, wenn sie sich recht wohl fühlte, in die plattdeutsche Mundart verfiel — „sie kürt schon von Verehrers un Hochtied un so 'nen Kram. Na, da is se ja nun auf de Biesterbahn."

Jan war es ganz eng geworden. Was, bei Brakes machte man schon Pläne für seine Hede? Das war zu viel. Jetzt mußte er irgend etwas sagen, irgend etwas, woran sie merkte, daß er doch auch noch da sei. Immer. „Mariohkopp, wat für'n Unsinn," sagte er. „So 'ne olle Kürdose! Das glaubst du doch nicht, Hede, daß irgend so'n fremder, hergelaufener Labbeck was für dich wäre, jetzt nich und später nich. Du bist doch 'n ordentlich münstersch Kind und hast keine Fladusen im Kopf. Du wirst dich doch mal an unsereins halten, ich meine so an Adolf Wiedenhagen oder mich — ja, an mich." Er hatte einen roten Kopf bekommen und quetschte seine Hände fest zwischen seine Beine. „Es dauert ja gar nicht so lange, Hede, dann hab' ich's gepackt, die Examen und das andre Zeug, und dann — —" Nun verwirrte er sich und stotterte, er konnte doch unmöglich sagen, daß er sie dann heiraten würde. Daran hatte er ja selbst bis zu dieser Stunde noch gar nicht gedacht, und sie — sie würde ihn hell auslachen. „Treu kann ich dir sein, sehr treu," sagte er nachdrücklich.

Von Hede aber war das Erstaunen und die Stille gewichen.

Irgend etwas tief Verborgenes hatte sich geregt, der Schauer einer ersten Liebkosung, und dagegen lehnte sich ihre herbe Jugend auf. „Was die Treue angeht," sagte sie mit heißen Backen, „das glaube ich dir aufs Wort. Einen ganzen Monat lang bist du hinter Threschen Ahlers hergelaufen und dann hinter Thea Sandhagen, und dann kam, glaube ich, Anne Pröbstinge."

Jänsken senkte einen Augenblick den Kopf. Er konnte nicht umhin, daran zu denken, daß eine Zeitlang neben seiner Hede auch noch andere Sterne gestanden hatten. Aber wie immer in peinlichen Situationen nahm er einen forschen Anlauf. Das Herz schlug ihm zum Zerspringen vor lauter Verliebtheit, aber er sagte keck heraus: „Kür di kür, quater di quater. Dat is west, un daufür giff de Jud nix miähr! Thresken, Settken, Jettken, Minna! Alles een daohn. Nur mehr Hede."

„Jau, jau, jau!" sagte Hedwig lachend, ganz wieder das aufrechte Mädchen, „well't gläöfft, un sin Bedde verkäöfft, de kann met de Butten in't Strouh schlaopen!"

Und als ob das noch nicht genug gewesen wäre, erhob sich im untern Weg ein Singsang. Monika und Ella Brake hatten sich umgefaßt, hoben ihre Gesichter empor, schwenkten sich von einer Seite zur andern und plärrten ganz laut:

Digitized by Google

„Jansken satt in nen Schornsteen
un flickte sinen Schoh,
Dao quam so n wacker Mädken
un kek so niepen to.
Mäken, wenn du freien wust,
dann frie du nao mi,
Ick hew so nen blanken Dahler,
de is dann för di!"

Jan und Hedwig sahen hinunter und lachten. Es war doch wohl noch zu früh zum Freien. Sie sprangen von der Mauer und gingen über den Rasen, der voll warmer, violetter Schatten lag.

Jan faßte das Mädchen plötzlich am Genick, wie er es oft als Kind getan hatte, nun aber schon lange nicht mehr. „Nich daß du auskratzt, hörst du! Auf der Brücke warte ich!"

Hedwig schüttelte ihn ab. „Gut. — Na, du hast aber 'ne Pranke!" Sie rieb ihren Nacken. „Wir gehn zur Aa hinunter, da ist Ursula."

Aus dem tiefgelegenen Garten kamen immer noch Kinderstimmen. Hedwig dachte, daß sie es wohl zum letzten Male hörte. Da wurde sie wieder weich. —

Nach dem Abendbrot, als eine blaue Stille ihr Netz über den ruhig atmenden Garten geworfen hatte, gingen Hedwig und Ursula über die vielen verschlungenen, träumerisch bleichen Wege. Hedwig umfaßte Ursula plötzlich und sagte, um Eigenes zu unterdrücken: „Hörst du von Claus?"

„Ja, selten. Unter Gunda Kerstings Adresse. Die Brakes-Tanten sind ja gutmütig, aber die Sache ist ihnen denn doch zu bunt. Und es ist auch wegen der Eltern. Gunda hat keine Mutter mehr, und der alte Justizrat merkt rein gar nichts."

„Wie ist sie denn?" fragte Hedwig.

Ursula antwortete zäh und unlustig. „Wie soll sie sein? Alter als deine Mutter und sogar als Tante Maria, glaube ich."

„Na ja! Aber doch sicher anders." Hedwig Brake schien zwar auch jede Frau über dreißig Jahre alt zu sein, und sie konnte sich nicht vorstellen, daß ein junger Mensch sie begehrenswert finden könnte, aber sie hatte, im Gegensatz zu Ursula, allerlei abenteuerliche Bücher gelesen, und ihr schwebte die Möglichkeit absonderlicher Verstrickungen vor. Doch Ursula schwieg.

„Wirklich nicht anders?"

„Vielleicht," sagte Ursula wegwerfend. „Ich merke das nicht so. Wir haben übrigens nichts mehr mit den Leuten zu tun. Der alte Otten hat den Abschied genommen. Sie wohnen jetzt in Straßburg. Berta, die Dicke, du kennst sie doch noch, soll sich verheiratet haben. Mit einem Kaufmann. Er soll selbst hinter der Theke stehn und abwiegen," sagte Ursula kichernd.

„Du, das glaube ich nicht," sagte Hedwig, Ursula loslassend.

„Was denn nicht?"

„Das Hinter-der-Theke-stehn."

„Möglich."

Sie schwiegen wieder eine ganze Weile. Aus dem niedrigen Gebüsch an der Aa und vom Pavillon her kamen süße, inbrünstige Laute. Nachtigallen.

„Glaubst du, daß Claus glücklich ist?" fragte Hedwig leise.

„Ja — sehr." Sie war zu ehrlich, um etwas anderes zu sagen. „Du mußt bedenken," sagte sie langsam und belehrend, „sie hat ihn verlockt. Er merkte das nicht. Ich habe es gleich gesehn. Aber du weißt ja, wie unser Claus ist. Wie ein richtiger Renner," und Hedwig von der Seite betrachtend, „du hast Ähnlichkeit mit ihm. Du kannst auch noch mal nett hereinfallen. Ich nicht."

„Ich mag Claus gern," sagte Hedwig bestimmt.

„Ich auch," sagte Ursula. Sie faßten sich unter und gingen einträchtiglich weiter.

Der Zauber des Abends senkte sich wieder auf sie herab. Über den Aawiesen wallte es silbern, auf der hohen Promenade lagen im Lindengrün, um die Laternen herum, goldwarme, große Scheiben.

„Ist er — ist er eigentlich mit ihr so wie Mann und Frau?" fragte Hedwig zögernd.

„Ganz sicher," sagte Ursula auf den Weg blickend.

„Gott, das ist doch gar nicht möglich!" stieß Hedwig erregt hervor.

„Weshalb denn nicht?" sagte Ursula mit absichtlicher Trockenheit. „Aber es ist noch etwas anderes dabei. Etwas, das nichts mit Vorschriften oder Pflicht oder Notwendigkeit zu tun hat und das auch mehr ist als die Zuneigung, die man so in der Familie und unter Freunden füreinander fühlt. Das habe ich bei Claus bemerkt. Und auch Gunda — sie hat mir erzählt," und jetzt flüsterte sie tonlos, „daß es etwas Unwiderstehliches ist." Sie sagte das Wort sehr ungern. „Sie hat einen Freund, eigentlich sind sie so gut wie verlobt, und wenn er sie küßt —" Die Mädchen lehnten sich über die Mauer, die Veilchen dufteten, und Ursula berichtete schmucklos und doch nicht ohne eine feine Scheu, was Gunda von ihren Empfindungen erzählte, von den Liebkosungen des Freundes, und schließlich sagte sie aufatmend, beruhigend: „Eigentlich schlecht kann das unmöglich sein. Ich kenne Gunda doch so gut wie Claus. Und alle, die sich verloben und heiraten, sind doch ganz versessen aufeinander. Dann muß das wohl so sein. Es ist einmal so

Digitized by Google

eingerichtet. Aber gib mir die Hand darauf, daß du mit niemandem darüber sprichst." Hedwig tat es.

Sie fühlten sich schuldig und waren froh, einander nicht ins Gesicht blicken zu müssen. Die dunkelgrüne Dämmerung des Buchenwegs nahm sie auf.

„Wir wollen nicht mehr daran denken," sagte Hedwig in einer plötzlichen, abwehrenden Aufwallung. Sie schlenderten auf das Licht des Gartenzimmers zu. Es sah wie ein zwinkerndes Auge durch den langen, grünen Weg. Hedwig hatte ganz vergessen, daß Jan auf der Brücke warten wollte. Es fiel ihr erst ein, als sie sich von den Großeltern verabschiedete. Da zog sie eilig ihre Jacke an. Sie selbst konnte es nicht vertragen, wenn man sie warten ließ. Jan würde sehr ärgerlich sein.

Von der Treppe aus rief sie noch zurück: „Also, Urla, morgen früh um elf bei Tante Maria!" — — —

„Jänsken, mein Sohn!" sagte Hedwig und klatschte auf seinen Rücken, „nu biste wohl dull un wahn!" Er hatte sie kommen hören, aber absichtlich nicht aufgesehn. Er lehnte über dem eisernen Geländer und betrachtete das Kräuseln und Ziehn der Wellen. „Ausnahmsweise nicht," sagte er gelassen.

„Na, um so besser." Sie gingen schnell die Mühlenstraße hinauf und bogen dann in die Agidiistraße ein.

Da nahm Jan flüchtig Hedwigs Hand. „Nu man sachte, nich so hennig," sagte er, „diese hier, die Agidiistraße, hat so einen feinen Schwung. Das mußt du dir mal ansehn. Und dann die alten flachen Backsteinbauten mit den Fensterumrahmungen aus Sandstein und die Türen — sieh nur, wie kunstvoll die Füllungen ineinandergeschoben sind. Dann die Messingverzierungen, die sind leichter gearbeitet. Und alles das breit ausladend, gar nicht eng, gar nicht sparsam, und doch so ganz ohne Prunk: das ist echt westfälisch, vor allem münsterisch. Hier war der Bürger noch jemand!"

Das lebhafte Mädchen ging begeistert neben Jan Temming her, der ganz und gar aus dem großen Jungen herauswuchs und ihr etwas von dem Besondern gab, wonach sie immer verlangte.

„Sieh, und zwischen den deftigen Bürgerhäusern die adeligen Höfe. Das sind ja zwar nicht die großen prunkvollen, aber wie fein sind sie doch durchdacht. Einer ist übrigens von Schlaun, in dessen Haus ihr wohnt. — Der Ascheberger Hof," fuhr er fort, „und rechts ab die ‚Grüne Stiege', Dunnerkiel! Was könnte ich dir nicht alles erzählen!" Er hatte den Hut vom Kopfe gerissen und fuhr begeistert durch sein rotes Haar.

„Im Ascheberger Hof war Goethe!" Er nahm beide Hände des Mädchens und preßte sie zwischen den seinen. „Da saß er, im Kreise der Fürstin von Gallitzin. Denk' nur, Goethe ging hier über dieses Pflaster. Das hier, das alles hat er gesehen. — Aber wir müssen ja weiter! Komm, Hede, wir setzen uns etwas in Trab, sonst bekommst du nachher einen abgerissen."

Sie gingen schnell weiter.

„Da sind wir auf der Rotenburg," sagte sie, „und jetzt erzähle ich was, ich hab's von Truta: hier floß all das rote Blut herunter, wenn die Wiedertäufer auf dem Prinzipalmarkt — was hafte, was kannste — köpften," sie beugte sich förmlich zum Pflaster hin.

Jan lachte. „Das soll wohl so sein," sagte er, „aber nun kommt der Prinzipalmarkt. Da darf man eigentlich gar nicht sprechen. So am Abend —"

Breit und feierlich tat er sich auf. Stolzes Mittelalter. Haus an Haus, zu beiden Seiten die tiefdunklen Bogengänge, von Säulen getragen, die das Alter poliert hatte, und darüber in kraftvollem, selbstbewußtem Aufbau die reichen Fassaden der Patrizierhäuser mit ihren spitz zulaufenden herrlichen Giebeln, die sich im samtenen Dunkel der Nacht verloren.

Die beiden jungen Menschen sprachen nicht. Sie sahen die zurückweichenden Eingänge, die schlank sprießenden Portalbogen, in den schmalen, hohen Fenstern das farbige Blinken, wie ein stilles Aufglühen unwandelbarer Schönheit, und hoch in verhüllenden Schleiern den alten Turm, an dem die eisernen Käfige der Wiedertäufer hingen, und unwillkürlich sagte Hedwig, deren Herz zum ersten Male bewußt der Schönheit ergeben war: „Und er war schön, der Jan van Leyden, und jung. Er hat sich nicht gerührt, als sie ihn zu Tode folterten." Das war für sie das Stärkste.

Der Wächter blies vom Turm die elfte Stunde; von allen Enden der kirchenreichen Stadt kamen Glockenschläge.

„Mein Gott, Hede!" sagte Jan, der sich aus allertiefsten Jugendträumen wachrüttelte, „du fällst nett herein. Nun aber los!"

Und dann konnten sie es doch nicht lassen, auf dem Spiekerhof, unter Adolf Wiedenhagens Fenster, zu pfeifen. Aber sie pfiffen außer Adolf auch noch den kleinen Rat Wiedenhagen und seine alte Schwester Lisette ans Fenster.

Daß er kommen würde, bezweifelte Jan nicht. Aber man konnte nicht warten.

Digitized by Google

In der Partnachklamm
Gemälde von Albert Wenk

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Als sie im Katthagen angelangt waren, blieb Hedwig stehen. Sie zeigte auf das Zwölfmännerhaus. „Dies ist nun die Domäne meines Erziehers Oing. Und jetzt sollst du sehn, was ich gelernt hab'. Ich muß noch einmal ‚Blinde Mäuse jagen', es geht nicht anders!" Sie warf den Zopf auf den Rücken, reichte Jan ihre Hand hin: „Gute Nacht, Jänsken," und dann rannte sie davon, in der ganzen Wankelgasse, Tür für Tür, an den alten, soliden Klingeln reißend. —

Atemlos stürzte sie die Steintreppe hinauf, in die Nische des Schlaunschen Hauses. Truta, die sie längst erwartet hatte, öffnete die Tür. „Um Uhre elf — un später! Und mit Jänsken Temming durch die Straßen dengeln? Nee, Hetti, laß das deine Eltern man nich hören. Sie sitzen ins Wohnzimmer un warten all lange auf dir."

Und als Hedwig gleich weitergehen wollte, hielt Truta sie fest, zog sie ins Kinderzimmer, drückte ihr ein Poesiealbum in die Hand und sagte: „Schreib man fix was. Mariechen Stöwesand hat wohl 'ne Stunde auf dir gewartet. Zum Abschied, du weißt ja." Sie hielt ihr die eingetauchte Feder hin.

Hedwig blätterte nachlässig im Album herum, sah auf dieses und jenes eingeklebte Bild — schnäbelnde Tauben, Vergißmeinnichtsträuße, Herzen mit Spruchbändern — und dann schrieb sie, ohne langes Besinnen, flott und klar:

„Wandle stets auf Rosen,
Auf immergrüner Au;
Bis einer kommt in Hosen
Und nimmt dich dann zur Frau."

Sie wedelte mit dem Album ein paarmal durch die Luft und klappte es zu. Dann ging sie zu den Eltern hinüber, die nebeneinander im Sofa saßen, einen dampfenden Teekessel vor sich und einen Teller mit Mürbekuchen. — —

Jan hatte Hedwig nachgesehen — und stand immer noch, als Adolf Wiedenhagen, untersetzt und stämmig, auf ihn zukam.

„Was stehet ihr hier und schauet den Himmel an," begann er, die Bibelworte getragen zitierend, „die, von der ihr träumt" — fuhr er pathetisch fort, die kurzen Arme auseinanderwerfend.

„Mensch, Wiedehopf, du bist ein Rindvieh!" rief Jänsken.

„Jawoll, dieses wäre mich längst bekännt," sagte Adolf, an seine Brust schlagend.

Jan zog die Schultern hoch und reckte die Arme mit den geballten Händen straff zur Erde hin. „Sie ist," sagte er, innehaltend, „sie ist einfach großartig. Großartig!" Und dann, Adolf beim Knopf nehmend, dicht vor ihm stehend: „Es ist nicht zum Aushalten, ich" — nach einem tiefen Atemzug — „ich platze!"

„Dann aber mindestens zehn Schritte abseits," sagte Wiedenhagen.

* * *

Die Wagen standen in diesem Sommer so oft vor dem Schlaunschen Hause, daß die Anteilnahme der Nachbarschaft schon abgeschwächt war. Nur die vielen Kinder der Hollenbecker Straße drückten sich wie immer um die blanken großen Landauer herum.

Adeline kam die Treppe herunter, glänzend, mit liebenswürdiger Huld. Ihre und Overbergs Kinder drängten sich dicht an sie und Truta heran, denn in Adelinens Wagen gab es immer irgendeine Überraschung.

Marie Overberg sah mit einem träumerischen Lächeln zu, ihren kleinen Lutz am Arme führend. Er sollte ja wohl Gymnasiast sein, aber, mein Gott, so ein zartes Kind! Sie sah auf seine geschienten Beinchen.

„Nun müssen die andern Jungens laufen," sagte sie aufmunternd. „Sieh, da zieht der ganze Trupp ab."

Lutz legte den Kopf an ihren Arm. Er war sehr glücklich, wenn er die Mutter für sich allein hatte. Beate und Mimi störten nicht. Sie hatten ihre Puppen.

Wie waren diese Sommertage so schön! Adeline ließ sich behaglich in dem breiten Landauer schaukeln und wunderte sich nur ein wenig, doch so, daß es ihre Ruhe nicht störte, weshalb Gerwin diese Ausflüge niemals mitmachte. Er hatte ihnen lange nachgesehen, Gerwin Brake, und sehr nachdenklich.

Sein Schwager Overberg, der es liebte, von Zeit zu Zeit recht plumpe Sachen zu sagen, die er dann — halb erstaunt — selbst laut belachte, hatte neulich voll satter Überzeugung gemeint: „Deine Adeline hat dich allmählich ganz mundtot gefüttert, du kannst schon keinen Piep mehr sagen." Und Gerwin Brake war noch etwas stiller geworden — ‚sehr reserviert,' wie Overberg sagte —, und es schien ihm wirklich so, wenn er an die langen Jahre zurückdachte, daß man ihm immer etwas Gutes zugesteckt hatte, kaum, daß er den Mund öffnete, um einmal recht entschieden seine Meinung zu sagen. Er hatte sie nicht verloren, diese Meinungen, aber sie waren steckengeblieben, zur Ruhe gebracht von den weichen Händen, dem Lachen, der Sorglosigkeit, dem naiven Lebensgenuß, die in seinem Hause regierten.

Er wandte sich seufzend ab, ging in sein Zimmer, das von oben bis unten mit historischen Büchern zugestellt war. Sie bedeckten Wände, Regale, Stühle, lagen auf dem Tisch — — und neben ihnen, unter einer koketten seidenen Puppe, stand der

Digitized by Google

heiße Kaffee, genau zu der Stunde, wie er es gewohnt war. Ein silbernes Tablett mit einem feinen Meißener Kuchenschälchen, ein Aschenbecher, um den ihn mancher Sammler beneidet hätte, und die besten Zigarren, die in Engelkamps Laden aufzutreiben waren.

Gerade, daß sein Schwager Overberg die Wahrheit gesagt hatte, das hatte ihn getroffen. — —

Die Wagen hielten, man sprang heraus, Adeline stützte sich auf Trutas Schulter, eine rechte, liebevolle Herrin, und da lag die Wienburg wie unter einer spiegelnden Glaskuppel, denn der Himmel war hell und hoch und wie aus geschliffenem Silber. Jenseits großer Teiche, zwischen denen hindurch ein schmaler Pfad führte, lag das weiße Haus. Ganz lang und niedrig fing es an, mit Weinlaub bezogen. Das waren die Stallungen. Dann kam der Mittelbau, das eigentliche Wohnhaus, schon um ein Stockwerk höher. Und rechts, herrschaftlich und doch mit einer ländlichen Anmut, wie wenn eine große Dame auch einmal den Rock schürzt und mit ins Heu geht, die eigentliche Burg, ein Bau mit dem Walmdach der vornehm soliden münsterländischen Höfe. Unter den Kastanien waren die Tische für die Ausflügler gedeckt, denn niemand mochte drinnen im Saale sitzen, so schön er war.

Man hatte geschmaust und gelacht und Pläne gemacht am langen Tisch der Brakes — und dann lief alles auseinander.

Adeline, Truta, die alte Frau Brake, die etwas niedergeschlagen war und meinte, der Vater wäre in der letzten Zeit oft recht ‚laurig', setzten sich mit den kleinsten Kindern ans Wasser, unterhielten sich und fütterten die Enten. Die ganze andere Schar spielte ‚Räuber und Gendarm'. — Maria Overberg hatte eine Weile zugesehen, aber dann zog es sie fort, quer durch den Wald, zur Weite hin.

Der Sommer hatte seinen strahlendsten Mantel umgehängt, und selbst hier, im mattfarbenen Land der Niedersachsen, glühte ihm alles vom warmen Erdreich aus entgegen. Von den gesenkten Ähren ging ein zarter Rauch von Blütenstaub und wallte in den wohlig bewegten Lüften. Sie waren von einem goldigen Flirren durchzogen.

Von Maria fiel alles Schwere und Ruhelose ab. Es war ihr, als ob sie selbst, das Zärtlichste, Sehnsüchtigste in ihr, mit fortgetragen würde über das wartende, reifende Land. —

Sie war so voll Unruhe gewesen, mehr, als irgendein anderer, als sie gehört hatte, daß der Älteste des Hauses, ein Brake, ihrer aller Stolz, sich freiwillig und leicht — so schien es ihr — von ihnen allen gelöst hatte, um dieser Frau zu folgen, einer Frau, die einstmals die Liebe seines eigenen Vaters gewesen war. Wie eine Schande, wie eine Verletzung des Blutes war es ihr erschienen. —

Und dann kamen andere Gedanken. Diese Mila war um zwei Jahre älter als sie selbst. Was war das? Hatte sie, Mila, und hatten sie alle, Frauen von dreißig bis vierzig Jahren, denn noch ein Anrecht auf Glück, auf ein eigenes, ganz persönliches Glück? Man hatte die Kinder, den Haushalt, den Mann, so wie Gott es einmal bestimmt hatte, man hatte Sorgen und Pflichten — auch Freuden — — und dennoch, dennoch!

Es war nicht vorüber. Das sagte ihr das eigene Herz. Man lebte noch, man lehnte sich auf gegen dieses unerbittliche Näherrücken des Alterns, des Verzichts. Einmal, einmal noch, das letztemal, wollte man diese wundervollen Schauer fühlen, in denen der starke Kreislauf des ganz lebendigen Lebens war. —

Maria konnte sie nicht verdammen. Jetzt nicht mehr. Auch Claus nicht.

Regelmäßige Hufschläge ließen sie aufhorchen. Als sie um die Waldecke bog, sah sie zwischen dem Korn braune Pferderücken, eine weiße Uniform mit roten Aufschlägen. Kürassiere. Ein Offizier mit seinem Burschen.

Sie blieb stehen. Das war doch Volkmar!

Er kam nah heran, sprang vom Gaule, warf dem Burschen die Zügel hin: „Warte — hier so herum," und dann war er bei Maria.

Ohne Verabredung, ganz von selbst, bogen sie in den Wald ein.

„Schön, nach dem Ritt," sagte er, die Mütze abnehmend und mit einem großen, feinen Tuch sein Gesicht abwischend. Dann zog er die Handschuhe aus.

Der Haaransatz, die Stirn, das erinnerte Marie so ganz an die alte Zeit. Sie sah ihn sonst nur auf der Straße. „Gott, Sie haben sich kaum verändert, Volkmar," sagte sie, „jetzt, wo ich Sie ohne Mütze sehe —"

„Und ich die Maria Brake ohne Hut," sagte er, ihr Haar betrachtend, das in Flechten um den ganzen Kopf lag. Und in einem zweiten, weit zurückliegenden Gedanken, der plötzlich vorwärts drängte: „Sind Sie denn ganz allein hier?"

„Ja und nein. Eigentlich mit Brakes und allen Kindern. Aber es freute mich, hier abseits zu gehen. Nun bin ich eben allein." Sie sprach heiter, unbewußt von dem Gefühl geschwellt, daß ja auch sie noch eine junge Frau sei, jünger als Mila, daß sie einem Manne wie Volkmar wohl gefallen könnte. Und das Gefühl, jung zu sein und

Digitized by Google

ein helles, schönes Sommerkleid zu tragen, machte sie wirklich jung, begehrenswert.

„Fürs Alleinsein weiß ich einen Rat. Etwas ganz Schönes!“ sagte Volkmar fröhlich. „Da wird's Ihnen noch viel besser gefallen.“

Sie gingen quer durch den Wald mit seinen Strömen von Gold und Blau und spielendem Grün, und Maria sprang über kleine Gräben und Hügel. Mit einem heimlichen Lachen. Ja, sie war noch jung.

Sie kamen an das hintere Gartentor. Auch hier die feine, barocke Linie in der Mauer, im verzierten Eisengitter.

„Es ist ja verschlossen,“ sagte Maria.

„Macht nichts!“ Volkmar steckte die Hand durchs Gitter, diese gepflegte Aristokratenhand, die Maria mit stets erneutem Wohlgefallen betrachtete, und dann schob er den Riegel zur Seite. „Das hab' ich oft getan,“ sagte er lachend, „die Wirtin hat mir schon manches Mal eine Erfrischung hier hinten in die Laube gebracht. Ausnahmen! Wenn ich nicht muß, sitze ich nicht gern da vorne.“

Es klang hochmütig. Aber Maria verstand das, und sie liebte seinen Hochmut.

Da war nun der Garten, bunt, still und warm, von hohen Mauern umgeben. Flach, mit wenigen Obstbäumen, aber mit blütenbedeckten, wuchernden Rosenbüschen und alten, grauen Statuen, die zärtlich umhaucht in der blauen Luft standen.

Sie gingen in die Geißblattlaube und setzten sich auf die etwas verwitterte Bank.

Was sollten sie sich sagen? Sie wußten es nicht. Beide nicht.

„Maria — Maria!“ sagte Volkmar — und weiter nichts. Er küßte sie tief, lange, inbrünstig, zog sie, die ja ganz allein war auf dieser Welt, nochmals fest an sich, strich über ihr Haar — und dann ging er fort — Es mußte ja so sein. Anders war es gar nicht möglich. Er ging fort.

Maria saß in der Geißblattlaube und wußte es kaum — und als alles wieder zurückkehrte, da stand sie auf und ging, ohne viele Gedanken, durch den blühenden Garten, das kleine Tor nah am Hause, durch die Wirtsstube, unter die Kastanien und setzte sich mit an den langen, gedeckten Tisch.

Es war schon spät geworden.

Man wartete auf die Nachzügler.

Niemand beachtete sie. Sie senkte ihren Kopf: nun war es ja doch gekommen —

Volkmar war in den Wald hineingegangen, und je ferner er Maria war, um so schneller und fester wurden seine Schritte. An dem weiten gelben Feld stand sein Bursche mit den Pferden. Das war ganz nah. So wirklich. Hoch darüber hin lagerten helle Wolken. Als er den nickenden braunen Pferdekopf sah und das rote blanke Gesicht des Bauernjungen, kam Zorn über ihn. Zorn über sich selbst.

Er schwang sich in den Sattel. Ritt, ritt, daß es dampfte.

‚Morgen, ganz früh,‘ so versicherte er sich immer wieder, ‚morgen geh' ich zum Kommandeur und bitte um sofortigen Urlaub. Familienangelegenheiten. Keine Rede davon, daß er es abschlägt.

‚Und dann den Abschied nehmen.

‚Hätte es längst sollen.

‚Hab' genug zu tun zu Hause.‘

Und er sah über das flache, gesegnete, wartende Land hin, das auch um seines Vaters Haus lag, genau so warm, tüchtig und treu.

88 88 88

„Unse Kinner sind so aus'n Häuschen,“ sagte Truta, „da is's Ende von weg; sie liegen über die Mauer un bölken genau so laut, wie alle Straßenkinners.“

„Ja, da hast du es nun, Truta,“ sagte Gerwin Brake schmunzelnd, „ich und Ding, wir hatten bei dir kein Wort.“

Truta lachte gemütlich in sich hinein. Es kam selten vor, daß Brake mit ihr scherzte, sie fühlte sich dann besonders geehrt.

„Oh, Herr Rat, was Sie mich nich sagen! Ich meine man bloß immer, Jugend muß sich austoben, und mit jedwereinen lass' ich unse Kinner ja auch nich herumsausen. Heute kommen sie mich nich auf die Straße. Nee, sicher nich,“ und sie rückte ganz energisch die Stühle auf der Terrasse zurecht und die Schüsseln mit den guten Sachen, die um die Lampe herum standen, die noch nicht angezündet war.

Von der Straße und von allen Höfen her hörte man unermüdlich die alten Lambertuslieder. Schon am Tage vorher waren die Kinder, wie seit undenklichen Zeiten, von Tür zu Tür gezogen, hatten ihre Schürzen aufgehalten und Kerzen, kleine Flaschen mit Öl, Geld, Äpfel und Leckereien gesammelt und dabei aus Leibeskräften gesungen:

„Hier wuent wull en gueden Mann,
Der us wull wat giewen kann,
Laot us hier nich lange staohn,
Wi müett en Hüesken wider gaohn.“

Das war am Vorabend von Sankt Lambertstag, an dem von alters her auf dem Lande in den Spinnstuben und den Werkstätten die Arbeit bei Licht begann.

Drei Abende lang ging das so fort. —

Maria Overberg lehnte mit einer ergebenen, auflösend glücklichen Müdigkeit an der Balustrade.

Er war fort ... Es war nicht anders. Volkmar war ein rechter Mann, wie er

Digitized by Google

sein sollte. Kein Zögern, keine Prüfung. Er war fortgegangen.

Wie bitter schwer mochte es ihm geworden sein. Das konnte nur sie selbst an ihrem eigenen Herzen ermessen.

All das Singen und Jubilieren, der Lichterschein, die frohe Laune, es stimmte sie weh und glücklich zugleich.

Truta und Adeline waren längst übereingekommen, daß Maria so duldsam und so geistesabwesend war wie nie zuvor.

Adeline wollte der Stillen etwas Erfreuliches sagen. Sie streckte ihre Hand zu ihr hin, mit der überströmend herzlichen Gebärde, die ihr eigen war, und sagte: „Komm, Ria, mach's dir gemütlich. Hier ist ein recht bequemer Sessel. Ich muß dir mal was erzählen, was dich interessieren wird."

Maria setzte sich.

„Denk nur, der Volkmar von Tweersen, mit dem du so gut Freund warst, hat sich dieser Tage verlobt. Ich las es in der Kreuzzeitung. Und was meinst du, mit wem? Mit dem bildhübschen Freifräulein Beverförde. Nicht mit der Beverförde-Werries, von dem Hof in der Königsstraße, nein, eine Seitenlinie, ebenso alt und sehr reich. Sie haben große Besitzungen in Rußland, da in Litauen oder Kurland herum. Genau weiß ich das nicht. Aber auf Donata Beverförde kann ich mich gut besinnen. Vor zwei Jahren hat sie hier im Adligen Damenklub die Bälle mitgemacht. Sie mag so neunzehn, zwanzig Jahre alt sein. Schwarzes Haar und eine matte, etwas gelbliche Haut. Gar nicht wie die hiesigen Beverfördes. Aber ich sage dir, bildschön. Und wie eine Pariserin. Ich stelle mir die Pariserinnen wenigstens so vor," fügte sie lachend hinzu, und sie wurde auch gleich von Arnold Overberg abgelenkt, der zu ihr sagte: „Wenn nun erst deine Hede nach Hause kommt, dann geht uns schon eher das rechte Licht auf von der Pariserin. Aber da fällt mir doch was ein —" er klopfte auf seine Stirn und trank das Weinglas leer, das Gerwin sofort füllte — „du hast uns hier mal so 'ne nette Scheidungsgeschichte erzählt, vom Rat Krahwinkel. Da hab' ich auch was auf Lager, Adeline, ich hörte es im Löwenklub" — er lachte, daß sein Bauch wackelte ...

Das war nun was für Adeline. Gott, wie lachte sie! Sie bog sich hintenüber und wieder nach vorn und trocknete sich die hellen Tränen ab. —

Maria war ganz vergessen. Sie saß im Schatten und alles zerrann. Ihr ohnehin zart gefügtes, leicht erschüttertes Wesen, zu Trübsal geneigt, verging unter dieser plötzlichen, gänzlich unerwarteten Nachricht, über die alle andern hinweggingen wie über ein Nichts. Sie, die niemals die einfachen Formen des Lebens erkennen und fassen konnte, wußte nicht, an was sich halten, was glauben, was retten aus diesem Strudel, der ihre schwache und müde Seele mit fortriß. Wo sie landen würde? Wer wußte das? —

Seit dem Lambertstag waren vier, fünf Wochen vergangen. Es war feucht und kalt. Das braune Laub klebte unter den Sohlen. Der alte Brake wurde immer „krökeliger", wie Truta sagte. Alle ihre Rezepte wollten nicht recht anschlagen. —

Eines Nachts erwachte Frau Brake und sah, wie ihr Mann ganz schwankend, so schien es ihr, durch das Zimmer ging.

„Vater, was ist dir?" sagte sie besorgt und schon saß sie aufrecht.

Der alte, hagere Mann hatte seinen Schlafrock angezogen und stand mit einem hohlen, farblosen Gesichte an die weiße Tür gelehnt. „Ach, es ist mir nicht gut," sagte er ganz leise und stockend. „Josefa soll den Doktor holen."

„Aber doch nicht du, Vater, ich, ich gehe zu Sefa hinauf. Warte nur, leg' dich hin, im Augenblick bin ich wieder hier." Sie warf rasch einen Unterrock über, trat in die Pantoffeln, nahm ein eiswollenes Tuch um und ging hinaus.

Ihr Mann tappte sich zum Bette hin. Als sie zurückkam, lag er in den Kissen, unbeweglich, ganz gelb. Da wußte sie, daß es der Tod war. Der Schlafrock lag glatt gefaltet auf dem Stuhle.

„Vater — mein Gott, Vater," sagte sie kümmerlich.

Da kam Josefa herein, faßte sie um, setzte sich mit ihr auf die Bettkante und sprach leise und tröstend zu ihr.

„Die Kinder, die Kinder," jammerte die alte Frau.

„Ich hole sie. Und auch den Herrn Doktor vom Bispinghof. Wir lassen den Herrn und die gnädige Frau Brake nicht alleine." Und sie ging hinaus, kleidete sich an und eilte in die Nacht hinein. —

Nach einer Stunde waren sie alle da: Gerwin und Adeline Brake, Gerd, der wach geworden war, und ruhig darauf bestand, mit zur Georgskommende zu gehn. Arnold und Maria Overberg und ihre Tochter Annette, die Betriebsame, Hilfreiche, der Doktor vom Bispinghof, der ein guter Freund der Familie war, und der Rat Wiedenhagen mit seiner alten Schwester Lisette, denn Adeline wollte auch einen von ihren eigenen Leuten um sich haben. Und vor allem Truta. Wie wäre es möglich,

Digitized by Google

daß ein Leid über der Familie Brake stand ohne Trutas sänftigende Nähe?

Nur Heinrich Overberg, der nun siebzehn Jahr alt und ein großer, starker Junge war, lag in seinem Bett und dachte darüber nach, wie es jetzt wohl mit dem Hause in der Georgskommende würde, denn die Großmutter hätte sicherlich keine Lust, das weitläufige Anwesen allein weiter zu mieten. Und zu erben gab es auch nichts. Na, er wollte schlafen. —

Alle andern aber traten an das Bett des Toten und sahen auf das stille, verschlossene Gesicht. Ganz aufgewühlt und wie verloren standen sie in dem blauen Zimmer herum. Kaum, daß sie es wagten, sich zu setzen. Die Frauen weinten. Overberg ließ sich seufzend in eine Sofaecke sinken. Er kannte das Sterben. Gerwin stand neben der Lampe und schrieb ein Telegramm an seine Brüder auf. Gerd sollte es gleich bei Tagesanbruch zur Post bringen. Eigentlich war ja alles wie sonst in dem großen, angenehmen Raume. Nur daß eine Stiege höher der starre, ernste Mann lag. Das machte sie lahm, und sie froren.

Sefa kniete vor dem Kamin und legte große Holzkloben nach, aber der stumme, kalte Schauder blieb.

Da hockte Truta sich neben Sefa auf die Erde und sagte: „Laß man! Einen guten Kaffee und tüchtig was dazu. Aber schnell!"

Und Josefa verstand das. Es war ihr eine Erleichterung.

Die alte Frau Brake lag im Fremdenschlafzimmer auf dem Bette. Sie war eingeschlafen. Die Aufregung hatte sie ganz zermürbt. Neben ihr, frierend, aufmerksam, die Hände in den Taschen eines alten, engen Wintermantels, saß Annette Overberg, das schmale, energische Gesicht in die Höhe gerichtet. Sie konnte, konnte es nicht verstehen. Den Tod, das Sterben, dieses „Niemals mehr".

Währenddessen ballerte Sefa in der Küche herum, ungestümer denn je. Es tat ihr wohl. Und merkwürdig, diese alltägliche, laute Lebensbetätigung besänftigte die stummen, im Halbdunkel herumstehenden Menschen in dem blauen Gartenzimmer.

Truta ging ab und zu mit ihren runden, ruhigen Bewegungen. Sie brachte eine zweite, hellere Lampe, deckte den Tisch, schob leise Stühle und Sessel heran, und immer, im Vorbeigehn, streichelte sie Adelinens Arm oder sagte ihr ein sanftes Wort. —

Und dann öffnete sich die Tür, und Sefa kam mit dem großen, gelben Tablett herein. Der starke Geruch des frischen Kaffees zog durch das Zimmer, und um die große Kanne stellte Sefa ganze Stöße von Brot und Schüsseln mit Schinken, Zervelatwurst, Blockwurst, Leberwurst und was sonst noch in der Vorratskammer war.

Truta goß Kaffee ein und ruhte nicht eher, bis alle um den Tisch saßen. Da wich die Kälte, das Hilflose. Sie genierten sich, sie benahmen sich hölzern, fast so, als ob alles gegen ihren Willen geschähe, nur Truta zuliebe, die aus ihrer Haube so recht treuherzig jeden einzelnen ansah und an den Tisch nötigte. Auch ihr tat das Herz weh, weiß Gott, aber sie konnte das Leid nicht ansehn. Sie mußte helfen. Dafür war sie ja da.

Und als alle die Steifheit überwunden hatten, den heißen, guten Kaffee tranken und die belegten Brote aßen, da wurde ihnen wirklich wohler und freier.

‚Er war schon alt und recht abständig,' dachte Rat Wiedenhagen, aber es war ihm peinlich, daß er so dachte.

„Wo is denn unse Frau Sanitätsrat?" sagte Truta plötzlich, verwirrt und erstaunt. Arnold Overberg stand etwas betreten auf und ging über die Stiege ins Sterbezimmer.

Da lag seine Frau und weinte und weinte. Haltlos.

Sie hatte doch nie eine besonders große Anhänglichkeit an den Vater gezeigt. Wie kam das nur? Er zog sie am Arme empor und nahm sie mit hinunter.

Er wußte ja nicht, was sie herausweinte, in Strömen, in einem sinnlosen Jammer. Nein, der Vater war es nicht. Sie selbst war es. Ihr Letztes, Eigenstes.

Vor der Tür zum Blauen Zimmer faßte sie sich. Man legte sie auf das Sofa, und Truta breitete eine Decke über sie.

Der kühle Morgen schimmerte schon durch die Vorhänge.

Man stand auf.

Das erste tiefe Erschrecken war überwunden. Alle gingen nach Hause. Man wollte sich noch ein Stündchen hinlegen. Auch Truta. Denn der Tag würde viel Unruhe bringen.

Drei Tage später standen alle Brakes mit ihren Anverwandten und Freunden, in langen schwarzen Röcken, den Zylinder in der Hand, in dem gelben Saal im Haus an der Georgskommende.

In der Mitte des großen kalten Raumes stand der geschlossene Sarg und um ihn herum Lorbeer- und Laurustinusbäume, brennende Kerzen in hohen Leuchtern und viele Topfblumen. An dem schwarzbehangenen Gestell, auf dem der Sarg stand, lehnte eine wahre Last von Kränzen.

Die Frauen, die, der Sitte entsprechend, nicht mit zur Bahn gingen, saßen gedrückt und befangen im Nebenzimmer.

Digitized by Google

Die Tür zwischen den beiden Räumen stand halb offen. Die Geistlichen waren schon gekommen und die Träger, da öffnete Oing, mit seinem eisernen, feierlichen Gesicht, nochmals die Tür, und herein kamen, der Reihe nach, Jan Temming, Claus Brake und Adolf Wiedenhagen.

Geschlossen und stumm gingen sie auf Hermann Brake zu und reichten ihm die Hand. Und dann allen andern. In seiner Überraschung und in den schweren Gedanken dieser letzten Minuten hatte Hermann seinem Sohne fest die Hand gedrückt. Claus wußte, daß es so war — und nicht anders.

Aber der Vater hatte ihm die Hand gedrückt, vor der ganzen Familie, und jeder folgte seinem Beispiel.

Als er zu den Frauen ging — die alte Frau Brake war mit Truta in einem der oberen Zimmer — trug er den Kopf schon freier. Und doch stand in seinen Augen, die so jung und offen waren, der Kummer, daß es gerade bei dieser Gelegenheit sein mußte — beim Tode des Großvaters.

Mila hatte tausendmal recht: es konnte alles so viel einfacher, leichter, herzlicher sein!

Adeline ging Claus in einem warmen Impuls entgegen und sagte: „Von der Bahn aus kommst du zu uns, nicht wahr?"

Aber Claus verbeugte sich mit einer stillen, vornehm-ablehnenden Dankbarkeit und sagte: „Das kann leider nicht sein, Tante Adi" — und er gebrauchte ihren alten Kinderkosenamen, den sie so sehr liebte — „ich muß selbst heute noch abreisen, und" — in seiner Ehrlichkeit, die er dem Freunde schuldig war, tief errötend — „ich möchte von der Bahn aus schnell zum Verspol hineinspringen und Jans Eltern begrüßen. Sie hatten mich eingeladen."

Adeline verstand. Sie hatte ihn nur um so viel lieber, den prachtvollen Jungen, der so ganz anders aussah, als man sich ihn vorgestellt hatte.

Sie alle dachten, wenn sie ihn einmal wiedersähen, dann würde er verlebt, elegant, verbummelt aussehen — oder doch so ähnlich, und nun stand er unter ihnen, gesund und groß, größer noch als sein Vater, mit seinem harmonischen Gesicht und Wesen, und immer noch, wie früher schon, von einem reinen Feuer durchglüht. Das war der verlorene Sohn! Jan Temming, groß wie er, mit Augen, die die Freude kaum verbergen konnten, und der stämmige, biedere Adolf, standen neben ihm, wie zwei getreue Landsknechte. —

Im Saal scharrten Füße. Die drei jungen Leute gingen hinaus und schlossen die Tür hinter sich. Das war nichts für die Frauen. Man trug den alten Brake fort. Als die Träger draußen die steile Treppe sahen, machten sie bedenkliche Gesichter.

Da traten Claus und Jan heran und hoben den Sarg hoch und gerade empor.

Bis zum Wagen hin.

⁂ ⁂ ⁂

Im Doktorhause saß man um den Tisch herum. Der Dampf kräuselte sich aus den Schüsseln.

Heinrich Overberg lag über seinem Teller und stopfte hinein, was in seiner Nähe stand, und wenn nicht alles so schnell und glatt zu ihm hinkam, wie er es wünschte, dann warf er Annette wütende Blicke zu.

Sein Vater hatte gemächlich seine Serviette rechts und links oben unter seinen Rock geschoben. Auch er aß sehr ergiebig, aber mit Auswahl und alles auf dem Teller immerfort symmetrisch ordnend.

Das war so seine Angewohnheit.

Neben ihm, auf einem blankgescheuerten Holzbrettchen, lag eine große Scheibe Brot. Die schnitt er in möglichst gleichmäßige Quadrate und schob sie während des Essens, Kauens und Sprechens in den Mund.

Und Annette reichte ihm sofort den Brotkorb hin, wenn das letzte Quadrat verschwunden war.

Dann nickte er wohl mit dem Kopfe.

Dieser Kopf hatte Ähnlichkeit mit dem eines gemästeten Luchses.

Arnold Overberg hatte das rötliche Haar vom geraden Scheitel und von den Ohren weg so zusammengebürstet, daß es, gleich kleinen Ammonshörnern oder spitzen, behaarten Ohren, abstand. Dann kam eine niedrige Stirne, die beweglich war und humoristisch zucken konnte. Die blonden, starken Augenbrauen und der Schnurrbart krümmten sich an den Enden wieder in die Höhe. Die Augen waren klein, verschwommen und — besonders nach den Seiten hin — von vielen Falten und Fältchen umgeben. Nase und Mund hatten etwas Derbes, Gewöhnliches, besonders wenn Arnold Overberg, wie eben jetzt, beharrlich aß.

Er war Mitglied eines Jagdklubs, eines Kegelklubs, eines Pfeifenklubs, des „dicken Wiewer Peters" — irgend einer höchst weltlichen Bruderschaft, die um einer Sterbekasse willen regelmäßig Festivitäten veranstaltete — eines Skatklubs, des Bürgerschützenvereins, des Vereins ehemaliger Dreizehner — seines alten Regiments — und vieler anderer Vereine. Vor allem hatte er zwei Stammtische in guten münsterschen Altbierkneipen, und er war Mitglied des Löwenklubs, in dem er sich viel wohler fühlte, als

Digitized by Google

im Zivilklub, dem er selbstverständlich auch angehörte. Aber im Zivilklub waren ihm die Herren Juristen denn doch zu viel unter sich. Man kam aus der Beamtenatmosphäre gar nicht heraus, und das war nichts für einen Mann wie Arnold Overberg. Er war formlos, steckte aber voll von Schnurren, drastischen Geschichten und allerlei Tratsch. Overbergs Haupteigenschaft aber war seine Trägheit. —

So saß er denn, die Beine weit von sich gestreckt, die Arme auf den Tisch gelehnt, den Bauch in eine angenehme Ruhelage gebracht, und aß und aß.

Maria saß mit abwesenden Augen da, neben ihr, blaß und zusammengeknickt, der kränkliche Lutz.

Beate und Mimi flüsterten sich irgend etwas zu, worüber sie lachen mußten, und Clemens und Dietmar schlürften unmanierlich Sauce aus ihren Löffeln.

Annette saß ganz gerade mit aufmerksamen Augen und suchte den beiden ein Zeichen zu geben. Sie hielt auf Ordnung und Anstand. In der letzten Zeit lenkte Annette mehr mit ihren Augen und mit ihrem Vorbild, nicht um des groben Heinrich willen, o nein, eigentlich nur um der Mutter willen, die wie ein Schatten zwischen ihnen allen herumging, und der bei jedem harten Wort die Tränen in die Augen kamen. —

Das Weihnachtsfest war vorübergegangen, leer und nüchtern, die Eisbahn auf den Aawiesen, an der die Mutter sich immer erfreut hatte, war geschmolzen, und nun kam bald Karneval und hinterher die lange, triste, stille Fastenzeit, in der die ganze Stadt wie in graue Trübsal- und Andachtswolken gehüllt war.

Wie sollte ihre Mutter da fröhlich werden! Und Lutz wurde immer kümmerlicher. Er ging gar nicht mehr zur Schule. Er kam nicht wieder hoch. Aber er war immer freundlich. Kein Schatten.

Ganz anders als die Mutter. —

Wie saß sie nur wieder da! Sie drehte eine kleine Kugel aus Brot, was sie ihnen immer verboten hatte. Aber sie tat es ganz in Gedanken. —

Endlich zog Overberg die Serviettenenden aus dem Rock, er wischte sich umständlich den Mund, denn alles, was mit dem Essen zusammenhing, war wie eine ruhige, würdige Zeremonie — man durfte ihn nicht dabei stören — und dann sah er auf seine Frau hin.

„Also Schluß, Maria?“ sagte er. „Oder gibt's noch was?“

„Nein, Vater,“ sagte Annette statt ihrer, und dann gab sie Mimi einen kleinen Stoß. Die bekreuzigte sich, sprach ein Dankgebet, und man stand auf.

Heinrich, der überhaupt nicht gesprochen hatte, ging rücksichtslos ans Büfett, zog eine Schale heran und steckte sich die Taschen voll Nüsse. „Laß das doch,“ rief Annette, „die sind für uns alle. Nicht für dich allein.“ Heinrich beachtete sie gar nicht und nahm soviel er unterbringen konnte.

Sein Vater wandte sich zur Seite und sagte verdrießlich zu Annette: „wenn du es dir doch endlich abgewöhnen wolltest, immer an den Jungens zu zerren. Aber nein. So'n Mädchen ist und bleibt mal 'ne rechte Katze.“

Annette ließ das nicht auf sich sitzen. Sie rief ganz laut heraus, wie das alles zusammenhinge, und daß sie überhaupt keine Lust mehr hätte, hier im Hause Ordnung zu halten, wenn — —

„Da geht sie los, wie'n Siesemännken,“ schrie Dietmar vergnügt. Er hetzte gerne und mischte sich in die Reibereien der Geschwister. Aber Clemens puffte ihn aus der Tür hinaus. „Schweig doch still,“ sagte er, „ich an ihrer Stelle hätte es längst bis oben. Komm, wir wollen uns einen Flaschenzug machen.“

Und Dietmar, der der Weichere, Fügsamere war, gab gleich nach und ging dicht neben seinem Bruder her. — —

Während Arnold Overberg schlief, Maria ihn mit hinabgezogenen Mundwinkeln betrachtete und dann den Hut aufsetzte und fortging, die beiden Jungens an dem Flaschenzug bastelten und die kleineren Kinder spielten, ging Annette in das Mansardenzimmer, in das im Sommer das schöne blaugoldene Licht fiel, und hier saß sie nun mit dem Lämmerding und flickte und stopfte, und reckte und streckte solange an den alten Lappen, bis noch ein Hemd, ein Büxchen oder eine Schürze herauskam.

Und eins mußte man allen Overbergs-Kindern lassen, das machte auch Annette ihre Arbeit leichter: sie hielten äußerlich viel auf sich. — —

Als Overberg eine Stunde genickt hatte, fiel ihm die Pfeife aus der Hand. Er riß die kleinen Augen auf, bückte sich schwerfällig, ärgerlich. „Donner, der feine Kopf,“ sagte er. Aber es war nichts passiert.

Er griff neben sich auf den Schreibtisch, zog den braun polierten Kasten mit den Silberbeschlägen heran, den er sich vor einigen Tagen gekauft hatte — sie waren nämlich das große Haus und den Garten an der Georgskommende, zu ihrem eigenen Staunen, unter sehr guten Bedingungen losgeworden — kraute liebevoll im Tabak

Digitized by Google

herum und stopfte von neuem seine Pfeife. Er tat ein paar lange, ruhige Züge, und dann dachte er über seine Familie nach. Das tat er oft, und heute mit besonderer Seelenruhe. Ja, er sah förmlich einen fernen Glanz auf seinen Namen kommen. Das Haus war verkauft, und seine Geschwister hatten keine Kinder.

Es fiel ihm gar nicht ein, daß auch er einmal tüchtig arbeiten konnte. Nein, in diesem Punkte hatte er seine eigene Philosophie. So nannte er es.

Wie konnte irgend ein verständiger Mann sich zeitlebens abrackern, um seiner Familie einen Sack voll Geld zu hinterlassen! Jeder war doch in erster Linie für seine eigene Generation da! Auch für den Stammhalter, jawohl.

Annette kam leise herein und brachte auf einem Tablett eine große Tasse mit Kaffee, gleich fertig gemacht, tüchtig gezuckert. Vor der Sprechstunde mußte man sich aufmuntern.

Herrgott, diese Sprechstunden! Eine niederträchtige Einrichtung. Und schließlich war das noch der bequemste Teil seines Berufs. Aber was war da zu machen? Der Vater und der Großvater waren hier am Ort Arzt gewesen. Man legte sich in ein gemachtes Bett.

Und wie er den Kaffee langsam umrührte, dachte er voll innigen Behagens an den alten Herrn, den längst verstorbenen Großvater, der seine Patienten aus der Umgegend an die Landstraßen bestellte und vom Pferde aus die Sprechstunde abhielt.

Das waren noch Menschen! Mit denen ließ sich leben. Diese Brakes, das war eine viel zu noble und eng gewissenhafte Gesellschaft. Und doch dachte er, auch heute noch, mit Stolz daran, wie er das vornehme Mädchen als seine Frau mit nach Münster brachte. Der Haushalt, das war ja nicht ihre starke Seite — Overbergs freudige Zuversicht sank ein wenig. Aber sogleich stand sie auch schon wieder auf. Annette, dieses magere, schräbbelige Ding, die verstand's! Solche kommen durchs Leben. Das war eine ausgemachte Sache. Eigentlich ein Kind, an dem man Freude hatte. Leider nur ein Mädchen. Aber ein tüchtiges.

Clemens wurde Ingenieur. Fertig. Man mußte mit seiner Zeit gehn. Jetzt, in den achtziger Jahren, wo die elende Gründerzeit vorüber war, da baute sich das recht solide auf, zumal hier in Westfalen. Aber arbeiten mußte der Bengel, feste, immer drauf los. Nicht auslassen! Für andere konnte Arnold Overberg sich in solchen Sachen tüchtig ins Zeug legen. Wenn er nur seine Jungen ordentlich auf den Trab brachte, damit war alles gut.

Nur die beiden kleinen Mädchen, das war ungemütlich. Hätte auch gar nicht sein brauchen. Aber na! —

Dietmar, dieser bildhübsche Bengel — übrigens ganz Maria — der wurde eben Assessor und heiratete eine Erbin. Er war nicht blind, der Rat Overberg, der da wie ein gemästeter Luchs in seinem Sessel lag. Er fühlte es, daß Dietmar, der gar nicht besonders begabt war, einmal etwas haben würde, was die Weiber anzog. Im ältesten Röckchen sah er noch elegant aus. Seine Bewegungen, seine Stimme, sein Lachen, seine Art, mit den Menschen umzugehn, das hatte etwas Verführerisches. Ein Allerweltsliebling. Ein feines Kerlchen. Der Erfolg stand ihm auf der Stirne geschrieben. Erfolg bei den Weibern. Bei den dummen natürlich! Arnold lachte und klopfte wieder auf seinen Bauch. Die wurden bekanntlich nicht alle. —

Und nun konnte man auf das kleine Blagenzeug sagen, was man wollte: dumm, dumm war Beate nicht. Nein. Zu Ostern kam sie auf die Schule, endlich. Und dann torkelte noch das kleine Ding, die Mimi, hinterdrein, von der sich noch gar nichts sagen ließ.

Viel zu viel Kinder! Scheußlich! Er richtete sich auf, zog die Weste stramm und trank in kleinen Schlückchen seine Kaffeetasse leer.

Dann sah er fröhlich um sich. Alles in allem konnte er wahrhaftig zufrieden sein! — Er sah das eigentümliche Gewebe nicht, das ihn langsam ganz umzogen hatte: seine Trägheit.

Er ging an die Tür und zog am Klingelzug. Das Mädchen kam.

„Ist Frau Rat wieder zu Hause?"

Maria kam schleppend herein.

„Wo warst du?" sagte Overberg freundlich, „auf der Promenade?"

Maria sah neben ihm her. „Auf der Promenade? Nein, in der Stadt."

„Hast du Einkäufe gemacht?"

„Nein. Ich ging nur so herum."

„Du solltest dir aber mal was recht Hübsches kaufen!"

„Was sollte ich mir wohl kaufen?" Maria tupfte gedankenlos auf dem unordentlichen Schreibtisch herum.

„Ach so — ja. Ihr habt Trauer." Es entstand eine kleine Pause. Overberg ging auf seine Frau zu und streichelte ihren Arm. Dann sagte er: „Du könntest dir doch irgend was anderes kaufen, was dich freut. Sieh mal her, mein Tabakskasten. Wie gefällt er dir? Fein, was?" Er klappte mit dem Deckel. Maria zog die Stirne nervös hin-

Digitized by Google

Bildnis meiner Frau

Gemälde von Prof. Carl von Marr

Digitized by Google

Digitized by Google

auf. „Wir haben das Haus doch so gut verkauft. Weshalb sollteſt du dir nicht 'ne Freude gönnen? Gerade jetzt, gerade im Trauerjahr. Weißt du was? Kaufe dir ein hübſches Armband. Ähnlich wie das von Adeline. Ich ſchenke es dir. Du kannſt auch den drei Mädchen irgend 'ne Kleinigkeit geben. Nicht?"

„Ja, Arnold, das will ich tun," ſagte Maria halb zerſtreut und halb erſtaunt, aber mit dem Schimmer von Freundlichkeit, der ſie noch bisweilen überflog, „die Kinder können wohl allerlei gebrauchen. Aber ich — für mich — —? Ach nein. Lieber nicht."

Sie ſah ihn an, und das Leid in ihren Augen berührte ihn.

Er war enttäuſcht. Und es war ungemütlich. „Ja, wenn du meinſt — es hätte mich gefreut." Er ſah auf ſeine Uhr. „Jetzt iſt's aber Zeit für mich. Die Sprechſtunde —" Er ging.

Maria ſah aus, als ob ſie all das nicht in ſich aufgenommen hätte. Sie trat an einen kleinen Bücherſchrank, der in der Ecke ſtand, ſchloß ihn auf und nahm einen alten Gedichtband heraus. Ohne ihn zu öffnen, ſchritt ſie zur Tür und rief nach Annette. Das eckige, wenig hübſche Mädchen kam ſchnell die Treppe heruntergelaufen.

„Mutter, was ſoll ich?" fragte ſie freudig.

„Komm, ſetz' dich mal hier an den Schreibtiſch." Sie klappte das Buch auf und ſuchte. „Da iſt ein altes Lied, ein Wiegenlied, ich hab' es ſelbſt mal hingekritzelt — nur ſo auf den Rand. Das könnteſt du dir abſchreiben. Es iſt ſchade, wenn die ſchönen alten Lieder ganz verſchwinden."

Annette ſah ihre Mutter bereitwillig und glücklich an. „Gib her," ſagte ſie eifrig. „Ich ſchreibe es in mein Album. In das mit dem Schloß. Ich laſſe niemand hineinſchreiben. Es ſteht nur das darin, was ich ſelbſt gern mag. Man lieſt mal irgendwo ein Gedicht —" ſagte ſie halb verlegen. Sie war ſchon an der Tür.

„Ja, das tu," ſagte Maria, und wieder kam dieſer Abglanz einer beſſeren Zeit.

Nach wenigen Minuten ſaß das Mädchen am Schreibtiſch. Maria ſtand dicht neben ihr und diktierte:

„Dort hoch auf dem Berge,
Da wehet der Wind.
Da ſitzet Maria
Und wieget ihr Kind.
Sie wiegt es mit ihrer ſchneeweißen Hand
Und braucht dazu kein Wiegenband.
Schlaf ein, ſchlaf ein,
Lieb Kindelein."

Als ſie die letzten Worte ſagte, war es, als ob ihre Stimme zerbrochen wäre. Sie umfaßte ihre Tochter, bog den Kopf weit zurück und weinte.

Annette ahnte das tief Schmerzvolle. Sie richtete ſich auf, ſchmiegte ſich feſt an ihre Mutter, was ſie ſonſt niemals tat, und trocknete ihr die Tränen ab. Sie wußte nicht, was ſie ſagen ſollte.

Maria glitt auf den Stuhl. Ihr Geſicht wurde wieder ſo ſtill und ergeben, wie es jetzt immer war. Da nahm Annette das Buch, riß das Blatt heraus und ſteckte es in den Ofen, zwei, drei Blätter, und dann das ganze Buch.

Von dieſer Stunde ab liebte Annette ihre Mutter mit einer viel tieferen Liebe. Sie hatte das Gefühl, als ſei ſie älter geworden. Sie waren beide älter geworden. Maria begann, ſich auf ihre Tochter zu ſtützen.

* * *

Die Faſtnachtstage waren vorbeigezogen: vor köſtlichen Kuliſſen, ein geräuſchvoll-blödes und halb pfiffig-lüſternes, mittelalterliches Poſſenſpiel. Man ging nun in Sack und Aſche.

Selbſt im Schlaunſchen Hauſe war man demütig geworden, indem in dieſem Jahre keine bunten Maskeraden für die Kleinen und Schäferſpiele oder Zigeunerlager für die Größeren und die ganz Großen veranſtaltet wurden — denn Adeline ſpielte *immer* mit.

Ja, Adeline erfüllte zum erſten Male — und man muß auch gleich hinzufügen zum letzten Male — einen beſonderen Wunſch der alten Frau Brake, verſammelte am Aſchermittwoch ihre Kinder und Mägde um ſich und las ihnen ein Gebet vor, das den Heldenern ſo vertraut war wie der Weihnachtsſegen am frühen Morgen, das aber für die Brakes in der Hollenbecker Straße etwas verwunderlich klang. Adeline las langſam, in einem Ton, der weder ſank noch ſtieg: „Weil jetzt die heilige Faſtenzeit anfängt, welche du uns durch dein Beiſpiel gelehrt, o gütigſter Jeſu, ſo nehme ich mir ernſtlich vor, alles, was weltlich in mir iſt, abzutöten. Ich vereinige deswegen alle Enthaltſamkeiten dieſer heiligen Zeit: das Faſten, Wachen, Beten, Arbeiten, Hunger, Durſt und andere Bußwerke, ſowie alles, was ich tun und leiden werde, mit deinem heiligen vierzigtägigen Faſten, welches du in der Wüſte gehalten haſt — —"

Bei dieſen und all den nachfolgenden harten Worten wurden Adelinens Augen immer größer, und auch die Kinder und die Dienſtboten konnten ſich gar keine richtige Vorſtellungen von der Schreckenszeit machen, die jetzt kommen ſollte, denn gerade für die Faſtenzeit ſtanden ſo vorzügliche Gerichte in Betty Gleims Bremiſchem Kochbuch, und vor zwei Stunden noch hatte man in einer gemeinſamen großen Verſammlung in der,

Digitized by Google

Küche, von der nur Gerwin Brake sich fernhielt, beschlossen, was für die nächsten acht Tage wohl besonders angenehm wäre. Herrliche Mehlspeisen und Fischgerichte, denn zum Abendbrot durfte man kein Fleisch essen.

Als die Mutter ihre Vorlesung beendet hatte, war es erst still, dann drängten sich die Kinder um sie, als müßten sie ihr schönstes weltliches Gut recht festhalten, aber über die Vorlesung selbst sagten sie kein Wort.

Auch Adeline konnte für ihr Empfinden nicht so schnell den richtigen Ausdruck finden. Sie liebkoste die Kinder und sagte: „Es ist nicht leicht, genau zu wissen, was von uns verlangt wird. Wir meinen es aber alle gut, nicht wahr, Truta?"

„Jä, jä, jä," sagte das alte Mädchen, den Kopf wiegend, „was nich alles so von Helden kömmt! Nur bloß, daß niemand nich weiß — so ganz genau, meine ich — was nu jetzt, zu unsre Zeiten, der liebe Gott will. Das ändert sich mit die Menschen und mit die Gebetbüchers. Und das is 'n ganz altmodisch Gebet, aus die Zeit, wo se alle noch so praßten, Frau Rat. Geben Sie man her," sie streckte ihre Hand aus und nahm das Blatt an sich.

Nun wußten alle, daß diese Angelegenheit sich lockerte und lichter wurde.

Und Adeline ging zu ihrem Manne und sagte: „Gerwin, alles, was recht ist, das tu ich nicht wieder. Wir wollen bei unsern eigenen Gebeten bleiben. Wir brauchen es der Mutter ja nicht zu sagen. Aber das eine habe ich mir nun doch vorgenommen: ich gehe jeden Mittwoch abend in den Dom in die Fastenpredigt. Was für ein Pater in diesem Jahr kommt, das weiß ich noch nicht, aber das soll mir ganz gleich sein. Und ich nehme Maria mit, man muß sie etwas aufmuntern."

Gerwin wußte bis dahin nicht, daß man mit Bußpredigten einen Menschen aufmuntern könnte, und so lächelte er etwas ungläubig und zugleich auch zärtlich, denn Adeline sah in ihrem schwarzen, ein wenig ausgeschnittenen Kleid mit dem blonden Kopf darüber zum Entzücken aus.

„Ja, dann hol' sie nur gleich heute abend ab, ich komme vielleicht auch noch. Dann stehe ich unter dem großen Christophorus." —

So kam es, daß Maria, die in religiösen Dingen bisher gutwillig ihre Pflicht getan hatte, in ein ganz anderes Leben hinübergezogen wurde.

Am ersten Abend ging sie lau, fast unwillig, mit Adeline den Spiegelturm hinauf, zum Domplatz.

Die Glocken läuteten — eintönig, lange. Der Dom selbst lag mit seinen großen violettschwarzen Formen auf dem von alten Linden bestandenen Platze. Die Bäume waren kahl. Frierend, wie vereinsamt, hoben sie ihre Äste in das Dunkel hinein. Scharen von Menschen, farblos und still, kamen von allen Seiten her.

Auf der Kanzel stand ein schmächtiger Mann in einer braunen Kutte. Die eine Hand, hell, zugreifend, ausdrucksvoll, lag auf seiner Brust, die andere umfaßte ein kleines Buch. Das bartlose blasse Gesicht sah ernst auf die dichtgedrängte Menschenmenge, aus dem schmalen, scharf gezeichneten Munde kamen klingende Worte, eindringlich, als wolle er sie jedem einzeln einprägen.

Maria saß neben Adeline in einem hohen Kirchenstuhl. Sie lehnte den Kopf an und träumte. Die Stimmung tat ihr wohl, und der Klang dieser eindringlichen Worte, die, so schien es ihr, aus der Ferne kamen — aber aus einer Ferne, die sie anzog.

War es nicht immer das Ferne gewesen, was sie gelockt hatte?

Die Worte formten sich zu wohlgefalteten Sätzen, die anfingen, Leben zu gewinnen. Maria richtete sich auf, sah den Redner an.

Er sprach von einem Reiche Gottes hier auf Erden. „Kommt her zu mir, ihr Mühseligen und Beladenen!" so rief er mit seiner klingenden Stimme, in die nun Wärme und Innigkeit hineinströmte, „ich will euch erquicken!"

In Marias Herz löste sich das Starre. Sie ging den Worten nicht entgegen, sie hob sie nicht auf und herzte sie nicht wie ein neues kostbares Gut, nein, aber jetzt folgte sie allem, was aus diesem Munde kam, was diese Augen sagten, die nichts von irdischen Freuden wußten und wissen wollten.

Und wie von hinreißender Glut beseelt, richtete der schmächtige Mann sich auf, hob die helle Hand und schrieb gleichsam in das Dunkel hinein. „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele!" —

Und diese Worte blieben über all seinen Predigten in dieser ganzen Fastenzeit stehn. Sie waren das Leitmotiv, von dem immer neue Gedanken ausgingen, zu dem immer neue Wege hinführten. — —

Zuerst machten sie Maria nur nachdenklich, dann griff sie nach ihnen, und sie nahm ihr eigenes Leben, alles, wonach sie sich verzehrt hatte, und maß es an dem einen, ehernen Satze.

Nicht schnell, nicht überstürzt, aber in hilfesuchendem Anklammern.

Viele einsame Stunden kniete sie in dunklen Nischen vor mattglänzenden Altären und stieg mit aller Zähigkeit, die ihr noch ge-

Digitized by Google

blieben war, in die verborgenen Schächte des Lebens, alles nahm sie hervor und betrachtete es. Sie ging tief mit sich zu Rate, mit sich und mit Gott, der seinen Willen offenbart hatte und der den Mühseligen und Beladenen ein guter Hirt sein will, der den einen Sünder, der Buße tut, mehr liebt, als neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.

Und dann stand ihre Sünde vor ihr, wurde düster und häßlich.

Der Sommersonnentag hatte kein Leuchten mehr. Wohl war er das Größte gewesen, aber gerade dieses Letzte, das Einzige, in dem ihre innigste Kraft aufgelebt war, in dem all die Unruhe ihrer verebbenden Jugendjahre noch einmal inbrünstig zusammenschmolz — was wäre es gewesen, wenn die Liebe dieser Welt sich an ihr erfüllt hätte!

Marias Seele war ein verflogener Vogel, der eine Heimat suchte. Noch flatterte sie ängstlich hin und her, doch immer näher den Toren zu, die ja so weit offen standen, die zu dem Reiche Gottes auf Erden führten. Immer ferner lagen all ihre vielen Wünsche, ihre Verwirrungen, Sehnsüchte, das ewig Ungestillte. Sie begann unbarmherzig gegen sich selbst zu werden. Das Flattern wurde zu einem steilen Flug.

So war es immer gewesen, und immer kam ein schnelles Zurücksinken.

Dieses Mal aber hielt sie der ruhige Zwang und die weihevolle Stimmung der Fastenzeit, die eine ganze Stadt bannte. —

Sie nahte sich dem Ende, aber gerade dieses Ende, die düstern Tage vor Ostern, wo keine Glocke läutet, alles Leben niedergehalten wird und von den vielen Türmen nur das Knattern der hölzernen Knarren ertönt, immer wieder zur Kirche rufend, zu einer erdvergessenen, auflösenden Hingebung — da zerriß Maria die letzten Bande. Sie hatte eine Heimat gefunden. —

Niemand im Hause Overberg oder Brake wunderte sich über ihr verändertes, ganz in Frömmigkeit aufgehendes Leben. Sie hatte immer etwas Unausgeglichenes gehabt, hatte bald nach diesem, bald nach jenem gegriffen. Sie war träumerisch gewesen und dann wieder voll leidenschaftlicher Anteilnahme, verbittert und doch schrankenlos gebend, wie es die Stunde von ihrem so leicht erregbaren Gemüt forderte.

Und jetzt war sie fromm. Überfromm. Es war nicht anders. Jeder nahm es hin. Nur Heinrich sprach kaum noch von seiner Mutter, ohne daß er nicht leise vor seine Stirn tippte.

Annette aber ging mit ihr, in Sturm und Regen, als die ganze Stadt am Karfreitag wie auf einer großen stillen Wanderschaft begriffen war, von einer Kirche zur andern. Überall war das Grab Christi aufgebaut, und man betete vor dem Grab. Es knarrte von den Türmen, alle Kreuze waren schwarz verhüllt und von den Altären hingen dunkelviolette Brokate. Aus der Tiefe der Chöre klangen Trauergesänge. —

Auch Adeline, Truta und die Kinder hatten sich auf den Weg gemacht, in herzlicher Freude, von Osterahnungen erfüllt.

Monika hatte eine Schwalbe gesehn, Dietz hatte seiner Mutter einen Strauß von Anemonen aus dem Schloßgarten mitgebracht, und sie alle hatten draußen vorm Tor, an der Mecklenbeckerstiege, einen ganzen Arm voll Palmkätzchen gesucht und laut dabei gesungen:

„Palm, Palm, Pösken,
Eikurei, Eikurei,
Wann 't noch eenmol Sundagg is,
Denn krieg wie all 'n Ei!"

Nein, nicht ein Ei. Viele Eier. Einen ganzen Korb voll. Überall im Garten würden sie stecken.

Was für eine schöne Zeit war das doch!

Und als man nun aus der Ludgerikirche kam und nach Haus gehn wollte, weil es sonst viel zu viel wurde, da hatte nicht nur der Regen aufgehört, sondern hoch oben über den Bäumen der alten Promenade standen blaue, ganz blaue Flächen.

Wolken flogen darüber hin.

Aber es waren blaue Flächen. —

Daheim zogen schon Kuchendüfte durch das Treppenhaus, und der Vater blieb nach dem Kaffee eine Weile bei den Kindern sitzen, bei Overbergs und Brakes Kindern, denn die Overbergs-Kleinen gehörten nun mal mit dazu, und Gerwin erzählte ihnen, daß auf Haus Helden alle Eier, die die Hühner am Karfreitag legten, gesammelt und erst am Ostersonntag gegessen würden. In große Pfannkuchen kämen sie hinein. Das müßten sie einmal sehen. Und die Eierschalen würden mit Weihwasser gefüllt, das der kleine Pferdejunge vom Twenhuser Küster geholt hätte, und dann stellte man die gefüllten Schalen an die Ecken der Felder, damit kein Wetterschaden sie heimsuchte.

Vorher aber tauchten die Mägde Roggenähren hinein und besprengten die Wirtschafts- und Stallgebäude.

Und die Kinder saßen selig am Tisch und konnten gar nicht genug hören. —

Am Samstag nachmittag war es kühl, aber hell, von erster Sonne überflogen.

Und es war Freude genug da oben. Das tausendfältige Geästel der alten Linden hing

Digitized by Google

silbern mit grünlichem Flor, wie ein filigranfeines Netzwerk, vor der alten bunten Stadt, mit ihren satten Farben und den schweren roten Dächern, von vielen glorreichen Türmen überragt. —

Und plötzlich löste sich ein tiefer, voller Glockenklang vom Domturm, und all die anderen Stimmen fielen ein: die großen, die kleinen, die dunkel schwingenden und die hell hinaufschwebenden.

Es brauste und jubelte über die Stadt dahin.

Die Kinder standen mit frommen Herzen um die alte Truta, die aussah, als ob der Feiertag schon in ihr wohnte.

* * *

Im Schlaunschen Hause feierte man so gründlich, daß alles müde und lahm wurde, und als man just wieder ins alte liebe Gleis gekommen war, da brachte der Postbote einen Brief aus Berlin, in dem zu lesen stand, daß Otmar sich verlobt hätte, mit Luise von Dewitz, der Tochter des Ministerialdirektors, der die rechte Hand vom Justizminister sei, und daß sie allesamt, das Brautpaar und die Eltern, zum Sonntag nach Münster kommen würden, und Adeline möchte Otmar doch die große Freude machen, die neuen Verwandten recht herzlich aufzunehmen. Wahrscheinlich kämen auch die Heldener.

Und sie kamen wirklich.

Es gab ein solches Schmoren, Braten, Dünsten und Backen, daß Stina ganz rot anlief und Settchen schließlich wütend meinte: „Sie jagen ein noch te Tunge ut den Halse." Aber Oing blieb gelassen und würdevoll.

Man saß wieder im obern runden Saal, und das Licht blitzte auf dem schönen alten Geschirr, das der Stolz des Bankiers Hasseloh gewesen war. Breite kobaltblaue Ränder mit reichen Goldornamenten.

Oing und der Lohndiener von Midy reichten die Platten herum, eine der weiß behandschuhten Hände auf dem Rücken.

Alles war gut und reichlich, und es ging wie ein festliches Gewoge durch die obern und den untern Saal und alle Nebenräume. —

Aber es war gut, daß der Herr Ministerialdirektor so wenig Zeit hatte.

Als alle glücklich abgereist waren, saß Adeline früh am Abend vor ihrem Spiegel im Ankleidezimmer, die Hände im Schoße, und Truta bürstete ihr langes blondes Haar.

„Meinee, war das 'ne Wirtschaft! Man konnte kaum noch jappen," sagte Truta. „Viel zu viel für unse junge Frau. — Man nur, daß jedereinen so gern zu uns kömmt."

Adeline hörte ihr ausruhend zu.

„Was se für 'ne komische Sprache hatten! Immer los ging's daher. Wenn man so an der Tür stand und lusterte, dann kribbelte es einem ordentlich im Koppe. Un dann die alte Dame. Mit einen Wupp die Schleppe übern Arm un die Treppe runter. Nee, nee. Da sind wir doch 'n ganz andern Schlag. Aber was die Junge war, de Brut, de was gar kein Kitzchen hochfährig. Aber se sitten nich so Pännken fett drin. Das hatte ich gleich weg. Bloß, se let sich dat nich ut." Sie strich über ihre Stirne und ihre Haube, lachte und betrachtete Adeline im Spiegel. „Die Allerschönste!" sagte sie entzückt und sie trennte dabei, wie immer, das „s" ganz scharf von dem „ch".

„Was du nicht so sagst! Nun geh aber ins Bett, Truta. Schlaf gut." Adeline dehnte sich und ging hinaus. Über den Flur in Gerwins Zimmer.

Als sie hineinkam, hob er den Kopf. Er hatte etwas gelesen. Ganz langsam, lächelnd, mit ihren schwebenden Spitzen und Bändern und dem aufgelösten Haar, kam sie auf ihn zu. Er streckte ihr beide Hände entgegen und zog sie auf seine Knie.

„Ach, Adeline, nun sind wir wieder allein." Er legte seinen Kopf an ihre Brust.

Im letzten Jahre war er weicher und zärtlicher geworden.

Sie träumte eine Weile ins Dämmer hinein.

„Eigentlich, ganz offen und unter uns gesagt, ich finde sie ein bißchen spitz und hastig." Gerwin küßte ihren Hals.

„Und nicht, daß du es nun übel nimmst, aber die Eltern kannten nur sich und sich! Sie konnten keinen Augenblick über sich selbst hinwegspringen. Furchtbar wichtig nahmen sie sich. Nicht? Sie waren ja wohl sehr liebenswürdig," lenkte sie sofort ein, „ja, das waren sie, wirklich, — aber, ich meine, so von Herzen, so mit Freude —"

Gerwin umfaßte seine Frau. „Nein, du hast recht, wirklich von Herzen kam es nicht."

Was er jetzt sagen wollte, fiel ihm sehr schwer, aber er mußte es ihr doch einmal sagen. „Was das heißt, Adeline, das habe ich erst durch dich kennen gelernt."

„Hast du nun nichts dagegen, wenn ich deinen schönen Scheitel verderbe?" sagte sie und spielte mit seinem Haar, seinen Ohren, als wenn er ein großer Junge wäre und nicht der eigentlich etwas feierliche, steife Gerwin Brake.

„Nichts habe ich dagegen. Gar nichts. Siehst du, Adi, im Anfang, da dachte ich oft, es stimmte mit uns beiden nicht so recht. Wir waren doch sehr verschieden. Und dann hieltest du mich hier fest, ja das tatest du!"

Digitized by Google

Sie sahen sich an. Adeline mit einem Blick, wie ein junges Mädchen. „Aber es war gut. Wenn ich hinausgekommen wäre, nach Berlin oder so wohin, in die Karriere hinein, dann wäre ich ein recht knöcherner Beamter geworden. Ich hatte das Zeug dazu."

„Ja, das hattest du!" sagte Adeline fröhlich.

„Und nun blieb ich hier und wuchs mit dir und den Kindern in diese schöne alte Stadt hinein, in das Bodenständige, Behagliche. Oft kam es mir wie eine Verengung, wie eine Beschränkung meines Wollens und Wesens vor." Er sprach stockend. Er hatte nie so viel von sich selbst gesprochen. „Und das, was alle Welt an dir bewundert und was sie deine Liebenswürdigkeit nennen, Adi, das kam mir so vor, wie dein Lieblingsspielzeug, mit dem du nun mal gerne spielst. Du konntest gar nicht anders. Aber mit der Zeit wurde das anders. Es war kein Spiel mehr, es kam immer mehr aus deinem Herzen." Er lehnte wieder den Kopf an ihre Brust. „Und nun habe ich das Gefühl, daß alles gut ist, wie es gekommen ist, daß du für uns alle —" er konnte nicht weiter, „Gott, Adeline, was für eine liebe, liebe Frau bist du. Du gibst und gibst —"

Da nahm Adeline seinen Kopf und sagte mit halb koketter, halb kindlicher Wichtigkeit: „Und ich gebe weiter. Ich will uns allen etwas schenken. Einen großen Wunsch habe ich, Gerwin, du mußt aber im voraus ‚ja' sagen. Du weißt doch, daß es gut wird. Ja?"

„Ja, meine Adi."

„Also siehst du — da ist ein wundervoller alter Garten in der Nähe vom Kinderhäuserweg, vorm Neutor, den müssen wir kaufen. Seit das mit der Georgskommende aufgehört hat, haben die Kinder gar keinen rechten Spielplatz mehr. Und auch wir —" sie küßte ihn — „es ist so schön. Du mußt es dir ansehn. Und dann gleich kaufen. Eine echte alte Gartenstiege, sage ich dir, und ein klapperiges Hoftor. Aber der Garten! Herrlich. Ganz einfach, aber voll von Blumen und Obstbäumen. Gar kein Gemüse. Und hinten steht ein Gartenhaus. Viereckig mit einem hohen spitzen Dach. Das nehmen wir!" sagte sie triumphierend und stellte Gerwins Haar mitten auf dem Kopf spitz zusammen, als ob es das Dach des Gartenhauses wäre.

„Ich weiß nicht, Adeline — wir geben eigentlich sehr viel Geld aus," sagte Gerwin, zögernd, lächelnd. Er wußte, daß er den Garten kaufen würde.

„Aber dafür ist das Geld doch da!" rief Adeline. „Wir, wir alle wollen Freude daran haben. Daß für die Kinder genug bleibt, das besorgt der Herr Rat schon!"

Sie stand auf. „Also es ist abgemacht. Komm — komm. Wir gehn nun schlafen."

Gerwin blieb noch sitzen.

Langsam, in ihrem reizenden Negligé mit den Bändern und Spitzen, das Haar auf Schultern und Armen liegend, ging sie rückwärts der Tür zu. Da blieb sie stehn, bückte sich und lockte ihn mit Blicken und Händen, wie sie es oft mit dem kleinen Dietz machte.

* * *

Wie auf einem Siegeswagen kam Hedwig nach Münster gebraust.

Es war Herbst. Das Trauerjahr war vorbei. Die Festlichkeiten sollten bald beginnen.

Ihre Bewegungen waren noch großartiger als sonst, die Augen noch viel stolzer, sie brauchte noch viel mehr Luft zum Atmen, Platz um sich her. Ihr Haar war hoch und üppig frisiert wie das der Mutter, und in ihrem Koffer lagen etliche aufgeplusterte französische Kleider.

Nichtsdestoweniger saßen die beiden Fräulein Nemsows, die dicke und die schlanke, oben in einem helltapezierten Zimmer, die Nähmaschine ratterte, die Scheren klapperten, und auf den Tischen lag feine Wolle, Tarlatan, Spitze, Seide, Kästen mit Besätzen, Ballblumen und noch viel mehr. Ein Zimmer weiter hockte das Lämmerding als kleine Zuarbeiterin.

Alles mußte von Grund auf neu sein, für Hedwig und Adeline, denn nun kam die Saison, und die erste erwachsene Tochter aus dem Schlaunschen Hause. Und diese Tochter stand ihrem Auftreten in der Gesellschaft keineswegs gleichgültig gegenüber. Das sollte ein Siegeszug sein.

Mit Elan und Energie, in schönster Haltung, ging sie in die Fülle der gesellschaftlichen Veranstaltungen ein, in Tanzpartien, Kränzchen, Konzerte, Spielpartien, Bälle, Theater, und am liebsten waren ihr die Feste, zu denen die Herren kamen, denn das war es ja gerade, das war der Kern der Sache; sie mußte so etwas wie einen Hofstaat haben. Und es dauerte gar nicht lange und sie hatte ihn, diese Junge, Unbekümmerte, Rasche, mit ihren blühenden achtzehn Jahren. Und wenn sie dann nach Hause kam, den Plunder vom Leib warf, wie sie es nannte, und halb ausgezogen im Zimmer stand, dann schaute das ganze verwegene, lebensprühende Mädchen heraus, mit ihrem Hang zu drastischen Ausdrücken, zu kindischen Tollheiten. Dann fing sie an und kopierte, erzählte, spielte drei, vier Rollen auf einmal,

Digitized by Google

und zwischendurch aß sie die von Truta bereitgestellten Schinkenbutterbrote, denn auch Hede war der Ansicht, daß tüchtig Essen und Trinken Leib und Seele zusammenhält. Sie war groß, größer als ihre Mutter, schlank und wohlgebildet und sie hatte einen prachtvollen, stolzen Kopf. Sie war die Schönheit in der Familie Brake, und sie wußte es. Das machte ihr weiter keine Gedanken. Es war einmal so. Es war selbstverständlich. Sie wollte ihnen Ehre machen. Ihnen allen. —

Aus dem Hofstaat löste sich bald ein einzelner heraus, ein junger, eleganter Leutnant, Ferdinand von Sellin. Der Name Ferdinand war ihr fatal, sie hatte ihn immer komisch gefunden, aber der Herr Leutnant von Sellin gefiel ihr, hauptsächlich deshalb, weil er von allen Mädchen bewundert wurde.

Das war um die Weihnachtszeit. Es war prächtiges Wetter, kalt, windstill und sonnig. Sie zog mit Sellin die schönsten Bogen auf der Eisfläche, sie übten Kunststücke ein, waren Vortänzer in der Quadrille und brachten es zu einem schwungvollen Walzer. Das hatte bisher niemand gekonnt.

Hedwig glühte vor Wonne. Stundenlang konnte sie sich mit ihm wiegen und drehn, mit ihm davonjagen, springen und immer neue Figuren ziehn. Es war so, wie früher, ungebunden. Sie hatte für nichts anderes Sinn. —

Bisweilen flog sie an Jan Temming und Adolf Wiedenhagen vorüber, die ihre Weihnachtsferien in Münster verbrachten, und dann schüttete sie schnell ein Strahlenbündel von Freundschaft, Huld und Glückseligkeit über sie hin. Sie blieb auch stehen und verabredete sich — Jan war kein übler Läufer gewesen — aber nachher hatte sie dann gar keine Zeit. Viele, viele Verpflichtungen! Und sie kam allen nach, wie einer Aufgabe, die schnell und tüchtig erledigt sein wollte.

Einmal hatte sie sich doch freigemacht und saß mit den beiden bei Tante Lisette Wiedenhagen — ach, wie war es gemütlich — und da prahlte sie nach Herzenslust. Es machte ihr einen Hauptspaß. Hatte sie nicht immer gern gezeigt, was sie konnte!

Jan sah sie eine ganze Weile an, dann stand er wie gelangweilt auf und stellte sich ans Fenster. Ja, er gähnte sogar.

Schließlich wandte er sich um, lachte und sagte absichtlich breit, halb plattdeutsch: „Hede, ik hew hier all to lange wuortelt. Ich mach mein Komplemänt. Ik mot nao Huse."

„Da geh' ich aber mit," sagte sie sofort. „Tante Lisette, das erlaubst du doch? Ich habe gerade noch 'ne halbe Stunde Zeit, dann muß ich auch nach Haus und mich umkleiden. Heute abend —"

„Nee weißte," Jan winkte ab, „dann langt's nicht. 'ne halbe Stunde —"

Es war Hedwig peinlich. Sie hatte seine Eltern nicht begrüßt und früher war sie manches Mal zu den Gerbersleuten hereingesprungen. „Ich kann auch mal zu spät kommen, ich möchte deinen Eltern gern guten Tag sagen."

„Da mußte schon platt küren," sagte Jan grob, denn es hatte ihn all die Zeit geärgert, daß sie kein einziges altes niederdeutsches Wort mehr gebrauchte. Jetzt kochte es aber in Hede auf. „Na, dann nicht," sagte sie kurz und wandte sich gleich wieder an Tante Lisette Wiedenhagen. Sie hatte doch sehr das Gefühl, daß jeder aus ihrem Hofstaat beglückt gewesen wäre, wenn sie einen kleinen abendlichen Bummel mit ihm gemacht hätte.

Jan ging fort. Bald darauf reiste er mit Adolf Wiedenhagen ab. Zu Ostern erst kamen sie wieder. — Aber Ostern! Was geschah nicht alles bis dahin.

Der Leutnant von Sellin und Hede Brake tanzten so viel zusammen, auf jeder Gesellschaft, jedem Ball, daß alle älteren Damen, und auch die jungen, die Köpfe zusammensteckten und sagten, es wäre ein Skandal, wenn nichts daraus würde. Es wurde aber was, und zwar auf dem letzten Ball des Winters, auf dem Maskenball.

Der ganze schöne Rathaussaal, goldbraunes Holz von der Täfelung des Fußbodens bis oben in die gotischen Spitzen hinein, war dicht gedrängt voll tanzender Paare in phantastischen Kostümen. Es schwirrte über ihnen allen von Puder und Konfetti, alles war in Duft und in eine feine Staubwolke gehüllt und von dem Überschwang der Jugend umgaukelt. —

Die Große aber, im knappen grünen Samtkleid, die Jägerin, der der Dreimaster so keck auf dem blonden Haar saß, das war Hedwig Brake! Stulpstiefel trug sie mit klirrenden Sporen und eine Jagdtasche, die voll von Andenken war. Jeder Tänzer steckte ihr irgend etwas hinein. Feine kleine Gedichte waren darunter. Hede sah es nicht.

Ja, wie hatte sie wohl Zeit zu so etwas. Es war der letzte Ball in diesem Jahre. Man mußte tanzen — tanzen! —

Während des Kotillons schob Sellin ihr im Vorbeigleiten einen der kleinen Papierfächer hin, die überall herumlagen.

„Aber, bitte, lesen," sagte er dringend.

Sie sah hin.

„Tanzen Sie, bitte, mit mir aus dem

Digitized by Google

Trubel heraus, in den letzten kleinen Saal," stand auf eine Ecke gekritzelt.

Sie ließ ihren Tänzer stehn, sobald sie konnte, legte ihre Hand auf Sellins Schulter, er umfaßte sie, und die Musik, die an diesem Abend gar nicht aufhörte, klang ihnen nach, als sie in dem kleinen, jetzt ganz leeren Raum anlangten.

Sellin hielt ihre Hand fest und sagte atemlos: „Sei'n Sie nicht böse, vielleicht überrasche ich Sie, aber es ist die letzte Gelegenheit für lange Wochen. Wochen, die ich nicht aushalte. Darf ich — darf ich morgen zu Ihren Eltern kommen, Fräulein Hede, und um Ihre Hand bitten?" Und in plötzlicher Erregung sie umfassend: „Hede, schöne Hede!" Er küßte sie auf die Wange, da sie unwillkürlich den Kopf zur Seite bog.

Sie war einen Augenblick ganz benommen. Dann lachte sie. Ihr fiel ein, daß Truta gesagt haben würde: „Marjo, mich is ganz benaut." Und daneben stand der Gedanke: ‚Das ist ja nun wohl eine Verlobung' und das stolze Gefühl, daß sie gewonnen hätte, sie vor allen andern. Das alles ging blitzschnell.

Sellin hielt immer noch ihre Hand und sagte, in ihr Lachen einstimmend: „Also ich komme! Morgen!"

„Nein, morgen nicht, dann ist doch Aschermittwoch. Übermorgen."

„Und dann hast du ihnen alles gesagt, du Süße."

Dieses Mal küßte er ihre Hände, denn sie stand gar so aufrecht und stolz da.

„Ja, alles," sagte sie schnell, „aber wir wollen gehn, Fer —" und sie stolperte über den Namen. Sie zog Sellin förmlich mit sich fort. „Man soll nicht über uns reden, das mag ich nicht," sagte sie. —

Später, im dunklen Wagen, an ihre Mutter gelehnt, das ernste, jetzt sehr müde Gesicht des Vaters gegenüber, war sie nicht so glücklich, wie sie glaubte, daß eine Braut sein müßte. Vor allen Dingen genierte sie sich.

Wie sollte sie es sagen? — Das konnte nur Truta. Sie mußte mit der Mutter sprechen und die Mutter mit dem Vater. —

Tief in der Nacht saß sie auf Trutas Bett, und Truta lag ganz in die Ecke gedrückt. „Ich kenne ihm gar nicht," sagte sie unglücklich, „wenn ich ihm bloß kennte. Gewiß soll unse Kind glücklich sein," und sie nahm Hedwigs Hand und drückte sie, „aber konntest du mich das nich früher sagen, daß ich mir mal so umhörte? Das is mich doch nun einen ganz fremden Menschen — Un it soll taureden!" fügte sie fast ärgerlich hinzu. „Du bist mich wirklich sonnen rechten Vuegel Flügup." —

Hedwigs Haltung war nicht sehr königlich, als sie schließlich Trutas Kammer verließ. Sie schlief einige Stunden, dann kleidete sie sich an, frühstückte und ging zum Dom.

Als sie nach Hause zurückkam, hatten Adeline und Truta sich gegenseitig schon in den Stolz hineingeredet — und so wurde der Weg viel leichter, als Hedwig gedacht hatte.

Gerwin Brake aber wünschte, daß die Brautzeit ein Jahr lang dauern sollte.

* * *

Hede wandelte in der stillen Fastenzeit, die nun folgte, in einer Wolke von Glückwünschen, Staunen, Neid und anderen Empfindungen mehr, die sich um ihren Erfolg lagerten. Das gefiel ihr.

Sie ging an jedem Tag, Arm in Arm mit ihrem eleganten Leutnant, unter den langen Bogenreihen der alten Giebelhäuser spazieren, dem allgemeinen Treffpunkt der Menschen, die gesehen sein wollten. Sie blieb ostentativ vor den Auslagen mit feinen Wäschestücken stehen, denn die Leinen- und Wäscheausstattung war das einzige, was der Vater erlaubt hatte. Und Adeline, Truta und die Braut, sie mußten diese ganz neue, erregende Beschäftigung haben. Das verstand Gerwin.

Aber man ging nicht in die Geschäfte mit fertiger Wäsche. Man hielt an dem guten alten Brauche fest und ließ alles, nach und nach, damit man recht lange Freude davon hatte, im Kloster Zum guten Hirten von den gefallenen Mädchen nähen, sticken und plätten. Aber man mußte vor den Auslagen stehen, vergleichen, besprechen, im hellen Licht der Schaukästen ...

Hede mochte ihren Verlobten auch recht gern leiden; sie liebte hübsche, ansehnliche Menschen, und er streute ihr viel Weihrauch, was sie einigermaßen benebelte.

Trotzdem gab es einige kleine Dinge, rein äußerliche Sachen, die ihr nicht gefielen. Ihr Verlobter biß so viel auf seinen Lippen herum wie ein affektiertes Mädchen, er zwirbelte seinen Schnurrbart allzuoft und ließ sich das Haar brennen. Gerade vorne nur, zwei, drei Wellen. Aber Hede war langsam dahintergekommen und sie fand es komisch und läppisch.

Und dann: er parfümierte sich. Sie hatte das früher, in dem allgemeinen Trubel, nicht bemerkt. Zu denken, daß Claus, Jan oder Adolf sich das Haar kreppen ließen oder Parfüm auf ihre Röcke spritzten! Zu dumm! Das konnte er doch lassen.

Sie wurde ein wenig ungeduldig, die junge Braut.

Digitized by Google

Auf dem Neuplatz, vor der Front, im Dienst, da war er ihr Mann. Da sah er nicht rechts noch links, da schossen die Kommandos nur so aus ihm heraus, und er schnarrte und knarrte, daß es eine Art hatte. O ja, dann war er doch ein rechter Mann. —

Und der Frühling kam in diesem Jahr so licht und jung, wie noch nie. Mit buntem Flitterwerk rieselte er in die Gärten hinein, kaum daß der Schnee zerronnen war.

War es nicht wieder wunderschön?

Hede wurde ihre Kleiderpracht viel zu eng. Sie wollte hacken und graben, erforschen, säen und pflanzen. Draußen im Gartenhaus hing ein altes Kittelkleid, und jedesmal, wenn sie in die buschige Stiege kam und die jungen Düfte aus den Gärten sie anwehten, dann fing sie an zu laufen, ob ihr Leutnant dabei war oder nicht. Sie konnte gar nicht schnell genug in den Kittel schlüpfen und ihre kräftigen, nach Bewegung lechzenden Glieder rühren.

So war Hede in diesem Frühling.

Ihr Erfolg, das war nun eine erledigte Sache wie ein Examen, das man bestanden hat; nun mußte etwas anderes kommen, das man mit beiden Händen anfassen, mit dem man sich herumschlagen konnte.

Die Finken hüpften durchs Gezweig und ein Star saß auf dem spitzen roten Dache des Gartenhauses und die Kinder, auch die Großen, ahmten die Vögel nach mit den alten, uralten Sprüchen und sangen langsam: „Spinn dicke, spinn dicke! Und dann ganz schnell hinterher: „Spinn fihn, spinn fihn, spinn fihn."

Und Ferdinand von Sellin stand mit undurchsichtigen Augen dabei und zwirbelte seinen Schnurrbart.

Als sie aber eines Tages anfingen, in langer Kette „Krup, Bößken, dör den Tun" zu spielen, und Hede und Annette ihn zwischen sich nahmen, da kam er sich so albern und überflüssig vor wie nur möglich, und er zog seine schöne Hede bald hinter das Gartenhaus und küßte sich satt, denn sonst wäre es nicht zum Aushalten gewesen. Wie Hedwig dann schnell, mit etwas wirren Haaren, wieder zum Vorschein kam, sagte Gerd ganz trocken: „Das konnte er nicht mitmachen, die viele Bückerei. Er hat ja ein Korsett an."

In dem Augenblicke kam auch schon Sellin hinzu, und als er die zornigen Augen seiner Braut sah, wollte er das Mädchen an sich ziehen. „Was ist denn los?" fragte er, hochmütig den jungen Schwager anblickend.

Hedwig hatte aber mit einem schnellen Blick seine enge Taille bemerkt, riß sich los und lief auf das nächste Feld, wo Dietmar Overberg und Richard Brake ter Westen einen Drachen steigen ließ.

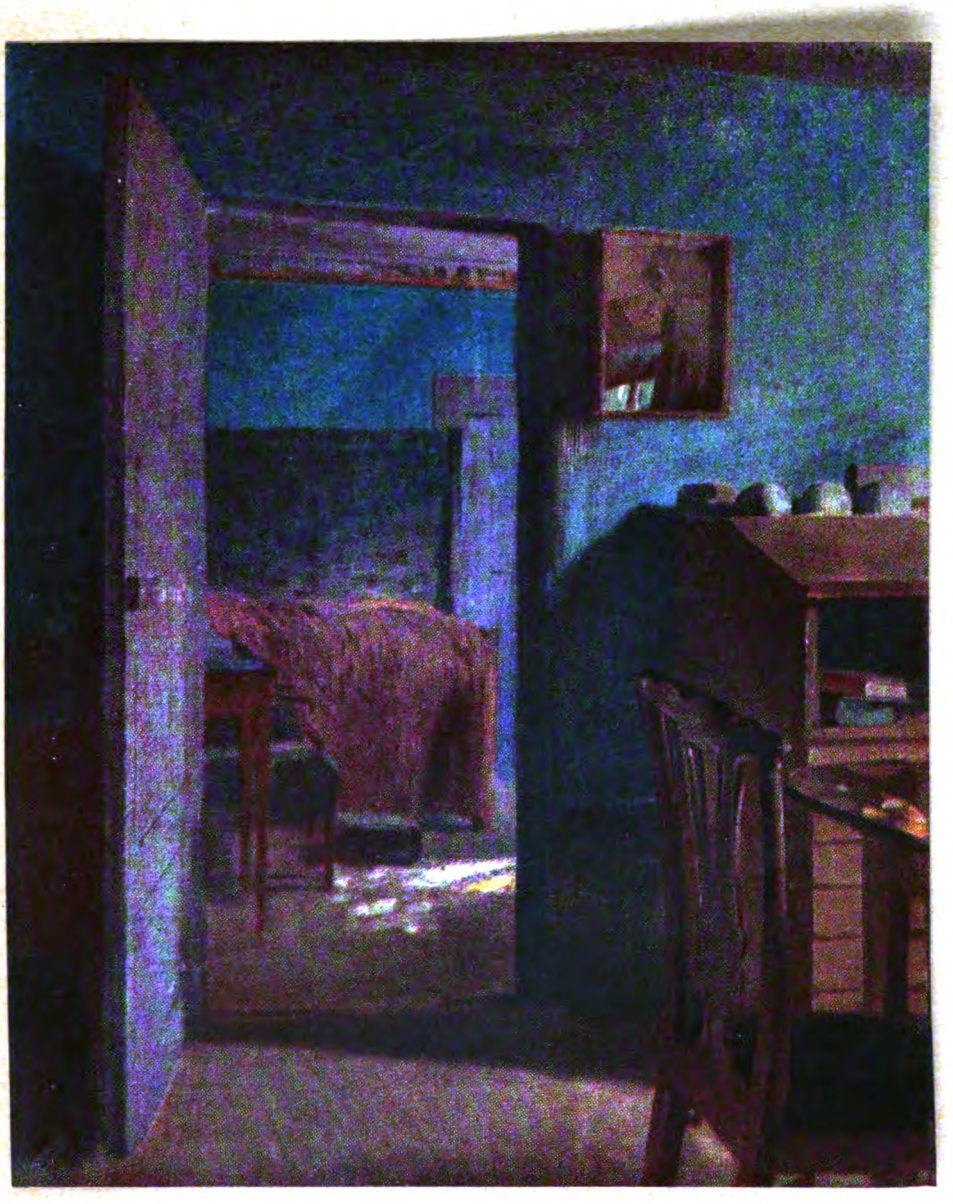
An diesem Abend hatte Hedwig für ihren Verlobten nicht viel Worte. Sie war ganz nachdenklich. Sie sah auf ihre Eltern, die in freudvoller Harmonie im Sofa saßen und sich unterhielten, und sie dachte bei sich: ‚Soll ich nun wirklich immer und immer mit dem fremden Mann da zusammen sein? Was erzählt er mir denn eigentlich? Vom Dienst, von den Kameraden und vom Kasino — und richtig, kürzlich sprach er bei jeder Gelegenheit — und diese Gelegenheit zog er oft genug an den Haaren herbei — von einem Pferd, einem eigenen Reitpferd.' Und Hedwig wußte genau, auf was das hinauslief, und sie merkte sehr gut, daß der Vater taube Ohren hatte. Aber Sellin ließ nicht nach. Er bohrte förmlich. Und das ärgerte Hede. Er war doch Infanterist. Sie fand es unbescheiden und taktlos. Der vielbewunderte Stern ihres Hofstaats bekam allerlei Flecken, und Hede wich ihren Gedanken nicht aus, sie dachte sie ganz gerade und rücksichtslos zu Ende.

Bisweilen, wenn sie alle friedlich in ihrem Garten saßen und Sellin Dienst hatte, dann kam ganz von fern wie ein kühler Hauch über das Land hinweg der Gedanke: ‚Wenn es doch so bleiben könnte, wenn ich doch nicht erwachsen und nicht Braut wäre.' Aber das war ja unmöglich. Es ging gegen die Ehre! Gegen die Ehre der ganzen Familie.

Ein Ereignis erweckte, zum Herbst hin, fröhliches Interesse: Settchen hatte sich dem Metzgergesellen Willem Heese versprochen, und als Truta einige Einwendungen machte — sie hielt das für ihre Pflicht gegen die ‚dumme Dän' und gegen ihre Herrschaft — und dem jungen Paare sagte, sie hätten beide ‚alltieden 't Gloria innen Kopp hätt, un 't Miserere in de Taske', da wurde Settchen denn doch ‚obstinatsch' und meinte, das mit der Verlobung, das wäre doch wohl nicht ihre Schuld alleine.

Und so war es auch. Und Truta zog, wie sie Adeline erzählte, ziemlich ‚belämmert' ab. Das hing so zusammen: Settchen hatte eines Tages am Küchentisch gestanden und den Teig für die Kartoffelklöße geknetet. Sie tat das oft und zu Katrins größter Zufriedenheit, da kam Truta so von ungefähr in die Küche und sah ihr zu. Plötzlich griff sie nach Settchens Hand und rief: „Du ösige Wicht! Und damit mengst du Teig für unse Herrschaft, du häst ja Warzen. Laot mi äs seihn. Sechs Stück. Na, ich sage!" Katrin war hinzugetreten und machte auch ein recht verdrießliches Gesicht.

Digitized by Google



Blick in Goethes Sterbezimmer im Goethehaus zu Weimar
Gemälde von Prof. Otto Rasch

Digitized by Google

Digitized by Google

„Truta, du hast doch Rezepte," sagte sie, schob Settchen zur Seite und knetete weiter.

„Gewiß doch. Der alte Stoltefus im Zwölfmännerhaus ist gestorben. Morgen buddeln se em in. Also!" Sie zog sofort eine Rolle Zwirn aus ihrer unergründlichen Tasche, machte sechs Knoten hinein, so viel wie Settchen Warzen an der Hand hatte, und nun zogen sie bald ab.

„Du legst den Faden selbst zu dem alten Stoltefus in 'en Sarg, un wenn er nu verwest, dann fallen de Warzen ganz stillkens von selbst ab. Sie gehn mit dem alten Stoltefus."

Soweit war alles in Ordnung, aber es vergingen zwei, drei, vier Wochen, und die Warzen standen fest und groß an Settchens Hand. —

Eines Morgens, Willem hatte gerade den Braten auf die Wage gelegt, nahm Truta wieder Settchens Hand. Sie betrachtete die Warzen eine ganze Weile, schüttelte den Kopf und sagte mit großer Entschiedenheit: „Da stimmt wat nich mit den alten Stoltefus!"

So erfuhr denn Willem von dem Malheur, aber er wußte sofort Rat und meinte, ein flaches Stück rohes Fleisch um die Stellen gewickelt und dann vergraben nutzte bei einigen noch besser.

Truta war das Mittel bekannt.

Aber niemand dachte daran, etwas vom herrschaftlichen Braten zu schneiden.

So kam denn Willem gegen Abend und besorgte alles. Sehr ernst und vorsichtig.

Nach kurzer Zeit fielen die Warzen ab.

Settchens Dankbarkeit war rührend.

Sie zeigte sich in zärtlichen Umschlingungen hinter Türen und in weltvergessenen Küssen.

Und dann wurde eine Verlobung daraus, und wenn sie auch beide das Miserere in der Tasche hatten. — —

Hede aber dachte im stillen, man hätte mit einer Braut genug im Hause, und den Platz wollte sie gern Settchen überlassen. Ihr Siegeswagen war völlig verstaubt, der Rausch verflogen. — —

Dennoch machte sie sich gegen Ende September auf den Weg zu dem Kloster mit den gefallenen Mädchen. Man erwartete sie dort schon lange. Es war ja immer allerlei zu überlegen.

Ein weiter Gang, durch eine herbe, klare Luft, in der die Bäume schon zu erglühen begannen und goldene Girlanden auf den Boden streuten. Viele Menschen wanderten zum Tor hinaus, lehnten in offenen Wagen, saßen im alten Linnenbrinkschen Kaffeehaus in der Halle, und die Kinder sammelten Kastanien, hielten ihre Schürzen auf und freuten sich. — Was für schöne, braunglänzende Ketten hatte auch sie um den Hals getragen. Jan und Claus waren in die Bäume geklettert, wenn man nicht genug Kastanien fand.

Und jetzt ging das alles, die Menschen, die Häuser, die breite, fröhliche Straße, sie nichts mehr an.

Im Frühjahr zog sie mit Sellin in irgendeine kleine preußische Garnison, wo die Leute das „schräbbelsche Zeugs" sprachen, wie Truta sagte. Er war Oberleutnant geworden und wurde versetzt.

Daran, daß sie ihre Heimat verlassen müßte, hatte sie überhaupt noch gar nicht gedacht!

Sie ging geradeaus zur Klostertür, läutete und saß dann mit zwei Nonnen im Sprechzimmer. All die Verhandlungen langweilten sie, aber sie mußte doch dieses und jenes bestimmen und vieles bewundern. Ganze Stöße feiner Wäschestücke lagen auf dem Tische, und die eine Nonne, die kleine, hatte sehr weiße, liebevolle Hände, denen Hede gerne folgte.

War es nicht schrecklich, hier zu sitzen, ein verlobtes Mädchen, das ganz und gar keine Lust hatte, zu heiraten, die der Mann, mit dem sie allein fortziehn sollte, so — so — so unmenschlich langweilte!

Da war sie wieder heraus aus dem Wust der ungemütlichen Gedanken, in die sie ganz verstrickt war.

Sie hörte gar nicht mehr, was die freundliche Nonne ihr sagte, es war nur die Stimme, die angenehme Stimme, die ihr wohltat.

Die hatten es gut, die Nonnen. Sie saßen hier still und zufrieden.

Und die Stimme ging immer weiter. Der Geruch des saubern Leinens erfüllte das stille Zimmer.

Schließlich stand Hedwig auf. Sie mußte wohl. Ging mit hängendem Kopf ums Haus herum in die Klosterkirche.

Sie wollte es mal wie Tante Maria machen, alles laufen lassen, wie es lief, und tüchtig beten.

Es war gerade die Abendandacht der Nonnen. Sie saßen hinter ihren Gittern, schattenhaft, weiß, und beteten halblaut.

Hedwig war ganz außer sich. ‚Ich werde auch eine Nonne!' dachte sie verbissen. ‚Ganz einfach. Ich gehe fort. Das kann mir niemand übelnehmen, auch mein Vater nicht.' Und sie gab sich redliche Mühe, recht inbrünstig zu beten.

Da hub die Orgel an, und ein gut geschulter Chor sang. ‚Sicher die Gefallenen!'

Digitized by Google

dachte Hede, und sie war nahe daran, auch die zu beneiden. Dann wurde sie aber wieder ganz fromm, und sie sah, etwa so, wie auf einem Heiligenbild, mit aufwärts gedrehten Augen zur Orgel hin.

Da sah sie etwas — — ja, was war denn das? Im Halbdunkel schwebte eine weiße Nonne, die Bälge tretend, auf und nieder. Plötzlich schlug Hedwig die Hände vors Gesicht. Sie konnte nicht anders. Sie prustete vor Lachen. ‚Ich ein püstertretender Schwebeengel im weißen Kleid! Nee, nee!' Die Vorstellung war zu verrückt. Ihr Gram, ihre verstiegenen Ideen, alles verschwand.

Sie stand auf und ging schnell aus der Kirche. Aufatmend stand sie vor den Feldern, den kleinen verstreuten Häusern, aus denen bläulicher Rauch stieg, sah die buschigen Wallhecken mit den Eichenknorren darin — alte Spielplätze ihrer Kinderzeit — und dahinter die flache, breite Landstraße, zu deren Seiten reiche Baumkronen in den verdämmernden Abendhimmel prangten. Glühende Herbstherrlichkeit.

Ganz still wurde es in dem großen Mädchen. Ihre Hände hoben sich langsam zur Brust.

‚Das, das da soll ich verlassen? Nein, nein, ich kann es nicht.'

Es war die Liebe zur Heimat.

Und neben dieser Liebe stand der parfümierte, schnurrbartdrehende junge Herr und ihre eigene tolpatschige Dummheit.

Eine solche Wut packte sie, daß sie mit den Füßen aufstampfte und laut sagte: „Ich Esel, ich Esel!" und gleich hinterher: „Ich nehme ihn nicht, ich tue es nicht. Und wenn ich den gesellschaftlichen Aussatz bekomme — mag kommen was will — ich nehme ihn nicht. Fertig. Adjüs!" Sie drehte sich mit einem Schwung um, der Allee zu, und ging erlöst, vor Freude pfeifend, mit beflügelten Schritten unter den breiten, mütterlichen Bäumen her. —

Da kam ihr jemand entgegen — den stämmigen Burschen kannte sie doch!

„Süh, süh, Hede," sagte Adolf Wiedenhagen gleichmütig, „du kommst von de Nönnchens! Du hast wohl Krönkes in deine Büxkens sticken laoten?"

„Mensch, Adolf!" schrie sie ihn förmlich an. „Es ist nix mit die Krönkes. Ich nehme ihn nicht, ich tue es nicht. Nicht um die Welt! Den Fer—" und wieder stolperte sie über den Namen, „den blöden Hammel. Er langweilt mich, er langweilt mich! Daß du es nur weißt!" Sie fuchtelte Adolf Wiedenhagen mit beiden Händen vor dem Gesicht herum. „Bis auf die Knochen langweilt er mich!" Sie atmete tief auf und sah um sich. „Und für den lass' ich das alles — das alles hier — —"

„Nee, da haste recht, Hedekind," sagte Wiedenhagen mit innigem Vergnügen. „Nu siehste schon aus'm andern Fenster. Nun merkst du den Leim. Das mit dem Verloben, das hat wahrhaftigen Gott Zeit genug. Komm, wir küren noch 'n bißchen. Da is 'ne Bank."

Sie setzten sich hin und Hede baumelte recht ausgelassen und jungenhaft mit Armen und Beinen. Wiedenhagen sah sie listig von der Seite an. „Nich daß ich schalu wär, aber mir war er immer 'n Ekel," sagte er.

„Hm," machte Hede nur.

„Seit wann is das denn?" fragte Adolf, „gestern dengeltet ihr doch noch durch die Promenade."

„Dummes Gekür. Seit wann?" sagte Hede verächtlich. „Seit eben!" Als ob das ganz selbstverständlich wäre.

„Dann wissen sie zu Hause noch nichts davon?"

„Heute fragste aber zu dämlich. Natürlich wissen sie nichts. Ich — ich sag's Truta. Na, und so weiter."

„Der übliche Instanzenweg!" Adolf lachte.

Sie schwiegen eine Weile.

Hedwig hatte sich etwas ausgebraust, und Adolf dachte über einiges nach.

„Ist das nun ganz sicher?" sagte Adolf.

„Bombensicher."

„Na, dann wollen wir mal den Absagebrief zusammen aufsetzen. Das ist das Einfachste. Du gehst nach Hause, schreibst ihn ab, wirfst ihn in den Kasten und gehst zu Truta."

„Hast du Papier bei dir und 'nen Bleistift?" fragte Hede. Die Idee gefiel ihr sehr.

„Hat unsereins immer." Er zog sein Notizbuch heraus. „Aber erst muß ich dir noch mal was sagen. Ich konnte es nicht eher, weil ich es jetzt erst bestimmt wußte —" er sprach ganz ernst und sah das Mädchen offen an. „Dieser Mensch, dein Verlobter, der verkehrt schon seit Wochen in einem Gasthaus hier, das die Leutnants unter sich ‚Hotel de vertue' nennen. Verstehst du das?"

Hedwig sah Adolf groß an; eine ganze Weile, dann stampfte sie mit dem Fuß auf, wie vorhin, und sagte: „So ein gemeiner Kerl."

Sie saßen still nebeneinander. Hede spielte mit ihren Händen herum, zog den Ring ab und steckte ihn in die Tasche.

„Adolf," sagte sie resolut, „ich will gar nicht daran denken. Das geht mich nun nichts mehr an. Komm — unter die

Digitized by Google

Laterne drüben — wir schreiben den Absagebrief."

„Ist auch das Allerbeste," sagte Adolf, „also los!" Sie standen auf und stellten sich dicht unter die Laterne. Wiedenhagen nahm Buch und Bleistift. Er konnte nicht anders, er lächelte.

„Gnes doch nich so dämlich," sagte Hede, die ungeduldig und innerlich erregt war. Nun konnte sie das, nach alter Gewohnheit, doch wieder in einiger Derbheit entladen. „Ich diktiere!"

Wiedenhagen begann aber schon zu schreiben, Hede beugte sich über seine Schulter. Da stand: „Lieber Ferd—"

Sie stieß Adolf in den Rücken: „Dumm Tüg. Es hat sich ausgeduzt. Gar keine Überschrift und dann: Es wird Sie wohl nicht in Erstaunen setzen, wenn ich Ihnen heute sage, was wir beide — — nein, wir beide, das geht nicht, nichts Gemeinsames — was Sie selbst wissen müssen: daß wir gar nicht zueinander passen. Ich jedenfalls kann niemals mit Ihnen glücklich werden!" rief sie mit Emphase, besann sich einige Augenblicke und sagte dann, jedes Wort betonend: „Deshalb hebe ich die Verlobung auf. Hedwig Brake."

Wiedenhagen hielt das Buch von sich ab, legte den Kopf auf die Seite, als ob er etwas prüfend betrachtete, und sagte, innerlich lachend, ganz ruhig: „Hede, das muß man dir lassen, der Brief ist klar. So was versteht man. Und für ein Mädchen von neunzehn Jahren eigentlich ein recht guter Stil!"

„Weißt du — weißt du, Männeken," sagte Hedwig dicht an ihn herantretend. Sie hatte den Arm halb erhoben und machte ein lockeres Handgelenk.

Er duckte sich und lachte. „Herrgott, Frauensmensch! Gehst du wieder ins Zeug! Das war wohl alles aufgestaut. Aber ich danke." Er stellte sich wieder unter die Laterne. „Die Hauptsache kommt ja noch, und die schreibe ich!"

Er schrieb, und Hede las leise mit. „Ich möchte Ihnen sagen, daß ein Mann, der für seine Worte einsteht, und der jederzeit bereit ist, seinen Namen zu nennen, mir zudem heute mitgeteilt hat, daß Sie ein häufiger Gast im Hotel de vertue sind. Alles Nähere darüber können Sie, wenn Sie wollen, mit meinem Vater besprechen."

Adolf klappte das Buch zu und hielt es wie ein Diktator gegen seine Brust. „Einstehn! Das heißt so viel wie Blut, Stahl, Revolverkampf!" Er sah unwiderstehlich komisch aus, mit seinem glänzenden roten Gesicht, dem runden Bäuchlein und dem vorgesetzten Bein.

„Großartig, Wiedehopf! Ich wußte gar nicht, daß du so eine blutrünstige Bestie bist!"

„Jaa—a! Wie stehe ich jetzt da?"

„Oh — du bist ein Mordskerl!" Sie legte ihren Arm um seine Schultern. Sie hätte ihn an sich drücken können vor Wonne.

„Nun müssen wir gehn," drängte sie. „Reiß den Wisch raus — gib her — ich schreibe ihn schnell noch vor Tisch ab." Sie steckte den Zettel in ihre Tasche. „Den wären wir los! Ich freu' mich wie'n Stint!"

„Auch gut. Sollen fröhliche Tiere sein. Ich freue mich nun ganz besonders auf den Tratsch in der Stadt. Ich hör' doch alles brühwarm von Tante Lisette, die ist doch im „Pielenklub," weißt du, die alten Damen, die jeden Dienstag nachmittag, eine hinter der andern her, über das schmale Trottoir in der Clemensstraße zum Bäcker Schäffer pattken, genau wie die Pieleenten. Da sitzen sie dann, die Köppe zusammengesteckt, brocken frische Knabbeln in ihren Kaffee, essen Zucker- und Kaneelbrezel, Apfel- und Pflaumentaschen, und dann geht's daher! Die reißen dich in Fetzen, Hede, da kannste sicher sein."

Die beiden waren schnell weitergegangen. Hedwig dachte scharf nach.

„Weißt du, was ich tue?" sagte sie plötzlich. „Ich muß doch nun von Münster verschwinden. Ich reise stantepede zum Ülhof zu meiner alten Ursula. Du weißt doch, der gemeinsame kleine Hof von den Elmeringhusener und den Twenhusener Brakes. Ursula lernt da bei der jungen Pächtersfrau gerade die Wirtschaft. Sie wollte es gern. Und auf Helden hat das so recht keine Art. Da lerne ich auch. Von der Pike auf. Das ist noch was. Da hat man Spaß dran!"

Sie waren bei Linnenbrinks Kaffeehaus angekommen. Alle Fenster waren erleuchtet. Man hörte Musik. Es ging fröhlich zu. Hede blieb einen Augenblick stehn. Sie faßte Wiedenhagen am Arm. „Hachott, Adolf, hör' nur! Sieh bloß, wie das brummt und quirlt. Ich kann's dir ja gar nicht sagen, wie mir ist! — Sauwohl!"

Wiedenhagen sah sie lachend an. „Das versteh' ich, Hedekind. So auf der Stange hocken, mit 'ner Kette am Bein, das ist kein Vergnügen. Und das mit dem Ülhof — da hast du wirklich 'ne gute Idee gehabt."

Nun gingen sie zwischen den Mauritz-Torhäusern hindurch und bogen in die Promenade ab. Vor dem Schlaunschen Haus reichten sich die beiden die Hände und rissen nach, wie früher, wer wohl am besten standhielt.

Dann lief Hede schnell in ihr Zimmer, schrieb den Brief, trug ihn selbst in den

Digitized by Google

Kasten, und setzte sich strahlend und einsilbig zwischen die Ihren an den Abendbrottisch. —

Adolf Wiedenhagen ging gemächlich die Hollenbeckerstraße zurück, dann die Promenade entlang, und als er am Buddenturm war, pfiff er.

Hinter ihm her, quer von der Kreuzschanze kommend, sprang Jan Temming heran.

„Was hat sie gesagt?“ fragte er erregt.

„Man immer sachte, Mann.“

„Hat es sie mitgenommen — das mit dem Kerl, dem Herrn Verlobten?“

Der lange Jan beugte sich, scharf forschend, zu Wiedenhagen herab.

„Et geiht nich düller, äs de Bux up de Schüller,“ würde Truta sagen. Als ich mit deinem Auftrag so recht dämlich herumging — wir kriegten das Mädel ja nicht eher zu fassen, und mal mußte es doch sein — und als sie nun die Klosterallee entlang kam, und ich auf sie zuging und nur so eben antippte, nichts vom Hotel, da kollerte sie los. Weißt du, Kerl, das hättest du hören müssen. ‚Ich sollte überhaupt stille sein — sie nähme ihn nicht, nicht um die Welt, er langweilte sie bis auf die Knochen‘ — und so ging das immer weiter, — ganz die Alte!“

Jan schlug seine Pranke auf Adolfs Schulter. „Das hat sie gesagt! So alles aus sich heraus? Ohne Nachhilfe?“

„Nachhilfe ist nicht übel. Sie zischte und prustete es mir förmlich ins Gesicht. Sie konnte sich gar nicht genug tun.“

Jan sah ihn mit einem Gesichte an, als ob man ihm die Welt geschenkt hätte.

„Und als ich ihr das andere sagte, da war sie 'ne Weile still, und dann schüttelte sie es ab wie 'ne Ente das Wasser. Nein, das ist viel zu viel gesagt. Sie ließ es gar nicht bis an sich herankommen. In dem Augenblick, da hatte sie was — na, wir wollen mal großartig werden — was von 'ner jungen Königin. Es traf sie nicht. Sie ging mit mir unter eine Laterne und diktierte einen Absagebrief von klassischer Kürze. Und der liegt jetzt im Briefkasten.“

„Weißt du — weißt du —“

„Bitte, nicht bersten, ich habe meinen Sonntagsanzug an.“

Das Abendbrot war vorüber, und Hede ging auf ihr Zimmer, das nach dem Garten zu lag. Sie stieß beide Fensterflügel weit auf.

Sie bog sich hinaus, alles in sich aufnehmend: die Terrasse mit den breiten Stufen, die Rasenfläche, die ganze schwersanfte Dämmerung um Bäume und Büsche, und überall die hellerleuchteten Fenster der Nachbarn. Das alles, alles gehörte nun wieder ihr! Gottlob! Da schlug es neun Uhr, und gleich darauf blies der Trompeter von der „Reitenden Artilleriekaserne“ her den Zapfenstreich, auf den die Dienstmädchen oft und oft einen Vers sangen, der Hede sofort einfiel:

„Ich hab' einmal ein Haus gebaut
Im Eck.
Ich hab' einmal ein Schatz gehabt,
Ist weg.
Ich hab' viel auf sein Wort gebaut
Und hab' gemeint, ich wär' die Braut.
Ein Dreck. Ein Dreck. Ein Dreck! —

„Ein Dreck. Wahrhaftig, ein Dreck!“ sagte Hedwig, schloß ihr Fenster und sie fing an, rasch und gleichmütig alles zusammenzupacken, was ein Andenken an ihre Verlobungszeit war.

Dann legte sie es in eine Schieblade und wartete. Ihre Mutter hatte gesagt, sie wollte früh schlafen gehn. Dann ging auch Truta bald zu Bett.

Als sie glaubte, daß es wohl so weit sei, schlich sich Hede über den dunklen oberen Flur. Zu ihrer Freude sah sie einen hellen Streifen Licht unter Trutas Kammertür liegen. Sie klinkte leise auf und schwang sich sofort auf Trutas Bettrand.

Die Alte lag tief unter einem dicken Federbett. Ihr gutes Gesicht sah lächelnd aus dem weißen, fest um den Kopf sitzenden Nachthäubchen. „Was hat denn unse Kind?“ sagte sie aufmunternd.

„Truta,“ sagte Hede, sich aufrichtend, die Hände fest um ihre Taille legend und die Brust herausdrückend, „sieh mich mal an. Merkst du nichts?“

„Wat sall ik seihn? 'n ollen Fluxter biste,“ sagte Truta in größtem Behagen.

„Also du merkst nichts. So wie du mich hier siehst —“ Hede drehte sich voll zu der Alten hin, „bin ich ent—lobt!“ Die letzten beiden Silben sagte sie ganz laut und machte dabei zwei schnelle, energische Verbeugungen.

Da schoß die Alte unter ihrem Federbett hervor, richtete sich steil auf, hielt ihre buntgeblümte Nachtjacke vor der Brust zusammen und sagte, mit Augen, so blank wie ein Vogel: „Dat is en ander Körn, segg de Buer, dao bet he dör nen Museküttel!“

„Keinen Mausekittel, dieses Mal nicht!“ rief Hedwig.

„Nee, mien guetes laiwes Herzenskind. Daß du mir man recht verstehst! Ich freu' mir ja soo,“ und sie umfaßte mit beiden Händen Hedwigs Arm und schüttelte ihn. „Son Plaseer hew ik all lang nich hadd. Das muß ich dich nun doch mal sagen: er blieb mich immer einen Fremden. Im Anfang, da dachte ich mich, so 'n arm alt Dier versteht das nich besser. Aber dann — nee, ich konnte ihm nich verknusen, diesen schräbbe-

Digitized by Google

lichen, ingebildeten Leutnant. Der — un mienen goldenen Vuogel Flügup. Ich dachte immer bloß: da sitzt se nett in 'nen Knüpp —"

Hedwig fiel ihr um den Hals. „Mich war er auch einen Fremden," sagte sie, „und was den Knüpp angeht —" sie saß schon wieder aufrecht — „den hau'n wir schon durch. Der Absagebrief liegt im Kasten —" und nun sagte sie Truta alles vom Herzen herunter, auch das, was sie von Adolf wußte. Sie konnte gar nicht aufhören.

Und als sie ganz fertig war, stemmte sie die Hände wieder auf ihre Hüften, warf den Kopf zurück und sagte: „So, nun können sie kommen und mich schinden, alle Klatschmäuler von ganz Münster und Umgebung."

„Das laß man meine Sorge sein, laß sie man über dir schandudeln, dann machen wir aber auch unsern Mund auf. Dann sollen sie mir kennen lernen. Und überhaupt — is ja nix an gelegen. Daß du man bloß wieder unse Kind bist."

„Wahrhaftig, Truta, ein Dreck is dran gelegen," sagte Hede und sprang auf, stellte sich hin und sang mit begleitenden Gesten den Zapfenstreich der Dienstmädchen.

Truta hatte sich wieder in die Kissen gelegt und lachte. „Nu seh' ich ja wohl, Hedeken, in dein Pengsionat, da hatten se dir man bloß so 'n bißken überlackiert."

„Überlackiert? Was?" Hedwig stellte sich mit dem Rücken an die Tür und schnatterte ein französisches Gedicht herunter. Truta zog die Decke über den Kopf. Ihr Arm langte heraus. Sie winkte mit aller Gewalt ab.

* * *

Als die Blätter fielen und im Fallen noch tanzten und spielten, wie leichte bunte Federn, ging Claus Brake durch einen Buchenwald, in den die Sonne strömte.

Es war wie daheim. Und er dachte auch an daheim. Ursula hatte ihm einen Brief geschrieben, sie unterrichtete ihn immer über alles von Helden, vom Ülhof, von Twenhusen — es war ihm ganz nah.

Aber dieser Brief, den er immer mit sich herumtrug, hatte etwas in ihm aufgeweckt, was nicht mehr zur Ruhe kommen konnte. —

Der Mann da, aus dem Industriebezirk, dem die kleinen Eisenhämmer unten in den Lennewiesen gehörten, der hatte die Luft an der netten Spielerei — mehr war es für ihn nicht — ganz und gar verloren. Die Wiesen mitsamt den alten Gerechtsamen standen zum Verkauf, und man hatte sie seinem Vater angeboten. An ein neues Unternehmen dachte man gar nicht, am wenigsten der Vater, dem alle industriellen Anlagen unleidlich waren. Nur die Wiesen, Das war's.

Der Vater hatte ausgeschlagen, aber er, Claus, er wollte. Und es war ein starkes, heftiges Wollen. Seit sein Dienstjahr vorüber war, arbeitete er auf einem großen Waldgut in Thüringen, und man hatte dort eine Sägemühle. Die ganze Umgebung war wie in der Heimat, nur daß man hier alles energischer, gleichsam geschäftlicher, anfaßte. Hier waren nicht die zähen Traditionen und die schwerfälligen Menschen.

Wenn man die Lennewiesen hatte, die an die Bahn stießen, und die alten Gerechtsame dazu, an die eigentlich niemand dachte, dann konnte da unten genau so gut ein Sägewerk stehn, wie auf dem thüringischen Waldgut, ja, besser noch. Das mußte sich ja rentieren. Weit und breit gab es so etwas nicht. Das war ja nicht für Helden allein! Bewahre. Wäre auch ganz unmöglich gewesen.

Und Claus hatte unermüdlich geforscht, geschrieben, sich mit diesem und jenem vorsichtig in Verbindung gesetzt. Es machte ihm den Kopf heiß.

Er war jetzt zweiundzwanzig Jahre alt, hatte immer tüchtig gearbeitet, nun wollte er auch einmal etwas leisten. Ganz selbständig.

Sein Vater, gewiß, er war ins Abgeordnetenhaus gewählt worden, hatte viel Arbeit, mochte nichts Neues hinzunehmen, aber er, er brannte vor Lust, vor Begierde nach einer Aufgabe, nach etwas Eigenem. —

Wenn nur das andre nicht gewesen wäre, das mit Mila. Wie konnte die Gute ihm nur so viel Leid antun. Heute, gerade heute war das alles, das, was war, und das, was kommen würde, so besonders stark in ihm. —

Er war auf dem Wege, um sie zu treffen. Nach langer Zeit. Nach mehr als sechs Monaten. Und alles, alles hing von dieser Unterredung ab, das, wovon sein Herz gelebt hatte, diese vier Jahre hindurch. Fast vier Jahre lang!

In der Dienstzeit hatte er sie selten gesehn. Sie war gekommen wie ein großes Geschenk, dem man fast zu atemlos entgegengesehn hat, um es gleich ganz in sich aufnehmen zu können.

Und wenn dann die Beruhigung, das ganz Vertraute, Wonnige ihrer ersten wahrhaft seligen Zeit kam, dann reiste sie ab, wollte nicht, daß er Urlaub nahm, war fast ängstlich darauf bedacht, daß er zu sich selbst zurückkehrte und zu seinen Freunden, die mit ihm zu gleicher Zeit in Berlin waren, wie er, als Soldaten: zu Jan Temming und Adolf Wiedenhagen. —

Digitized by Google

Und wie er an die beiden dachte und an diese ganze Zeit, da sah er das Dienstjahr dennoch fröhlich vor sich stehn. Und übermütig.

Und dann kam der erste Schmerz um sie.

Er war nach Thüringen auf das Waldgut gegangen, freudig, es war wie Heimatluft – und dann hörte er lange Zeit nichts von Mila, bis der traurige Brief kam, in dem sie ihm schrieb, mit einer matten, trüben Schrift, daß sie sich einer Operation hätte unterziehen müssen. Sie wäre schon längere Zeit leidend gewesen. Er sollte nicht nach ihr forschen, sie könne es nicht erdulden, daß er sie jetzt sähe, aber er könnte ganz unbesorgt sein, ganz ruhig. Alles würde gut, er müsse nur Geduld haben. Vielleicht dauere es monatelang. Der Poststempel gäbe keinen Aufschluß, sie läge in der Klinik eines Arztes, der der beste Freund ihres Mannes gewesen wäre. Er solle nicht suchen, nicht forschen. Sie würde ja schreiben. Oft.

Immer wieder diese Angst! Nein, er wollte sie nicht stören, jede Ruhe, alles Gute sollte sie haben, aber der Kummer um sie! Und sie wurde ihm immer weiter entrückt!

Diesen ganzen Brief aber, dessen zarte, abwärts neigende Schriftzeilen so rührend anzusehen waren, ihn umgab und durchtränkte ihr liebes, liebes Wesen. Sie fand so viele Worte, linde, wehmütig heitere, zärtliche, fast mütterlich zärtliche — ach, da war das Wort wieder, das er nicht hören und fühlen wollte und das seit ihrem letzten Brief, dem Brief, den er vor einigen Tagen erhalten hatte, immer stärker in ihm wurde, weil sie, sie, die Liebreizende, die von so etwas gar nicht sprechen sollte, es gleichsam in alle Sätze hineingoß. Sie schrieb das nicht mit ihrer Feder, aber ihr Herz schrieb es, oder wollte es schreiben.

Und er nahm wieder ihren Brief und las, und während er ihn las, da fühlte er auch zugleich die schmale, feine Hand, die wie zum Liebkosen geschaffen war. Sie besänftigte seinen Aufruhr — jetzt, wo sie kam, seine Mila. Niemals mehr hatte sie kommen wollen, niemals ihn wiedersehen. Wie ihn das gepackt hatte. Er hatte sich aufgebäumt! Worte hatte er gebraucht, die er nie geglaubt hätte ihr sagen zu können. Kurz und hart. Sie sei es ihm schuldig. Sie müßte kommen, oder er werde sie finden. Er wolle eine Erklärung haben und er erwarte umgehend ein Telegramm.

Das Telegramm kam. Lang, herzlich. Er solle sie auf der Kurhausterrasse erwarten und den Hauptweg beachten. Sie käme nicht hinein. Draußen im Park wollten sie zusammen sprechen.

Und nun ging er hin, setzte sich auf die Terrasse, ein einzelner Gast, und wartete. Es war ja noch viel zu früh. Er hatte keine Ruhe gefunden.

Es kam vor, früher schon, daß er sich plötzlich als Herr auf Helden sah, ohne Mila. Aber ohne Mila leben, nein, das hatte er nie gedacht. —

Wenn sie in Berlin plötzlich vor ihm stand, in der ersten Stunde, unter vielen Menschen, dann war es wohl so, als ob man zueinander hinfinden müßte, und leise, ganz von fern, sah irgend etwas Fremdes herüber.

Hatte er sie aber erst einmal wieder, jetzt, in dieser Stunde noch, hier draußen, dann mußten sie ja wieder eins werden, wie früher.

Und immerfort, während er so dachte, sah er wieder Ursulas Brief an, nahm sein Notizbuch, sah Adressen durch, rechnete, kaufte, baute das Sägewerk.

Wenn nur das mit Mila geklärt wäre, er mußte einen Vorstoß machen, mußte die Wiesen haben, vor seines Vaters Augen. Sonst kam ein andrer. Es war hohe Zeit. —

Claus Brake sah auf seine Uhr und bezahlte. Nun würde sie bald kommen.

Er hörte einen Wagen rollen. Es war ein geschlossener Wagen, der mitten auf dem Fahrweg hielt. Eine Dame stieg aus und gab Anweisungen, und jetzt — jetzt erst, an der Anmut einer bestimmten Bewegung, bemerkte Claus, daß es Mila war.

Früher war seine Mila in reizvollen, eigenartigen Kleidern einhergegangen, die sie vor allen andern auszeichneten, die ihre zarten, graziösen Formen und Bewegungen hoben. Diese Mila, die da die Allee heraufkam, trug ein schlichtes, dunkelblaues Kostüm und einen schwarzen Federhut mit einem Schleier, so wie es alle gut und vornehm gekleideten Frauen tragen können. Und die da kam, nicht so beschwingt wie früher, sie war stärker geworden. Nicht stark, aber das Leichte, das Mädchenhafte war fortgewischt wie der Tau von einer Frucht.

Claus ging ihr verwirrt und doch voll Freude entgegen.

Als sie voreinander standen, als er ihr Lächeln sah und in ihre Augen hineinblickte — da war es doch wieder das berückende Lächeln, die leuchtenden Augen, die in seine tiefsten, schönsten Stunden hineingesehen hatten.

Sie bogen vom Hauptweg ab in den Park hinein, sagten alle die abgerissenen, unruhigen Worte des ersten Wiedersehens, Menschen gingen an ihnen vorüber — und jetzt wurde es stiller.

Digitized by Google

Die bunten Federn fielen auf sie hinab und tanzten und raschelten um ihre Füße.

„Mila!“ er küßte ihre Hand, hastig, zwei-, dreimal, „was hast du mir angetan! Auch dir — auch dir — du Liebe —.“

Ihr Profil, das er so sehr bewundert hatte, war fest, lebensvoll und klar wie einst. Fast zu klar. Der untere Teil des Gesichts, das Kinn, der Übergang zum Hals hin, das war ovaler geworden.

Claus sah es nicht sogleich. Er bemerkte nur eine Veränderung. Und er sprach zu ihr, warm, eifrig, überzeugend und so voll von einer treuen, ehrlichen Liebe. Aber die Veränderung — er sah sie, blickte immer wieder hin. Und eine innere Stimme, die er hätte morden können, sagte ganz klar: sie ist gealtert. Da sprach er um so eifriger, ließ Mila kaum zu Worte kommen.

Sie ging neben ihm her, wie in eine huldvolle, schwere Süßigkeit versunken. Und doch ernst. Ernster als früher. Schließlich nahm sie seine Hand. Sie schob ihren Schleier hinauf und blickte ihn voll und innig an. „Mein Junge,“ sagte sie, „mein großer, lieber Junge! Nun laß mich einmal sprechen und unterbrich mich nicht. Du drängst mich, daß ich bei dir bleiben soll. Immer. Du tatest es schon einmal, ganz im Anfang unserer Liebe — weißt du noch? Im Gartenhaus zu Twenhusen. Und ich gab deinem Drängen nach, weil man nicht zu jeder Stunde alles sagen kann. Du wirst das auch noch lernen. Und mich dann ganz verstehen. Ich sagte dir, ich wollte bleiben, und ich log nicht. Ich bleibe in deinem Herzen, in deinem Sein, in der ganzen Richtung deines Lebens. Es ist gar nicht anders möglich. Denn ich gab dir alles, was ich hatte. Das kann nicht vergehn. Was zwischen uns war, das bleibt ein Besitz — für immer.“ Ihre Stimme schwankte leise. — „Und in diesem Sinne bleibe ich immer bei dir, mein lieber, lieber Junge.“ Sie hatte seinen Kopf gefaßt und streichelte ihn.

Claus fühlte, wie es ihm heiß in die Augen stieg. Aber er nahm sich zusammen. Er küßte nur still ihre Hände. Das waren ja die beseelten Hände, die ihn immer gelenkt hatten, auch wenn er glaubte, ein rechter, starker eigenwilliger Mann zu sein.

Leise, im Weiterschreiten, den Blick auf das Herbstlaub zu ihren Füßen gerichtet, fuhr sie fort: „Sieh, ich habe niemals welke Blumen sehen können. Es tat mir weh. Sobald ich die ersten Zeichen des Vergehens sah, stellte ich frische Blumen auf meinen Tisch — oder gar keine. Nur keinen halbverwelkten Strauß. Mein Claus, sieh mich doch an, und sieh in dein Herz, in die letzte, fest verschlossene Kammer. Vielleicht siehst du ganz kleine, ganz heimliche Zeichen des Welkens.“

Er machte eine heftig abwehrende Bewegung. Fast zornig sah er aus.

„Dann — dann, du Lieber, wollen wir ewig dankbar sein, und auseinandergehn, solange alles noch schön ist, noch wie ein Fest, bei dem alle Lichter brennen.“

Es riß ihn zu ihr hin, er nahm sie in seine Arme und küßte sie. Er fühlte ihr Anschmiegen.

„Mila, es kann nicht sein,“ sagte er einfach. Und in diesem Augenblick spürte er nichts mehr von dem Fremden, das ihn bisweilen kühl überhaucht hatte, nichts von dem Altern, den heißen Plänen, die er hatte, seinem Trieb zur Selbständigkeit.

Das war Mila, seine erste, heilige Liebe. — — Sie hatte sich freigemacht und lehnte an einem Baume.

„Doch, es kann sein, und es muß sein, um meinetwillen, Claus, ich bitte dich.“

Er hatte sie nie als Bittende gesehn, immer als Gebende, Gewährende. Es erschütterte ihn.

„Du sollst nicht bitten, Mila,“ sagte er mit bedeckter Stimme. „Ich gehe, wenn du es so willst.“

Sie erschrak, ergriff seine Hände. „So ist es nicht, mein Liebster, nicht so, wie du es in diesem Augenblick wohl glaubst.“ Und nun schlang sie beide Arme um seinen Hals. „Alle Lichter sollen noch brennen, wenn wir auseinandergehn. Und alle Blumen frisch und duftend. Dann haben wir sie ja für immer — unsere schöne Erinnerung. Ich kann es nicht ertragen, wenn es einmal anders wird.“ Sie ließ ihn los und faltete ihre Hände. „Aus Furcht vor dem Unschönen — sieh mich doch an, Claus, ich werde ja alt. Aus Liebe mußt du mich freigeben, wie auch ich nur aus Liebe von dir lasse.“

Claus hätte vor ihr niederknien mögen. Aber er rührte sich nicht. Er begann zu verstehn, daß sie recht hatte.

Sie spürte es, erschauerte — und dann faßte sie sich. Sie hatte ihn da, wo sie ihn haben wollte.

„Und nun komm. Wir sprechen nicht mehr davon. Du erzählst mir etwas von dir. Von deinem Leben, das ja doch bei mir bleibt, du Lieber, von deiner Zukunft, die ich in die meine einschließe.“

Sie sah es, er konnte nicht sprechen, so gern er wollte. Wie gut kannte sie ihren lieben großen Jungen! Da wurde ihre Stimme leichter, so weh ihr auch ums Herz war. Sie blieb stehn und streckte den Arm aus mit der freudigen Bewegung, die ihr

Digitized by Google

eigen war — „Sieh doch nur, Claus, sieh diese Wiese hier mitten im Park. So wild und so grün noch, mit dem Laub an den Rändern, wie ein großer Smaragd in einer alten krausen Fassung. Wenn ich so etwas sehe, dann muß ich an köstliche Barockbauten denken. Ich habe die Zeit so gerne, in der man verschwendete." Und da fühlte sie die Wehmut dieser Worte und lenkte gleich ab. — „Aber die Lennewiesen, weißt du, mit euerm hellen, etwas strengen Hause darüber, die haben auch einen ganz besonderen Reiz. Da brennt nun der ganze herbstliche Wald. Dein Wald, Claus. Daran mußt du immer denken. Es wird einmal dein Wald sein. Und ich kenne ihn durch und durch. Besinnst du dich auf den hohen Weg über den Bergrücken? Da stand früher alles voll von rotem Fingerhut! Ist die aufgeforstet worden?" Sie wußte es genau, daß jetzt dort Tannen standen, so hoch wie diese Fingerhüte.

„Ja, da oben ist alles schön im Zuge — und Ausblicke hat man freigehalten. Ich höre alles durch Urla." Er sprach sehr trübe. Sie empfand die ganze Qual und dachte: ‚Ich muß und muß ihm helfen!'

„Und Hedwig Brake wirtschaftet nun schon ein Jahr lang auf dem Ulhof herum?"

Claus lächelte ein wenig. „Ja, ich habe dir doch erzählt, was sie sich alles fortwirtschaften will."

„Sie tut recht daran. Das wird mein Claus auch machen. Erklär es mir noch mal, das mit den Lennewiesen. Wenn's ein Unternehmen ist" — jetzt konnte sie schon lachen — „dann muß mein Kopf mit dabei sein." Sie zeichnete mit seinem Stocke einen Aufriß des Geländes auf den Weg. Absichtlich falsch. Doch nicht zu viel.

„Nein, so ist's nicht," sagte er sogleich. „Gib mal her. Also so — und so — —" und er wischte aus und verbesserte.

„Siehst du, und hier liegen die Hämmer, da die Arbeiterhäuser — aber die sind nichts mehr wert, richtige Löcher — und dort, dieser Punkt da, das ist der Bahnhof."

Und ehe er sich's recht versah, war er mitten in seinem Projekt darin und erklärte und bekam einen sicheren Blick. Sich aufrichtend, sagte er: „Bahnanschluß könnte man haben und Verträge mit andern Waldgütern — wenn man es so recht bedenkt: es ist ein ganzes Netz. Eins fließt aus dem andern." Er wußte, daß seine Stellung zum Elternhaus ihm vielleicht hinderlich sein könnte, aber er sprach zu Mila niemals von den Eltern. Und deshalb fügte er schnell hinzu: „Es fehlt ja nur das Eine, das Geld!"

In dem Augenblick, als er das gesagt hatte, schoß ihm eine Blutwelle ins Gesicht.

Wenn sie nur nicht — wenn Mila nur nicht — — nein, nein, sie nicht. Sie würde ihm nichts anbieten.

Mila hatte alles bemerkt.

Langsam sagte sie: „Ja, das ist keine leichte Sache. Du hast so gut wie gar keine Beziehungen, und man ist da unten auch etwas schwerfällig. Daß du dich mit Wiedenhagen in Verbindung gesetzt hast, ist ja sehr gut — komm, wir gehn weiter." Sie sprach wie sich besinnend, als dächte sie angestrengt nach. „Da ist ja auch deine Tante Adeline — — Na! da fällt mir was ein: hast du mal an Kersting geschrieben? Du weißt doch, der Justizrat in Arnsberg. Ich kenne ihn leider nur flüchtig — und schließlich, damit wäre dir ja auch nicht gedient. Das mußt du schon alles selbst machen."

„Gewiß, das will ich auch," sagte Claus nachdrücklich. „Was meinst du denn wegen Kersting?"

„Soviel ich gehört habe, befaßt sich Kersting fast ausschließlich mit Vermögensverwaltungen. Und — ich möchte dir ja keine falschen Hoffnungen machen — Kersting soll ein ganz fortschrittlicher Mann sein. Die Anfrage lohnte sich immerhin."

„Weißt du, Mila, das leuchtet mir ein. Das ist ein guter Gedanke!" Freudig ergriff er ihre Hand. „Du hast immer gute Gedanken!" Er war so ganz in das Gespräch vertieft, daß er vergaß, daß es wohl das letzte war. „Es kommt noch etwas besonders Gutes dazu. Kersting kennt unsere Verhältnisse ganz genau. Und er kennt auch mich. Seine Tochter Gunda ist Ursulas beste Freundin, und im Dienstjahr, als ich mich mal mit Ursula traf — ich erzählte es dir doch — in Hagen, da waren der Justizrat Kersting und Gunda auch mit dabei, und ich muß sagen, der alte Herr war riesig nett. Wir haben zusammen Abendbrot gegessen."

„Na also, Claus, das trifft sich ja prachtvoll. Ich gebe dir einen guten Rat," — sie blieb stehen und legte ihre Hand auf seine Brust — „mach dich für einige Tage frei und fahre nach Arnsberg. Nächste Woche. In dieser geht's wohl nicht mehr. Willst du das tun? Versprich es mir." Nun hielt sie ihm die Hand herzlich und fest entgegen. „Nächste Woche, ja?" Sie hatte sich überlegt, daß Kersting, der auch ihr Vermögen verwaltete, bis dahin genau unterrichtet sein konnte.

„Sehr, sehr gerne, mein Liebling!" sagte Claus, ihre Hand haltend. Er gebrauchte das Wort selten, es war ihm teuer. Nur wenn er sich freute, sich ganz eins mit ihr fühlte. —

Ja, alle Lichter brannten noch. Keine welken Blumen.

Digitized by Google

Zwei Freunde
Gemälde von Momme Nissen

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Und da kam es plötzlich über ihn. Die Besinnung, das Harte, die Trennung.

„Ich kann es, ich kann es nicht," sagte er mit heißen Augen. Sie zog seine Hand an ihr Herz. „Doch du kannst. Ich weiß es. Du bist stark. Du kannst halten, dich und andere, und du kannst freigeben, wo es sein muß. Jetzt und für dein ganzes Leben. Versprich mir auch das."

Sein Gesicht, seine Haltung strafften sich. „Ich verspreche es."

Sie waren am Ausgang des Parks angelangt. Der Wagen hielt vor dem Tore.

Kaum noch ihrer selbst mächtig, ging Mila neben ihm her. Sie schwiegen.

Claus öffnete ihr die Wagentür.

Mila stieg ein. „Geh nun, Liebster. Ich danke dir," sagte sie zart.

„Danken — danken! Meine süße Mila." Er küßte ihre Hand.

Der Wagen fuhr davon.

* * *

Claus saß dem Justizrat Kersting gegenüber. Der alte Herr betrachtete ihn mit steigendem Interesse.

Er kannte ihn ja, den jungen Brake! Er war ihm sympathisch gewesen, trotz der Geschichten, die man sich von ihm erzählte. Offen, frisch und begabt war er ihm vorgekommen.

Dieser Ernst, und vor allem der verzweifelte, stolze Mut, der in dem jungen Gesicht da arbeitete, das war etwas.

Nach dem, was er gerade durchgemacht hatte! Und was wahrhaftig noch in ihm blutete. Man sah es ja.

Armer junger Kerl!

Der Justizrat strich ein paarmal über sein dorstig aufstehendes, ergrauendes Haar. Er hörte kaum zu. Dachte nur an Milas langen, überaus verständnisvollen, besorgten Brief. Dann kraute er in seinem Bart herum und dachte: ‚rechte, echte Frauenhände verstehen's, solche Dinge zu glätten; ich mache es genau so, wie Mila Bruhn es mir sagte. Auch rein menschlich genau so.'

Als Claus geendet hatte, sagte er sehr bedächtig: „Ja, da müßte man zunächst mal die äußerste Forderung des Besitzers kennen, denn es wird nicht leicht sein, eine größere Summe für Ihren Plan, den ich an sich billige, aufzubringen."

„Herr Justizrat, dann darf ich Ihre Worte wohl so verstehn, daß Sie es nicht grundsätzlich ablehnen, sich mit der Sache zu befassen?" Spannung und etwas Freude kam in die Augen, hinter denen soviel Kummer lag.

„Grundsätzlich ablehnen — nein, das nicht. Ein Sägewerk im Lennetal, da in Ihrer Gegend, könnte eventuell ganz rentabel sein. Das muß alles nur richtig angefaßt und überlegt werden —" und nun machte er doch einen Vorstoß, aus eigenem Antrieb — „vielleicht ziehen wir Ihren Herrn Vater zu Rate — ich weiß — momentan — das kommt ja vor — und gibt sich — nicht wahr?" er kraute wieder im Bart.

Er hatte doch schon manches eingerenkt.

„Das ist nicht möglich," sagte Claus fast sofort erkaltend.

„Nun ja, nun ja. Ich kenne die Angelegenheit," stieß er hervor. „Übrigens —" er war aufgestanden und kramte in Papieren herum — „Sie schickten mir da einen Plan" — nun zog er ihn hervor. „Diese Wiesen da an der Bahn sollte man sich auf alle Fälle sichern, da bin ich ganz Ihrer Meinung und nicht der Ihres Herrn Vaters, den ich sonst, wie Sie wissen, außerordentlich hochschätze, auch als Geschäftsmann. Wissen Sie was, Brake, am besten ist's, Sie bleiben ein paar Tage hier, und wir greifen schnell zu. Wenn's geht — immer wenn's geht! Ich habe da einige Konferenzen, eine kleine Reise, kurzum: es wäre möglich, daß man das Terrain in die Hand bekäme mit den Gerechtsamen und den Gebäudekomplexen."

Claus war aufgestanden. Es erregte ihn. Er trat dicht zu dem alten Herrn hin, eine Hand auf den Plan legend. „Wenn Sie das meinen — wenn Sie wirklich meinen —"

Der Justizrat lächelte. Wer noch einmal so jung sein könnte, so unbefangen — —

„Ich meine es gerade nicht, aber ich hoffe. Doch, wie gesagt, bleiben Sie hier. Wir können dann täglich konferieren und wir kommen hoffentlich zum Ziel. Für eine gute Sache findet sich auch Geld."

„Wie lange muß es sein?"

Mila hatte acht Tage gewünscht, und der Rat dachte nach, und meinte, zehn Tage könnten es werden.

„Das geht nicht," sagte Claus, „leider, ich habe dort, wo ich jetzt arbeite, Dinge übernommen, die keinen so langen Aufschub dulden. Da müssen schon Telegramme helfen." fügte er hinzu — lächelnd.

‚Armer Kerl,' dachte Kersting. Das Lächeln kam so schwer.

„Hm — also keine zehn Tage. Was wäre denn die äußerste Zeit?"

„In vier Tagen muß ich fort."

„Da hetzen Sie mich aber nett herum," sagte Kersting und klopfte ihm auf die Schulter. „Also versuchen wir's.

Jetzt gehn wir aber ins Wohnzimmer hinüber. Meine Jungens sind nicht da, stecken in Freiburg und München auf der Universität. Aber Gunda. Die kennen Sie

Digitized by Google

um so besser, nicht? Sie hat sofort zum Ulhof geschrieben, als Sie sich ansagten, gestern schon. Da hebt sie gleich ein ganzes Nest aus: Ursula, Hede Brake und Franzis Frigge. Die kennen Sie doch?" Er schob Claus zur Tür hinaus.

„Ja, natürlich!" Claus lachte. Und dieses Mal schon viel leichter. Er sah sie alle drei, die bodenständige gute Urla, Hedwig mit ihren weizengelben Haaren, den sprühenden Augen und den großen Bewegungen, draftisch und guter Dinge, und die flinke, freche kleine Franzis aus Haus Berge, die Enkelin von Onkel Hubert und Tante Theodorchen, die damals — —

Da kam es wieder. Der Neujahrstag. Alle saßen sie im Saal zu Helden und tranken Kaffee, die Elmeringhusener und die von Haus Berge.

Tante Theodorchen erzählte die Schauergeschichte von dem Zukünftigen, den man um zwölf Uhr nachts im Spiegel sehn kann — und er saß bebend vor Sehnsucht unter ihnen. Er wollte zu Mila, er wollte und mußte — — ‚Mila, Mila — was hast du mir angetan!'

Sie waren über den Flur gegangen, die Treppe hinauf, und der Rat öffnete eine Tür.

Gunda sprang auf und begrüßte Claus. Aus der Sofaecke her aber kam eine breite, tiefe Stimme, ganz laut: „Alles was recht ist, das wär' mir nun doch nicht eingefallen, daß du nach Arnsberg kommst und besuchst nicht zu allererst deine alte Tante!" Tante Mathilde, die sehr umfangreich geworden war und stattlich zwischen bunten Kissen thronte, reichte ihm ihre Hand hin.

Claus beugte sich tief und innerlich sehr bewegt über diese Hand. Er hatte Tante Mathilde Brake alle die Jahre nicht gesehn, ihre halbtaube Schwester Alwine war gestorben, und im grauen Schieferschuppenhause mit den grünen Läden, bei Tante Mathilde, wohnte jetzt die Großmutter, diese vornehme, etwas steife Frau, die niemals über gewisse Grenzen hinaus konnte.

„Nun küßt er mir wirklich die Hand!" rief Tante Mathilde ganz laut. Sie wußte nicht mehr recht, daß man einige Dinge besser leise sagt, „das ist so ein neumodischer, oller Schnickschnack, von den Franzosen her. Ich, das sage ich, ich war nie fürs Französische. Aber für die Preußen auch nicht," setzte sie energisch hinzu, denn sie stammte noch aus einer Generation, die nicht darüber hinauskam, daß man in Westfalen preußisch geworden war.

Doch ihr lautes Wesen füllte das Zimmer und drängte Empfindsames zurück.

Gunda, die nicht viel gesagt hatte — neben Tante Mathilde sagte niemand viel — sah sehr hübsch, vielleicht ein wenig melancholisch, aus. Ihr braunes Haar umschloß ein zart getöntes Gesicht. Schlank, mit unbeteiligtem Ausdruck, lehnte sie an der Haustür, als man Abschied nahm. —

So saß nun Claus ein paar Tage lang zwischen vier jungen Mädchen, die Großmutter ging still um ihn herum und Tante Mathilde hatte immer eine Idee, was man „hernächst" unternehmen könnte. Niemand sprach von Helden.

Oder doch nur ganz nebenher, wie selbstverständlich.

Man ging in die Berge und freute sich, man brachte Arme voll von bunt gefärbtem Herbstlaub mit, und es war kein Ende an den Gesprächen und an dem Gelächter der Mädchen. Besonders Hede war voll von Übermut. Sie hängte sich in den Arm des Vetters und frischte Erinnerungen auf aus der Schulzeit in Münster. Von Jan sprach sie und Adolf und wieder von Jan. Zwischendurch beriet sich Claus mit Kersting.

Am letzten Tage kam der alte Herr Claus auf der Straße entgegen, streckte ihm die Hand hin und rief strahlend: „Wir haben sie! Die ganzen Wiesen mit allem dazu. Aber das Bauen schlagen Sie sich nur noch eine Zeitlang aus dem Kopfe — oder nein, drehn Sie es zehnmal herum, besprechen Sie sich mit Fachleuten — wir haben noch kein Geld zum Bauen. Und sehn Sie mal, mein junger Freund, das hat auch wirklich noch Zeit, was? Die Hauptsache ist: wir haben die Wiesen, billig. Niemand ist uns zuvorgekommen. Die Zinsen — ja, das muß wieder überlegt sein. Wir korrespondieren darüber. Verpachten natürlich. Und die alten Anlagen auf Abbruch verkaufen —"

Claus drückte ihm die Hand. Ganz glücklich sah er aus. „Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen. Sie haben recht, Herr Rat. Vorläufig ist's genug. Und was die Zinsen angeht: ich volontiere nicht mehr, ich werde es schaffen. Es wird möglich sein." —

Als Claus am anderen Tage wieder nach Thüringen fuhr, kam es ihm vor, als hätten blütenbedeckte Bäume vor bleigrauen, tief herabhängenden Wolken gestanden.

Es wurde ihm weh ums Herz.

Aber dennoch — da standen die Frühlingsbäume — und er hatte dicht vor dem strengen Haus Helden mit seiner weißen Stirne große grüne Wiesen, aus denen eine Zukunft emporwachsen sollte. Zusammenwachsen mit dem alten Besitz. Später.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Der Aufbau der deutschen Volkskraft und die Wissenschaften

Festvortrag am Friedrichstage der Preuß. Akademie der Wissenschaften (18. Januar 1919) Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Max Rubner

Die preußische Akademie der Wissenschaften hat im Kriege schwere Opfer erlitten, aber immerhin sind diese gering an Zahl gegen die Verluste der Nation an Gut und Blut in diesem Volkskrieg, der mit seinen Schlägen fast jede Familie getroffen hat. So Schweres er uns auch auferlegt hat, wir dürfen bei dem Gefühle der Trauer nicht verweilen; dies Erleben unserer Nation muß in seinen Wirkungen auf den Menschen durchdacht und zergliedert werden, auf daß wir wissen, worauf wir unsere Hoffnung für die Zukunft stellen müssen.

Wenn sich auch schon lange die Zeichen gemehrt hatten, daß die Friedensjahre gezählt seien, so hat doch der rasche Ausbruch des Kampfes 1914 das Volk jäh aufgescheucht. Man weiß nie, wie die Würfel fallen. Die geschichtliche Erfahrung zeigt, daß, wenn die Kriegsfackel einmal zwischen die Menschheit geschleudert wird, Tod, Hunger und Seuchen das Glück und den Wohlstand vernichten können. Je länger die Dauer des Kampfes, um so reicher wird die Ernte der apokalyptischen Reiter sein. Die Beispiele dafür liegen ja nicht allzu fern. Wir brauchen nur auf die napoleonischen Feldzüge zurückzugreifen, um zu sehen, daß die Seuchen für Soldaten und Volk weit verheerender zu sein pflegen als der eigentliche Waffentod.

Die große Armee, die einst eine halbe Million stark nach Rußland zog, hatte, als sie Moskau erreichte, kaum durch Schlachten und Kälte nennenswert gelitten, aber durch Seuchen $^4/_5$ ihres Bestandes verloren. Die Truppenzüge verseuchten das ganze Land, man konnte den Transport der gefangenen Russen nach der Schlacht bei Austerlitz in der Kriegstyphuserkrankung über den ganzen deutschen Süden sich widerspiegeln sehen, und was von Deutschland noch nicht infiziert sein mochte, wurde getroffen, als die französische Armee aus Rußland zurückflutete und weiter, als der Rückmarsch nach der Schlacht bei Leipzig begann. Wer diese Zusammenhänge kennt, wußte, daß wir in diesen Kämpfen von 1914 sehr ernsten doppelten Gefahren entgegengehen würden. Der Feldzug 1914 führte zum Kampf mit Rußland und dessen seuchendurchsetztem Heer; er führte in die seit dem russisch-türkischen Krieg berüchtigten Kriegsschauplätze und darüber bis nach Mesopotamien hinein, in Gegenden, die neben den Ansteckungsgefahren durch schlechte Quartiere, schlechtes Wasser und andere insanitäre Verhältnisse die Truppen bedrohten. Im Kampfe mit Rußland gingen wir der gefährlichsten aller Kriegsseuchen, dem Flecktyphus, entgegen und mit den Millionen Gefangenen wurden die Ansteckungsmöglichkeiten ins Land gebracht. Die wohldurchdachten hygienischen Maßnahmen und die gewissenhafte Ausführung, die ätiologische Forschung, welche sehr bald den Überträger des Flecktyphus in den Läusen fand, hat der Armee die Verluste eines napoleonischen Feldzuges erspart, die Zivilbevölkernng sogar ganz seuchenfrei gehalten Man kann also sagen, daß es der konsequenten Anwendung der wissenschaftlichen Ergebnisse der Gesundheitslehre gelungen ist, die Menschenverluste, wenn sie uns auch heute noch so groß erscheinen mögen, auf die eigentlichen Kriegsverluste im engeren Sinne zu beschränken. Wir gedenken in Dankbarkeit derer, die ihre ganze Kraft während der Kriegszeit in den Dienst der Humanität gestellt und in so großer Zahl ihr segensreiches Werk mit dem eigenen Leben bezahlt haben

Die Opfer der Blockade

Wir haben aber in diesem Kriege allen Grund, der Zivilbevölkerung hinter der Front, die über viele Jahre in den meisten Teilen des Landes ein an Entbehrung reiches Leben geführt hat, noch besonders zu gedenken

Wir sind in den Krieg als gesundes leistungsfähiges Volk getreten.

Aber große Gefahren haben sich aus dem Abschluß des Handels mit den übrigen Staaten durch die Blockade entwickelt. Diese war von England von Anfang an als ein Mittel ins Auge gefaßt worden, Mann Weib und Kind hinter der Front durch Halbhungertortur zu zermürben, um so die Widerstandskraft des Heeres zu brechen Mit jeder Woche haben unsere Feinde alle Kräfte politischen und technischen Könnens unter Mißachtung alles Völkerrechts und jeder Pflicht der Humanität angewandt, um alle Zufuhr nach Deutschland zu unterbinden.

In unseren politischen Kreisen wurden diese Drohung und der allmähliche Abschluß der Grenzen zuerst ziemlich gleichgültig hingenommen. Man glaubte nicht an die Wirksamkeit dieses Kampfmittels, doch war man sehr bald gezwungen, mit den Nahrungsmitteln haushälterisch umzugehen. Sowohl in der Volksernährung wie in der Viehhaltung auf einen Zuschuß vom Auslande

Digitized by Google

angewiesen, hätte sich die Ernährung trotz alledem, wenn auch nicht gut, aber doch besser durchführen lassen, wenn von Anfang an eine feste Hand mit zweckmäßigen Reformen in die Produktion eingegriffen hätte. Während die Kriegsrohstoffabteilung sich schon am 9. August 1914 organisierte, ihre Dispositionen für eine fast beliebige Dauer des Krieges traf, geschah für die Volksernährung sozusagen nichts. Ein schwülstiger schwerer Apparat der verschiedenen Ressorts kam zu keinen durchgreifenden Entschlüssen. Im Frühjahr 1916, als die Ernährung bereits bedrohlich schlecht wurde, gründete man eine besondere Behörde für das Ernährungswesen, die aber fast gezwungen die alten Fehler der halben Maßnahmen weiterschleppte. Schon der Herbst 1916 bedeutet den allgemeinen Niedergang der städtischen Ernährung. Die städtische Ernährung wurde dabei vollkommen umgestürzt, da die animalischen Nahrungsmittel, für die Erwachsenen wenigstens, fast vollkommen versiegten. Die Kost wurde einförmig, eiweiß- und fettarm, schwer verdaulich. Die sogenannte Ration bot zeitweise für den Erwachsenen fast nur $^1/_3$ des normalen Verbrauches. Nur dort, wo ein agrarisches Hinterland eine städtische Bevölkerung wesentlich über die Rationen hinaus versorgen konnte, waren die Verhältnisse erträglich, in anderen Fällen dagegen wurde der Nahrungsmangel mit jedem Jahre verhängnisvoller.

Während in den ersten Jahren, bis etwa Mitte 1916, die Rückwirkungen der Blockade auf den Ernährungszustand ziemlich mäßig waren, nur in einigen besonders ungünstig versorgten Orten fühlbar wurden, nahmen die Gesundheitsgefahren seit dem Frühjahr 1917 einen ganz enormen Umfang an. Zuerst ergriff die steigende Mortalität die älteren Altersklassen vom 50. Lebensjahre ab, dann aber auch die jüngeren Jahrzehnte, ferner die Jugendlichen, endlich auch die jüngsten Altersstufen.

Im allgemeinen kann man sagen, daß bei Hunderttausenden und Millionen Menschen der Körper durch die ungenügende Kost allmählich so hinfällig wurde, daß alle möglichen Krankheiten, die sonst in Genesung ausgingen, zum Tode führten. Besonders verhängnisvoll ist die Zunahme der Tuberkulosetodesfälle und die Ausbreitung der Tuberkulose über alle Altersklassen. Die an der Mortalität stark beteiligten Städte und Gemeinden sind inselförmig über das Reich zerstreut; die Inseln sind im letzten Jahre aber immer mehr gewachsen und größer geworden. Die Zahl der Opfer der Blockade ist erstaunlich groß. Wir dürfen sagen, daß ihr bis zum heutigen Tage in runder Summe 800 000 Menschen, Männer, Frauen and Kinder, zum Opfer gefallen sind, ja auch heute noch kostet jeder Tag etwa 800 Menschen das Leben. Wenn man bedenkt, daß auf dem Lande eine solche Erhöhung der Mortalität nicht besteht, so sieht man, wie ungeheuer groß die Opfer sind, die der städtischen Zivilbevölkerung aufgebürdet wurden.

Von guter oder schlechter Ernährung, einförmiger oder wechselnder, ausreichender oder Halbhungerkost ist auch die Psyche des Menschen wesentlich beeinflußt. Mit der leichten geistigen Ermüdbarkeit hängt zusammen der Mangel an Initiative und Schaffensfreudigkeit, wie anderseits die Änderung der Stimmung, die Depression, Gleichgültigkeit gegen Ereignisse, die sonst die Gemüter aufs lebhafteste bewegen und erschüttern müßten, anderseits die gereizte Stimmung, die leicht zu Gewalttat und unüberlegtem Handeln aufzupeitschen ist. Nur aus dieser Psychose heraus ist es zu verstehen, daß das Ausmaß für alle Verhältnisse verlorengegangen ist, daß Nichtigkeiten der inneren Politik gegenüber der Lebensfrage der Nation in den Vordergrund treten, daß der ideale Zug im Denken völlig erloschen erscheint. Das Sterben in der Front und hinter der Front hat im letzten Jahre kaum noch irgendwelchen Eindruck auf die Massen gemacht. Daneben aber sieht man, wie sonst bei großen Seuchen, daß die Genußsucht einzelner sich aufdrängt, als gälte es, möglichst viel von den dürftigen Resten der Großstadtfreuden zu genießen.

Die Wirkungen der Blockade sind für uns also in hohem Maße deletär gewesen; man begreift nicht, daß man diese Wirkungen so ganz und gar nicht in Rechnung zu setzen wußte. Vielleicht deshalb, weil man den Schaden an Gesundheit so schwer in einem Maß auszudrücken versteht, das allgemein verständlich wäre. Und doch läßt sich das durchführen. Menschenverlust, Arbeitsverlust, Krankheit sind Größen, die auch Geldeswert repräsentieren. Versucht man eine solche Berechnung, so ergibt sie ein sehr überraschendes Resultat. Wenn man die Schäden der Blockade nur an unserer Volkskraft allein bemißt, so kommt man mit Ausschluß der wirtschaftlichen Verluste auf die Summe von rund 56 Milliarden Mark, eine selbst in diesen Zeiten noch wohl zu schätzende Größe.

Der nationale Aufbau

Wenn wir das Erbe des Krieges betrachten, so hat er unserem Volk ungeheuere Wunden geschlagen. Unsere Bevölkerungsziffer hat durch die Opfer des Feldheeres und durch die Opfer der Blockade schon jetzt eine bedeutende Einbuße erfahren. Wir werden durch den Kindermangel in späterem Verlauf der Jahre einen empfindlichen Arbeitermangel haben.

Die Qualität des Menschenmaterials ist durch die zahlreichen Kriegsinvaliden und Kriegsbeschädigten verschlechtert, außerdem aber hat die Zahl der Tuberkulösen zugenommen. Manchem wird das ungemein starke Altern vieler Personen aufgefallen sein. Dieses Altern läßt sich aber nicht wieder ganz rückgängig machen. Altern an

Digitized by Google

sich bedeutet Kürzung der Lebensdauer und Erhöhung der Erkrankungswahrscheinlichkeit. Von den Seuchen nehmen wir in die Friedenszeit die Tuberkulose mit hinüber. Wir müssen leider anerkennen, daß unsere Volkskraft im Verhältnis zu dem Stande vor dem Kriege erheblich gesunken ist.

An Stelle eines allmählichen Überganges in die Friedenswirtschaft, der sorgfältig ausgedacht und ausgearbeitet war, sind wir durch den Waffenstillstand in eine Lage gekommen, die einer geordneten Wirtschaft geradezu entgegentritt.

Statt kraftvoller rascher Überleitung des Krieges in die Friedenswirtschaft hat ein großer Teil der zurückflutenden Truppen die Lust zur geordneten Arbeit eingebüßt, statt Arbeitslust findet man Arbeitsflucht.

Vielfach zeigt sich nicht größere Reife, sondern ein völliger Mangel für die Erkenntnisse der politischen und der wirtschaftlichen Lage. Man hält den Niederbruch für eine geschäftlich günstige Konjunktur, um unter Überschätzung der persönlichen Bedeutung für den Staat Arbeitskürzung, ungeheuerliche Lohnsteigerung ohne Gegenleistung zu gewinnen, eine Art Kriegswucher, also durchzusetzen, wo es sich doch für Industrie und Handwerk um eine katastrophale Periode handelt.

Während der Kriegszeit waren die fürsorgenden Kräfte in der Nation nur einseitig orientiert, von einer Volkswohlfahrtspflege im eigentlichen Sinne war nichts zu spüren. Jetzt wird die Bahn für die Gesundheitspflege wieder frei. Sie kann da wieder anknüpfen, wo der Krieg die Fäden abgerissen hat. Vorerst bedarf es einer völligen Umwertung der herrschenden Begriffe vom Wert des Lebens, eine Loslösung von dem Denken der verflossenen Jahre. Gewöhnt an ein Massensterben und an die Einsetzung des Lebens im Kampf um die Existenz, müssen wir uns erst dahin wieder zurechtfinden, daß die Hygiene die Pflicht in sich begreift, jedem den Vollbesitz der Gesundheit zu verschaffen, jedes Leben zu schützen und zu erhalten, bis der natürliche Lauf der Dinge das Ende fordert. Die Raubwirtschaft, die der Krieg mit der Volkskraft getrieben hat, muß ein Ende finden.

Der Philanthrop, Arzt und Hygieniker haben letzten Endes dieselben Grundgedanken und dieselben Ziele, die einen als Ausfluß moderner Humanität mehr als Gefühlssache, die anderen aus dem Bewußtsein heraus, daß Gesundsein die Grundlage der Arbeitsfähigkeit in geistiger und körperlicher Hinsicht, also das Kapital bedeutet, mit dem ein Volk zu wirtschaften hat.

Wir sehen mit Vertrauen der Lösung des Aufbaues unseres Volkes entgegen, darf doch die Hygiene für sich in Anspruch nehmen, daß sie es war, die den großen Massen gesunde Existenzbedingungen überhaupt erst geschaffen hat. Sie ist ja keine Wissenschaft für die oberen Zehntausend, sondern die Fürsprecherin und Vorarbeiterin für die großen Massen, die sie zuerst aus dem Joch des Manchestertums in bessere Lebensbedingungen gebracht hat, noch ehe sie zu einer Selbstverteidigung irgendwie zusammengeschlossen waren; nur bleiben die Ziele der Hygiene immer wissenschaftliche, niemals politische.

Wenn man die Aufgabe, die ein Aufbau der Volkskraft vom biologischen Standpunkt zu lösen hat, ins Auge faßt, so muß die Lösung systematisch zur Durchführung gelangen. Das erste, was uns heute an wichtigen Problemen entgegentritt, ist die Pflicht, dem Volke seinen normalen Körper, seine normalen Kräfte wiederzugeben, ein Unternehmen, wie es in dieser Größe sich niemals in einer Kulturnation als notwendig erwiesen hat. Erst wenn die geschwächten Körper wieder normal geworden sind, kann man die alten Anforderungen an die Leistung und Arbeitskraft stellen, aber noch nicht heute.

Dieses Problem dürfen wir aber nicht dem Zufall überlassen, wir müssen es rationell, d. h. mit dem geringsten Aufwand von Material, zu lösen versuchen. Nur die wissenschaftliche physiologische Betrachtung liefert uns die Unterlage für die Verwirklichung dieses Aufbaues. Diese läßt erkennen, daß wir günstigstenfalls erst nach vielen Monaten unter veränderter Nahrung dieses Ziel erreichen können. Zunächst nur mit fremder Hilfe, da unsere eigenen Nahrungsmittel nicht einmal hinreichen würden, das Volk auf dem herabgekommenen Zustand durch die Kriegsernährung bis zum Schluß des Erntejahres zu verpflegen. Indem wir aber diese Umformung des Körpers in den nächsten Monaten anbahnen können, werden wir auch erreichen, daß die psychische Umwandlung, die tiefe Depression und Aktionsunlust, wieder verschwinden. Dazu bedarf es allerdings auch einer Reform und möglichst weitgehender Ausschaltung des Zwangssystems der Rationierung, einer freien Beweglichkeit der Konsumenten, eines Überleitens in das System der individuellen Nahrungsbefriedigung, durch das allein die letzten Reste der unnatürlichen Zustände der Blockade beseitigt werden.

Der neue Aufbau umgreift zweifellos das ganze Staatsleben, den Berufsaufbau und vieles andere, wodurch die physiologische und gesundheitliche Aufgabe auch eine andere Richtung erhalten muß. Die Ziele der künftigen Gesundheitspflege wie auch der Volksernährung werden durch die Verteilung der Bevölkerung auf Stadt und Land aufs einflußreichste bestimmt. Unsere allgemeine Situation ist so, daß wir dringend fragen müssen, ob nicht ein anderes Gleichgewicht zwischen ländlicher Produktion und städtischer Konsumtion wie in den vorigen Jahrzehnten zu einem gewissen Grade durch die Abwanderung nach dem Lande erreicht werden könnte.

In gleicher Richtung geht das Bestreben, den Kleinwohnungsbau im Umkreis von den

Digitized by Google

Städten zu heben, ein Problem, dessen Lösung bei uns fast seit fünfzig Jahren von allen Hygienikern ohne Erfolg gefordert wird, in anderen Staaten dagegen schon weitgehender durchgeführt ist. Die Eigenwohnung würde den Vorteil haben, die Familie, die in den Massenquartieren so leicht auseinanderfällt, zusammenzuhalten, auch die Kinderpflege zu erleichtern und zu verbessern, kurzum da aufzubauen, wo die heutige Großstadt zerstört hat. Es steht zu befürchten, daß auch die gegenwärtige Umwälzung nicht die Kraft und den Mut aufbringt, um Ersprießliches zu erzielen. Zu dem Aufbau der Familie gehört aber unbedingt die Reform des weiblichen Bildungswesens hinsichtlich der Erziehung für den Beruf des Weibes als Frau und Mutter. Jahrzehntelange Forderungen, die vor dem Kriege zwar gewisse Anfänge einer Organisation erreicht haben, aber doch nur ganz ungenügend zur Durchführung gekommen sind. Bei alledem darf man aber nicht vergessen, daß das Verlangen sehr leicht, die Befriedigung der Bedürfnisse aber schon aus finanziellen Gründen sehr schwer sein wird. Das führt nun zu der fundamentalen Voraussetzung, von der aller Fortschritt auch in hygienischer Hinsicht abhängig ist. Die Ziele der Pflege der Volksgesundheit können nur durchgeführt werden, wenn der wirtschaftliche Aufbau die Möglichkeit eines gewissen Wohlstandes sichert, der aber nur auf dem Boden intensiver Arbeit errungen werden kann. Jeder Tag, der ohne Aufnahme der Arbeit vergeht, ist ein weiterer Verlust, der auch den normalen Ausgleich weiter hinausschiebt. In Stadt und Land, in Gewerbe, Industrie und Handel wie in den freien Berufen braucht die Nation arbeitende und schaffende Kräfte. An allen Teilen muß die Arbeit aufgenommen werden. Der Staat ist dem lebenden Körper vergleichbar, in dem alle Teile ineinandergreifen müssen, um die Gesundheit zu erhalten und kein wichtiges Organ fehlen darf, ohne das Ganze zu zerstören.

Noch immer liegt aber durch einen unersättlichen egoistischen Zug, der durch die Massen geht, die Arbeit völlig danieder.

Wenn Sparsamkeit für die Zukunft die erste Pflicht ist, so muß auch eine ökonomische Verwertung des Menschen für die nationalen Bedürfnisse angestrebt werden. Dieser Grundsatz hat zweifellos in der Vergangenheit nur eine sehr unvollkommene Lösung gefunden. Angebot und Nachfrage war in einzelnen Berufen sehr ungleich, wodurch vielfach die Dauer der Anwartschaft unendlich lang war, so daß schließlich akademisch Gebildete zu mechanischen Arbeitsleistungen gezwungen wurden, als sonst vom ungelernten Arbeiter ausgeführt wurden, und niederere Löhne erhielten als die letzteren. Da die Berufswahl eine freie bleiben muß, so läßt sich eine gleichmäßig zweckmäßige Verteilung zu keiner Zeit sicherstellen, aber die Übelstände werden sich doch mindern können. Sehr schwierig dürfte sich die nächste Übergangsperiode gestalten, da die Arbeitsbedürfnisse andere wie in der Vergangenheit werden, also eine andere Berufsverteilung zustande kommt. Eine solche ergibt sich ohne weiteres aus der Änderung der staatlichen Organisation und der dadurch bedingten Auflösung vieler unnötiger Verwaltungseinrichtungen.

Die Erfahrungen des Krieges haben gezeigt, was übrigens aus der Erfahrung anderer Staaten schon längst bekannt war, daß die Besetzung aller Verwaltungsstellen durch eine besondere Beamtenklasse gar nicht notwendig ist, vielmehr auch eine anderweitige Vorbildung genügt, und Personen aus andern Berufen durchaus befähigt sind, diese Ämter großenteils zu übernehmen. Die Wirkung dieser Umwälzungen wird sich zum Teil dadurch mildern, als die alte scharfumgrenzte Klasseneinteilung, die sich aus den Beziehungen zur Armee ergeben hat, ohnedies und durch das Überwiegen technischer Berufe hinfällig wird.

Zur Umstellung in eine bessere Ökonomie menschlicher Arbeitskräfte gehört auch eine Änderung in den Ansprüchen, die man hinsichtlich des Besuchs der Mittelschulen oder auch hinsichtlich der akademischen Vorbildung erheben darf. Einerseits hat das Freiwilligenjahr eine Masse Minderbegabter in die Mittelschulen gebracht, anderseits ist aus ähnlichen Motiven die Zulassung für manche Berufe an den Besuch der Hochschulen geknüpft worden, wo eine so langdauernde Vorbildung unnötig erscheint. Auch die Vermehrung der Hochschulberechtigten, die Erleichterungen der Vorbildung, senkt nur die Qualität der ganzen Arbeit, die ohnedies schon etwas im Sinken war. Die bisher nicht entdeckten Talente, denen Gelegenheit zur Entwicklung gegeben werden muß, sind jedenfalls sehr gering an Zahl. Der Talentvolle scheitert selten daran, daß ihm Unterrichtsmöglichkeiten fehlen, häufig bereiten die auf den Mittelschlag eingerichteten Schulen ein Hindernis für seine Entwicklung. Anderseits trägt die vielfach erstrebte, möglichst populäre Allgemeinbildung zur Hebung der geistigen Arbeitsleistung nur wenig bei, weil sie meist an Oberflächlichkeit leidet und die am meisten befriedigt, welche kein ausgesprochenes Talent zu ernster Arbeit haben.

Wenn uns die Gesundheit der Massen in erster Linie steht, so obliegt uns mit Rücksicht auf diese die Aufgabe, die Gefahren der einzelnen Berufe zu erkennen. Die Berufswahl, früher dem Zufall oder der Tradition überlassen, ist ein wichtiger Schritt im Leben, der von den geistigen wie körperlichen Qualitäten abhängt. Diese Wahl zweckmäßig zu sichern, hat man bereits vor dem Kriege angefangen; man wird die bestehenden Einrichtungen weiter ausbauen und dem Arzt wie Physiologen Gelegenheit geben, der Masse beratend zur Seite zu stehen.

Solche Gesichtspunkte gelten schließlich auch für einzelne Betriebe; den Mann an die

Digitized by Google

richtige Stelle zu stellen, vervielfacht die Leistung. In der Arbeitsverwendung des Menschen stehen wir noch vielfach in den Kinderschuhen, weil wir noch viel zu viel durch die Menschenkraft machen lassen, wo die Maschine eintreten kann. Dies gilt für die Landwirtschaft, für die Fabrikbetriebe, für das Handwerk, die Hausindustrie, ja für den Haushalt und für das Heer der schreibenden Aktenmenschen, die mühsam mit der Feder nur einen Bruchteil der Maschinenarbeit leisten. Die Arbeit ist auch eine Kunst, die nicht jeder erlernt. Wir wissen, daß man die Ermüdung in erstaunlichem Maße ausschalten kann, durch die besondere Anordnung der Arbeitsweise, ja auch durch Mittel, die den Muskel besonders leistungsfähig machen. Weder Natur noch Hygiene kennen aber ein Gesetz, das die Menschenarbeit auf eine bestimmte Stundenreihe zu umgrenzen erlaubt oder benötigt.

Wo sich zu einem Ziele große Massen vereinigen, tritt die unabweisliche Gliederung und Arbeitsteilung entgegen, wie bei den Beamten, dem Kaufmannsstand, in der Industrie, in der Landwirtschaft. Je umfangreicher der Betrieb, um so mehr bedarf der Betrieb der technischen Leiter oder auch der kaufmännischen Mitarbeit.

So steht auch unauflöslich mit den Betrieben weiter eine Gruppe von Personen im Zusammenhang, der die Leitung zufällt und die für solche Arbeit eine besondere jahrelange Ausbildung hat erhalten müssen.

Nur in dieser Gliederung kann eine ersprießliche Tätigkeit überhaupt geleistet werden sowohl für den eigentlichen Betrieb, wie in dem Sinne, daß es des kaufmännischen Unternehmungsgeistes bedarf, um die lohnende Arbeitsgelegenheit zu schaffen und Verluste zu vermeiden. Eine Welle des Unverstandes geht heute auch über diese Organisation hinweg und will mechanische Arbeit als das einzig Grundlegende ansehen. Gerade heute wird der rationellen Arbeit wie der Unternehmungslust schon durch die Nachwirkung der Kriegsverhältnisse die größte Schwierigkeit bereitet. Die Kriegskonjunktur ist vorüber. Die Vorstellung, daß der Ware jeder beliebige Preis gegeben werden kann, wie sie in den Lohntreibereien zum Ausdruck kommt, zeugt von einer Unreife des Denkens, die den Wettbewerb auf dem Weltmarkt als bestimmenden Faktor völlig verkennt.

Heute mehr denn je kann der Massenarbeiter die geistige Arbeit und Leitung nicht entbehren, weil er sonst hilflos dem Elend ausgeliefert wäre. Es ist nicht leicht, den Wert der geistigen Arbeit einzuschätzen, die Unterschätzung, die sich aber heute für jede intellektuelle Arbeit zeigt, wird sich bitter rächen, einerseits durch die geringere Lust zu Unternehmungen überhaupt und andererseits durch die drohende Gefahr der Abwanderung nach anderen Betrieben oder durch Verlust der besten Kräfte an das Ausland. Das letztere Moment scheint unter den gegebenen Verhältnissen das bedrohlichste. Mag die Gleichheit auf dem Gebiete des Menschenrechts gelten und keinem Vorrechte der Geburt belassen, so gilt sie nicht für den Wertinhalt des Menschen überhaupt. Die Natur schafft nun einmal nicht alles in gleicher Weise. Neben Riesen und Zwergen des Körpers Langlebige und Kurzlebige, geistig Schwache und Hochbegabte. Diese bedeuten für die Fortentwicklung der Nationen ganz verschiedene Werte. Keine Masse kann die Qualität ersetzen. Wie das Gehirn in seinen wichtigen Teilen nur einen kleinen Bruchteil der ganzen Körpermasse ausmacht und doch die Oberleitung über das Ganze besitzt und das Bestimmende für den höheren Wert des Menschen darstellt, so liegt es genau mit der Verteilung der Fähigkeiten und leitenden Gehirne eines Volkes. Die Gehirnarbeit ist aber wie die sonstige Berufsarbeit erst durch jahrelange Übung erarbeitet, nur mit dem Unterschiede, daß gewerbliche und manuelle Fertigkeiten in wenigen Jahren zu einem Maximum der Leistung führen, während die geistige Arbeit viele Jahrzehnte lang ein fortwährendes Anwachsen ihres Wertes erkennen läßt.

Um wieder die Mittel zu Wohlstand, Gesundheitspflege und Kultur zu schaffen, genügt es für uns nicht, den landwirtschaftlichen Betrieb, die Ausnutzung der Bodenschätze und Naturkräfte, Handel, Industrie und Gewerbe in den alten Bahnen zu lassen oder sie nur zeitgemäß durch rationellere Arbeitsmethoden zu ersetzen, vielmehr ist es unbedingt notwendig, zu versuchen, von Grund aus Neues zu schaffen. Die Quelle, aus der diese Möglichkeit fließt, ist letzten Endes die Wissenschaft und die wissenschaftliche Forschung; auf diese müssen wir, je bedrängter unsere Lage ist, unser Auge richten.

Wissenschaft und Forschung werden allerdings nicht des praktischen Nutzens wegen getrieben, sondern nur ihrer selbst willen im Streben nach Erkenntnis, nach lückenloser Erfassung des Geschehens der Naturereignisse. Erst aus dieser Erkenntnis selbst folgt die Möglichkeit der Verwertung zu neuen Erwerbsquellen. Und eine Errungenschaft muß oft durch viele Hände gehen, ehe sie praktisch anwendbare Formen findet.

Die technischen Wissenschaften sind ebenso bedeutungsvoll, weil sie die schaffende Kraft darstellen, die den Gedanken und das Experiment vom Keim in die Wirklichkeit übersetzt.

Naturgemäß sind die bedeutenden Entdeckungen, soweit sie die Neuzeit betreffen, großenteils in den wissenschaftlichen Instituten entstanden, die den Hochschulen und anderen Forschungsinstituten angehören, weil sich hier meist auch nur die Mittel der wissenschaftlichen Arbeit finden. Bedeutungsvoll sind nicht nur die wissenschaftlichen Tatsachen, sondern auch die Forschungsmethoden. Es ist eine Eigenart der deutschen Hochschulen, daß diese die doppelte Funktion der Forschungs- und Lehrinstitute haben, so daß der

Digitized by Google

unmittelbare Konnex zwischen dem Forscher und Schüler hergestellt wird. So allein ist es auch möglich, daß sich die Forschungsmethoden direkt in die Industrie verpflanzen lassen und daß diese selbst vielfach mit zur Hebung der wissenschaftlichen Ergebnisse und Entdeckungen beigetragen hat.

Von der Forschung erhoffen wir neue Quellen für industrielle Unternehmungen vor allem. In erster Linie sehen wir auf die Chemie, die uns in der Kriegszeit zahlreiche Beispiele wertvoller neuer Erfindungen und Arbeitsmethoden für die Großindustrie gegeben hat. Die wesentlichen Fortschritte sind ja bekannt. Der Stickstoff der Luft, lange ein spröder Körper zur Verarbeitung, hat sich für die Gewinnung von Ammoniak und Salpeter zwingen lassen und wird der Landwirtschaft die entbehrten Kräfte wiedergeben.

Von der Karbidproduktion ausgehend, hat sich die Möglichkeit der Dungstoffbereitung, der Essigsäure- und Alkoholgewinnung bis zur Darstellung des künstlichen Gummis entwickelt; der Kampfer wird in Zukunft nicht mehr aus dem Auslande bezogen, sondern auf künstlichem Wege gewonnen. Das Gebiet der unbegrenzten Möglichkeiten der Chemie hat uns schon im Frieden in der Farbenindustrie Waren geliefert, die die Welt im wahrsten Sinne des Wortes früher nicht gekannt hatte. Sie wird auch den Kampf in der Weltkonkurrenz weiter aufnehmen und ihren hohen Ruf bewahren.

Die Physik in ihrer Anwendung auf das tägliche Leben wird allein schon durch die im großen Stil ins Auge gefaßte Verwertung der Wasserkräfte in Deutschland für Eisenbahnbetrieb, für den Betrieb der Motoren und Lichtleitungen in einem großen Teil des Landes die Existenzbedingungen umzuwandeln in der Lage sein, die Kraft für Karbidanlagen und für elektrolytische Betriebe liefern können. Im Motoren- und Schiffbau bahnen sich neue Wege. Technologie und Maschinenbaukunde, das Ingenieurwesen erwägen tausendfach neue Probleme.

Es hat fast den Anschein, als seien die biologischen Wissenschaften in ihrer Anwendung auf das Problem der Menschheit im Rückstand, allein dies ist doch nur scheinbar der Fall. Es wirkt sich die Biologie nur in solchen Erscheinungen aus, die dem einzelnen nicht so in die Augen fallen, weil sie sich unter den verschiedensten Formen geltend machen. Zur Biologie gehört auch die Entwicklung der Medizin; ich habe schon eingangs gesagt, daß gerade sie uns vor großen Seuchen bewahrt, die früher unfehlbar im Verlauf längerer Kriege aufzutreten pflegten.

Abgesehen von der Erkämpfung unserer früheren geringen Mortalitätsziffer, wozu uns die bessere Ernährung wieder bringen muß, hoffen wir von der weiteren Forschung auch die Beseitigung jener Volkskrankheiten, deren Ätiologie bis heute dunkel geblieben ist.

Ganz von der Entwicklung der biologischen Wissenschaften abhängig ist die Landwirtschaft. Konnten wir schon vor dem Kriege feststellen, daß die Größe der Produktion in Deutschland sehr im Wachsen war, und uns der Hoffnung hingeben, Grund und Boden werde bei planmäßiger rationeller Bewirtschaftung Nahrung für die in dauernder Zunahme befindliche Nation schaffen, so ist es heute höchste Zeit, all diese Reformen wirklich durchzuführen.

Für die Erhöhung der quantitativen Leistung wird es sowohl auf die Mehrung der menschlichen Arbeitskräfte, der rationellen künstlichen Düngung, der Vervollkommnung des Ackergerätes und der Anwendung mechanischer Kräfte wie auf die Auswahl geeigneter, vielleicht auch neuer Kulturpflanzen ankommen, wofür die moderne experimentelle Vererbungslehre Bedeutung erlangen kann. Erheblich im Rückstand ist noch die rationelle Tierhaltung. Sowohl mit Rücksicht auf die Fleisch- wie Milchproduktion muß die Ernährungsphysiologie weit überlegter angewendet werden als bisher. Der Großbetrieb der Züchtungen erscheint als neues aussichtsreiches Feld der Tätigkeit.

So suchen also die biologischen Wissenschaften ein praktisches Arbeitsfeld in der Hebung der Erträgnisse aus Tier- und Pflanzenwelt wie in der Fürsorge für Gesundheit und Gedeihen des Menschen.

Es wäre ein interessantes Problem, zu zeigen, welche Milliardenwerte die wissenschaftliche Forschung durch knapp ein Jahrhundert unserem Volk zu erringen Gelegenheit gab, und welche Aufwendungen anderseits für die Pflege der beteiligten Wissenschaften überhaupt verausgabt worden sind. Man würde dabei, kaufmännisch betrachtet, sehen, daß der ganze Aufwand des Staates eine verschwindende Größe der tatsächlichen Nutzleistung bedeutet. Die Wissenschaft hat allerdings ihre Entwicklung fernab von solchen Erwägungen genommen. Der wissenschaftliche Forscher sucht seine Befriedigung in dem Fortschritt der Erkenntnis, im Streben nach seinem Ideal, das letzten Endes die Wahrheit sein muß. Daher trennt sich die Wissenschaft auch nicht nach ihrer materiellen Bedeutung, sie ist in sich eins. Wie alle Teile allmählich auseinander hervorgegangen sind, so bilden sie auch ein Ganzes: die Geschichte des menschlichen Denkens.

Die geistigen Güter sind zugleich die Elemente, auf denen die Erziehung und allgemeine Bildung beruht. Hoffen wir einen Aufbau unseres Volkes, so müssen wir ihn auch auf sittlichem Boden vollziehen. Wir haben allen Grund zur Annahme, daß in dieser Richtung vieles neu geschaffen werden muß. Die fühlbaren Mängel des Wissens sind dabei weit geringer als die Mängel der sittlichen Erziehung, der Bildung des Charakters, der Bildung des Herzens und Gemütes. An dieser Aufgabe muß sich auch die Literatur, die Kunst, die Presse redlich beteiligen. Es ist nichts verloren, wenn die deutsche Nation sich auf ihre eigene Kraft besinnt.

Digitized by Google

Aphrodite. Bildwerk von Prof. Wilhelm Wandschneider

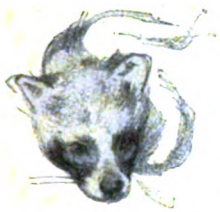
Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Richard Friese

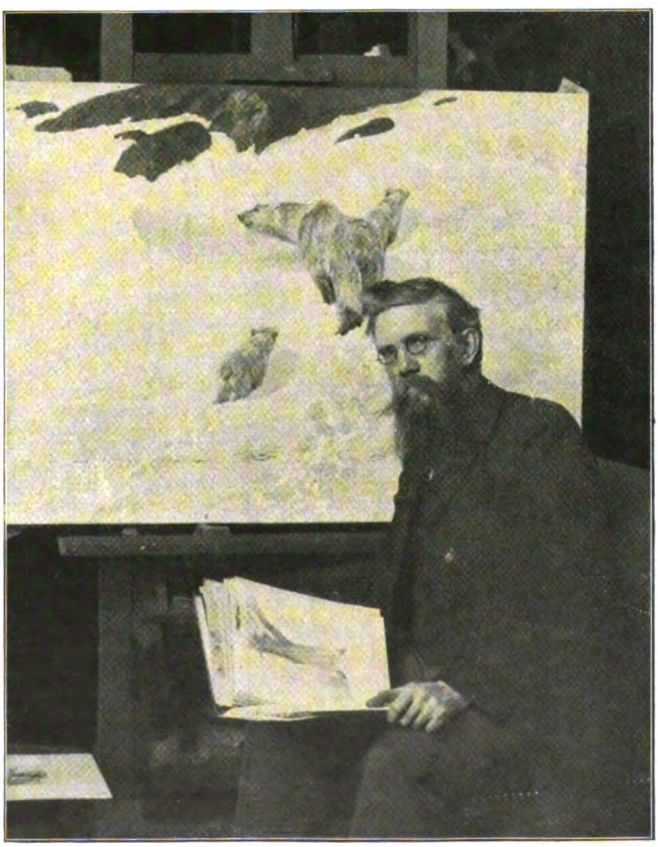
Von Geheimrat Prof. Dr. Ludwig Heck



Vierundsechzigjährig ist er im Sommer vorigen Jahres dahingeschieden, mitten im Kriegslärm und Kriegsleid, das ihm die letzten Lebensjahre verdüsterte: für die amtliche Welt Königlich Preußischer Professor und Mitglied der Berliner Akademie der Künste, für die breite Öffentlichkeit, für unser Volk und weiter hinaus über unsere Landesgrenzen für alle, die Herz und Sinn für Wald und Wild, für Tier und Natur haben, ein reifer, klassischer Meister der Tiermalerei. Denn in ihrem Stil und ihrer Richtung gehören Frieses Werke ganz gewiß zum Allerbesten, was es überhaupt gibt.

Worin liegt diese Eigenart? In seiner ostpreußischen Stammesart, die er als geborener Gumbinner nie verleugnen konnte und wollte; ja, ich möchte ihm sogar trotz seines deutschen Namens etwas Litauerblut zuschreiben: auf Grund seiner stillen und wortkargen, gerade deshalb aber um so unbeirrbareren, zähen Zielstrebigkeit. Und sodann in einer eigenen Wechselwirkung zwischen Stoff und Künstler! Je unentwegter er sich bemühte, dem Stoffe bis auf den tiefsten Grund zu dringen, bei der Arbeit auch jeden Schein von Willkür zu vermeiden und ohne jede Einschränkung sachlich zu sein, mit dem Erfolge, daß man vor seinen Elch- und Rothirschbildern in all dem „Schmand und Schmadder", um mit ihm ostpreußisch zu reden, dem Wahn verfallen könnte, sich nasse Füße geholt zu haben, desto mehr Persönliches brachte er zugleich in seine Werke hinein. Denn das ist alles nicht nur sachlich und sogar wissenschaftlich bis ins Kleinste genau so, unbedingt und unbeschränkt richtig, sondern es ist auch ebensosehr echt Friese; denn das kann nur Friese. Wenn einzig und allein seine Bilder erhalten blieben, so würde unseren spätesten Nachfahren eine schlechthin vollkommene Vorstellung von den Urwäldern und Mooren Ostpreußens mit ihrem Rot- und Elchwild überliefert werden, und darin erfüllt sich wieder eine Bedingung, die man auch so vielen großen Kunstwerken der Vergangenheit nachrühmt: daß sie zugleich in jeder Einzelheit uneingeschränkt zuverlässige Urkunden sind.

Und woher diese unerbittliche Sachlichkeit Frieses, die sich selber immer die strengste Richterin war und sich nie genugtun konnte in der darstellerischen Arbeit? Mich dünkt, sie wuchs nicht zum wenigsten auch aus dem äußeren Lebensgang des Meisters hervor, der schon ein vortrefflicher Lithograph und Steinzeichner war, ehe er selbstschöpferischer Künstler wurde. Das Handwerk war also



Der Künstler in seiner Werkstatt. Aufnahme von Hermann Voll

Digitized by Google

Waldstudie aus Rominten

vorher schon da, und das gibt auch der hohen Kunst einen guten Boden.

Von künstlerischem Talent und Genie haben wir ganz allgemein die feste Überzeugung, daß es angeboren sein müsse, und daraus erwächst uns dann in jedem Einzelfalle ganz von selber die Frage, woher es vererbt sein könnte. Manchmal, wenn wir nämlich Künstler auftreten sehen in mehreren Geschlechtsfolgen derselben Familie, die dadurch zur Künstlerfamilie wird, erhalten wir darauf auch eine Antwort, meist aber nicht. Auch bei Friese nicht. Was wissen wir Bürgerlichen denn auch meist von unseren Vorfahren? Kaum etwas über die Großeltern hinaus. Frieses Vater war Regierungsbeamter; seine älteren Vorfahren waren ostpreußische Landwirte, die in der schweren Zeit deutscher Erniedrigung unter Napoleon ihren Besitz verloren. Die Großmutter war eine Polin aus altem Geschlecht. Ob von ihr vielleicht die künstlerische Neigung und Begabung herzuleiten wäre? Dürfte man eine Mischung von edlem Polen- und schwerem Litauerblut annehmen, so böte das eine recht befriedigende Erklärung für Frieses ganz eigentümliche Wesensart: die immer wieder überraschende Vereinigung anscheinend völlig widerstrebender Eigenschaften. Eine starke, wuchtige Männer-Erscheinung, der namentlich der kantige, großzügig gemeißelte, von reichem Haupt- und Barthaar umrahmte Kopf beinahe etwas Russisches gab. Ein ebenso starker, männlicher Künstlergeist, der durch keine Macht der Erde von dem einmal eingeschlagenen künstlerischen Wege abzubringen gewesen wäre und auf diesem Wege das denkbar Höchste erreichte. Dazu aber ein grundgütiges, weiches Herz, das tagtäglich unter dem Kriegsleid anderer auf das schmerzlichste mitlitt, und eine wahrhaft rührend-bescheidene, zarte Menschenseele, die in manchen Äußerungen eine geradezu weibliche Feinfühligkeit erkennen ließ und in solchen Augenblicken die kräftigen Gesichtszüge mit einem wunderschönen hellen und milden Schein verklärte. Zuletzt und nicht zum wenigsten aber ein echtes Künstlertemperament mit so leicht beschwingter Phantasie, daß sie auch durch das schwerste Gegengewicht nicht zu lähmen war, durch die unbarmherzige Sachkritik des Künstlers selber.

Waldstudie aus Ostpreußen

Und die Phantasie muß ja doch schließlich das Beste tun, auch bei einem so peinlichen Wirklichkeitsmaler, wie Friese einer war. Und

Digitized by Google

Rominter Brunfthirſch. Paſtell

ſie hat es auch tatſächlich geleiſtet, namentlich in der erſten Zeit ſeiner künſtleriſchen Tätigkeit, ehe er die Mittel erworben hatte, durch Studienreiſen den Kreis ſeiner Anſchauung und Erfahrung zu erweitern. Es iſt ihm nicht leicht gemacht worden, die Künſtlerlaufbahn einzuſchlagen, ſo unzweideutig ihn Neigung und Begabung dazu beſtimmte und hintrieb. Der Schule entwachſen, mußte er in der Amtsſtube Schreiberdienſte verrichten, und erſt nach mehreren Jahren kam eine Verſtändigung mit ſeinen Angehörigen dahin zuſtande, daß er nach Berlin zu ſeinem Bruder ziehen und dort in eine Lithographenwerkſtatt eintreten durfte. Nun war er dem erſehnten Tätigkeitsfelde ſchon etwas näher, und hier beginnt ſchon die ſtille, deshalb aber nicht weniger bedeutungsvolle Helferrolle, die dieſer Bruder und ſeine vortreffliche Gattin im Leben Frieſes ſpielten und bis zu ſeinem Tode geſpielt haben, indem ſie ihn ganz und gar in ihren Familienkreis aufnahmen und es ihm ſo ermöglichten, ohne Ablenkung durch alle die kleinen und großen Sorgen des täglichen Lebens mit voller Kraft ſich ſeiner Kunſt zu widmen. Er hat ſo den eignen Herd nie vermißt; ſo iſt es geblieben in ungetrübter geſchwiſterlicher Liebe und Eintracht bis zu ſeinem letzten Atemzuge, und das iſt ein nicht zu unterſchätzendes Verdienſt ſeiner Verwandten um den Künſtler. Mit dieſer Hilfe konnte dann Frieſe bald die Tagelohnarbeit niederlegen und in die Berliner Kunſtakademie eintreten. Nun war er endlich in ſeinem Lebenselement und am Anfang ſeines Aufſtiegs.

Digitized by Google

Das war natürlich die Zeit, wo der Berliner Zoo sein täglicher Aufenthaltsort oder besser gesagt: seine tägliche Arbeitsstätte wurde. Der reiche Tierbestand zog den werdenden Künstler mächtig an, und zumal die Großen der Tierwelt hatte er gar bald sich zu eigen gemacht oder vielmehr: er hatte sich ihnen hingegeben, schon ganz in der Frieseschen Eigenart, die die Person des Künstlers möglichst restlos im Gegenstande seiner Kunst aufgehen zu lassen strebt.

Frieses Löwenbilder aus dieser ersten Zeit sind für den Kundigen alle kenntliche Bildnisse von Löwenpersonen, deren ich mich zum Teil noch aus meiner Lehrlingszeit im Garten hier erinnere; sie sind zugleich aber künstlerisch erhoben und verstärkt zu vollkommenen Abbildern des räuberischen Gewaltherrn der Tierwelt. Es sei hier nur erinnert an die „Wüstenräuber" in der Dresdner Galerie, ein Löwenpaar, das bei Mondschein von felsigem Hügel gegen ein Nomadenlager in der Tiefe anschleicht! Wie beherrschend wächst da aus dem täglichen, peinlich genauen Studium des in ruhiger Gefangenschaft beobachteten Tieres die schöpferische Kraft empor zu überzeugender Darstellung eines der spannendsten Augenblicke aus dem freien Räuberleben desselben Tieres! Und

Robben. Ölstudie

das andere große Löwenbild späterer Entstehungszeit, das neuerdings erst in den Besitz eines verständnisvollen Liebhabers überging, darauf ein prächtig vollbemähnter und ein jüngerer Löwe im fahlen Frühlicht der afrikanischen Schilflagune am geschlagenen Büffel sich zu sättigen beginnen, nicht ohne daß der alte Löwe den blutigen, schwarzbemähnten Kopf erst noch einmal sichernd emporrichtet. Und endlich, aber gewiß nicht zuletzt und zum wenigsten, „Der Alte vom Berge": über öde, geröllig-sandige Halde aus seinem Felsennest in majestätischer Ruhe herabschreitend eine von dem Künstler in mächtigem Gliederbau und prächtiger Bemähnung mit ganz besonderer Liebe und ganz besonderem Gelingen herausgearbeitete Löwengestalt, die in der toten Umgebung doppelt gewaltig und achtunggebietend wirkt. Diese Löwen rechne ich zu den besten, die überhaupt je gemalt worden sind; sie erschöpfen meines Erachtens Form und Wesen des Löwen vollkommen, wie er in unserer Vorstellung als ‚König der Tiere' lebt. In unserer Vorstellung, die natürlich eine Idealvorstellung ist. Man mache sich aber einmal klar, welche künstlerische Leistung es bedeutet, welches künstlerische Genie

Baribal. Ölstudie

Digitized by Google

Die Wüstenräuber. Gemälde von Prof. Richard Friese (In der Dresdner Galerie)

Digitized by Google

Digitized by Google

Im Preßluller Moor. Federzeichnung

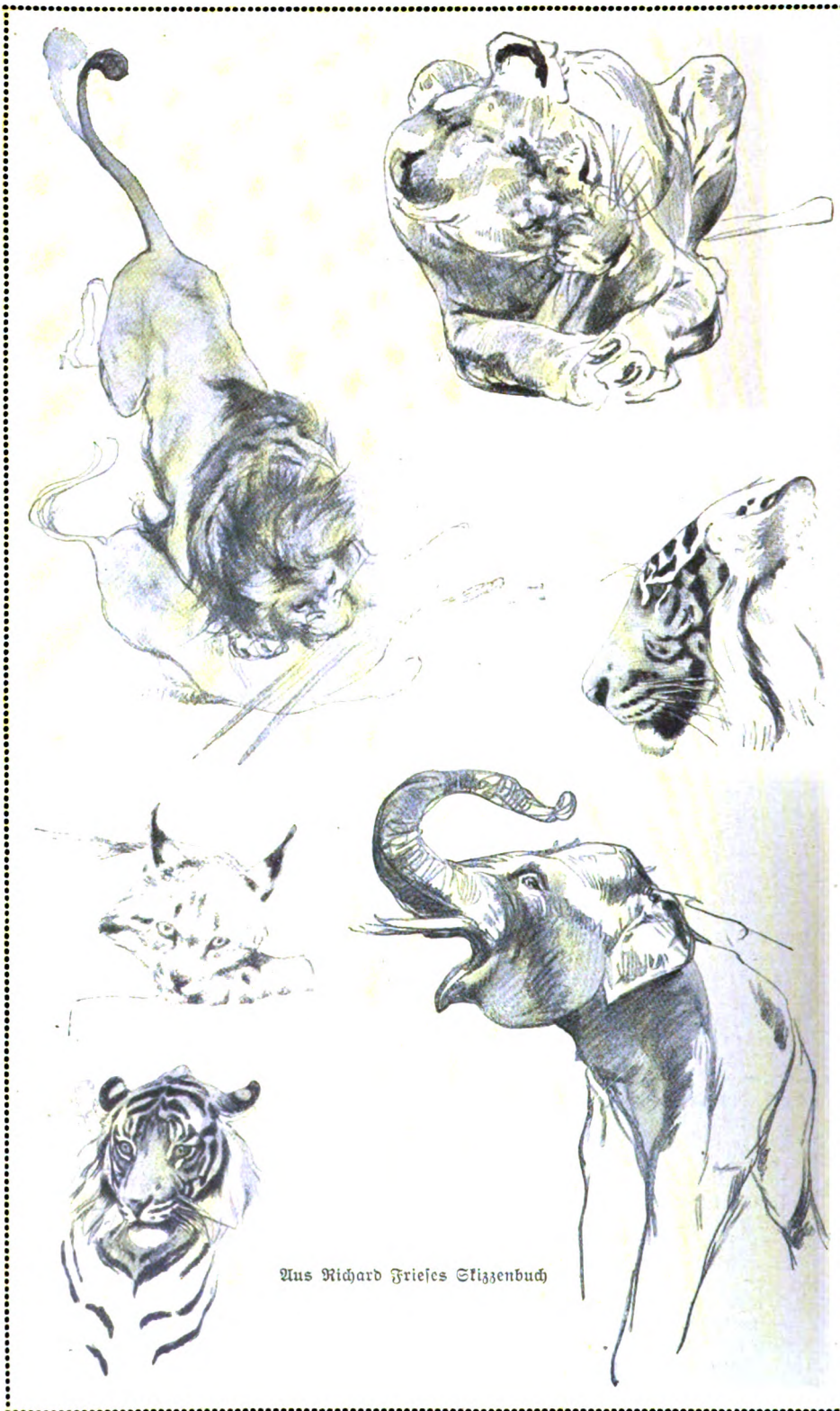
dazu gehört, auf der Leinwand dieſer Idealvorſtellung ſo vollkommenen augenfälligen Ausdruck zu verleihen, daß ſie wie ſelbſtverſtändliche Wirklichkeit erſcheint!

Das Dresdner Löwenbild brachte dem jungen Künſtler auch die erſte öffentliche Auszeichnung ein, zwar nicht auf der Berliner Kunſtausſtellung, wo er es zunächſt ausſtellte, wohl aber im Pariſer Salon: die goldene Medaille. Weniger bekannt iſt geblieben — mir war es wenigſtens ganz neu —, daß damals ſchon — es war im Jahre 1886 — Kaiſer Wilhelm als junger Prinz von Preußen an Frieſe, ſeinem Künſtlerſchickſal im allgemeinen und ſeinem erſten großen Löwenbild im beſonderen den wärmſten und verſtändnisvollſten Anteil nahm. Niemals hat mir der Meiſter in ſeiner übergroßen Beſcheidenheit ein Wort davon geſagt, daß er einen längeren eigenhändigen Brief dieſes Inhalts vom Prinzen Wilhelm beſaß. Und doch ehrt dieſer Brief, der mir jetzt erſt aus dem Nachlaß in die Hände fällt, beide Teile, Kaiſer wie Künſtler, gleichermaßen!

In ſeiner erſten Schaffensfreudigkeit hatte Frieſe gar bald die ganze Säugetierwelt durchſtudiert: alle dieſe Geſtalten reizten ihn, ſie künſtleriſch zu meiſtern. Das beweiſen u. a. ſeine Zeichnungen zu der trefflichen Naturgeſchichte von Martin, die in den achtziger Jahren vorigen Jahrhunderts ſo volkstümlich war. Und die Zahl ſeiner Einzelzeichnungen aller möglichen Körperteile der Tiere des Zoologiſchen Gartens iſt ſchier unüberſehbar: ſie füllen Mappen über Mappen! An ihnen überzeugt man ſich wieder, daß kein Meiſter vom Himmel fällt. Wie iſt da namentlich der Löwe vom Kopfe bis zur

Bärenſtudien. Bleiſtiftzeichnung

Digitized by Google



Aus Richard Frieses Skizzenbuch

Digitized by Google

Aus Richard Frieſes Skizzenbuch: Wildkatze

Schwanzſpitze in allen Einzelheiten ſeines Körperbaues aufs gründlichſte durchgearbeitet! Wieder und immer wieder! Obwohl man vor Jahren ſchon darauf ſchwören mochte, daß Frieſe das alles längſt ‚im Schlafe' und ‚aus dem Ärmel ſchütteln' konnte. Das konnte er auch tatſächlich. Aber trotzdem und alledem legte er gar manches Mal mitten in der Arbeit Pinſel und Palette hin und lief ſchnurſtracks aus ſeiner Künſtlerwerkſtatt nach dem nahen Zoologiſchen Garten, um ſich da am lebenden Urbild ſeines künſtleriſchen Vorwurfs über irgendeine Einzelheit zu vergewiſſern.

Dieſe Gewiſſenhaftigkeit trieb ihn auch zu Studienreiſen, ſobald er in die Lage kam, ſolche machen zu können. Sie führten ihn zunächſt in ſeine oſtpreußiſche Heimat zu dem urigſten Wilde, das dort noch in letzten Beſtänden gehegt wird: dem Elch. Frieſe wurde der klaſſiſche Elchmaler, und das hat ſchließlich auch der preußiſche Staat anerkannt dadurch, daß er für ſeine Sammlung zeitgenöſſiſcher Gemälde, die Nationalgalerie, ein Elchbild von Frieſe ankaufte. „Auf der Walſtatt" heißt es und zeigt uns das Ende eines Brunftkampfes zwiſchen zwei ſolchen gewaltigen Recken des oſtpreußiſchen Bruch- und Sumpfwaldes. Die beiden Tiergeſtalten ſind meiſterhaft wiedergegeben, ſo wie es nur einem Maler möglich iſt, der eben das ‚innere Geſicht' des wirklichen Künſtlers von Gottes Gnaden hat. Denn es iſt kaum anzunehmen, daß Frieſe wirklich einmal ſolchen Elchkampf geſehen hat, und wenn doch, dann gewiß nicht ſo und ſo wirkungsvoll. Phantaſie und künſtleriſche Geſtaltungskraft müſſen eben immer wieder das meiſte und das beſte tun, ſelbſt bei ſolchen Kunſtwerken, die ganz und gar den Eindruck bis ins kleinſte genauer Wirklichkeitsmalerei machen. Auch bei der Landſchaft auf unſerem Bilde. Wie der dunkle Spiegel der Moorlache braunſchwarz ſchillert, wie das dürre Geäſt da herumliegt, allerlei Sumpfgras und -kraut ringsum wächſt, wie unter dem grauen Wolkenhimmel die ſchwere, dunkle Stimmung über dem Ganzen liegt, ſo daß man faſt glaubt, die herbſtlich-naßkalte Moorluft mitzuatmen, das ſcheint gewiß alles mit photographiſcher Treue von der Natur abgemalt und iſt es im einzelnen auch. Aber das Ganze, Tiere und Landſchaft, das findet ſich ebenſo gewiß

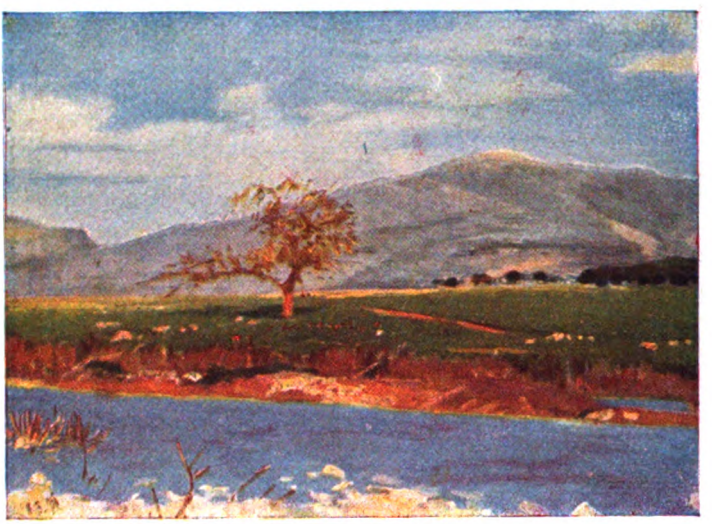
Sumpfiges Waldinnere. Ölſtudie

Digitized by Google

Landschaft aus Norwegen. Ölstudie

niemals mit allen Einzelheiten in der Wirklichkeit so zusammen, wie es der Künstler als Ergebnis seiner inneren Verarbeitung, als Empfindung seiner Seele hier vor uns stellt. Dasselbe gilt auch für das andere große Elchbild im Besitze eines Berliner Liebhabers, der ein ganz besonderer Verehrer Frieseſcher Kunst und glücklicher Besitzer einer ganzen Reihe erlesener Werke des Meisters ist. Es ist gewissermaßen die Vorstufe zu dem ersterwähnten, stellt den Kampf zweier Elchschaufler dar, die sich mit höchster Kraftanstrengung gegenseitig bedrängen. Später hat der unermüdliche Künstler dann auch den norwegischen Elch und die norwegischen Elchreviere in seine Studien einbezogen, mit Jagdfreunden mehrere längere Reisen dorthin gemacht und als deren Ergebnis uns wiederum eine Reihe ganz bestimmt gekennzeichneter Elchbilder beschert, über deren dunkles Berggelände meist ein ganz eigenartiger, violetter Schein eine gewisse schwermütige Poesie ausgießt.

Ebenso mußte die zweite urige Großwildart, deren letzte Reste, wenn auch nicht mehr bei uns in Deutschland, so doch im benachbarten Litauen leben, der Wisent, der Gattungs- und Schicksalsgenosse des binnen fünfzig Jahren mit echt amerikanischer Großzügigkeit ausgerotteten Indianerbüffels oder Bisons, unseren Friese in seinem rastlosen Streben begreiflicherweise unwiderstehlich nach der letzten Freistatt locken, die jenem gewaltigen Wildrinde bis in unsere Tage noch gewährt worden ist in dem geviertmeilengroßen Urwalde von Bjelowjesch, deutsch Bialowies, dem Leibjagdrevier des letzten so schmählich hingemordeten Zaren. Den Wisent selber hatte Friese im Berliner Zoo längst von Grund aus studiert; nun galt es, auch seine natürliche Umwelt sich künstlerisch zu eigen zu machen. Wie Friese



Ölstudie vom Libanon

Digitized by Google

Aus nordiſchem Jagdgebiet. Gemälde von Prof. Richard Frieſe

Digitized by Google

Digitized by Google

diese Aufgabe gelöst hat, davon zeugen prächtige Galeriebilder von kämpfenden Wisents, Begegnungen solcher mit den Raubtieren Bär und Luchs und eine lange Reihe feiner Aquarelle und Zeichnungen aus dem Wisentleben.

Die erste große Studienreise Frieses war aber doch die nach Syrien und Palästina mit dem weitbekannten Monumentallandschafter Eugen Bracht, den Berlin leider an die Dresdner Akademie verloren hat. Sie brachte zum erstenmal die heiße Sonne und die ganze Wüste und Öde südlicher Breiten vor das scharfe, nach solchen fremdartigen Eindrücken dürstende Auge des Künstlers, und von alldem glaubt man fürderhin einen Hauch in seinen Werken zu verspüren. Ich denke dabei an seine „Gazellen in der Wüste" mit ihrer weiträumigen Dehnung in den Hintergrund und dem zarten graubläulichen Ton auf den breiten, abschließenden Bergkuppen, ganz besonders aber an seinen „Löwen, Säbelantilopen überfallend". In hohem Bogen saust das mächtige Raubtier zwischen Schilfstengeln durch die Luft, schon schwebt es über seinem langgehörnten Opfer, und dieses knickt bereits, in sicherer Vorahnung seines Verderbens, zusammen. Ein Wagnis, den Löwen so im Sprunge, völlig in der Luft schwebend, darzustellen! Aber ein Tierbild von hinreißendem Schwunge in seiner überzeugenden Naturwahrheit!

Auch Tigerbilder von ähnlicher Wirkung hat Friese geschaffen. Besonders lebhaft erinnere ich mich eines solchen, das auf düsterödem Steppenhintergrunde einen innerasiatischen Tiger zeigt, in hartem Kampfe mit einem braungelben Wildesel sich umherwälzend, den er mit Zähnen und Krallen am Halse gepackt hält. Auch hier tritt wieder Phantasie und Geschmack des Künstlers glänzend hervor in der Art und Weise, wie er die Landschaftsstimmung mit den Farben der Tiere und den ganzen Vorgang zu einem zwar lebhaft bewegten, aber doch durchaus einheitlich wirkenden Ganzen verschmolzen hat.

Kraft dieser aufbauenden Vorstellungsgabe, die man beim Künstler treffend das innere Gesicht nennt, hat es Friese sogar zuwege gebracht, den russischen Braunbären, den er auf russischen Jagdreisen kennen lernte, auch des letzten Restes komischer und gemütlicher Tanzbärhaftigkeit zu entkleiden und ihn im Bilde vollkommen zu jenem wehrhaften und achtunggebietenden Raubwild zu machen, das er in den Walddickichten seiner Heimat tatsächlich ist.

Sein Liebling wurde aber in späteren Jahren der Eisbär des hohen Nordens. Ihm zuliebe machte er mehrere Reisen nach Spitzbergen und in die benachbarte Polarinselwelt, die erste mit seinem ostpreußischen Freund und Landsmann, dem leider so früh verstorbenen Zoologen und Bakteriologen Schaudinn. Seitdem kehrt in Frieses Schaffen der Eisbär immer wieder, und immer sind äußere Erscheinung wie inneres Wesen dieses polaren Großraubtieres gleich vollkommen

Elche im Nebel. Pastellzeichnung

Digitized by Google

Eisbär. Aquarell

wiedergegeben und die tranig gelbweiße oder blaugrau angenäßte Farbenmaſſe des Eisbärenfelles mit der genau an Ort und Stelle ſtudierten Polarlandſchaft in wirkungsvollen Gegenſatz und befriedigende Übereinſtimmung gebracht.

Indes, Frieſes raſtloſes Streben, das auch in ſeinen reiferen und reifſten Jahren nicht erlahmte, trieb ihn ſchließlich noch weiter, übers Weltmeer nach Kanada zu ſeinem jüngeren Freunde und Fachgenoſſen, dem vortrefflichen Jägermaler Rungius, einem geborenen Berliner, der aber ſeit Jahren ſchon Amerikaner geworden iſt. Mit ihm machte er dann noch eine große Jagdreiſe nach Kanada, um in den ſeendurchſetzten Urwäldern dort auch das „Moose“, den amerikaniſchen Elch, in ſeiner Heimat kennen zu lernen und das übrige Wild, das es dort gibt, wie das Waldrenntier (Karibu) und den ſchwarzen Bären (Baribal). Des Künſtlers anſpruchsloſes Tagebuch darüber iſt äußerſt feſſelnd zu leſen, und die mitgebrachten Studien ſind von einem ganz eignen farbigen, höchſt bezeichnenden Gepräge.

Aus Richard Frieſes Skizzenbuch: Jaguar

Frieſes Studien, vor allem ſeine Ölſtudien — eigentlich ein großes Kapitel für ſich und eine gewiſſe Überraſchung für diejenigen, die den Künſtler zwar kannten und ſchätzten, ihm aber nicht näher ſtanden — waren mir auf der Nachlaßausſtellung im Künſtlerhauſe eine ganz beſondere Augenweide. Der Meiſter hütete dieſe Schätze ängſtlich, ja zimperlich möchte man ſagen, als ob er nicht wollte, daß man ſo tief in ſeine Künſtlerſeele hineinſehe! Jetzt erſt, nach ſeinem Tode, konnten ſie zum Vorſchein kommen. Wer wiſſen will, wie es im oſtpreußiſchen, im ruſſiſchen,

Digitized by Google

Waldinneres. Ölstudie aus Kanada

Digitized by Google

Aus Richard Frieſes Skizzenbuch: Tibetkatze

norwegiſchen, kanadiſchen Urwald, Sumpf und Moor, wie es in den ſyriſchen Wüſten, ums Tote Meer und auf den Eisfeldern bei Spitzbergen und der Bäreninſel ausſchaut, der ſehe ſich Frieſes Landſchaftsſtudien von dort an!

Trotzdem bleiben ſie Kunſtwerke gleich den Studien, denen die denkbar engſten bildnismäßigen Grenzen gezogen ſind und ſein mußten: den Rominter Kaiſerhirſchen. Wohl iſt da jeder einzelne als Tierperſon wiedergegeben bis auf das letzte Geweihende; aber wie iſt jedes derartige Hirſchbild Frieſes zugleich ein hohes Lied auf jene urige, kapitale Rotwildraſſe des kaiſerlichen Leibreviers, wie ſie in unſeren Reichsgrenzen als wirkliches, ungekünſteltes Naturerzeugnis nirgends wiederkehrt! Und dazu die Landſchaft: der ebenſo ungekünſtelte, ſich ſelbſt verjüngende Naturwald.

Um Frieſes Bilder voll genießen zu können, muß man freilich Wild und Wald kennen und von jener eingeborenen Liebe zur Natur und jener unbedingten Hochachtung vor ihr als unübertrefflicher Schönheitsmeiſterin durchdrungen ſein, wie ſie der mit geſunden, unverdorbenen Sinnen ausgeſtattete Menſch empfindet.

Und endlich: mag vielleicht auch in der Kunſtübung und Kunſtbetrachtung jenes menſchlichem Geiſtesleben eigne Fortſchreiten im Zickzack durch abwechſelnde Betonung des Zeichneriſchen und Maleriſchen zu wirklichem Fortſchritt führen, jedenfalls iſt ein zeichneriſcher Höhepunkt auch ein Höhepunkt. „Stupende, ſtupende!“ pflegte der originelle Maler-Ariſtokrat Friedrich von Schennis in ſeiner leiſe an Sereniſſimus erinnernden Redeweiſe ein übers andere Mal zu ſagen, wenn wir vor ſolch einem Frieſe-Bild ſtanden.

Der Rominter 44-Ender. Aquarell

Digitized by Google

Schwäne im See

Von Fritz Müller

Vorstadtabend. Verrauschte Arbeit in den Lüften. Säuerliche Sorgen verdämmern. Die große Arbeitsmüdigkeit ist unterwegs mit dunklen Schwingen. Ein Fenster klirrt im dritten Stocke eines Hinterhofs. Zwischen den Fensterflügeln das stille Gesicht einer verhärmten Frau. Verhärmt, nicht unglücklich. Auch die Stimme nicht, die resolute: „Mathias!“

Mathias saß im zweiten Hinterhof in einer Ecke. Seine Knie stachen spitz in die Luft, trotzdem Mathias selber rund war. Zwischen Knien und Brust klemmte sich ein aufgeschlagnes Buch. In dem Buch schwamm eine Villa am See. Und im See schwammen Schwäne.

Auf der Seele Weiher leise
Glücksgedanken, stille Schwäne,
Ziehn ans Ufer Wellenkreise,
Daß ins Auge tritt die Träne.

Schwanken Schilfrohrs Halme letten
Oft vom Grund ein seltsam Klingen.
Aber stumm die Schwäne gleiten,
Denn sie sterben, wenn sie singen.

„Ma—thi—as!“

Mathias hatte die Zeigefinger in den Ohren, noch starben seine Schwäne nicht. Immer weiter schwammen sie. Jetzt hielten sie. Das war die Traumgrenze. Die Traumgrenze ist keine Mauer, sondern ein unsichtbarer, ein magnetischer Strich im See. Würden sie hinübergleiten können, hinüber zur weißen Villa am See? Hinüber in die strahlende Wirklichkeit? . .

Wirklichkeit? Ach was, die weiße Villa am See war ja Wirklichkeit. Er hatte sie gesehen, hatte sie gegriffen. Neulich, als er den Frachtbrief über verpackte Lorbeerstauden vom Comer See in die Villenvorstadt tragen mußte. „Mathias, bringen Sie den Frachtbrief zum Konsul und sagen Sie, der Lorbeer käme Montag, und er habe tadellos die Reise aus Italien überstanden — laufen Sie, Sie sollten schon wieder da sein . . .“ Atemlos und ehrfürchtig stand er mit dem Frachtbrief vor den goldnen Gitterstäben. Kaum daß er auf den Glockenknopf zu drücken wagte. Aber die Glocke ging nicht. Da schritt er mutig überm Kies aus. Bis dicht vor die strahlend weiße Villa. War die wirklich echt, nicht nur ein Traumstrich? Mit dem Frachtbrief fuhr er leise raschelnd an der Mauer nieder. Ja, sie war echt. So was gab es also. Und da drüben der kleine See, der silberlichtgekräuselte? Und darauf die Schwäne? Schwäne, die nicht gemalt waren. Schwäne, die sich bewegten. Auf ihn, den Mathias, sich zubewegten. Der runde Bub erschauerte verlangend: ‚Das wenn einmal mir gehörte! Und dann straffte es ihn mit einer unbekümmerten Kühnheit: ‚Das muß einmal mir gehören!‘

„Was willst du, Junge?“ Es war der Gärtner. Spiegelglatt und ohne Zaudern lag auf seiner Seele Grund die Antwort ‚Was ich will? Die Villa will ich, den See will ich, die Schwäne will ich.‘ Er hätte sie am schwanken Rohre seiner Luftröhre nur heraufzuleiten brauchen, diese Antwort. Doch sie sterben, wenn sie singen. Also stotterte er nur: „Frachtbrief — Herr Konsul — Lorbeer aus Italien — tadellos — unser Rollfuhrwerk wird Montag vormittag . . .“

Und dann hatte er den Lorbeerfrachtbrief dagelassen und die Schwäne im See mitgenommen. Und gerade jetzt, im arbeitsmüden Abenddämmer, schwammen sie ihm wieder aus dem Geschichtenbuch auf seinen Knien zu. Stumm und doch mit einer Frage: ‚Mathias, willst du uns erdienen? Wir wollen auf dich warten, Mathias —‘

„Mathias!“ rief die resolute Stimme aus dem dritten Stock über den Hinterhof. Die Zeigefinger rutschten aus den Ohren, das Buch vom Knie, die Schwäne rückwärts in das Traumland. „Ja, Mutter?“

„Junge, heute hörst du wieder gar nicht — die Abendmilch ist noch nicht geholt, die Zeitung noch nicht ausgetragen, nicht einmal das Holz ist kleingemacht!“

„Ja, Mutter, ich will's schon kleinmachen . . .“

Die Schwäne zogen durch seine dreijährige Lehrzeit in dem Speditionsgeschäft schimmernd vor ihm her. Er ihnen nach. Federleicht und sonder Müh' die Schwäne, er schwer schnaufend, um sein Lehrzeittaschengeld aufs Doppelte zu steigern. Und dazwischen, an müden Feierabenden, wo er über einem Lernbuch eingenickt ist, strich er leise raschelnd mit dem Lorbeerfrachtbrief an dem Traumgemäuer abwärts: ‚Ist das auch echt, gibt es so was wirklich?‘

„Merkwürdig, was der runde, gesunde Bub für ein fahriges Gestammel hat in seinen Träumen!“ sagte seine Mutter.

Indessen zogen die Schwäne durch seine Speditionsgehilfenzeit. Immer gleich stumm.

Digitized by Google

immer gleich fragend. „Nein," sagten die anderen Gehilfen im Geschäft, wenn sie ihm auf der Straße nachschauten, „nein, sich mit der Arbeit so zu hetzen!" — „Na, dafür hat ihn doch der Alte wieder aufgebessert, den Streber!" — „Gleichviel, was hat er nun von seinem Leben?" — „Was er hat und was wir noch nicht haben, kann ich euch verraten: 'n Bankkonto hat er schon, 'n dickes!"

Das war nicht gelogen. Mathias hatte keine Mutter mehr, aber ein Bankkonto. Das Bankkonto trug seinen Namen und eine Kontrollnummer. Aber unter dem offiziellen Rundschriftkopf des Kontos war eine zweite Überschrift. Mit sympathetischer Tinte war sie geschrieben. Das ist Tinte, deren Schriftzüge jahrelang unsichtbar bleiben können. Bis sie auf einmal sichtbar werden, leuchtend: Schwäne im See. Wenn auch der Bankbuchhalter davon keine Ahnung hatte, es war doch so: Durch dieses Konto zogen Schwäne. In ihrem Kielwasser wirbelte es von unverdrossener Arbeit. Die Kreise, die sie zogen, waren Geldstücke. Immer größer wurden diese Stücke. Einmal würden sie ans Ufer schlagen, hart auf harten Kies. Und aus dem Kiese würde eine Villa wachsen, eine schimmernd ausgemünzte Villa ...

Die Speditionsgeschäfte der Stadt rissen sich um den Gehilfen. „Unglaublich, wie bei diesem jungen Mann die Arbeit flitzt," hieß es. „Ja, er ist ein Phänomen, die vertracktesten Tarife hat der Mann im Handgelenk. Alle Fehler spürt er auf. Ein Schrecken ist er allen Frachtberechnern auf den Staatsbahnen." — „Wenn ich den Mann bekommen könnte, der ist ja Gold wert. Glauben Sie, daß er sich in seiner jetzigen Stelle ausspannen läßt?" — „Wenn Sie ihn zum Prokuristen machen ..."

Mathias wurde Speditionsprokurist. Noch immer wuchs seine Arbeitskraft. Seine Reklamationen wurden berühmt. Unbeugsam stand er vor den Bahngewaltigsten. „Sie berechnen die Zementfrachten falsch. Auch die Sätze für die großen Kohlensendungen lassen sich nicht halten. Laut Spezialtarif 3b, in Verbindung mit dem Ausnahmetarif vom 26. März 1883, den man offenbar vergessen hat offiziell aufzuheben ..." Ein Bleistift zückte aus der Tasche. Ziffern hagelten aufs Papier ... Der verärgerte Bahngewaltige hatte das Blatt mit den Ziffern noch lange vor sich liegen. Gar zu gern hätte er diesem Menschen einen Fehler nachgewiesen. Aber es stimmte alles. Unwiderlegbar waren diese harten Ziffern. Hart? Wenn der Bahngewaltige das zweite Gesicht besessen hätte, so würde er gesehen haben, daß zwischen diesen Zahlen weiche Schwäne zogen, bedachtsam mit gesenktem Kopf wie die 1, mit schlank gebognem Halse wie die 2, mit runden, erstaunten Augen wie die 3, mit durchgesteckten Köpfen wie die 4, untergetaucht mit zurückwinkenden Füßen wie die 5, breitgerundet wie die 6, stolz zurückgebogen wie die 7, sich verschlingend wie die 8, auf dem Grund nach Nahrung suchend wie die 9, in sich rund zurückkehrend wie die Nullen ihrer Kreise .. Und eben hob ein Schwan den Kopf ganz hoch und spähte an das Ufer: Wuchs Mathias' Schloß schon aus der Erde?

„Schon gehört, nun hat er sich gar selbständig gemacht, der Streber?" — „Wer will es ihm verdenken. So fleißig, wie der ist! Ich dankte schön, wenn ich so schuften müßte." — „Mich wundert nur, woher er das Geld hat, um sich zu etablieren." — „Woher? Gespart natürlich. Keine Erholung, durch all die Jahre nur Tarife, Tarife ..."

Das Bankkonto schwoll. Noch ein Jährlein oder zwei, und es mußte so hoch sein wie die Summe, die der Gärtner damals nannte, als der Junge mit dem Lorbeerfrachtbrief ehrerbietig sagte: „Und was muß das alles gekostet haben!" Und wenn dann der Inhaber des rührigsten Speditionsgeschäftes am Platz sich diese Villa sichern würde, so wäre das nicht mehr als recht und billig.

Aber zwischen recht und billig schob sich knapp vor die genannte Summe die Hand eines ungetreuen Kassierers: Bis auf die Grundfesten erschütterte es das Bankkonto. Die Schwäne darin flohen erschreckt über die Fläche mit wasserschlagenden Flügeln. Um das Ufer lief ein zerarbeiteter Mann und lockte und lockte wieder jahrelang mit eiserner Arbeit. Da kamen sie wieder, die Schwäne. Ganz nahe am Ufer. Gleich würden sie —

Da machte die Bank bankrott. Auf Mathias' Konto schwammen nur noch Trümmer. Kein Schwan mehr weit und breit. Manche in der Stadt dachten: Kein Wunder, wenn morgen eine aufgetriebne müde Leiche darauf schwämme. Aber die so dachten, wußten nichts von den Zähigkeiten eines ersten Jugendtraumes. Mathias arbeitete sich zum zweiten Male hoch. Das Konto überstieg die angesetzte Ufermarke. Und eben jetzt starb in der Villenvorstadt der Konsul, stand sein Besitztum zu Verkauf. Mathias glaubte zu verstehen: Darum hatte ihn das Schicksal nicht schon früher landen lassen!

Der Häusermakler lächelte. „Sie scherzen wohl? Diese Summe mag das Besitztum vor fünfzig Jahren wert gewesen sein. Seitdem aber die Grundpreise so gestiegen sind ..."

Die Leute im Speditionskontor schüttelten die Köpfe. Nun hatte es doch geheißen, daß der Alte sich in den Ruhestand begeben würde.

Digitized by Google

Und da werkelte er nun noch ärger als zuvor. Was er wohl im Sinne habe? Sicher wird er einmal in den Sielen sterben.

Er starb nicht in den Sielen. Fünf Jahre später gehörte ihm die weiße Villa, die Schwäne und der See. Während einer großen Geschäftsreise hatte er alles richten lassen. Jetzt saß er in dem Zug nach Hause. Er lehnte in einer Ecke und träumte: Heute noch würde er einziehen — heute noch — heute noch ... Weiter nichts als ‚heute noch' konnte er denken. Die zerwerkelten Gehirnfasern wollten im Traume nicht die Villa auferstehen, nicht die Schwäne über seine Seele ziehen lassen. Der Schlaf wurde traumlos leer. Der erschöpfte alte Mann in der Ecke merkte es nicht, daß der Zug unterwegs immer wieder aufgehalten wurde. Es wurde Abend, als er in der Heimatstadt eintraf. Das Hausmädchen war am Bahnhof: Ob der Herr heute noch in das neue Heim gehen wolle, oder nicht vorzöge, diese Nacht im Hotel zu schlafen, und erst am Tage, wenn er alles sehen könne. —

„Nein, heute noch!" unterbrach er sie barsch und stieg langsam in den Wagen. Der rollte eine lange Strecke. Wie ein Nebel, ein undeutlicher, zog ihm sein Leben während der Fahrt durch die Seele. Es war ihm, als sei es das Leben eines Fremden, zu dem er keinen Zugang habe. Rrr, der Wagen hielt. Er stieg aus. Alles dunkel. Selbst die neuvergoldeten Gitterstäbe. Selbst der frische gelbe Kies. Selbst die neugestrichne Villa, die doch über fünfzig Jahre durch alle Nacht und durch alle Tagfron herübergeschimmert hatte. „Ich will noch allein ein wenig an den See hinab zu den — zu den Schwänen. Gehen Sie ins Haus. Sie können mich ja rufen, wenn das Abendessen fertig ist."

Da saß der alte müde Mann am Seerand, seinem Seerand. Die Knie hatte er angezogen wie in seiner Jugend, als er das Geschichtenbuch im zweiten Hinterhofe las. Er blinzelte über den See. Aber er konnte nichts unterscheiden. Lag es an den Augen?

Wenn jetzt nur die — die — die — ei, was war es doch, was er hier erwarten wollte? Wie doch das Gedächtnis nachließ, wenn man von der Reise abgerackert ist. Aber zum Donnerwetter, er mußte doch wissen, warum sie ihn, den alten fröstelnden Mann, in dieser kalten Nacht an dieses feuchte Ufer herausgelockt hatten, anstatt daß sie ihn nach der langen Reise schlafen ließen?

„Zu dumm!" ächzte er zwischen den gelben Zähnen. Und dann bemühte er sich immer wieder, verlorene Zusammenhänge anzuknüpfen. Es gelang ihm nicht. Aus der Ferne kam ein dünnes Rollen. ‚Das ist vom Güterbahnhof,' dachte er, sich an dieses auftauchende Bild anklammernd. Es stand ihm mit der alten tausendmal erlebten Arbeitsklarheit vor der Seele. Er war wieder Speditionsgehilfe. Mit einem Mann vom Frachtenkontor des Güterbahnhofs stritt er sich herum: „Dummes Zeug, Zement fällt unter Ausnahmetarif 8 b, ich kenne die Tarife besser als ihr."

Von der erleuchteten Terrasse der Villa kam die Stimme des Mädchens: „Herr Kommissionsrat!"

Mathias hörte wohl ein Rufen in seine Sinniererei. Es störte ihn. Er machte es wieder wie damals im Hinterhof: die beiden Zeigefinger in die Ohren. So, jetzt war wieder Ruhe. „... und wenn Sie etwa glauben sollten, daß ich nicht wüßte, warum in diesem Falle nur der Spezialtarif Geltung hat, so täuschen Sie sich. Ich nehme hier das Interesse meiner Firma wahr, und muß bitten..."

„Herr Kommissionsrat!" rief das resolute Mädchen jetzt mit erhobner Stimme in den dunklen Garten hinab. Die Zeigefinger rutschten aus den Ohren. Das alte Gedächtnis sprang mit einem Satz zurück. Es war ihm wieder wie im Hinterhof, über den vom dritten Stock Mutters mahnende Stimme scholl: „Herr Kommissionsrat!"

„Ja, Mutter?"

„Herr Kommissionsrat — bitte, hören Sie — das Abendessen ist aufgetragen — die Zeitung habe ich auf Ihr Zimmer getragen — im Kamin brennt Holz —"

Der Wind am Abend eines zerwerkelten Lebens zerriß die Töne und flickte sie anders zusammen: „Junge, heute hörst du wieder gar nicht — die Abendmilch ist noch nicht geholt — die Zeitung noch nicht ausgetragen — nicht einmal das Holz ist kleingemacht —!"

„Ja, Mutter, ich will's schon kleinmachen," sagte da die eine mühsame Stimme eines stolpernden Greises vom Terrassenrande her zu dem bestürzten Mädchen. Und ein blasser Nachgedanke zeigte sich wie fernes Wetterleuchten: ‚Holz kleingemacht? Hatte er nicht ein ganzes Leben lang Holz kleingemacht, nur Holz kleingemacht ...'

„Ich dachte, Herr Kommissionsrat," stotterte das Mädchen, „ich — ich dachte — nein, ich wollte sagen, haben Sie die Schwäne noch sehen können, Herr Kommissionsrat?"

„Die — Schwäne?"

In dem milden Fensterlicht aus der weißen Villa sieht das Mädchen zwei aufgerissene Augen auf sich gerichtet. Zwei leere Greisenaugen, in denen alles mühselig Eroberte eines langen Lebens in einem Augenblick ertrunken ist — rettungslos. Und nur obenauf schwamm ein Stück von einem Ausnahmetarif und einer Mutter Stimme aus dem dritten Stockwerk.

Digitized by Google

Das Straßburger Münster

Von Agnes Harder

Deutsche Seele! Sieh, es schuf dein Haus
Meister Erwin, den ein Traum berührt,
Den ein Engel durch die Luft geführt,
Und was jener zeigte, führt' er aus.
Einen Säulenwald, wie Eichen kühn,
Und ein Fenster, drin die Rosen glühn.
Frauen, eine stolz und eine schwach,
Eine wie die Nacht, die andre wie der Tag.
Doch es sprach das Volk, dess' Herz am Münster baute,
Als es diese beiden Frauen schaute:
„Diese schuf des Meisters eignes Kind,
Weil sie wie Sabine selber sind,
Wie des Meisters eigne tiefste Seele."

Und es liebte dieses deutsche Volk
Seines Münsters leibgewordnen Traum,
Und es siedelt sich im engen Raum
Um den hohen, ihn mit schmalen Gassen
Wie mit Kinderarmen zu umfassen.
Mit den Falken um den Turm, den schlanken,
Zogen des Vertrauens Taggedanken.
Doch die Träume in der nächt'gen Feier
Krochen ängstlich an den Kreuzgewölben,
Zitterten vor Drachen und vor Elben,
Vor der Mißgeburt der Wasserspeier.
Denn das Volk war kinderjung und stark,
Voll Vertraun und Furcht zu gleicher Zeit.
Und es pflanzte erst sein Lebensmark
Ein Berufner in die Ewigkeit,
Hier in Steinbachs Münster — Ekkehart!

Abends nun ein jeder Bürger trägt
Still sein Lichtlein in des Münsters Dämmer,
Flackernd, wie ein Herz, das hastig schlägt.
Und es kommt der Schmied vom Spiel der Hämmer,
Kommt der Schneider, Meister und Geselle.
Fromm beschreiten sie des Münsters Schwelle,

Digitized by Google

Zu vernehmen, was der Mönch dort spricht
Welch ein Strahlen auf dem Angesicht,
Wie er dieses Volkes reine Seele
Tief in seines Gottes Seele taucht,
In den Brunnen, den sie einzig braucht!
Welch Verstehn vom Großen zu den Schlichten,
Wie er so in heiligen Gesichten
Volk und Ekkehart und Gott verbindet
Und die Seele ihren Urgrund findet!

Sommer kamen, Sommer gingen.
Deutsches Land blieb deutsch, ob hundertmal
Es das Nachbarvolk dem Reiche stahl.
Wiederum im Lenz die Vögel singen.
Und dazwischen klingt mit hellem Reim
Jubelnd Dichterglück in Sesenheim.
Goethe lebte seiner Jugend Rausch,
Breitete der Welt die Arme aus:
Von des Doms Terrasse hundertmal
Sucht sein Auge das verklärte Tal.
Steinbachs Größe trifft die eigne Brust.
Seiner sichern Welt sich voll bewußt,
Opfert er des Meisters stolzem Bau
Verse, Blumen, allen Schmuck der Au.
Und an deutscher Jugendgröße reift
Nun ein Adler, dessen Flug sie streift!

Aus der Nacht und aus des Todes Not
Dir das Volk den letzten Gruß entbot,
Münsterturm, von dem die Fahne sank,
Die sich satt an unserm Herzblut trank.
Volk, das Meister Ekkehart erzog,
Aus dem Goethe auf zur Sonne flog,
Das nun tief gebeugt im Staube liegt,
Von sich selbst vernichtet, selbst besiegt:
Münster, such in deinen Steinen Zeugen
Deutscher Seele, deutschen Geistes Schein.
Laß, wenn Menschenzungen schweigen,
Münster, lasse deine Steine schrein!

Digitized by Google

Die deutschen Hoftheater

Ein Nachruf. Von Prof. Adolf Winds

Sie gehören nun der Geschichte an. Abgeschlossen eine künstlerische Tätigkeit, die sich über mehr als ein Jahrhundert erstreckte, die im Herzen Deutschlands, in Süd und Nord das Geistesleben der Nation befruchtete. Die Hoftheater gediehen nur auf deutschem Boden, kein anderes Land besaß sie, es waren lediglich deutsche Fürsten, die sie errichteten. Weder in Frankreich noch in England noch in Italien erfreute sich die Schaubühne der unmittelbaren Gunst der Kronenträger. Nur die kaiserlichen Theater in Petersburg und Moskau bildeten eine Ausnahme, ihre Gründung aber ist auf deutschen Einfluß zurückzuführen, wie denn in Petersburg jahrzehntelang neben dem nationalen und französischen auch ein kaiserlich deutsches Hoftheater bestand. Deutschland aber besaß zwanzig Hoftheater; hatten sie in künstlerischen Dingen nicht stets und überall die Führung, so ging Licht von ihnen aus, wenn es gleich, wie in allen Dingen dieser unvollkommenen Welt, naturgemäß am Schatten nicht fehlte. Lösten die Hoftheater doch eine doppelte Aufgabe: sie dienten künstlerischen Zwecken und denen der Hofhaltung, der Repräsentation. Daß die Freiheit der Kunst manche Einschränkung erfuhr, liegt im Lauf und Zustand der Dinge, die gezogene Schranke aber zu durchbrechen, waren gerade in letzter Zeit manche der führenden Hofbühnen emsig und mit Erfolg am Werke: Dresden, Stuttgart.

Auch ist im Vergleich mit den Privattheatern eines zu beachten: die Hofbühnen haben jede für sich eine Geschichte, die sich auf Jahrzehnte, ja in einzelnen Fällen über mehr als ein Jahrhundert erstreckt. Da gibt es Blüte- und Welkezeiten, die Summe ihrer Wirksamkeit ist nicht einem der einzelnen Zeitabschnitte zu entnehmen. Soviel steht fest: das Verschwinden der Hoftheater läßt im geistigen Leben der Nation eine fühlbare Lücke zurück; soll sie ausgefüllt werden und die deutsche Bühnenkunst, ein wertvoller Besitz der Nation, nicht Schaden leiden, müssen Einrichtungen an die Stelle treten, die vielleicht auf anderer Grundlage die Aufgaben der Hoftheater übernehmen und weiterführen.

Entwickelt hat sich das Theater der Deutschen aus eigener Kraft. Sein erstes Blühen geschah zur Zeit der Neuberin und der ihr folgenden Prinzipalschaften. Damals begnügten sich die Fürsten, den herumziehenden Truppen ein Privileg zu verleihen; stolze Titel wie kurfürstlich sächsische, herzoglich braunschweigische, mecklen-, lüneburgische Hofkomödianten täuschten über das Elend des Standes hinweg, über das geringe Ansehen, dessen sich die Bühnenkunst und ihre Vermittler erfreuten. In jenen Tagen aber genossen die italienische Oper, das französische Schauspiel die Gunst der Fürsten; das deutsche Theater hob erst stolz sein Haupt empor, als ihm Schröder in Hamburg eine Stätte schuf, die weit hinaus über die Lande leuchtete, an der die Kunst des deutschen Schauspielers zur Meisterschaft erstarkte, aus der eine Schule hervorging, die noch heute fortwirkt, die berühmte, sich auf Natur und Wahrheit stützende Hamburger Schule.

Diese Hamburger Erfolge gaben den Anstoß, daß sich die Fürsten des Aschenbrödels deutsches Schauspiel annahmen. Gotha errichtete die erste wirkliche Hofbühne, ihre Säule war Konrad Ekhof. Seine Kunst, sein Ansehen waren es vornehmlich, die den Regenten veranlaßten, die an den Hof berufene Seylersche Gesellschaft in herzogliche Dienste zu nehmen. Die Künstler erhielten gleich den Beamten ihre Bestallung, man sicherte ihnen Altersversorgungen zu, der Kammerherr von Lenthe wurde zum ‚Oberdirektor' ernannt, war mithin der erste ‚Intendant'; Ekhof aber erhielt den Titel und das Amt des künstlerischen Direktors. Hier konnte er in voller Hingabe seine Kunst üben, seinen Lehrtrieb betätigen, unbeeinflußt von dem Geschäftsinteresse der ‚Prinzipale'. So hoch das Schrödersche Unternehmen in Hamburg auch stand, blieb es doch den Wechselfällen unterworfen und glitt von seiner Höhe herab, als Schröder zurücktrat. Freilich war es auch Ekhof nicht vergönnt, die Grundmauern des ersten Hoftheaters so zu festigen, daß der Bau ohne spätere Hemmungen weitergeführt werden konnte, des Künstlers Kraft war gebrochen, kaum drei Jahre versah er sein neues Amt, als er starb. Das gegebene Beispiel ist aber darum doch wirksam geblieben. Künstlerischer Ernst war unter den Wandertruppen vielfach zu Hause, hier aber kam dem Unternehmen der Segen einer geregelten Verwaltung zugute, kam der Gedanke zum Durchbruch, daß ein Theater sich nur dann auf feste Füße stellen lasse, wenn es unabhängig von geschäftlichen Rücksichten lediglich der Kunst zu dienen habe, vor allem aber brach sich die Einsicht Bahn: nur ein organisches Wachstum ermögliche die Dauer und den Bestand eines Kunstkörpers, der wie ein gepflegter Wald den Gesetzen des Auf- und Durchforstens unterliegt. Unter dem Schutz der alten Bäume muß das Jungholz aufwachsen, das kann aber nur geschehen, wenn die Kunstgemeinschaft durch ein festes Band zusammengehalten wird, wenn die einzelnen Glieder nicht, kaum daß sie sich zum geschlossenen Körper geeinigt haben, sich wieder von-

Digitized by Google

einander loslösen und die nachstrebende Jugend einer planvollen künstlerischen Erziehung entbehrt.

Dieser Gedanke der Festigung eines ‚Ensembles' kam in der Folgezeit erst wieder an den Hoftheatern zum Ausdruck, die den Wandertrieb dämpften und durch längere vertragliche Bindung die Schauspieler an Seßhaftigkeit gewöhnten.

Freilich geschah das nicht mit einem Schlag. Viele der neugegründeten Hoftheater hatten zunächst keinen Bestand, auch das in Gotha nicht, da es sich nach Ekhofs Tod wieder auflöste. Immer aber wurde der zeitweilig verlassene Weg aufs neue beschritten; schließlich hatten die Residenzen insgesamt ihre festgefugten Hoftheater, die sich wohl nach Rang und Gattung unterschieden, überall aber geschäftlich unabhängig den Hofhaltungen unterstellt waren.

Das zweite in der Kunstgeschichte hervorragende Hoftheater war Mannheim. Hier wurde die Organisation ausgebaut. Freiherr von Dalberg als Intendant begnügte sich nicht mit der Aufsicht über die Verwaltung; er griff auch in das künstlerische Getriebe ein und gab der Führung den Stempel einer zielbewußten Persönlichkeit. Er schuf einen mitberatenden Ausschuß, dem Iffland, Beil und Beck angehörten. Die Erstaufführungen der Räuber, des Fiesko bewiesen den Mut, das hohe Streben der Mannheimer Bühne; Schillers Genius entfaltete dort seine Schwingen.

Der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz war mit der Gründung seiner Hofbühne dem Beispiel Josefs II. gefolgt, der in Wien ein stolzes Nationaltheater aufgerichtet hatte, dem er eine durchaus republikanische Verfassung gab. Die Leitung war in die Hände der ausübenden Künstler selbst gelegt, ein Ausschuß bestimmte Spielplan und Besetzung; wenn auch in der Folge die führende Hand eines einzigen Oberhauptes nicht zu entbehren war, so blieb der Einfluß der Künstlerschaft doch stets in einer besonderen Weise dem Institut erhalten, das sich später in das weitberühmte Burgtheater verwandelte. Aus dem Ausschuß war ein ‚Regiekollegium' geworden, und dieses Regiekollegium wachte mit Eifer und Umsicht, daß der künstlerische Hochstand des Theaters keine Einbuße erlitt. Es bildete der direktorialen Gewalt des Oberhauses gegenüber eine Art von Unterhaus, zwar ohne ausgesprochene Machtbefugnisse; wie aber der Eisenkörper eines Schiffes auf den Kompaß eine Wirkung ausübt, die mit in Anschlag gebracht werden muß, so trat auch der Wille der Künstlerschaft durch das Gewicht einer gemeinsamen Bindung zutage, denn neben der Lichtseite der Hoftheater blieb ihre Schattenseite: oft schädigte das Gedeihen die Herrschaft einer autokratischen kunstfremden Führung, die der Sache selbst, aber auch dem künstlerischen Empfinden der Schauspielerschaft entgegen war. Gerade die Entwicklungsgeschichte des Burgtheaters läßt den Schaden der schauspielerischen Einflüsse nicht erkennen, stellt überhaupt die Vorzüge einer Hofbühne in das rechte Licht; die Anziehungskraft, die das Theater besaß, war der Anlaß, daß die Mitglieder ihm dauernd erhalten blieben; ein glücklicher Umstand kam hinzu: die Meister erreichten fast alle das biblische Alter und wurden so den Jüngeren ein Vorbild: an keiner anderen Stelle läßt sich Macht und Wirkung der Tradition in gleichem Maße verfolgen; hier wurden von einer Generation zur anderen die goldenen Eimer gereicht, einer übernahm das Erbe des anderen, Fichtner von Korn, Sonnenthal von Fichtner, Ernst Hartmann von Sonnenthal usw., nicht nur auf dem Gebiet der Salonhelden, auf dem Gesamtgebiet gingen die künstlerischen Werte nicht mit den ins Grab sinkenden Schauspielern verloren, sie blieben in anderen Persönlichkeiten erhalten. Weil die alten Bäume den jungen Schutz boten, wuchsen sie neben ihnen empor, fiel ein alter Stamm so nützte der Nachwuchs Licht und Luft, um den noch vorhandenen Recken gleich, die Äste in den Himmel zu strecken.

So wurde das in einer geschlossenen Reihe einhergehende Künstlergeschlecht wie das ihm folgende und wieder folgende zum Hort einer Schauspielkunst, die über mehr als ein Jahrhundert sich auf gleicher Höhe behauptete, ja sich zur lebendigen Kunstgeschichte auswuchs, da mimische Leistungen vergänglich sind, sich nicht wie Gemälde in einem Museum aneinanderreihen lassen, Vergangenes sich nur in der künstlerischen Persönlichkeit des Nachfahren spiegelt. Aber merkwürdig, so hoch der Ruhm des Burgtheaters auch stieg, literarisch hat es kaum zu einer Zeit die Führung besessen, trotzdem es fast immer literarische Direktoren an der Spitze sah: Schreyvogel, Laube, Dingelstedt, Wilbrandt, Schlenther. Daß trotzdem der Glanz seines Namens nicht getrübt wurde, läßt die Bestimmung der Hoftheater aufs deutlichste erkennen: sie setzten sich die Aufgabe, die Kronschätze unserer dramatischen Dichtung zu verwalten, weniger Bahnbrecher des Neuen, als vielmehr Wahrer des Alten zu sein, vor allem aber den Stand der theatralischen Kunstübung hochzuhalten. Diese ihre Aufgabe haben sie gelöst, nicht an allen Stätten mit dem gleichen Gelingen, aber überall mit der löblichsten Absicht. Ohne die literarischen Ziele voranzustellen, waren sie dennoch das Sprungbrett für unsere großen Dramatiker: das Nationaltheater in Mannheim für Schiller, das Burgtheater für Grillparzer und Weimar für Goethe. Weimar! Das Licht, das von dieser Stätte ausging, hatte seinen Brennpunkt im Hoftheater, dem Goethe sechsundzwanzig Jahre lang seine Kraft widmete. Er okulierte den nach seiner Meinung wildwachsenden Baum und pfropfte ihm das Edelreis seiner Schule auf. Neben der realistischen Richtung, die aus Hamburg stammte, behauptete sich die Weimarer Schule; aus dem Zusammenschluß der beiden Rich-

Digitized by Google

tungen erfuhr die Schauspielkunst dann eine neue Blüte, als die Dramen Schillers und Goethes mehr und mehr auf der deutschen Bühne Fuß faßten und Shakespeare nicht mehr in der Prosaübersetzung von Wieland und Eschenburg, sondern in der Verspracht Schlegels und Tiecks zu Worte kam.

Als ein Spätling im Kreis der Hoftheater ist das Königliche Schauspielhaus in Berlin anzusehen; die Gründung des Wiener Nationaltheaters war ihm ein Jahrzehnt vorangegangen. Es setzte aber gleich mit großen künstlerischen Taten ein. Iffland hob das junge Institut auf eine bedeutsame Höhe, Fleck, der nie wieder erreichte Darsteller des Wallenstein, des Karl Moor, zündete mit der Glut seiner Beredsamkeit eine Fackel an, die in das geistige Leben des damaligen Berlin ihre sprühenden Funken warf; als dann später Graf Brühl zum Intendanten bestellt wurde, sagte ihm der König: „Schaffen Sie mir das beste Theater Deutschlands, die Kosten sind Nebensache." Ohne wie das Wiener Theater im langjährigen Besitz seiner Matadoren zu sein, gingen an dem Berliner Kunsthimmel leuchtende Sterne auf: die Bethmann-Unzelmann, die noch Schiller und Goethe entzückte, später zeichnete in Flammenschrift Ludwig Devrient seinen Namen in die Geschichte der Berliner Hoftheater. Er, der größte deutsche Schauspieler, fand in Seydelmann einen Nachfolger, der zwar nicht die Blutwärme des Genies besaß, durch die Kraft des Intellektes aber die Zuhörerschaft in steter Spannung erhielt, so daß die Kunst des Schauspielers zum Gegenstand der eingehendsten literarischen Betrachtung wurde. Stolze Namen reihten sich an: die Stich-Crelinger, Frieb-Blumauer, Dessoir, Hendrichs, Döring; den Reigen schloß der letzte Ritter aus dem Genieland, der unvergessene Matkowsky. Die Entwicklung des Berliner Hofschauspiels hielt nicht die gerade Linie inne, wie das in Wien der Fall war, nicht wie an der Donau schloß sich hier in unmittelbarer Folge Glied an Glied in der Kette der Tradition, darum war die Kraft, den Nachwuchs aus eigenem Schoß zu erneuern, an der Spree geringer; an beiden Stätten aber erreichte im Ablauf des Jahrhunderts die deutsche Schauspielkunst ihre stolzeste Höhe. Freilich, auch das Berliner Hoftheater war keine literarische Bühne. Es mußte in der Stadt der Intelligenz doppelt auffallen, daß die hervorragendsten Dramatiker der Neuzeit, Hauptmann, Sudermann, Ibsen, Strindberg, an anderen Stellen ihre Feuertaufe erhielten, ja selbst Wildenbruch auf den Brettern eines Privattheaters sich den Einlaß in den Parnaß erkämpfte. Der Sturm, der sich aus diesen Gründen in der späteren Zeit gegen die Leitung des Berliner Hoftheaters erhob, nahm in den letzten Jahren zu, der Posaunenruf der Presse galt den jungen Dichtern, die sich zurückgesetzt fühlten, die Verhältnisse lagen aber gleich wie in Wien: die Hochburgen dramatischer Kunst hielten es für ihre vornehmste Pflicht, den vorhandenen Kronschatz zu pflegen, wiesen die Aufgabe, eine Versuchsbühne zu sein, von sich, hatten aber, das muß in beiden Fällen zugestanden werden, mit der Vorführung ihrer Neuigkeiten selten eine glückliche Hand. Gegen den Vorwurf, das dichterische Schaffen lahmzulegen aber berief man sich darauf, daß es ja auch in den Museen verschiedene Säle gäbe, solche für alte und solche für neue Meister.

Der Süden wetteiferte mit dem Norden Deutschlands in Errichtung der Hoftheater. Gleichzeitig mit Mannheim trat München in den Kreis. Eßlair, Sophie Schröder glänzten als ruhmvolle Mitglieder, später führte Dingelstedt eine neue Ära herauf; die Münchner Mustergastspiele waren Vorläufer neuzeitlicher Theaterunternehmungen, Possart schuf das Prinzenregententheater. Auch Stuttgart spielt in der Geschichte der Hofbühne seine bedeutsame Rolle; lange Jahre stand dort Seydelmann als führende Kraft, ihm folgte der berühmte Grunert. Bedeutsam für die Entwicklung der dramatischen Kunst wurde die Hofbühne in Karlsruhe, als Eduard Devrient dorthin berufen wurde, um das in Verfall geratene Institut zu reformieren. Der badische Großherzog brach mit der Gewohnheit, einen Hofmann als Leiter zu bestellen und griff nach einem Fachmann. Der Versuch glückte, die Bühne blühte auf. Eduard Devrient schuf einen Spielplan, der alle Gattungen dramatischer und musikalischer Kunst mit gleicher Liebe umspannte, die er mit gleicher Sorgsamkeit hegte und pflegte. Unter seiner Leitung wurde die badische Hofbühne zur Musterbühne. Im Norden wandte der König von Hannover dem Hoftheater seine besondere Gunst zu; er wußte seinem Institut erlesene Kräfte zu gewinnen. Theodor Wachtel und Albert Niemann verlebten dort den Frühling ihrer Künstlerschaft, Karl Sontag entfesselte die Sprühteufel seines Humors. Auch Braunschweig sah bedeutungsvolle Tage. Dort wirkte Klingemann, wurde Goethes Faust auf die Bühne gebracht, ebenso regte sich in Kassel, Schwerin, Darmstadt, Oldenburg usw. der Ehrgeiz, ein Hoftheater von besonderem Glanz zu besitzen. Wiesbaden, das gleich Kassel und Hannover später der Berliner Intendanz unterstellt wurde, erhob sich gelegentlich der Kaiserbesuche zum Range eines Festspieltheaters. Im Herzen Deutschlands aber prangte als Juwel der Gattung die königlich sächsische Hofbühne in Dresden, dort schlug die Theaterbegeisterung hohe Wogen. Hie Dawison, hie Emil Devrient klang der Schlachtruf der Enthusiasten, als die beiden Künstler sich voll fiebernder Eifersucht in der Gunst des Publikums den Rang abliefen. Der Stern von Wilhelmine Schröder-Devrient leuchtete in Glorie am Dresdner Kunsthimmel, auch sonst gab es dort zu allen Zeiten Planeten und Fixsterne helleren und geringeren Lichts, die das Publikum liebte.

Digitized by Google

Theaterpauſe. Gemälde von Hugo Krayn

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Jedes der führenden Hoftheater, das Wiener, Berliner, Dresdner, Münchner, hatte seinen eigenen Stil, seine künstlerische Grundnote, der den besonderen Eigenschaften seiner Zuhörerschaft entsprach. Im Wiener Ton schlug die Wärme vor, in Berlin bevorzugte man das Intellektuelle, in Dresden das Schwärmerische, in München das Gemütvolle, wie es denn überhaupt ein Vorzug der Hoftheater war, daß sie, vermöge der Seßhaftigkeit ihrer Mitglieder und ihrem Verwachsensein mit dem Publikum, den Verschiedenheiten der Stammeseigentümlichkeiten gerecht wurden, ja geradezu ihre Darbietungen aus diesen Sonderheiten schöpften und dadurch in die Gesamtheit der Kunstübung eine Mannigfaltigkeit brachten. Zuletzt, aber nicht als letztes, ist das Hoftheater in Meiningen zu nennen. Von ihm ging eine Renaissance deutscher Bühnenkunst aus, durch seine Vorführungen erweckte es in ganz Deutschland die erlahmte Liebe für die klassische Dichtung; die von dem Herzog von Meiningen gegebenen Anregungen befruchteten in ergiebigem Strom den vielfach versandeten Boden. Eine neue Regiekunst blühte auf, der modernen Richtung wurde Ziel und Weg gewiesen. Was Immermann bei gleichen künstlerischen Absichten nicht gelungen war, gelang dem Herzog von Meiningen. In Düsseldorf scheiterte der Versuch an dem Mangel der nötigen Mittel und der Gewalt, einen dauernden Zusammenschluß der ausführenden Kräfte zu erzielen; die Autorität in der Leitung eines Hoftheaters, verbunden mit den Spenden der Zivilliste, brachte zuwege, was der privaten Unternehmung damals versagt blieb.

Das Bild von der geleisteten Arbeit und den Darbietungen der Hoftheater wäre aber nicht vollständig, wollte man nicht hinzufügen, was auf musikalischem Gebiet, auf dem der Oper, geboten wurde. Hier fielen, mehr noch als auf dem des redenden Schauspieles, die großen Mittel in die Wagschale, über die die Hoftheater verfügten. Hier war ihnen die Führung ohne Einschränkung vorbehalten. Die Opernhäuser in Wien, Berlin, Dresden, München schlossen an ausübenden Kräften das Beste in sich, was an stimmlichen Größen vorhanden war, außerdem blühte die Vokalmusik im Zusammenklang erlesener Orchester an diesen bevorzugten Stätten überall in gleicher Schönheit. Anfänglich wohl mußte sich die deutsche Musik erst ihren Platz an der Sonne erringen. In Dresden kämpfte Weber mit Morlachi, dem italienischen Kapellmeister, einen harten Kampf, in Berlin führte Spontini das Zepter, schließlich aber winkte der Sieg auf allen Linien. In Wien gewannen neben Mozart Gluck und Haydn den Boden; später ging die Sonne Wagners auf, vordem die Beethovens. Die Erstaufführung ihrer Werke geschah meist an den führenden Hoftheatern. Marschner war Hofkapellmeister in Hannover und brachte dort seine Erstlinge an. Blieb die Vorherrschaft auf dem Gebiet der Oper mit wenig Ausnahmen — Hamburg, Frankfurt a. M., Leipzig — den Hoftheatern vorbehalten, so entglitt sie ihnen im Laufe der Zeit auf dem des Schauspiels. Das hatte wohl seinen Grund in der Zurückhaltung, die sie dem neuen dramatischen Schaffen gegenüber übten, aber entschiedener noch in der auf dem Gebiete des Theaters mehr und mehr sich entwickelten Vorherrschaft Berlins.

Früher galten als ersehnte letzte Station in der theatralischen Laufbahn, als Gipfelpunkte Dresden, München usw. Heute ist nur Berlin die oberste Sprosse an der Leiter. Das hat seine ideellen, aber auch seine materiellen Gründe. Die Berliner Presse und ihre Berichterstattung fand in den letzten Jahren im ganzen Reich eine ungeheure Verbreitung. Der Ruhm, dessen Herold sie ist, dringt in Tiefe und Weite. Darum geht das Streben eines jeden Künstlers dahin, diese machtvolle Stimme möge sich auch seines Namens bemächtigen. Auch rein künstlerische Gründe ziehen ihn nach Berlin. Dort wird einer Erstaufführung eine ganz außerordentliche Sorgfalt gewidmet, dreißig Proben gehen ihr voran, der Schauspieler hat Gelegenheit, sich in seine Aufgabe in besonderem Maße zu vertiefen. Ausschlaggebend sind aber die materiellen Aussichten. Waren ehedem die Gagen an den großen Theatern in Berlin wie auswärts ziemlich gleich, so bieten sich für den, der sich zum Günstling aufschwingt, heute in Berlin ganz andere Möglichkeiten. Das ehedem so heiß erstrebte Hoftheaterengagement hatte gegenüber den Lockungen der modernen Stätten nicht mehr dasselbe Gewicht. Auch die Altersversorgung spielt nicht mehr die Rolle. Man sucht viel zu verdienen — verkauft gelegentlich seine künstlerische Haut dem Kino und erwirbt sich eine Rente. Geschäft ist Geschäft. Zudem hat das festeste Hoftheaterengagement seine Tücken. Es wechselt der Intendant. Neu Regiment bringt neue Menschen auf. Der trotz seiner Beliebtheit entlassene Hofschauspieler findet sehr schwer wieder eine gleichartige Stellung, indes der in Berlin beliebte Schauspieler sich unter den sich bemühenden Direktoren den ihm zusagenden auswählt.

Diese Erscheinungen brachten es mit sich, daß schon seit dem letzten Jahrzehnt die Anziehung der Hoftheater auf die Künstlerschaft erheblich nachließ und es den Hoftheatern immer schwerer wurde, hervorragende Kräfte zu gewinnen, noch schwerer war, sie zu halten. Auch hatte vordem der Titel und die Eigenschaft als ‚Hofschauspieler' durch die Kulissen- und bürgertiche Welt zu wandern, seine besonderen Reize. Waren es doch die Hoftheater, die dem Stand das soziale Ansehen schufen, hier liegen ihre kulturellen Verdienste; daß sie dadurch dem Schauspieler aber Gelegenheit gaben, den Ton der guten Gesellschaft kennen zu lernen, ist auch ein künstlerisches Verdienst, denn die Darstellung vornehmer Leute war lange noch nach dem Aufhören der Prinzipalschaften die Achilles-

Digitized by Google

ferse am Körper der deutschen Schauspielkunst. Gerade der Schauspieler ist dem Wesen seines Talentes nach ungemein anpassungsfähig, er nimmt die guten Manieren ebenso leicht auf wie die schlechten, mithin unterschieden sich, namentlich vormals, die Hofschauspieler von manchen ihrer Kollegen, wie denn überhaupt an der Allgemeinheit ihres Umgangstones der Eingeweihte den Wirkungskreis feststellen kann, ja auch die Herkunft vom großen, kleinen, mittleren Hoftheater. Am Burgtheater in Wien gibt es Hofschauspieler, die es sind, und solche, die es bloß heißen; diese Einrichtung wurde auch in Berlin und München nachgeahmt. Zwischen beiden Gattungen besteht ein kleiner Unterschied, das Haupt wird einen Zoll höher getragen; in Wien ist mit dem Titel die lebenslängliche Anstellung verbunden, eine Einrichtung, die aus den Hoftheatergebräuchen sonst verschwunden ist. Gunst und Ungunst spielte freilich in Bezirken, die den Thronen nahestanden, eine größere Rolle als in den Niederungen; es gehörte zu den Schattenseiten der Hoftheater, daß persönliche Eigenschaften mitunter schwerer in die Wage fielen als künstlerische, daß der Schauspieler im Laufe der Jahre sich oft zum — Darstellungsbeamten entwickelte und der Spiritus verflog. Auf das Korrekte wurde gelegentlich mehr Gewicht gelegt als auf das Geniale, wie man denn auch ‚oben' durchaus korrekt war. Die Zeiten der Jagemann und Stubenrauch gehörten der Vergangenheit an.

Aber alles in allem: mit dem Verschwinden der Hoftheater werden viele Lichter ausgelöscht. Andere Wege müssen beschritten werden. Sie wurden uns schon gewiesen durch die großen Privattheater, die in den letzten Jahrzehnten der Hofbühne den Rang abliefen. So hoch aber die Kultur dieser Bühnen gediehen ist, sie ist in der Plötzlichkeit ihres Wachstums gepflegteste Treibhauskultur, üppig, bezwingend; der Boden, auf dem die Hoftheaterkunst wuchs, war Waldboden, mitunter auch nur Sand und Heide, allein das Theater und seine Gemeinschaft hielten dem Sturm und Wetter der Zeiten stand. Das Ensemble des Burgtheaters hat sich über mehr als ein Jahrhundert hin fortgepflanzt, das Ensemble Brahms löste sich mit dem Tode seines Schöpfers auf. Sollen die gewonnenen Werte nicht verloren gehen, ist eine Bindung vonnöten. Denn eine Kunst, die wie die des Schauspiels in ihrer Vergänglichkeit an der Person haftet, bedarf der geschlossenen Reihen, die einander ablösen; sie bedarf in der Leitung, wie auch in der Truppe selber, der führenden Geister; jene dürfen neben der künstlerischen Einsicht die starke Hand nicht vermissen lassen, diesen obliegt es, das wechselnde Muster auf die Spule zu bringen. So wird es denn die Aufgabe des neuen Staates sein, das Erbe der Hoftheater sorgsam zu verwalten, waren es doch die Residenzen in ihrer Mannigfaltigkeit, in der Verschiedenheit ihrer geographischen Lage, aus deren Blumengarten die deutsche Bühnenkunst sich den Strauß in allen Farben wand, gilt es doch den Stammeseigentümlichkeiten nach wie vor ein Pfleger zu sein, denn aus ihnen ist die deutsche Kulturblüte emporgewachsen. Nicht nur ästhetische, auch ethische Werte sind vor dem Verfall zu bewahren: das Hoftheater ist tot, es lebe das Staatstheater!

Vorfrühlingsabende

Nun sie sich mit Laternen beleben, in traumblauen Gassen das Spiel der Kinder verhallt.
Unmündige werden nun bald ihre kleinen Gebete gen Himmel heben.
Wer jetzt ein Heim hat und ein Behagen, der läßt die Dämmerung zu sich ein, um in den klärenden Lampenschein hernach seine Träume zu tragen.
Und wem eine Hand die Träume geknickt, wenn er hinaus durch die Scheiben auf die dürftigen Bäume der Straße blickt, wird er hoffen und wieder Knospen treiben.
Und wenn er ein Fenster geöffnet gelassen, verirrt sich wohl ein tröstender Geigenlauf — und da schlägt auch der Vollmond seine nassen Augen über schimmernden Giebeln auf.

Hans Schwarz

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Auf Umwegen nach München

Von Richard Linderum

Maler wollte ich ja schon in meiner frühesten Jugend werden, wohl vom zehnten Jahre an, und im Zeichnen war ich in meiner Volksschule, wo dieser Unterricht recht gut von unserm alten Lehrer Kupfer gegeben wurde, der Humor und Verständnis für seine Jungen hatte, wohl der beste. Ich durfte aufgebaute Würfel nach der Natur zeichnen und auch ein Stilleben mit schwarzer und weißer venetianischer Kreide ausführen, dessen Zutaten ich in einem Handkorb mitbrachte und zwar in Form von einer grünen Schirmlampe, Bibel, Schreibzeug, Brille und anderem.

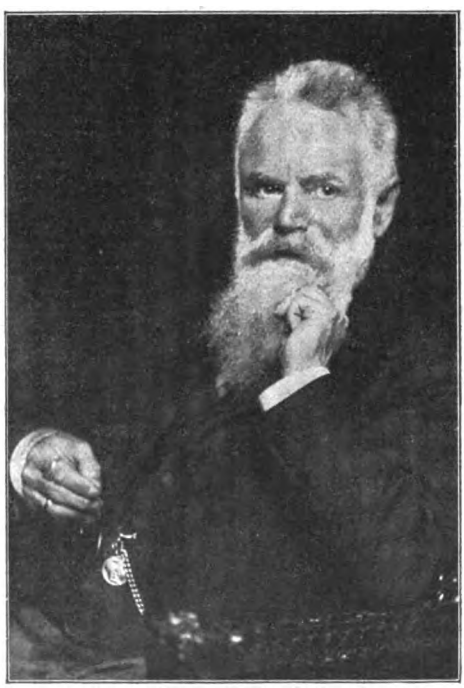
Als ich aber vierzehn Jahre alt war, wurden die Schultore für mich geschlossen, ich mußte einen Beruf fürs Leben wählen und ich entschied mich für die Erlernung der Lithographie, zu der mir dadurch Gelegenheit wurde, daß ich in die Lehre zum Hoflithographen Fürstenau in meiner Heimatstadt kam. Ich hatte mir nun gedacht, daß ich fröhlich weiter zeichnen könnte, aber die Sache kam anders. Ich mußte schreiben, mußte Buchstaben malen, erst vorwärts, dann rückwärts in Spiegelschrift, mußte Briefe kopieren, lernte im Fakturen- und Wechselbuch mich zurechtzufinden, immer unter strenger Aufsicht unsers alten Herrn, der seine Eleven, wie er uns nannte, nach seiner Art tüchtig erzog; er konnte oft gütig sein, mehr aber war er hart und streng.

Diese Schule war sicher gut fürs Leben, aber meine Freude am Zeichnen wurde, zumal im Anfang, beinahe unterdrückt. Nach dem Buchstaben war bei unserem Meister der Zirkel die Hauptsache. Ich fing also an, zu Hause geometrische Figuren zu machen. Figuren, die durch Winkel und Halb- oder Viertelskreise ornamentale Erscheinung brachten, durch Austuschen einzelner Felder entstanden Rosetten und phantastische Sterne. Diese Kunstblätter legte ich meinem Meister vor, da hatte ich mich in sein Herz hineingezirkelt.

Ich durfte nun für monatlich zwanzig Neugroschen, die mir ausgesetzt wurden, bei einem Holzbildhauermeister mit Namen Moses am Sonntag Zeichenunterricht nehmen. Es waren dies fröhliche Stunden, im Verein mit einigen anderen jungen Leuten wurde fleißig mit schwarzer Kreide gearbeitet, freilich nur nach Ornamentvorlagen.

Bei dem Eintritt in meine Lehrzeit war ausbedungen und mit Lehrvertrag besiegelt worden, daß ich fünf Jahre zu lernen habe und zwar ohne jedes Entgelt. Nun war es im dritten Jahr meiner Lehrzeit, daß ich mit Einverständnis meiner Mutter meinen Lehrlingsjahren ein Ende machen wollte und in die Hochschule der Kgl. Akademie einzutreten gedachte. Ich hatte mit meinen siebzehn Jahren nun auch erfahren, daß die zeichnende Kunst auf dem Gebiet der Lithographie eine große Rolle spielt, und dazu gedachte ich mich auf der Akademie vorzubereiten. Da kam ich bei meinem Herrn Fürstenau aber schlecht an, er eröffnete mir mit Donnerstimme, daß wir zweihundert Taler Konventionalstrafe bezahlen müßten; er habe Plage und Mühe genug mit mir gehabt, und jetzt fange ich schon an, Visitenkarten zu gravieren, eine Arbeit, wodurch er doch nun in etwas entschädigt werde.

Mein gutes Mütterchen erhielt uns beide mit ihrer fleißigen Hände Näharbeit, nie hätten wir soviel Geld bezahlen können, kamen wir doch schon schwer durch. Ich erhielt für meine Arbeiten



Richard Linderum
Aufnahme aus dem Atelier H. Hoffmann

Digitized by Google

im Geschäft etwa alle Vierteljahre eine freiwillige Gabe von drei blanken Talern, die dann später manchmal auf fünf Taler erhöht wurde. Dieses Geld ließ auch noch meine Mutter mir, da ich doch auch schon kleine Bedürfnisse hatte, ich verwandte es hauptsächlich zu Bücherankäufen, und das Abonnement für die Hempelsche Ausgabe deutscher Klassiker überstieg meist noch meine Mittel. Ich durfte nicht weiter hinauf, es wäre für den armen Jungen zu verwegen gewesen. Abends bei einem kleinen Rüböllämpchen, dessen Docht eine zarte Flamme gab, nähte mein Mütterchen ihre feinen Arbeiten, ich saß bei ihr und machte Federzeichnungen oder ich las ihr von Goethe und Schiller oder Herder oder Shakespeare mit Begeisterung vor. Es war eine sorgenvolle Zeit, und doch, wenn ich heute daran denke, liegt sie hinter mir als poesievoll und herrlich.

Landschaftsstudie aus Schönna. Aus Richard Linderums Studienmappe

So mußte ich fünf Jahre als Lehrling in der Hoflithographie von Fürstenau aushalten. Als ich zum Gehilfen erklärt wurde, genau am selben Tage meines Eintritts, erhielt ich eine silberne Zylinderuhr zum Geschenk, und es wurde mir eröffnet, daß ich nun mit dem Gehalt von zwanzig Talern den Monat angestellt sei, und das ‚Du' des Lehrlings wurde in die Anrede ‚Herr' verwandelt.

Skizze von einem Künstlerfest
Aus Richard Linderums Studienmappe

Mit neunzehn Jahren stand ich nun auf eigenen Füßen, aber warum ging ich nun nicht auf die Akademie, um weiter zu lernen? Ach du lieber Gott, jetzt verdiente ich doch endlich etwas, meine Mutter war stolz auf mein hohes Gehalt, und ich fühlte mich frei, einer Umklammerung entwichen. Es kam eine kurze, reizende Zeit. Des Sonntags zogen wir, eine Reihe gleichgesinnter Freunde vereint, in die umliegenden Dörfer Dresdens, eine Zither wurde mitgenommen, ein Klavier aufgesucht, es wurde gespielt, gesungen, deklamiert, ich brachte jede Woche ein neues Poem, da meine poetische Ader lebendig sprudelte.

Aber eines Tages eröffnete mir mein Meister Fürstenau, daß er eine Stellung für mich in Prag habe, er könne mich auch wegen schlechten Geschäftsganges nicht mehr halten. Ich packte meine Sachen und zog, Mutter und Heimat verlassend, gern in die Fremde. Auch in Prag war es schön, ich war in der größten Druckerei Böhmens beschäftigt und wurde bald, mit bescheidenem Ge-

Digitized by Google

Gemäldeskizze. Aus Richard Linderums Studienmappe

halt anfangend, höher befördert. Auch dort fand ich Freunde; im Prager Männergesangverein verlebte ich, der jüngste von allen, schöne Stunden, der alte Kapellmeister Tauwitz komponierte Lieder von mir, und im ‚blauen Montag', einer Anschlußgruppe an den Gesangverein, war ich poetischer Rat.

So vergingen einundeinhalbes Jahr, aber obwohl mich Freunde und auch eine junge Liebe dort festhielten, war meine Reiselust größer. Ich nahm eine Stellung nach Berlin an; von einem dortigen großen Geschäft wurden mir den Monat fünfzig Taler geboten, für damalige Zeit und für meine Jugend ein Riesengehalt. Ich siedelte über, mußte aber eine große Enttäuschung erleben. Die Druckerei entpuppte sich als ein kleines Unternehmen auf der Leipziger Straße, als ein Papierladen, und ich sollte als einziger Lithograph, fast in der Schaufensterauslage sitzend, Visitenkarten gravieren. Vierzehn Tage habe ich dort ausgehalten, jeden Abend legte ich mich mit schwerem Herzen, Vergessen suchend, zu Bett. Ein alter Kollege erlöste mich, er bot mir an, mit ihm zu Hause für verschiedene Geschäfte zu arbeiten. Da erwachte auch mein Frohsinn wieder, am Tage wurde tüchtig geschafft, und des Abends zeigte mir mein alter Freund mit Stolz die Hauptstadt; er war wohl nie über das Weichbild hinausgekommen, aber Berlin kannte er gründlich. Nie kam er sonst in ein Theater, doch mir zu Ehren scheute er keine Ausgabe, ich mußte mit ihm überall hin. Ich lernte Helmerding kennen und mit dem alten

Aus Richard Linderums Studienmappe

Digitized by Google

Kapellmeister Conradi durfte ich Domino spielen.

Nach einem halben Jahr zog es mich wieder in die Heimat, mein Mütterchen war glücklich, mich wieder zu haben, aber lange hielt ich es doch nicht aus. In Wien wurde eine große Weltausstellung eröffnet, ich hatte mir etwas erspart und zog mit meinen Habseligkeiten auf gut Glück nach der Kaiserstadt an der Donau. Mein empfänglicher Sinn wurde schnell gefangengenommen, bald fand ich auch eine Stellung in einem tüchtigen Geschäft.

In Wien aber fing ich nun an, mich wieder selbst zu finden. Ich zeichnete in meiner freien Zeit, fing an zu komponieren und steuerte auf mein großes Ziel los, eine Malerakademie zu besuchen und wieder zu lernen. Von dort sandte ich die Zeichnungen, die ich bei mir hatte, dabei auch mein Lampenstilleben aus der Schule, an den akademischen Rat in Dresden. Meine Aufnahme wurde mir mitgeteilt, ich gab meine Stellung auf, siedelte über und wurde, dreiundzwanzig Jahre alt, Schüler der Akademie in meiner Heimat.

Was soll ich viel über diesen ersten Werdegang in der Kunst sagen? Daß ich es ernst nahm, bezeugen wohl die schnellen Fortschritte von einer Klasse in die andere. Unter Julius Scholz' Leitung durfte ich Akte mit Kohle zeichnen, das war nach meinem Sinne, aber in der Malklasse, unter unserem Professor Ehrhardt, mit seinen philiströsen Ansichten, konnte man verzweifeln. München mit seiner Schule war mein Wunsch, mein Ideal, aber wie war denn das möglich? Nun kam noch ein großes Unglück über mich: meine Mutter starb, ich war in Verzweiflung, denn wir waren eine Seele gewesen, in den letzten Stunden legte sie ihre Hand auf mich, sagte zu mir: „Mein Junge, du sollst doch ein Maler werden, Gott wird dich hüten und dein Wille."

Aus Richard Linderums Studienmappe

Daß ich schon die Jahre hindurch des Nachts Entwürfe für Druckereien machte und auch lithographierte, was soll ich davon reden? Jetzt suchte ich mir noch mehr Beschäftigung. Wie oft saß mein lieber Freund, der Bildhauer Kaffsack, bis früh vier Uhr bei mir, ich arbeitend und er mir vorlesend. Er bewunderte es, wie ich es aushalte, aber ich hatte eine glückliche Gesundheit und ich war doch auch mit Humor immer dabei, wenn in unseren Schülerkreisen etwas los war. Für meinen Unterhalt mußte ich ganz allein sorgen, denn ein kleines erspartes Vermögen meiner Mutter, einige hundert Taler, das einem befreundeten Baumeister gegen Schuldschein geliehen war, ging durch dessen Zusammenbruch bis auf den letzten Pfennig verloren.

Aus Richard Linderums Studienmappe

In der Malklasse malte ich Akte, unter

Digitized by Google

der Korrektur von malerisch wenig geschickten Lehrern und von Bildhauern. Heimlich kam manchmal mein geliebter Professor Julius Scholz zu mir, der konnte ja malen, aber er war im Gipssaal angestellt und gab mir manch guten Rat. Er eröffnete mir auch seine Absicht, mich in sein Privatatelier als Schüler aufzunehmen. Da wurde Ferdinand Pauwels, der eine zehnjährige Lehrtätigkeit in Weimar hinter sich hatte, nach Dresden berufen. Scholz eröffnete mir diese herrliche Aussicht, ich raffte meine Studien zusammen und traf Pauwels in seiner Wohnung, als er dem Tapezier angab, wie die Vorhänge aufgemacht werden müßten, im Beginne seiner Einrichtung, und dort erklärte er, mich als seinen ersten Schüler anzunehmen.

Aus Richard Linderums Studienmappe

Als wir bei Pauwels anfingen — es hatten sich wohl ein Dutzend junge Leute um ihn geschart — konnten wir alle nichts. Das Meisteratelier wurde wieder zur Malschule, es wurde zusammen mehr als ein Semester lang nach dem gestellten Modell gearbeitet. Nach etwa einem halben Jahr durfte ich mein erstes Bild malen: die lebensgroße Figur einer Wallachin, die mit einem Gewehr am Bette ihres Kindes wacht.

Zur Zeit wütete ein Balkankrieg, dadurch gewann der Vorwurf an Interesse. Ich hatte das Glück, das Bild schon in den ersten Tagen seiner Ausstellung im Kunstverein zu verkaufen, und das war mir eine willkommene Gabe, denn meine Kasse war leer. Nun folgte Bild auf Bild, mit allen hatte ich Glück, und mit einer Arbeit in größerem Umfang, einem Vorwurf aus einem polnischen Aufstande, gewann ich bei einer Konkurrenz einen Staatspreis, der mein Studium auf Jahre sicherte. Das Bild selbst ist später auf einer Fahrt nach Amerika leider in den Wellen zugrunde gegangen. Meine Hauptarbeit in der Pauwelsschule war wohl eine lebensgroße Bacchantin, ein Bild, das auf den ersten Ausstellungen seine Runde machte.

Pauwels hatte für den belgischen Staat in der großen Tuchhalle in Ypern eine Reihe von Bildern, Schilderungen aus der Vergangenheit der Stadt, zu malen. Er nahm mich in der Ferienzeit mit nach Belgien, zwei Sommer hindurch; ich machte mit ihm dort Vorarbeiten, und er überließ mir dann das Bild ‚Die Pest' in Wachsfarbentechnik vollständig zur Ausführung. Von dort ging ich im ersten Jahre nach Paris und später nach Holland. Die großen Wandbilder Yperns waren eine gute Schule, ich lernte große Flächen beherrschen und dazu rüstig bei der Sache zu sein, denn es wurde immer in etwa zwei Monaten erstaunlich viel geleistet.

Nach einem Aufenthalt von vier Jahren bei Pauwels stellte ich mich auf eigene Füße. Dazu kam, daß ich eine Zeitlang Lehrer der Königin Carola von Sachsen wurde.

Aus Richard Linderums Studienmappe

Digitized by Google

Oft von Vormittag zehn bis fünf Uhr am Nachmittag habe ich mit der Königin gemalt, mit rastlosem Eifer war sie bei einigen Interieurarbeiten, nur ein kurzes Frühstück unterbrach die Zeit, oft auch war der König Albert dabei, der sich, uns unterhaltend, zu uns setzte oder auf dem Piano sehr gut musizierte. Leider wurde die Königin durch eine Ansteckung in einem Krankenhaus, das sie besucht hatte, ernstlich krank, so nahmen die mich sehr fesselnden Malstudien ein Ende.

Durch die Freundschaft einer hochangesehenen Dame, die mir mütterlich zugetan war, verkehrte ich in den ersten Gesellschaften. Mit dem geistvollen Ulrici — sein Dichtername war Günther Walling — war ich eine Zeit lang unzertrennlich, er interessierte sich für mich als Maler, aber auch für meine dichterischen Ergüsse hatte er manch wohlwollendes Wort; es war ein anregender Austausch gegenseitig, ich aber schwelgte, hingerissen von dem meisterhaften Vortrag seiner lyrischen und zumal epischen Dichtungen.

Mit meinem Schaffen hatte ich Erfolge, wohl aber auch das Gegenteil. Es bemächtigte sich meiner damals oft eine recht lebensmüde Stimmung, viel philiströses Dasein umgab mich auch, und das war mir in der Seele zuwider. So hauste ich in meinem hübsch gelegenen Gartenbau, meinem Atelier. Ich malte in dem engen Raum ein großes Bild von zwölf Quadratmetern nach antikem Vorwurf, das später ein amerikanischer Schriftsteller mir abkaufte und das in ein dortiges Museum gekommen sein soll. Mein Wunsch war, nach München, nach Italien, gehen zu können, aber es fehlte mir der Mut und es fehlten ja auch die Mittel.

Diese Stimmung aber schlug plötzlich um. Ich lernte meine spätere Frau kennen, ein Wesen, das mich ganz gefangennahm durch seine Lieblichkeit und Sinnigkeit. Ich dehnte meine Glieder, ich hatte wieder Wagemut, unsere Verbindung war unser Ziel. Nach zwei Jahren wurden wir in einem kleinen Städtchen kirchlich verbunden, unterdes hatte ich Hab und Gut gepackt, und wir zogen, zwei treue Kameraden, in die Welt.

Verbindungen führten uns nach Bremen, ich hatte dort einige Porträtaufträge und zudem sollte ich eine Villa mit dekorativen Bildern schmücken. Wir hatten das Glück, in den besten Kreisen bald wie zu Hause zu sein. Man wollte mich bestimmen, eine Malschule zu gründen, ich fing auch damit an und hätte bald gute Erfolge gehabt, aber ich gab die Sache doch wieder auf; es war mir zuwider, oberflächliche Damenliebhabereien unterstützen zu müssen. Mit Arthur Fitger war ich oft zusammen, mehr aber noch mit dem liebenswürdigen Marschendichter Hermann Allmers, der sich, aus Rechtenfleth kommend, immer einmal in der Woche zum Kaffee bei uns ansagte.

Aber es reifte mein Wunsch, nach München überzusiedeln, zur Tat, und ich machte mich auf zur Reise, um dort Wohnung zu mieten. Auf diesem Wege hatte ich noch interessante Begegnungen. In Hameln lernte ich Julius Wolff kennen, die Stadt feierte das Rattenfängerfest. Dann kam ich an den Bodensee und hatte das Glück, in Radolfzell einen Tag lang Gast bei Viktor Scheffel zu sein. Es hieß, Scheffel sei unzugänglich geworden, aber ich wagte es doch. Er war ja leider schon ein kranker Mann, er lag tagsüber am See in einer kleinen Hütte, doch ich hatte einen guten Tag getroffen, er war herzlich zu mir. Bei Tische wollte er selbst den Sekt nicht missen, den er aber nur als Produkt unserer Apfelweinkultur genießen durfte. Die Gläser erklangen unter seinen Worten: „Es sind doch perlende Tropfen, und damit muß ich einen lieben Gast doch begrüßen.“ Bei dem Abschied schüttelten wir uns die Hände, er sagte ernst: „Junger Freund, wenn Sie wieder an den Bodensee kommen, liege ich unter dem Grase.“ Er hat recht gehabt, der arme, große Mann, ich habe ihn nicht wieder gesehen, nur einen lieben Brief noch habe ich von ihm erhalten.

So sind wir denn nach München gezogen. Mit einer Unterbrechung von vier Jahren, die wir im malerischen Rothenburg ob der Tauber gelebt, ist es nun seit mehr als dreißig Jahren unsere Heimat geworden, ich schaffe aber noch mit frischer Kraft, und mein Weib ist mein treuer Kamerad geblieben!

Das alte Paar

Sie wandern aus jungen Tagen
Hand in treuer Hand;
Ihre Gesichter sagen:
Wir wurden uns ganz verwandt!
Wir wollten einander dienen
Im selbstgebauten Reich
Und wurden in Herz und Mienen
Und Worten geschwistergleich.
— — — — — — — — — — —
Die als zwei Rosen glühten,
Wie waren wir beide heiß,
Und sind nun, zwei späte Blüten,
In Sonnensehnsucht weiß.
Zwei gleichgestimmte Geigen
Sind wir und glockenrein:
Laßt eine leis erklingen,
Gleich fällt der andern Singen
Liebesselig ein.

Max Bittrich

Digitized by Google

Klosterquartett. Gemälde von Richard Linderum

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Patmos

Eine Gelehrten-Geschichte von Emil Lucka

Die früheste Erinnerung Erwin Quendels war eine ägyptische Mumie, die bis zum Kopf in einem steinharten schwärzlichen Überzug stak wie ein Wickelkind in seinem Kissen. Das Gesicht dieser Mumie war schwarz, hatte keine Augen und keine Ohren, die Nase war schief abgebrochen, und anstatt auf einem Halse saß der Kopf auf einem gewölbten, ausgezackten, ebenfalls schwarzen Knochen. Trotz diesen Mängeln vermochte die Mumie boshaft zu grinsen. Erwin wußte, daß sie vor vielen tausend Jahren ein Mensch gewesen war, sogar ein König, denn auf der steinernen Kiste, in der sie lag, sah man einen Vogel, ein Krokodil und sonst noch allerlei Figuren. Erwins Vater, der Besitzer dieses ehemaligen Menschen, beugte sich manchmal über den Sarg, schlug große Bücher auf und schüttelte dann nachdenklich den Kopf. Wenn Fremde kamen und Herrn Quendels Museum besichtigten, wurden sie zuletzt vor die Mumie geführt, und der Hausherr legte ihnen seine Gründe dar, daß dieser Überrest einmal ein König gewesen wäre und Tutanchamen geheißen hätte; Herrn Quendels Stimme verriet dabei Stolz, aber doch auch eine gewisse Ängstlichkeit, denn er war kein Gelehrter von Fach, nur ein Liebhaber. Der kleine Erwin kauerte dann immer hinter dem Mann mit dem Eulenkopf, der daneben stand und der sogar ein Gott gewesen war, und hörte gierig zu, was gesprochen wurde, auch wenn er es nicht verstand. Und weil er bald merkte, daß sein Vater lieber jeden Schmerz ertrug als die Meinung, daß dieses schwarze Skelett vor vielen tausend Jahren nicht Tutanchamen geheißen hätte darum war auch Erwin leidenschaftlich davon überzeugt, daß es Herr Tutanchamen war und kein anderer, der in der Dämmerung des großen Raumes zwischen dem Gott mit dem Eulenkopf und einer zerbrochenen rötlichen Steintafel seine letzte Ruhe gefunden hatte. Wenn die fremden Herren die Bilder auf dem Sarg lange betrachtet, unverständliche Worte gesprochen hatten und nun eine zweifelnde Frage stellten oder gar Widerspruch wagten, dann haßte sie der kleine Erwin und murmelte immerfort: „Tutanchamen." Denn sein Vater war das Höchste für ihn, und er wollte, daß die geliebte Mumie Tutanchamen heiße, nicht anders.

Im oberen Stockwerk lebte die Mutter mit der kleinen Kleopatra, die auch Cléo hieß. — „Ich habe dich Sargon nennen wollen oder wenigstens Pelops," erzählte Herr Quendel einmal; „doch die Mutter wollte es durchaus nicht zugeben, und jetzt heißt du nur Erwin. Aber du hast noch einen andern, besseren Namen." — Erwin war sehr neugierig auf den andern Namen, den ihm Herr Quendel lange vorenthielt — selbst die Mutter wußte nichts davon! Endlich erfuhr er, daß er außer Erwin noch Hiram hieße nach einem König von Tyrus in Phönizien. Das stand im Taufschein, wurde aber geheim gehalten. „Dieser König hat dem Salomo beim Bau des großen Tempels in Jerusalem geholfen," erklärte der Vater. „Ja" — er sah ängstlich um sich und redete kaum hörbar weiter — „Hiram hat eigentlich den Tempel gebaut, Hiram und seine Werkleute, denn kein anderer als er hätte das zustande gebracht!" — Das Herz des Knaben bebte vor Glück, und als er später in der Schule von dem Wunderbau Salomos vernahm, da sagte er keinem, daß Hiram den Tempel gebaut hatte und nicht Salomo. Ja er glaubte sogar selbst ein bißchen mitgeholfen zu haben, denn er hieß ja wie jener König.

Herr Quendel war früh gezwungen worden, in das Geschäft des Vaters einzutreten, einen Handel, der weit über die Meere ging. Nur mit dem größten Widerwillen hatte er sich dazu geschickt, und das war der beständige Kummer des Alten gewesen. Schließlich hatte Herr Quendel der Jüngere die portugiesische Korrespondenz übernommen und den Kaufleuten in Brasilien Briefe im Stil des Camoëns geschrieben. Infolgedessen faßten sie ein Mißtrauen gegen das Haus Quendel und ließen sich mit der Konkurrenz ein. Vielleicht war es auf den hieraus entspringenden Kummer zurückzuführen, daß Herr Quendel der Ältere kränkelte und immer mehr an Schlaflosigkeit und Herzzuständen litt, je sicherer er erkennen mußte, daß der Zweck seines Lebens unerfüllt blieb, nämlich: auch den australischen und neuseeländischen Handel an sich zu bringen und das Unternehmen, das er gegründet und zum größten in Deutschland gemacht hatte, dem einzigen Sohn zu übergeben. Noch nicht sechzig Jahre alt starb er und ließ dem Erben ein Geschäft zurück, das er selbst hatte überblicken können, zu dessen fernerer Lei-

Digitized by Google

tung aber drei oder vier Direktoren nötig gewesen wären. Was der Alte geahnt und was seinen Tod beschleunigt hatte, geschah: Friedrich Quendel der Jüngere nahm den ersten Antrag, der ihm schon auf dem Rückweg vom Begräbnis des Vaters gestellt wurde, an und verkaufte die vier Weltteile samt Büroeinrichtung bis zum letzten Federkiel. Natürlich wurde er betrogen, aber man zahlte ihm doch eine so stattliche Anzahl Millionen aus, daß er sich seiner Leidenschaft, dem Sammeln von Altertümern, ganz hingeben konnte. Mit seinen erstaunlichen Kenntnissen und seinem angeborenen Sinn für diese Dinge hatte er in zwanzig Jahren fünf Zimmer mit Gegenständen angefüllt, um die ihn alle Museen Europas beneideten. Im Herzen hielt er sich für einen besseren Kaufmann, als sein Vater gewesen war, und es gelang ihm auch, einige Beziehungen des Hauses Quendel für Ankäufe auszunützen. Was hatte sein Vater aus Südamerika bezogen? Kakao, Gummi, Tierhäute und dergleichen, Dinge, die man in jedem Laden zu kaufen bekommt! Und er selbst? Altchilenische Götterbildnisse aus Obsidian! Geprägte Goldmünzen, vielleicht aus dem dritten Jahrhundert vor Christus, deren Inschrift noch kein einziger Mensch hatte entziffern können! Herr Quendel saß über diesen Münzen, kopierte mit Sorgfalt die Schrift, die ihn einigermaßen ans Palmyrenische und ans Chetitische erinnerte, und versank in Träumereien. Palmyra — Chile! War das Chetavolk in Vorderasien nicht plötzlich verschwunden, spurlos verschwunden? Kann ein Reich, ein Volk so verschwinden? Wo sind die Cheta? ...

Herr Quendel lebte unter seinen Altertümern und betrat das obere Stockwerk nur zum Abendessen; das Mittagbrot wurde ihm durch einen Aufzug herabgeschickt. Friedrich Quendel war ein kleines, mageres Männchen, trug stets einen ordentlich gehaltenen Anzug, umgelegten Kragen und schwarze Masche dazu. Man durfte sich füglich wundern, wie er zu einer Frau gekommen war, und dieses Merkwürdige fand seine Erklärung dadurch, daß Frau Quendel Semiramis hieß und die Tochter des weltberühmten assyriologischen Professors Rattenbusch war. Zu diesem Mann blickte Quendel auf, als hätte sich in ihm die Menschheit vollendet. Es war das größte Glück seines Lebens, daß er das rattenbuschische Haus betreten und der rattenbuschischen Gespräche teilhaft werden durfte. Wenn der Gelehrte sprach, wenn er seine Papiere, die vielfach im Orient entstanden waren, auseinander legte und seine Erklärungen dazu verlauten ließ, dann war es für Herrn Quendel nicht anders, als spräche die Stimme Gottes zu ihm. Dem Professor Rattenbusch dankte Quendel einen ansehnlichen Teil seiner Sammlungen aus dem alten Orient, denn er hatte ihm bei einem Bankhaus in Bagdad einen offenen Kredit von fünf Millionen Mark eröffnet und die Vollmacht erteilt, alles anzukaufen, was alt und schön war. Wie gern wäre Herr Quendel mit nach Asien gegangen! Aber er wußte sich den Mühseligkeiten nicht gewachsen, war er doch ein gebrechliches hüstelndes Männchen und brauchte die behaglichen Räume des Museums, um sich wohl zu befinden.

Die fünf Millionen waren aufgezehrt worden, und Herr Quendel besaß die schönste Sammlung babylonischer Altertümer, die auf dem europäischen Festland zu finden war, nur hinter dem Britischen Museum mußte sie zurückstehen. Herr Quendel nannte nicht nur Keilschrifttäfelchen sein eigen, wie sie bald jeder Weltreisende im Schrank liegen hat; nein, er besaß drei Siegelzylinder aus sumerischer Zeit, die in den Handbüchern aller Sprachen abgebildet waren, ihm eignete ein Obelisk aus Porphyr mit einem Löwenkopf in Relief, und das Allerschönste: die untere Hälfte einer Göttin, die von ganz vorsichtigen Gelehrten auf viertausendvierhundert vor Christus geschätzt wurde; er selbst, Herr Friedrich Quendel, wußte aber, daß er in ihr das älteste Kunstwerk der Welt besaß (oder wenigstens die Hälfte davon), und gab der schadhaften Dame ein Alter von fünftausend vor Christus, das sind bald siebentausend Jahre her! Einmal, als Herr Quendel in der frühen Dämmerung eines Winternachmittags vor dem Dinge stand — es gab außer dem Lämpchen über seinem Schreibtisch kein Licht im Museum — in einer träumerischen und halb verzückten Stunde, da erhob sich plötzlich vor ihm die Jahreszahl 5108. Und seitdem glaubte Herr Quendel an dieses Geburtsjahr seiner Göttin (ohne allerdings, wie er sich selbst eingestand, einen zwingenden wissenschaftlichen Beweis dafür zu haben). Aber nicht die Gewißheit, sondern der Glaube macht selig, und Herr Quendel glaubte bis zur letzten Stunde seines Lebens an 5108.

Man begreift, daß diese halbe Göttin, die ihm Professor Rattenbusch aus den Ruinen der Mondstadt Sirgulla mitgebracht hatte — eigentlich ohne Befugnis, denn sie hätte ja wohl abgeliefert werden sollen — daß diese untere Hälfte einer siebentausend Jahre alten Frau Herrn Quendel zu einem monumentalen, nie wieder auszulöschenden Akt

Digitized by Google

der Begeisterung und Dankbarkeit hinriß. Und da im Augenblick der Geschenkübergabe — denn es war ein Geschenk und kein Kauf! — des Gelehrten Tochter in die Stube trat, um zum Tee zu bitten — da sprang der Funke der Liebe von jener halben zu dieser ganzen Dame über, und während Fräulein Semiramis im Nebenzimmer eingoß, fragte Quendel den assyriologischen Vater, ob er vielleicht gesonnen wäre, ihm auch noch seine Tochter für alle Zeit zu überantworten! — „Sie heißt doch Semiramis," meinte Quendel schüchtern, und wollte damit vermutlich andeuten, daß sie ihm sozusagen von der Taufe an zugesungen sei, da ein anderer ja doch schwerlich eine Frau dieses Namens nach Gebühr zu schätzen vermöchte. Professor Rattenbusch konnte sich einen erfreulicheren Schwiegersohn nicht wünschen, und auch die Tochter hatte keinen Einwand zu erheben, als ihr die Angelegenheit bei der ersten Tasse vorgelegt wurde. Ihre Welt war von den Keilen jener merkwürdigen Schrift abgesteckt, und sie plapperte selbst ein bißchen babylonisch — ‚nur für den Hausgebrauch', wie der Vater stolz lächelnd sagte. Denn er hatte keinen Sohn, und es war doch nicht gut möglich, beständig die kraftlosen Idiome der Gegenwart — das Baskische und Georgische nicht ausgenommen! — zur Verkörperung seiner Gedanken heranzuziehen. So hatte er Semiramis ein bißchen aufs Babylonische abgerichtet, weil das doch immerhin das Mundlichste aus jener Zeit ist.

Fräulein Semiramis Rattenbusch hieß also bald hernach Frau Semiramis Quendel und lebte nicht mehr in der bescheidenen Wohnung des Vaters, sondern im oberen Stockwerk des schönen Hauses, das die Welt als Museum Quendel kannte. Die Ehe war ruhig und ohne Streit, man konnte sagen glücklich. Nur einmal war es zu Meinungsverschiedenheiten gekommen, als der Sohn geboren wurde. Herr Quendel hielt nämlich eine ganze Liste absonderlicher Namen bereit — unter anderem wollte er seinen Sohn Tutanchamen nennen wie jene liebliche Mumie; aber diesmal setzte sich die arme Frau herzhaft zur Wehr. Sie hatte eine Zeitlang im Fieber gelegen und war von schrecklichen Gesichten gepeinigt worden. Keile wuchsen aus weißen Mauern, türmten sich aufeinander, stellten sich zu gräßlichen Gebilden um die zitternde Frau, starrten höhnisch auf sie, bohrten sich in ihren Leib ein. So gebar Frau Semiramis Quendel ihren Sohn. Sie jammerte, sie weinte — wenn sie schon verurteilt war, ihr Leben lang der Spott der Menschen zu sein und Semiramis zu heißen — „Spott?" fragte Herr Quendel verblüfft. „Stolz! Höchster Stolz!" (Aber er gestand sich's im Herzen, daß sie einen falschen Namen trug und eigentlich Sammuramat hätte heißen sollen, denn Semiramis war ja doch nur eine Verballhornung des leichtfertigen Herodot!) — ihr Kind sollte wenigstens einen ehrbaren Namen führen! Heiße er, der Vater, denn nicht selbst Friedrich? Ein christlicher und deutscher Name? — Herr Quendel sah zu Boden, sie hatte ihn an einer wunden Stelle getroffen. Friedrich zu heißen! — „Wenn wir noch ein Kind bekommen, meinetwegen!" bewilligte sie schluchzend. Da erwog Herr Quendel, daß eine Frau kurz nach der Entbindung auch seelischer Schonung bedürftig sei, und ließ es geschehen, daß dem Knaben die nichtssagende und sogar lächerliche Bezeichnung Erwin zuteil wurde — weiß Gott, warum dieser Name der Mutter so sehr am Herzen lag! Aber der Kanzlist schrieb ins Taufzeugnis: Erwin Hiram. So hatte sich Herr Quendel um billiges Geld — hundert Mark kostete es nur! — eine Freude fürs Leben verschafft und dem Sohn nicht minder, wie sich seinerzeit herausstellen sollte.

Das zweite Kind wurde Kleopatra genannt, weil Herr Quendel kürzlich eine Reihe spätägyptischer Altertümer samt einer Inschrift jenes Namens erworben hatte. Aber die Mutter und alle anderen Menschen riefen es Cléo mit einem Akzent, und das hörte sich gut an.

Erwin-Hiram wurde ein Sohn nach dem Herzen des Vaters. Als er aufrecht gehen konnte, durfte er das Heiligtum des untern Stockwerkes betreten und fühlte sich schnell in dieser phantastischen Welt heimisch. Von früh bis Abend kroch er zwischen Dingen herum, deren Sinn er wohl nicht begriff, die ihm aber Spielsachen und Kameraden ersetzten. Es gab mexikanische Knochenklappern, die sich schon jetzt handhaben ließen, Waffen allerart, darunter eine skythische Streitaxt. Der Knabe war entschlossen, sie einst selber zu schwingen. Herr Quendel erzählte von den Zügen und Einfällen der Skythen in altes Kulturland. — „Ich werde auch das Kulturland zerstören!" rief Erwin voller Begeisterung. Da erschrak Herr Quendel. Er blickte traurig auf den jungen Barbaren, der seinen Lenden entsprossen war, eine Träne feuchtete die Hornhaut seiner Augen, und er sprach vorwurfsvoll: „Das alles willst du zerstören, was ich hier zusammengebracht habe?" — „Nein! Nein! Nur das Kulturland!" — „Das ist ja Kulturland!" belehrte ihn der Vater, und schnell warf das kluge Kind einen Haß auf alle

Digitized by Google

Barbaren, die so manches vernichtet hatten, was sonst ganz leicht ins Museum Quendel hätte kommen können.

Zum sechsten Geburtstag schenkte Herr Quendel seinem Sohn eine kretische Kupferschale aus dem neu entdeckten Palast von Knossos, und Erwin trank jeden Nachmittag seine Milch daraus. Sinnend blickte der Vater auf ihn. So schlürft er es ein! „Es!" — das war das Unbestimmte, Große, Erhabene, das wie der Segen der Ewigkeit über seinen Schätzen schwebte. — Und ich habe Arithmetik lernen müssen! — Herr Quendel begann einen Kampf mit der Schule. Er wollte verhindern, daß sein Sohn rechnen lernte, nicht einmal die Ziffern sollte er kennen (höchstens die ägyptischen und die römischen, die auf Inschriften vorkamen), aber niemals diese elenden Zeichen, die ihren Namen „arabisch" wie zum Hohn führen und so gemein modern und europäisch sind! Er hatte selbst jahrelang Fakturen und überseeische Konnossemente schreiben müssen! Aber sein Kind sollte vor diesem Greuel gerettet werden! Heute schon ließ sich mit Erwin sprechen fast wie mit einem Erwachsenen, denn er kannte jedes Stück der Sammlung. Ohne jeden Zweifel würde er ein Forscher werden — für Herrn Quendel selbst war es ja leider zu spät dazu!

Anders als Kinder sonst wuchs Erwin unter den Schätzen des Vaters auf. Eine griechische Herme war sein Spielkamerad, ein Schiwa, der auf Totenköpfen tanzt und wild den Lingam schwingt, sein Vertrauter. Eines Tages trieb er sich mit der kleinen Schwester zwischen allen den Gebilden herum, er jagte sie, und Cléo kroch behend unter einem kleinen indischen Elefanten durch — da stieß sie an den Steingutteller aus etruskischer Zeit, eines der schönsten Stücke der Sammlung mit noch nicht entzifferter Inschrift; der Teller fiel und zerbrach. Herr Quendel stand vor den Scherben und weinte wie um einen teuren Toten; das Kind auszuschelten fiel ihm nicht ein. Aber später, als Cléo fortgeschlichen war, las Erwin die Stücke auf und legte sie aneinander. Herr Quendel sah aufmerksam zu — der Siebenjährige paßte die Scherben des kostbaren Tellers zusammen. „Er kann noch gerettet werden!" sprach der Knabe ernst. — Und ein geübter Restaurator vollbrachte wirklich die Arbeit so gut, daß man den Schaden kaum bemerkte.

Von dem Tag waren Vater und Sohn unzertrennliche Freunde. Über jedes Stück ratschlagte Herr Quendel mit dem Knaben, er hörte auf dessen Meinung, wenn es galt, Neues zu erstehen. Professor Rattenbusch, der Großvater, belustigte sich über den gelehrten Enkel und versprach, ihn bald in die Assyriologie einzuführen. Erwin, der noch nicht lateinisch gelernt hatte, konnte ein paar phönikische Wörter entziffern und sogar die eine und die andere ägyptische Hieroglyphe deuten.

Es war ein großer Tag, als der lang umworbene und teuer erstandene tibetanische Buddha gebracht wurde. Herr Quendel, Professor Rattenbusch, die beiden Kinder und eine Anzahl von Gelehrten umstanden die Kiste, die das Wunder barg. Quendel und der Professor zogen Nagel für Nagel mit solcher Andacht aus dem Holz, als gälte es schon jetzt, das Heiligtum zu verehren. An zwei Stunden dauerte die Zeremonie des Auspackens. Doch als sie dann gemeinsam die Hände anlegten — keiner wollte zurückbleiben! — als das schwere Bildwerk auf den bereitstehenden Sockel gehoben wurde, da war ihnen allen so feierlich zumute, als hätten sie das Heiligste des Ostens ihrer Welt einverleibt.

Sie bewunderten die Modellierung und redeten lange hin und her, schließlich kehrten sie sich den anderen Schätzen zu; Erwin allein stand noch vor dem Buddha, dessen weitsichtig starrer Blick unbegreiflich fern ruhte. Erwin merkte nicht, daß alle hinaufgegangen waren, um die Hausfrau zu begrüßen und sich zu einem Festmahl niederzulassen. Aber während es oben immer lauter wurde, während man auf das Wohl des steinernen Asketen viele Flaschen leer trank und schließlich sogar Studentenlieder zu singen anhob, träumte Erwin in die Dämmerung hinein. Scheußliche Dämonen aus Turkestan fletschten ihn an, ein Faun riß mit schamlosem Grinsen eine Nymphe an sich, peinigend in der Erstarrung, der seine wilde Bewegung verfallen war. Erwin haßte ihn seit jeher.

Der Knabe suchte die Tür — sie war verschlossen. Er klopfte, klopfte stärker. Doch so laut war die Gesellschaft oben, daß man ihn unmöglich hören konnte, auch nicht wenn er schrie.

Da schlich er unter die fremden Geschöpfe zurück, stand wieder vor dem abgestorbenen Buddha, dessen Gesicht jetzt matt zu glänzen schien, umging die turkestanischen Götzen und ahnte zum erstenmal die Gräßlichkeit jenes indischen Gottes, der wollüstig auf Totenschädeln tanzt und unermüdlich den Lingam schwingt. Erwin verstand plötzlich die Bewegung des Fauns, ging beengt weiter und kauerte sich auf seinen Lieblingsplatz, zu Füßen der schwarzen Mumie Tutanchamen gegenüber dem Gott Horus mit dem Eulen-

Digitized by Google

kopf. Er horchte auf die Stimmen oben, schloß die Augen, schlief ein. Doch bald erwachte er wieder. Es war ruhig, ein schwacher Mondschimmer lag über Göttern und Dämonen. Da und dort reckte sich ein Arm, blinkte ein Auge, stöhnte ein Mund. Tutanchamen in seinem Steinsarg atmete in schwachen Stößen, die grünlichen Götzen tasteten mit Spinnenarmen in den Raum. Erwins Herz schlug, ein Zittern lief durch seinen Leib. Alles um ihn war tot und böse ...

Unhörbar stand er auf, ging zu dem Faun hin. Der war lebendig, und der Knabe fühlte sich ihm vertrauter. Aber jäh wandte er sich wieder, schlich zur Mumie und machte sich vor ihren Füßen klein. Da saß er lang, von seltsamen Geräuschen bedrängt und von der quälenden Stille. Spät entschlummerte er ...

Das Schloß knarrte, der Vater kam. Er fuhr zurück, als er Erwin sah. — „Man hat mich eingesperrt! Ich bin die ganze Nacht hier gewesen!"

Diese Nacht hatte den Knaben dem Reich seines Vaters enger verbunden als alle Zeit vorher. Daß man zwischen Mumien, Göttern und Buddhastatuen auch schlafen konnte, das machte sie alle zu Genossen seines wirklichen Lebens, mehr als Schwester und Schulkameraden. Jetzt saß Erwin oft und zeichnete Köpfe und Gestalten, nach griechischen Mustern zuerst, dann auch anderes. Mit Sorgfalt kopierte er Münzen und Gemmen. Der Vater sah froh, daß sich ein so schönes Talent in Erwin entfaltete, er hielt ihm einen Zeichenlehrer und beschäftigte sich bald mehr mit dem heranwachsenden Sohn als mit seinen Altertümern. Ohne Mühe lernte Erwin auch modellieren, bildete geschickt die verschieden geformten Vasen aus der reichen Sammlung des Vaters nach, von der unbestimmbaren Scherbe der Steinzeit bis zu ägyptischen Funden und edeln attischen Krügen, die er bald auch zu brennen und mit Sepia zu bemalen wußte.

Im Gymnasium wurde Erwin von den Kameraden wie ein sonderbares Unwesen betrachtet, genoß aber hohes Ansehen, weil das Haus Quendel berühmt war und der eine oder andere Junge von Erwin ins Museum eingelassen und auch von Herrn Quendel wohlwollend empfangen und belehrt wurde. Erwin fiel, wie es der Vater gewünscht hatte, zweimal in Mathematik durch und wiederholte mit völliger Gleichgültigkeit die Klasse. Zur Katastrophe kam es aber erst, als seine historischen Fähigkeiten für so unzulänglich erklärt wurden, daß ein weiteres Verbleiben auf dem Gymnasium keinen Zweck mehr hätte. Seit Menschengedenken hatte es sich nicht begeben, daß ein Schüler an der Geschichte verunglückt war, denn im letzten Augenblick hatte sich noch jeder hingesetzt und die wichtigsten Jahreszahlen und Ereignisse auswendig gelernt. Mit Erwin Quendel war es anders gekommen. Er hatte nämlich das Lehrbuch der alten Geschichte nach den neuesten Forschungen richtiggestellt, dementsprechend die Fragen beantwortet und, auf seine Irrtümer aufmerksam gemacht, die Quellen genannt und darauf hingewiesen, daß dieses von den Behörden anerkannte Werk nicht mehr ganz auf der Höhe der gegenwärtigen Wissenschaft stände. Solchen Schimpf ertrug der Lehrer nicht. Zuerst sah er den Knaben fassungslos an, hierauf entwickelte sich ein Anfall neronischen Machtkollers, er hätte Erwin am liebsten sogleich ans Kreuz geschlagen. Da er jedoch zu dieser Form der Exekution nicht befugt war, stieß er nur zornentbrannt einige Fragen hervor wie: Seit wann denn die Schüler klüger wären als ihre Lehrbücher? Ferner: Ob Erwin vielleicht Begehren nach dem Narrenhaus trüge? und ähnliches mehr. Kurzum, dieser in seinen heiligsten Regungen verletzte Mann brachte die Anmaßungen Erwin Quendels, die er als den Gipfel sittlicher Verkommenheit bezeichnete, vor die Lehrerkonferenz, und Erwin schied, kaum fünfzehn Jahre alt, ruhmlos von der Stätte klassischer Bildung. Von dem Tag an wurde er, was er zu werden vom Schicksal bestimmt war: ein Gelehrter. Er wollte Menschen und Kulturen alter Zeit kennen und verstehen, bereiste die Museen und Bibliotheken Europas und saß dann wieder mit dem Vater über mitgebrachten Büchern und Abbildungen, neu erstandenen Münzen und Gefäßscherben.

Groß war die Gabe Erwins für fremde Sprachen. Er kannte einigermaßen die Sprachen des Altertums, und als er Madrid besuchen wollte, lernte er in einer Woche spanisch. Das Zeichnen ließ er nicht, seine Lieblingsbeschäftigung war, phantastische Geräte, Krüge, Waffen, Schmuckstücke zu erfinden und aufs Papier zu bringen. Dabei sah ihm der Vater gerne zu und bewunderte die Formenfülle, die ihn ansprach, als hätte er alles selbst ersonnen. Ohne daß Erwin darum wußte, bewahrte und sammelte Herr Quendel diese Blätter. Er selbst brachte Erwin auf den Gedanken, bei einem befreundeten und sehr geschickten Goldschmied in die Lehre zu gehen, um auch diese Kunst des Altertums neben der niemals vernachlässigten Tonbildnerei zu erlernen. Vitus Eck, ein stiller Mann mit gelehrten Neigungen, hatte für Herrn Quendel schon

Digitized by Google

manche alte Münze, manchen Dolchgriff aus Edelmetall nachgebildet, denn solche Stücke wurden nicht selten für auswärtige Sammler verlangt. Bereitwillig nahm er den jungen Erwin auf, lehrte ihn das Metall schmelzen, ausziehen, hämmern, prägen und schleifen. Erwin fand Freude an dieser Tätigkeit und schmiedete der Mutter zum Weihnachtsfest einen so schönen Goldring, daß sie über die Kunst des Sohnes Tränen vergoß.

Schon seit lange mußte Herr Quendel seine Neigungen einschränken. Der größere Teil des Vermögens war aufgezehrt, und öfter als sonst mengte sich die Frau in seine Angelegenheiten, beschwor ihn, dieser verderblichen Liebhaberei zu entsagen. Semiramis selbst war bescheiden wie je, aber die Tochter wollte, so schien es, ihren beiden Namen keine Schande antun und liebte wie Kleopatra und Cléo das Teure und das Überflüssige. Selbst Professor Rattenbusch, der Großvater, der ein bißchen von Cléo beherrscht wurde, hatte in der Geldfrage Auseinandersetzungen mit Quendel. Es war ein bitterer Schmerz, daß der Greis, der seine Professur niedergelegt hatte, gegen das sprach, was ihnen doch beiden heilig gewesen war! Aber Herr Quendel konnte schwer etwas einwenden, die Antwort lag zu nahe: Ist ein Perlenhalsband von heute nicht ebenso schön wie ein dreitausendjähriges? Der eine liebt eben dies, der andere jenes! — Das war logisch.

Ein Jahr lang hatte Professor Rattenbusch gekränkelt und war ein bißchen kindisch gewesen. Dann starb er und hinterließ Erwin alle seine Bücher und seine Aufschreibungen, damit er sie vielleicht einmal weiterführen könne.

Trotz allem Wissen hatte Erwin keine rechte Lust, ein schulmäßiger Gelehrter, am Ende gar ein Professor zu werden. Wie er schon im Gymnasium die Lehrbücher der Mathematik nicht einmal aufgeschlagen hatte, so trieb er es auch jetzt: er beschäftigte sich nur mit dem, was ihm angenehm war — besonders mit den Sammlungen des Vaters und allem, wohin sie ihn führten, aber nicht gerade so, wie es die Schule für angemessen hielt. Vater und Sohn jedoch verstanden sich so gut, daß sie Abende lang in der Dämmerung des Museums sitzen, von noch unbekannten, ganz neuen Kulturen schwärmen konnten, von Tempeln und Palästen, die auf den Inseln des ägäischen Meeres vergraben schlummerten, vor aller bekannten Welt. Denn das war der Lieblingsgedanke Erwins: daß die Ägäis der Mittelpunkt der Kulturwelt sei, daß sich von ihren Inseln aus strahlenförmig die Gesittung verbreitet habe, nach Ägypten, nach Asien und nach Griechenland. Um diese Zeit, er mochte achtzehn Jahre alt sein, las er zum erstenmal die Apokalypse und wurde lang von den unheimlichen und gewaltigen Visionen dieses Buches beherrscht. Immer wieder dachte er an Patmos, wo dem Propheten seine Offenbarung geworden war, kontrollierte die dürerischen Zeichnungen auf ihre Richtigkeit und trug im Geist den Erdboden der Insel Schichte nach Schichte ab, denn als wahrer Sohn Friedrich Quendels ruhte er nicht, eh' er das Älteste gefunden hatte. Ein Palast war es, tief unten, geschützt gegen jede Unbill, wartend auf ihn ...

Erwin zeichnete den Königspalast von Patmos, zuerst im Grundriß, dann mit Einzelheiten, immer reicheren, und ließ seine Phantasie fliegen. Halb barbarisch war der Stil. Üppigbuntes Goldemail umkleidete die Wände, Mosaik aus Lapislazuli, toll verschlungene Tiergestalten, bildeten den Fußboden. Es gab Sitze wie von hochbeinigen Stalaktiten getragen, aus Alabaster, mit Goldguß umkleidet. Gewänder lagen in den Truhen, rot, grün, gelb, edelsteinschwer. Die Geräte des Lebens waren Tiergliedern nachgebildet.

Mehr und mehr versank Erwin in diese Träumereien. Der Klang des Wortes Patmos regte ihm eine Welt auf, die immer voller wucherte, immer neue Ranken trieb. Nach einigem Zögern weihte er den Vater ein. Und dem alten Sammler war, als hätte sich im Sohne erfüllt, was er selbst nur unfertig und halb zu sinnen gewagt, wozu ihm die Kraft gefehlt hatte: nicht nur sammeln, was andere in der Erde gefunden haben — selbst finden, mit dem Spaten, mit der Phantasie! Jetzt saßen sie über Papierblättern und forschten mit heißen Wangen und leuchtenden Augen, wie sich das goldene Haus von Patmos, das ins vierte Jahrtausend zurückreichte, immer herrlicher und immer fremdartiger gestaltete. Sie begnügten sich nicht mehr mit Grundrissen und bunten Bildern, sie gingen ans Werk, formten Tonvasen, hämmerten aus Bronze kleine Amphoren, alles in dem phantastischen Stil, den Erwin erfunden hatte und der, von fern an lykische, ja an peruanische Plastiken erinnernd, ein unregelmäßiges Geranke von Tierleibern und -gliedern darstellte, hin und wieder von Menschlichem unterbrochen. Die Ornamentik war eine Kette südländischer Schmetterlinge, waren Libellen und Fliegen, Käfer und Eidechsen, alles schnörkelig stilisiert.

Die Patmier trugen sich nicht phönikisch

Digitized by Google

und nicht mykenisch-kretisch, die Hüte besonders hatten eine ganz charakteristische Form, nicht phrygisch überhängend, aber auch nicht chettitisch spitz, sondern hoch und zweizinkig. Herr Quendel sprach es aus, daß eine Entwicklungsgeschichte der Kopfbedeckungen noch immer fehlte.

So wurde der patmische Stil entdeckt, der, in der Erde vergraben, seit fast sechs Jahrtausenden seiner Auferstehung entgegensah.

In einer Nacht, da sie über Schrift und Sprache der Patmier in einem Meinungsaustausch begriffen waren und das Essen seit Stunden unberührt wartete, stürzte der tibetanische Buddha plötzlich vom Sockel und begrub den Vater unter sich. Erwin vermochte das schwere Stück nicht von der Stelle zu bewegen; als Hilfe kam, fand man Herrn Quendel, entsetzlich anzuschauen und schwach röchelnd, unter dem unversehrten Koloß. Gegen Morgen war er tot.

Der Verlust ging weder Semiramis noch der Tochter nah. Erwin jedoch war völlig verstört. Im Museum fühlte er sich jetzt so unheimlich, daß er es kaum mehr zu betreten wagte; und in den oberen Räumen war er längst ein Fremder. Cléo hatte einen Mann gefunden, der ebenso dachte wie sie, Erwin kannte ihn kaum, wußte nichts mit ihm zu reden; Freunde besaß er nicht, nur mit ein paar Gelehrten war er umgegangen und mit dem Goldschmied Vitus Eck, den er aber seit der Entdeckung der patmischen Kultur vernachlässigt, ja zur Kränkung des eifrigen Mannes sogar von den Sammlungen ausgeschlossen hatte. Wenn Erwin jetzt das Museum betrat, sah er nichts als den Buddha, der ihm den Vater und einzigen Freund getötet hatte. Mit untergeschlagenen Beinen saß er auf dem Erdboden, fühllos gegen Leben und Sterben. Er wußte nichts von Mensch und Welt und Leid.

Erwin unterzeichnete, wie es von ihm verlangt wurde, die Schriftstücke, die sich auf den Nachlaß bezogen, und ging auf Reisen. Er wollte Patmos sehen. Das Museum war ihm selbstverständlich zugefallen, aber außerdem nur eine unbedeutende Lebensrente, denn der Schwager hatte es so einzurichten gewußt, daß zu den Millionen, die im Museum staken, noch die Zinsen für alle die Jahre gelegt wurden, so daß bei der Teilung für Erwin kaum etwas blieb. Einen letzten Willen hatte Herr Quendel nicht hinterlassen.

Um Patmos zu erreichen, mußte Erwin in Scalanova ein Segelboot mieten. Er fand auf der kleinen menschenleeren Insel eine halb aufgegrabene und längst wieder verlassene Trümmerstätte, wahrscheinlich Reste aus der noch dunkeln Zeit der karischen oder der troisch-kykladischen Kultur des zweiten Jahrtausends. Erwin war darauf gefaßt gewesen, an Ort und Stelle eine Enttäuschung zu erfahren, denn ihm war Patmos längst das Land seines goldenen Hauses. Aber seltsam — die wenig bedeutenden Spuren alter Siedelung ergriffen ihn, er bat um die Erlaubnis, neue Untersuchungen anstellen zu dürfen, mietete Arbeiter und grub unter die offen liegende Kulturschicht. Er wollte endlich das finden, was ihm einzig galt, denn nach einem Zeugnis des schon einigermaßen Bekannten fragte er nicht.

Erwin ließ den ganzen Winter graben und verzehrte in dieser Zeit das Einkommen von zwölf Jahren. Alle Skizzen waren zur Hand, es kam darauf an, den Grundriß des goldenen Hauses festzustellen. Er weihte den intelligenten Griechen, der bei ähnlichen Untersuchungen schon mitgeholfen hatte und alle Arbeiten leitete, in seine Entwürfe und Hoffnungen ein, und der Mann fand kurz darauf die erste Wand des Palastes, bald auch die übrigen, soweit sie sich noch erkennen ließen. Er stellte mehr Arbeiter an, brauchte viel Geld, aber Erwin gab das Nötige und fuhr, als der Frühling kam, nach Hause zurück, um ein paar Stücke des Museums zu verkaufen und die Gegenstände, die er in Jahren angefertigt hatte, nach Patmos zu senden. Während seiner Abwesenheit nahmen die Arbeiten einen wunderbaren Aufschwung. Wiederholt trafen Telegramme seines Vertrauensmannes ein, die ihm neue Funde meldeten, und als Erwin wiederkam, wurde er triumphierend empfangen. Da standen die vier Mauern des goldenen Hauses, von dem Plan nur in wenigem verschieden, das Mosaik des Fußbodens war halb bloßgelegt, einige Wandverkleidungen und Reste von Inschriften in der noch unbekannten Sprache von Alt-Patmos traten hervor. Auf eigene Faust hatte der Grieche auch das Grab des Evangelisten und Apokalyptikers Johannes entdeckt, den Platz angekauft und eine kleine Wallfahrtstätte errichtet, von den Pilgern, die sich einfanden, erhob er eine bescheidene Abgabe. Jetzt verhandelte er mit Cook in Athen wegen der Bekanntmachung des Fundes und Herleitung des Fremdenstromes, aber Cook schenkte der Entdeckung vorläufig kein Vertrauen, zuerst mußte sie wissenschaftlich beglaubigt sein. Der Grieche stellte an Erwin das Ansinnen, durch eine Publikation das Grab des Apokalyptikers nachzuweisen, hatte er ihm doch seinen Palast ordentlich ausgegraben. Allein zu so zweifelhaften

Digitized by Google

Dingen gab sich Erwin nicht her, christliche Archäologie war nicht sein Fach; immerhin schrieb er ausführlich an Agostino in Madrid.

Er selbst widmete sich ganz seinen Entdeckungen und beschaffte die Summen, die nötig waren, um den Betrieb aufrechtzuhalten. Er bevollmächtigte den Schwager, wenn auch schweren Herzens, gewisse Stücke des Museums zu verkaufen; als erster ging der tibetanische Buddha dahin, der den Vater erschlagen hatte; der Pariser Louvre erstand ihn um dreißigtausend Franken.

Erwin hatte niemals in einer Fachzeitschrift etwas veröffentlicht, sein Name war den Gelehrten unbekannt. Jetzt griff er zur Feder und gab der Welt Kunde von der neu aufgefundenen patmischen Kultur. Das Aufsehen war ungeheuer. Stürck in Berlin wies sogleich auf eine wenig beachtete Stelle in seinem vor sechs Jahren erschienenen Werk über rhodische Funde hin — er hatte so etwas immer erwartet, endlich war die älteste asiatisch-europäische Schicht aufgedeckt! Und auch die Vermutung Quendels, daß diese Kultur in engerem, noch nicht geklärtem Zusammenhang mit dem Cheta-Volk stände, war zuerst ihm gekommen! Erwin reiste mit sechs Kisten Ausgrabungen heimwärts, ließ alles vervielfältigen und hielt Vorträge in mehreren Städten. Die Universität Breslau machte ihn zum Ehrendoktor, jener Lehrer der Geschichte, der ihm einst alle Fähigkeiten abgesprochen hatte, starb vorzeitig, als er solches erfuhr, denn er war ein Mann, der die Wissenschaft ernst nahm.

In den nächsten Jahren blieb Erwin daheim und empfing von Zeit zu Zeit Sendungen köstlicher Dinge aus Patmos. Alles war so, wie es hatte sein müssen, nur in einem Punkt gab es eine kleine Enttäuschung: es fanden sich nämlich weder goldene Gefäße noch goldener Schmuck, nur wertloses Material, wenn auch in der Form durchaus zufriedenstellend. Der Grieche verbrauchte Unsummen Geldes, ließ auch das Wallfahrtsgeschäft, das er im eigenen Namen betrieb, nicht außer acht; als eine englische Gesellschaft nach Patmos kam, um das Gefundene zu besichtigen und neue Grabungen anzustellen, bediente sie sich desselben fachkundigen Mannes und kehrte nach einem Jahr, reich mit schönen Dingen beladen und sehr befriedigt, nach London zurück. Doch aller Ruhm gebührte Erwin Quendel. Er wurde zum Mitglied der Britischen Archäologischen Gesellschaft ernannt, sein Bild erschien, von altpatmischen Ornamenten umrahmt, in den illustrierten Zeitungen. Nur ein Schmerz war dabei: daß sein Vater den Sieg der gemeinsamen Ideen nicht mehr erleben durfte!

Das Museum war verschwunden, Erwin saß in einer kleinen Mietwohnung und erforschte Schrift und Sprache der Patmier. Die beiden Zimmer waren mit Bruchstücken von Wandverkleidungen, mit Inschrifttäfelchen, mit Tonscherben und Bronzegefäßen angefüllt, neben seinem Bette stand der Sarkophag des Herrn Tutanchamen, denn von ihm wollte er sich nicht trennen. Vor der Autorität Erwin Quendels zweifelte niemand mehr an der königlichen Abkunft jener Mumie. Erwin beschäftigte sich jetzt mit der Zeitrechnung der Patmier und kam zu höchst merkwürdigen Ergebnissen: dieses Volk zählte nämlich nach neunjährigen Perioden und brachte jedes neunte Jahr um die Zeit der Sonnenwende den Meergöttern ein Tier als Opfer dar, das schon im zweiten Jahrtausend vor Christus ausgestorben zu sein schien und, nach Abbildungen zu schließen, an die Fledermäuse erinnerte. Erwin legte den Zoologen nahe, Überreste dieses Tieres zu suchen.

Indes wurde auf Patmos fortgegraben. An einer anderen Stelle hatten sich Trümmer eines Tempels mit ganz unbekannten und fremdartigen Götternamen gefunden, auch Reste bürgerlicher Wohnstätten. Die Bank in Konstantinopel sandte auf Erwins Rechnung allmonatlich einen großen, immer steigenden Betrag an den Leiter der Ausgrabungen, ein besonderes Schiff mußte bemannt werden, das Geld hinüberzubringen, denn es gab, den Anstrengungen des eifrigen Griechen zum Trotz, noch immer keine regelmäßige Verbindung. Gewissenhaft schickte der Mann alle seine Funde an Erwin, der nach und nach Besitzer von ganz Patmos (mit Ausnahme des Johannesgrabes) geworden war.

Erwin zählte fünfundvierzig Jahre, als er das große Werk über Sprache und Literatur — auch Überreste von Dichtungen waren entdeckt worden! — der Patmier herausgab. Jahrelang hatte er den Faden durch das Gewirr der seltsamen Zeichen gesucht, er hatte sich Tag und Nacht in Kombinationen erschöpft, die er wieder verwerfen mußte. Aber nun besaß er den Schlüssel. Die Sprache von Patmos mit ihren ganz neuartigen Wurzeln und Formen stellte ein Problem dar, das noch Generationen von Forschern Beschäftigung bieten mußte. Sie enthielt wohl Elemente des Alt-Ägyptischen und des Alarodischen, semitisch-phönikische Einsprengungen fanden sich, aber im ganzen bedeutete sie doch einen völlig neuen Typus

Digitized by Google

Bildnis von Frau Oskar Kimmich

Gemälde von Prof. Hanns Pellar

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

menschlicher Sprache. Philologen leckten sich schon die Lippen, als sie nur die vorläufigen Mitteilungen Erwins in den Fachblättern lasen.

Die Wohnung Erwins wurde ein Wallfahrtsort für alte Gelehrte und junge Studenten, bereitwillig zeigte und erklärte er jedem, der kam, seine Funde, machte kein Hehl aus dem, was noch unsicher war, äußerte seine Vermutungen über Zusammenhänge mit anderen Kulturkreisen, über den entscheidenden Einfluß von Patmos und Ägypten, Kreta und Mykene. Eines war gesichertes Ergebnis: die Patmier des vierten und dritten Jahrtausends — etwa 3800 bis 2600 — hatten eine unabhängige und eigenartige Hochkultur besessen, die nächste Arbeit der Wissenschaft mußte sein, die umliegenden Inseln zu durchforschen und die Ausstrahlungen dieser Kultur kennen zu lernen. Erwin trat bescheiden zurück, überließ es anderen, hier Neues zu finden. Sein Reich war Patmos.

Er war glücklich wie noch nie. Er arbeitete Tag und Nacht, lebte in der Welt, die seine Welt war, und wußte, daß die Erkenntnis Gewinn aus seinen Forschungen zog. Nur daß er keinen Menschen hatte, daß ihm ein verstehender Freund fehlte, wie es der Vater gewesen war, das träufelte Schwermut in sein Herz.

Um diese Zeit faßte Erwin eine tiefe Zuneigung zu der Tochter seiner Wirtin, die bei ihm aufräumte, nie etwas aus der Ordnung brachte oder gar zerschlug, das Essen versorgte. Und im Zusammenhang mit diesem Gefühl, einem Gefühl, das ihm zum erstenmal bekannt wurde, geschah es auch, daß er an seine wirtschaftlichen Verhältnisse zu denken begann. Er war arm. Die kostspieligen Publikationen hatten den letzten Rest seines Besitzes verschlungen, selbst die Mumie des Herrn Tutanchamen war schließlich in ein Prachtwerk umgewandelt worden, das die patmische Kultur in Abbildungen zeigte. Bis zuletzt hatte Erwin alle Hilfe von Staaten und Akademien abgelehnt, er allein wollte Patmos entdeckt, erforscht, dargestellt haben, sein Name und die heilige Insel seiner Jugendträume waren eines für immer.

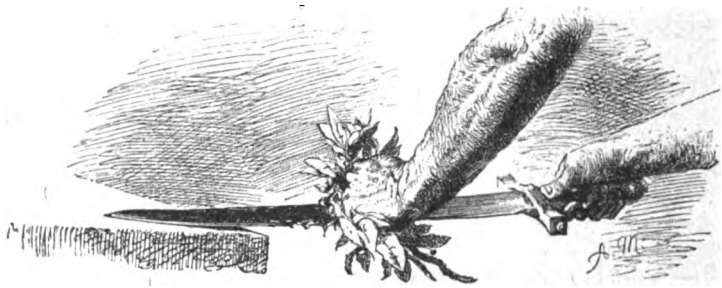
Aber wenn das bleiche, schon nicht mehr junge Mädchen durch die Stuben ging, kaum hörbar, gelind wie eine gute Fee — da wurde ihm seltsam ums Herz, anders als bei den schönsten Entdeckungen. Er träumte von Liebe und Eheglück, von einem friedlichen Heim und von einem Kind. Es kamen Stunden, wo er bedauerte, sein ganzes Vermögen der Wissenschaft geopfert zu haben. Er sah die hohen Bücher über Patmos an — über anderes hatte er niemals ein Wort geschrieben! — schön geordnet nach dem Jahr des Erscheinens standen sie nebeneinander, niemals geriet eines, wohin es nicht gehörte, niemals hatte sich eines auf den Kopf gestellt. Das war Annas Verdienst! ...

In dieser innerlich bewegten Zeit wurde die Frage an ihn gerichtet, ob er eine neu zu gründende Lehrkanzel für alte Geschichte, besonders aber für die Kulturgeschichte von Patmos, die die Welt ihm dankte, übernehmen wollte. Anfangs hatte Erwin ein Gefühl des Unbehagens. Eitelkeit war ihm fern, er wollte nicht Herr Professor sein und hatte schon früher einmal einen Orden abgelehnt. Und noch etwas regte sich jetzt, was er bisher kaum gekannt hatte, eine Ahnung zog durch seine Nächte, etwas wie Zweifel war manchmal da. Woher kam diese Insel, diese ganze Wissenschaft? Er sah sich im Museum des Vaters, Münzen, Krüge, Schmuck entwerfend, modellierend, schmiedend. Waren nicht die Gebilde, die jetzt seine Wohnung verschönten, von ihm selbst oder wenigstens nach seinen Mustern angefertigt worden? Und jener Grieche, der so schnell ein Apokalypter-Grab gefunden hatte — der stets fand, was seinem Auftraggeber erwünscht war? ...

Erwin atmete schwer. Er glaubte an seine Insel, er hatte ja das goldene Haus mit eigenen Augen gesehen — aber doch! Er konnte sich nicht bezahlen lassen! ...

Nach einer schlaflosen Nacht erhob er sich, entschlossen, die schöne Stellung abzulehnen. Er setzte sich zum Schreibtisch, nahm einen Bogen aus der Mappe. Da hörte er die leisen Schritte Annas, sah durch die halb offene Tür, wie sie die Tasse Tee mit Butterbrot hinsetzte, wie sie traumwandelndsicher zu der hohen Amphore ging, die er selbst gestern abend fortgerückt hatte, um die Inschrift noch einmal mit der Lupe zu untersuchen, wie sie das Stück zurechtschob, ohne daß ein Laut zu vernehmen war. Das Mädchen liebte ihn, sie glaubte an ihn wie an einen Gott, ihr Leben war ihm geweiht. Da tauchte Erwin Quendel die Feder ein und schrieb, daß er die Professur mit vielem Dank annehmen wolle und daß er glücklich sei, die von ihm gefundenen Erkenntnisse nach seiner Kraft weiterzutragen.

Digitized by Google



Kriegsende

Zwei Bilder von Hans Caspar v. Zobeltitz

Der 11. November

Von Mittag an Waffenruhe!

Durch den Draht wird es uns zugerufen.
Und wir wagen es kaum laut zu sagen.
Wir sind zu sehr gewohnt an Kampf und Tat.
— Waffenruhe!!
Das war ein Wort, von dem wir träumten,
das wir mit goldenem Glanze uns umsäumten,
das hehr und heilig klang. —
Jetzt schreckt es uns und macht uns still.
Etwas in uns ist hohl, ist krank. —
Die Sehnsucht nach der Heimat will in uns nicht brennen,
wie sie durch die Zeiten des Krieges in uns brannte.
Wir fühlen eine niegekannte Furcht in uns.
Wer hatte von uns allen je Furcht gefühlt?
Wir sahen tausend fallen und wieder tausend sich dem Tod bereiten...
Und nun ist Furcht in uns, wo die Gefahr zu Ende? —
Vergessen sollen wir, was war?
Und unsere Hände nun müßig halten
und still sie falten und beten:
„Schütze Gott, schütze vor Schmach und Spott,
schütze uns vor uns selbst!" — ? —

Waffenruhe!!
Einer spricht: „Wie wir vierzehn hinauszogen..."
Doch weiter kommt er nicht.
Irgend etwas ist ihm angeflogen, das macht ihn stumm,
er wendet sich um, denn es soll niemand sehen
wie seine Augen, die Feuer und Feind nicht scheuten, jetzt übergehen.
Er schämt sich vor den Leuten, die um ihn stehen
und sein Denken nicht erfassen,
die nur das Ende sehen,
aber nicht, was war — was wird,
die nur, vom Augenblick umschwirrt, sich gehen lassen.
Fernab bläst ein Hornist: „Das Ganze Halt!"
wie einst im Frieden beim Manöverschluß;
wir hören, wie verstimmt der Ton heut ist,
der durch den Herbsttag schallt.
„Das Ganze Halt!" — Es war...
Wann? — — Vor Tag und Jahr...
Wir sehn im Kreis uns um,
und Jahr um Jahr zieht jäh an uns vorbei:
der war im Osten, der in der Türkei,
der stand in Finnland und in Flandern der,
wir alle vor Soissons, Verdun und Lille —
In wenigen Männern steht der ganze Krieg,
der ganze Sieg — ? — hier um uns her!
Und viel — und viel blieb stumm. Wir sehn uns um!
„Waffenruhe!" Wie still es um uns ist!
Kein Schuß mehr, kein Pfeifen, kein Schlag,
es ist wie ein neuer Tag,
dessen Licht unsere Augen noch schmerzt;
und wir sind noch nicht genug beherzt, um hineinzusehen —
Stille, Stille um uns her,
und am Himmel kein Flieger mehr,
und keiner braucht sich mehr zu verstecken,
sich vor dem feindlichen Feuer zu decken,
es fliegt keine Kugel mehr.
Sie treten heraus aus dem Graben,
in dem sie seit Jahren gelegen haben,
und recken die Arme frei
und halten das Gewehr, als ob es ein Spielzeug sei —
es fliegt keine Kugel mehr!

Waffenruhe — und das Ringen vorbei!
— Wir können es noch gar nicht fassen,
wir sollen jetzt plötzlich vom Kampfe lassen,
sollen glauben, daß die ganze Erde voll Frieden werde,
daß vorbei der Krieg und vorbei die Ehre,
und daß dann alles wieder so wäre, wie es war –

Digitized by Google

Wann? Vor Tag und Jahr. —
Einst!
Einen Augenblick steht all unser Denken still.
Und es ist, als ob in uns etwas zerbrechen will.
Es ist doch wie ein Abschiednehmen,
als ob wir trotz allem Friedenssehnen
den Kampf liebgewonnen hätten
und die Gefahr und den Sieg!
Und die Arbeit, die uns mit tausend Ketten
mit dem Ringen verband,
und die Liebe, die heiße Liebe zum Vaterland!
„Waffenruhe!"
Es ist still in uns und ein schweres Fragen:
„Was wird — was wird?"
Wie werden wir's tragen,
wie können wir's tragen?
Wir stützen den Kopf in die Hände.
Waffenruhe!
Der Kampf ist zu Ende!

Der Rückzug

Heimwärts! —
Unser Herz hatte während all der Jahre
nichts anderes gedacht. Heimwärts!
Das war das wunderbare Hoffen,
ihm standen alle Wünsche offen,
das war unser letzter Gedanke bei Nacht,
das war unser Träumen in die Ferne,
auf dunkeler Wacht, wenn wir den Kopf über den Grabenrand hoben
und nach dem nahen Feinde sahen,
oder nach oben in die ewigen Sterne.
Das war unser erstes Sorgen Morgen für Morgen.
Wenn das Tageslicht, rot wie Rost,
aus Ost über das zerschlagene Land heraufkroch, —
und wir dachten es noch,
wenn die Sonne am höchsten stand. —
Haben wir in der Schlacht
je etwas anderes gedacht?
Knatterte nicht jedes Maschinengewehr
nur das eine — das eine: „Wiederkehr"?
Jede Kanone hat es gegellt,
jedes Krachen hat es geschrien,
der Eisenregen hat es ausgespien,
und der Sturm wie Flammenzeichen vor uns gestellt! —
Kampfzweck, Kampfsinn war uns dies Wort von Erz:
„Heimwärts!"
Nur manchmal in schwachen Stunden,
wenn das Ringen unmenschlich gewesen,
wenn wir den drüben zehnfach stärker gefunden
und dann die Toten zusammengelesen,
dann kroch uns die Frage an, eklig, — zweifelnd:
„Wie kehrst du heimwärts — Mann?"
In dunklen Stunden war manchmal ein Ahnen:
„Kehrst du wirklich heim mit den siegreichen Fahnen,
vor denen sich alle neigen,
kehrst du heim mit den Lorbeerzweigen
um Helm und Wehr?
Wie — Mann, wie wird deine Wiederkehr?"
Dann kam wieder das Kämpfen und wurde zum Sieg
und wußte die Frage, die in uns stieg und wuchs, zurückzudämpfen.
„Sieg!" schrien wir und griffen nach den Kränzen
und fühlten nicht, daß unter all dem Glänzen
für uns schon die Messer geschliffen wurden
— uns zur Not — zum Tod. —
Heimwärts!
Jetzt ist es da, was sehnsuchtsvoll immer das Auge sah.
Und nun bricht uns das Herz.
Heimwärts! —

Ein geschlagenes Heer drängt sich nach Osten zur Wiederkehr —
Straßen — Straßen! Kolonnen — Kolonnen,
lange Bänder, grau in grau,
die die hartfingerige Schicksalsfrau
für Deutschland gesponnen! —
Männer, Pferde, Waffen und Wagen,
endlos ziehen sie Schritt um Schritt,
und das Los, das sie kämpfend getragen,
zieht wie eine Wolke mit ihnen mit —
Wieder Wagen, Waffen, Geschütze,
ein ewiges Drängen durch Nächte, durch Tage,
die Räder knarren die eigene Klage:
„Was sind wir noch nütze?"
Die Männer, die in dem Kampfe gestanden,
in dem sie nicht die Erfüllung fanden,
halten die Faust in der Tasche versenkt,
und zwischen die knirschenden Zähne drängt sich ein Fluch:
„Zum Sterben waren wir gut genug, aber nicht zum Sieg!"

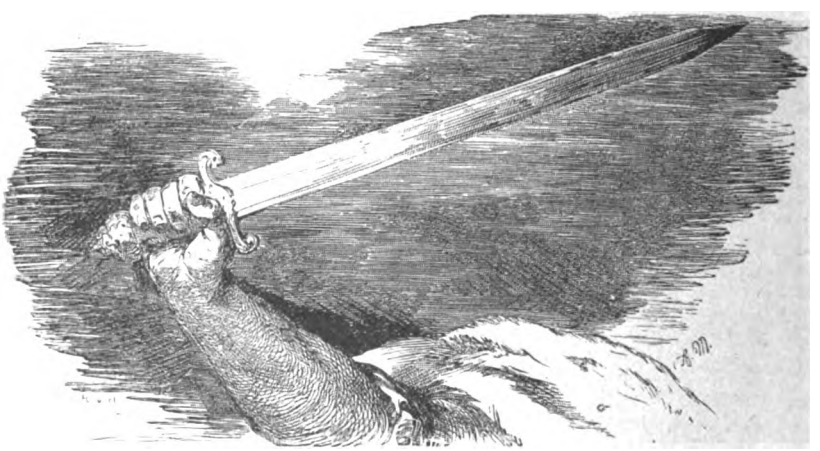
Durch Sonne geht es, durch Schnee, durch Regen,
durch Berge und Täler, durch Dörfer, durch Städte,
durch Wälder, durch Felder, auf Straßen, auf Wegen,
durch Tage, durch Nächte der Heimat entgegen —

Digitized by Google

Marschieren — marschieren — ruhelos — rastlos.
Und in den welschen Quartieren hängen aus jedem Haus
die bunten Lappen heraus:
blau-weiß-rot — schwarz-gelb-rot,
und sie grinsen uns an in unserer Not,
sie schreien uns an: Ihr seid besiegt!
Und jeder Lappen, der im Winde fliegt,
ruft uns unsere Schmach höhnend nach.
Vier Jahre hatten wir unsere Hand
machtvoll und kraftvoll auf diesem Land,
vier Jahre lag das bunte Tuch
heimlich gestreichelt im sicheren Verstecke,
und nun schleudert es uns seinen Fluch
herunter von jeder Straßenecke —
Schmach — Schmach, wie trägst du dich schwer ...
Weiter. Weiter wälzt sich das Heer,
Kolonnen, Kolonnen,
das graue Band, vom Schicksal gesponnen dem Vaterland.
Aber der Tritt ist noch fest,
Und das Heer noch ein Heer,
das sich nicht aus den Fugen reißen läßt,
trägt es auch schwer an der Last — an der Hast des Weges —
Lieder klingen auf und nehmen ihren Lauf durch die Reihen,
die alten Lieder, die stolzen Lieder
vom Krieg und vom Sieg, vom Kampf und von der Tat ...
Und die weichen dann — von der Heimat
und von dem Vöglein im Walde, das so wunderschön sang —
Da läuft mit einemmal die Sorge die Reihen entlang
und das Weh und die Frage, die Klage: „Heimat?!"

Was man schweigend sann, nun wird es laut und ist nah:
„Zu Hause — wie ist es zu Haus? Wie sieht es aus?
Was macht Frau und Kind?
Wer schützt, wer sorgt?
Ob sie elend sind?"
Fragen — Fragen —
Und kein Brief ist da, keine Nachricht kommt an, um etwas zu sagen —
Aber mit schwerem Flügelschlagen rauschen Gerüchte heran
von Blut und Bann, von Hader und Streit und Herzeleid
und von Raub und Mord im eigenen Land —
Keiner hat sie zuerst gekannt,
keiner zuerst gesagt.
Aber sie laufen auf schnellen Füßen fort,
sind hier und dort, sind überall,
stehen ungefragt Rede und drängen sich in die Reihen
und hängen sich in die Gedanken und tun,
als seien sie Wahrheit. Sie wachsen sich aus
und ranken sich um das Denken wie Kletten
und keiner will sich an sie ketten,
keiner will ihnen Glauben schenken.
Aber sie wispern sich laut und wispern sich fest,
daß keinen von allen die Sorge verläßt:
„Zu Hause? — Wie ist es zu Haus?"

Und wieder ein Marsch und wieder ein Tag.
Ob das Herz auch von Sorge schreit —
Langsam, ganz langsam ist der Stunden Schlag —
— Und — der Weg ist — weit —!
Kolonnen — Kolonnen —
Ein graues Band, vom Schicksal gesponnen dem Vaterland!!



Digitized by Google

Musizierende Damen. Gemälde von Paul Veronese im Museo Civico zu Verona

Das Hofkonzert

Von Dr. Valerian Tornius

Als in dem Sturmesbrausen der Novemberrevolution die Throne der deutschen Fürsten zusammenstürzten, zerbrach neben vielem längst überlebtem höfischem Zeremoniell doch auch manches Schöne und Wertvolle, ging vor allem eine gesellschaftliche Kultur zugrunde, die wie keine andere auf fest eingewurzelten Überlieferungen beruhte. Für den Geschichtsschreiber des gesellschaftlichen Lebens bedeutet darum dieser gewaltige Umsturz den Abschluß eines Zeitraums von großem Glanz und seltener Fülle überkommener Sitten, Bräuche und Umgangsformen. Mit Wehmut muß er Abschied nehmen von einer Welt, die jahrhundertelang wegweisend und tonangebend für eine vornehme Lebenshaltung war.

Das ist das Eigentümliche in unserer gesellschaftlichen Entwicklung, daß wir oft und gern in Gedanken und Wünschen zu ihren erstorbenen Einrichtungen zurückkehren. Wie häufig hört man zum Beispiel bedauern, daß wir keinen Salon mehr haben! Auch der Salon — diese Stätte gehaltvoller, Geist und Gemüt fördernder Unterhaltungskunst, die dem Geistesleben verklungener Zeitalter eine so reizende Note gab — gehört ja zu den überwundenen Dingen. Aber das Verlangen nach seinem Wiederaufleben ist unter fein kultivierten Menschen immer noch lebendig, obwohl unsere Zeit wohl kaum einen geeigneten Boden für ihn bietet. Und so wird man auch künftig verschiedenen Ausdrucksformen des höfischen Lebens, das wir augenblicklich zu Grabe getragen haben, nicht ohne innige Anteilnahme nachtrauern, insbesondere jenen, die mit Literatur, Theater und Musik in enger Verbindung stehen.

An den Osthängen des Apennin, gleichsam in der Mitte Italiens, liegt — etwa sechsunddreißig Kilometer von der Adria entfernt — auf einem ansehnlichen Bergkegel das Städtchen Urbino. Abseits von der großen Karawanenstraße der Italienpilger führt es ein unbeachtetes, meist nur dem Kunstforscher näher bekanntes Dasein. Darum verliert sich auch selten der Fuß eines Reisenden hierher. Wer jedoch sich entschließt, in Pesaro die Eisenbahnfahrt zu unterbrechen und dem kleinen Bergnest einen Besuch abzustatten, wird diesen Ausflug nicht bereuen. Ja, es werden ihm sogar später, wenn manche Eindrücke der Italienreise sich längst verwischt haben, jene wenigen Stunden, die der Geburtsstätte Raffaels gewidmet wurden, als besonders leuchtendes Ereignis in der Erinnerung weiterleben. Denn wohl keine der ehemaligen Renaissancestätten trägt heute noch die Züge stolzer Vergangenheit so gut erhalten zur Schau wie Urbino mit seinem prächtigen Kastell, das kühn und herausfordernd sich über die schwerfällige Stadtmauer hinauslehnt. Man mag das Schloß von außen und innen betrachten, immer wird man von ihm den Eindruck gewinnen, es sei die in Stein geformte lebensbejahende Weltanschauung der Renaissance, immer wird man auf die markante Persönlichkeit seines fürstlichen Erbauers Federigo Monteseltre hingewiesen, die Jahrhunderte aus dem Bereich dieser Mauern nicht wegzuscheuchen vermochten. Am überzeugendsten reden die inneren Räume. Wenn man die weitläufigen Säle durchwandert, das Auge an den unvergleichlich schönen Türen, Decken und Kaminen weidend, und von da allmählich in

Digitized by Google

das von Behaglichkeit und Schönheitssinn durchströmte Studiengemach des Herzogs gelangt, in dem er, von den Regierungspflichten ausruhend, seinen gelehrten Neigungen nachhing, wenn man mit nachfühlender Phantasie alle diese Räumlichkeiten nach den Überlieferungen verlebendigt, so spürt man hier deutlicher als irgendwo den Pulsschlag des Quattrocento.

Urbino war für die Renaissance das, was im 17. Jahrhundert das Hotel Rambouillet und im 18. Jahrhundert der Salon der Madame Geoffrin für Paris und was später Weimar für Deutschland bedeutete: eine Stätte geistiger Kultur, feinsten Geschmacks und edelster gesellschaftlicher Formen. Die Diskussionen, die der Graf Castiglione in dem herzoglichen Schlosse zu Urbino im Jahre 1507 stattfinden läßt, geben einen anschaulichen Begriff von Inhalt und Ausdruck der damaligen Geselligkeit. Mit geistreicher Rede und Gegenrede unterhalten sich hier eine Anzahl Damen und Herren unter Vorsitz der Herzogin Elisabetta, der klugen Schwiegertochter Federigos, über die notwendigen Eigenschaften des Hofmannes. An einem der Abende wird auch die Frage aufgeworfen, wie sich der Kavalier zur Musik zu stellen habe. Man kommt zu der Ansicht, daß er „außer sicherem Singen geschriebener Musik noch verschiedene Instrumente zu meistern" verstehen müsse, nicht nur, weil die Musik eine gute Erholung und ein treffliches Heilmittel der Langeweile sei, sondern weil man obendrein mit ihr die Damen vergnügen und gewinnen könne. Von den letzteren wird gleichfalls diese Kunstfertigkeit verlangt, aber nur auf solchen Instrumenten, die der Weiblichkeit wohl anstehen: Laute, Harfe, Klavier. In der Tat war der Musikunterricht einer der wichtigsten Bestandteile in der Mädchenerziehung jener Zeit. Ercole I. von Ferrara ließ seine Töchter von einem deutschen Geistlichen in Gesang, Lauten- und Klavierspiel unterweisen, damit sie bei Festlichkeiten die Gesellschaft mit ihren Darbietungen erfreuten.

Musik bildete einen wesentlichen Bestandteil der Renaissancegeselligkeit. Das verrät bereits die damalige Malerei. Wo nur irgendwie eine Gesellschaft geschildert wird, da pflegen auch gleich die Instrumente dabei zu sein. Auf unzähligen Bildern sieht man Personen musizierend oder wenigstens mit der Laute im Arm dargestellt. Bis in die rein kirchliche Kunst kann man diese Liebhaberei verfolgen. Es gab kaum einen Hof in Italien, der sich nicht Musiker hielt. Manchmal wurden sie sogar bei größeren Festlichkeiten von einem Hof an den andern ausgeliehen. In Urbino war schon zu Federigos Zeit ein ausgezeichnetes Hoforchester vorhanden. Dieser Herzog schwärmte geradezu für Musik, und merkwürdig, er, der große Kriegsmann, hörte am liebsten die Tenöre und gedämpften Instrumente. Auch während der Regierung seines Sohnes Guidobaldo bildeten Konzerte oft die Unterhaltung der stets zahlreich in dem gastlichen Schloß weilenden Gäste. Allein so vollkommen wie in Ferrara waren diese musikalischen Abende nicht. Ferrara gebührte in dieser Beziehung vor allen anderen Renaissancefürstenhöfen der Vorrang, hoben doch die Zeitgenossen hervor, daß die ganze Stadt abends von Gesang und Musik widerhalle. Die Estes legten viel Wert auf eine gute Kapelle, die bei allen möglichen Gelegenheiten konzertieren mußte. Besonders bevorzugten sie die Tafelmusik. Der alte Lionello ließ bei seinen Schmausereien mit den Humanisten zwischen wissenschaftlichen Erörterungen und schlüpfrigen Schwank-

Das Konzert. Gemälde von Ch. André van Loo (In der Ermitage zu Petersburg)

Digitized by Google

Das Konzert. Gemälde von Jakob van Loo. (In der Ermitage zu Petersburg)

Digitized by Google

Konzert bei der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, der Schwester Friedrichs des Großen

Tischplatte aus dem Besitz Friedrichs des Großen im Hohenzollern-Museum zu Berlin

Digitized by Google

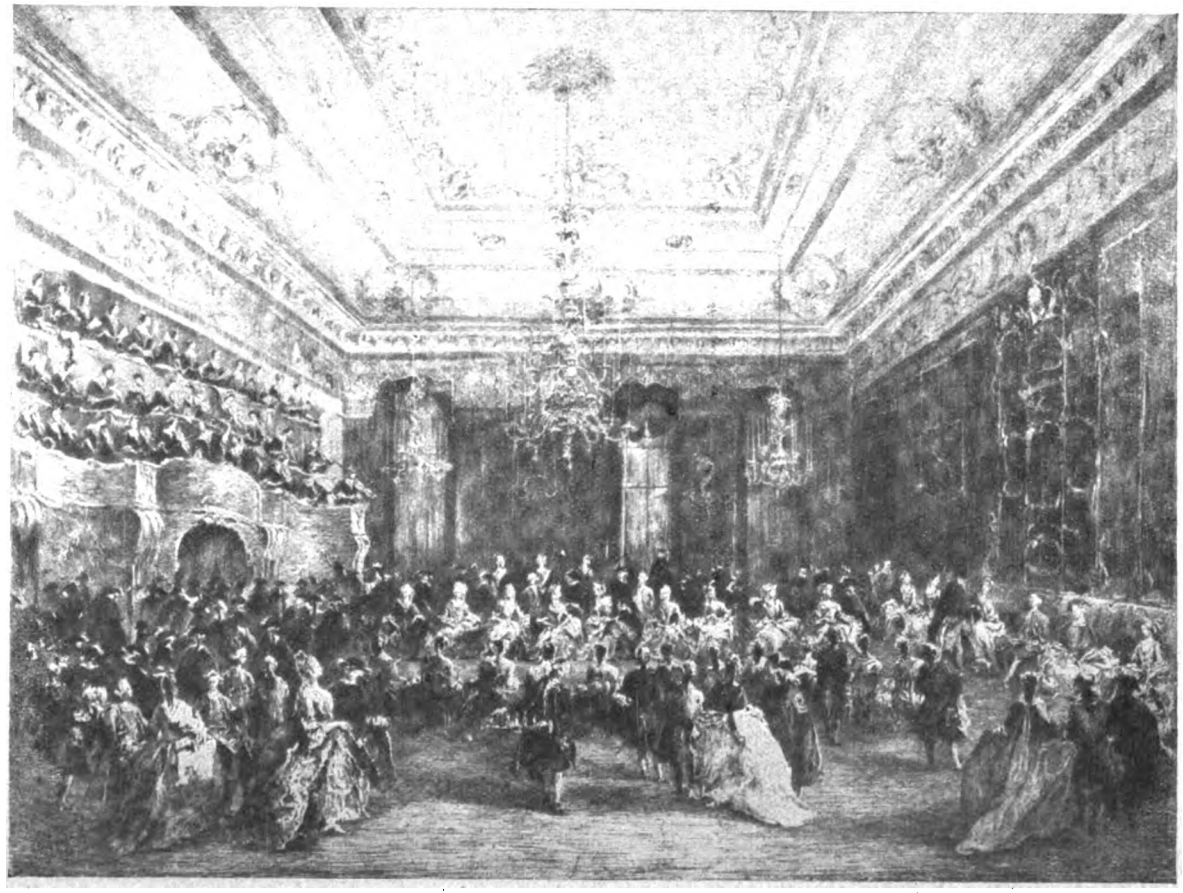
Le concert agréable. Stich von C. N. Varin nach Lafrensen

erzählungen zur Abwechslung Flötenstücke einflechten. Ercole II. gab einmal zu Ehren seiner jungen Gemahlin Renate di Francia ein musikalisches Bankett, dessen Speisenfolge ebenso reichhaltig war, wie das gleichzeitig gebotene Konzert. Beim ersten Gang, der zehn Gerichte zu je fünfundzwanzig Schüsseln enthielt und mit Trompetenstößen aufgetragen wurde, sang Madonna Dalida, von einem vortrefflichen Quartett begleitet. Dann wurden noch sechsmal je zehn verschiedene Gerichte auf fünfundzwanzig Schüsseln aufgetragen, und jeder Schüsselreihe folgte ein neuer musikalischer Genuß. Unter Alfonso II. erreichten die Hofkonzerte in Ferrara ihre Höhe. Der Herzog, der auch komponierte, mühte sich selbst eifrig um ihr Gelingen. Da es Schwierigkeiten kostete, die genügende Anzahl Sänger zusammenzubringen, erwirkte er von den Prioren der umliegenden Klöster die Erlaubnis, Mönche mitsingen zu lassen. Diese mußten nur, um ihre geistliche Würde äußerlich unkenntlich zu machen, einen schwarzen Mantel über ihre Kutte ziehen. Im Schlosse waren zwei Zimmer eigens für die Proben bestimmt und mit verschiedenen Instrumenten zur freien Benutzung der Musiker ausgestattet. Der Ruf dieser Hofkonzerte verbreitete sich weit über die Grenzen Italiens. Aus aller Welt strömten die Tonkünstler herbei oder schickten ihre neuesten Kompositionen, um sie unter der tüchtigen Leitung Luzzascho Luzzaschis aufgeführt zu wissen.

Das Orchester war, an dem gegenwärtigen gemessen, natürlich noch recht dünn, aber im wesentlichen hatte es schon die heutige Besetzung. Es bestand aus den Saiteninstrumenten liuto (Laute), viola, lira oder cetra, arpicordo oder clavicembalo und aus den Blasinstrumenten, und zwar aus solchen mit einem „fiato naturale", als da sind flauto (Flöte), cornetto (Jagdhorn), tromba (Trompete), piffero (Pfeife), piva (Sackpfeife) und zampogna (Dudelsack) und aus solchen mit einem „fiato artificale" — organo (Orgel). Die Mitglieder waren zum Teil Ausländer — Deutsche, Franzosen, Flamen. In Mantua, am Hofe Isabellas, wurde das Orchester sogar ausschließlich von Juden gebildet, wie überhaupt die Juden in jenen Tagen als Sänger und Musiker, selbst beim Vatikan,

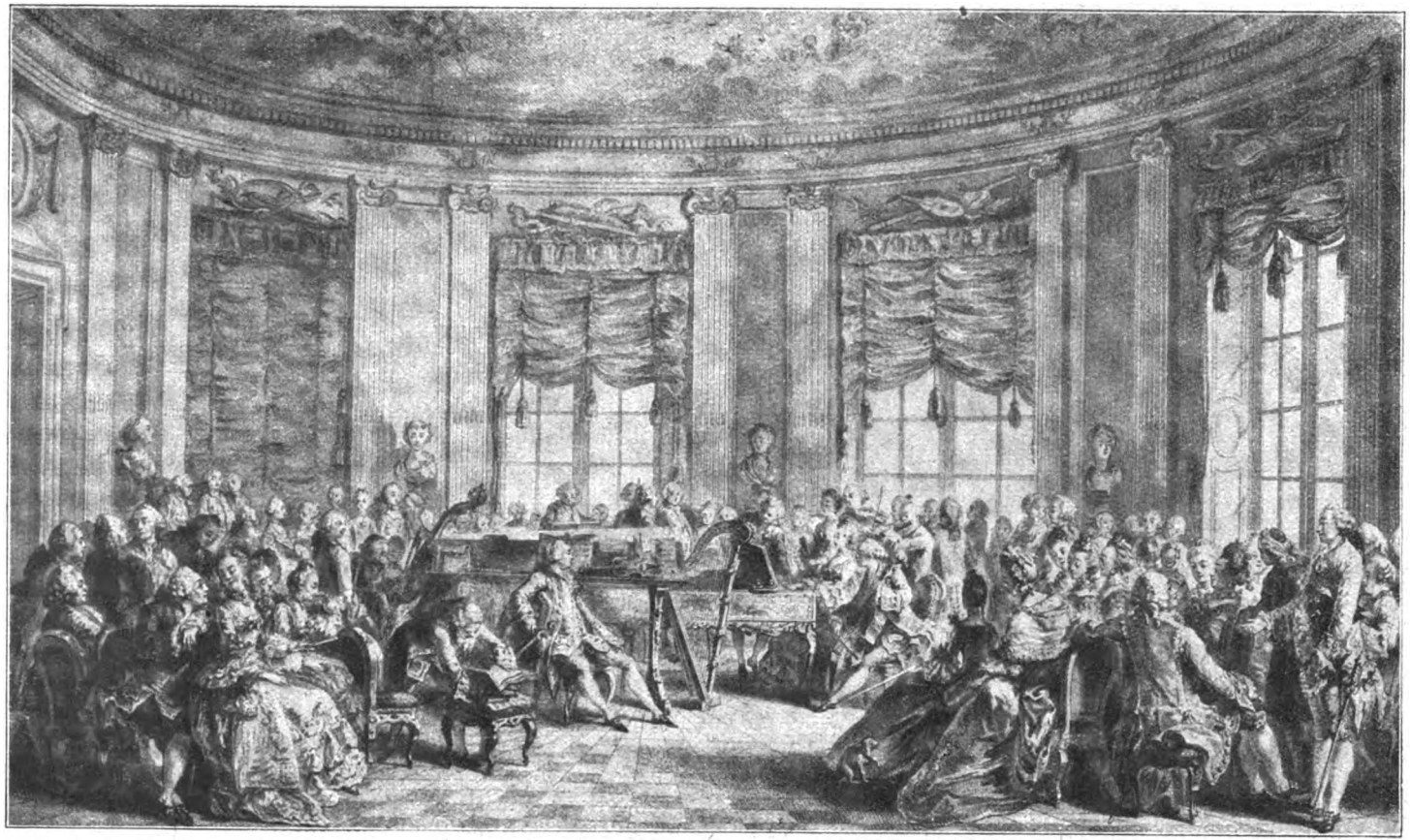
Im Musiksalon. Gemälde von Anton de Peters
Im Wallraf-Richartz-Museum zu Cöln

Digitized by Google



Venezianisches Galakonzert. Gemälde von Francesco Guardi in der Älteren Pinakothek zu München
Wiedergegeben nach der Radierung von Prof. Peter Halm

Digitized by Google



Das Konzert. Stich von A. J. Duclos nach A. de Saint-Aubin

Digitized by Google

Der junge Mozart am Hofe der Kaiserin Maria Theresia 1762, vorgestellt vom Erzherzog Joseph
Gemälde von Eduard Ender, Stich von Koch. Hier veröffentlicht mit freundlicher Bewilligung der Administration des Mozartmuseums in Salzburg als Besitzerin des Originalstiches

keine unwesentliche Rolle spielten. In erster Linie war es Aufgabe des Orchesters, bei den Theateraufführungen mitzuwirken, denn Dichtung und Musik gingen während der Renaissance Hand in Hand. Wie jedes Sonett oder Madrigal, das Tasso, Ariost oder Guarini dichtete, sofort seine Vertonung fand, so erhielt jede Komödie ihre musikalischen und pantomimischen Zwischenspiele. Diese waren fast wichtiger als das Stück selbst und stellten Tanzbilder mythologischen Inhalts dar, die von idyllischen Orchesterklängen begleitet wurden. Neben solcher Theatermusik pflegte man an den Höfen das Streichquartett, welches Castiglione die „anmutigste und köstlichste" Musik nennt.

Musikalische Unterhaltung. Aquarellierte Federzeichnung von Joh. Eleaz. Zeisig in der Kupferstichsammlung des Königs Friedrich August von Sachsen

Mehrstimmiger Gesang war weniger beliebt, wenigstens außerhalb Ferraras, wo Luzzaschi einen großartigen Chor von Herren und Damen der ersten Gesellschaft begründet hatte, zu dem Tarquinia Molza, die von Tasso angeschwärmte Gräfin Leonora Sanvitale di Scandiano und andere angesehene Persönlichkeiten gehörten. Der Sologesang zur Laute oder zur Violine hatte mehr Beifall, „weil sich die ganze Süßigkeit gleichsam auf einen einzigen Ton vereinigt, wodurch das Ohr mit viel leichterer Auffassung die Schönheit und die Melodie empfindet, als wenn es zu gleicher Zeit auf mehrere Klänge zu achten hat" (Castiglione). So war denn auch die Renaissance

Digitized by Google

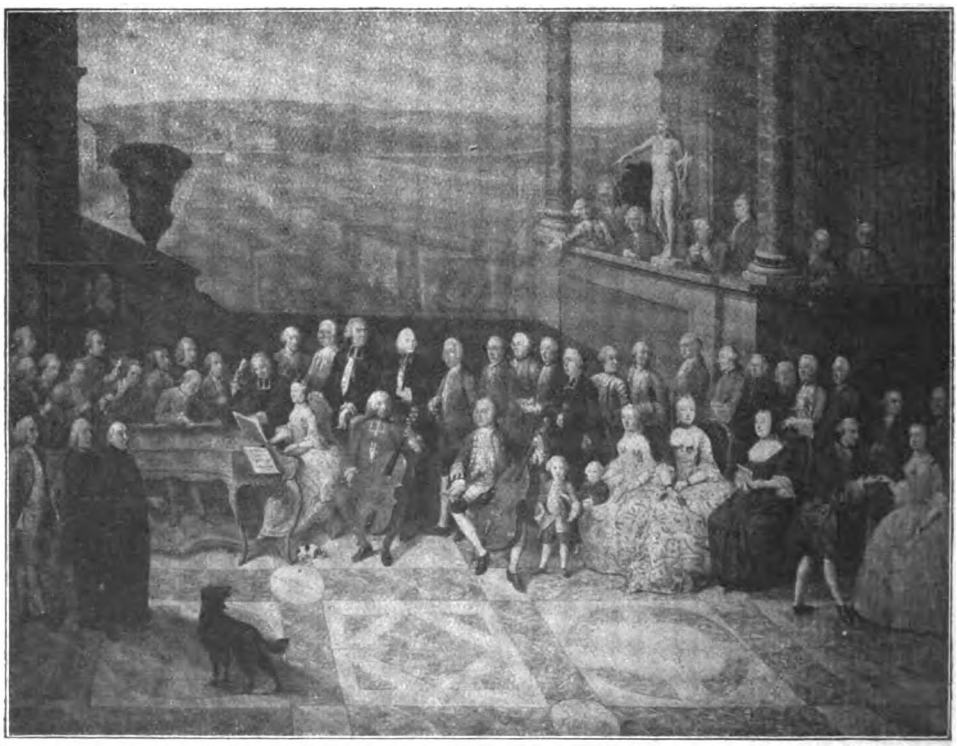
Konzert am Hofe Friedrichs des Großen. Gemälde von Adolf Menzel in der Nationalgalerie zu Berlin
Hier veröffentlicht mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

Digitized by Google

eine Blütezeit der Solosänger. Fast an jedem Hof glänzte irgendein Sänger, der ein fürstliches Gehalt bezog und mit Ehren und Würden überschüttet wurde. Als Dorado der Sänger galt der Vatikan zur Zeit Leos X. Dieser musikliebende Mediceer hat — wie aus den päpstlichen Kassenbüchern hervorgeht — die größten Summen für Musiker und Sänger ausgegeben. Und er beschenkte sie nicht nur mit Geld allein, sondern bekleidete sie mit hohen kirchlichen Würden, verlieh ihnen einträgliche Pfründen und erhob einzelne, wie zum Beispiel den jüdischen Lautenspieler Giannario, in den Grafenstand. Einer seiner besonderen Lieblinge war der Sänger Bidon da Asti. Aber seine Leistungen verblaßten, verglichen mit dem Gesang Bernardo Accoltis, obgleich Castiglione von ihm behauptete, daß er durch seine Stimme die Zuhörer so erhebe, daß ihr Geist gewissermaßen in den Himmel entrücke. Wenn Accolti aus Arezzo, der wegen seines göttlichen Gesanges allgemein „unico Aretino" genannt wurde, im Vatikan auftrat, strömten selbst ungebetene Gäste herbei, auch Leute aus dem Volke, um an dem seltenen Genusse teilzunehmen. Meist improvisierte er zuerst irgendein graziöses Sonett. Dann ergriff er die Laute und sang mit wunderbar weicher, allmählich anschwellender Stimme einen Hymnus auf die Mutter Gottes. Mit angehaltenem Atem horchten alle Zuhörer dem herrlichen Gesang, und wenn er geendet hatte, wollte der Beifall kaum enden.

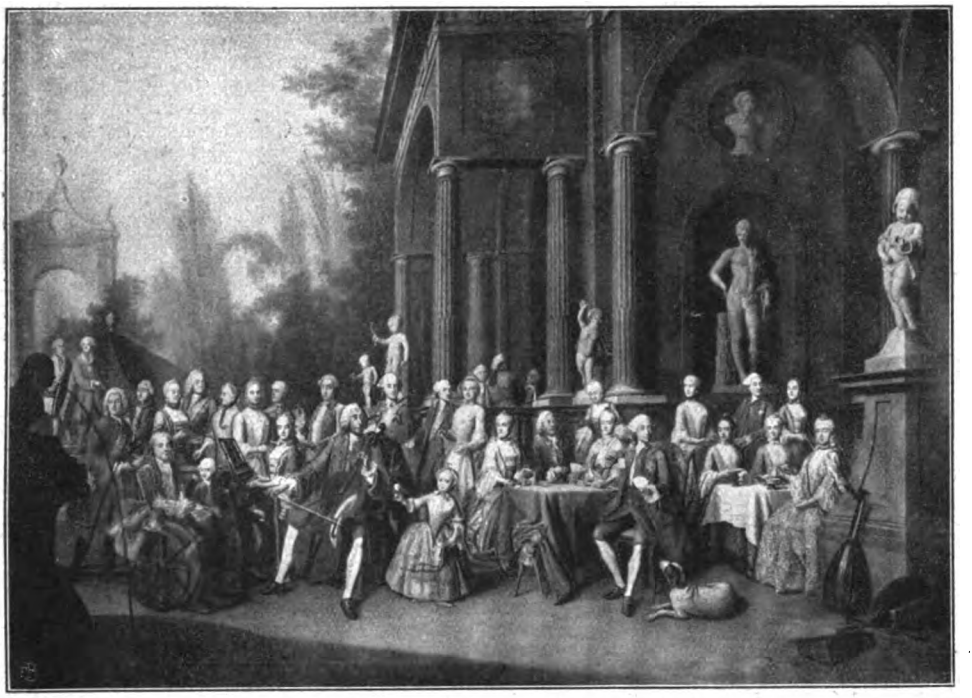
Bis tief in die Nacht pflegten den Vatikan die Klänge der Musik zu erfüllen. Gesänge wechselten mit Orchesterdarbietungen ab, auf ernste Musik folgte heitere. Der Papst saß, ohne der bunten Menge zu achten, und hörte schweigsam zu. Selbst wenn Mitternacht längst vorüber war und die Gäste auf Geheiß Seiner Heiligkeit sich zurückgezogen hatten, träumte er noch zuweilen gesenkten Hauptes und mit geschlossenen Augen im Sessel eine Weile vor sich hin, völlig hingegeben den Tönen, die er mit leiser Stimme begleitete.

Es währte eine geraume Zeit, ehe die feinen Formen der Geselligkeit, die in Italien schon während der Renaissance zur Herrschaft gelangt waren, auch im übrigen Europa eine Heimstätte fanden. Der grobe Umgangston, die Verrohung und Verwilderung der Sitten, die als Begleiterscheinungen der vielen Kriege auftraten und namentlich in den von ihnen in Mitleidenschaft gezogenen Landen ihren zersetzenden Einfluß bis in die höchsten Kreise ausübten, standen hindernd der Entfaltung einer gesellschaft-



Hofkonzert am Kurfürstlich Bayerischen Hofe zur Zeit Max Josephs
Gemälde von Paul Joseph Delcloche im Bayerischen Nationalmuseum zu München

Digitized by Google



Kurfürst Max Joseph von Bayern und Gefolge bei einer musikalischen Unterhaltung
Gemälde von P. P. Horemans in der Residenz zu München

lichen Kultur im Wege. Frankreich erholte sich zuerst und wurde allmählich nicht nur in Kunst und Mode, sondern auch auf dem Gebiet vornehmer Sitten Europas Führerin. Begünstigt wurde dieser Aufstieg durch die verwandtschaftlichen Beziehungen des französischen Königshauses zu den Mediceern. Florenz galt jedenfalls in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts als die vornehmste Pflegestätte gesellschaftlicher Kultur, und von hier aus mag manche Anregung ausgegangen sein, die in Paris freundliche Aufnahme fand.

Über die Hofkonzerte Ludwigs XIII. berichtet die Herzogin von Montpensier in ihren Memoiren: „Dreimal in der Woche hörten wir das Konzert, das die Kammermusiker des Königs gaben; die meisten Melodien waren von ihm komponiert, oft machte er auch selbst die Worte dazu, und der Gegenstand war niemals jemand anders als die Frau von Hautefort." Auch das Fräulein von Scudéry gibt in ihrem Roman „Grand Cyrus" die Schilderung eines solchen Hofkonzertes. Man sieht, es handelte sich dabei um zeitweilige eitle Spielereien eines gekrönten Liebhaberkomponisten, nicht, wie bei den „soirs d'Appartements" in Versailles, die sein Sohn veranstaltete, um rauschende Vergnügungen, die nur dazu ins Werk gesetzt wurden, um den Glanz und die Pracht des Hofes zu steigern. Dort erhob man die Musik in der Tat zu einer bis dahin noch nicht gekannten gesellschaftlichen Wertschätzung. Ohne einleitende Musik schien eine Abendunterhaltung undenkbar. Sie bildete gewissermaßen die Ouvertüre zu der bevorstehenden Geselligkeit. Und die Musikfolge? Sie war sehr vielseitig. Manchmal kamen ganze Opernakte zur Aufführung; dazwischen gab es Duette zwischen Flöte und Gitarre, Chöre, Stücke aus Opern, Einzelgesänge, hauptsächlich Kompositionen von Quinault und Lully, deren rührselige, nervenkitzelnde Weisen die Hofgesellschaft in Entzücken versetzten, die Kavaliere zu schwärmerischem Augenaufschlag hinrissen und den Damen gefühlvolle Tränen entlockten. Später freilich, als der Sonnenkönig alterte, war das anders. Da wollte er nichts mehr von Quinault und Lully wissen, da verbarg er sich in dem Boudoir der Maintenon und pflegte mit ihr Andachts- und Bußübungen oder sang mit den Patres fromme Psalmen, während die Gesellschaft in den Spiegelsälen dem Kartenspiel noch als einzigem Vergnügen frönte.

Gute Musik konnte man im 17. und 18. Jahrhundert in Versailles ebensowenig hören wie an den meisten damaligen deutschen Fürstenhöfen. Dazu mußte man zu Crozat gehen, wo die berühmten Konzerte degli Paganti stattfanden, die Madame de Prie, eine der einflußreichen Schönen der Regentschaft begönnerte, und die Watteau durch eine seiner letzten Federzeichnungen unsterblich gemacht hat, oder in den Salon des Temple, wo die reizende Geliebte des Prin-

Digitized by Google

zen von Conti, die Gräfin Boufflers, die Honneurs machte, wo Jélyotte seine herrliche Stimme ertönen ließ und wo der Knabe Mozart mit seinem Spiel alle Anwesenden begeisterte; oder zu den Abendunterhaltungen im Hotel Loubert, deren Zauber man vielleicht am besten nachempfindet, wenn man Saint-Aubins „Konzert" betrachtet; oder schließlich — um auch ein Beispiel aus dem Ausgang des Rokoko zu wählen — in den bescheidenen Zimmern der Malerin Vigée-Lebrun, wo man aus Ermangelung von Stühlen auf dem Fußboden Platz nahm, aber alle Unbequemlichkeit über den musikalischen Genüssen, die einem geboten wurden, vergaß, denn hier spielten berühmte Komponisten wie Grétry und Sacchini Bruchstücke aus ihren Opern vor, sang Garat, dessen biegsame Kehle keine Schwierigkeiten kannte, Gluck so vollendet, daß die Gluckisten (die Anhänger Glucks) in hellem Enthusiasmus jubelten, und die Piccinisten (die Anhänger Piccinis) nicht wußten, wie sie ihrem Ärger Luft machen sollten.

Niemals ist vielleicht so viel bei Hofe und in Privathäusern musiziert worden wie in jenen Tagen galanter Schäferromantik. Boudoirs, Säle, Parks und Gärten hallten wider von Gesang und Lautenklängen. Wem die Natur eine gute Stimme versagt hatte, der suchte auf irgendeinem Instrument Fertigkeit zu erlangen. Die Damen bevorzugten Laute und Harfe, nicht bloß aus Liebhaberei, sondern auch aus Eitelkeit: weil der Arm dabei so schön ins Licht gesetzt und das Spiel der Hand so hübsch zur Schau gestellt wird — wie wir das auf den Gemälden von Zeisig und Peters beobachten können — und weil das Gesicht mimisch den Schmelz der Töne begleiten kann. Die Herren wagten sich außerdem an jene Instrumente, die Minerva und Alkibiades verabscheuten und die noch Castiglione seinem Cortegiano untersagte, zum Beispiel an die Flöte. Man denke nur an Friedrich den Großen, der es im Flötenspiel zur Meisterschaft brachte, oder an Goethe, der sich freilich keine vollendete Fertigkeit auf diesem Instrumente aneignete, aber doch es soweit beherrschte, daß es ihm und anderen Freude bereitete.

Jetzt nimmt sich auch die Malerei und Stecherkunst der musikalischen Unterhaltung mit Vorliebe an und läßt sie zum Auge des Beschauers sprechen. Entzückende Salonszenerien werden dadurch auf die Leinwand gezaubert oder mit geschickter Hand in die Kupferplatte gestochen. Bald ist es ein reizendes Boudoiridyll, wo einige Freundinnen versammelt sind, um vielleicht irgendeine Arie von Dittersdorf oder Reichardt zu probieren; bald belauschen wir ein ländliches Konzert im Schatten eines lauschigen Waldwinkels; bald wird uns, wie bei Peter Jakob Horemans, eine Hofgesellschaft vorgeführt, die sich im Freien an musikalischen Darbietungen ergötzt; bald werden wir in einen blendenden Saal geleitet, wo weniger die Kunst als der Kleideraufwand alles beherrscht; kurzum jeder zu einer malerischen Gestaltung sich eignende Vorwurf wird von den zeitgenössischen Künstlern ausgenutzt und mit Pinsel oder Griffel festgehalten.

Die Rolle, die verschiedene Salons auf musikalischem Gebiet zur Zeit des Rokoko in Paris spielten, fiel in Wien einigen Fürstenhäusern zu. Die angesehensten österreichischen Kavaliere, wie die Schwarzenberg, Thun, Esterhazy, Lobkowitz und Kinsky, hatten alle ihre eigenen Orchester. Da die nichttheatralische Musik äußerst selten der Öffentlichkeit dargeboten wurde, so war ihre Pflege fast ausschließlich auf diese Privatkapellen beschränkt. Jeder Fürst hatte sozusagen seinen Hauskomponisten, dessen Werke er durch seine Musiker aus der Taufe heben ließ. So wurden beispielsweise von der Esterhazyschen Kapelle die meisten Instrumentalwerke Haydns zum erstenmal aufgeführt. Auch manches Trio oder Quartett Mozarts und Beethovens ist auf diese Weise zuerst einem größeren Kreise bekannt geworden. Die Stellung des Komponisten seinem fürstlichen Auftraggeber gegenüber war durchaus nicht beneidenswert, ja zuweilen artete sie sogar in eine Abhängigkeit aus, die der eines Bediensteten gleichkam. Wer ein Bild von diesen Zuständen gewinnen will, der lese Dittersdorfs Selbstbiographie. Obgleich er bei einem ausgezeichneten Fürsten, dem Feldmarschall Friedrich, Prinzen von Sachsen-Hildburghausen, angestellt war, einem Musikfreunde von hervorragender Bedeutung, dessen Freitagskonzerte in Wien zu den wertvollsten künstlerischen Ereignissen gehörten, so mußte er doch einmal vierzehn Tage Arrest, jeden vierten Tag bei Wasser und Brot, verbüßen, weil er sich ohne Erlaubnis aus Wien entfernt hatte. Haydns Stellung bei Esterhazy war auch nicht viel entfernt von der eines Kammerdieners, waren doch in seiner Anstellungsurkunde Vorschriften über Aufführung, Haltung, Sauberkeit und Kleidung enthalten, wie sie sonst nur von einem Lakaien verlangt werden. Und was schließlich Mozart am Bischofshof zu Salzburg alles erdulden mußte, ehe er seinem Käfig entrann, ist allgemein bekannt.

Die eigentliche Hofmusik hat für die Entwicklung des Konzertlebens bis ins 19. Jahrhundert kaum etwas beigetragen. Eigene Hauskapellen haben die verschiedenen regierenden deutschen Fürsten schon gegen Ausgang des Mittelalters besessen. Sie bestanden aus Sängern, die zu „Kantoreien" vereinigt und von einem „Singmeister" angeführt waren. Erst allmählich wurden auch Instrumentalmusiker herangezogen. Diese sowohl wie die Sänger pflegten meist Lakaien zu sein, die ihre Dienstleistungen zwischen häuslichen Verrichtungen und musikalischen Darbietungen teilten. Während im 16. Jahrhundert die Tätigkeit der Hofkapelle noch vorwiegend sich auf die Mitwirkung bei

Digitized by Google

Hofkonzert in Ismaning (1773). Gemälde von Peter Jakob Horemans im Bayerischen Nationalmuseum zu München

Digitized by Google

gottesdienstlichen Handlungen erstreckte, war sie im 17. Jahrhundert fast ausschließlich für weltliche Dienste bestimmt. Tafelmusik und Serenaden bildeten die einzigen Konzertarten, die man in jener Zeit an den deutschen Höfen kannte. Selbst die Wiener Hofkapelle erfüllte hauptsächlich Paradezweck. Wenn der Kaiser zum Reichstag oder zur Krönung reiste, so mußte sie ihn begleiten und zur Erhöhung des festlichen Aufwands beitragen. Und als, nach dem Vorbilde von Versailles, das Interesse für die Oper an den deutschen Fürstenhöfen erwachte und einer den andern in prunkvoller Ausstattung der Aufführungen zu übertreffen suchte, unterdrückte das Theater vollends Orchester und Sänger. Für Konzerte war weder Neigung noch Lust vorhanden, es sei denn, daß irgendein berühmter Kastrat in die Residenz kam. Solche Virtuosen fanden jederzeit bereitwilligst Zutritt zu den Unterhaltungen, und eine vornehme Gesellschaft klatschte ihnen gern Beifall.

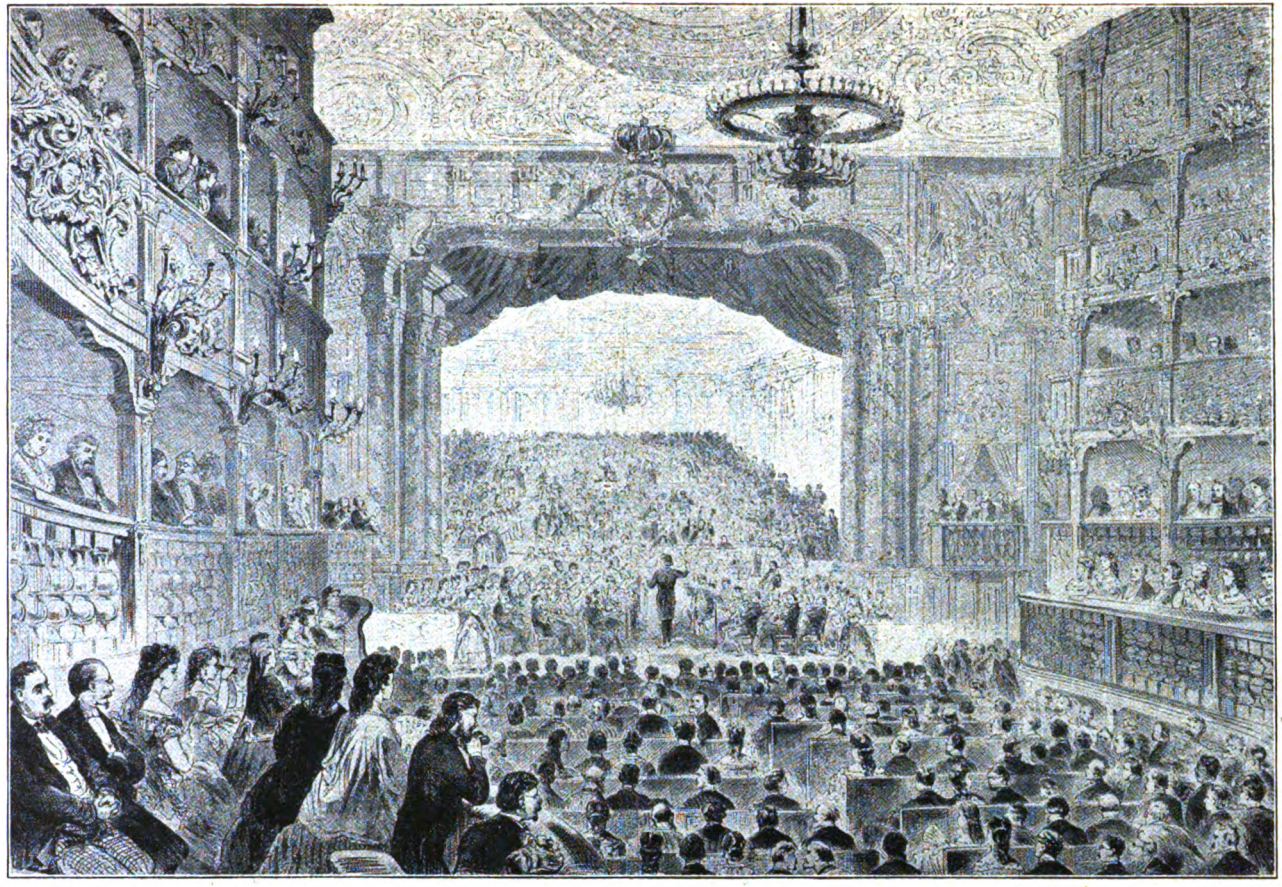
Dort allerdings, wo sich unter den Mitgliedern der Fürstenhäuser musikverständige Prinzen und Prinzessinnen befanden, blühte noch im stillen die Pflege edler Kunst. Erinnert sei an die sogenannte „Harmoniemusik" in Wien, die der Erzherzog Maximilian in seinem Palais pflegte. Ein kleines Orchester aus Blasinstrumenten spielte hier vor erlesenen Gästen Kompositionen zeitgenössischer Meister. Der spätere Berliner Hofkapellmeister Reichardt hatte einmal Gelegenheit, einer solchen Mittagsaufführung beizuwohnen, die nicht ohne Eindruck auf ihn blieb. „Stimmung, Vortrag, alles war rein und übereinstimmend," berichtet er, „einige Sätze von Mozart waren wunderschön." Nur der Kontrafagottist ließ etwas lange auf sich warten, doch es stellte sich heraus, daß er bei der Prinzessin „die heilige Messe noch zu schlagen hatte", denn in seinem Nebenberuf versah er das Organistenamt in der Hauskapelle jener Fürstin.

Erinnert sei ferner an jene Sonnabendkonzerte, die Anna Amalia in ihrem Wittumspalais veranstaltete. Obzwar das Orchester nur aus acht Hoboisten bestand — später wurden noch Geiger und Flötenspieler gewonnen — so brachte es doch recht beachtenswerte Leistungen hervor. Ernst Wilhelm Wolf und Anton Schweitzer sorgten mit zahlreichen selbst komponierten Klavierstücken, Symphonien und Solos immer für Abwechslung im Programm. Noch heute durchschreitet man mit andächtigem Erschauern den kleinen behaglichen, in matter, graugrüner Farbe gehaltenen und in einem traulichen Halbdunkel schwimmenden Musiksalon im Wittumspalais. Das Fortepiano steht noch wie an jenen Abenden, als Kammersänger Grave die jugendliche Henriette von Egloffstein begleitete oder Corona Schröter, die ‚schöne Krone', Rousseaus neueste Lieder sang und durch die weiche, sanfte Stimme, die ihrem ebenmäßigen hellenischen Antlitz entströmte, alle Zuhörer, vor allem die Herzogin-Mutter, bezauberte. Zuweilen, in Stunden, in denen Anna Amalia die Einsamkeit suchte und sich allein überlassen bleiben wollte, drangen auch Lautenklänge aus ihrem Musikzimmer in die Nachbarräume. Dann schwelgte sie selbst im Reich der Töne und improvisierte niedliche, muntere Melodien, die wie Erinnerungen aus dem verklungenen Rokoko klangen und von jenem blühenden Arkadien Watteaus erzählten, das ihre Kindheit mit seinen Schäferweisen umspielt hatte und das sie noch immer als ihre Heimat betrachtete. Ungemein anheimelnd müssen ferner die Kammermusikabende in Ettersburg gewesen sein, wohin Anna Amalia, wenn sie sich im Sommer auf etliche Wochen nach dem entzückenden Lustschlößchen zurückzog, den Violinisten Kranz und noch andere Hofmusiker beschied und wo dann, wie Wieland berichtet, „geklimpert, gegeigt, geblasen und gepfiffen wurde, daß die Engel im Himmel ihre Freude daran hatten".

Aber alle diese fürstlichen Musikliebhabereien wurden doch an Reiz übertroffen von den kleinen Konzerten, mit denen Kronprinz Friedrich in Rheinsberg seine Gäste unterhielt. Die Gesellschaft setzte sich nur aus wenigen Personen zusammen, allein jede stellte etwas vor. Da sah man das fesselnde Edelmannsantlitz des Grafen Keyserlingk, des bei Voltaire in Cirey vielgefeierten Gastes, den kleinen Abbé Jordan, den gemütlichen Baron von Knobelsdorff, der im Park von Rheinsberg die ganze Ungebundenheit des Rokoko aufleben ließ und der später im Berliner Opernhaus und in Sanssouci seine Meisterleistungen schaffen sollte. Auch durchreisende Gäste sah man, wie den lebhaften Algarotti und Lord Baltimore; ja selbst die Damen fehlten nicht — liebenswürdige Prinzessinnen und reizende Hoffräulein, „die das Französische ohne geringsten Akzent sprachen"; denn noch vertrat Friedrich den Standpunkt: „Die Frauen breiten einen unbeschreiblichen Schimmer über den Alltag aus. Ganz abgesehen vom holden Minnedienst sind sie für die Gesellschaft durchaus unentbehrlich; ohne sie ist jede Unterhaltung matt." Später in Sanssouci dachte er anders.

Ein feierlicher, aber durchaus nicht höfischsteifer Ernst lag über diesen Unterhaltungen. Das Programm wies nur zeitgenössische Musik auf. Zuweilen begann man mit irgendeiner Suite von Graun, wobei dem Chevalier de Chasot der Flötenteil zufiel. Da er jedoch kein Meister auf diesem Instrument war, so kamen manche Takte etwas laut und unbeholfen heraus. Friedrich ließ es sich nicht nehmen, nach Beendigung des Stücks Kritik zu üben und Chasot das Schicksal des Marsyas zu wünschen, weil er der zarten Flöte Trompetenstöße entlockte. Und um zu zeigen, wie man es machen müsse, griff er wohl selbst dann nach der Flöte und spielte ein Konzert von Quantz.

Digitized by Google



Festkonzert im Königl. Opernhaus zu Bayreuth am 22. Mai 1872 anläßlich der Grundsteinlegung des Richard Wagner-Theaters

Digitized by Google

Zwar flossen auch bei ihm die ersten Töne unklar, gleichsam aus Furcht, falsch zu spielen, doch sehr bald gewann er seine Sicherheit, und nun verwandelte sich das schmale hölzerne Rohr an seinem Munde zu einem Orakel, das in die Seelen der Zuhörer neue Offenbarungen der Schönheit goß. Die Triller rundeten sich unter den Fingern zu schimmernden Perlenschnüren. Und die Töne flatterten hinaus durch die hohen Fenster in Knobelsdorffs Park und weckten die Amoretten, die aus dem Dunkel der Boskette ihre kleinen Engelsköpfchen steckten, um begierig dem Spiel dieses seltsamen königlichen Prinzen zu lauschen, der noch oft bis spät nach Mitternacht mit einem Dutzend kluger Männer bei einem Glase Wein Wolffs Metaphysik temperamentvoll erörterte und schon in den frühen Morgenstunden wieder sein Regiment in Ruppin exerzierte oder, zwischen Büchern vergraben, in den Gründen der Wissenschaft wühlte, politische Flugblätter verfaßte und lange Freundschaftsbriefe schrieb.

Das 19. Jahrhundert mit seiner fortschreitenden Demokratisierung Europas drückte auch dem Musikleben ein neues Gepräge auf und machte es immer mehr zu einer öffentlichen Angelegenheit. Wie die bürgerlichen Salons die aristokratischen ablösten, so traten an die Stelle der fürstlichen Privatkonzerte jetzt die für ein breiteres Publikum berechneten Veranstaltungen der Musikgesellschaften. Schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatten sich in den größeren Städten solche Musikgesellschaften gebildet, die öffentliche Konzerte veranstalteten. Es war natürlich, daß durch diese Unternehmen, die den Komponisten, Kapellmeistern und Virtuosen ganz andere Möglichkeiten des Erfolges als bisher boten, die Bedeutung aller häuslichen Musikpflege erheblich herabsank. Den Höfen blieb immer noch die Oper als wichtigstes Betätigungsfeld auf musikalischem Gebiet vorbehalten. Bezüglich des Konzertwesens hielt man in diesen Kreisen an dem alten Standpunkt merkwürdig beharrlich fest. Es gab noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Reihe Höfe, welche den Sinn der Konzerte gar nicht zu würdigen verstanden. Wenn man die Schilderungen des Grafen de la Garde über die Festlichkeiten des Wiener Kongresses liest, so stößt man wohl auf Bälle, Bankette, Redouten, Karussells, Schlittenfahrten und die erklügeltsten Arten von Vergnügungen, aber die edelste Form der Unterhaltung — Konzerte — fehlen in dem weitläufigen Programm. Vielfach ist selbst die ernste Musik nur da, um entweder den höfischen Glanz zu erhöhen oder die Langeweile zu verkürzen. Moscheles' Spiel diente 1816 am sächsischen Hofe noch als Tafelmusik. Spohr wurde zugemutet, sich am Stuttgarter Hofe hören zu lassen, während die hohen Herrschaften Karten spielten. Und in Braunschweig war jedes Forte untersagt, weil es die Herzogin beim Whist störte.

Nur wenige Höfe bildeten eine rühmende Ausnahme. Zu diesen gehörte vor allem Weimar, wo seit den Tagen Anna Amalias die Vorliebe für gute Musik noch lange fortbestand. Ja, es gab Zeiten, in denen die kleine thüringische Residenz als Musikstadt einen besonderen Glanz ausstrahlte. Das waren die Jahre, die Franz Liszt hier verlebte, zuerst gastweise, dann als ständiger Bewohner. Unter der Leitung dieses von aller Welt gefeierten Tonkünstlers und Pianisten errangen die weimarischen Hofkonzerte einen damals einzigartigen Ruf. Aber nicht nur Liszt allein trug dazu bei, sondern überhaupt die große Schar bedeutender Virtuosen, die, angelockt von dem Glanz dieser klassischen Stätte, hier gern haltmachten, um in der verwöhnten Öffentlichkeit von ihrer Meisterschaft Zeugnis abzulegen.

Es war ja die Zeit der Begeisterung für das Virtuosentum. Hummel, Spohr, Paganini, Liszt, Thalberg, Chopin entzückten alle Welt durch ihre Vortragskunst und beherrschten den Konzertsaal. Ihre Gastreisen glichen Triumphzügen. Kamen sie in eine Residenz, so wurden sie natürlich gleich eingeladen, bei Hofe aufzutreten. Und wie das große Publikum im Konzertsaal ihnen zujubelte, so überschütteten die Regierenden sie mit Geschenken und Ehrenabzeichen. Im Liszt-museum hat man Gelegenheit zu sehen, welche Fülle von fürstlichen Gunstbezeugungen aller Art einem einzelnen zuströmte, wenn er sich die Herzen von Königen und Herzögen erobert hatte. Zu Mozarts Zeiten mußten die Virtuosen noch betteln um die Erlaubnis, vor den höchsten Herrschaften spielen zu dürfen, jetzt konnten sie sich kaum der vielen Einladungen erwehren.

Seitdem wurde das Hofkonzert bis in die jüngste Vergangenheit hauptsächlich von Virtuosen — Pianisten oder Geigenkünstlern — bestritten. Die großen Symphoniekonzerte waren nicht mehr ausschließlich für die Hofgesellschaft bestimmt; schon dadurch, daß man sie in die Theater verwies, erkannte man dem Publikum das Recht des Zuhörens zu. Einer der ersten deutschen Fürsten, der an seinen Hofkonzerten die Öffentlichkeit teilnehmen ließ, war Günther Friedrich Karl I. von Schwarzburg-Sondershausen. Er begründete die sogenannten „Lohkonzerte", die ihren Namen nach dem Wäldchen erhielten, in dem sie stattfanden. Diese Konzerte, die sich kaum von den heutigen Promenaden- und Bäderkonzerten — es sei denn durch ihr Programm — unterschieden, hatten jedoch insofern den Reiz der Neuheit, als sie in Gegenwart des Hofes und ohne Ausschluß des Publikums ausgeführt wurden. Dadurch leiteten sie eine neue Ära des Konzertwesens ein und brachen den streng gewahrten ausschließlichen Charakter, der allen höfischen musikalischen Veranstaltungen bis dahin eigen war.

Digitized by Google

Hofkonzert

Gemälde von Prof. Ferdinand Dorsch

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Zum Jubiläum des Robinson Crusoe

Von Prof. Dr. Wilhelm Dibelius in Bonn

Vor zweihundert Jahren ist in London eins der wenigen Bücher des 18. Jahrhunderts erschienen, die nicht nur in die Weltliteratur übergegangen sind, sondern sich auch in unserer so andersgesinnten Zeit darin behauptet haben, eins der wenigen Bücher, die, für Erwachsene geschrieben, das Entzücken der Kinderwelt geworden sind und doch wieder auch für den modernen Erwachsenen ihren Reiz nicht verloren haben.

Der Verfasser, Daniel Defoe, ist eine sehr merkwürdige, wenn auch nicht immer sehr anziehende Persönlichkeit. Er ist eine Journalistennatur mit einem starken Einschlag von dem, was wir heute ‚Schiebertum' nennen. Er hat einen starken Blick für alles Sensationelle, Moderne, stark Wirkende, er weiß, wo ein Geschäft zu machen ist, und nutzt die Gelegenheit kräftig aus. Er hat etwas Verschlagenes, Listiges in seinem Wesen, freut sich, wenn er seine Mitmenschen irreführen oder ihnen einen kleinen Schabernack spielen kann. Er ist ein Mann mit starken politischen und religiösen Überzeugungen, ein eifriger Vorkämpfer der damals sozial und religiös unterdrückten Schicht der Puritaner, aber bei aller Gottseligkeit weiß er doch genau, wo sein Vorteil liegt, und läßt ganz gern auch einmal eine Fünf gerade sein, und bei aller demokratischen Überzeugungstreue kann er es doch nicht lassen, seinem ererbten Familiennamen Foe oder Faux durch ein französisches Adelsprädikat erhöhten Glanz zu verleihen. Er ist ein unruhiger Kopf, der es in keinem Berufe recht aushält: presbyterianischer Geistlicher sollte er werden, hat aber die Theologie bald an den Nagel gehängt und in London eine Agentur für Wollwaren eröffnet, ist in Frankreich, Deutschland und Spanien auf Reisen gewesen, hat dann mit der für die damalige Zeit riesigen Summe von 17000 £ Bankerott gemacht, den größeren Teil der Schulden schließlich abgetragen, ist Teilhaber einer Ziegelei in Tilbury gewesen, hat als Geheimagent der Regierung geholfen, den Widerstand der Schotten gegen die Vereinigung mit England zu beseitigen — nach der Art der Zeit schwerlich nur mit lauteren Mitteln — und hat als Belohnung dafür ein kleines Amt bekommen. Im Solde der Regierung hat er weiter das auch dem weitherzigen politischen Gewissen der damaligen Zeit bedenklich vorkommende Manöver fertiggebracht, in die Redaktion von Zeitungen der Opposition, der ‚News Letter' und ‚Mist's Journal' einzutreten und diese Blätter im Sinne seiner Auftraggeber ‚umzuredigieren'. Er hat es zu erheblichem Wohlstand gebracht, ist aber schließlich doch in ziemlicher Not gestorben, unter Umständen, die darauf deuteten, daß er um seine persönliche Sicherheit bangte. Manches

Titelbild der ersten Ausgabe des ‚Robinson Crusoe'

Digitized by Google

spricht dafür, daß die Regierung gefürchtet haben mag, er sei heimlich ins andere Lager übergegangen; zuzutrauen wäre es ihm, daß er mit seiner Freude an politischen Ränken sich in ein Netz verwickelt hat, aus dem er schließlich keinen Ausweg mehr wußte.

Geschrieben hat er ungeheuer viel: politische, soziale, religiöse Flugschriften, lehrhafte Betrachtungen und Ermahnungen, historische und biographische Werke, Novellen, Romane. Oft hat er Freude daran, einen geheimnisvollen Schleier um sich herum zu breiten. In dem politischen Kampf, den seine puritanischen Glaubensgenossen damals um Anerkennung in Kirche und Staat (Freiheit des puritanischen Gottesdienstes, Zulassung zu Staats- und Gemeindeämtern) führten, erregt im Jahre 1702 gewaltiges Aufsehen eine anonyme Schrift ‚Der kürzeste Weg mit den Dissenters', die ganz einfach fordert, mit Rad und Galgen gegen diese bösartige Brut vorzugehn. Ein ungeheurer Beifallssturm in den hochkirchlichen Kreisen antwortet dem Kühnen, der den Wagemut gehabt hatte, auszusprechen, was viele von ihnen im Innersten wünschten; aber groß ist die Empörung, als sich herausstellt, daß der Verfasser der Schrift kein anderer ist als der Puritaner Defoe, der auf diese Weise versucht hatte, seine Gegner lächerlich zu machen. Eine schwere Geldstrafe, dreimaliges Prangerstehen und Gefängnisstrafe, ‚solange es dem König gefällt', waren sein Lohn. Ein andermal verfaßt er eine Flugschrift ‚Wahrer Bericht von der Geistererscheinung einer gewissen Mrs. Veal': die biedere Bürgerfrau Mrs. Hunt erhält plötzlich Besuch von ihrer Freundin Mrs. Veal, die sie lange nicht gesehen hat; das Wesen der Freundin ist merkwürdig ernst, sie sprechen vom Leben nach dem Tode, und der Besuch empfiehlt eindringlich das gute Buch von Dr. Drelincourt über dies Thema, dann verabschiedet er sich, ruhig und gemessen, aber ohne etwas Besonderes zu verraten; erst sehr viel später erfährt Mrs. Hunt, daß ihre Freundin zur gleichen Stunde gestorben war, daß sie also mit dem Geist einer Toten am Teetisch gesessen und über die Unsterblichkeit gesprochen hat. Die Geschichte ist das Muster einer vollendeten literarischen Täuschung; es wäre nicht wunderbar, wenn sie nur zu dem Zwecke geschrieben worden wäre, um für das Buch des seligen Dr. Drelincourt Reklame zu machen. Ein andermal deutet Defoe ernstlich an, daß er wegen eines Streites mit seiner Familie einmal volle achtundzwanzig Jahre lang nicht gesprochen habe, und so gut ist ihm die Irreführung gelungen, daß seine modernen Biographen allen Ernstes sich verpflichtet gefühlt haben, sich mit dieser unbequemen Angabe, die natürlich in keine Zusammenstellung der Daten passen will, auseinanderzusetzen.

Groß ist Defoe auch als Journalist der kleinen Alltäglichkeit. Er ist ein Mann von schärfstem Verstande und von starker Phantasie, der über alles nachdenkt und seine Fäden in weite Fernen spinnt. In einer Zeit, wo das gedruckte Buch und die gedruckte Flugschrift immerhin ein gewisses Ereignis waren, wo es das flüchtige Feuilleton noch nicht gab, schreibt er allen Ernstes über ein so triviales Thema wie die Dienstbotennöte des damaligen London, klagt er über die hohen Löhne der Mädchen, ihre Nebeneinnahmen, die sie sich als Prozente von den Lieferanten, als Trinkgelder von den Gästen des Hausherrn verschaffen, über die Nachgiebigkeit der Herrschaft, die zur Entlastung des Mädchens eine Putzfrau anstellt oder die Wäsche außerhalb des Hauses besorgen läßt, und er schlägt zur Abhilfe schon so moderne Dinge vor wie schriftlichen Dienstvertrag auf bestimmte Zeit, Dienstzeugnis, Belohnung von Dienstboten, die lange Zeit auf der gleichen Stelle aushalten.

In einem ‚Essay upon Projects' (1697) erörtert er allerhand für uns selbstverständliche, für die damalige Zeit aber reichlich revolutionäre Dinge wie höhere Erziehung der Frauen, Versicherungen gegen Schiffbruch und Feuer, Sparkassen, unterschiedliche Behandlung eines betrügerischen und eines anständigen Schuldners. Er ist ein durchaus modern gerichteter Mensch, spottet über das hilflose Klagen über die gute alte Zeit — besser machen, nicht jammern ist die Losung! — über tote Gelehrsamkeit, die bei den alten Assyrern besser Bescheid weiß als im modernen England, alle möglichen toten Sprachen kennt, aber die Muttersprache nicht zu handhaben weiß, die bei allen einfachen Verrichtungen des Tages ungeschickt und unbrauchbar ist, während der ungelehrte Mann ohne viel Denken das Richtige trifft. Ein durch und durch moderner Kopf steckt hier unter einer Allongeperücke; und alles, was er flüchtig aufs Papier wirft, zeichnet sich aus durch eine Anschaulichkeit und Lebendigkeit, die es noch heute lesbar macht.

Defoe ist der Typus des modernen Zeitungsberichterstatters. Alles, was er schreibt, ist packend, interessant, klar. Und alles soll Wirklichkeit sein. Das zeigt sich auch in seinen Romanen. Sie schildern absolute Wirklichkeit — oder behaupten es zu tun. Und immer ist das Thema sensationell. Irgend ein Verbrecher, ein Dieb, ein Straßenräuber, eine Abenteurerin aus der höheren Gesellschaft, ein berühmter Seeräuber, fast immer aus der jüngsten Vergangenheit, dienen ihm zum Vorwurf. Pikante Anekdoten aus der Hofgesellschaft werden hinein verwoben; alles ist geschildert mit einer Fülle von kleinen Zügen, die den Stempel der Wirklichkeit tragen. Ob er über den Räuber Jonathan Wild schreibt oder des Kapitäns Singleton Fahrten um die Welt oder über den schottischen Freibeuter Rob Roy — das alles soll greifbare Wahrheit sein, es ist sachlich nichts anderes, als wenn er über den russischen Grafen Patkul, über den schwedischen

Digitized by Google

Staatsmann Grafen Görtz oder über Peter den Großen eine journalistische Biographie rasch und flüchtig zusammenhaut.

Im Jahre 1711 war der schottische Matrose Alexander Selkirk, der von 1704 bis 1709 auf der Insel Juan Fernandez an der südamerikanischen Küste einsam gelebt hatte — er war wegen eines Streites mit dem Kapitän dort ausgesetzt worden — nach England zurückgekehrt, und seine Schicksale auf der einsamen Insel hatten bereits mehrere Federn in Bewegung gesetzt. Auch Defoe konnte sich einen so glänzenden Stoff nicht entgehen lassen.

Und er wußte besser als seine Mitbewerber, wie man einem solchen interessanten Stoff auch den nötigen reklamehaft geheimnisvollen Aufputz geben konnte. Er behauptete nämlich, daß die ganze Geschichte historisch wahr sei — die bei einem naiven Publikum wirksamste Art der Empfehlung — und suchte an diese Behauptung einen kleinen Federkrieg zu knüpfen, der dem Absatz des Buches nur zustatten kommen mußte. Der Titel lautet: ‚Das Leben und die seltsamen überraschenden Abenteuer des Seemanns Robinson Crusoe aus York. Der achtundzwanzig Jahre ganz allein auf einer unbewohnten Insel an der Küste Amerikas nahe der Mündung des Orinoko zugebracht hat. Nachdem er durch einen Schiffbruch, bei dem alle außer ihm umkamen, an die Küste geworfen wurde. Mit einem Bericht, wie er schließlich ebenso seltsam von Seeräubern befreit worden ist. Geschrieben von ihm selbst.‘ Im gleichen Jahre erscheint auch ein ‚zweiter und letzter Teil‘ mit Robinsons ‚seltsamen überraschenden Berichten über seine Reisen durch drei Weltteile‘. Wieder fügt Defoe hinzu: ‚von ihm selbst geschrieben‘ und erhärtet die Wahrheit seiner Angaben durch eine Karte, auf der die Reisen von Robinson naturgetreu eingezeichnet sind. Nunmehr war also ein Zweifel an der buchstäblichen Richtigkeit von Defoes Erzählung nicht möglich.

Aber es mußten doch Zweifel auftauchen. Wenn wir heute Defoes Darstellung mit den übrigen Berichten über Selkirk vergleichen, so sieht es nicht gerade wahrscheinlich aus, daß — vorausgesetzt, die ganze Erzählung war wirklich persönliche Berichterstattung von Selkirk — immer nur Defoe die interessanten Punkte richtig wiedergegeben haben soll. Viel wahrscheinlicher ist es, daß wirklich nur die übereinstimmenden Punkte der verschiedenen Berichte historische Wahrheit sind, und diese beschränkt sich auf das selbstverständliche Gerippe vom Leben auf der einsamen Insel, Gefühl der Verlassenheit, Kampf ums Dasein und Erlösung am Schluß, vielleicht noch auf ein paar Einzelheiten wie die Zähmung der Ziegen. Mit anderen Worten: Alles, was interessant an der Geschichte ist, stammt von Defoe selbst. Und was wir erst mit philologischer Textkritik zu ermitteln imstande sind, mußten die Zeitgenossen sehr viel schneller und einfacher feststellen können. Daß sich also Zweifel an der so pomphaft zur Schau getragenen historischen Echtheit der Erzählung regen mußten, liegt in der Natur der Sache. Und Defoe kam — aus Reklamesucht, um den Kampf im Gange zu erhalten oder aus christlichem Ehrlichkeitsbedürfnis oder aus einer Mischung von beiden? — seinen Gegnern ein gut Stück des Weges entgegen. Dem ersten Teil gab er eine Vorrede bei, in der ein — wohl auch erfundener — anonymer Herausgeber das Buch wegen der vielen frommen Betrachtungen lobt und hinzufügt, daß er davon überzeugt sei, daß das Ganze eine wirkliche Erzählung von Tatsachen sei und daß die Geschichte keinerlei erdichtete Elemente zu enthalten scheine. Der Rückzug, der in diesen eingeschränkten Versicherungen liegt, wird weiter fortgesetzt in der Vorrede zum zweiten Teil, die der hämischen Kritik das Zugeständnis macht, daß wohl einiges in der Geschichte erfunden sein mag. Und als dann der Federkrieg ordentlich im Gange war, lenkte Defoe in einer besonderen kleinen Schrift die Vermutungen auf ein neues Gebiet; er hielt die Behauptung des Titelblattes zwar im ganzen aufrecht, schränkte ihn aber im einzelnen wieder bedeutsam ein, indem er behauptete, daß das Ganze auch eine gewisse ‚allegorische‘ Wahrheit besäße. Schwerlich wird diese Behauptung mehr sein als ein neues Reklamemanöver, das denn auch tatsächlich zu der Vermutung geführt hat, der Robinson sei eine Allegorie auf Defoes eigenes Leben. Jedenfalls hat dieser Federkrieg dem Buche vom Tage seines Erscheinens an eine ungeheuere Popularität gegeben, die andere, ebenso bedeutende Werke sich erst in jahrzehntelanger Prüfung haben erkämpfen müssen.

Der Erfolg des Robinson erklärt sich aber weiter daraus, daß das Buch in mannigfacher Weise dem Zeitgeschmack entgegenkam. Es war eine spannende Geschichte mit Schiffbruch, Seeräubern, Indianern, Kämpfen, Beschreibungen von fremden Ländern, eine Reiseerzählung, wie sie seit hundert Jahren üblich war, und ein spannender Abenteuerroman dazu, mit einem Helden aus einfachen Bürgerkreisen, von der Art der spanischen Volksromane vom Galgenstrick Lazarillo, die auch in Deutschland im ‚Abenteuerlichen Simplizissimus‘ einen Ableger gefunden hat. Ganz im Gegensatz zu der großen Masse dieser Romane, die — wenn sie überhaupt einen moralischen Standpunkt zum Ausdruck bringen — ein freies, lockeres Leben der Landstraße verherrlichen, ist aber der Robinson streng religiös. Und das ist nicht bloße Aufmachung, sondern in diesem Punkte spiegelt der Roman den Seelenzustand seines Verfassers wider, der ein strenger Puritaner war, wenn er auch vielleicht ziemlich oft mit bedenklicher puritanischer Spitzfindigkeit über klare ethische Ge-

Digitized by Google

bote des Christentums sich hinwegsetzen mochte.

Robinson erlebt nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich. Er grübelt über die Ursache seines Schiffbruches; ob es recht war, daß er ohne Not auf eine so gefährliche Seereise ging, ob er nicht dadurch den Zorn Gottes herausgefordert habe. Gewissensbisse, die Bibel, das Gebet spielen in seinem Dasein die Hauptrolle. Er erlebt Seelenkämpfe, wie sie die Frommen schon damals in religiösen Tagebüchern darzustellen pflegten, die für den modernen psychologischen Roman eine wichtige Vorstufe geworden sind. Als Robinson den Wilden ihr Opfer entführt hat und aus dem Geretteten seinen Diener ‚Freitag' macht, da ist es seine erste Aufgabe, ihn zum Christentum zu bekehren. Dabei zeigt sich aber, daß dieser Vorkämpfer des Puritanismus in dogmatischer Beziehung, wie so manche seiner Parteigenossen, recht moderne Anschauungen vertritt: er erzieht Freitag zu einem Protestantismus, der nichts von den kleinen Unterscheidungslehren der einzelnen evangelischen Parteien kennt. Als Freitags Vater zu ihm gestoßen ist und ein schiffbrüchiger Spanier dazu, sind sogar Protestantismus, Heidentum und Katholizismus auf der Insel vertreten und gleichberechtigt, und es geht. Bemerkenswert vor allem, weil es so von der puritanischen Praxis aufs stärkste abweicht, ist Defoes Unbefangenheit gegenüber dem Katholizismus: im zweiten Teile besucht Robinson aufs neue seine Insel und bringt einen französischen katholischen Priester mit, dem er unterwegs bei einem Schiffbruch das Leben gerettet hat. Und dieser Priester ist mit einer Sympathie geschildert, die bei einem grimmen papistenfeindlichen Puritaner ungemein überrascht: der Priester wird der gute Geist der ganzen Kolonie; er dringt auf förmliche, und zwar bürgerliche Eheschließung, er sorgt dafür, daß die Indianer bekehrt werden — für die damalige Zeit ein bemerkenswerter Gedanke, wo doch die Puritaner dort, wo sie — wie in Amerika — das Heft in der Hand hatten, der Heidenmission schroff ablehnend gegenüberzustehen pflegten. Dabei ist sein Auftreten erfüllt von einer milden Duldsamkeit, nicht von jener unfruchtbaren Art, die aus allen Religionen eine Art von verschwommener Naturreligion herauszudestillieren versucht, sondern jeder Untertan Robinsons hält an seiner eigenen Religion fest, nur ist er überzeugt davon, daß Christus in seiner Allgütigkeit doch auch für den Rat schaffen wird, dessen religiöse Überzeugung in diesem oder jenem Punkte irrt. Nur wo Robinson auf wirklichen Götzendienst stößt, da bricht der puritanische Eiferer in ihm los: im zweiten Teil — den unsere Kinderbücher fortlassen — reist Robinson über China und Sibirien nach Hause; als er dabei ein Götzenbild trifft, haut er es bei Nacht und Nebel in Stücke. Man versteht, daß diese ausgesprochene und dabei völlig unkonfessionelle Religiosität das Buch zu einem Lieblingswerk der Aufklärungszeit gemacht hat.

Aber nicht nur der Puritaner Defoe spricht aus diesem Buche, sondern auch der Grübler. Schon die Renaissancemenschen hatten sich Gedanken gemacht über die Entstehung des Staates: Thomas Morus, James Harrington, Francis Bacon hatten versucht, in allerhand Utopien die Frage zu lösen. Eine Robinsonade vor Robinson, „Die Geschichte vom schiffbrüchigen Londoner Buchhalter Pines", hatte schon 1668 die Frage nach der Schnelligkeit der Fortpflanzung eines schiffbrüchigen Paares auf einer einsamen Insel überlegt; der biedere Pines herrscht mit achtzig Jahren über eine Kolonie von nicht weniger als 1789 Nachkommen, wobei freilich Brüder und Schwestern einander haben heiraten müssen. Auch Defoes Werk ist durchzogen von ähnlichen Gedanken: an erster Stelle steht Robinsons, des einsamen Menschen, Kampf um die Existenz; dann kommt die Erwerbung der einfachsten Kulturgüter: die Wohnung, das Feuer, das Haustier, das Schiff, der Regenschirm, dann der Gefährte, aber als Unterworfener, dem die Freiheit durch den freien Willen des Herrschers geschenkt wird — Defoes Staatsauffassung ist also im Gegensatz zu den sonstigen puritanischen Anschauungen absolutistisch, nicht demokratisch —, zuletzt kommt der entwickelte Staat mit Ordnung des Eigentums, der Eheschließung, der religiösen Verhältnisse. Defoe verficht keine tief durchdachte politische Theorie; was er schildert, entstammt weniger humanistischer Bildung als praktisch-englischen Erwägungen, ist aber von einer natürlichen Anschaulichkeit und Frische, die noch heute das Entzücken seiner Leser bildet.

Auch sonst sind Klarheit, Lebendigkeit, Realismus die hervorstechenden Züge des Romans. Was das bedeutet, kann nur der Literarhistoriker ganz ermessen, der mühsam durch die Hauptliteraturgattungen der Zeit, durch das überheroisch-galante Drama mit seinen blutigen Tyrannen und vor Edelmut triefenden Helden gewandert ist. Freilich hatte sich im Lustspiel und in der ‚Moralischen Wochenschrift', dem Vorläufer des heutigen Familienblatts, bereits eine starke Reaktion gegen den Schwulst bemerkbar gemacht. Defoe hat nun mit seinem Robinson einen Roman geschaffen, der einfach, natürlich und realistisch ist und doch nicht vulgär wie der Schelmenroman der Zeit. Realistisch ist alles Seelische dargestellt: die Freude des Einsamen über seinen Hofstaat, bestehend aus Papagei, Hund und zwei Katzen, sein Entsetzen, als er plötzlich Fußspuren auf seiner Insel erblickt und allen Ernstes Erwägungen darüber anstellt, ob nicht vielleicht der Teufel ihn besucht haben könnte. Realistisch sind die Ängste des guten Robinson geschildert; Defoe ist natürlich und mutig genug, um einen Helden zu schildern, der so

Digitized by Google

ganz unromanhaft wirkliche und leibhaftige Angst empfindet. Dabei spielt aber die Psychologie keineswegs die Hauptrolle, sondern es sind die kleinen realistischen Vorgänge des Lebens, und dies Kleinmaterial ist mit einer Freude am Tatsächlichen ausgebreitet, die in der Literatur bis dahin unerhört war. Wenn sich Robinson zusammen mit Freitag und dem Spanier gegen die Wilden verteidigt, so sagt er nicht, daß er einundzwanzig Feinde erlegt hat, sondern er verzeichnet mit peinlicher Genauigkeit, listenartig, wie ein Kaufmann seine Ein- und Ausgänge ins Tagebuch einträgt: drei getötet beim ersten Schuß von dem Baume aus, zwei getötet beim nächsten Schuß, zwei getötet von Freitag in dem Boot, zwei getötet von ditto, von den zuerst Verwundeten, einen getötet von ditto im Walde, usw. usw. Alle geschäftlichen Angelegenheiten werden mit einer kindlichen Breite vorgetragen, die das Behagen der biederen Kleinbürger bei einem geschäftlichen Erfolge mit komischer Naivität widerspiegelt; zwei volle Seiten gebraucht Defoe, um auseinanderzusetzen, daß Robinson schließlich ein reicher Mann geworden ist. Jede Rücksicht auf den Gesamtplan des Romans wird dabei außer acht gelassen; auf die Augenblickswirkung allein kommt es dem Verfasser an, und deren ist sein starkes Journalistentalent stets sicher. Auch wo er psychologische Betrachtungen anstellt, weiß er alles interessant und klar zu gestalten, und auch hier kommt er zu der für uns fast komisch wirkenden Methode einer kaufmännischen doppelten Buchführung. Als Robinson einmal seine hilflose Lage auf der Insel sich durch den Kopf gehen läßt, da ist das Ergebnis eine Art geistlicher Betrachtung: in zwei Spalten notiert er alle in Frage kommenden Gesichtspunkte, links sechs Gründe zur Trauer, rechts ebensoviele Trostgründe. Ganz gelegentlich mischt sich in die übersachliche, nüchterne Darstellung auch ein humoristischer Zug: der schiffbrüchige Kapitän, der auf Robinsons Insel verschlagen wird, hält in seiner überschwenglichen Begeisterung seinen Retter zunächst für einen Engel vom Himmel; Robinson ernüchtert ihn durch den naheliegenden Hinweis darauf, daß ein Engel wahrscheinlich etwas weniger schäbig angezogen sein würde. Aber derartige Stellen sind doch seltene Ausnahmen; der Stil ist ganz überwiegend eine bloße Aneinanderfügung kleiner, selbst kleinlicher Tatsachen, die aber poetisch wirken durch die Schärfe der Beobachtung und durch die naive Selbstverständlichkeit, die all diese Kleinigkeiten dem Leser in behaglicher Breite zur Kenntnisnahme unterbreitet.

Und gerade das erklärt den Erfolg des Buches. Es kam heraus zu einer Zeit, wo die oberen Klassen, soweit sie überhaupt Romane lasen, sich noch erbauten an jenen langatmigen, unmöglich verstiegenen, oft mit unglaublich preziöser Sprache gezierten, unmögliche Idealmenschen schildernden heroisch-galanten Romanen — in Deutschland mag die ‚Asiatische Banise' als Beispiel für den Typus gelten. Und die mittleren und unteren Klassen erfreuten sich am Volksbuch, das in ungeschlachter Form die letzten Reste mittelalterlicher Epen als Kleinbürgerliteratur verwertete, oder an den meistens ziemlich unsauberen Heldentaten irgendeines bösen Galgenstricks aus der Hefe des Volkes. Defoe gab der Welt einen Roman, der realistisch ist, der das Fassungsvermögen der Menschen aus unteren Klassen nicht übersteigt, dessen psychologische Probleme die allereinfachsten sind — ein Mensch kämpft, im wesentlichen auf seinen Mutterwitz angewiesen, um seine Existenz — bei aller Einfachheit aber mit bewundernswerter Folgerichtigkeit und logischer Schärfe durchgeführt werden, dazu einen Roman, der von Wundern ferner Welten und den seltsamsten Abenteuern erzählt, eine Geschichte, die — wie die meisten großen volkstümlichen Erscheinungen der Weltliteratur — die Kleinen im Geiste interessiert und bedeutendere Menschen zum Nachdenken veranlaßt. Der Robinson ist zum Kinderbuch geworden und zum Hausbuch der gebildeten Familie der Aufklärungszeit und hat auch heute seinen Reiz noch nicht eingebüßt. Für Deutschland, dessen lebendiger eigener literarischer Bestand nicht weiter zurückreicht als bis zu Lessing, ist er darum ein besonders wertvolles Anschauungsmaterial für eine weit zurückliegende Zeit, die noch einfach war und einfach dachte und der es trotzdem an großen Menschheitsproblemen nicht fehlte.

Erfüllung

Mein Herz ist wie ein Glas voll Wein
Zum Rand gefüllt mit deinem Blut.
Ich schreite in den Tag hinein,
Als sei die Menschheit wieder gut.

Ich spähe, wo ein Bettler steht,
Daß ihm dein Blut entgegenquillt.
Mein Herz ist wie ein Mönchsgebet
Vor deinem reifen Frauenbild.

Heinrich Zerkaulen

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Thomas Mann: Betrachtungen eines Unpolitischen (Berlin, S. Fischer) — Heinrich Mann: Der Untertan (Leipzig, Kurt Wolff) — Josef Ponten: Die Insel (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) — Adolf Paul: Das heilige Donnerwetter (München, Albert Langen) — Nikolai Gogol: Die schönsten Kosakengeschichten, übersetzt von Korfiz Holm, eingeleitet von Walter v. Molo (Ebenda)

Ein Zufallswindchen weht uns gleichzeitig zwei Werke der beiden Brüder Mann auf den Tisch, Werke, die freilich in keinem brüderlichen Verhältnis zueinander stehen; man kann schon sagen: mehr als befreundet, weniger als Freund. Beide Bücher sind politisch; aber ihre Gegensätze stehen nicht nur politisch wie zwei Messerschneiden gegeneinander, auch künstlerisch und menschlich. Die Frage, wer von beiden Brüdern der größere sei, ohnehin längst entschieden, wird nach einem Vergleich dieser beiden Bände so lächerlich wie ein Vergleich des Rigi mit dem Krähenberg. Muß ich es noch aussprechen, wer von beiden der Rigi, wer der Krähenberg ist? Auch die begeistertsten Anhänger Heinrich Manns werden nicht darüber im Zweifel sein. Indessen: gibt es die überhaupt? Mir scheint, er hat nur laute Anhänger. Das Lautsein stellte indessen von jeher die Kultur des Urhebers in Verdacht.

Ich fühle, wie mir jemand auf die Schulter klopft. Irgendein wohlwollender Leser fragt: „Du nimmst Partei, Freund? Macht das die Politik?“ Ich klopfe wieder: Ganz gewiß nicht. Ich würde mir selber untreu werden, wenn ich aus unkünstlerischen Gründen Partei nehmen wollte. Das — freilich kaum jemals ganz erreichbare — Ideal der Kritik scheint mir die „reine Kontemplation“, die Schopenhauer meint, und man könnte nach ihm die Schöpfung des Künstlers dem Sturm vergleichen, der mehr oder minder stark daherfährt, bewegt, abstößt oder fortreißt, während der Blick des Urteilenden dem ruhigen Sonnenstrahl ähneln sollte, der den Weg dieses Sturms durchschneidet, von ihm ganz unbewegt. Wenn ich nach Prüfung beider Bücher auf Seite Thomas Manns stehe, so ist das, weil er überzeugt, Heinrich nicht; weil er seine Sache reinlicher führt und mit unvergleichlich mehr Kultur; weil er der ernstere Arbeiter und vor allem der größere Geist ist.

Thomas Mann nennt sein gewichtiges (auch körperlich gewichtiges, nämlich 655 Seiten starkes) Buch Betrachtungen eines Unpolitischen. Das ist mit einem Haruspex-Lächeln zu verstehen. Denn wer so ausführlich und, was die Hauptsache ist, gründlich über Politik schreibt, der verdient den Titel Politiker redlicher als mancher Abgeordnete oder Zeitungsschreiber, der als eine „anerkannte politische Autorität“ gilt, nur weil er beharrlich seinen Standpunkt vertritt und, ohne zu lernen, ohne zu vergessen, das bunte Weltleben unentwegt durch eine und dieselbe Ritze betrachtet. Aber jenes Lächeln ist doppeldeutig. Denn Thomas Mann hat durchaus nicht den Ehrgeiz, Politiker genannt zu werden, weil er mit diesem Begriff eben etwas ganz anderes verbindet als der gewöhnliche Sprachgebrauch. Dies zu deuten wird aber erst nach näherer Betrachtung seiner ‚Betrachtungen‘ möglich.

Gewisse Fehler des Buchs, die wir als das Unwesentliche vorwegnehmen wollen — denn sie werden erdrückt durch seine Vorzüge — schreiben sich von seiner Entstehungsart her. Es ist nämlich eine Art Tagebuch, von den Anfängen des Krieges her bis ins Jahr 1918 hinein geführt; den Charakter des Tagebuchs aber hat der Verfasser mit Sorgfalt dadurch verwischt, daß er die Daten weggelassen und die Aufzeichnungen nicht der Zeit, sondern dem Sinn nach in einzelne Kapitel mit gesonderter Überschrift zusammengefaßt hat. Dadurch hat das Buch etwas Angeschwemmtes bekommen; man merkt, wie die Wellen der Tage die einzelnen Schichten herangespült und als geistiges Strandgut aufgereiht haben. Besonders stattlich stapelt sich da das — Erlesene des Verfassers auf (in rein wirklichem Sinne, obwohl der andere auch zutrifft): die Bücher, die er zwischendurch gelesen hat, werden jeweilig in Beziehung zum Thema gesetzt, so daß es von erstaunlich vielen Seiten beleuchtet, aber auch allzuoft abgewandelt erscheint. Freilich ist Melodie genug darin, die vielen Variationen nicht nur erträglich, sondern zu einem Genuß zu machen, und gerade das Hineinklingen von Kunst und Dichtung großer Art, ein starker literaturgeschichtlicher Einschuß, befeuert vom Temperament, gesichtet vom Geschmack dieses Poeten gibt dem Bande Rang und Reiz.

Thomas Mann ist, wer wüßte das nicht, eine tiefe, ernste Natur. Ein schwer bekümmertes Herz öffnet vor uns seine Wunde. Aber wenn dieser in einer Fuge ausklingende Notschrei einem, wie der Dichter selber gesteht, in seinen Grundfesten erschütterten, in seiner Lebenswürde gefährdeten und in Frage gestellten Künstlertum entstammt, „das

Digitized by Google

sich zu jeder anderen Art von Hervorbringung als völlig ungeeignet erwiesen habe", so darf ihn das als Künstler nicht schmerzen, denn hier hat er ja Wertvolleres gegeben als etwa einen Roman; er hat die Wirklichkeit als Künstler, Denker, Kritiker erfaßt in ihrer reicheren Fülle, er hat das Epos seines Ich, beschattet von tragischen Wolken und im Brausen des Sturms gedichtet. Ja, ich finde gerade, daß die leise Tragik, die im Wesen Thomas Manns begründet lag, der Flaubertsche Zwiespalt zwischen dem ästhetisierenden Artisten und dem von den Vätern ererbten sittenstrengen Bürgertum, hier, vom Kriege unerhört gerüttelt, sich zu einer höheren Einheit zusammengeschlossen, ihn vielleicht zu einem Vollmenschen entwickelt hat, der nun auch als Dichter neue Möglichkeiten, neue Kräfte, Ziele, Reize und Wege findet. Täusche ich mich? Nicht als Gustav Aschenbach, oder als Tonio Kröger, nicht in fabulierten Schleiern und Masken tritt Thomas Mann diesmal vor uns hin, sondern in beinahe Rousseauscher Nacktheit. Er beschreibt das Leben, das sein Herz und sein Kopf während dieses Krieges geführt haben. Nach einem kurzen Bedenken: was, zum Teufel, er wohl auf dieser Galeere zu suchen habe, ringt er sich zum Pflichtbewußtsein Tassos durch: „Vergleiche dich! Erkenne, was du bist."

Er vergleicht, er erkennt, er scheidet scharf: „Der Unterschied von Geist und Politik enthält den von Kultur und Zivilisation, von Seele und Gesellschaft, von Freiheit und Stimmrecht, von Kunst und Literatur; und Deutschtum, das ist Kultur, Seele, Freiheit, Kunst und *nicht* Zivilisation, Gesellschaft, Stimmrecht, Literatur."

Hier haben wir das Leitmotiv des Buchs, das in der Ouvertüre, einer ausgedehnten, aber auch ausgezeichneten ‚Vorrede', sogleich stark hervorklingt. Sinnvoll ist das erste Kapitel ‚Protest' überschrieben, das an ein merkwürdiges Wort Dostojewskijs anknüpft, in dem er von dem *ewigen* Protestantentum Deutschlands spricht, das mit dem Protest Armins gegen die römische Welt eingesetzt habe und später gegen alles, was vom alten Rom aufs neue überging und gegen alle Rom innerlich verwandten Völker sich kehrte, ohne daß Deutschland bisher sein eigenes Wort, sein scharf formuliertes eigenes Ideal ausgesprochen habe. Die französische Revolution sei gerade für den germanischen Geist ein verwirrendes Ereignis gewesen, er verstehe im Grunde so wenig davon wie der romanische von der Reformation ... Auch die deutsche Demokratie dürfe, so führt Thomas Mann im Anschluß hieran aus, niemals den römisch-westlichen Charakter annehmen, wenn Deutschland nicht sein Bestes und Schwerstes, seine Problematik, genommen werden solle.

Dies Bestreben ist nun aber das des ‚Zivilisationsliteraten', wie er ihn nennt, des deutschen radikalen Zeitschriftstellers, der im Grunde Revolutionsfranzose ist und vom ersten Augenblick des Krieges an automatisch den Standpunkt der Entente einnahm. Gegen diesen Zivilisationsliteraten kämpft eigentlich das ganze Buch. Der Zivilisationsliterat hatte „mit schneidend unduldsamster Schärfe darauf bestanden, daß man Deutschland, ausgemacht Deutschland als den moralischen Schandfleck der Menschenerde erkenne", hatte in seiner ‚Geistigkeit' mit dem Namen des Deutschen Reichs „durchaus die Vorstellung einer Prunk- und Reklamefassade verbinden wollen, hinter der es nichts als Fäulnis und Moder, Brutalität und Sklavenmisere gäbe, hatte, die tiefe Anständigkeit deutschen Selbstekels zur Fratze travestierend, das Deutschland der letzten vierzig Jahre zu einem Second empire à la Offenbach satirisch talentvoll umfälschen wollen, das einer schmählichen débâcle entgegenkankanierte: und alles dies aus dem einzigen Grunde, weil Deutschland keine Demokratie im herzerhebend-westlichen Menschlichkeits-Geiste gewesen war!"

Das ganze Werk ist die empörte Auflehnung eines vornehmen Geistes gegen das Niedrige und Verlogene in schwerster Zeit, verkörpert vor allem in dem Zivilisationsliteraten, dessen Stolz und Bedeutung durch die Feststellung geknickt wird, daß es nicht so schwer ist, die Richtung aufzufinden, in der eine Kultur sich fortbewegt, und nicht so großartig, sich mit Geheul ihr anzuschließen, als die Viertelsköpfe rings im Lande es sich denken. Thomas Mann macht einen deutlichen Strich zwischen sich und jenen „Kleinen, Nichtigen, Spürnäsigen, die davon leben, daß sie Bescheid wissen und Fährte haben, jenem Bedienten- und Läufergeschmeiß der Zeit, das unter unaufhörlichen Kundgebungen der Geringschätzung für alle weniger Mobilen und Behenden dem Neuen zur Seite trabt". Es ist die ebenso entschiedene wie saubergefaßte Absage eines Charakters und eines Kulturmenschen, es ist der Protest der Größe, des Ernstes und der Klarheit gegen die qualmenden Nebeltöpfe der Zeitgemäßen. Hier handelt es sich um Dinge, die Deutschlands innerstes Leben bedeuten. Und es ist ein Hauptvorzug des Buchs, daß es aus den Wirnissen des Tages unser Empfinden wieder in festere, größere Betrachtungsarten des Zeitlebens zurückleitet.

Keine abgezogene Lehrmeinung wird hier verzapft, hier sprudelt jener ganz besondere Saft, der selbst dem Mephisto von unerläßlichem Wert für Urkundliches erschien. Auch der Beweis hat bei Thomas Mann noch die roten Wangen des Erlebnisses. Vielleicht wird manchen das Buch zu persönlich sein. Und es ist wahr, der Dichter steht hier wie Zarathustras Torweg in der Mondnacht: alle Wege laufen in ihm zusammen, und alle laufen wieder hinaus zu den Dingen und Menschen. Und seltsam: es ist in die Wölbung dieses Torwegs ein großes Stück Spiegelglas eingelassen: im Kommen und Gehen betrachtet der Dichter sich selber, in der Ver-

Digitized by Google

teidigung, im Angriff, in jeder Stellung des Fechters wie des ruhig Betrachtenden. Aber dabei gewinnt die Literaturgeschichte. Denn die Zergliederung und Durchleuchtung seiner eigenen Werke, ja seines ganzen Schaffens, die er beiläufig gibt, ist von hohem Werte, wenn auch einseitiger — naturgemäß, denn wer erkennte sich ganz? — als die Analyse seiner Lieblingsgestalten im Kulturleben, zu denen in erster Linie Schopenhauer, Wagner, Nietzsche gehören. Seine Beurteilung Nietzsches steht bei dem Besten, was je über diesen Flammengeist gesagt ist. Auch Dostojewski ist hoch im Wert bei Mann, während Tolstoi als Ethiker und Gottsucher wesentlich unverstanden bleibt. Bemerkenswert sind übrigens nicht nur die Namen, die Thomas Mann nennt, sondern auch die, die er verschweigt ... In seiner Polemik siegt er nicht nur durch die Gelassenheit, mit der er seine innerliche Erregung meistert, sondern vor allem durch die strategische Größe, mit der er den Kampfplatz erweitert, auf Höhen verlegt, die dem Gegner schwer erreichbar sind, endlich auch durch seine Taktik; seine Waffen sind ebenso scharf wie fein: er kämpft mit silbernen Pfeilen und damaszierten Klingen ... Sein Stil, sichtlich an Nietzsche geschult, bezeugt höchste Übung und Verfeinerung, oft Überfeinerung und zu starke Legierung mit fremdsprachlichen Kunstwörtern. Immerhin: wer schreibt heute noch so, wer facettiert die Sprache so als ein Juwel?

Für die Psychologie und Voraussicht Thomas Manns spricht es, daß er den Sieg der Demokratie in Deutschland schon um die Jahreswende 1917/18 wittert. Wir hoffen, nein, wir erwarten, daß die aufwühlenden Seelenerlebnisse, von denen er zartes Zeugnis gibt, auch den Dichter in ihm verjüngen.

Nur mit Überwindung greift man nach diesen Betrachtungen zu Heinrich Manns Roman Der Untertan. Es ist ein Unterschied wie zwischen Rheinwein und essigsaurer Tonerde. Der Roman wurde vor dem Kriege geschrieben, aber von der Zensur verboten. Bekannte Namen begegnen uns, die in den „Armen" wiederkehren, aber als Kunstwerk steht dieser Roman noch klaftertief unter jenem. Der Untertan ist ein Streber, Hurrapatriot und Nationalist, der sich durch seine Gesinnungstüchtigkeit emporbringt. Gewiß gäbe der Stoff Gelegenheit zu einer kostbaren Satire, wenn ihn ein Dichter, ein Satiriker in die Hand nähme, hier aber wird er von dem Standpunkt kleinlichen Spießertums mit haß- und wutverzerrten Grimassen behandelt. Schon die Mutter dieses Untertanen ist seiner würdig: sie lügt, nascht, stiehlt, klatscht mit den Dienstboten, betet aber abends mit dem Kind „aus dem Herzen" und „bekam dabei gerötete Wangenknochen". Auf der Schule ist ihr Sohn Diederich Heßling naschsüchtig, feige und gemein, von hündischer Unterwürfigkeit. Nur ein einziges Mal, in der Untertertia, zeigt er Mut, wird er zum „siegestrunkenen Unterdrücker". „Er hatte," erzählt Heinrich Mann, „wie es üblich und geboten war, den einzigen Juden seiner Klasse gehänselt, nun aber schritt er zu einer ungewöhnlichen Kundgebung. Aus Klötzen erbaute er auf dem Katheder ein Kreuz und drückte den Juden davor auf die Knie. Er hielt ihn fest, trotz allem Widerstand; er war stark." Damit findet Heßling allgemeinen Beifall nicht nur der Mitschüler, denn, schreibt Heinrich Mann, „durch ihn handelte die Christenheit von Netzig", sondern auch der Lehrer. „Er bekam es," schreibt Heinrich Mann, „seitdem leichter. Die Klasse konnte die Ehrung dem nicht versagen, der die Gunst des neuen Ordinarius besaß. Unter ihm brachte Diederich es zum Primus und zum geheimen Aufseher, Angeber."

Man beachte hier nebenbei, wie Heinrich Mann, ohne mit der Wimper zu zucken, den ganzen deutschen Lehrerstand als schuftig auf die Tafel malt. Aber genau so verderbt ist — sagt Heinrich Mann — das ganze Deutschland unter den Hohenzollern: Studenten, Ärzte, Richter, Offiziere, Bürgermeister, Abgeordnete, zugängliche Frauen usw. bis herunter zu den Kokotten. Seinem Heßling wird es natürlich leicht, in dieser allgemeinen Fäulnis durch patriotisches Strebertum emporzukommen. Er wird Korpsstudent, „Neuteutone", läßt sich bei Haby den Schnurrbart in zwei rechten Winkeln aufwärts züchten, was der ebenso originelle wie geistreiche Verfasser ausführlich beschreibt. Vom Militärdienst befreit sich Heßling durch Verstellung und das falsche Attest eines Stabsarztes, auch das ist offenbar typisch für diese abgefeimten Patrioten. Als er aber sein Erbe, eine kleine Papierfabrik, antritt, da richtet er sie nach wilhelmischem Muster streng militärisch ein und hält an seine Arbeiter eine Rede, die aus bekannten Redewendungen Wilhelms II. zusammengesetzt ist. Besondere Genugtuung empfindet Heßling, als bei einem Krawall ein Militärposten einen Zivilisten erschießt. (Bekanntlich kam das unter dem Kaiser alle Tage vor, ganz im Gegensatz zur späteren Zeit ...) Nur als Episode wird berichtet, daß ein Gymnasialprofessor an jedem Sedantage seine Schüler mit der Erzählung begeistert, wie deutsche Landwehrleute 1870 die Franktireurs und ihre Frauen lebendig verbrannt, die Kinder auf die Bajonette gespießt haben. So Heinrich Mann. Heßling, der kein höheres Streben als Geldgewinn, keinen echten Zug als den hündischer Unterwürfigkeit hat, erreicht seinen Zweck. Erreicht ihn auch sein geistiger Vater? Ich glaube nicht. Heinrich Mann scheint gar nicht zu empfinden, daß unter allen diesen „Untertanen" er selber die kläglichste und abstoßendste Figur macht. Denn daß jene groteske Karikaturen sind, die nicht ein Fünkchen echtes Leben haben, muß auch der verbissenste Zivilisa-

Digitized by Google

Gemeinderatssitzung. Gemälde von Carl Ludwig Jessen

Aus dem Schleswig-Holsteinischen Kunstkalender für 1918/19 (Verlag der Druckerei-Gesellschaft Hartung & Co. in Hamburg)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

tionsliterat zugeben; bei dem Verfasser aber sind sein beispielloser Haß, seine ohnmächtige Wut, seine spießerhafte Kleinlichkeit unzweifelhaft echt, denn sonst hätte er ein solches Pamphlet von mehr als 500 Seiten nicht zustande gebracht. Heinrich Mann ist der Untertan seiner Bosheit, ohne jede innere Freiheit, ohne auch nur einen Anflug von höherem oder doch wärmerem Leben. Der Tiefstand dieses Buchs ist literarisch daran zu ermessen, daß es trotz allem Wutgestrampel des Autors schon im ersten Viertel langweilig wird; es fehlt die Phantasie, der Witz, die Gestaltungskraft; in jedem Witzblatt mittleren Maßes findet man bessere Satire. Der Fall Heinrich Mann scheint nach diesem hoffnungslos ...

So zweifellos sein Niedergang, so zweifellos ist Josef Pontens Aufstieg. Bei der Betrachtung seines letzten Roman ‚Der babylonische Turm' hatte ich hier (im Dezemberheft) die Zuversicht ausgesprochen, daß Ponten sein ungewöhnliches Talent noch fester in Zucht nehmen, manches Eckige, Gewaltsame, auch im Stil Spröde noch abschleifen und so zu einem ruhigen Dahinfließen des epischen Vortrags sich abklären werde. In der vorliegenden Erzählung, Die Insel, ist diese Hoffnung schon größtenteils erfüllt. An einer einsamen Klosterinsel des Südens, die, nur von frommen Mönchen bewohnt, keines Weibes Fuß betreten darf, landet ein Segelschiff, und, ehe die Mönche es sich versehen, steht eine schöne reife Frau vor ihrem Kloster und begehrt, die Insel zu sehen, denn hier sei schon Aneas gelandet und habe, wie Virgil erzählt, mit den Harpyien gekämpft. Weniger die Logik ihrer Gründe als der auf dieser Insel gänzlich neue und wie ein Wunder erscheinende Zauber weiblicher Anmut veranlaßt die Mönchsversammlung und den Abt, ihren Wunsch zu erfüllen. Ein junger gescheiter Mönch, Spiridion genannt, wird zu ihrem Führer auf der Insel ausersehen. Man kann sich denken, wie es nun kommt. Eine flüchtige Erinnerung an Scheffels ‚Ekkehard' taucht auf, sie wird bald verdrängt durch die an Gerhart Hauptmanns ‚Ketzer von Soana', der tatsächlich bei dieser Erzählung Pate gestanden zu haben scheint. Freilich kommt es bei Spiridion und Maria nur zu einigen Küssen, sie werden von den Mönchen, die in einen launigen Vergleich mit den das Liebespaar umflatternden schwarzen Vögeln, den Harpyien, gestellt werden, betroffen und getrennt. Als das Schiff mit Maria an Bord seine bunten Segel bläht und in die Ferne zieht, stürzt sich Spiridion ins Meer. Und der Abt weint, weint ...

Es ist schwer, einem Vergleich der Erzählung mit Hauptmanns ‚Ketzer' aus dem Wege zu gehen. Wo bei Hauptmann sinnliche Glut und der Rausch einer südlichen Landschaft vereint zum Mythischen aufsteigen, ist bei Ponten — der tropischen Sonnenhitze, die auf der Insel brütet, gleichsam zum Trotz — kühn und kühl eine hohe Gedankenwelt aufgebaut.

Es könnte freilich etwas weniger an Gedankenfracht sein: das epische Schifflein würde leichter segeln. Aber es ist ein feines Werk, von Künstlerhand geformt, sehr sorgsam gefeilt und nur selten führt Pontens Sinn für das Absonderliche zu gesuchten Wendungen, wie „Sie entzitterten einander". Die Bilder, die einer sonderlichen Phantasie entsteigen, sind mit den Augen eines Malers geschaut, der anders als die Menge sieht, ich möchte sagen: mit göttlichen Augen. Die kraftvolle Architektur der Gipfelpunkte und die erhabene Art, Licht und Landschaft darzustellen vereinen sich gar köstlich und lassen mit den Vorzügen einsamer Geistigkeit Ponten auch hier als reinen Künstler erscheinen.

Der längst deutsch gewordene Finnen-Schwede Adolf Paul setzt die Reihe seiner geschichtlichen Romane in einem Blücherroman Das heilige Donnerwetter fort. Die leichte Hand des immer fesselnden Plauderers zeigt sich auch hier in der spielerischen Bewältigung eines ungeheuren geschichtlichen Stoffes. Das Leben Blüchers ist von seinen Knabenjahren an wie ein bunter Fächer farbiger Einzelschilderungen vor uns ausgebreitet. Was aber Pauls Roman diesmal besonders zustatten kommt und ihn über seine ‚Exzellenz Unterrock' und seinen Friedrichsroman erhebt, ist der goldechte Humor, der ihm bei der Zeichnung des alten Haudegens hilfreich zur Hand geht, ihm die Farbentuben reicht und die Beleuchtung einstellt. Mit ganz köstlicher Laune hat er dies Charakterbild erfaßt und auch Nebengestalten wie der alte York, Massenbach, Prinz Louis Ferdinand, endlich der König selbst sind dem Dichter vortrefflich gelungen. Der Roman, der mit einer großgefaßten Vision — Blücher im Adlernest — anhebt, humorvoll und mit einer resignierten Philosophie schließt, entbehrt auch tieferen Klanges nicht, so beim Abschied Blüchers von seiner ersten Frau. Es ist trotz seiner vielen leichten Partien das Werk eines Dichters, das zwar nicht viel zur Geschichts-, aber um so mehr zur Menschenkunde beiträgt.

Vorwiegend zur Völkerkunde leiten uns hingegen Die schönsten Kosakengeschichten von Gogol hin, die Korfiz Holm sehr lebendig übertragen und Walter v. Molo mit einer Einleitung auf den Weg geschickt hat. Leider erlaubt der noch verfügbare Raum nur eine kurze Anzeige dieses anziehenden Buchs, das uns den romantischen, den ukrainischen Gogol nahebringt und um seiner wahrhaft großgearteten Schilderungen willen, wie auch wegen der für uns Westeuropäer sehr merkwürdigen Beleuchtung dieses Volkscharakters mehr als Unterhaltungswerte bringt.

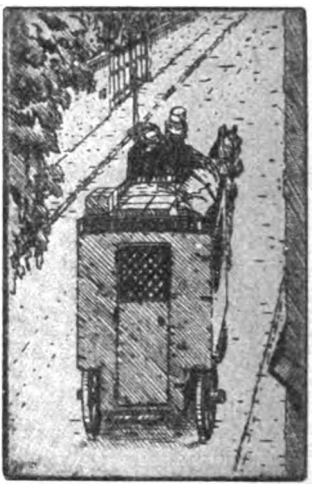
Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

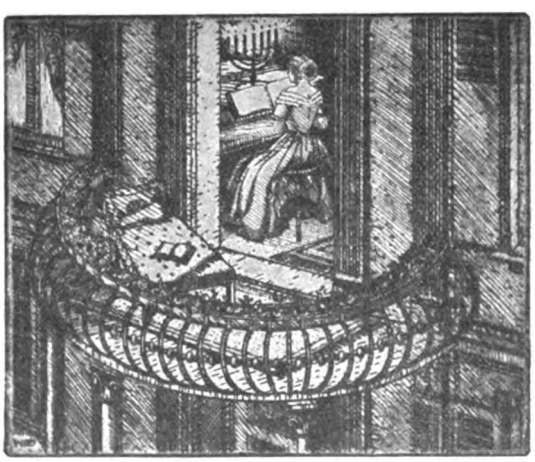
Radierungen von Hubert Wilm — Schmucksachen von Adolf von Mayrhofer — Berliner Wahlplakate — Schleswig-Holsteinisches Jahrbuch 1918/1919 — Zu unsern Bildern

Das Schaffen Hubert Wilms hat sich in vielen Einzelblättern wie in mehreren Folgen offenbart. Jetzt stellt er seinem bisher bedeutendsten Werk, einer männlich herben Passion, sein liebenswürdigstes zur Seite, nämlich die zwölf Blätter ‚Vom Fenster aus', die bei Franz Hanfstaengl in München erschienen sind. Was der junge Künstler im Laufe eines Tages vom Fenster aus in halbländlicher Umgebung gesehen hat, bildet den Inhalt dieser Folge. Wilm versteht zu plaudern, zu erzählen, zu dichten. Er ist in diesem Werk lyrisch gestimmt, und was er vorträgt, klingt uns wie eine trauliche Haus- und Herzmusik. Wir sehen ihn selbst, wie er am Fenster mit Zeichnen beschäftigt ist, während die aufgehende Sonne den Himmel überstrahlt. Nach dieser Einleitung wird mit einem kleinen und schlichten Blatt der zärtliche Grundton des Ganzen angeschlagen: ein Blumenkorb altfränkischer Form und in der Blütenfülle das Skizzenbuch mit der einsilbig beredten Widmung ‚Dir'. Dann sehen wir die schöne Unbekannte, eine stolze und üppige Frau, wie sie vor dem Spiegel am Fenster ihr Haar aufsteckt. Und nun beginnt sich die Welt zu regen: über langweilige Dächer surrt ein romantischer Flieger. Es wird Mittag, und wir blicken in einen sonnigen, warmen Garten. Der Postillon trabt durch die Straße; sie ist ganz leer, denn alle Welt sitzt bei Tisch. Am Nachmittag nimmt uns ein Bauerngarten auf. Ein warmer Westwind mildert die Hitze des Tages und läßt die trocknende Wäsche lustig flattern. Gegen Abend bringt er Regen; vor einer verschlossenen Gartentür steht wartend eine Krinolinendame unter triefendem Schirm. Dann verziehen sich die Wolken. Abendsonne glüht. Im Gewirr von Häusern und Hütten, Bäumen und Sträuchern träumt ein Geheimnis. Bei Sonnenuntergang lauschen wir holden Klängen. Musik, der Liebe Nahrung, ist erwacht. Und als es Nacht geworden ist, umarmt sich ein zärtliches Paar in der Laube.

Frühmorgens. Radierung von Hubert Wilm Aus der Folge ‚Vom Fenster aus.' (Verlag von Franz Hanfstaengl in München)



Der Postillon. Radierung von Hubert Wilm. Aus der Folge ‚Vom Fenster aus'



Bei Sonnenuntergang. Radierung von Hubert Wilm Aus der Folge ‚Vom Fenster aus'. (Verlag von Franz Hanfstaengl in München)

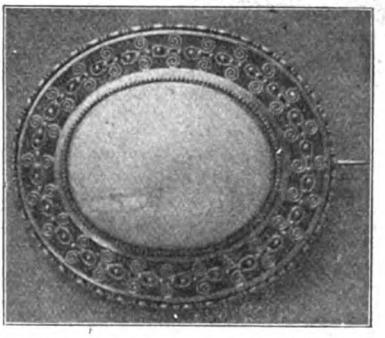
Wilm zeigt sich in diesen anmutigen Blättern als ein Künstler, der sich jedes Betrachters Herz mit leichter Mühe erobert und der sich doch sorgsam vor wohlfeiler Nachgiebigkeit an den zuckrigen Geschmack der gefühls-

Digitized by Google

seligen Menge hütet. Bei dem Stoff lag die Gefahr nahe, statt herzlich herzig zu wirken. Er ist ihr nicht erlegen, weil er zunächst und vor allem graphisch empfindet. Vor die inhaltliche Aufgabe drängen sich Fragen der Form. Wilm paßt seine Technik der Stimmung an, die Ausdruck fordert. Er wechselt die Bildgröße und die Verhältnisse der Menschen zu den Dingen ganz nach Notwendigkeit. Und er erreicht trotzdem die Einheitlichkeit der Folge, so daß man wohl einzelne Blätter für sich genießen kann, aber keines mehr missen | weithin bekannt geworden durch manchen

lers, der die besten Überlieferungen seines Handwerks in seinen Schöpfungen vereinigt: geschmackvolle Form, gediegene Ausführung, vortrefflichen Stoff. Er hat sich freigehalten von der mit Maschinen und Legierungen, mit Stanzen und Pressen wirtschaftenden Schmuckindustrie. Er dient nicht einem flachen und gedankenlosen Allerweltsgeschmack. Er gibt vielmehr jedem Stück, das aus seiner Werkstatt geht, den Segen seiner Künstlerschaft mit auf den Weg.

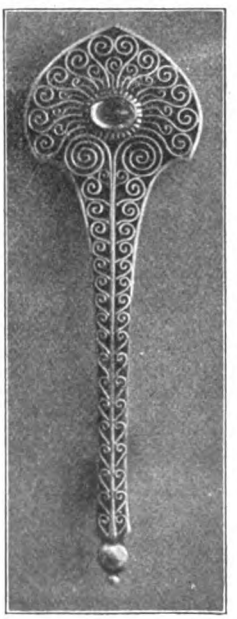
Der Name Mayrhofers ist



Silberne Anhänger, Brosche und Fibel mit Türkisen, Bernstein und Perlschale. Entworfen und ausgeführt von Adolf von Mayrhofer in München

mag, wenn man sie alle kennt.

Schenken ist heute eine schwere Kunst. Die Not hat unsere Industrie wohl erfinderisch, aber nicht gerade tugendhaft gemacht, und wenn es gewiß in vielen Fällen mit dem Ersatz getan ist, so gibt es doch Gelegenheiten, wo man mit ihm nicht viel im Sinne hat. Wer z. B. in dieser österlichen Zeit ein junges Mädchen zur Einsegnung mit einem Schmuckstück erfreuen will, wird nur Gediegenes schenken wollen, denn diesem ernsten Fest geziemt kein Tand zur Erinnerung. Der Suchende sei deshalb auf Arbeiten des Münchner Silberschmiedes Adolf von Mayrhofer hingewiesen, eines Künst-



prunkvollen Tafelaufsatz und wohlgeformtes Tisch- und Gebrauchsgerät. Seinen Sonderruhm bildet jedoch, daß er auch für die weniger mit Glücksgütern gesegneten Freunde guter Arbeit billigen Silberschmuck hergestellt hat. Er war der erste, der erkannte, wie vornehm Halbedelsteine wirken, wenn sie nur richtig und ehrlich verwendet werden. Mit Vorliebe benutzt er Türkise und Opale. Diese undurchsichtigen und geschliffenen farbigen Steine fügen sich den weichen Formen des Silbers ebenso schmeichlerisch ein wie die schimmernden Perlschalen, die er für manchen seiner Anhänger als Schmuck verwendet. — —

Digitized by Google

Erst der Krieg hat uns Deutsche das Plakat als politisches Stimmungsmittel schätzen gelehrt. Aller Bande frei hat es sich in der Werbearbeit für die Wahlen zur Nationalversammlung auswirken und gelegentlich auch austoben können. Aus der Überfülle der Plakate bilden wir einige ab, die die Bevölkerung Berlins aufrütteln und

Gezeichnet von Lucian Bernhard. Gedruckt von Hollerbaum & Schmidt für den ‚Werbedienst G. m. b. H.'

in die Gefolgschaft der Parteien locken sollten. Es ist die Rechte, die Mitte und die Linke auch in künstlerischer Beziehung vertreten. Die Aufgabe des Plakats haben zweifellos die am besten erfaßt, die den Vorwurf sinnbildlich nahmen oder wie Lucian Bernhard nur durch Schrift und Farbe wirkten.

* * *

Auf der letzten Seite der Rundschau sind sieben kunstgewerbliche Gegenstände wiedergegeben, die eine bescheidene

Gezeichnet von Martha Jäger

Gezeichnet von H. M. Pechstein

Gezeichnet von Victor Arnaud. Gedruckt für den ‚Werbedienst G. m. b. H.'

Vorstellung von dem Reichtum des Schleswig-Holsteinischen Jahrbuchs 1918/1919 erwecken sollen (Druckerei-Gesellschaft Hartung & Co., Hamburg). Es ist eine Freude, diesen vortrefflich ausgestatteten Kunstkalender zu betrachten und zu lesen. Der Begriff der Heimat, dem er dient, packt uns heut noch inniger ans Herz als vor dem Kriege; denn in der Heimat sollen und müssen wir die Kraft für den Aufbau des Vaterlandes finden. Die Liebe zu ihr gilt es zu vertiefen, aus einem unbewußten Schatz zu einem bewußten Besitz zu wandeln, und dieser wichtigen Aufgabe unterzieht sich ein Jahrbuch wie das Schleswig-Holsteinische mit hervorragender Geschicklichkeit. Es ist herausgegeben von Dr. Ernst Sauermann, Direktor des Kunstgewerbemuseums der Stadt Flensburg, und ist ein Sammelbecken für Heimatpflege und Heimatkunde auf dem

Digitized by Google

ganzen Gebiet der vereinigten Herzogtümer. Seine Beiträge mit ihrem reichen Schmuck von Abbildungen werden über den landsmännischen Kreis hinaus wißbegierige und dankbare Leser finden. So wenn Johannes Biernatzki die Geschichte und Herkunft des Gottorfer Silberaltars darlegt, eines von dem Hamburger Meister Hans Lambrechten stammenden Barockwerkes. Die Freunde Theodor Storms werden sich gern dem Pastor

Gez. von E. Egler. Gedr. von den Ver. Kunst-Anst. A.-G. vorm. Otto Troitzsch

E. Bruhn anschließen, der sie der Stadt, den Stätten und Gestalten aus des Dichters Jugendzeit nahebringt. Fesselnd liest sich Otto Lehmanns Bericht über die Metallabgabe in Schleswig-Holstein. Von den geretteten Schätzen bilden wir einige ab: ein beermansch (Biermännchen; Bierkrug für Warmbier), eine sitten goos (sitzende Gans; Sirupkessel), einen Bierkrug und einen Mörser, der gleich den berühmten grapen (bronzenen oder kupfernen Töpfen oder Tiegeln) die Hausmarke des Besitzers, in diesem Fall das Rantzausche Wappen trägt. Ein vorbildliches Beispiel von Heimatschutz entrollt Pastor Heinrich Petersen, indem er die Entdekkung und Wiederherstellung der ursprünglichen Staruper Kirche schildert. Aus dem von seinem Leiter erstatteten Bericht über die Tätigkeit des Kunstgewerbe-

museums in Flensburg stammen unsere Abbildungen des nordfriesischen Rokokonähkastens sowie des wahrscheinlich aus Italien zugewanderten Straßenhändlers.

Besondere Aufmerksamkeit verdient der auch bildlich umfassende Aufsatz Dr. E. Sauermanns über den friesischen Maler Karl Ludwig Jessen, der, fast vierundachtzigjährig, am 4. Januar 1917 in seiner Heimat Deezbüll gestorben ist. Die Hefte haben seiner in einem farbigen Aufsatz im

Gez. von M. Groß. Druck der Kunstanstalt Weylandt

Gez. von U. K. Druck von Karl Schulz

Offsetdruck der Otto Elsner A.-G.

Gez. von Jo. Beringer. Offsetdruck Elsner

Digitized by Google

Aprilheft 1917 gedacht. Wir geben hier ein Gemälde von ihm als Einschaltbild, die „Gemeinderatssitzung“ (zw. S. 216 u. 217). Es ist im Jahre 1896 gemalt, zu einer Zeit, wo der aus dem Volk hervorgegangene Künstler schon lange seine eigentliche Aufgabe in der Verklärung nordfriesischen Volkstums gefunden hatte.

Gez. von Fries. Gedr. von R. Barnick G. m. b. H.

Mit dem Hinweis auf Jessen wenden wir uns zu unsern Bildern. Eröffnet wird das Heft durch ein Gemälde von Professor Rudolf Nißl. Unsere Leser kennen den Künstler, der seine Farben so frisch und keck, aber auch so anmutig und feinfühlig zu verwenden weiß. Stilleben, Blumensträuße in ihrer leuchtenden Buntheit liebt er besonders zu malen. Aber gern gibt er auch Innenräume wieder, vor allem Ateliers mit ihrem lustigen Durcheinander von Handwerkszeug und vielerlei Kram. Er setzt junge Damen in vornehme Räume und nackte Modelle in Ateliers, bleibt also beim bloßen Raum nicht stehen. Auf unserm Blatt hat er die Bedeutung des Mädchens und ihrer Umgebung so vorsichtig abgewogen, daß kein Streit um den Vorrang entstehen kann. Die Farben sind stark, bestimmt und geben dem Bilde bei aller Liebenswürdigkeit einen männlichen Zug. Es ist gar nicht nervös, und das tut einem wohl. — Frisch weht uns das Gemälde der Partnachklamm an (zw. S. 120 u. 121). Es stammt von dem Münchener Albert Wenk und begnügt sich nicht damit, dem Beschauer den Eindruck von tosenden Wassermassen und wild aufeinandergetürmten Felsblöcken zu übermitteln. Es will auch die Kälte malen, die hier herrscht, und das gelingt dem Künstler durch das luftlose Grau, das er beherrschend über das Bild gebreitet hat. — Professor Karl von Marr vertritt die gediegene Vornehmheit altmünchener Malkunst. Er hat sich wenig um neue Richtungen gekümmert, sondern ist seiner Weise treugeblieben, in der die Überlieferungen der klassischen Meister lebendig wirken. Seine Bildnisse, auch das seiner Frau (zw. S. 128 u. 129), haben alle — man möchte sagen: einen van Dyckschen Zug; er zeigt sich etwa

Gez. von Jupp Wiertz. Gedruckt für den Werbedienst G. m. b. H.

Gez. von G. M. Cay. Gedr. von Hollerbaum & Schmidt

Gezeichnet von Hans Herkendell

Digitized by Google

in der Art, wie die Hände spielen, wie die wirkungsvollste Seite des Menschen erfaßt wird, in der Wertschätzung höfischer Gelassenheit. — Andere Ziele verfocht der jüngst (25. 1.) verstorbene Berliner Hugo Krayn, dessen vielseitigen Reichtum eine ihm zu Ehren veranstaltete Ausstellung der Sezession überraschend eindrucksvoll erkennen läßt. Er hatte keinerlei Hochachtung vor Rang und Geblüt. Er suchte, oft unter dem Einfluß Daumiers, das Volk, bei

Gezeichnet von Kirchbach
Druck der Rotophot A.-G.

ger im schwarzen Rock des Missionshelfers und der blonde Junge vor dem grünen Hintergrund. Das prägt sich in der Tat für die Dauer ein, und vollends gewinnt uns das Bild, wenn wir die gutherzigen Züge des schwarzen Landsmannes betrachten. Daß auch unter diesem Volke Treue zu finden war, hat uns der Krieg gelehrt. — Wilhelm Wandschneiders Kunst, die sich gern der Antike zuwendet, hat eine stolze Aphrodite geschaffen (zw. S. 152 u. 153). Die Göttin ist dabei, die letzte Hülle

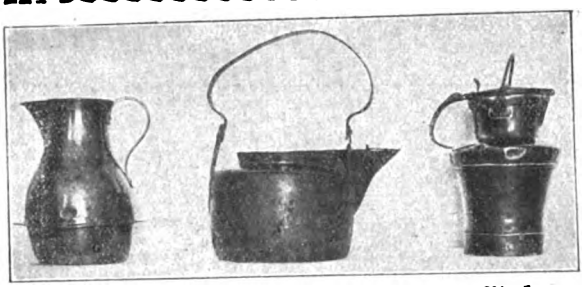
Gez. von W. Levzow
Gedr. von Georg Sternfeld & Co.

der Arbeit und auf der Straße, in der Elektrischen und im Theater, erschöpft und ohne Obdach, satt und vergnügt, aber nie ohne eine Andeutung der stumpf machenden Mühsal. So auch auf unserm Bild (zw. S. 172 u. 173), wo das Mädchen, das in der Theaterpause das Textbuch liest, Sonne in eine ziemlich trostlose Umgebung bringt. Krayn ist nicht ganz 34 Jahre alt geworden. Er war ein Berliner Kind **und hat den Reiz, aber** auch die Grausamkeit der Weltstadt mit leidenschaftlichem Mitgefühl in sich aufgenommen. Seine Kunst ist voll von politischem Wirkungswillen, obgleich der Künstler bewußt nichts weiter tat als gute Bilder malen. — Für den in München ansässig gewesenen Schleswiger Momme Nissen bedeutet das Bild „Zwei Freunde“ (zw. S. 144 u. 145) gewiß nichts weiter als eine fesselnde Farbenzusammenstellung: der Ne-

Gezeichnet von Ludwig Kainer
Gedruckt bei Dinse & Eckert

Gezeichnet von E. Wohlfahrt

Digitized by Google



Bierkrug, Sirupkessel „sitten goos" (sitzende Gans), Bierkrug
Alte schleswig-holsteinische kupferne Küchengeräte

abzulegen und ins Bad zu steigen. — Der Weimarer Professor Otto Rasch ist der Maler der allen Deutschen heiligen Stätten. Er spürt den Genius, der hier waltet, und aus allen seinen weimarischen Bildern sprechen die

Geschnitzter und bemalter Nähkasten aus Nordfriesland
vom Jahre 1769

tiefe Ehrfurcht und die begeisterte Liebe, ohne die diese Gemälde nur handwerkliche Meisterstücke wären. Wir bilden den Blick in Goethes Sterbezimmer ab (zw. S. 136 u. 137), ein Werk, das jedem, der einmal an dieser Stelle stand, teuerste Erinnerungen weckt. — Das Frauenbildnis von Professor Hanns Pellar in Darmstadt (zw. S. 188 u. 189) bedarf keiner Worte. Es wird dem Beschauer so gut gefallen wie dem Besteller, denn es ist ein standesgemäßes Gemälde von lebendigem Ausdruck. — Die kulturgeschichtlichen Ausführungen über das Hofkonzert von Tornius setzt das Bild von Professor Ferdinand Dorsch bis in die allerjüngste Vergangenheit fort (zw. S. 208 u. 209). Das farbenschillernde Gemälde des Dresdner Künstlers zeugt von seiner Freude an festlichem Glanz, die das Hauptmerkmal seines Schaffens bildet. P. W.

Bronzegrapen vom Jahre 1423

Bronzemörser mit dem Rantzauschen Wappen
vom Jahre 1589

Straßenhändler
Bemalte Kleinplastik um 1700

Aus dem Schleswig-Holsteinischen Kunstkalender 1918/19. (Verlag der Druckerei-Gesellschaft Hartung & Co. in Hamburg)

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Adolf Bothe in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Velhagen & Klasings EXPORT-ANZEIGER

Verlag von Velhagen & Klasing oo in Bielefeld und Leipzig. oo

Februar 1919

Schriftleitung und Anzeigenannahme o in Leipzig, Hospitalstrasse 27. o

Die Zukunft der deutschen Maschinenindustrie im Exporthandel.

Von Joseph Schwickart, Redakteur.

Der Export der deutschen Erzeugnisse hatte vor dem Kriege einen enormen Umfang angenommen. Verblüffend und gleichzeitig erschreckend waren für unsere Konkurrenten die Exportziffern. Sie waren auch die Veranlassung, die 1914 zum Kriege führen musste; denn England hatte erkannt, dass sein gefährlichster Konkurrent nur durch einen Krieg vernichtet werden konnte.

Während des Krieges stand unsere Industrie, als sie für den Kriegsbedarf und die vielen anderen Bedürfnisse des Innenmarktes arbeitete, auf der höchsten Stufe ihrer Leistungs- und Entwicklungsfähigkeit. Da unterliegt es keinem Zweifel, dass eine solche Industrie, die unseren im Westen kämpfenden Heeren, trotz Mangels an Rohstoffen und Arbeitskräften, die Waffen in der grössten Materialschlacht der Welt lieferte, die besten Aussichten auf einen grossen Export nach dem Kriege hatte. Die vielen Anfragen aus dem neutralen und dem ehemals feindlichen Auslande, der rege Besuch aus diesen Ländern auf den Leipziger Messen während des Krieges, bestätigten diese Annahme. Allenthalben wurde eine treffliche Organisation für den Auslandsexport geschaffen — da brach über Nacht in Deutschland die Revolution aus. Alle an einen siegreichen Feldzug geknüpften Hoffnungen waren mit einem Schlag vernichtet. Unsinnige Lohnforderungen von seiten der Arbeiterschaft, der Verlust der wichtigsten Rohstoffquellen und damit die Verminderung der Produktionsmöglichkeiten brachten die Industrie in eine verkehrte Lage.

Unter diesen neuen Verhältnissen erscheint es zunächst zweifelhaft, ob die Industrie nach Friedensschluss noch konkurrenzfähig im Export sein wird. Zunächst hängt die Exportmöglichkeit der Maschinenindustrie, wie überhaupt jede Exportmöglichkeit, von dem Ergebnis der Friedensverhandlungen ab. Man vergesse nicht, dass die Bestimmungen der Pariser Wirtschaftskonferenz mit britischer Zähigkeit und Konsequenz von der Entente durchzuführen versucht werden, und gegen die Durchsetzung dieser Bestimmungen sich

(Fortsetzung S. 2.)

Deutsche Ueberseeische Bank

Aktien-Kapital Mk. 30,000,000.—.

BERLIN W. 8, Mauer-Strasse 39

Gegründet von der Deutschen Bank, Berlin.

Niederlassungen unter der Firma

Banco Aleman Transatlántico

in

Argentinien: Bahia Blanca, Buenos Aires, Córdoba, Mendoza, Rosario de Santa Fé, Tucuman.
Bolivien: La Paz, Oruro.
Chile: Antofagasta, Concepcion, Iquique, Santiago, Temuco, Valdivia, Valparaiso.
Peru: Arequipa, Callao, Lima, Trujillo.
Uruguay: Montevideo.
Spanien: Barcelona, Madrid.

Banco Allemão Transatlantico

in

Brasilien: Rio de Janeiro, Santos, São Paulo.

Kontokorrent- und Depositenverkehr • Kreditbriefe, Akkreditierungen • Briefliche und telegraphische Auszahlungen • Einziehung von Wechseln und Dokumenten • Besorgung aller sonstigen Bankgeschäfte

Korrespondenten an allen grösseren Plätzen der Welt :: Eigene Telegraphenschlüssel.

Vertretungen in:
Bremen: Deutsche Bank Filiale Bremen.
Hamburg: Deutsche Bank Filiale Hamburg.
Brüssel: Deutsche Bank Succursale de Bruxelles.
Konstantinopel: Deutsche Bank Filiale Konstantinopel.

Digitized by Google

zu wehren, wird eine der schwierigsten, aber auch dankbarsten Aufgaben unserer Unterhändler sein. Viel Hoffnung besteht leider für unsere Industrie nicht, denn weder im Parlament, noch bei staatspolitischen Verhandlungen wurde die Industrie jemals nachdrücklich vertreten. Auf Grund dieser Erfahrungen darf sich die Industrie keinen trügerischen Hoffnungen hingeben, sie muss vielmehr zur Selbsthilfe greifen und ihren Export nach eigenem Gutdünken organisieren.

Um konkurrenzfähig zu bleiben, ist eine Herabsetzung der Löhne und der Produktionskosten unbedingt erforderlich. Als weitere wichtige Faktoren für einen günstigen Export gelten gute Handels- und Schiffahrtsverträge, in welche die Meistbegünstigungsklausel unbedingt aufgenommen werden müsste. Auch auf die Eisenbahn- und Schiffahrtsgesellschaften muss eingewirkt werden, damit günstige Fracht- und Beförderungsbedingungen die Ausfuhr von Maschinen ermöglichen. Sollten trotzdem für uns ungünstige Handelsverträge abgeschlossen werden, dann braucht die deutsche Industrie noch lange nicht die Flinte ins Korn zu werfen; denn die Erfahrung lehrt, dass bei Handelsverträgen mit hohen Schutzzöllen — man denke an Russland zur Zeit des Grafen Witte — Deutschland noch immer die besten Geschäfte gemacht hat.

Es kommt immer darauf an, wie der Kaufmann das von ihm zu lösende Problem anfasst. Allzuschwer dürfte es ihm nicht werden, denn der gute Ruf und die gute Qualität der deutschen Industrieerzeugnisse stehen immer noch so fest wie ein Rocher von Bronze.

Deutschlands Industrie, Messe und Exporthandel.

Die Umwälzung der politischen Verhältnisse in Deutschland hat auch die Aufrollung einer Reihe von wirtschaftspolitischen Fragen mit sich gebracht. Die Ergreifung der Herrschaft durch die in erster Linie die Arbeiter vertretende Sozialdemokratie, die Aufhebung des bisherigen Rechtszustandes und die im Zusammenhang damit stehenden Gerüchte einer Vergesellschaftung aller Produktionsmittel haben in den Kreisen der Unternehmer eine ungeheure Beunruhigung veranlasst. Fast scheint es, als ob ein grosser Teil der Fabrikanten sich unter den gegenwärtigen Umständen nicht dazu entschliessen könnte, die Arbeit in der Weise wieder aufzunehmen, wie es für den Wiedereintritt friedlicher Zustände ursprünglich beabsichtigt wurde. Vier Jahre lang hat die deutsche Industrie auf den Augenblick gewartet, wo sie, nach Beendigung des Krieges, mit allen Kräften sich wieder der Erzeugung von Fabrikaten für den Weltmarkt zuwenden konnte. Ganz besonders gilt dies von den deutschen Friedensindustrien, worunter wir diejenigen Fein- und Fertigindustrien verstehen, welche vorzüglich auf den Export angewiesen sind. Insoweit sich diese auf die Anfertigung von Heeresbedarf umgestellt hatten, sehnten sie die Zeit herbei, wo sie wieder ihre eigentliche Tätigkeit aufnehmen konnten. Es ist ganz anders gekommen, als wir alle uns die Verhältnisse vorgestellt hatten, wenn dieser Zeitpunkt eintreten würde. Wir sind genötigt, vollkommen umzulernen, uns in ganz neue Verhältnisse zu schicken, und dazu müssen wir versuchen, Fühlung zu nehmen mit der neuen Regierung und ihren Vertretern.

Ohne die mit voller Kraft arbeitenden Friedensindustrien gibt es keine Messe. Deshalb war es auch Aufgabe des Messamtes, neben dem Wirtschaftsausschuss der deutschen Friedensindustrien, welcher sich die Vertretung der Messindustrien zur besonderen Aufgabe gemacht hat, nach Aufklärungen über die Zukunft der deutschen Friedensindustrien zu suchen.

Zunächst haben wir Erkundigungen im Reichswirtschaftsamt eingezogen und dabei feststellen können, dass unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein Anlass zu Besorgnissen nicht vorliegt. Die jetzige Regierung hat das dringendste Interesse daran, den Export aufrechtzuerhalten. Der Export lässt sich nicht verstaatlichen, sondern er muss der freien Initiative überlassen bleiben, solange die übrigen Länder, auf deren Verkehr Deutschland angewiesen ist, ebenfalls das Privatwirtschaftssystem unangetastet lassen. Dementsprechend eignen sich auch die Exportindustrien am allerwenigsten zur Vergesellschaftung. Ihre Enteignung kommt deshalb nach den zurzeit im Reichswirtschaftsamt herrschenden Anschauungen nicht in Frage. Der gegenwärtige Staatssekretär des Reichswirtschaftsamtes, Dr. August Müller, welcher bekanntlich der gemässigten Richtung der Sozialdemokratie angehört, steht auf dem Standpunkt, in bezug auf die Vergesellschaftung vorsichtig vorzugehen und nichts zu überstürzen. Im allgemeinen ist zu sagen, dass gerade die Messindustrien auf die besondere Fürsorge einer sozialistisch gerichteten Regierung rechnen können. Denn bekanntlich stellt bei den Waren der hier in Betracht kommenden Fein- und Fertigindustrien die auf die Anfertigung verwandte Arbeit einen grossen Teil des Wertes dar. Wer also die Arbeit schützen will und sie hochschätzt, muss gerade diese Industrie vor gewaltsamen Massnahmen schützen.

Spielwaren.

Die deutsche Industrie und ausländische Konkurrenzbestrebungen.

Die veränderten politischen Verhältnisse haben auf die deutsche Spielwaren-Industrie bis jetzt noch keinen besonders auffälligen Eindruck hervorgerufen. Abgesehen davon, dass einige Weihnachtslieferungen annulliert wurden, weil bis Ende November vergangenen Jahres nicht geliefert werden konnte, ist nichts Beunruhigendes zu verzeichnen. Man erwartet wohl überall ein baldiges Fallen der Preise. Doch diese Hoffnung dürfte vergebens sein, denn die ausserordentlich hohen Löhne und Materialpreise lassen so etwas noch nicht zu. In einsichtsvollen Kreisen drängt man auf die baldige Lieferung der noch rückständigen Waren, weil die Läger geräumt sind. Nach aller Voraussicht wird auch die Kauflust in Spielwaren nicht besonders zurückgehen, so dass eine gleichmässige Beschäftigung der betreffenden Betriebe und Arbeiterschaft angenommen werden kann. Verschiedene Fabriken haben zum Teil auch Heereslieferungen ausgeführt, hauptsächlich in Abteilungen, wo ausser Spielwaren Holzwaren gearbeitet wurden. Die Umstellung auf die Friedenswirtschaft verursacht hier keine besonderen Schwierigkeiten, da auch grosser Bedarf in Holzwaren allerart vorliegt. Die Arbeiterverhältnisse dürften sich in geordneter Weise abwickeln, da genügender Bedarf

Digitized by Google

allgemein vorliegt, sofern die Spielwarengeschäfte Vertrauen in die jetzige Lage haben.

So ist also die Aussicht auf die kommende Zeit für die Spielwaren-Industrie nicht als ungünstig zu bezeichnen, und die kommende erste Friedensmesse in Leipzig (2.—8. März) dürfte neben vielen althergebrachten Fabrikaten, die zum Teil während des Krieges wegen Materialbeschlagnahme vom Markte verschwanden, wieder viele Neuheiten in Fülle bringen, weshalb den ausländischen Herren Einkäufern der Besuch nicht dringend genug empfohlen werden kann.

Der Ruhm, den die deutsche Spielwaren-Industrie überall geniesst, lässt naturgemäss auch bei anderen Völkern den Wunsch laut werden, es der deutschen Industrie gleichzutun. So wird uns berichtet, dass man in Florenz, der alten Kunststadt, demnächst eine Mustermesse veranstalten will, zu deren Hauptzweig auch Kinderspielzeug gehören soll. Der „Secolo" fordert zu reger Beteiligung auf und man darf gespannt sein, was alles zur Schau kommt. Auch in Polen, dem unruhigen Lande, regt es sich. Eine Gesellschaft bemüht sich dort, in Warschau eine Zentrale zur Einführung und Organisation einer Spielwaren-Industrie zu gründen. Man strebt die künstlerische Hebung und eine Förderung des polnischen Handwerkes an und wünscht so den gesamten Spielzeughandel vom Auslande unabhängig zu machen. Die Idee geht von polnischen Künstlern aus, die diese neue Industrie, besonders in Kunsthandwerkstätten, gepflegt sehen wollen. Die „Warschauer Mitteilungen" bemerken dazu, dass den Polen hierfür vor allem geschulte Kräfte fehlen. Ausserdem ist die Spielzeug-Industrie an den Kleinbetrieb und an handwerksmässige Verarbeitung gebunden. Kunsthandwerkstätten sind aber im allgemeinen weniger geeignet, eine mit Massenverbrauch rechnende Leichtindustrie zu begründen.

Russ-Abblaseapparate mit Heissluft.

Das Abblasen des Russes und der Flugasche erfolgte bei der alten Dampf-Ausblasevorrichtung lediglich durch aus einem Stahlrohr austretende Dampfstrahlen, die unmittelbar an die zu säubernden Flächen geblasen wurden. Trotzdem hierbei eine Menge Dampf verschwendet wurde, hörte die Wirkung schon bei etwa einem Meter Entfernung auf, so dass die Reinigung schwer zugänglicher Stellen trotz verschiedenartig gebogener Stahlrohre auf Schwierigkeiten stiess.

Bei einem neu angebotenen Russ-Abblaseapparat tritt der Dampfstrom, der in bekannter Weise mittels Dampfschlauches zum Apparate geleitet wird, aus einer Düse in einen mit dieser fest verbundenen Saugetrichter des Stahlrohres. Bei der grossen Geschwindigkeit des austretenden Dampfstromes wird ein starkes Einsaugen der Luft in den Trichter erzeugt und diese, mit dem Dampfstrom gemischt, mit grosser Gewalt aus der Mündung des Stahlrohres herausgeschleudert. Der austretende Dampf- und Luftstrahl wirkt noch bis etwa vier Meter von der Mündung ab, wobei die Reinigung gründlich und in erheblich kürzerer Zeit als mit den einfachen Dampf-Abblaseapparaten erfolgt. Da die Wirkung bei geringerem Dampfverbrauch eine bedeutend intensivere und auch die Bedienung eine wesentlich vereinfachte ist, so bedeutet der Heissluft-Abblaseapparat eine wesentliche Verbesserung. Ing. K. Trott.

(Aus „Die Technische Messe" Nr. 5.)

Allgemeines.

Ausstellung neuer britischer Industrien in London. Mit grosser Ausdauer setzt man in England die Bemühungen fort, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit für den Ausbau der industriellen Selbständigkeit zu gewinnen. In dieser Richtung arbeitet das Handelsamt seit Jahren durch Veranstaltung von Industriemessen, auf denen namentlich britische Erzeugnisse gezeigt wurden, die früher von Deutschland und Österreich geliefert wurden. Eine Wanderausstellung neuer britischer und Schlüsselindustrien (New British and Key Industries Exhibition), die jüngst von der Industrieabteilung des Bundes für Tarifreformen in der Central Hall zu London (Westminster) durchgeführt wurde, sollte dem gleichen Zwecke dienen.

Die Ausstellungsgegenstände hatten hauptsächlich Beziehung auf Metallurgie, so wurden gezeigt: Erze, Legierungen von Eisen mit allen möglichen Metallen und daraus verfertigte Gegenstände wie Munition und Ausrüstungen für Tanks, ferner Kreissägen für kalte und warme Metalle, Walzen, Zementmühlen, Bohrer und verschiedene andere Werkzeuge, Nähmaschinen; Diagramme und Photos dienten zur Erläuterung. Ausserdem waren auch einige Gegenstände gänzlich abweichender Art vorhanden wie Bürsten, Lederkoffer, Bilderrahmen und Spielzeug.

Im Ausstellungsführer sind 140 Firmen verzeichnet, doch war, wie die Ständige Ausstellungskommission berichtet hat, die Anzahl der Aussteller in Wirklichkeit grösser. Von London soll die Ausstellung nach Manchester und anderen wichtigen Plätzen überführt werden.

Dritte Jahresmesse in Utrecht. Vom 24. Februar bis 8. März 1919 findet die dritte Jahresmesse in Utrecht statt, für die nur niederländische Waren zugelassen sind. Es sind grosse Anstrengungen gemacht worden, die darauf hinzielen, den Absatz niederländischer Erzeugnisse zu fördern, namentlich dadurch, dass ausländische, hauptsächlich deutsche, Einkäufer herangezogen werden sollen. Eine besondere Auskunftsstelle für das Ausland wurde ebenfalls errichtet.

Schweizer Mustermesse in Basel. Die dritte Schweizer Mustermesse findet in Basel vom 24. April bis 8. Mai 1919 statt. Die Messedirektion hat die Aussteller der früheren Messen über ihre Meinungen und Wünsche wegen der Durchführung der Messe befragt. Aus den Antworten ergibt sich eine wachsende Nachfrage nach geschlossenen Räumen, die auf der nächsten Messe in grösserer Zahl als vorher vorhanden sein werden. Die in einem Schulhaus gegenüber den Messhallen besonders eingerichteten Sonderausstellungen werden in die Gesamtmesse einbezogen. Die Dauer der Messe bleibt zwei Wochen; es haben sich ungefähr doppelt soviel Aussteller für diese Dauer als für eine Verkürzung der Messe ausgesprochen. Beachtenswert sind die neuen und verschärften Bestimmungen, die verhindern sollen, dass Waren von nicht einwandfreier Schweizer Herkunft ausgestellt werden. Es heisst da: „Zugelassen sind, ohne Rücksicht auf den Zeitpunkt der Gründung, Geschäftshäuser, an denen ausschliesslich Schweizer Bürger beteiligt sind. Andere Häuser können zugelassen werden, wenn sie in der Schweiz fabrizieren, ihren Hauptsitz im Lande haben, vor dem 1. Juli 1914 im Handelsregister eingetragen waren und wenn $^2/_3$

Digitized by Google

des Kapitals sowie $^2/_3$ der leitenden Angestellten schweizerisch sind. Bei Geschäftshäusern, die nach dem 1. Juli 1914 entstanden sind, behält sich die Messedirektion die Zulassung von Fall zu Fall vor." — Die Zahl der Warengruppen wird zur Erleichterung der Propaganda von 12 auf 19 erhöht. Schliesslich wird die Geltungsdauer der Besucherkarten auf zwei Tage beschränkt, aber im Falle erwiesener Notwendigkeit verlängert. Das allgemeine Publikum wird nur Sonnabends und Sonntags zugelassen.

Schwedische Messe 1919. Infolge des guten Gelingens der ersten schwedischen Messe beginnen schon jetzt die Anmeldungen zu der nächstjährigen Veranstaltung in der grössten Handelsstadt des Landes zahlreich einzulaufen. Bis jetzt hat das Messbureau 300 Anmeldungen entgegengenommen, darunter viele Firmen, die 1918 noch nicht ausgestellt hatten. Dieser Umstand, sowie die anerkennende Beurteilung, die die Gotenburger Messe von verschiedenen Seiten zu verzeichnen gehabt hat, haben zu Erwägungen über eine ständige Messeinrichtung in der schwedischen Seestadt geführt.

Bücherbesprechungen.

Jahrbuch 1919. Ein Überblick über das Lebenswerk von Exzellenz Kaempf, dem langjährigen Vorstandsmitglied der Kommission, führt den Leser ins Jahrbuch ein. Dasselbe bringt alsdann eine verbesserte und mit Rechtshinweisungen versehene Neuauflage der früher ausgegebenen Ausstellungsbestimmungen. Diese sind neben den anderen Arbeiten der Kommission dazu bestimmt im Ausstellungswesen Ordnung zu schaffen und namentlich auch das Wiederaufleben des sich bereits jetzt rührenden, der deutschen Volkswirtschaft höchst schädlichen Ausstellungsunwesens im Frieden zu erschweren. Im zweiten Haup teil des Jahrbuches ist ein Überblick über die in- und ausländischen Kriegsmessen des Jahres 1918 gegeben, aus dem ersichtlich ist, dass diese Messen, unter denen Leipzig nach wie vor die Führung behauptet, während des ablaufenden Jahres an Bedeutung vielfach noch gewonnen haben. Der Überblick ist dazu bestimmt, der Industrie durch Verwertung der namentlich bei den ausländischen Mustermessen gesammelten Erfahrungen über die industriell-gewerbliche Entwicklung der fremden Volkswirtschaften Unterlagen zu gewähren, die für den Wiederaufbau unserer Handelsbeziehungen von Nutzen sein können.

Die Ausstellungsbestimmungen sind als Sonderdruck erschienen und können gegen Erstattung des Selbstkostenpreises von Mk. 1,50 bei der Geschäftsstelle der Ständigen Ausstellungskommission für die deutsche Industrie, Berlin NW 40, Hindersinstr. 2, bezogen werden.

Carl Jentsch, Von ihm selbst nach seinen Werken. Von Mühlan und Rose. Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig. Preis Mk. 5.80.

Der schön ausgestattete, fast 300 Seiten starke Band enthält eine vielseitig-charakteristische, ausserordentlich geschickt ausgewählte Zusammenstellung bezeichnender Abschnitte aus den zahlreichen Büchern von Carl Jentsch. Möchten recht viele Leser zum Nachschlagen in den anderen Werken Jentschs veranlasst werden.

Der Orient-Export. Praktische Ratschläge für Industriefirmen zu seiner Einrichtung und Ausgestaltung von Wilhelm K. Kubié. Verlag J. Schweitzer (Arthur Sellier), München. Preis Mk. 4.40 mit Teuerungszuschlag.

Die Titelerläuterung sagt den Zweck voraus. Auf statistische Gegenüberstellungen wurde gänzlich verzichtet und nur einige neuere türkische Wirtschaftsgesetze angeführt, welche in mancherlei Hinsicht für den Export nach der Türkei von einschneidender Bedeutung sind und daher von unserer Export-Industrie wohl oder übel in Berechnung gezogen werden müssen.

Wer ist ein Deutscher? Die Fragen der Staatsangehörigkeit dargestellt von Johannes Neuberg. Preis Mk. 2.25 (Deutsche Kriegsschriften, Heft 28). A. Marcus u. E. Webers Verlag, Bonn.

PAPPEN aller Art,
ladungsweise sofort greifbar.
Export nach allen Ländern.
Gegründet 1856.
Telegr.-Adr.: „Pappenexport"
G. NEUMANN, DRESDEN-A. 41, Freiberger Platz 21.

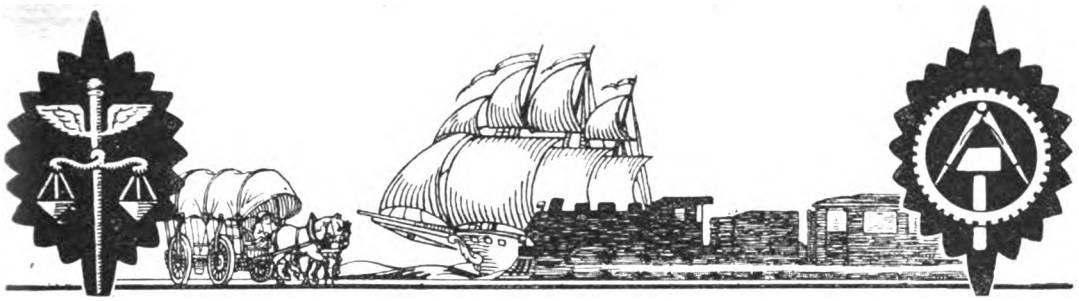
KLISCHEE-FABRIKATION
Buch- und Kunstdruck
Lithographie Steindruck
C. SCHÖNERT
LEIPZIG-94
Graphische Kunstanstalt

RIEMANN

Ca. 950 Arbeiter u. Beamte
BRÜSSEL 1910 GROSSER PREIS
TURIN 1911 2 GROSSE PREISE
HERM. RIEMANN, CHEMNITZ-GABLENZ
LATERNEN

Transport-Bänder und Riemen
fabriziert
A. W. Kaniss, Wurzen.
Preisliste Nr. 8b kostenlos.

Digitized by Google



VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT ANZEIGER

\ Verlag von Velhagen u. Klasing, Bielefeld u. Leipzig. /

März 1919 | Schriftleitung und Anzeigenannahme in Leipzig, Hospitalstrasse 27. | No. 7, VIII. Jahrg.

Der Auslandseinkäufer auf der Technischen Messe.

Von Arthur Klarner, Direktor der Technischen Messe G. m. b. H.

Wie nicht anders zu erwarten war, hatten sich zur ersten Technischen Messe eine grosse Anzahl Auslandseinkäufer eingefunden, wodurch bewiesen wurde, dass die vollzählige Angliederung der technischen Industrien an die Leipziger Mustermessen eine unbedingte Notwendigkeit darstellt.

Wenn auch diese erste Veranstaltung infolge der vorherrschenden Kriegsbedarfserzeugung noch kein geschlossenes Ganze von der Mächtigkeit und Leistungsfähigkeit der deutschen Technik bot, so fand dieser Mangel grösstenteils dadurch einen Ausgleich, dass die geniale Anwendung von Ersatzmaterialien und die Beschaffung sinnreicher Neukonstruktionen und verbesserter Herstellungsverfahren den Auslandskäufern Gelegenheit bot, trotz der Kriegsmisere ihre Aufträge unterzubringen und ihre Bedürfnisse zu decken.

Ganz besonders zeigte sich dies in der Gruppe „Installationsmaterialien und Armaturen", wobei die Zwangslage „Ersatz für Kupfer und Messing" eine vollkommene Lösung fand. Zink und Aluminium standen hierbei in dem Vordergrund, und das uns reichlich zur Verfügung stehende Eisen wurde in einer Verarbeitung gezeigt, wie sie vor dem Kriege nicht für möglich gehalten wurde. Wir mussten zunächst der Not

(Fortsetzung S. 2.)

Deutsche Ueberseeische Bank

Aktien-Kapital Mk. 30,000,000.—.

BERLIN W. 8, Mauer-Strasse 39

Gegründet von der Deutschen Bank, Berlin.

Niederlassungen unter der Firma

Banco Aleman Transatlántico

in

Argentinien: Bahia Blanca, Buenos Aires, Córdoba, Mendoza, Rosario de Santa Fé, Tucuman.
Bolivien: La Paz, Oruro.
Chile: Antofagasta, Concepcion, Iquique, Santiago, Temuco, Valdivia, Valparaiso.
Peru: Arequipa, Callao, Lima, Trujillo.
Uruguay: Montevideo.
Spanien: Barcelona, Madrid.

Banco Allemão Transatlantico

in

Brasilien: Rio de Janeiro, Santos, São Paulo.

Kontokorrent- und Depositenverkehr • Kreditbriefe, Akkreditierungen • Briefliche und telegraphische Auszahlungen • Einziehung von Wechseln und Dokumenten • Besorgung aller sonstigen Bankgeschäfte

Korrespondenten an allen grösseren Plätzen der Welt :: Eigene Telegraphenschlüssel.

Vertretungen in: **Bremen:** Deutsche Bank Filiale Bremen. **Hamburg:** Deutsche Bank Filiale Hamburg. **Brüssel:** Deutsche Bank Succursale de Bruxelles. **Konstantinopel:** Deutsche Bank Filiale Konstantinopel.

Digitized by Google

gehorchen; doch vieles wird uns auch in der kupferreicheren Zukunft erhalten bleiben, weil es bei grösserer Billigkeit denselben Zweck erfüllt, ohne dass hierbei eine verminderte Haltbarkeit zu befürchten wäre.

Eine ungeahnte Nachfrage war seitens des Auslandes besonders in Werkzeugen und kleineren Werkzeugmaschinen wahrzunehmen, womit das allseitige Bedürfnis nach Reparaturausführungen seinen Ausdruck fand. In diesen Spezialitäten wurde das deutsche Erzeugnis schon vor dem Kriege stark bevorzugt. Die Erhöhung unserer Qualitäten im Kriege trotz der hierbei infolge Materialmangel stark in die Erscheinung tretenden Schwierigkeiten war dem Auslande wohl bekannt.

In chemisch-technischen Artikeln trat unsere führende Stellung in der Chemie besonders in die Erscheinung, denn hier waren wir fast ausschliesslich auf Ersatz-Rohstoffe angewiesen. Trotzdem waren Schleif- und Poliermaterialien, Farbe, Lacke, Öle und andere Schmiermittel in brauchbaren Qualitäten zu erhalten und wurden gern gekauft, weil es am Weltmarkte hierin stark mangelte und die deutsche Industrie lieferungsfähig war.

Wenn auch schon die früheren Messen von einzelnen technischen Firmen mit ihren Kollektionen beschickt wurden, so waren diese Aussteller in allen Messhäusern zerstreut, ein Umstand, der sonderlich den Auslandseinkäufern unbequem und zeitraubend war. Nachdem nunmehr die gesamte Technik in den Technischen Messhäusern unserer Gesellschaft übersichtlich zusammengefasst wurde, sind dem Ausländer Vorteile geboten, die er schon lange ersehnt hat. Zum Beispiel werden Apparate und Maschinen zum Teil im Betrieb vorgeführt, so dass deren Funktion und Leistungsfähigkeit vor dem Kaufe leicht festgestellt werden kann; eine Annehmlichkeit, welche erst durch Errichtung der Technischen Messe geboten wird.

Eine Auskunftsstelle über Zoll, Fracht und Ausfuhrwesen bietet dem Auslandskäufer Gelegenheit, sich schnell und sicher über die Warenpreise frei seinem Domizil zu informieren. In der Maklerstelle der Technischen Messe stehen denjenigen, welche die deutsche Sprache nicht beherrschen, sprachkundige Verkaufsingenieure zur Verfügung. Hier ist auch das Technische Messarchiv untergebracht, welches kostenlos und ohne Zeitverlust jede gewünschte Bezugsquelle nachweist, Patente und Neuheiten vorführt und andere Angebote und Nachfragen in Rohmaterialien, Halbfabrikaten und Fertigerzeugnissen der technischen Industrien vermittelt.

Durch alle diese der Allgemeinheit dienenden Einrichtungen auf der Technischen Messe sind gerade den Auslandseinkäufern Vorteile geboten, auf die sie bisher verzichten mussten, wie es sich überhaupt die Geschäftsleitung der Technischen Messe angelegen sein lässt, gerade den Auslandseinkäufern jederzeit alle Bequemlichkeiten sowohl als auch die Gewähr einer einwandfreien Erfüllung ihrer Wünsche zu bieten. Ohne Ausnahme nehmen unsere Auslandskunden, von denen die meisten bisher den Leipziger Messen fernstanden, den Eindruck mit nach Hause, dass ihnen durch die Technische Messe eine einziggebotene Gelegenheit zur Deckung ihres Bedarfs in technischen Artikeln allerart erschlossen worden ist und dass sie in Zukunft diese einzigartige Einkaufs-Institution nicht mehr missen möchten und nicht mehr missen können.

Da aber die Technischen Messen auch noch eine ganz vorzügliche Informationsgelegenheit darstellen und ihnen so Gelegenheit geben, sich über die fortschreitende Entwicklung der Technik auf dem laufenden zu halten, so ist dieser Spezialmesse auch in Zukunft ein starker Zuzug an Auslandseinkäufern gesichert.

Die demnächst stattfindende Technische Frühjahrsmesse wird Zeugnis davon ablegen.

Die Leipziger Mustermessen
und ihre Bedeutung für unser Wirtschaftsleben.

Von Jos. Schwickart, Redakteur.

Allgemein ist es üblich, von den Leipziger „Messen" zu reden, obschon diese der Vergangenheit angehören, wenn man von den Rauchwarenmessen, den Ledermessen und einzelnen unbedeutenden Messen in Leipzig absieht.

Die Leipziger „Messen" fanden Anfang der achtziger Jahre ihr Ende. Was heute tausende und abertausende Kaufleute nach Leipzig lockt, sind die Leipziger „Mustermessen".

Die Entwicklung der Leipziger Mustermesse aus der Leipziger Messe ist eine Folge der Verkehrseinrichtungen. Als die Verkehrsverhältnisse noch sehr im argen lagen, als weder Personen- noch Güterzüge die Lande durcheilten, lag es im Interesse der Fabrikanten, ihren Kunden den Einkauf so bequem wie möglich zu machen. Sie schafften deshalb ihre Waren zu bestimmten Zeiten nach einem zentral gelegenen Ort — Leipzig —, so dass die Einkäufer in der Lage waren, hier ihren gesamten Warenbedarf gleichzeitig zu decken und auf Wagen nach Hause zu schaffen. So ergab es sich von selbst, dass zu damaligen Zeiten keine Muster ausgestellt werden konnten, sondern ganze Stapel ein und desselben Gegenstandes für die Käufer bereitgehalten werden mussten. Die Leipziger Messe war also ein ausgesprochener Warenmarkt.

Trotz der grossen Transportschwierigkeiten, trotz der schlechten Landstrassen, waren die Leipziger Messen schon im 17. Jahrhundert die bedeutendsten in Deutschland und hatten einen internationalen Verkehr aufzuweisen. Die Chronik über die Leipziger Messe berichtet, dass „die Waren von Leipzig weit entlegenen Ländern verführt werden".

Anders gestaltete sich das Bild, als der internationale Eisenbahnverkehr geschaffen war. Da verlor Leipzig seine Bedeutung als Zentralwarenmarkt; denn jetzt hatte der Fabrikant eine bequeme Versandmöglichkeit und war in der Lage, seine Ware auf schriftlichem Wege anzubieten oder durch Reisende anbieten zu lassen. So ging denn auch im Anfang der achtziger Jahre die Leipziger Warenmesse ganz ein.

Neben der Warenmesse hatte sich die Mustermesse für zerbrechliche Gegenstände, wie Glas, Porzellan, Steingut usw., entwickelt — also alles Gegenstände, die nicht ohne grosses Risiko für den Erzeuger transportiert werden können. Die Fabrikanten stellten daher nur jeweils ein Muster aus und nahmen an Hand dessen die Aufträge auf grössere Mengen entgegen.

Aus diesen Anfängen heraus entstand die heutige Mustermesse, die als das Zentralmusterlager der deutschen Exportindustrie anzusprechen ist. Es werden darauf bemustert:

Keramik, Glas und Kristall, Metallwaren, Maschinen, Geräte und Werkzeuge, Kurz- und Galanteriewaren, kunstgewerbliche Arbeiten in jedem Material, Spielsachen, Papierwaren und Kartonagen, Holz- und Beinwaren, Textilwaren, Leder- und Sattlerwaren, Tor-

Digitized by Google

lettenartikel, technische Bedarfsartikel, Gold- und Silberwaren, optische Artikel, Musikinstrumente, elektrotechnische Erzeugnisse usw.

Da nimmt es nicht wunder, wenn selbst auch im Kriege aus allen neutralen und verbündeten Ländern Kauflustige nach Leipzig kamen, um dort ihren Bedarf zu decken, — da nimmt es nicht wunder, wenn das feindliche Ausland hasserfüllt seine Blicke nach Leipzig richtet und immer wieder den Versuch macht, im eigenen Lande Mustermessen nach Leipziger Art zu veranstalten.

Zu Anfang des Krieges waren die Ansichten über die Zweckmässigkeit der Veranstaltung von Mustermessen geteilt. Es erwies sich aber bald, dass gerade während des Krieges, wo ein grosser Teil der Geschäftsreisenden eingezogen war, den Fabrikanten diese besonders zustatten kamen und sich immer mehr Aussteller einfanden. Und da das Warenangebot während des Krieges geringer war als die Nachfrage, so ist es begreiflich, wenn auch die Zahl der auswärtigen Besucher ausserordentlich anschwoll. 1918 strömten rund 75000 Menschen nach Leipzig, und der Umsatz betrug etwa 400 Millionen Mark!

Unter den heutigen Verhältnissen gewinnt die Leipziger Mustermesse erhöhte Bedeutung. Unsere Industrie hat durch den äusseren und inneren politischen Umschwung schweren Schaden erlitten. Sie hat eine Finanzkrise, wie nie, durchzumachen, und ihre Existenzmöglichkeit liegt in den Händen unverantwortlicher Elemente. Sie kämpft auf Leben und Tod um ihre Existenz gegen die inneren Feinde, die Kommunisten, die mit roher Hand ihr an die Gurgel fahren und sie zu erwürgen suchen.

Wir wollen voraussetzen, dass es dem deutschen Volke gelingt, sich auf sich selbst zu besinnen und seinen Willen durchzusetzen, dass es die Würger unschädlich macht und eine Regierung einsetzt, die, statt mit Verstaatlichung und Vergesellschaftung unserer Produktionsanlagen zu experimentieren, bestrebt ist, unseren Lebensnerv, die deutsche Industrie, zu beleben und die ihr zur Entfaltung nötige freie Bahn zu schaffen.

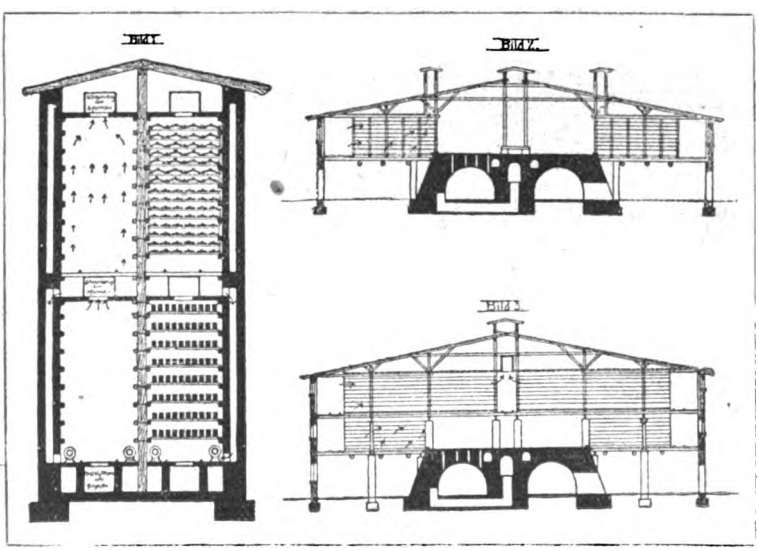
Dann aber ist für unsere Industrie die Leipziger Messe geradezu unentbehrlich. Sie wird mit berufen sein, die alten Handelsbeziehungen wieder anzuknüpfen. Die Einkäufer haben längst eingesehen, dass sie Zeit und Geld sparen, wenn sie jedes Jahr zweimal zur Messe fahren, um dort in knapp 14 Tagen ihren Bedarf zu decken. Und wenn auch nicht sofort nach Öffnen der Grenzen alle Gäste aus dem feindlichen Auslande wieder erscheinen werden — wenn auch anfangs nur wenige Käufer kommen —, sie werden dennoch Arbeit ins Land bringen, und sie und unsere gelieferten Waren werden unseren alten Ruf wieder propagieren und die Zurückhaltenden zwingen, sich wieder nach und nach einzustellen. Und wenn auch erst zaghaft und tastend — durch den Export und den daraus sich notwendigerweise ergebenden Import wird sich unser Wirtschaftsleben langsam heben, die Volksversorgung mit Nahrungsmitteln besser werden und der Arbeiterschaft lohnende Beschäftigung geboten werden können. Wenn aber die radikalen Elemente fortfahren werden, Deutschland zu beunruhigen, dann werden die Besucher der Leipziger Mustermessen ausbleiben und der Industrie auch diese Aufträge genommen werden, die Tausenden Brot gebracht hätten.

Mögen auch Lyon und andere Städte Leipzig Konkurrenz bieten wollen, sie werden es nie erreichen, da ihnen die zentrale Lage Leipzigs fehlt und ihnen das Privileg der jahrhundertealten Handelsbeziehungen vorenthalten ist.

Die Leipziger Messe ist also ohne Zweifel dazu berufen, dazu beizutragen, dass die alten Handelsbeziehungen zu dem feindlichen Ausland wieder angeknüpft werden, dass Absatzgebiete geschaffen werden und unsere Industrie wieder gesunden kann, wenn, wie nochmals hervorgehoben werden muss, unsere Regierung rechtzeitig einsieht, was unsere Feinde längst eingesehen haben: Wie die deutsche Industrie, so Deutschland!

Künstliche Trockenanlagen für Ziegelwerke.

Von den bestehenden Ziegelwerken besitzt die Mehrzahl noch Luftschuppen-Trocknereien, deren Mängel, „weite Transportwege, beschränkte Betriebsdauer, keine oder unwirtschaftliche Ausnutzung überschüssiger Wärme", allgemein bekannt sind und sich in Zukunft noch mehr als früher geltend machen werden. Jeder Ziegeleibesitzer wird aber jetzt bei der Verteuerung der Arbeitslöhne, Erhöhung der Kohlenpreise u. a. m. vor die Aufgabe gestellt, seinen Betrieb für die Zukunft möglichst automatisch arbeitend zu gestalten. Dazu gehört eine weitgehende Ausnutzung der Brennstoffe und die Ausdehnung der Fabrikation über das ganze Jahr, um seinen Arbeitern dauernde Beschäftigung zu verschaffen und sich einen ständigen Arbeiterstamm zu sichern. — Diese Umstände führten nach und nach zur Einführung der künstlichen Trocknerei. Die Herstellung solcher Anlagen hat nun in den letzten Jahren viele Wandlungen durchgemacht und kann heute als so vervollkommnet gelten, dass jeder Betrieb ohne Bedenken damit ausgestattet werden darf.



Künstliche Trockenanlage für Ziegeleien nach Ingenieur G. Ratzmann, Hildesheim

Digitized by Google

Eine ideale Ziegel-Trocknerei muss folgenden Anforderungen genügen: 1. Einfachste, billigste Bauart, 2. Verwendbarkeit für alle Materialien und Erzeugnisse, 3. Betriebssicherheit bei leicht zu handhabender Regulierung, 4. kurze, praktische Transportwege und 5. weitgehende Ausnützung aller vorhandenen Wärmequellen, unter möglichster Ausschaltung von Ventilatoren. Unter Berücksichtigung dieser äusserst wichtigen Punkte hat Herr Ingenieur G. Ratzmann, beeidigter Sachverständiger für die Ziegel-, Ton- und Kalk-Industrie in Hildesheim, eine künstliche Trockenanlage konstruiert, mit welcher die denkbar beste Wirtschaftlichkeit zu erzielen ist. Diese Trocknerei besteht aus nebeneinanderliegenden Kammern, deren Beschickung und Entleerung mittels der bekannten Absetzwagen erfolgt. Je zwei Abteile haben gemeinsame Luftzuführungs- und Wrasenabzugskanäle. Erstere werden durch die überschüssige Wärme aus den kühlenden Ofenkammern gespeist, letztere münden in den Schornstein.

Infolge der eigenartigen Anordnung der Luftzuführungs- und Wrasenabzugsöffnungen findet eine wechselseitige Luftzirkulation in den jeweilig im Betriebe befindlichen Abteilen statt, die den Trockenvorgang aufs günstigste beeinflusst.

Die Wrasenabzüge sind mittels Schieber vom Ende der Klammern aus einstellbar, wodurch eine ständige Regulierung der Luftbewegung in den Abteilen möglich ist und die Trocknung den empfindlichsten Materialien angepasst werden kann.

Vorhandener Abdampf wird in Rippenrohren durch die Kammern geleitet und vollständig ausgenutzt. Das heisse Kondenswasser fliesst zum Kessel zurück und findet zur Speisung desselben Wiederverwendung, so dass die Vorwärmung und gegebenenfalls eine Wasserreinigung zu ersparen ist.

Die Ziegel-Trocknereianlagen können entweder zu ebener Erde oder auch zweigeschossig gebaut werden und kommt die Trocknerei je nach den örtlichen Verhältnissen seitlich des Ofens oder über den Ofen zu liegen.

Der Stahlwerksverband.

In letzter Zeit wurden die Produktionsziffern des Stahlwerksverbandes für die Monate Januar bis Oktober 1918 bekanntgegeben. Danach betrug die Erzeugung in Halbzeug 3162745 Tonnen (3154663 t im ganzen Jahre 1917 und 2202465 t im ganzen Jahre 1916). In Eisenbahn-Oberbaumaterial betrug die Herstellung 886085 Tonnen (1007408 t bzw. 1180501 t) und in Trägern 330494 Tonnen (608825 t bzw. 780681 t). Von den übrigen Walzfabrikaten usw. wurden in der angegebenen Zeit insgesamt 5876005 Tonnen (7951656 t in 1917 und 9033957 t in 1916) erzeugt. Hiervon entfallen im einzelnen auf Stabeisen 2487114 Tonnen (3108975 t bzw. 3941421 t), Bandeisen 270391 Tonnen (373389 t bzw. 331144 t), Walzdraht 681106 Tonnen (935627 t bzw. 1043484 t), Bleche 1323548 Tonnen (1650621 t bzw. 1774341 t), Röhren 376991 Tonnen (413184 t bzw. 499366 t), rollendes Eisenbahngerät 206987 Tonnen (268390 t bzw. 232794 t), Schmiedestücke 303550 Tonnen (556940 t bzw. 298246 t), sonstiges 226318 Tonnen (844621 t bzw. 913161 t).

Die Zukunft des Aussenhandels.

Der Direktoralstellvertreter der Handelsvereinigung „Ost", Albert Hoffmann, plaudert im letzten Heft der „Allgem. Exp.- u. Imp.-Rev." recht anregend über diese wichtigen Fragen. So wie der Kaufmann hinter einer siegreichen Armee mit den Erzeugnissen des Landes erscheint, um für diese neue Absatzgebiete zu schaffen und als erster vom Siege profitiert, so ist der Kaufmann wohl auch der erste, welcher vom schlechten Ausgange eines Krieges getroffen wird. Ein unglücklicher Ausgang des Krieges mit der Untergrabung des Staatskredits bringt natürlich auch eine Kredithemmung für die Einzelexistenzen mit sich.

Zu einer solchen Zeit, wo man kaum mehr von einer Sicherheit von Staatsgeldern sprechen kann, da hat der Privatkredit doch noch eine wesentlich bessere Wertung aufzuweisen. Der Kaufmann verfügt auch in den schlimmsten Zeiten noch über etwas, worauf er mehr hält als gestürzte Systeme. Er hat seine Ehre und seinen Namen! Das letzte, was der Kaufmann opfert, ist seine Ehre, sein Name und der Ruf seiner Firma. Diese sind es auch, welche ihn immer wieder anspornen, sich neuen Unternehmungen zuzuwenden, neue Güter ins Land zu bringen, neue Güter zu erzeugen und neue Güter zu exportieren.

Es genügt aber nicht nur die Erzeugung von Gütern, die im Inlande gebraucht werden; für die wirtschaftliche Tätigkeit eines Landes ist vielmehr eine erhöhte Produktion nötig, um Exportgüter zu schaffen, die uns im so nötigen Warenaustausch Rohstoffe zuführen. Es ist einfach unmöglich, dass ein Land wirtschaftlich auf sich allein angewiesen sein kann. Für den Fabrikanten ist nun ein gleichzeitiger Export von erzeugten Waren und Import ausländischer Güter ein zu grosses Risiko, welches er nicht übernehmen sollte, damit er auch nicht von seiner ursprünglichen Tätigkeit — der Fabrikation — abgelenkt wird. Diese Tätigkeit sollte aber auch nicht dem Grosshandel durch Banken entrissen werden, denn damit ist weder dem Staatskredit noch der Industrie gedient. Es fehlt eben der Bank auch das Zwischenglied. Die staatlicherseits genährte Überindustrialität hat ja auch dem Deutschen Reiche wenig genützt, sondern viel zu den Reibungen mit anderen Ländern beigetragen. Wenn auch hier nicht dieser treibenden Kraft die Schuld am Kriege beigemessen wird, so soll doch gesagt sein, dass keine Täuschung darüber vorherrscht, dass auch künftig das wirtschaftliche Moment immer mehr das treibende Element der Staaten werden wird.

Eine wichtige Aufgabe als ausgleichende Kraft fällt dem Import und Export sowie dem Grosshandel zu. Der Staat sei gewarnt, ihn zu sehr zu behindern. Es ist fast als Pflicht des Staates zu benennen, den Exporteuren und Importeuren bei deren kolossaler, im Staatsinteresse liegender Arbeit in jeder Hinsicht behilflich zu sein. Diese Hilfe darf aber nicht etwa darin bestehen, dass der Staat die ausgeführte Tätigkeit in eigener Regie führt.

Die Hauptgründe, welche gegen jegliche staatliche Tätigkeit sprechen, sind die des mangelnden Vertrauens seitens aller in Betracht kommenden Kaufleute und die des mangelnden Kredites. Das mangelnde Vertrauen darf uns nicht wundern, wenn bedacht wird, dass jeder

Digitized by Google

staatliche Beamte weder die Ausbildung noch das Interesse für das Unternehmen aufbringt, wenn er in erster Linie Staatsbeamter ist. Der Privatbeamte ist dagegen viel enger mit dem Unternehmen verknüpft, sein Wohl und Wehe ist der treibende Punkt. Jeder Angestellte ist im Geiste ein Stückchen Unternehmer: 1. Weil er es ja später werden kann und 2. weil die Aufweisung von Erfolgen von ihm verlangt wird. Trotzdem der Staat die Tätigkeit nicht in die eigene Hand nimmt, ist ihm doch eine grosse Einflusssphäre sicher. Der Einfluss kann darin bestehen, dass der Staat die Ein- und Ausfuhr gewisser Artikel einschränkt, verbietet oder fördert, dass er auf die Preise einwirkt, dass er die Valuta regelt und durch Zuweisung von Kohle und Rohmaterial auf die Erzeugung direkt einwirkt.

Das System der Zentralen hat in den letzten Jahren sich derart unfähig erwiesen, dass es das allerschlechteste wäre, wollte der Staat wieder den Fehler begehen, selbst oder durch Errichtung von Stellen den Austausch in die Hand nehmen. Ein gesunder, mit guten Beziehungen versehener, auf breitester Grundlage versehener Exporthandel wird künftig nötig sein. Sobald der Friede geschlossen ist, darf man wohl auch einen Abbau des Hasses erwarten, und man wird trachten, die alten Beziehungen wieder aufzunehmen. Die wichtigste Aufgabe des Staates erblicken wir heute darin, dass er dafür sorgt, dass die Verkehrsmöglichkeiten fortdauernd verbessert werden, dass er Sorge trägt, die Transportgebühren nach dem möglichst niedrigsten Satz zu berechnen; kurz gesagt, dass er als ordnender Faktor zunächst einmal Klarheit schafft in die Wirrnisse der letzten Zeit! Dann wird's auch wieder vorwärts gehen mit dem deutschen, die Welt erobernden Exporthandel!

Deutschlands Seegeltung vor der Vernichtung durch die Entente.

Aufklärungs- und Mahnworte für die Neutralen.

Wie jetzt der weiteren Öffentlichkeit durch laute Protestrufe aus den Hansestädten bekannt wird, haben die Vertreter der deutschen Regierung in Trier einer Waffenstillstandsklausel zugestimmt, die trotz aller euphemistischen Auslegungen und trotz diplomatischer Fassung nichts anderes bedeutet als die völlige Vernichtung der deutschen Seegeltung. Die Handelsflotte soll unsern Gegnern offensichtlich in kürzester Zeit ausgeliefert werden. Das soll geschehen, bevor das deutsche Volk überhaupt weiss, ob und wann unsere Gegner mit uns Frieden schliessen wollen, d. h. ohne dass das deutsche Volk weiss, was es gegen dieses neue unerhörte Opfer eintauschen würde. Die Klausel gilt allerdings nur „für die Dauer des Waffenstillstandes". Schon aus formalen Gründen kann sie selbstverständlich nicht für längere Zeit gelten. Dass aber die deutsche Handelsflotte praktisch und tatsächlich unseren Gegnern überantwortet wird, ergibt sich aus dem gesamten Inhalt der Klausel. Sie trägt einen schillernden Mantel, indem sie mit den Worten beginnt: „Um die Lebensmittelversorgung Deutschlands und des übrigen Europas sicherzustellen". Dass es sich dabei nur um einen Vorwand handelt, steht ausser jedem Zweifel, weil die Mengen an Nahrungsmitteln, die Deutschland in Aussicht gestellt sind, von der vorhandenen deutschen Tonnage in einer einzigen Überseefahrt spielend nach deutschen Häfen gebracht werden könnten. Es bedürfte dazu nicht der Übergabe der deutschen Handelsschiffe in fremde Hand. Ausserdem ist zu beachten, dass die deutschen Handelsschiffe nicht nur für die Lebensmittelversorgung Deutschlands, sondern „des übrigen Europas" benutzt werden sollen, also in den Dienst der Entente gezwungen werden. Die deutschen Handelsschiffe sollen unter die Kontrolle und unter die Flagge der alliierten Mächte und der Vereinigten Staaten kommen, wobei die Mitwirkung eines deutschen Delegierten vorgesehen ist, offensichtlich in solcher Weise, dass der Delegierte lediglich beratende Stimme hat, im übrigen aber einflusslos ist; denn nach dem französischen Text soll er nur der fremden Kontrolle „assistieren". Die Klausel stellt weiterhin fest, dass die Vereinbarung in keiner Weise der endgültigen Bestimmung über die deutschen Schiffe vorgreift. Auch das kann man optimistisch auslegen, wenn man noch den Glauben an die Milde unserer Feinde hat. Nur möge man sich in dieser Beziehung nicht übertriebenen Hoffnungen hingeben. Endlich behalten sich die Alliierten vor, die deutschen Besatzungen der Schiffe, die man zur Infahrtsetzung offensichtlich braucht, falls sie es für nötig erachten, zu ersetzen durch fremde Mannschaften. Damit ist der schmachvolle Charakter der Vereinbarung hinreichend gekennzeichnet. Die deutschen Schiffe sollen in feindliche Verwaltung, unter feindliche Flagge kommen, nach Belieben der Alliierten ausgenutzt werden, mit feindlicher Besatzung versehen werden. Jedenfalls würden die deutschen Besatzungen, wenn man sie überhaupt zulässt, auf das Gnadenbrot unserer Feinde angewiesen sein.

Die geschlossene Vereinbarung rechtfertigt die schlimmsten Befürchtungen, die jemals in bezug auf die künftige deutsche Seegeltung gehegt worden sind. Sie liefert nicht nur die deutsche Handelsschiffahrt, sondern praktisch auch den gesamten deutschen Aussenhandel, damit selbstverständlich auch unsere Exportindustrie und letzten Endes unsere gesamte Volkswirtschaft dem Feinde aus. Er wird auch nach Aufhebung der Blockade bestimmen, was das deutsche Volk vom Auslande an Rohstoffen und Waren beziehen darf. Er wird darüber verfügen, wie gross der Schiffsverkehr in den deutschen Häfen ist. Er wird letzten Endes auch bestimmen, wieviel deutsche Waren in das Ausland auf dem wohlfeilen Seewege gehen dürfen. Das bedeutet selbstverständlich eine völlige Abtötung des Unternehmungsgeistes, der in unseren deutschen Handelsemporen bisher vorhanden war, eine Verlegung des Schwergewichts des deutschen Aussenhandels in andere grosse Häfen und endlich eine allgemeine Gefährdung der Lebensfähigkeit der deutschen Küste und unserer gesamten Volkswirtschaft. Wenn wir bisher schon infolge der revolutionären Vorgänge auf wirtschaftlichem Gebiet vor einer grossen Arbeitslosigkeit standen, so wird mit der Auslieferung der deutschen Handelsflotte die Arbeitslosigkeit in unseren deutschen Hafenstädten einen erschreckenden Grad erreichen. Die Vernichtung der Lebenskraft der deutschen Reedereien wird einen Wiederaufbau unserer Schiffahrt ausschliessen. Es wird kaum ein Unternehmen noch in der Lage sein, Neubauten zu vergeben. Damit sind auch die deutschen Werften mehr oder weniger zum Zusammenbruch verurteilt. Seeleute, Werftarbeiter und Hafenarbeiter werden in erster Linie die von unseren deutschen Delegierten abgeschlossene Vereinbarung am eigenen Leibe verspüren. Insofern ist es nicht nur erfreulich, sondern selbstverständlich, dass der Führer der deutschen Seeleute, Herr Paul Müller, am 20. Januar in der grossen Protestkundgebung in der Hamburger Börse erklärt hat, dass es dem dringenden Interesse auch der deutschen

Digitized by Google

Seeleute und der deutschen Arbeiterschaft entspreche, wenn sie gemeinsam mit den kapitalistischen Kreisen „dem von der Entente geplanten Meuchelmord an der deutschen Handelsflotte" entgegentreten und dass er namens der deutschen sozialistischen Seeleute den Protest gegen diese Vereinbarung an die deutsche sozialistische Regierung in Berlin richte.

Besondere Entrüstung herrscht an der Wasserkante über die offensichtlich äusserst schnellfertige Art, mit der die ganze Vereinbarung abgeschlossen ist. Die deutschen Reedereisachverständigen sind erst in allerletzter Minute nach Trier berufen und dort mit geradezu lächerlich kurzen Fristen von wenigen Viertelstunden vor die Entscheidung gestellt worden, ob sie die bereits von langer Hand vorbereiteten Bedingungen der Entente annehmen wollten oder nicht. Bei der ungeheuren Tragweite der Forderungen waren sie dazu selbstverständlich nicht in der Lage. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass die nunmehr begonnene völlige Vernichtung der deutschen Seegeltung das trübste Kapitel der deutschen Geschichte der Gegenwart darstellt und für das deutsche Volk von den traurigsten und längstdauernden Folgen begleitet sein wird, wenn es nicht in letzter Stunde gelingen sollte, den unerhörten Gewaltakt unserer Feinde abzuwehren oder zu mildern.

Bücherbesprechungen.

Produktionspolitik zum Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft. Von Richard Calwer. Zeitfragen-Verlag. Berlin-Zehlendorf-West. 77 Seiten. Preis Mk. 2.—.

Walther Rathenaus auch in bürgerlichen Kreisen fast zur Mode gewordene Lehre, dass Wirtschaft nicht mehr Privatsache bleiben dürfe, sondern Sache der Gemeinschaft werden müsse, und dass der ungeregelte Kampf aller gegen alle einer planvollen Ordnung Platz zu machen habe, stellt hier ein Volkswirt, der mehr ist als ein geistvoller Dilettant, nämlich ein tiefschürfender Erforscher der Grundlagen unseres Wirtschaftslebens, die Überzeugung gegenüber, dass der Kampf das wahre Element der Wirtschaft und der Wagemut des Unternehmers die unentbehrliche Triebfeder zur Überwindung der Risiken dieses Kampfes ist. Ohne solche Bewegungsfreiheit sind die Unternehmer nicht in der Lage, die Produktionssteigerung herbeizuführen, deren wir in der jetzigen kritischen Lage unserer Wirtschaft mehr als je bedürfen.

* *

Die Völker Europas und der Erde. Völkerkarten von Mitteleuropa, Europa und der Erde, Karten der Verbreitung der Deutschen, statistische Zeichnungen und Zahlenangaben. Preis im Umschlag geheftet Mk. 1.50. Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

„Völkerbund" und „Selbstbestimmungsrecht der Völker" — das sind die Worte, die jetzt die Geister beherrschen. Sie sollen auch die Grundlagen sein für die neuen Staatenbildungen, von denen man annimmt, dass sie bei den kommenden grossen Friedensverhandlungen sichere Gestalt gewinnen werden.

Daraus entsteht für jedermann das unabweisbare Bedürfnis, die Verbreitung der einzelnen Völker in Europa und auf der Erde rasch und ers höpfend überblicken zu können.

Diesem Zwecke dient die neue Karte. Die Zusammenstellung enthält Völker- und Sprachenkarten von Europa. Mit eleuropa und der Erde, statistische Zeichnungen und Zahlenangaben, Karten der Verbreitung des Deutschtums im Auslande, Angaben über Ausfuhr und Einfuhr des Deutschen Reiches usw. usw.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Der Auslandseinkäufer auf der Technischen Messe. Von Arthur Klarner	1—2
Die Leipziger Mustermessen und ihre Bedeutung für unser Wirtschaftsleben. Von Jos. Schwikkart	2—3
Künstliche Trockenanlagen für Ziegelwerke	3—4
Der Stahlwerksverband	4
Die Zukunft des Aussenhandels	4—5
Deutschlands Seegeltung vor der Vernichtung durch die Entente. Aufklärungs- und Mahnworte für die Neutralen	5—6
Bücherbesprechungen	6
Deutsche Werkzeugmaschinen	7
Bezugsquellen	9—11
Spediteur-Tafel	12

Gefährlich u. unappetitlich ist
trübes Wasser.
Kristallklares und bakterienfreies Trinkwasser erzielt man durch
Berkefeld-Filter.
Nachweislich hervorrag. Schutz geg. Typhus etc Überall anwendbar. Hunderttausende auf der ganzen Erde in Benutzung Preisl. umsonst u. postfr.
Berkefeld-Filter Ges. m. b. H.,
Celle 22 (Hann.).

GLOCKEN

aus Stahl in höchster Vollendung. Lieferung harmonischer u. melodischer Geläute in jeder Grösse. Bronzeglocken völlig gleichwertig. Jede Lieferung eine Empfehlung.

TURMUHREN

für Kirchen, Schulen, öffentliche Gebäude, Güter, Eisenbahnen in bewährter Güte.

J. F. Weule, Bockenem a. Harz.

Digitized by Google

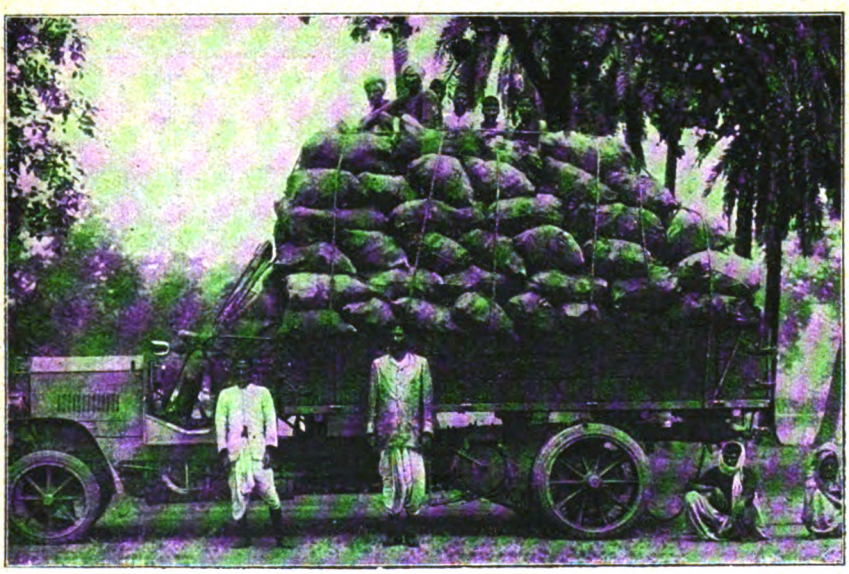
Velhagen & Klasings
EXPORT-ANZEIGER

Industrielles aus aller Welt.

Benzin aus Kohle. Die Verwertung des Bergfusschen Benzin- und Petroleumverfahrens ist jüngst von der Deutschen Erdölverwertungs-Akt.-Ges. übernommen worden. Die Fürstlich Donnersmarcksche Verwaltung beteiligt sich an dem Unternehmen, das die synthetische Herstellung von Benzin und Petroleum vornehmen will. Eine Gruppe von Finanzleuten stellt der D. E. A. G. eine Summe von 30 Millionen Mark zur Verfügung. Neben dem Kohlenchemieverfahren der Goldschmidt-Gesellschaft werden ältere sowie neuere Verfahren auf dem Gebiete der Kohlen-, Braunkohlen- und Mineralölgewinnung bearbeitet. Fachmännischer Leiter der D. E. A. G. ist Herr Direktor Bergius.

Eine Mustermesse in Metz. Auf der in Metz geplanten lothringischen Mustermesse sollen nach Pariser Blättermeldungen neben Lothringer Warenmustern Fabrikate aus Frankreich und den verbündeten Ländern zur Ausstellung kommen. Die erste Messe soll wahrscheinlich im Mai 1920 stattfinden.

(Fortsetzung S. 4.)



Nacke-Lastwagen in Indien.

E. NACKE · COSWIG Sa.

Lastautomobile · Omnibusse · Lieferungswagen

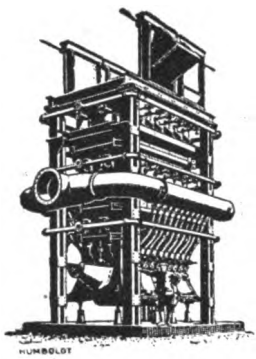
Digitized by Google

MASCHINENBAU-ANSTALT HUMBOLDT COELN-KALK

Vollständige Anlagen und einzelne Maschinen für

BERGBAU u. HÜTTEN

Zerkleinerungs- u. Aufbereitungs-Anlagen jeden Umfangs



METALLURG. ÖFEN

Röstöfen ▪ Mantelöfen ▪ Schachtöfen ▪ Converter

Eisenkonstruktionen

Drehkrane ▪▪ Verladeanlagen ▪▪ Brücken
Seilbahnen ▪ Förderanlagen ▪ Becherwerke

Lokomotiven jeder Bauart

Kesselwagen ▪ Güterwagen ▪ Grubenbahnwagen

DAMPF-

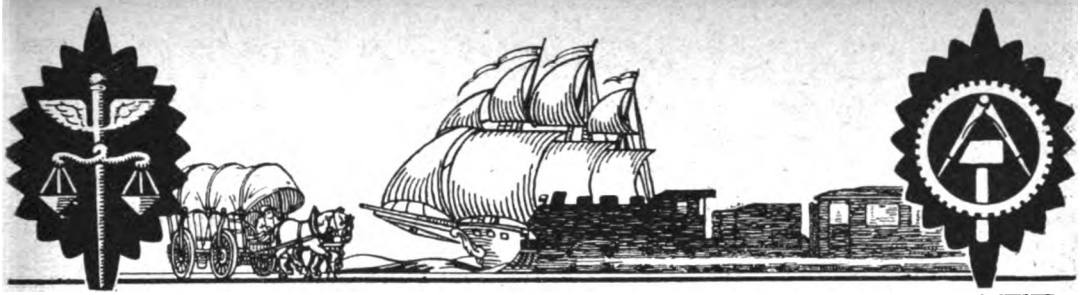
Kessel ... Maschinen ... Turbinen

MANNESMANN

MOTORLASTWAGEN
OMNIBUSSE

MULAG-AACHEN

Digitized by Google



VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT ANZEIGER

Verlag von Velhagen u. Klasing. Bielefeld u. Leipzig.

April 1919 | Schriftleitung und Anzeigenannahme in Leipzig, Hospitalstrasse 27. | No. 8, VIII. Jahrg.

Exportfragen.

Von Jos. Schwickart, Redakteur.

Unsere heutige politische und wirtschaftliche Niederlage scheint um so trauriger und schmachvoller, wenn man die Ansichten des englischen Munitionsministers Lloyd Georges liest, die er bald nach Kriegsausbruch über Deutschland, seine Industrie und seine Bevölkerung aussprach. In seiner Rede vom 19. September 1914 nennt er die Deutschen ein grosses Volk, das grosse Fähigkeiten an Kopf, an Hand und an Herz hat. In seiner Rede vom 1. März 1915 beurteilt er Deutschland — wenn die Militärkaste nicht siegt — als das Land der schönen und erhebenden Lieder, edler Gedanken, als das Land, das die Wissenschaft dem Dienste der Menschheit weihte, als das Land einer mannhaften Philosophie, die mithalf, die Ketten des Aberglaubens in Europa zu zersprengen.

Diese von einem feindlichen Minister ausgesprochenen Worte zeigen nur zu deutlich, in welchem Ansehen Deutschland im Auslande stand. Uns war es zunächst unbegreifbar, weshalb England sich in den Krieg stürzte; heute wissen wir, dass wir sein gefährlichster Industriegegner waren, den aus der Welt zu schaffen seine höchste politische Aufgabe sein musste.

Es war zu erwarten, dass unsere militärische Macht alle Hoffnungen der Entente zunichte gemacht hätte, wenn nicht durch die Revolution die Würfel dem Feinde günstig gefallen wären. Mit der Revolution gingen Hand in Hand die Bestrebungen der Sozialdemokratie, die Sozialisierung der Industrie und Landwirtschaft durchzuführen. Wenn auch heute das deutsche Parlament nicht ausgesprochen sozialdemokratisch,

(Fortsetzung S. 2.)

Deutsche Ueberseeische Bank

Aktien-Kapital Mk. 30,000,000.—.

BERLIN W. 8, Mauer-Strasse 39

Gegründet von der Deutschen Bank, Berlin.

Niederlassungen unter der Firma

Banco Aleman Transatlántico

in

Argentinien: Bahia Blanca, Buenos Aires, Córdoba, Mendoza, Rosario de Santa Fé, Tucuman.
Bolivien: La Paz, Oruro.
Chile: Antofagasta, Concepcion, Iquique, Santiago, Temuco, Valdivia, Valparaiso.
Peru: Arequipa, Callao, Lima, Trujillo.
Uruguay: Montevideo.
Spanien: Barcelona, Madrid.

Banco Allemão Transatlantico

in

Brasilien: Rio de Janeiro, Santos, São Paulo.

Kontokorrent- und Depositenverkehr • Kreditbriefe, Akkreditierungen • Briefliche und telegraphische Auszahlungen • Einziehung von Wechseln und Dokumenten • Besorgung aller sonstigen Bankgeschäfte

Korrespondenten an allen grösseren Plätzen der Welt :: Eigene Telegraphenschlüssel.

Vertretungen in:
Bremen: Deutsche Bank Filiale Bremen.
Hamburg: Deutsche Bank Filiale Hamburg.
Brüssel: Deutsche Bank Succursale de Bruxelles.
Konstantinopel: Deutsche Bank Filiale Konstantinopel.

Digitized by Google

sondern demokratisch ist, so darf man sich dadurch keinen trügerischen Hoffnungen hingeben, denn wir sind durchaus noch nicht am Ende der Revolution, wir stehen noch mitten drin. Gelingt es der Sozialdemokratie, die Sozialisierung in Deutschland oder in dem einen oder anderen Bundesstaate einzuführen, so ist in demselben Augenblick das Todesurteil über das Land und seine Bevölkerung gesprochen.

Ein Beispiel der Sozialisierung ist in erster Linie unser Postwesen, und ein jeder weiss, dass unsere Post relativ teuer arbeitet und dabei kaum einen Gewinn abwirft. Genau so würden die sozialisierten Betriebe arbeiten. Auch hier würden die Erstellungskosten wesentlich höher sein, als in einem Privatunternehmen, ohne dass von einem Gewinn die Rede sein kann.

Schon die heutigen geradezu krankhaften Bestrebungen der Arbeiterschaft, viel zu verdienen und wenig zu arbeiten, zeigen klar und deutlich die traurigen Folgen für unsere Industrie. Sie liegt vollkommen gelähmt am Boden, und wenn sie nicht ihre alte Kraft wiederfindet, sich zu erheben und energisch Front zu machen gegen diese unverzeihlichen Sünden der Arbeiterschaft, dann wird sie in aller Kürze dahingesiecht sein, und es hat eine deutsche Industrie gegeben.

Bei Sozialisierung der Industrie werden die sozialisierten Betriebe nicht mehr in der Lage sein, dem Auslande Konkurrenz zu bieten, im Gegenteil, es wird der ausländischen Industrie ein leichtes sein, bald mit ihren billigeren Waren den deutschen Markt zu überschwemmen und ihre Produkte in Deutschland abzusetzen. Der deutsche Arbeiter wird dadurch die für ihn zunächst freudige Genugtuung haben, noch weniger arbeiten zu brauchen; ja es wird ihm bald die Mitteilung zugehen können, dass der Keinstundentag in Deutschland eingeführt ist. Allerdings wird diese Freude nicht von grosser Dauer sein, denn wo nichts ist, ist auch nichts zu holen, und so werden auch den Arbeitern keine Löhne mehr ausgezahlt werden können, und sie werden gezwungen sein, auszuwandern und in feindlichen Ländern verachtet und verhöhnt Frondienste leisten zu müssen. Deutschland aber wird Stück um Stück seiner Industrie, seiner Verkehrseinrichtungen usw. dem Auslande abtreten müssen, als Gegenleistung für gelieferte Waren. Und so wird Deutschland das, worüber wir uns vor dem Kriege ereiferten — ein zweites Irland. Deutschland ist gross geworden durch seine Industrie und Deutschland wird untergehen mit seiner Industrie.

Es ist also die höchste Pflicht der deutschen Industrie, alles daranzusetzen und den schärfsten Kampf nicht zu scheuen gegen die, die Deutschland in das tiefste Unglück stürzen wollen. Sowohl Arbeitgeber wie Arbeitnehmer müssen dieses höchste Gebot der Stunde erkennen und vereint kämpfen und sich wie ein eherner Fels gegen die anstürmende Flut des Bolschewismus stemmen. Nur dann kann Deutschland genesen und sich den ihm gebührenden Platz unter den Nationen erringen.

Hierzu gehört auch in erster Linie, die Tätigkeit der Gewerkschaften in die richtigen Wege zu leiten. Dazu ist ein verständnisvolles Zusammenarbeiten von Arbeitgeberverbänden und Gewerkschaften unbedingt erforderlich. Wenngleich auch in letzter Zeit in dieser Beziehung eine Besserung zu erkennen ist, so sind doch in mancher Hinsicht noch bedauerliche Zustände vorhanden, vor allem, wie ich nochmals wiederholen muss, der krankhafte Standpunkt der Arbeiterschaft, viel Lohn und wenig Arbeit zu verlangen, während der deutsche Maschinenbau besonders für den Export nur dann bestehen kann, wenn einem gegebenen Lohn möglichst hohe Leistungen gegenüberstehen. Alle anderen Fragen müssen zurücktreten.

Lloyd George sagt in seiner Rede vom 14. Juni 1915: „Die Techniker Englands, Arbeitgeber wie Arbeitnehmer, können diesen Krieg gewinnen. Ohne sie ist der Sieg unmöglich. Ich möchte es in den Sinn jedes Arbeitgebers hämmern, jedes Direktors, jedes Inspektors, jedes Arbeiters, wie unbedeutend er auch sei — gelernt oder ungelernt — dass ohne ihre stärksten Anstrengungen der Sieg unmöglich ist, dass mit ihnen der Sieg uns winkt. Ich vertraue darauf, dass die Arbeitgeber sich gegenseitig zur höchsten Leistung anspornen werden. Ich glaube dasselbe von dem Arbeiter. Wir alle sind auf derselben Fähre. Wenn wir nicht mit aller unserer Kraft daran ziehen, so werden wir mit dem Strom abwärts getrieben werden, und England — das grösste und beste Reich der Welt — wird durch die Strömung mitgerissen werden und für immer im Seitenwasser liegen bleiben. Es liegt bei Ihnen, dass wir triumphierend über den Fluss kommen und dass England am Ende grösser und mächtiger als je sein wird."

An einer anderen Stelle dieser Rede mahnt er: „Konservative, Unionisten, Liberale, Sozialisten, Arbeiterpartei — wir sind ein Volk solange der Krieg dauert. Ich appelliere an die Arbeiterführer dieser Gebiete, ihr Bestes zu tun. Es hängt, wie man mir sagte, von diesem Gebiete mehr als von irgendeinem anderen ab, ob man die doppelte Anzahl Granaten oder nur die Hälfte der möglichen Zahl verfertigen wird. Ich glaube, ich darf nicht nur im Namen der Regierung, sondern auch im Namen einer einigen Nation von jedermann fordern, jede Bestimmung, jedes Statut zu beseitigen, um es für uns möglich zu machen, einen Sieg für die Gerechtigkeit zu gewinnen."

Und weiter: „Wir kämpfen gegen einen entschlossenen Feind, wir kämpfen gegen einen gut organisierten Feind, wir kämpfen gegen einen wohlgerüsteten Feind, wir kämpfen gegen einen Feind, dem in seinen Schulen gelehrt wurde, alles dem Vaterlande unterzuordnen."

Dieser Appell des englischen Munitionsministers an die Arbeitnehmer und Arbeitgeber des britischen Reiches kann nicht ein Wort besser heute für Deutschland ausgesprochen werden. Wenn auch der mörderische Krieg scheinbar zu Ende ist, so stehen wir doch jetzt in dem für Deutschland furchtbarsten Wirtschaftskriege, den je die Welt gesehen hat, und da müssen sich genau wie am 2. August 1914 heute alle Mitarbeiter der deutschen Industrie vereint und todesmutig um die Fahne scharen und alle persönlichen Forderungen hintenansetzen, um Deutschland vor dem wirtschaftlichen Ruin zu retten.

Um ein Bild über die Ansichten der exportierenden deutschen Maschinenfabriken zu bekommen, habe ich eine Rundfrage ergehen lassen. Die Antworten lassen zum grössten Teil erkennen, dass die Industrie die zukünftige Gestaltung der deutschen Maschinen-Industrie im Exporthandel für noch gänzlich ungeklärt hält, und dass die mannigfachen Faktoren, die hemmend oder fördernd in diese Fragen einwirken können, sich vorderhand unmöglich überblicken lassen. Sie erwarten von den verfassungsmässigen Verhältnissen und den Friedensbedingungen der Sieger, deren Gnade wir völlig preisgegeben sind, auch die Lösung dieser wichtigen Frage.

Eingehender beschäftigt sich mit der Exportfrage eine Elektrizitätsgesellschaft. Sie schreibt: „Der unglückliche Ausgang des Weltkrieges wird dem Deutschen Reiche ausser den eigenen sehr erheblichen Kriegskosten fraglos ungeheure schwere Kriegsentschädigungen auferlegen. Durch den langjährigen Krieg ist das Land in bezug auf Bestände an Material und Rohstoffen stark ausgesogen. Um die vorerwähnten Kriegskosten und Kriegsentschädigungen aufzubringen, ist es daher erforderlich, neue Werte im Lande zu schaffen. Es bieten sich hierfür im allgemeinen drei Wege, und zwar:

1. durch Gewinnung von Rohprodukten im Bergbau- und Hüttenbetrieb,

Digitized by Google

2. durch landwirtschaftliche Erzeugnisse,
3. auf dem Wege der Veredelungs-Industrie.

Die deutschen Berg- und Hüttenprodukte werden möglicherweise in erheblichem Massstabe zur Sicherung der von Deutschland zu zahlenden Kriegsentschädigungen dienen müssen; ferner ist zu befürchten, dass durch die beabsichtigte Vergesellschaftung des Bergbaues die Konkurrenzfähigkeit und Ausfuhrmöglichkeit stark gemindert oder beschränkt wird. Die landwirtschaftlichen Erzeugnisse kommen für eine Ausfuhr und mithin für die Vermehrung des deutschen Nationalvermögens nicht in Betracht, da dieselben nicht einmal für die Ernährung des eigenen Landes ausreichen werden. Mithin verbleibt als hauptsächlichste Quelle, neue Werte in Deutschland zu schaffen, die Veredelungs-Industrie. Auf diesem Gebiete wird wiederum der Maschinenbau und die Technik die wesentlichste Stütze bieten müssen.

Die deutsche elektrotechnische Industrie hat vor dem Kriege auf dem Weltmarkt eine führende Rolle gespielt trotz der sehr scharfen amerikanischen und englischen Konkurrenz. Infolge des langjährigen Krieges und der hierdurch beschränkten oder unmöglich gemachten Ausfuhr ist gegenwärtig die deutsche Industrie und der deutsche Handel vom Weltmarkt vollständig verschwunden und muss von neuem aufgebaut werden. Wie weit ein derartiger Wiederaufbau möglich sein wird, lässt sich im Augenblick nicht übersehen, hängt vielmehr im wesentlichen von den Friedensbedingungen, welche man uns auferlegen wird und den hiermit vielleicht verbundenen Einfuhrverboten für deutsche Fabrikate ab, anderseits aber auch von der allgemeinen wirtschaftlichen Gestaltung, den Löhnen, Steuern, Zöllen und sonstigen Abgaben in Deutschland. Es muss daher die erste und vornehmste Aufgabe der neuen deutschen Regierung sein, sowohl durch die Art der Friedensbedingungen wie auch durch die Ordnung der äusseren wirtschaftlichen Verhältnisse die deutsche Maschinen-Industrie in weitgehendster Weise zu unterstützen und zu fördern, denn hiervon wird im wesentlichen abhängig sein, ob das Deutsche Reich in der Lage sein wird, den an dasselbe gestellten Anforderungen nachzukommen. Sollten diese Vorbedingungen in befriedigender Weise gelöst werden können, so ist zu erwarten, dass die deutsche Maschinen-Industrie sich, wenn zunächst auch nur langsam und Schritt für Schritt, wieder eine angemessene Stellung im Weltmarkte wird erobern können. Die Erfahrung hat gezeigt, dass die deutsche Technik dem Auslande auf den verschiedensten Gebieten nicht nur durchaus ebenbürtig, sondern vielfach entschieden überlegen ist. In der Zeit vor dem Kriege ist es dem deutschen Maschinenbau und der Elektrotechnik möglich gewesen, durch überlegene Technik und Konstruktion selbst infolge der bestehenden Schutzzölle in England und in englischen Kolonien festen Fuss zu fassen und vielfach die englische Konkurrenz im Wettbewerb zu schlagen. Infolge des durch den Krieg stark erhöhten Chauvinismus und Völkerhasses wird die deutsche Industrie in der ersten Zeit nach Friedensschluss auf die Absatzgebiete in England, Frankreich und deren Kolonien verzichten müssen, dagegen liegen schon jetzt Anzeichen vor, dass die neutralen Länder, wie auch ferner diejenigen, die unter dem Druck der deutschfeindlichen Grossmächte gegen Deutschland formell den Krieg erklärt haben, bereitwillig und gern Abnehmer deutscher Fabrikate sein werden. Es erstreckt sich dies besonders auf Süd- und Mittelamerika, Holl.-Indien, China und Japan, abgesehen von den verschiedenen Randstaaten."

Von einer Automobil- und Motorenfabrik wird mir erwidert: „Die Herkunft von Automobilen ist für jeden leicht festzustellen, und der deutsche Ursprung unserer Fabrikate wird sicherlich eines der grössten Hindernisse für den Absatz in den Ententeländern sein. Auf der anderen Seite wird man sich auch in neutralen und überseeischen Gebieten sehr häufig den Fabrikaten der grossen amerikanischen, französischen, englischen und italienischen Automobil-Industrien mit Vorliebe zuwenden. Diese Ausblicke sind natürlich keine Gründe, uns von der nachdrücklichen Bearbeitung aller früheren Absatzgebiete abzuhalten, und manche Absatzschwierigkeit wird sich später mindern oder ganz verschwinden."

Eine Speditionsfirma gibt der Hoffnung Ausdruck, „dass seitens unserer Regierung günstige Handels- und Zollverträge, welche den Export der Maschinen-Industrie erleichtern werden, beim bevorstehenden Friedensschluss Berücksichtigung finden. Ferner müsste auch auf die Eisenbahn- und Schiffahrts-Gesellschaften nach diesem Termin eingewirkt werden, dass günstige Fracht- und Beförderungsbedingungen die Ausfuhr der in Frage kommenden Artikel ermöglichen."

Diese Urteile aus der Industrie lassen die Hoffnung aufkommen, dass unsere Industrie noch lange nicht daran denkt, zu verzagen, in ihr vielmehr noch genügend Wille und Kraft steckt, den deutschen Export wieder zur Blüte zu bringen, wenn alle daran mitarbeiten, wenn ein jeder es als seine höchste Pflicht betrachtet, unter praktisch möglichen Bedingungen zu arbeiten. Hoffen wir, dass die deutsche Industrie nicht dem Fanatismus zum Opfer fällt, der uns zu Sklaven unserer Besieger machen würde!

Kunst und Kunstgewerbe in der Lichttechnik.

Von Heinrich Müller, Offenbach a. M.

Kunst und Kunstgewerbe sind nicht unzertrennbar mit den beiden Begriffen Luxus und Kostspieligkeit verbunden. Wohl sagt das Sprichwort: Die Kunst geht nach Brot, aber umgekehrt bedürfen Luxus und Kostspieligkeit nicht unbedingt der Kunst. Es hat auch keinen Zweck, etwa die Forderung aufzustellen, dass Luxus und Kostspieligkeit unbedingt Kunst und Kunstgewerbe unterhalten und tragen; wohl können sie Kunst und Kunstgewerbe fördern und stützen. Es kann nicht verlangt werden, nur zu dem Zweck Luxus und Kostspieligkeit zu züchten, damit das Geld unter die Leute kommt. Vom kaufenden Publikum können wir nicht die Entfaltung von Aufwand und Kostspieligkeit fordern, um Kunst und Kunstgewerbe zu fördern und ihr Ausdehnungsgebiet zu vergrössern. Luxus und Kostspieligkeit sind leicht geeignet, Schaden und Ärgernis hervorzurufen. Alles Schaffen, Bauen, Tun, Denken und Fühlen steht in unlösbarem Zusammenhang. Die Religion z. B. ist eine berufene Förderin von Kunst und Kunstgewerbe. In einem gewissen Sinne kann sogar die Religion selbst Kunst sein. Gerade die christliche Kirche hat unbestritten einen grossen Einfluss auf die Entwicklung von Kunst und Kunstgewerbe ausgeübt. Ich brauche nur an den Kirchenbau, die religiöse Malerei, den Bibeldruck usw. zu erinnern. Welche Schätze bergen allein die katholischen Kirchen in Belgien! Wer Gelegenheit hatte, die Sammlungen in Gent, Brügge, Brüssel usw. zu bewundern, das Innere zahlreicher belgischer Kirchen zu besichtigen und die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte so manches Kunstwerks in Klöstern usw. zu studieren, wird ohne weiteres zugeben, dass Kunst und Kunst-

Digitized by Google

gewerbe der Religion sehr viel zu danken haben. Es gibt allerdings Gemütsmenschen, denen der Gedanke an Kapitalgewinn und Zinsen wichtiger ist als alles andere, und die für Kunst und Kunstgewerbe nur dann ein offenes Herz und eine offene Hand haben, wenn sich ihre Kunstliebe mit dem Kapitalgewinn in ein nach ihrer Anschauung vorteilhaftes Verhältnis setzen lässt. Haben die Gemeinde- und Sozialpolitiker jemals darüber nachgedacht, was es z. B. für die Stadt Wien wirtschaftlich bedeutet, dass grosse und bedeutende Künstler dort gelebt und gewirkt haben und dass die Kunst von jeher dort eine Heimstätte hatte? Was wäre München ohne die vielen Künstler, deren Schaffen und Wirken mit der Entwicklung der Stadt unlösbar verbunden ist? Welche Bedeutung hat die historische Entwicklung Potsdams für Berlin? Was wäre Leipzig ohne die Messen? Blicken wir nach Darmstadt, Karlsruhe, Bayreuth, Düsseldorf und anderen Kunstzentren. Überall ist eine verständige Kunstpolitik in den Vordergrund getreten, die die Entwicklung der Städte überaus günstig beeinflusst hat. Der Krieg hat hier wohl hemmend, aber nicht störend eingegriffen.

Eine der vornehmsten Aufgaben der Förderung von Kunst und Kunstgewerbe ist die richtige Bewertung des Kunstgegenstandes oder des Kunstwerkes. Die Lösung dieser Aufgabe war schon vor dem Kriege teilweise gelungen und man darf hoffen, dass die Tendenz der Weiterentwicklung der Bewertungsfrage auf den einmal eingeschlagenen Bahnen verharrt. Bei Kunstwerken ist meist der Kunsthändler der einzige Preisbildner. Anders ist es bei Gegenständen des Kunstgewerbes. Das Kunstgewerbe ist ein Gebiet, dessen Grenzen die enggesteckten Grenzen wirklicher Kunst um ein Vielfaches übersteigen. Die Folge davon ist, dass das Angebot wesentlich grösser ist. Preisbildend ist das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage. Dass auch die Güte der dargebotenen Leistungen von Einfluss auf die Preisbildung ist, ist selbstverständlich. Noch ein weiterer Unterschied trennt die Kunst vom Kunstgewerbe. Während das Kunstwerk, von einigen Ausnahmen abgesehen, im allgemeinen keinen Gebrauchs-, sondern lediglich einen Kunstwert darstellt, verhält es sich bei den Erzeugnissen des Kunstgewerbes gerade umgekehrt; sie stellen meist Gebrauchswerte und selten Kunstwerte dar. Der Gebrauchswert an sich kann dem Tauschwert gleichgestellt werden, und so entsteht der eigentliche Handelswert der kunstgewerblichen Erzeugnisse. Zum Kunstwerk gehört unbedingt die angemessene Umgebung. Was würden unsere herrlichen Kirchenmalereien ohne ihre Umgebung, die Kirchen, sein? Auch das Bild braucht als Kunstwerk die Umgebung. Wer Bilder sammelt und sein Interesse nicht auch der Umgebung der Bilder zuwendet, hat den Kunstwert der Bilder nicht erkannt. Der Künstler sieht immer eine ganze Welt, der Liebhaber dieser Art immer nur einen Bruchteil. Selbst Museen und öffentliche Sammlungen sind von diesem Vorwurf nicht freizusprechen. So wandert das Kunstwerk von Hand zu Hand, bestaunt, bewertet und bezahlt. Trotzdem hat der Sammler und Liebhaber eine wichtige Aufgabe zu erfüllen; er ist nur zu leicht geneigt, den Wert seiner Sammlung börsenmässig auszurechnen. Der eigentliche Kunstwert tritt zurück hinter den Tauschwert, den Marktwert. Würde der Marktwert über Nacht aufgehoben werden können, so würde die Kauflust sofort nachlassen. Der Ankauf von teuren Kunstwerken käme der Verschwendung gleich. Aber auch in diesem Falle würde es sich vom künstlerischen Standpunkt durchaus nicht um eine volkswirtschaftliche Verschwendung handeln, weil der Ankauf von Kunstwerken reineren Motiven entspringen und tiefere Wirkungen ausüben würde. Die heute übliche Sparsamkeit gegenüber wirklichen Kunstwerten könnte weit eher als Verschwendung aufgefasst werden. Wir sind uns meist gar nicht bewusst, wie viele Reichtümer durch die unsinnige Sparsamkeit verschwendet werden, indem wir die schöpferischen Fähigkeiten unentwickelt oder unerkannt verkümmern lassen. Das Kunstempfinden, einst Gemeingut des Volkes und Grundlage der Volksarbeit und Volkswirtschaft, hat sich auf gewisse Kunstgebiete spezialisiert, ist Angelegenheit einer Minderheit von Menschen geworden. Die Kunst als Gewerbe, als Äusserung des Talentes in jedem Geschäft, ist in gleichem Masse verkümmert, wie der Gebrauchswert der Kunstgegenstände hinter den Marktwert zurückgetreten ist. Als unmittelbare Folge davon ist die Entwertung des Talentes anzusehen. Die Kunst ist zum Kunstgewerbe geworden.

(Fortsetzung in nächster Ausgabe.)

Industrielles aus aller Welt.

(Fortsetzung von 1. Umschlagseite.)

Die diesjährige — dritte — Utrechter Messe stand, wie der Ständigen Ausstellungskommission für die deutsche Industrie von einwandfreier Seite berichtet wird, unter dem Zeichen einer ausserordentlich grossen Beteiligung der holländischen Industrie und eines dieser nicht entsprechenden Umsatzes. Die Aussteller hatten sich gegen das Vorjahr von 873 Teilnehmern auf 1694 — also nahezu um das Doppelte — vermehrt, die durch die guten Abschlüsse der beiden früheren Jahre angelockt waren. Um so bitterer wird die Enttäuschung empfunden, die infolge der verminderten Verkäufe eingetreten ist. Die Käufer sind einerseits gegenüber den durch die Zeitverhältnisse bedingten hohen Warenpreisen zurückhaltender geworden, und anderseits glaubten sie auch mit einem gewissen Preisnachlass rechnen zu müssen, den sie nach eingetretenem Frieden erwarten.

Die grossen holländischen Firmen, die sich im ersten Jahre noch zahlreich beteiligten, aber schon im zweiten Jahre begannen, sich zurückzuziehen, sind im jetzigen dritten Jahre fast ganz fortgeblieben. Gleichzeitig haben sich auch die Reihen der kleinen und kleinsten Aussteller mit ihrem nicht gerade würdigen Handverkauf stark gelichtet, wodurch die Messe allerdings nur gehoben werden konnte Übrig geblieben sind im grossen und ganzen nur die mittleren Firmen, so dass der ganzen Veranstaltung der Stempel einer „Mittelstandsmesse" aufgedrückt wurde. Dementsprechend sind in den einzelnen Teilnehmergruppen wesentliche Verschiebungen eingetreten. Schuhe und Lederwaren waren nur recht vereinzelt zur Stelle, auch keramische Erzeugnisse und Glas sind zurückgegangen, ebenso Lacke, Farben und Chemikalien. Dagegen haben sich die Aussteller in Kontorbedarf aller Arten wieder vermehrt, ebenso haben besonders Gartenmöbel, Korbwaren, Tauwerk usw. zugenommen. Auch die Maschinen- und Fahrrad-Industrie hat sich in weiterem Umfange beteiligt, besonders auffällig ist die Ausbreitung elektrotechnischer Artikel.

Die Heizungs- und sanitären Einrichtungen hatten einen besonderen Platz angewiesen erhalten, waren aber nicht so stark vertreten, wie man wohl erwartet hatte. Neu ist die Ausstellung von Spielwaren, insbesondere aus Holz, worunter die in den letzten Jahren von den Schweizer Fabrikanten bevorzugten Flachtiere beachtenswert waren. Auch ein besonderer Kolonialpavillon ist erwähnenswert, der wohl hauptsächlich das holländische Volk eindringlich auf seine kolonialen

Digitized by Google

Erzeugnisse hinweisen sollte und dies bei dem steten massenhaften Besuch auch sicherlich erreicht hat.

Während sich die erste Messe an zwei Plätzen abspielte, nahm sie im zweiten Jahre schon vier Plätze ein, jetzt musste sie wegen der grossen Teilnehmerzahl auf sechs Plätze verteilt werden, die alle räumlich weit auseinanderliegen. Dadurch verzettelt sich die Messe und den Käufern wird die Übersicht erschwert, abgesehen von den Zeitverlusten, die durch die Laufereien zwischen den einzelnen Ausstellungsgruppen eintreten.

Unter den zahlreichen fremden Besuchern waren mehr Deutsche als früher. Am Lucas-Bollwerk waren Kojen für die Vertreter fremder Länder vorgesehen, wovon elf Länder Gebrauch gemacht haben. Einen hervorragend guten Platz, gleich neben dem Eingang, hatte der grosse und geschmackvoll ausgestattete deutsche Raum, in dem sich während der ganzen Messe täglich der Handelsbevollmächtigte der deutschen Gesandtschaft im Haag oder seine Stellvertreter aufhielten. Die durch die Ständige Ausstellungskommission eingesandten Kataloge und sonstigen Drucksachen deutscher Firmen waren hier entweder in Vitrinen oder frei auf Tischen zur Schau gestellt und sollen einen starken Anreiz ausgeübt haben, der sich namentlich durch Hunderte von Nachfragen bemerklich gemacht hat. Wenn hierdurch, bei der völlig neuen Einrichtung und bei dem für die einzelnen Industriezweige sehr ungleich zutage getretenen Interesse, auch nicht alle Hoffnungen der Einsender erfüllt werden konnten, so ist doch ein guter und Erfolg versprechender Anfang gemacht worden.

Die Niederländisch-Indische Messe. Unter Beteiligung der Interessenten aus den Kreisen von Handel, Landwirtschaft und Industrie hat unter dem Vorsitz des Bürgermeisters von Bandoeng die erste Sitzung über die Einrichtung der beabsichtigten Niederländisch-Indischen Messe stattgefunden. Nach Mitteilung des Vorsitzenden soll die Messe beschickt werden von der einheimischen Industrie und der Landwirtschaft sowie von den Einfuhrhäusern für Rohstoffe, Halbfabrikate und Maschinen.

Die Lichttechnische Spezialfabrik Dr. Ing. Schneider & Co., Elektrizitäts-Ges. m. b. H., Frankfurt a. M., hat den Herren Dr. Ing. N. A. Halbertsma, Oberingenieur B. Helmholz, sowie Benno Hoffmann Kollektivprokura erteilt.

Fabriken für Heringsöl und -mehl in Russland. Die bedeutende Heringsfischerei am Kaspischen Meere bringt stets Ergebnisse, die den norwegischen Fangergebnissen sehr nahe kommen. An die notleidenden Distrikte konnte jedoch in letzter Zeit sehr wenig hiervon abgeführt werden, weil die schwierigen Transportverhältnisse ein allzu grosses Hemmnis bildeten. Grosse, längere Zeit lagernde Mengen waren durch diesen Grund dem Verderben ausgesetzt. Die Sowjetregierung will nun, nachdem Proben von norwegischem Heringsmehl im Proviant-Regierungsdepartement geprüft und für gut befunden wurden, dazu übergehen, selbst Fabriken für die Herstellung von Heringsöl und -mehl in der Nähe des Kaspischen Meeres zu errichten.

Oesterreichs Erzbergbau. Nach übereinstimmenden Mitteilungen der österreichischen Fachblätter hat sich der Erzbergbau während des Weltkrieges weiter entwickelt. Namentlich der Chromerzbergbau, der vor dem Kriege keinen Ertrag brachte, erzielte in den vier Kriegsjahren eine überraschende Ausbeute, hauptsächlich in Steiermark. Viel wichtiger ist jedoch die aufgenommene Gewinnung von Aluminiumerzen in den Karstgebieten. Im Jahre 1915 noch wurden überhaupt keine Aluminiumerze abgebaut. 1918 hat man schon rund 60 000 Tonnen solchen Gesteins gefördert. Zur Ausbeute dieser Lager wurde die Errichtung einer grossen Aluminiumfabrik im Karstgebiet beschlossen. Durch die Aluminiumfabrik soll die Bearbeitung der Erze, die bisher im rohen Zustande nach Deutschland gingen, an Ort und Stelle angestrebt werden.

Ersatz für Beton. Laut „Politiken" vom 22. Januar ist durch einen Dänisch-Amerikaner in Oakland ein Ersatzmittel für Beton, Slonex, hergestellt worden. Das neue Material soll bei geringem Gewicht und grosser Festigkeit ebenso billig sein wie Holzkonstruktion. Durch seine grosse Elastizität eignet es sich amerikanischen Zeitungen zufolge vorzüglich für Brücken- und Tunnelbauten. Es sollen grosse Fabriken zur Ausnutzung der Erfindung, die auch dem Ministerium für Schiffbau angeboten worden ist, gebaut werden.

Bücherschau.

Rathenau, Goldscheid, Kopper-Lynkeus und ihre Systeme. Zusammengestellt zu einem Wirtschaftsprogramm von Richard Schwarz. 98 Seiten. Mk. 2.—. Herausgegeben vom Anzengruber-Verlag Brüder Suchitzky, Leipzig—Wien.

Freie Miliz und kein neuer Militarismus! Anregungen und Richtlinien von einem Frontsoldaten. 56 Seiten. Ebenda.

Richtlinien einer internationalen Wirtschaftspolitik. Von Béla Parlagi. 76 Seiten. Ebenda.

Des weissen Menschen Schicksalsstunde. Von Ernst Bleier. 56 Seiten. Mk. 2.—. Ebenda.

GLOCKEN

aus Stahl in höchster Vollendung. Lieferung harmonischer u. melodischer Geläute in jeder Grösse. Bronzeglocken völlig gleichwertig. Jede Lieferung eine Empfehlung.

TURMUHREN

für Kirchen, Schulen, öffentliche Gebäude, Güter, Eisenbahnen in bewährter Güte.

J. F. Weule, Bockenem a. Harz.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Exportfragen. Von Jos. Schwikkart	1 — 3
Kunst und Kunstgewerbe in der Lichttechnik. Von Heinrich Müller	3 — 4
Industrielles aus aller Welt 1. Umschlagseite und	4 — 5
Bücherschau	5
Neueste Anfragen aus dem Auslande	7
Deutsche Werkzeugmaschinen	8
Bezugsquellen	9—11
Spediteur-Tafel	12

Digitized by Google

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings
EXPORT-ANZEIGER
zu beziehen.

KLISCHEE-
FABRIKATION
Buch- und Kunstdruck
Lithographie Steindruck
C. SCHÖNERT
LEIPZIG-94
Graphische Kunstanstalt

Gefährlich u. unappetitlich ist **trübes Wasser.**

Kristallklares und bakterienfreies Trinkwasser erzielt man durch
Berkefeld-Filter.
Nachweislich hervorrag. Schutz geg. Typhus etc. Überall anwendbar. Hunderttausende auf der ganzen Erde in Benutzung. Preisl. umsonst u. postfr.
Berkefeld-Filter Ges. m. b. H., Celle 22 (Hann.).

Zementmauersteinmaschine
„NESTOR" für Hand- u. Kraftbetrieb.
Zementdachziegelmaschinen, Betonhohlblockmaschinen.
Formen für Stufen, Rohre, Betonpfosten.
Zerkleinerungsmaschinen. Pressen. :: :: Mischer.
Maschinenfabrik
Dr. Gaspary & Co., Markranstädt b. Leipzig.
Besuch erbeten.
Katalog Nr. 364 frei.

Digitized by Google

Metall-Armaturen
jeder Art
Leichtmetall (Spezial-Aluminium-) Armaturen
in der **Flugzeugindustrie glänzend bewährt** wie
Ventile, Hähne, Verschlüsse, Teile, Muttern, Überwurfmuttern usw.
Billiger wie solche aus Messing und Rotguss.

Metallguss jeder Art
vom Präzisionsguss bis zur grössten Dimension.

Kokillengiesserei.

Raue'sche Lagerweissmetalle
in bestens bewährten Qualitäten liefern

Ernst Herbert Kühne, Leichtmetallwerke
Tel. 17005, 20491 Dresden-A, 28/X Telegramm-Adresse: Kühnewerk, Dresden.

Neueste Anfragen aus dem Auslande

Briefklammern. Für diesen Artikel hat eine schweizerische Firma Interesse. Hauptsächlich möchte sie Briefklammern aus Stahldraht beziehen. E.-A. 1490.

Bücher. Wissenschaftliche Werke für Drogisten, Ärzte und Zahnärzte möchte norwegischer Abonnent gern provisionsweise vertreiben. Grosse Werke auf Ratenzahlung werden bevorzugt. E.-A. 1481.

Chemische Waren. Deutsche Firmen, die noch nicht in der Schweiz vertreten sind, können Adresse eines vertretungslustigen Herrn erfahren. E.-A. 1474.

Elektrische Artikel. Alter Leser unserer Zeitung sucht für die Schweiz eine Vertretung deutscher Firma. E.-A. 1473.

Elektrische Bedarfsartikel. Abonnent möchte gern Adressen einschlägiger Hersteller erfahren. E.-A. 1476.

Fahrräder, Fahrradteile. Holländischer Kaufmann, der schon lange Jahre mit uns in Verbindung steht, sucht die Alleinvertretung oder den kommissionsweisen Verkauf obiger deutscher Fabrikate an Grossisten und Händler Hollands zu übernehmen. Es kommen nur Ia lieferfähige Firmen in Frage. E.-A. 1484.

Glaswaren. Interessent in Steiermark sucht Vertretung guter deutscher Häuser. E.-A. 1486.

Glühlampen. Deutsche Fabriken können die Adresse eines ausländischen Interessenten erfahren unter E.-A. 1479.

Installationsmaterial für Elektrotechnik. Interessent aus der Schweiz hat sich hierfür eintragen lassen. E.-A. 1478.

Isoliermaterial. Ausländische Firma will von deutschen Herstellern beziehen. E.-A. 1480.

Kistenschoner aus Pappe. Schweizerische Importfirma sucht deutschen Fabrikanten, der sofort lieferfähig ist. E.-A. 1488.

Lacke und Farben. Schweizer Firma sucht die Vertretung einer deutschen Firma. E.-A. 1475.

Lacke und Farben. Schweizerischer Interessent sucht exportfähige Häuser. E.-A. 1471.

Landwirtschaftliche Maschinen und Geräte. Böhmische Firma sucht deutsche Firmen dieser Branche. E.-A. 1472.

Lohnbeutel aus Papier. Deutscher Kaufmann, in Schweden ansässig, sucht Verbindungen mit deutschen Papierwarenfabriken, die Lohnbeutel zur Auszahlung an Arbeiter herstellen. E.-A. 1485.

Maler- und Tapezierer-Artikel. Ein langjähriger Leser in der Schweiz möchte gern eine Vertretung einer deutschen Fabrik übernehmen. E.-A. 1475.

Maschinen für die Brauerei-, landwirtschaftliche, Leder-, Textil- und Zuckerbranche. Österreichischer Ingenieur mit zwölfjähriger Erfahrung im Verkehr mit Ämtern, Behörden und Firmen sucht Generalvertretung deutscher Häuser für den tschecho-slovakischen Staat. Der tschechischen Sprache ist er in Wort und Schrift mächtig. E.-A. 1483.

Porzellanwaren. Firma in Graz möchte die Vertretung übernehmen. E.-A. 1487.

Technisches Porzellan. Ausländische Firma möchte mit deutschen Herstellern in Verbindung treten. E.-A. 1477.

Vergrösserungen, Porträts. Deutsche Firmen, die sich mit der Herstellung von Vergrösserungen, Porträts, befassen, sucht holländischer Interessent. Er sucht Firmen, die in Kreide gemalte, in Pastell gezeichnete oder photographisch hergestellte Vergrösserungen liefern. E.-A. 1482.

Wanduhren. Eine Firma in benachbartem neutralen Staat wünscht deutsche Lieferanten kennen zu lernen, um obige Artikel zu beziehen. E.-A. 1489.

Digitized by Google

Feuerzeuge

Feuerzeughülsen, Gasanzünder,
— Massenartikel —
gedreht, gestanzt, gezogen, geprägt, gedrückt, gegossen, poliert und galvanisiert.
Paul Taucher, Nürnberg-Maxfeld.

Wie urteilt man in Industriekreisen über

Velhagen & Klasings Export-Anzeiger?

Eine Bürsten- und Pinsel-Fabrik schreibt:

„Ich bin mit dem Erfolge dieser Einschaltung insofern ganz zufrieden, als ich tatsächlich genügend Anfragen erhalten habe, die zur Genüge bewiesen haben, dass Ihr Export-Anzeiger von den in Betracht kommenden Stellen gelesen wird."

Wir bitten, unverbindliche Offerte zu verlangen.

Velhagen & Klasings Export-Anzeiger
(Anzeigen-Verwaltung),
LEIPZIG, Hospitalstrasse 27.

Blechbearb.-Masch., Spez.: Blechscheren, Profileisenscheren, Lochmasch., Exz.- u. Friktionspressen, Bieg- u. Richtmasch. Masch.-Fabr. Weingarten, vorm. Hch. Schatz A.-G., Weingarten (Württb.).

Blechbearbeitungsmaschinen,
sämtliche Spezialmaschinen,
Pressen, Scheren, Schnitt-, Stanz- und Ziehwerkzeuge in modernster Konstruktion für die gesamte Blech- und Metallbearbeitung.
L. Schuler, Werkzeugmaschinenfabrik, Göppingen (Württb.).
Gegr. 1839. Personal ca. 1400.

Bohrmaschinen
für die gesamte Eisen-, Stahl- und Metallbearbeitung.
Werkzeugmasch.-Fabr. Ernst Dania & Co., Wien X, Leebgasse 4.

Drehbänke
für die gesamte Eisen-, Stahl- und Metallbearbeitung.
Werkzeugmasch.-Fabr. Ernst Dania & Co., Wien X, Leebgasse 4.

Drehbänke
für Mechanik, Optik, Elektrotechnik etc. Revolverdrehbänke, alleinige Spezialität.
Kröner & Reimer, Leipzig-Li., gegr. 1893.

Drehbänke
mit Leitspindel, Leit- und Zugspindel, mit u. ohne Prisma, Schaftwellenbänke.
Wilhelm Schouren, Inh. Hugo Bierling, Dresden 26. Telefon 31104.

Drehbänke
mit Stufen- u. Einscheibenantrieb, neuzeitliche Konstruktionen, erstklassige Ausführung. L. Schuler, Werkzeugmaschinenfabrik, Göppingen (Württb.).

Drehbank-Klemmfutter System „Cushmann",
zentrisch spannende Zweibackenfutter, Parallel-Schraubstöcke, Gewindeschneidzeuge, Werkzeugmaschinen aller Art.
Gottfried Keil, Magdeburg.

Universal-Fräsmaschinen, Vertikal-Stossmaschinen
Roscher & Eichler, Altmittweida bei Chemnitz i. Sa.

Fräsmaschinen, Revolverdrehbänke
Werkzeugmaschinen-Fabrik Gildemeister & Co., Akt.-Ges., Bielefeld.

Hobelmaschinen
für die gesamte Eisen-, Stahl- und Metallbearbeitung.
Werkzeugmasch.-Fabr. Ernst Dania & Co., Wien X, Leebgasse 4.

Leitspindel-Drehbänke, Vertikal-Fräsmaschinen
Berbet-Maschinenbau G. m. b. H., Halle a. Saale 1.

Das einzelne Feld kostet jährlich nur M. 72.— netto, worin ein Abonnement auf die reichillustrierten Hefte von Velhagen & Klasings Export-Anzeiger mit vielen technisch interessanten Artikeln und Abbildungen einbegriffen ist.

Leitspindel-Drehbänke,
Revolver-Drehbänke,
ca. 9000 Stück im Betrieb.
Langer & Co., Chemnitz S. 3.

Präzisions-Leitspindeldrehbänke
Hobel- u. Shapingmaschinen, Revolverdrehbänke, Fräsmaschinen, Radial- und Schnellbohrmaschinen.
Richard Heinrich & Co., Dresden-A.

Pressluftwerkzeuge
und -Maschinen
Fabrik für Bergwerks-Bedarfsartikel G. m. b. H., Sprockhövel.

Shapingmaschinen
für die gesamte Eisen-, Stahl- und Metallbearbeitung.
Werkzeugmasch.-Fabr. Ernst Dania & Co., Wien X, Leebgasse 4.

Werkzeugmaschinen
für die gesamte Eisen-, Stahl- und Metallbearbeitung.
Werkzeugmasch.-Fabr. Ernst Dania & Co., Wien X, Leebgasse 4.

Werkzeugmaschinen,
Leitspindel-Drehbänke, Räderfräsautomaten, Zentriermaschinen, Schleif- und Riffelmaschinen für Müllerei-Hartgusswalzen.
Oscar Ehrlich, Werkzeugmaschinen-Fabrik, Chemnitz 42.

Werkzeugmaschinen,
Blechbearbeitungsmaschinen, Holzbearbeitungsmaschinen.
Joh. A. Popella, Dresden-A. 1, Leipzig — Berlin.

Digitized by Google

Sprengluft- Gesellsch. m. b. H.

Vollständige Anlagen zur Erzeugung von flüssiger Luft (Sauerstoff) zu

Sprengzwecken:

Flaschen zum Transport flüssiger Gase. Gefäße zum Tränken von Sprengluftpatronen, Sprengluftpatronen jeder Wirkung, Elektrische Zünder und Zündmaschinen, Spezialzündschnüre und Sprengkapseln.

Jährliche Ersparnis von

Millionen Kilogramm Sprengstoff

Charlottenburg 2 ~ Knesebeckstr. 5

Buchbinderei-Maschinen.

Gebrüder Brehmer,

Maschinen-Fabrik,

Leipzig-Plagwitz.

Filiale: **WIEN V,** Wiedner Hauptstr. 84.

Draht- u. Faden-Heftmaschinen

für Bücher und Broschüren.

Maschinen zur Herstellung von Faltschachteln und Kartonnagen.

Falz-Maschinen für Werkdruck und Zeitungen.

Lohr Die Weltmarke!

Mühlen mit selbstschärfenden Steinen

für Industrie und Gewerbe.

K. H. Lohr & Co., Spezialfabrik, **München 12/7.**

Korb-Möbel in bester Ausführung. Liegestühle für Genesende.

Hugo Birnstiel, Coburg 40

Körbe

Blumen- Arbeits- Papier- Konfekt- Gemalte usw.

Reibahlen

Fünfkant- (Stubs)

Reibahlen

H. Wuest, Stuttgart,

Calwer Strasse 18.

Draht-Seile und Gurte

fabriziert

A. W. Kaniss, Wurzen.

Preisliste Nr. 3c kostenlos!

Ziegelei-Maschinen

Leonh. Gnad, Waiblingen (Wttbg.).

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

ALBUMS für Postkarten
„ Amateur-Photos
„ Schallplatten
Poesie-Alben.

Wübben & Co., Berlin, Kochstr. 60/61.
Leipziger Messe: Petersstr. 44.

Bänder und Gurten

aller Art erzeugen

Kruse & Söhne, U.-Barmen.

Engelapotheke Regensburg

Homöop. Medizinal- u. Exportgeschäft

Hauptvertretung der Komplexen Homöopathie **System Mattei.**

Preislisten und Broschüren kostenlos.

Baracken u. Holzhäuser

leicht zerlegbar und transportabel, für alle erdenklichen Zwecke.

Christoph & Unmack, Aktiengesellschaft, Niesky O/L.

(Fortsetzung Seite 10—11)

Digitized by Google

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Bohröl, Lötmittel, Rostschutzmittel, Mittel gegen Pflanzenschädlinge, Mittel zur Ungeziefervertilgung, Carbolineum gegen Fäulnis u. Schwamm.
Chem. Fabrik Dr. H. Noerdlinger,
Flörsheim (Bez. Hessen-Nassau).

Brieftaschen
Aktentaschen, Frühstückstasch. u. andere Kunstledererzeugnisse
Armbruster & Co.
Raska-Werke
Bergedorf 9, Bez. Hamburg

Drahtricht- und Abschneidmaschinen.
Wellenricht- und Poliermaschinen bezw.
Stangenricht- und Entzunderungsmaschinen.
Reduziermaschinen bezw. Aushämmermaschinen.
Scheuerglocken, Idealersatz für Rollfässer.
Einzel-Trommelgrobzüge für Drähte bis 12 mm rund.
Arno Loose, Maschinenfabrik
Chemnitz-Altendorf i. Sa.

Dauer-Einkochgläser
in 5 verschiedenen Formen, Gummiringe für alle Systeme
liefert preiswert
Reinhard Berndt, Hannover, Sonnenweg 7.
Fernsprecher Amt Süd 5645.
Telegrammadresse: Berndt, Hannover, Sonnenweg.

Elektrotechnische Installations-Materialien
für Stark- und Schwachstrom.
Victor R. Névir, Ingenieur, Stuttgart.
Spezialhaus für elektrotechn. Bedarfsartikel • Engros – Export.

Mehr als 20 jährige ausschließliche Specialität:
Eiserne Gittermasten u. Zubehör für elektrische Hochspannungsleitungen/ Beleuchtungs-Anlagen/ Bahnen
etc.
EISENWERK WESERHÜTTE A.G.
BAD-OEYNHAUSEN i/W.

Farben für **Buch-, Stein-, Licht-, Blechdruck.**
Spezialitäten: Offset- u. Tiefdruckfarben, feinste Normalfarben für Drei- und Vierfarbendruck. ∞
Farbenfabriken Otto Baer, Radebeul-Dresden.

Druck-Farben
in anerkannt feinsten Qualitäten für alle Zweige der graph. Industrie fabrizieren
Dr. Lövinsohn & Co., Friedrichsfelde-Berlin.

„H–C–F"

Kamm- und Haarschmuckfabrik
M. B. Schulze, Leipzig.
Export nach allen Ländern.

Käselabextrakt
Labpulver, Käse- und Butterfarbe.
Gebrüder Bayer, Augsburg.

Dresdner Handmalerei
Broschen, Medaillons — gefasst und uneingefasst — Lauten- und Fächerbänder, Fächer, seidene Decken und Lampenschirme
liefert in bester Ausführung
Kunstgewerbe-Reklame Hodum, Dresden-A. III, Zöllnerstr. 15.
Messstand zur Frühjahrsmesse: Handelshof.

Maschinenfabrik Ludwig Augustin,
DRESDEN-A.
Komplette Speicher- und Mälzerei-Anlagen; Trieure für Landwirtschaft, Mühlen, Brauereien; Gelochte Bleche; Kartoffelausgraber.

Maschinen Grösste Spezialfabrik Norddeutschlands moderner, erstklassiger für die Fassfabrikation, Hobel- und Sägewerke, Möbelfabriken, Waggon- und Schiffbau für den Export.
Büttcher & Gessner, Hamburg-Altona-Bahrenfeld.

Prössdorf & Koch Nachf., Leipzig
empfehlen sämtliche
Maschinen, Apparate und **Bedarfsartikel** für **Brauereien** u. **Mälzereien.**
Kulanteste Bedienung! *Gegründet 1863.*

Stationär- und Bootsmotoren,
Drehbänke, Bohrmaschinen, Werkzeuge
baut
Cudell-Motoren-Ges. m. b. H., Berlin N. 65.

Optische Industrie
Franz Schuster Fürth Bayern
Spez. Cupen, Lesefläser, Compasse opt. Spiegel, Ausbrillen, Schutzbrillen, optische Lehrmittel

Digitized by Google

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

OPTISCHE ANSTALT OIGEE BERLIN-SCHÖNEBERG

OIGEE-Binocles, 3—20×Vergr., Feldstecher, Operngläser, Zielfernrohre, Zug-, Stand- und Astronom. Fernrohre, Flugtechnische und Nautische Instrumente. — OIGEE-Feldstecher und Zielfernrohre haben sich im anstrengendsten Kriegsdienst zehntausendfach hervorragend bewährt. — OIGEE-Preisverzeichnisse E. A. 219 für jede Art Erzeugnis getrennt kostenfrei.

Ein recht praktisches **GESCHENK**

für jeden Ordnungsliebenden sind die

Stolzenberg „Blitz"-Ordner

in Verbindung mit „Blitz"-Blocks, erhältlich in einfacher und eleganter :: Ausführung. ::

Verlangen Sie ausführliche Beschreibung von

Fabrik Stolzenberg Oos, Nr. 30, Baden.

Kunstdruck-Papiere, Chromo-Papiere Kunstdruck-Kartons, Chromo-Kartons

liefert in anerkannt vorzüglicher Druckfähigkeit

Dresdner Chromo- & Kunstdruck-Papierfabrik Krause & Baumann A.-G., Heidenau, Bezirk Dresden.

Papiere aller Art.

Post- Schreib- Bücher- Normal- Zeichen- Druck-Papiere. Kunstdruck-Papiere u. Kartons, Elfenbeinkartons, handgeschöpfte Bütten-Papiere.

J. W. Zanders, Bergisch-Gladbach, Rheinl.

Papierkordel

offeriert

Bindfaden-Grosshandelshaus

Carl Strigel, Leipzig, Handelshof 205.

Harris-Riemenverbinder

liefert billigst

Rud. Trott, Berlin N. 39.

Samen aller Art von Erfurter Gemüse und Blumen usw. Überall glänzend bewährt!

Verzeichnisse umsonst und portofrei.

F. C. Heinemann, Erfurt 113. Hoflief. Sr. Maj. d. deutsch. Kaisers.

Samen allererster Qualität

versenden in alle Welt und stehen mit Katalogen jederzeit zu Diensten

Carl Beck & Comp., Quedlinburg a. H.

Tel.-Adr.: „Samenexport Quedlinburg".

Gemüsesamen ungarischer Zucht.

In den erprobtesten Sorten.

Árpád Mühle, Garten- u. Samenbau,

Temesvár (Ungarn).

Emil Herminghaus, G. m. b. H.

Velbert, Rhld.,

Grösste Schlossfabrik und Eisengiesserei.

Spez.: Möbel-, Bau- und Hangschlösser, Eisengrau- u. Temperguss. Auch Beschläge, Riegel, Zapfenbänder, Betthaken etc. etc.

Zur Messe: **Baumesse,** Markt 8, III. Stock, Raum 324.

Schmiedeherde u. -Öfen, Feldschmieden, Ventilatoren, Exhaustoren.

Werner Geub, G. m. b. H., Maschinenfabrik u. Eisengiesserei, **Köln-Ehrenfeld** (Rheinland). Fabrik gegründet 1842.

STAHL-Sohlenschoner **„Firmax"**

Schwere, dreispitzige Ware! Zähes Material! Tadellose scharfe Spitzen! Sofortige Lieferung!

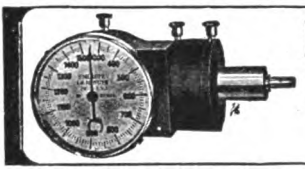
Pfenning-Schumacher-Werke, G. m. b. H., **Barmen.**

Telegr.-Adr.: Columbus, Barmen.

Papier-Spiele, Mal- und Zeichenvorlagen, Bilderbücher, Abziehbilder, Ausschneidebogen für Kinder etc.

Musterkollektion gegen Einsendung von M. 10.— bis M. 50.—

Oscar Luchs, Nürnberg.



Horn-Tachometer

Elektr. Ferntachometer
Elektr. Messinstrumente

Dr. Th. Horn

Leipzig 22

„Pelikan"-Tinte

in 4 Sorten für alle Zwecke.

Alleiniger Fabrikant:

Günther Wagner, Hannover u. Wien X/1.

Vervielfältiger „Optimus"

für Hand- u. Maschinen-Schrift, in Schwarz- u. Buntdruck.

Seit Jahren bewährt in jedem Klima.

Westenhoff & Co.,

Hannover 45. Fabrik. Export.

Ziegeleien, Ton- u. Kalkwerke

mit allen neuzeitlichen Einrichtungen baut

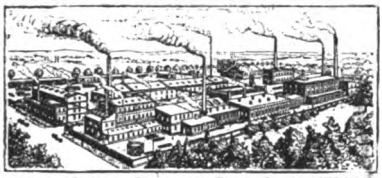
G. Ratzmann, Ingenieur, **Hildesheim.**

Digitized by Google

Chr. Hostmann-Steinberg'sche Farbenfabriken G. m. b. H.,

CELLE.

Gegründet 1817.



Schwarzfarben-, Russ- und Firnissfabrik CELLE.

Grösste Leistungsfähigkeit in schwarzen und bunten Farben für sämtliche Druckverfahren.

Buntfarben- u. Chem. Fabrik KLEIN-HEHLEN b. Celle.

Stephan, Frölich & Klüpfel
SCHARLEY, O/S.

Crotoginorohre ⊕ D. R. P.

(holzgefütterte Eisenrohre)
sind der **beste Ersatz** für die seither aus Kupfer, Messing, Zinn, Nickel, Hartblei usw. hergestellten Rohre. Geeignet für alle säureführenden Leitungen.

Spülversatzrohre ⊕ D. R. P.

lieferbar mit rundem und ovalem Querschnitt, je nach Inanspruchnahme der Leitungen, hergestellt aus besonders hartem Walzstahl. Dreiwegestücke, Krümmer und Zubehörteile.

Zur Technischen Messe: Leipzig, Messhaus Reichskanzler, Zimmer Nr. 505.

Spediteur-Tafel

Antwerpen.
Bayerische Transportgesellschaft vorm. Theod. Fügen G. m. b. H.

Basel (Schweiz).
Hediger & Co., Spedition, Lagerhaus, gegründet 1730.

Berlin.
Adolf Koch, Internationale Speditionen, SO. 16, Cöpenicker Strasse 54.
Montag & Schaeffer, Exportspedition, S. 42, Moritzplatz.
A. Warmuth, Spediteur, C. 2.

Beuthen.
Oberschlesisches Transport- und Lagerhaus Gesellsch. C. Kaluza. — Eigene Lagerhäuser. — Verteilung von Waggons nach Oberschlesien, Polen, Oesterreich.

Brassó · Kronstadt (Ungarn)
Ludwig Schmidt, Spezialdienst für Balkanstaaten.

Breslau.
Gustav Knauer, Hofspediteur.

Danzig. **Elbing.**
Adolph von Riesen, gegr. 1808.

Gera (Reuss).
Rich. Dehne, Fürstl. Reuss. Hofspediteur, Auslandsspedition u. Lagerung.

Hamburg.
Jordan & Berger Nachf., Bahnhofsplatz 1.
Fr. Meyer's Sohn, Internationale Spedition. Tel.-Adr.: Ernestus.

Kehl i. Baden.
Bayerische Transportgesellschaft vorm. Theod. Fügen G. m. b. H.

Köln.
Axer & Hoven, Spedition, Schiffahrt, Auslandstransporte (auch in Cöln-Kalk).

Köln-Mülheim.
Karl Phil. Weber, gegr. 1844, Auslandsspedition, Schiffahrtsagentur, Lagerei.

Königsberg i. Pr.
Simon Eger, gegr. 1873, Internationale Transporte, Spezialverkehr mit Russland.
Ivers & Arlt, Schiffahrt-Spedition und Kommission.
Robert Meyhoefer, gegr. 1869, See-, Fluss- u. Landtransporte.

Leipzig.
Moritz Merfeld.
Ehrhardt Schneider, Sammelspediteur. Abfertigung von Wagenladungen des In- und Auslandes in der denkbar kürzesten Frist. Lagerei mit Gleisanschluss. Verzollung. Sammel-Bücher- und Expressverkehre.
Uhlmann & Co., gegründet 1853.

Ludwigshafen a. Rh.
Bayerische Transportgesellschaft vorm. Theod. Fügen G. m. b. H.

Magdeburg.
Paul Siebert, Schiffahrt, Spedition, Lagerung. Fernspr. 7111 und 7088, Drahtanschrift: „Spedition".

Mannheim.
Bayerische Transportgesellschaft vorm. Theod. Fügen G. m. b. H.

München.
Fischer & Elhardt, Spediteure, Pettenkoferstr. 42.

Rotterdam.
Bayerische Transportgesellschaft vorm. Theod. Fügen G. m. b. H.

Saarbrücken.
Saarbrücker Speditions- u. Lagerhaus-Gesellschaft m. b. H.

Stolp i. Pom.
Emil Tews.

Würzburg.
„Bavaria" Schiffahrts- und Speditions-A.-G.

Velhagen & Klasings Export-Anzeiger. Verantwortlich für die Schriftleitung H. Schönherr, für den Anzeigenteil G. Schräpler, beide in Leipzig. Schriftleitung und Inseratannahme: Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Mannesmannröhren-Werke

Düsseldorf

Telegr.-Anschrift: Mannesrohr

Telegr.-Anschrift: Mannesrohr

besitzen:

Gussstahlwerke in Saarbrücken 5, Gelsenkirchen und Huckingen,

Rohrwalzwerke in Remscheid, Düsseldorf-Rath, Buss a. d. Saar und Witten,

Schweissrohrwerke in Düsseldorf-Rath, Huckingen und Gelsenkirchen,

Blechwalzwerke i. Gelsenkirchen (Abt. Grillo, Funke), in Huckingen (Abt. Schulz-Knaudt),

liefern:

Rohblöcke in allen Qualitäten und Gewichten,

Stahlformgusstücke bis **50 t Stückgewicht,**

Nahtlos gewalzte Rohre aller Art, glatt und mit allen in Frage kommenden Verbindungen, Siederohre, Stahlmuffenrohre, Bohr- und Gestängerohre, Gasrohre, kaltgezogene Rohre, Rohrschlangen, Stahlbehälter, Stahlrohrmaste, Kandelaber, Schiffbauartikel,

Überlappt geschweisste Rohre bis zu den grössten Abmessungen und mit allen in Frage kommenden Verbindungen,

Siemens-Martin-Grobbleche, Schiffsbleche, Panzerdeckplatten, Kesselbleche bis zu den höchsten Stückgewichten,

Böden und geschweisste Teile aller Art. Gewellte Feuerrohre f. Dampfkessel usw.,

Feinbleche. Stanz-, Falz-, Dynamo- und Transformatorenbleche, Hartstahlfeinbleche.

VERVOORT'SCHE

STAHLROST-GESELLSCHAFT M. B. H.

Plan-, Wander-, Ketten-Roste

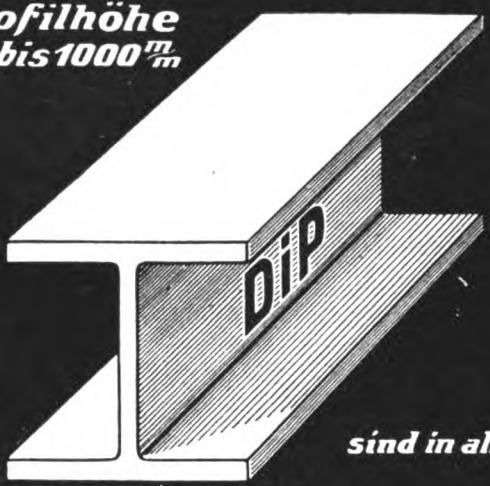
aus gewalztem Material.

Nur eigene ges. gesch. Profile und Konstruktionen.

Jahreslieferungen ca. 1 Million Stück.

Digitized by Google

DEUTSCH-LUXEMBURGISCHE BERGWERKS- UND HÜTTEN-ACT.-GES.
ABTEILUNG DIFFERDINGEN



Profilhöhe 140 bis 1000 m/m

Unsere Differdinger Greyträger

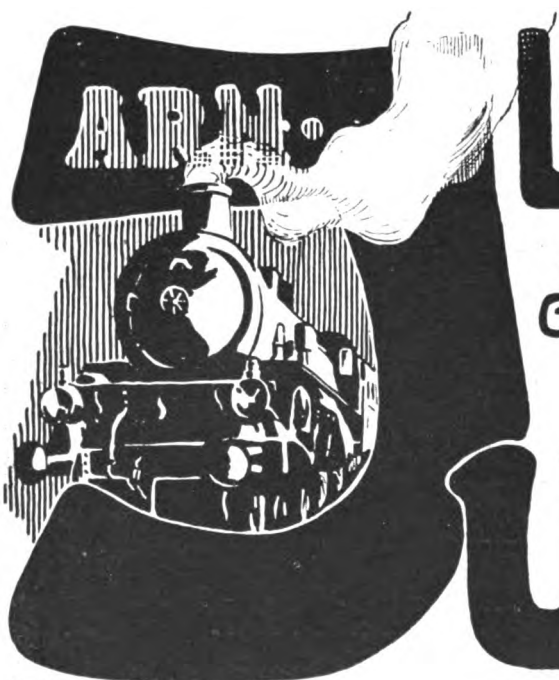
DiP

Träger mit parallelen Flanschen

sind in allen Größen bereits geliefert.

Lieferbar in jeder gewünschten Qualität:

In Thomasstahl, in saurem u. basischem Siemensmartinstahl und für hochwertige Spezialkonstruktionen in Elektrostahl.



LOKOMOTIVEN

JEDER BAUART, GRÖSSE u. SPURWEITE

JUNG

JUNGENTHAL bei KIRCHEN a.d. SIEG.

Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Wildunger Helenenquelle

bei Nierenleiden,
Harnsäure, Eiweiss, Zucker.

1918: 11508 Badegäste und 1570820 Flaschen Versand. Schriften kostenfrei.

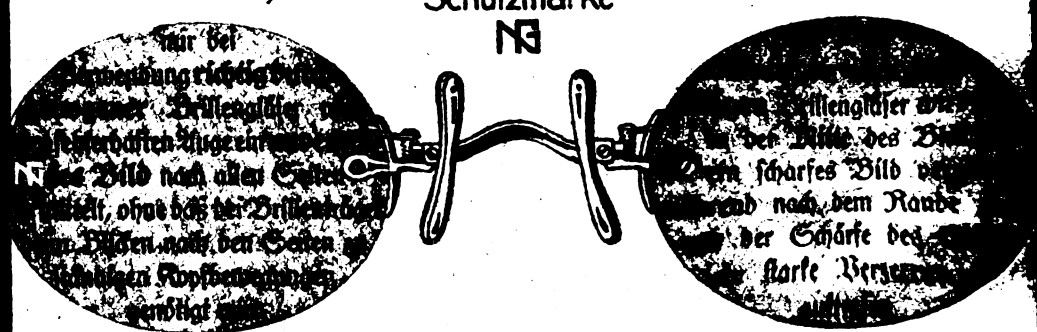
Fürstliche Wildunger Mineralquellen, A.-G., Bad Wildungen.

Digitized by Google

NG MENISKEN

Die vollkommenen Brillengläser

Schutzmarke
NG



Blick durch NG-Menisken!

Blick durch altes Glas!

Bezug durch optische Geschäfte.
Belehrende Druckschriften kostenlos.

NITSCHE & GÜNTHER RATHENOW

Grösste Spezialfabrik für Brillen und Brillengläser

Digitized by Google

IN FELD UND WALD MIT

ERNEMANN KAMERAS

DIE BESTEN ERFOLGE. VORZÜGLICHE SPEZIALMODELLE FÜR NATURFREUNDE UND JÄGER. ILLUSTR. KATALOG KOSTENFREI. BEZUG DURCH ALLE PHOTOHANDLUNGEN

ERNEMANN-WERKE A.-G. DRESDEN 169

PHOTO-KINO-WERKE — OPTISCHE ANSTALT

Der Universalentwickler

„Agfa"-Rodinal

Für Fachleute wie Amateure
Für Platten, Filme, Papiere
Für Negative wie Diapositive
Für Schalen- wie Zeit- und Tankentwicklung
Für richtige, wie Über- und Unterexposition

Bequemste Anwendung,

nur nach Anweisung mit 10—30 Teilen Wasser zu verdünnen.

Leistungsfähig, zuverlässig
Ausserordentlich haltbar

1/20, 1/10, 1/4, 1/2 Liter Originalfläschen.

Näheres über sämtliche
„Agfa"-Photoartikel
im

„Agfa"-Photo-Handbuch

181.—200. Tausend. 75 Pfg.

Durch Photohändler!

Agfa PHOTO-HANDBUCH

„Agfa", Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin SO 36

Digitized by Google

„Welt-Detektiv“

Auskunftei Preiss, Berlin 77, Kleiststr. 36 (Hochbahnh. Nollendorfplatz). Fernsprecher: Kurfürst 4543. Beobachtungen (auf Reisen, in Bade-Kurorten etc.), Ermittlungen, speziell in Zivil- u. Strafprozessen! In- u. Ausland.

Heirats-Auskünfte

über Vorleben, Lebenswandel, Verkehr, Gesundheit, Einkommen, Vermögen, Mitgift etc. an allen inländischen u. neutralen Plätzen. Diskret! Zuverlässigst!

Tausende freiwillige Anerkennungen, u. a. von **Behörden, Rechtsanwälten, Richtern, Offizieren, Kaufleuten** u. vielen sonstigen Ständen beweisen absolute Vertrauenswürdigkeit. Ratschläge gratis in unauffälligem Kuvert ohne Firma.

Briefmarken

Kriegsneuheiten
stets sofort nach Erscheinen.
Sammlungen — Versteigerungen.
Marken- u. Ganzsachenhaus G.m.b.H.
Berlin W. 8, Friedrichstrasse 162 u. 83.

Vogelfutter-

Mischung für Kanarienvögel in Packung zu M. 1.— versendet gegen Nachnahme bei Mindestabgabe von 5 Pack
Gebr. Hambrecht, Samenhandlung, Freiburg i. B., b. Münsterplatz.

---

sind die besten und bleiben 10 Jahr schön. Auswahl gegen Standangabe.
Hermann Hesse, Dresden, Scheffelstr.

Photo-Apparate

Gelegenheitskäufe

Gg. Leisegang Berlin | Potsdamerstr. 138 | Tauentzienstr. 12 | Schloß-Platz 4

(Potsdamer Strasse ab Ende April.)

Die Königin der Hausinstrumente:

Harmoniums

Spez.: Von jederm. ohne Notenkenntnis sof. 4stimm. zu spielende Instrum. Katalog gratis. **Aloys Maier,** Kgl. Hofl., **Fulda 197.**

Ihr neuer Haarnetz

„Haubennetz“ umschliesst von selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar zu sein. Preis M. 1.40 ab 6 Stück, Einzelpreis M. 1.60 (garant. echtes Menschenhaar). Dazu gratis meine lehrreichen Abbildungen Nr. 56 zum Selbstfrisieren.
Haarnetz-Fabrik. Wörner, München 56, Färbergraben 27.

Karlsruher Lebensversicherung

auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1570 Millionen Mark.
Dividenden der Versicherten für die Kriegsjahre 1914/18: 39 Millionen Mark.

Kriegsversicherung mit sofortiger Vollzahlung.

Aufnahme vom 10. Lebensjahre an.

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE

Jaedke

HAMBURG

KAKAO SCHOKOLADE KEKS

ZUR ZEIT AUSVERKAUFT

Digitized by Google

GOERZ
TRIEDER BINOKEL

Vergrösserungen 6, 8, 12fach

Unübertroffene Prismengläser für Reise, Sport, Jagd

Theaterglas „Goerz Fago"
Vergrösserung $3^1/_2$fach

Zu beziehen durch die optischen Geschäfte

Man verlange reich illustrierten Katalog

Optische Anstalt C. P. Goerz, Aktiengesellschaft
Berlin-Friedenau 39

Universität Frankfurt a. M.

Das **Vorlesungsverzeichnis** für das am 28. April beginnende **Sommer-Semester** ist erschienen und wird vom Sekretariat (Jordanstrasse 17) gegen Voreinsendung von 45 Pfg. (Nachnahme 60 Pfg., Ausland 80 Pfg.) zugesandt.

Trüpers Erziehungsheime
mit Jugendsanatorium
auf der Sophienhöhe bei Jena

1890 gegründet für **Knaben u. Mädchen,** die einer die Eigenart berücksichtigenden Pflege, Erziehung oder Schulung vorübergehend oder andauernd bedürfen. Es werden aufgenommen:

1. **Kinder, die der elterlichen Pflege u. Erziehung entbehren müssen:** Waisen, Halbwaisen, Kinder von Auslandsdeutschen usw.
2. **Kinder, die daheim besondere Schwierigkeiten bereiten:** nach Krankheit erholungsbedürftige, blutarme, nerven- und herzschwache, leicht abnorme und andere schwer erziehbare Kinder, schwächliche Mädchen in den Entwicklungsjahren u. a. m.
3. **Kinder, die den Anforderungen der öffentlichen höheren Schulen (zeitweilig oder andauernd) nicht gewachsen sind,** sei es wegen zarter Konstitution und leichter Übermüdung oder wegen angeborener geistiger Schwächen und Mängel.

Einheitsschule bis Sekunda mit kleinen Klassen (etwa 4—15 Schüler), aber auch Besuch von Oberrealschule, Lyzeum u. Gymnasium in Jena gestattet. Besondere Berücksichtigung der Eigenart, Anlage und Mängel durch Sonderstunden und Sonderklassen. Modellieren, Zeichnen, Schnitzen, Hobelbankarbeiten und sonstige Lebensbetätigungen als reale Grundlage für theoretischen Unterricht. — Für minderbegabte Mädchen **Haushaltungsschule.** Für minderbegabte Knaben **Berufsvorbereitungsklassen** nebst praktischer Ausbildung für Gartenbau, Landwirtschaft, Technik und Handel. — Für noch nicht schulreife Kinder **Kindergarten** mit **Schulvorbereitungsklasse.** — Familiäres Leben in getrennten **Knaben- wie Mädchenheimen.** Pflege **religiös-sittlicher** und **vaterländischer Gesinnung,** liebevolle, aber zielsichere Willensführung und Charakterpflege. Sorgfältige Ernährung (Diätkuren), Luft- und Sonnenbäder, heizbares Schwimmbad, Bergwanderungen, Bewegungsspiele und Turnen, Garten- u. Landwirtschaftsarbeiten, Massage u. Heilgymnastik. Gesundheitliche Überwachung u. ärztl. Behandlung durch Universitätsprofessoren der Medizin. Erstklassige Empfehlungen. — ***Näheres durch bildgeschmückte Programmschrift.***

Verkaufsstellen
durch Plakate kenntlich.

Fritz Schulz jun. A.-G.,
LEIPZIG.

Neuer Frauenberuf.

Ausbildung als Chemikerin für Zuckerindustrie etc. in der staatl. kons. Fachschule für Zuckerindustrie in Dessau 228. Nächster Kursus: 8. Juli. Prospekte frei.

Musikinstrumente
Preisliste Nr. 153 umsonst.
Welches Instrument interessiert?
Edmund Paulus, Markneukirchen i. S.

Digitized by Google

Empfohlene Töchterpensionate

Detmold „Haus Holzer" am Papenberg.

Töchterheim I. Ranges für häusliche, gesellschaftliche und wissenschaftliche Ausbildung. Geprüfte Lehrkräfte im Hause. Sommer- und Wintersport. Beste Verpflegung. Prospekte durch Frau Helene Holzer.

Dresden-A. Töchterpensionat Küster-Bertram.

Villa Kaitzerstr. 18a. Schweizerviertel. Eig. gr. Villa mit schatt. Gart. in gesunder Lage. Vorsteh. J. Kiessling u. C. Jäckel, staatl. gepr. Lehrerinnen. Sorgf. Erziehg. Vorzügl. zeitgemässe Ausb. i. Wissensch., Sprach., Musik, Mal., Handarb., auf W. i. Haush. Angen. Familienl. Prosp. u. Ref. d. d. Vorsteh.

Dresden-A. Höhere Koch- und Haushaltungsschule, verbunden mit einem Töchterheim,

Goethestrasse 12.

von Sophie Voigt.

Heim im eig. Hause mit schönem Garten in vornehmster Lage. Vors. Empf. Ausf. Prosp. Unverkürzter Lehrplan auch währ. d. Krieges.

Dresden-Blasewitz Schubertstrasse 22.

A. Schoel Haushaltungs-Töchterheim verbunden mit zeitgemässer geistiger Fortbildung für Töchter gebildeter Stände, mit staatlicher Genehmigung gegr. 1887. Gründl. Erziehung in Haus u. Küche; allgem. Bildung, Bürgerkunde; Kunst, Literatur, Musik; Sport. Jahrespreis 1500 M. Eingehende Prosp. Die Vorsteherin: J. Goltz.

Friedrichshafen am Bodensee.

Königl. Paulinenstift,

Mädchen-Pensionat unter Kgl. Protektorat.

Höhere Mädchenschule. Haushaltschule. Bes. wiss. Fortbildungskurs. Sorgfält. Erziehung. Ausführl. Prospekt mit Lehrplänen.

Vornehmes Familienheim, zehnklassige Höhere Privat-Mädchenschule (Lyceum).

Töchterheim a. Lyzeum Neuenheim/Heidelberg von Herrn u. Frau Direktor Steinkellner. Überwindung von Schulschwierigkeiten in kleinen Klassen. Fortbildungsklassen.

Sorgfältige Einzelerziehung. Ländliche Lage. Gute Verpflegung.

Thale a. Harz Töchterpensionat u. Fortbildungsschule in Wissenschaften und Haushalt fürs praktische Leben von Frau Professor Lohmann und Tochter. Deutsche, ausländische und Fachlehrerinnen. Musik, Gesang, Malen, Hand- und Kunstarbeiten, Schneidern, Turnen, Tanzen, gesellschaftl. Formen. Haushalt, Kochen etc. Gesundes Leben, liebevolle Fürsorge. Ausführliche Prospekte.

Weimar Harthstr. 30. Prakt. Töchterbildungs-Institut mit Lehrprogramm einer Frauenschule, gegr. 1874, staatl. beaufsichtigt. Ergänzung des Schulunterrichts in Verbind. mit hauswirtsch., gewerbl. u. künstl. Ausbild. Gedieg. Erzieh. zu tücht. Persönlichkeit in fröhl. Gemeinschaftsleben. Gross. Besitz mit Park. Waldnähe. Satzungen d. d. Direktor Dr. phil. Curt Weiss u. Frau.

(Jedes Feld kostet nur Mk. 35.— monatlich.)

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Berlin W. Kaufmännische Privatschule für Damen

Potsdamerstr. 90. von Frau Elise Brewitz.

A. Höhere Handelsschule. B. Handelsschule. Handelslehrerinnen-Seminar mit staatlicher Prüfung.

Auf Wunsch Pension im Hause. Näheres Prospekte.

Private Chemieschule für Damen

von Dr. Max Vogtherr, Leiter Dr. Oskar Makowka,

BERLIN SW., Hedemannstr. 13/14.

Reichhaltige Laboratoriumseinrichtungen. Gründliche und vielseitige Ausbildung. — Lehrplan-Zusendung.

Braunschweiger Vorbereit.-Anstalt

für Abitur., Prima, Fähnrich-, Einj.-Freiw.-Prüfung. Energischer, individ. Unterr. in kleinen Abteilungen. Eig. Haus mit Garten. Gute Pens. auch f. Schüler höh. Lehranstalten. Damenabteilung zur Vorbereitung f. Prima u. Abitur. Bisher stets beste Erfolge. Näheres durch den Leiter Oskar Soff, Bammelsburgerstr. 12.

Eisenach Bornstrasse. **Institut Burchardi.**

Abteilungen:

A. Töchterheim a. Frauenlehrjahr. — B. Haushaltungsschule. — C. Landwirtschaftliche Frauenschule. — D. Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde.

Auskunftsheft durch die Vorsteherinnen.

Halle-Saale

Dr. Harang's Lehranstalt.

Bisher bestanden

524 Einjährige,

202 Prim., 138 Abitur. — Bericht.

Schülerheim.

Privat-Realschule mit Handelsfächern

Alumnat **Unterneubrunn (Thür.)**

Gesunde Lage ••••••• Sorgfältige Erziehung

Gediegener Unterricht ✦ Dir.: Dr. phil. Knoll

Zuoz Lyceum Alpinum.

Direktor: Dr. Günthart, früher Oberlehrer in Barmen, dann in Leipzig.

Höhere Knabenschule im Hochgebirge!

Kräft. d. Gesundh. d. Sport u. reichl. Ernähr. Schularzt. Aufnahme v. 9. Jahre ab. Gymn., Realgymn., Oberrealsch. Einjähr.- u. Reifeprüf. Akad. Lehrkräfte, deutsche Lehrpl. Engadin (Schweiz), 1730 m ü. M.

Dieser Raum (3 Felder — je Mk. 35.— monatlich netto) ist noch an gute Unterrichtsanstalten zu vergeben.

Anfragen und Aufträge frdl. erbeten an

Velhagen & Klasing.

LEIPZIG, Hospitalstrasse 27.

Digitized by Google

Empfohlene Heilanstalten

DAVOS

DER GRÖSSTE UND VORNEHMSTE HOCHGEBIRGSKURORT UND SPORTPLATZ DER SCHWEIZ.

1500—1800 m ü. M. 7000 Fremdenbetten. ◘ PROSPEKTE durch den VERKEHRSVEREIN.

Sanatorium Schatzalp

1865 m ü. M.

300 m über DAVOS-PLATZ.

Eigene Drahtseilbahn. Modernste Einrichtungen. — Prospekte.

Partenkirchen Bayer. Hochgebirge

Dr. Wigger's Kurheim.

Sanatorium für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke, Kurbedürftige, durch Klima u. Einricht. besond. auch geeignet zur *Nachbehandlung* von *Kriegsschäden* aller Art. Auskunftsbuch.

Empfohlene Hotels

Berchtesgaden Haus Geiger, Bischofswiesen.

Bevorzugte, herrliche freie Lage, reizender Aufenthalt für das ganze Jahr, besonders auch für den Winter geeignet. Besitzer **F. Geiger.**

Dresden ◆ **Hotel Westminster und Astoria-Hotel**

am Hauptbahnhof.

Vornehmstes Familienhaus. Alle Zimmer mit Ferntelephon, Warm- und Kaltwasserzufluss. Privatbäder.

Sanatorium von Zimmermann'sche Stiftung Chemnitz 79.

Vollkommenste u. modernste Kureinrichtungen für physikalisch-diätetische Behandlung. Grosser alter Park, freie Höhenlage. Behagliche Wohnräume. Zanderinstitut. Badesäle, Luftbäder, Emser Inhalatorium usw. Individuelle Diät. Seelische Beeinflussung. Behandlung von Nerven-, Verdauungs-, Herz-, Hautleiden, Adernverkalkung, Gicht, Rheumatismus, Frauenleiden usw. Illustr. Prospekte frei. Chefarzt: **Dr. Loebell.**

Kriegsteilnehmern Ermässigung.

Dr. Teuscher's Sanatorium Oberloschwitz-Weisser Hirsch bei Dresden

f. Nerv.-, Herz-, Stoffwechsel-, Magen-, Darmkranke u. Erholungsbed.

Streng individ. Pflege, kleine Pat.-Zahl. Besitzer S.-R. Dr. H. Teuscher.

Gossmann's Sanatorium

Unvergleichl. Lage am Hochwald **Wilhelmshöhe-Cassel** 350 m üb. d. Meere

---

Städt. Polytechnische Lehranstalt Friedberg (Hessen).

Für zeitgemässe Ausbildung zum Ingenieur und Architekt.

Vergünstigungen für Kriegsteilnehmer.

Invalidenräder Krankenselbstfahrer **Krankenfahrstühle.**

Solide Fabrikate. Katalog gratis.

Rich. Maune, Dresden-Löbtau.

Landsitz im Gebirge,

herrschaftl., mit gr. Park in Harzburg (besond. schöne und gesunde Gegend!), hoch a. Walde, erbteilungshalb. zu verkaufen. (Gute Kapitalsanlage.) Illustr. Druckschrift durch Hofbuchhändler **Stolle, Braunschweig,** Kalenwall.

Tannenhof Dr. Bielings' Waldsanatorium Friedrichroda a. Thür.

Browning Kaliber 7.65 M. 75.—, Mauser, Parabell. M. 85.—, Jagdwaffen.

Benokendorff, Bln.-Friedenau, Rheinstr. 47.

Im Zauber des Hochgebirges

Alpine Stimmungsbilder von Otto Hartmann.

2. u. 3. Aufl. mit 884 teils farbigen Abbild., bunten Tafeln u. Karten. Broschiert M. 22.-. Geb. M. 26.-. In 2 Bden. M. 30.-. Reich ausgeführt. Prospekt kostenlos. Zahlung in monatl. Raten von M. 5.- an.

Verl.-Buchhandlg. Ohlinger, Mergentheim. ◆ Postfach 25.

Chr. Tauber Photo-Haus Wiesbaden V.

Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Illustr. Preisliste Nr. 30 kostenl. Direkter Versand nach allen Weltteilen

Digitized by Google

Neuigkeiten vom Büchertisch.

Die Schriftleitung behält sich den Titelabdruck der eingesandten Bücher in diesem Verzeichnis und die Besprechung einzelner Werte vor. Eine Rückgabe von Rezensionsexemplaren kann in keinem Falle erfolgen.

Bartels, Adolf. Die deutsche Not. Vortrag. Verlag Albert Falkenroth, Bonn a. Rh.

Braun, Hanns. Die Novellen des Anselm Amadeus. Georg Müller, München.

v. Bülow, J. Heinrich Seifferts Ende. Heinrich Z. Gonski, Köln.

Buysse, Cyriel. Arme Leute. Geschichten aus Flandern. Georg Müller, München.

Calwer, Richard. Produktionspolitik. Zum Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft. Zeitfragen-Verlag, Berlin-Zehlendorf W.

Courteline, Georges. Rund um das Glück. Roman. Georg Müller, München.

Damen-Kalender auf das Jahr 1919. R. v. Decker's Verlag, Berlin.

Diers, Marie. Der Lügendoktor. Roman aus Mecklenburgs Notzeit. Max Seyfert, Dresden.

Dresdner Kalender. Jahrbuch über das künstlerische, geistige und wirtschaftliche Leben in Dresden. Herausgegeben von Joh. Erich Gottschalck, unter Mitwirkung von Prof. Dr. Paul Schumann. Verlag Oscar Laube, Dresden.

Erkes, Eduard. China. (Perthes' Kleine Völker- und Länderkunde, 7. Bd.) Verlag Fr. A. Perthes, A.-G., Gotha.

v. Günther, Johannes. Martinian sucht den Teufel. Roman. Georg Müller, München.

Hauptvogel, Franz Ehregott. Als gemeiner Soldat zum Landsturm ausgehoben ins Feld. Verlag Max Koch, Leipzig.

Hohenemser, Ernst. Aphorismen. Verlag Walther C. F. Hirth, München.

Joest, Elisabeth. Jens Palmström. Novellen. Georg Müller, München.

Kandt, Richard. Meine Seele klingt. Nachgelassene Gedichte aus dem Kriege. Dietrich Reiner (Ernst Vohsen), Berlin.

te Kloot, Otto. Urträchte. Traumdeutungen eines Pistonären. Georg Müller, Verlag, München.

Kohne, Gustav. Der siebte Sohn. Ein Kulturroman. Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.

Koppen, Luise. Katharina von Bora, Luthers Frau. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

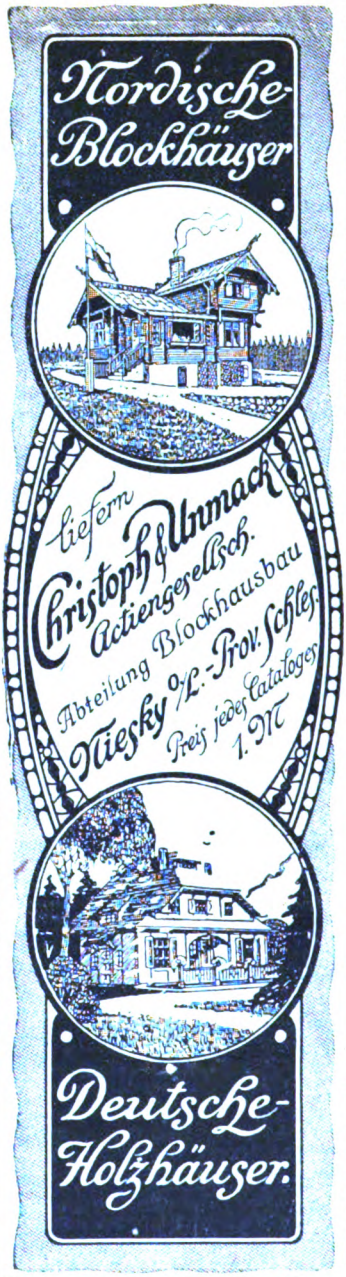
Körber, Clara. Was ist Kultur? Betrachtungen zu Nienkamps „Fürsten ohne Krone". Ein Vortrag. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg.

Kriegs-Chronik, Illustrierte, des Daheim. Heft 80—107. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Zur Klaviermeisterschaft

führt unbedingt der tägliche Gebrauch von **Fingersportsystem „Energetos".** Erläuterungsschrift, Probeseiten mit glänzenden Urteilen erster Künstler.

Energetosverlag 4, Freiburg i. Br., Postfach 138.



Koeta-Koffer,

Marke „Piast".
Patentamtl. **Wortschutz 210713.**
Bedeutsame, sehr wertvolle **Verbesserung in der Kofferindustrie.**
Hartholz-
Kanten-Wulstbügel-Koffer
Unbegrenzte Haltbarkeit.
Beste Zutaten. — Sauberste Arbeit.
Preisblatt mit Abbildung. auf Wunsch.
Bezug nur von dem Fabrikanten
Karl Roegner, Liegnitz 34.

Beinkorrektionsapparat.

Segensreiche Erfindung!
Kein Verdeckapparat, keine Beinschienen!
Unser wissenschaftl., feinsinnig konstr. Apparat **heilt** nicht nur b. **jüng.,** sond. auch bei **älteren** Personen unschön geformte (O- u. X-)Beine ohne Zeitverl. noch Berufsstör. b. nachweisl. Erfolg. **Ärztlich im Gebrauch!** D. App. wird in Zeiten d Ruhe (meist vor d. Schlafe) **eigenhänd. angel.** u. wirkt auf d. Knochensubstanz u. Knochenzellen, so dass d. Beine nach u. nach **normal** gestaltet werden. **Bequem i. Felde zu benutz.,** da sehr leicht im Gewicht (1½—2 kg) u. in einigen Augenblicken an- u. abgelegt werden kann. Verlang. Sie geg. Einsend. von 1 M. (Betrag wird b. Bestellg. gutgeschr.) unsere wissenschaftl. (anat.-physiol.) Broschüre, die Sie überzeugt, Beinfehl. **zu heilen.** — **Wissenschaftl. orthopäd. Versand „Ossalo" Arno Hildner, Chemnitz 15a,** Zschopauer Str. 2.

Arbeiten

können Sie nicht, wenn Ihnen der Schrubber locker wird. Mein Stielbefestiger „Immerfest" macht ein Lockerwerden oder Loslösen des Stieles von Schrubber, Besen usw. **unmöglich.**
Muster 75 Pfg., 12 Stück 4 Mk.
Fr. A. Stahn, Forst i. L., Lange Str. 18.

Davidis-Hölle, Praktisches Kochbuch.

Neu bearbeitet und herausgegeben von **Luise Holle.**
Fünfzigste vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 2056 zuverlässigen und selbstgeprüften Rezepten. Mit 8 farbigen Beilagen u. 51 erläuternden Abbildungen im Text.
Elegant gebunden M. 7.60. Zuzügl. Kriegsteuerungszuschlag.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlag **Velhagen & Klasing, Bielefeld.**

Digitized by Google

England hat

den deutschen Außenhandel zum großen Teil lahmgelegt. Wir müssen und werden das Verlorene zurückgewinnen. Dazu sind französische und besonders englische Sprachkenntnisse unbedingt erforderlich. Wer daher Vorkenntnisse in diesen Sprachen hat, lasse sie nicht einrosten, sondern lese die illustrierten Fortbildungszeitschriften: **„Little Puck" und „Le Petit Parisien".** Der humorvolle, in leichtverständlichem Englisch bezw. Französisch geschriebene Inhalt der beiden Zeitschriften ist mit Vokabeln und Anmerkungen versehen, so daß das lästige Nachschlagen im Wörterbuch fortfällt. **über 24 000 Bezieher! Anregendster Lesestoff daheim und an der Front für alle, die ihre mühsam erworbenen Sprachkenntnisse wachhalten wollen.**

Bestellen Sie „Little Puck" oder „Le Petit Parisien" für 1/4 Jahr zur Probe! Preis jeder Zeitschrift vierteljährlich (6 Hefte) durch Buchhandel oder Postamt **Mk. 2.—**; als Drucksache vom Verlag **Mk. 2.40 (kr. 3.60)**; Feldpost **Mk. 2.20**, Ausland **Mk. 2.50.** Bitte Nachlieferung der im laufenden Vierteljahr bereits erschienenen Hefte verlangen. **Probeseiten frei.**

Gebrüder Paustian, Verlag, **Hamburg 81,** Alsterdamm 7.
Postscheckkonten: Hamburg 189, Wien 105274, Budapest 25162.

DIALON
Seit Jahrzehnten bewährt, v. hervorragenden Aerzten empfohlen als unübertroffenes Einstreupulver für kleine Kinder. Geg. stark. Schweiß, Wundlaufen, Entzünd., Rötung der Haut, bei Verbrennungen, Hautjucken, Durchliegen usw. Im ständ. Gebrauch von Krankenhäusern, dermatolog. Stationen u. Entbindungsanstalten. In den Apotheken.
DIALON ENGELHARDT'S
ANTISEPTISCHER
DIACHYLON WUND-PUDER

Bei Anfragen u. Bestellungen beliebe man sich auf „Velhagen & Klasings Monatshefte" zu beziehen.

Gemälde ernster Künstler

in eingerichteten Wohnräumen
zu angemessenen Preisen

Galerie Ernst Wiest, Berlin
W. 62, Lützowplatz 13, eine Treppe

LAACK

Optische Anstalt
Jul. Laack Söhne
Rathenow (Deutschland)
Katalog kostenlos

Briefmarken

Vorzugspreisliste gegen Doppelkarte.
Paul Kohl, G. m. b. H., **Chemnitz 33, V.**

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Kruppsche Kleinwohnungsbau. Der. Mit 150 Bildertafeln sowie vielen Textabbildungen. Dazu Text der Bauberatungsstelle Düsseldorf. Dr.-Ing. Hermann Hecker. Liefrg. 8. Heimkultur-Verlagsges. m. b. H., Wiesbaden.

Kühnemann, Eugen. Deutschland und Amerika. Briefe an einen deutsch-amerikanischen Freund. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhdlg., München.

Künstlerchronik, Die, vom Frauenchiemsee. Herausgegeben von Karl Raupp und Franz Wolter. F. Bruckmann, A.-G., München.

Kunzer, Georg Eug. Bulgarien. (Perthes' Kleine Völker- und Länderkunde, 5. Bd.) Friedrich Andreas Perthes, A.-G., Gotha.

Kyffhäusergebirge und Barbarossahöhle. Bearbeitet von Dr. Alfred Berg. (Richters Reiseführer. Bd. 38.) Verlagsanstalt und Druckerei-ges. m. b. H., Hamburg.

Landauer, Gustav. Briefe aus der französischen Revolution. 2 Bde. Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

La Tour, der Pastellmaler Ludwigs XV. 89 Nachbildungen von Kunstwerken in St. Quentin. Mit einer Einführung und biographischen Anmerkungen von Hermann Erhard. Herausgegeben von einem deutschen Reservekorps. Im Buchhandel bei R. Piper & Co., München.

Leonhard, W. Die Lage der Landeskirche und ihre künftige Gestalt. Holze & Pahl, Dresden.

Lessing, G. E. Ernst und Falk. (Gespräche für Freimaurer.) Die Erziehung des Menschengeschlechts. (Feldausgaben der „Philosophischen Bibliothek", Heft 5). Verlag Felix Meiner, Leipzig.

Leyst, Carl. Hindenburg oder Napoleon. Die Offenbarung unserer Kraft. Verlag Gustav Braunbeck, G. m. b. H., Berlin.

Lorenz, Ludwig. Luther im Urteil deutscher Dichter und Denker. Stephan Geibel, Verlag, Altenburg, S.-A.

Ludwig, Aug. Eine „Neue Note" in deutscher Dichtung. (Geheimnisse der Natur, Buch I.) Deutscher Liederverlag, Berlin W 15.

Luthers Biblisches Spruch- und Schatzkästlein. Neu bearbeitet, für das Kirchenjahr eingerichtet und herausgegeben von Karl Fliedner. Dörffling & Franke, Verlag, Leipzig

Digitized by Google

Prachtvolle Reiher,

Straussfedern, moderne Federhalsrüschen. oo Reizende Hutblumen u. Hutranken. Blumen zum Anstecken.

Vorteilhafteste Preise.

Oscar Jope, Leipzig 10,
Altes Rathaus u. Salzgässchen 5.

Versand gegen Nachnahme.
Umtausch gern gestattet.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Luther, Martin. Von der Freiheit eines Christenmenschen. Mit 15 Federzeichnungen von Friedrich Preuß. Geleitwort und Texterneuerung von Lic. Dr Hans Preuß. Drei Rosen-Verlag (Karl F. Büring), Leipzig.

Mahr, August. Irene. Trauerspiel. Bruno Volger, Verlagsbuchhandlg., Leipzig.

Mann, Heinrich. Der Untertan. Roman. Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.

Mann, Thomas. Betrachtungen eines Unpolitischen. S. Fischer, Verlag, Berlin.

Markan-Buhle, Tita. Du — meine Sonne! und andere Novellen. E. Appelhans & Co., Braunschweig.

Matthias, Carl-Ernst. Schweizer Weltbühne. Eine Forderung an die Schweiz und an die Welt. Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

Meister der Farbe. Europäische Kunst der Gegenwart. 1917, Heft VIII. Jaeckel: Sandgrube. — Rentsch: Stilleben. — Samberger: Marianne. — Sperl: Frühling in Kutterling. — Feldmann: Spätherbst. E. A. Seemann, Leipzig.

Moog, Willy. Fichte über den Krieg. Falken-Verlag, Darmstadt. — Kants Ansichten über Krieg und Frieden. Ebenda.

Nost, Helene. Gehe hin und kunde! Eine Geschichte von Menschenwegen und von Gotteswegen. Herdersche Verlagsbuchhandlg., Freiburg i. Br.

Nuch, Hans, und Walter Thieffenhusen. Friestät neddersassen. Richard Hermes Verlag, Hamburg.

Mühlradt, Johannes. Die „allzeit getreue" Stadt Konitz. Dramatisches Volksstück. Kommissionsverlag von Büchner und Schmolke, Konitz (Westpr.).

Münch-Born, Ph. Durch! 2. Teil. Paul Michels Kampf um die Kultur. Verlag Oskar Born, Leipzig.

Munier-Mroblewska, Mia. Und doch! Ein Roman aus Kurlands Leidenstagen. J. G. Cotta'sche Buchhandlg. Nachflg., Stuttgart.

Neumann, Felix. „Tannenberg." Ein Schlachten-Epos. Furche-Verlag, Berlin.

Nursery Rhymes. (Tauchnitz-Edition, Vol. 4521.) Bernh. Tauchnitz, Leipzig.

Oels, Friedrich. „An meine lieben Deutschen." Allem Heervolk und Heimlingen im deutschen Heimbereich. Ein Sendschreiben Lutheri wider Peter Peterlein! Friedrich Oels, Würgsdorf.

von Onciul, Dr. Wirtschaftspolitisches Handbuch von Rumänien. Friedr. Andreas Perthes, A.-G., Gotha.

Rheinauer Gartenmöbel

nach Entwürfen erster deutscher Künstler

der Professoren: **Peter Behrens, Hermann Billing, Edmund Körner, Wilh. Kreis, Max Läuger, Max Littmann, Albin Müller, Emanuel von Seidl, Franz Zell** u. a.

Unser Prachtkatalog, 136 Seiten stark, wird gegen Erstattung des Portos Interessenten kostenlos zur Verfügung gestellt, bleibt jedoch Eigentum unserer Firma und muss portofrei zurückgesandt werden. Er enthält eine unerreicht grosse Anzahl von Modellen in Bänken, Tischen, Stühlen. Er bringt ferner Entwürfe von Gartenhäusern, Gartenlauben, Pergolen, Spalierbauten, Gartenschirmen, Sonnenuhren, Keramiken fürs Freie und Innenräume, Gartenzelten, weisslackierten Möbeln für Blumen und Pflanzen, Dielen- und Verandamöbeln.

Beissbarth & Hoffmann Akt.-Ges.,
MANNHEIM-RHEINAU I.
Kunstgewerbliche Werkstätten.

KAYSER
BESTE DEUTSCHE NÄHMASCHINE
Seit 50 Jahren bewährt Nähen, Stopfen, Corsetstich, Maschinen praktisch preiswert
Schnellnäher mit Getriebefußhebel für jede Leistung, ganz bes. Kräftebruch, Spezialapparate
KAYSER-FABRIK
KAISERSLAUTERN

Verlangen Sie den Renner-Katalog!

Unser Modeführer ist kostenlos zu beziehen! Sorgfältige Fernbedienung für auswärt. Kunden! Kostenanschläge u. Auswahlsendungen jeder Art! Der Versand der Waren ist bahn- und postfrei! Umtausch bereitwilligst — oder Geld zurück!

Modehaus Renner Dresden/Altmarkt

Digitized by Google

Die
Romane der Eleganten Welt

Soeben erschien als 3. Band
in prächtiger Ausstattung:

Entfesselte Gluten

Theater-Roman von **Fanny Rheinen**
Mit entzückendem buntem Titelbild
Geheftet Mark 4.— / Gebunden Mark 5.40

Ein Theater-Roman, in dem in äußerst spannender Handlung mit köstlichem Humor allerlei reizvolle Intimitäten aus dem modernen Bühnenleben enthüllt werden. Die Heldin, eine junge, ungewöhnlich schöne Schauspielerin, die die lodernde Begierde aller ihren Weg kreuzenden Männer entfesselt, findet nach schweren Kämpfen ein Herzensglück mit einer kongenialen Natur, die alle Tiefen des Daseins durchwandern muß, ehe sie auf den Weg zu strahlender Höhe gelangt.

Als 1. Band erschien:

Das Paradies der Frau

Berliner Roman von **Ola Alsen**
25. bis 30. Tausend
Geheftet Mark 4.— / Gebunden Mark 5.40

Ein Buch, das namentlich unsere Frauenwelt begeistern, durch seine feine Gestaltungskunst aber jeden literarisch Gebildeten entzücken wird.

Als 2. Band erschien:

Das Mädchen mit dem Goldhelm

Berliner Roman von **Hans Land**
21. bis 25. Tausend
Geheftet Mark 4.— / Gebunden Mark 5.40

Ein neues großangelegtes Berliner Sittenbild, in dem der Autor mit bekannter Meisterschaft grelle Streiflichter auf unsere modernen Gesellschaftszustände fallen läßt.

In allen Buchhandlungen!
Illustrierte Prospekte gratis!

Dr. Eysler & Co. G. m. b. H.
in Berlin SW 68 m.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Philippi, Georg. Die Grundlage zur Weltversöhnung. Auferstehungsklänge aus den Kriegsjahren 1914—18. Selbstverlag des Verfassers, Dresden.

Poeck, Wilhelm. Trina Groots Vermächtnis. Roman aus der Hamburger Elbmarsch. Verlag J. Engelhorns Nachflg., Stuttgart.

Popp, Walter. Neuorientierung der Volksschule. (Friedrich Mann's Pädagogisches Magazin, Heft 656.) Hermann Beyer & Söhne, Langensalza.

Reimann, Hans. Das Paukerbuch. Skizzen vom Gymnasium. Georg Müller, München.

Rheinische Beratungsstelle für Kriegerehrungen. Anregungen für Kriegergrabmäler. Heft 2: Holzkreuze. Verlag Aug. Steiger, Moers.

Ring, Barbra. Die Jungfrau. Roman. Übersetzung. Albert Langen, München.

Römer, Heinrich, und Wilhelm Ande. Mit deutschen Maschinengewehren durch die Wüste Sinai. Mit 32 Abbildungen. Industrieverlag Spaeth & Linde, Berlin.

Ronnert, Albin. Blumen im Schnee. Gedichte. Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

von Roon, Wolfram. Zwei Jahre beim Schlesischen Landwehrkorps. Kriegserinnerungen. Verlag L. Heege, Schweidnitz.

Rung, Otto. Die große Karawane. Roman aus dem heutigen Ägypten. Übersetzung. Georg Müller, München.

Rüst, Edela. Es ritten drei Reiter. Roman. Max Seyfert, Verlag, Dresden.

Rutra, Arthur Ernst. Golgatha. Ein Spiel in neun Bildern. Georg Müller, München.

Sammlung des Freiherrn August van der Heydt, Elberfeld. Ausgewählte Werke der Kunst der Gegenwart. Herausgegeben und eingeleitet von Carl Georg Heise. Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.

Sauer, Marie. Im Jahresreigen. Gedichte. Verlag E. Biermann, Barmen.

v. Schiller, Friedrich. Über Anmut und Würde. (Feldausgaben der „Philosophischen Bibliothek", Heft 1.) Felix Meiner, Verlag, Leipzig.

Schilling, Heinar. Die Trilogie der Seele. Szenen. Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Kronen-Instrumente,

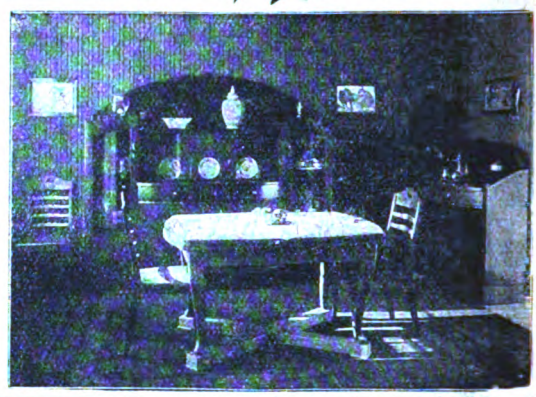
Meistervioline, Lauten, Mandolinen, Guitarren, Zithern, Celli, Saiten.
Hervorragende Leistungen.
Preisbuch frei.
Schuster & Co.,
Markneukirchen No. 1.

Weisse Zähne durch
Chlorodont
Zahnpaste in Tuben, verhütet Ansteckungsgefahr
Dresden-N. Laboratorium »Leo«

Digitized by Google

Werkstätten Bernard Stadler, Paderborn

Zusammenarbeit n von Kaufmann, Künstler und Handwerker. Die gesamte Innenausstattung ist unser Feld, unser Streben geht auf ehrliche Arbeit, neuzeitlichen Geschmack und entgegenkommende Lieferung. Auf ernstliche Anfragen erfolgt gern unverbindlicher Vertreterbesuch. — Lieferung auf unsere Kosten u. Gefahr bah.frei. — Preisbuch M 1 Mk. 2.—.



Wohnungs-Ausstellungen mit künstlerisch durchgeführten Zimmereinrichtungen nach Entwürfen von Max Heidrich:

Berlin, Viktoria Luise-Platz 12a,
Bielefeld, Viktoriastr. 18,
Bochum,
Cassel, Hohenzollernstr. 35,
Düsseldorf, Wagnerstr. 5,
Hamburg 36, Gr. Bleichen 23/27.

Garantol

Bestes Eier-Konservierungsmittel. 1000fach empfohlen.

Packung A für 150 Eier 25 Pfg.
„ C „ 400 „ 50 „
„ E „ 1300 „ 125 „

Zu haben in Apotheken, Drogen- und Kolonialwarenhandlungen.

Nur echt mit beif. Schutzmarke: „GARANTOL"

Garantol G.m.b.H.
Gommern b. Dresden.

System Oliver

Unterrichtsbriefe zur Erlernung fremder Sprachen unter Benutzung humoristischer Texte.

Englisch ◻ Französisch

Preis jedes 20 Briefe nebst Beilagen umfassenden Werkes 22 Mark. Probebriefe je 1,20 Mark.

Mentor-Verlag, Berlin-Schöneberg.

Technikum Mittweida

Direktor: Professor Holzt.
Höheres techn. Institut f. Elektro- u. Maschinentechnik. Sonderabteilungen f. Ingenieure, Techniker u. Werkmeister. Elektr. u. Masch.-Laboratorien.
Lehrfabrik-Werkstätten.
Älteste u. besuchteste Anstalt.
Programm etc. gratis v. Sekret.

Musik-Instrumente

für Orchester, Schule u. Haus.

Spez.: Geigen. Eigene Ateliers.

Preisliste frei!

Jul. Heinr. Zimmermann
Leipzig, Querstrasse 26/28.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Schindler, Hermann. Unser Hindenburg. Ein Lebens- und Charakterbild. Verlag Friedrich Schindler, Dresden-A.

Schlag, Hermann. Das Drama. Wesen, Theorie und Technik des Dramas. Fredebeul & Koenen, Essen (Ruhr).

Schmid, E. Die deutschen Bauern in Südrußland. Mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung der inneren Kolonisation. Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin.

Schmid, Euchar Albrecht. Eine Lanze für Carl May. Karl May-Verlag, Radebeul.

Schmidt-Krake, A. Peter Storms Tramp-Fahrten. Seemanns-Erlebnisse. August Scherl, G. m. b. H., Berlin.

Schmidt-Essen, Alfred. Nationale Währungspolitik. Los von England! (Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft. Heft 37.) „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt, Dresden.

Schnabel, Alban. Katharina von Bora. Dramatische Dichtung zu einem volkstümlichen „Musikalischen Bühnenspiel" in drei Aufzügen, Musik von Heinrich Büttner. Alban Schnabels Buchhandlung, Stollberg i. E.

Schönlank, Bruno. In diesen Nächten. Gedichte. Paul Cassirer, Berlin.

von Schubert, Hans. Luther und seine lieben Deutschen. Eine Volksschrift zur Reformationsfeier. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Entwurf gesetzlich geschützt.

August Stösslein

Werkstätten für Friedhofskunst

Dresden-A. 21.

Künstlerische Grabdenkmäler in einfacher und reicher Gestaltung, Mausoleen usw.

Lieferung einschliesslich Aufstellung nach allen Plätzen, auch nach dem Auslande.

Beste Empfehlungen.

*

Nebenstehende Abbildung:
No. 291. Familiengrabmal auf dem israelitischen Friedhof in Chemnitz.

Digitized by Google

Soeben erschien das fünfte Tausend von:

Anton Wildgans
Dies iraè

Eine Tragödie — Gebunden M. 6.50

Früher erschienen:

Mittag. Neue Gedichte. Fünftes Tausend. Gebunden M. 4.–
Die Sonette an Cad. Elftes Tausend. Gebunden M. 2.50
Armut. Ein Trauerspiel. Zwölftes Tausend. M. 4.–, gebunden M. 5.50
Liebe. Eine Tragödie. Zwanzigstes Tausend. M. 3.50, geb. M. 5.–
In Ewigkeit Amen. Ein Gerichtsstück in einem Akt. Viertes Tausend. M. 2.50

Vorrätig in den Buchhandlungen
Sonderberichte sind ebenfalls durch die Buchhandlungen zu beziehen oder vom Verlag
L. Staackmann in Leipzig

Ein neues Kartenwerk!

Soeben erschien:

Die Völker Europas und der Erde.

Völkerkarten
von Mitteleuropa, Europa und der Erde, Karten der Verbreitung der Deutschen, statistische Zeichnungen und Zahlenangaben.

Preis in Umschlag geheftet 1.50 Mk. Zuzüglich Kriegsteuerungszuschlag.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Zu beziehen durch jede Sortimentsbuchhandlung.

Pallabona unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel

entfettet die Haare rationell auf trockenem Wege, macht sie locker und leicht zu frisieren, verhindert das Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt die Kopfhaut. Gesetzl. geschützt. Bestens empfohlen. Dosen zu Mk 0.80, 1.50 u. 2.50 bei Damenfriseuren, in Parfümerien oder franko von Pallabona-Gesellschaft, München 39 Zu. Nachahmungen weise man zurück.

NEUE • BROSCHÜRE • ÜBER
FAMILIEN-WAPPEN
VERSENDET • KOSTENLOS
HEINRICH PFANNSTIEL
GROSSH. S. HOFLIEFERANT
WEIMAR
THEATERPLATZ

AMSLER & RUTHARDT · Kunsthandlung
Alte Kupferstiche u. moderne Radierungen, alte Holzschnitte, Porträts in ganzen Familien sowie Einzelblättern und bitten um Angebot mit Preisforderung
Amsler & Ruthardt
Berlin W. 8. - Behrenstrasse 29/30

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Schwangart, Friedrich. Signale. Dichtungen. Mit dem Anhang „Grundlagen". Bleyl & Kaemmerer, Verlag. Dresden-Blasewitz.

Seeberg, Woldemar. Lieder eines Balten. Gedichte. Verlag Bernard & Co., Königsberg i. Pr.

Spengler, Wilhelm. Sechs aus einem Dorf. Neue Kriegserlebnisse. Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br.

Stahl, Wilhelm. Die diplomatischen Verhandlungen vor Ausbruch des Weltkrieges auf Grund der Farbbücher. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. München.

Stehr, Hermann. Der Heiligenhof. Roman. 2 Bde. S. Fischer. Verlag, Berlin.

Traub, D. Gottfried. Heimkrieger. Verlag von J. Engelhorns Nachfg., Stuttgart.

Waldfriedhof, Der, des Jäger-Regiments 8 in den Karpathen nahe Macarlau bei Marmaros Sziget. Vom Regiment herausgegeben für Kameraden und Angehörige der Gefallenen. Georg D. W. Callwey, München.

Weimar und Umgebung. Bearbeitet von Prof. Dr. Hermann Schlag (Richters Reiseführer, Bd. 121.) Verlagsanstalt und Druckerei-Ges. m. b. H. Hamburg.

Welti, Albert. Gemälde und Radierungen. Mit einer Einführung von Hermann Hesse. Furche-Verlag. Berlin.

Wulffen, Erich. Die Kraft des Michael Argobast. Roman. Carl Reißner, Dresden.

Wulff, Erwin. Die persönliche Schuld Wilhelms II. Ein zeitgemäßer Rückblick. Verlag Illustrierter Deutscher Reichskalender, Dresden-A.

Zarek, Otto. Die Flucht. Novellen. Georg Müller, München.

Digitized by Google

Perhydritmundwasser-Tabletten

Perbydrol-Zahnpulver

Perbydrol-Zahnpasta

Perbydrol-Mundwasser

Die bekannten Ideale der Zahn- und Mundpflege. Jedermann auf das wärmste zu empfehlen. Zu haben in Apotheken, Drogerien und Parfümerien.

Krewel & Co. G. m. b. H., chem. Fabrik

KÖLN a. Rhein.

Haupt- u. Versanddepot: **Arcona-Apotheke, Berlin N.**

Ed. van Delden,

photographische Anstalt,

Breslau V, Tauentzienstrasse 2.

Erstklassige Vergrösserungen.

Vielfach mit ersten Preisen ausgezeichnet, darunter 2 Staatsmedaillen.

= Verlangen Sie Preisliste. =

Sonder-Angebot

für Liebhaber und Freunde besonders luxuriös ausgestatteter Bücher!

(Als gewählte Geschenke zu empfehlen):

Velhagen & Klasings Monographien, jeder Band numeriert, auf Extra-Kunstdruckpapier gedruckt u. in reichem Ganzleder-Einband (Friedensherstellung). Jeder Band 20.— Mk.!

Künstler-Monographien:

Rubens	(135	Abbildungen)
Velazquez	(48	„)
A. v. Werner	(134	„)
Tiepolo	(74	„)
Ghirlandajo	(65	„)
Veronese	(88	„)
Rethel	(125	„)
Canova	(68	„)
Gebhardt	(93	„)
Leibl	(71	„)
W. v. Kaulbach	(143	„)

Monographien zur Weltgeschichte:

Kaiser Maximilian (146 Abbildungen) von Hayck.

Die Wiedertäufer (99 Abbildungen) von Tumbült.

Alexander der Große (86 Abbild.) von Koepp.

Mirabeau (98 Abbildungen) von Erdmannsdörfer.

Der Versand geschieht unter Nachnahme in der Reihenfolge der Bestellungen, solange der Vorrat reicht.

Bestellungen sind zu richten an:

Daheim-Expedition

(Velhagen & Klasing), **Leipzig,** Hospitalstraße 27.

Vom Erdenelend zum Erdenglück

durch ein naturgemäßes Staatssystem. Inhaltsauszug: Grundzüge der neuen Staatseinrichtung. Der Staat zahlt jed. Menschen ein ausreich. Gehalt auf Lebenszeit. Nur tägl. 3stündige Arbeitszeit für alle. Ehe oder freie Liebe und Naturehe. Frauen-Emanzipation. Vermeidung v. Krankheit u. Siechtum, naturgemäße Kindererziehung u. a.

Tote leben! und umgeben uns. Mit 32 Geisterphotograph. Inhaltsauszug: Spiritismus. Geistererscheinungen u. Tischrücken. Verkehr mit Verstorbenen. Geister beantworten Fragen. Erlebnisse nach dem Tode. Himmelsreisen einer Somnambule u. and. Preis je 4 M., geb. 6 M., Porto 30 Pf., zu bez. d. **Bilz, Dresden-Radebeul,** u. a. Buchhdl. Prosp. frei. Wer beide Bücher kauft, erhält gratis die Schrift „Bilz: Wie ich mich 77 Jahre kerngesund und jung erhielt".

An Jede aufgegebene Adresse versende ich kostenlos

Schmidt,

Neues von der Laute

Ein Verzeichnis neuer Gitarre-Literatur.

Friedrich Hofmeister

Leipzig.

Schöne Schrift

erlernen Sie aus Georg Wagners

Grundlagen der Schrift

Mappe mit Werkzeugen 2.— M

Verlag Heintze & Blanckertz, Berlin

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg.

Seit 1895: Abitur. Prima 7./8. Kl. Erfolgreiche Überleitung in alle Gymnas.- und Real-Klassen. Familienheim.

Notgeldscheine

Preislisten kostenlos.

Ball, Münzenhandlung, BERLIN W 66.

Wir kaufen Markensammlung

gegen bar

Philipp Kosack & Co., Berlin, Burgstr. 13.

Digitized by Google

Bittersüße Liebesgeschichten

RUDOLF HANS BARTSCH

PREIS 1,35 M.

DAS NEUESTE ULLSTEIN-BUCH

MASCHINENFABRIK BAUM AKTIENGESELLSCHAFT
Begründet 1883. HERNE i/W. 1500 Arbeiter.

1883 1919.

KOHLEN- u. KOKSAUFBEREITUNGSANLAGEN

EIGENE VERSUCHSWÄSCHE
seit 1912 geliefert: 64 Kohlenwäschereien, 87 Kohlenwäschen, 36 Koksbrech- u. Sieb-Anlagen.

STEINKOHLEN-BRIKETTIERUNGS-ANLAGEN.

Förder- u. Verlade-Anlagen für Massengüter.

ZER-KLEINERUNGS- - MASCHINEN.

Apparate u. Anlagen für chemische Industrie.

Digitized by Google

Zum **Aufbau** des **geschwächten Körpers** und der **Nerven,**

zur **Erhaltung vollwertigen Blutes**

um den

Körper widerstandsfähig zu **machen.**

Zur **Verlängerung** des **Lebensabends.**

*

Leciferrin-Tabletten bequem im Gebrauch.
Preis Mk. 3.— in Apotheken.

*

Galenus, Chem. Industrie, Frankfurt a. M.

Für die Anzeigen verantwortlich: G. Schräpler in Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Es gibt nichts Besseres für die Nerven

als die von Hunderten

Ärzten empfohlenen

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten

6 Bäder Mk. 3,00 — 12 Bäder Mk. 5,50

Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Parfümerien

Nur echt in der grünen Dose

Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück

Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster und Gutachten. „Pinofluol" Chemische Industrie Berlin W 57, Abt. F. 8 (Bei Anforderung Abteilung genau angeben)

Digitized by Google

Gegen
Wundsein
der Kinder
wie gegen spröde Haut
hilft ausgezeichnet

Lovan-Creme

Das Präparat ist völlig reizlos, kühlt stark und verhindert bei regelmäßigem Gebrauch das Aufspringen bezw. Wundsein der Hände.

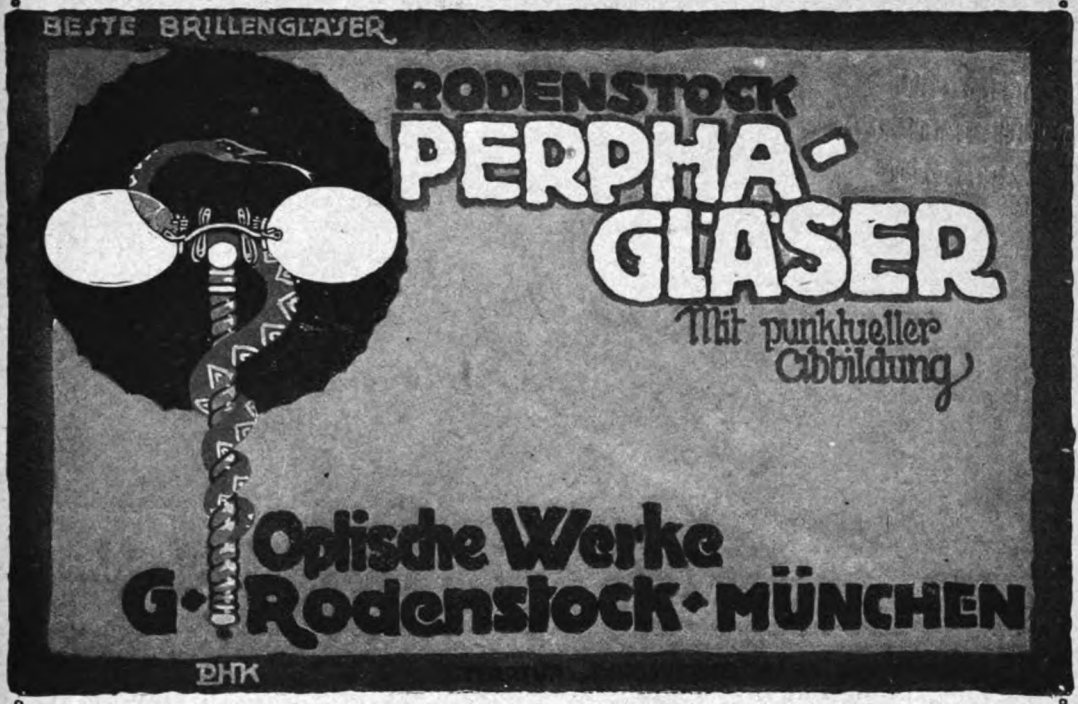
Erhältlich in Dosen zu 35 Pfg. und 60 Pfg. in Tuben zu Mk. 1.– und Mk. 1.50

Gesetzl. geschützt.

QUEISSER & Co.,
G m.b.H., Hamburg 19.

Lovan-Creme

Digitized by Google



Digitized by Google

Die

Leipziger Frühjahrs-Mustermesse

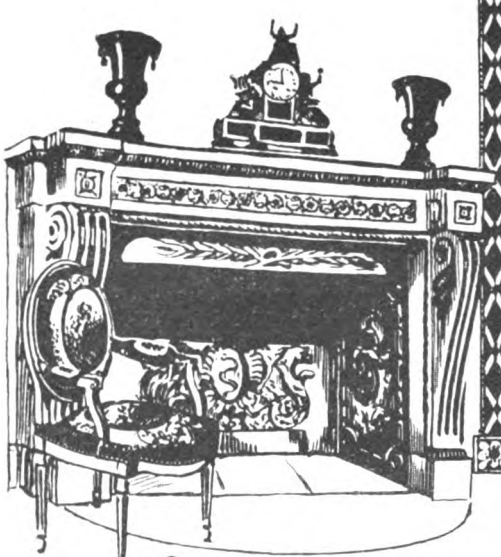
findet in diesem Jahre statt

vom 27. April bis 3. Mai 1919

Anmeldungen von Ausstellern und Einkäufern sind zu richten an das

Meßamt für die Mustermessen in Leipzig

BORCHARDT BEERMANN



Ausstellung

aparter Schlafzimmer, Eßzimmer, Herrenzimmer, Wohnzimmer und Salons

Stilarten u. a. in Chippendale, Adam, Florentiner u. englischer Renaissance, Danziger Barock, Louis XIV. und Louis XVI., Empire

Interessante Ausstellung einzelner Gebrauchs- u. Luxusmöbel

Deutsche u. Perser Teppiche

Ausführung nach eigenen und gegebenen Entwürfen

Hess & Hom

Berlin W 8 / Leipzigerstr. 106

Digitized by Google

Biologische Schönheitskultur

Zur Hautpflege:

Erneuern Sie Ihre Gesichtshaut mit Schröder-Schenke's Schälkur, ärztlicherseits als das Ideal aller Schönheitsmittel bezeichnet. Mit dieser Schälkur beseitigen Sie unmerklich in kürzester Zeit die in und auf der Oberhaut befindlichen Teintfehler, wie Mitesser, Pickel, Sommersprossen, gelbe Flecke, Nasenröte, grossporige Haut usw., welke, schlaffe Haut. Nach Beendigung der Kur zeigt sich die Haut in blendender Schönheit jugendfrisch und rein, wie die eines Kindes. — Ausführung bequem zu Hause und unmerklich für Ihre Umgebung.

Preis M. 14.—

Vegetabilische Hautcreme **„Bella Divina"** macht die Haut weich und zart, gegen rauhe, spröde Haut.

Preis M. 4.—

Gegen Fältchen Hautnährcreme **„Pasta Regis"**, dringt vollkommen in die Haut ein und ersetzt das mehr oder minder geschwundene Fettpolster.

Preis pro Dose M. 7.—

Frostbeulen an Händen und Füssen werden in wenigen Tagen auch in hartnäckigsten Fällen samt den entstandenen blauen Flecken durch meinen **„Frostbeulen-Balsam"** entfernt, verhütet auch Neubildung von Frostbeulen.

Preis pro Flasche M. 8.50

Zur Haarpflege:

„Haarkraftbalsam". Wenn Ihr Haar dünner, spärlicher, spröde und glanzlos wird, Schuppen, Kopfjucken, Haarausfall, Spaltung der Haare auftreten, führt die Anwendung meines Haarkraftbalsams die Schönheit und Gesundheit des Haares wieder herbei. Das Haar wird vollauftragend und duftig und erlangt seidigen Glanz und Weichheit. Haarkraftbalsam ist das denkbar beste zur Verhütung von Ergrauen u. Kahlheit. M. 4.50

Haarkräusel-Lotion **„Isolde"** macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft u. Transpiration. **„Isolde"** ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragd. u. duftig zu gestalten. Preis M. 3.50

Schönheit der Augen

bestrickend. Reiz, strahlend. Glanz, Feuer u. Frische erlangen die Augen durch mein **„Dämon"**; der matte, trübe Blick verschwindet, müde Augen werden lebhaft und gewinnen erhöhte Ausdrucksfähigkeit. Absolut unschädliche, vegetabilische Präparate. **„Dämon"** M. 4.50

Mein **„Asiatischer Augenbrauensaft"** fördert das Wachstum der Augenbrauen und Wimpern auffallend schnell. Die Brauen werden dicht und schön geschwungen, die Wimpern lang und seidig, wodurch den Augen jener pikante Reiz verliehen wird, der das Frauenantlitz so anziehend macht. Preis M. 3.75

Schröder-Schenke Berlin 51, Potsdamerstr. :: E. A. 26 b.

Im Auslande: Wien 51, Wollzeile 15, und Zürich 51, Gladbachstrasse 33.

Mannesmann-Kleinmotorpflug in Betrieb

Mannesmann-Motoren-Werke Remscheid

Digitized by Google

Asbach „Uralf"

alter deutscher Cognac

Weitere beliebte Marke:

Asbach „Privatbrand".

Brennerei: Rüdesheim am Rhein.

Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google